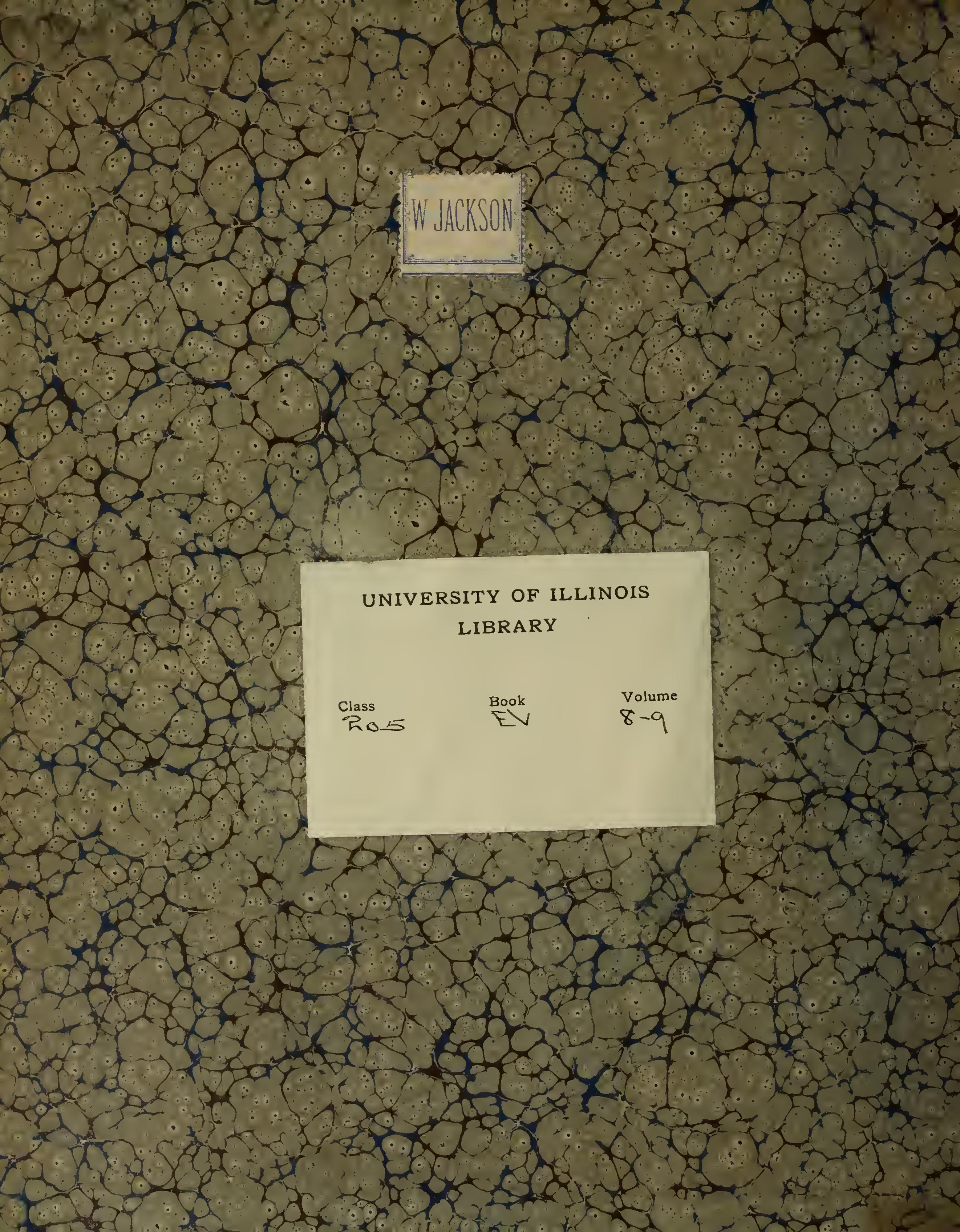




W JACKSON





Evangelische
Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

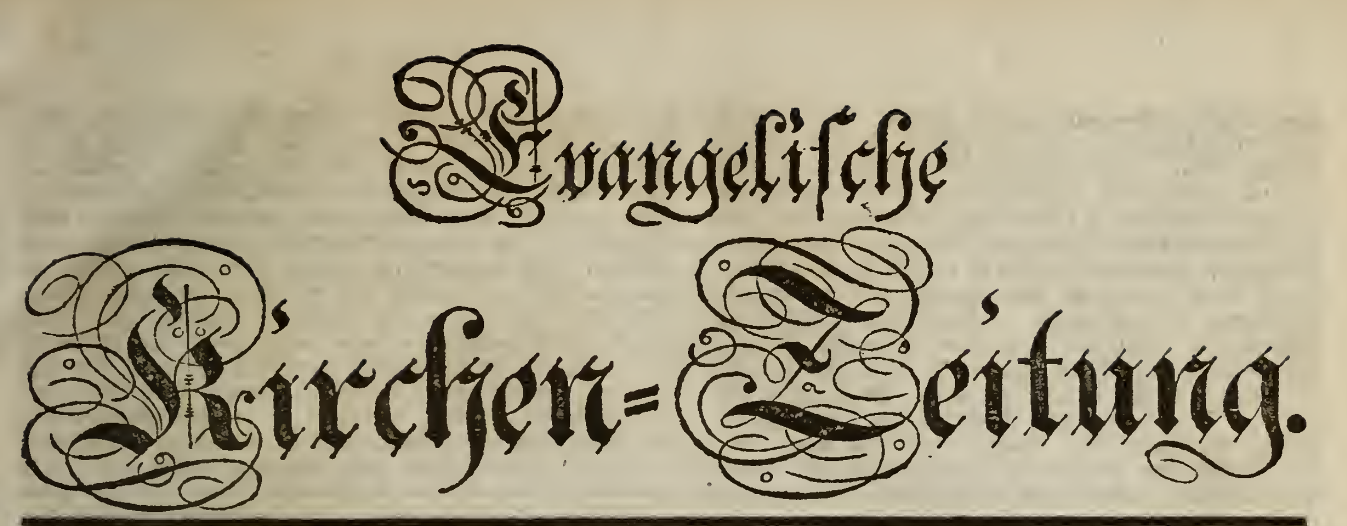
von

E. W. Hengstenberg,
Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzt. ord. Professor an d. Universität zu Berlin.

Achter Band.

Januar bis Juni 1831.

Berlin,
bei Ludwig Oehmigke.



Berlin 1831. Sonnabend den 1. Januar. № 1.

Vorwort.

Mehr als einer der vorhergehenden Jahrgänge der Ev. K. Z. bietet der letzte Stoff zu einer Schlußbetrachtung dar, an die zugleich Wünsche für den neu beginnenden sich schließen. Dies Jahr ist für sie das merkwürdigste ihres kurzen Bestehens gewesen. Als die Redaction den vorigen Jahrgang bevorwortete, ahndete sie noch nicht, welche Kämpfe, welche Stürme bald bevorständen. Heil dem, der den Herrn zur Seite hat! Er ist für jeden Kampf, für jeden Sturm, auch den unvorhergesehenen, im Voraus gerüstet. Ihm wollen wir denn auch hier zuerst und vor Allem unseren lebhaftesten, tiefgefühlten Dank darbringen. Ja, wenn du nicht mit uns gewesen wärst, du lebendiger Gott, der Gebete erhört, so wären wir vergangen. Du hast uns durch deinen Geist, theils unmittelbar, theils durch den Mund deiner Gläubigen, mächtiglich getröstet und erquickt, hast uns aufgerichtet, wenn wir zu sinken begannen, bist stark gewesen in den Schwachen, hast uns nimmer verlassen und versäumt, wenn du auch manchmal auf einen Augenblick dein Angesicht zu verbergen schienest. Du hast uns gewürdigt, von dir zu zeugen mit freudigem Aufthun unseres Mundes, uns vergeben, wenn wir versucht wurden, deine heilige Sache durch eigene sündige Zuthat zu beflecken, uns Kraft ertheilt, den Fluch und Haß, der aus unserer Natur hervorquoll, in Segen und Liebe zu verwandeln. Dir allein gebührt die Ehre, uns aber Schaam und Beschämung. Tilge du am Schlusse des Jahres Alles, wodurch wir uns selbst unbewußt und daher unvermögend im Einzelnen dafür deine Vergebung zu erflehen, dein heiliges und reines Werk getrübt haben. Reinige uns immer mehr von aller Eigenheit, und ertheile uns ein immer reicheres Maaß deines Glaubens und deiner Liebe. Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden; die Grundfesten sind zerstört; immer kühner und trotziger erheben deine Feinde ihr Haupt. Sey du unser Hort, unsere Burg, unser Fels zur Zeit der Noth. Bist du für uns, vor wem sollten wir uns fürchten, bist du mit uns, vor wem sollte uns grauen?

Wir wollen jetzt zuerst dasjenige betrachten, worin sich dieser Jahrgang der Ev. K. Z. im Allgemeinen von den vorhergehenden unterscheidet, und dann zu Bemerkungen über einige Hauptgegenstände übergehen, welche sie im verflossenen Jahre beschäftigt, und am meisten die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Es läßt sich wohl nicht verkennen, daß das Zeugniß der Ev. K. Z. für die evangelische Wahrheit im Gegensatze gegen den Irrthum und Wahn der Zeit kräftiger, lebendiger, entschiedener geworden ist. Nicht als ob früher ein Schwanken in Bezug auf die Lehre geherrscht, als ob irgend eine Grundwahrheit des Evangelii übergangen, in den Hintergrund gestellt, oder gar bestritten worden wäre. Die Verschiedenheit betrifft nur die Art der Behandlung. Der Schulton herrschte zu stark vor; vielen Aufsätzen fehlte die anregende Kraft; sie waren zu abstract, zu wenig mit lebendiger Vergegenwärtigung der Leser geschrieben, zu sehr über der Zeit schwebend, statt kräftig in sie hereinzugreifen. Dieser vorherrscheude Ton legte den einzelnen Mitarbeitern, meist wohl ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, Fesseln an, von denen die wenigsten sich loszumachen vermochten. Man ging mit der Empfindung an die Arbeit für die Ev. K. Z., daß hier nur die Reflexion, nicht der Erguß des vom Geiste Gottes erfüllten, von der Liebe Christi erwärmten Herzens an ihrer Stelle sey, daß man sich vorher fest in die Spanischen Stiefeln der Logik einschnüren müsse, und durch jede freiere regelwidrige Bewegung den Anstand verletzen würde. Eine Folge dieser Behandlungsart war die für eine Zeitschrift unverhältnißmäßige Länge vieler Aufsätze. Jeder glaubte seinen Gegenstand vollständig abhandeln zu müssen, nichts übergehen zu dürfen, was mit demselben irgendwie in Verbindung stand — allerdings an eine schulgerechte Abhandlung eine gerechte Forderung. Wie lästig diese Fesseln den meisten Mitarbeitern waren, ging schon daraus hervor, daß sie, als durch einige Aufsätze ein kräftiger Impuls gegeben worden, fast allgemein abgeworfen wurden. Daß durch diese Veränderung die Wirksamkeit der Ev. K. Z. eine viel eingreifendere werden mußte, liegt schon in der Sache selbst, und wird bestätigt durch die von Stund an gestiegene Aufmerksamkeit und Erbitterung der Gegner sowohl, wie durch zahl-

reiche briefliche Mittheilungen ihrer Freunde. Freilich liegt bei dieser Veränderung die, wie wir glauben bis jetzt glücklich vermiedene Gefahr nahe, auf einen anderen Abweg zu gerathen. Die Lebendigkeit und anregende Kraft darf nie so einseitig angestrebt werden, daß sie der Gründlichkeit Eintrag thäte. Gründliche Lehrentwickelung, gründliche Widerlegung der in der Zeit herrschenden Irrthümer thut um so mehr Noth, je größer gegenwärtig bei den Fernen die Unbekanntschaft mit dem evangelischen Lehrbegriffe ist, und bei den durch das Blut Christi Nahen die Unklarheit in Bezug auf viele seiner wichtigsten Bestandtheile, das Unvermögen, sich und Anderen bestimmte Rechenschaft über ihr Wesen und ihre Gründe zu geben. Es ist zur Gründlichkeit, wie sie in einer Zeitschrift herrschen soll, unnöthig, daß jedesmal alle Seiten einer Sache behandelt werden; dies kann den beabsichtigten Eindruck oft eher schwächen als verstärken; aber bei denen, welche einmal der Betrachtung unterworfen werden, muß dies gründlich und vollständig geschehen, so daß mehrere solcher kleineren Mittheilungen zusammen genommen, die Sache eben so vollkommen in's Licht setzen, wie die früheren größeren Abhandlungen. Was aber ganz besonders im Auge behalten werden muß, nie darf der Wunsch, Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen, zu jenem Streben nach Interessantem und Piquanten, zu jenem oberflächlichen Hin- und Herfahren, zu jener Art leichter Mittheilung verführen, wodurch weltliche Zeitschriften sich Leser zu verschaffen und zu erhalten suchen. Jede, auch die kleinste Mittheilung, auch die unbedeutendste Nachricht, sollte im Aufblicke zu Gott, in dem Bewußtseyn seiner Gegenwart, im Hinblick auf unser Ziel nicht etwa die müßige, nichtchristliche oder christliche Neugierde zu unterhalten, sondern für sein Reich zu wirken, niedergeschrieben werden.

Die angegebene Grundverschiedenheit dieses Jahrganges von den früheren mußte sich auch speciell in der Art und Weise der Polemik kund geben. Es ist wohl irrig, wenn ziemlich allgemein behauptet wird, die Polemik habe in diesem Jahrgange weit mehr überhand genommen, wie in den früheren. Wenn wir auch eine gewisse räumliche Ausdehnung derselben nicht in Abrede stellen wollen, so liegt die Hauptdifferenz doch gewiß in der veränderten Art und Weise, welche Manchen erst jetzt zum Bewußtseyn brachte, daß polemisirt werde. Fassen wir zuerst die Polemik gegen die Rationalisten in's Auge. Die Ev. K. Z. hatte hier von Anfang an die bisherige Kampfesweise gegen sie verlassen; sie hatte den Kampf aus der Schule in die Kirche, aus der Wissenschaft in's Leben eingeführt, den Rationalismus nicht als ein vereinzeltes wissenschaftliches System, sondern als die Theologie des natürlichen Menschen, den geborenen und geschworenen Feind Christi und seiner Kirche dargestellt — eine Veränderung, welche den Gegnern so lästig war, daß sie sehnsuchtsvoll auf die frühere Zeit zurückblickten, und bei jeder Gelegenheit uns zum vermeintlich beschämenden Beispiel ihre Gegner aus derselben vorführten, die, wenn auch nicht selbst todt, doch sich in die Gestalt und Form des Todes verhüllt hatten, und nur zuweilen ein kaum bemerkbares Lebenszeichen von sich gaben. Nichts desto weniger aber hatte unsere Polemik noch Manches von der früheren flauen Weise des Supernaturalismus an sich behalten. Es fehlte nur zu oft das lebendige Bewußtseyn, daß zwischen dem Reiche des Lichtes und dem Reiche der Finsterniß eine unermeßliche Kluft befestigt sey, daß es sich hier um ewige Seligkeit und um ewige Verdammniß handle, daß man solchen gegenüber stehe, die jeden Augenblick vor den Richterstuhl Gottes gerückt werden können. Es fehlte nur zu oft der tiefe, innerliche Schmerz über den versunkenen Zustand unserer Kirche, der nur durch das beständige Leben im Herrn immer rege und seinem Gegenstande angemessen erhalten wird, während er, wo wir aus demselben heraustreten, leicht eingeschläfert wird, weil das, was uns auf allen Seiten umgibt, uns nur zu bald als natürlich und als minder furchtbar erscheint. Es fehlte auch hier an der beständigen Beziehung auf's Leben, an der Vergegenwärtigung derer, gegen welche und für welche wir schrieben. Unsere Polemik schwebte zu oft in der Luft, weil wir nur das Abstractum des Rationalismus, nicht seine individuelle Gestalt angriffen, in der er an diesem bestimmten Ort, in diesen bestimmten Personen auftritt, die Folgen so darstellten, wie er sie seiner Natur nach nothwendig haben muß, nicht wie er sie nach örtlichen Erfahrungen, nach aus dem Leben geschöpften Beobachtungen in gewissen Kreisen wirklich hat. Die Ursache, weshalb früher diese Art des Kampfes gar nicht, oder doch nur sehr sparsam geübt worden, war eine mehrfache. Ein Hauptgrund lag wohl in dem zu abstracten Charakter der Ev. K. Z. überhaupt, zum Theil dadurch hervorgebracht, daß mehrere ihrer Hauptmitarbeiter academische Gelehrte sind, und als solche, zumal bei der in neuerer Zeit herrschend gewordenen Trennung des gelehrten und des practischen Berufes, dem Leben mehr ferne stehen. Einigen Antheil mochte auch Menschenfurcht und Scheu vor der mit dieser Art von Polemik unzertrennlich verbundenen Schmach, oder noch schlimmeren Folgen haben. Doch würde dieses Hinderniß gewiß schon früher im Glauben besiegt worden seyn, wenn nicht die Zeitansicht auf der einen Seite von Persönlichkeit, und auf der anderen Seite von dem Wesen und den Rechten der Kirche so viel Einfluß ausgeübt hätte, daß die christlichen Streiter selbst zweifelhaft waren, ob diese Art des Streites eine rechtmäßige sey. Was man in der gegenwärtigen Zeit Persönlichkeit nennt, hat man in der früheren unter diesem Namen gar nicht gekannt. Wenn Athanasius den Arius, Augustinus den Pelagius, Luther den Tetzel und Eck, als Feinde des Christenthums angriffen, so dachte — was man auch an der Art ihres Angriffes auszusetzen fand — Niemand daran, ihnen unwürdige Persönlichkeiten Schuld zu geben. Die Wahrheit stand damals, weil man in Bezug auf ihren göttlichen Ursprung übereinstimmte, weit höher als das Subject, welches sie vertheidigte oder angriff. Anders gestaltete sich die Ansicht, als mit dem Eindringen des Rationalismus alle Wahrheit eine subjective, selbstgemachte wurde. Jetzt stand Meinung der Meinung gegenüber, und es erschien ungerecht, es erschien lieblos, wegen einer unsicheren Meinung den Inhaber der entgegengesetzten in seiner behaglichen Ruhe zu stören. Persönlichkeit hieß nun Alles, was möglicherweise den letzteren Erfolg haben konnte, während vom Standpunkte des Glaubens aus nur dasjenige diesen Namen verdient, wodurch die Person insofern angegriffen wird, als sie nicht in Beziehung zum Glauben steht, oder auch, wenn der Angriff zwar insofern erfolgt als die Person in Beziehung zum Glauben steht, aber nicht im Glauben und aus dem Glauben, sondern aus fleischlichem Affect, oder gar aus noch niedrigeren Ursachen. Daß man das Letztere immer voraussetzen zu dürfen glaubt, ist ein noch stärkerer Beweis von der Versunkenheit unserer Zeit, wie die Ansicht von der Persönlichkeit selbst. Es ist so weit gekommen, daß man nicht nur selbst durch keine höheren Motive, wie die der Selbstsucht,

mehr geleitet wird, sondern auch unfähig ist, sie bei Anderen als möglich vorauszusetzen, und sie vorkommenden Falls, auch wenn die deutlichsten Erkennungsgründe vorliegen, als wirklich anzuerkennen. — Als das Zweite, worin auch die christlichen Kämpfer sich bisher nicht ganz von dem Einflusse des herrschenden Zeitgeistes frei gemacht hatten, bezeichneten wir die Lehre von der Kirche. Man hatte früher nie daran gezweifelt, daß die Kirche, als äußere Gemeinschaft, auf Einheit der Lehre gegründet sey, daß sie ihre festen Ordnungen und Gesetze habe, ihre Lehrer und ihre Mitglieder ihre Rechte und ihre Pflichten. Nach diesem Begriffe von der Kirche war von jeher in den verschiedensten kirchlichen Gemeinschaften das Kirchenregiment ausgeübt worden; man dachte nicht daran, es unrecht zu finden, wenn man durch die practische Durchführung dieser Grundsätze auf unangenehme Weise berührt wurde; man hielt sich für heilig verpflichtet, diejenige kirchliche Gemeinschaft zu verlassen, mit der man nicht in der Lehre eins war, gegen die man seine Pflichten nicht erfüllen konnte, ohne seine Ueberzeugung zu verletzen, und sich selbst im Gewissen zu brandmarken. Besonders weit war man davon entfernt, als Lehrer der Kirche dasjenige den unmündigen Gliedern derselben aufzudringen, was man selbst nur durch eine Unredlichkeit innerhalb ihres Schooßes für wahr hielt.

Die Kirche als eine so beschaffene Gemeinschaft wurde durch den Nationalismus, so viel an ihm lag, zerstört; ihre Gesetze und Ordnungen wurden mit Füßen getreten; die rationalistischen Lehrer waren nur bedacht über ihre Rechte zu wachen; die Pflichten, auf welche dieselben sich gründeten, glaubten sie ohne Scheu außer Augen setzen zu können, ja sie waren in der Zeit der höchsten Blüthe des Nationalismus Vielen kaum auch nur bekannt. Aus der Praxis mußte sich natürlich die Theorie hervorbilden; man mußte zur Beschönigung seines Unrechtes einen Begriff von Kirche aufstellen, welcher derselben nicht einmal dasjenige übrig ließ, was jeder andern Gesellschaft oder Corporation unbestritten zukommt: daß die Kirche eine in der Schrift begründete, und daß sie eine historisch-rechtliche Grundlage hat, welche kein selbstgemachter, willkührlicher Begriff von ihr umstoßen darf, wurde gar nicht beachtet. So stand es in Praxis und Theorie um die Kirche, als das christliche Leben neu zu erwachen begann. Diejenigen, welche von demselben ergriffen wurden, hefteten zu sehr ihren Blick auf das in der Gegenwart Erscheinende; weil sie in ihr die äußere Kirche in einem traurigen Zustande fanden, so glaubten sie, daß es überhaupt mit ihr nichts sey; der Besitzstand der Nationalisten wurde mit einem Rechte derselben verwechselt; man verzweifelte daran, daß in die ganze todte Masse je wieder Leben gebracht werden könne; man schmeichelte sich entweder mit der Hoffnung, daß das neuerwachende Leben, zur vollkommenen Kraft gelangt, eine neue kirchliche Gemeinschaft gründen würde — oder, was weit häufiger war, man stellte der sichtbaren Kirche überhaupt als einem Todten die unsichtbare als das Lebendige und Wahre entgegen; diese letztere Ansicht erhielt bedeutenden Vorschub durch eine vom Leben abgewandte, nur in der Idee lebende Theologie. — So lange nun diese schwebenden und schwankenden Ansichten von Kirche bestanden, konnte es Niemanden, der irgend consequent war, einfallen, die oben bezeichnete Art von Polemik zu üben. Der Zweck derselben eine Veränderung in dem Ganzen und Großen der Kirche hervorzubringen, lag dieser Richtung fern; von der Pflicht jedes einzelnen Gliedes der Kirche

zu dieser Veränderung mitzuwirken, hatte sie keine Ahndung; sie kannte kein anderes Recht, die Irrlehrer in der Evangelischen Kirche anzugreifen, wie die in der Römischen. Dunkle und unbestimmte Vorstellungen von fleischlichen Waffen, von menschlichem Eifer, von hierarchischem Streben, von Verfolgungssucht — so lange das Wesen der Kirche nicht erkannt und nicht eingesehen worden, welche Gnade der Herr der Evangelischen Kirche dadurch erwiesen, daß er die reine Lehre des Evangeliums in ihr zur rechtmäßigen gemacht hat nicht ohne Grund — vollendeten die Abneigung. Eine Umgestaltung der herrschenden Ansicht in dieser Beziehung war um so schwieriger, je vorwiegender überhaupt in der entstandenen christlichen Bewegung das jede bestimmte begriffliche Bestimmung scheuende Gefühl war — eine Thatsache, zum Theil bedingt durch den historischen Zusammenhang der ersten Erweckung mit der Brüdergemeinde, damals fast dem einzigen Zufluchtsorte des Christenthums; — die Schriften derselben dienten neben der heiligen Schrift vorzugsweise zur Anregung und Erbauung — noch mehr aber durch die allgemeine starke Gefühlsaufregung zur Zeit der Freiheitskriege, das in der neueren Zeit überhaupt vorherrschende Nervenleben, und bei Vielen, namentlich den Theologen und ihren Schülern durch den Uebergang aus dem Nationalismus. Man war noch nicht so weit innerlich von ihm frei geworden, daß man es gewagt hätte, ihm in allen Punkten direct und in's Angesicht zu widersprechen; man hielt es daher für gerathener, Alles, auch die wichtigsten Dogmen, in der unbestimmten Schwebe des Gefühles zu halten. Denn man fühlte dunkel, wenn sie fest und klar begrifflich ausgebildet wurden, so mußte ihre gänzliche Unverträglichkeit mit dem rationalistischen Gegensatze, ans Licht kommen, und diesen auf einmal ganz zum Opfer darzubringen, fühlte man sich zu schwach. Dieser letzte Entstehungsgrund war insofern gefährlicher als die übrigen, weil diejenigen, bei denen er sich wirksam erwies, sich selbst so weit täuschen ließen, ihre Schwäche für ihre Stärke zu halten, weil sie ihren Uebergangszustand für den normalen erklärten, und den Maaßstab desselben an die ganze Vergangenheit und Gegenwart anlegend alles das als krankhaft, als aus der Sünde hervorgegangen verwarfen, was ihrem partiellen Krankheitszustande nicht analog war, und so laut sie die Toleranz und die freie Entwickelung einer jeden menschlichen Individualität predigten, doch Allem, was sich ihnen in dieser Beziehung entgegenstellte, mit einer Intoleranz entgegentraten, wie sie, von jeder aus subjectivem Bedürfnisse und Wunsche entstandenen Ansicht, auch wenn Herz und Ueberzeugung das Gegentheil wollen und gebieten, unzertrennlich, nur von demjenigen vermieden werden kann, welcher die Wahrheit nicht durch einen vermittelnden Vertrag zwischen seiner Natur und dem Worte und Geiste Gottes, sondern einzig durch die strengste und unbedingteste Unterwerfung unter die letzteren, und mögen sie auch die Natur mit Füßen treten, gewinnt.

Die Ev. K. Z. nun, indem sie von Anfang an auf Bestimmtheit der Lehre drang, indem sie stets bemüht war den ursprünglichen und wahren Begriff von der Evangelischen Kirche wieder in seine alten Rechte einzusetzen, ihre christlichen Leser an ihre Pflichten gegen die Kirche zu erinnern und bei ihnen lebhaftes kirchliches Interesse zu erwecken, legte schon frühe zu der bezeichneten Art der Polemik den Grund, indem sie nach Kräften ein Haupthinderniß derselben aus dem Wege räumte.

Allein die Sache hat auch ihre andere Seite und es ist Zeit,

daß wir diese jetzt der Betrachtung unterwerfen. Die Polemik überhaupt und ganz vorzüglich diese Art derselben führt so große Gefahren mit sich, daß einige der wärmsten Freunde der Ev. K. Z. daran verzweifelnd, daß es ihr gelingen werde dieselben zu besiegen, dringend gerathen haben sie lieber ganz daran zu geben. Diesem Rathe konnten wir nicht entsprechen. Der Abfall von Christo in unserer Zeit ist zu groß, als daß die bloße positive Darlegung der Wahrheit es vermöchte, eine heilsame Veränderung im Ganzen und Großen hervorzubringen. Die Geschichte lehrt, daß in allen ähnlichen Umständen der Kirche, zur Zeit von Christi Erscheinung, zur Zeit der Verwüstung der Kirche durch den Arianismus, in der Periode der Reformation, zur Zeit Spener's und Franke's, eine solche Veränderung nur durch Kampf hervorgebracht worden ist. Der Schlaf der großen Masse ist zu fest, als daß die sanft und leise verkündete positive Wahrheit ihn stören könnte; das Bewußtsein um den Gegensatz göttlicher Wahrheit und menschlichen Wahnes so sehr geschwunden, daß die bloße Darlegung der ersteren nicht einmal die theoretische Ueberzeugung von ihrer Verschiedenheit von dem letzteren hervorruft. Beruft man sich zum Beweise des Gegentheils auf die gesegnete Wirksamkeit solcher, welche sich mit der bloßen positiven Darlegung der Wahrheit begnügen, so vergißt man den Vortheil in Anschlag zu bringen, den diese dadurch genießen, daß Andere das Bewußtseyn um den Gegensatz angeregt, und diejenigen, welchen die laute und scharfe Weckstimme unangenehm war, und die sich mit Unwillen von ihren Urhebern abwandten, doch für jene sanftere Art und Weise der Verkündung, die sie sonst entweder mit demselben Unwillen von sich gestoßen, oder in träger Gleichgültigkeit aufgenommen haben würden, empfänglich gemacht haben. Man hat allerdings ein Recht, diese Art der Verkündung für die einzig wahre und angemessene auszugeben, wenn man voraussetzen darf, daß man nur an solche sich wendet, denen die Anforderungen ihrer höheren gottverwandten Natur zum vollkommenen Bewußtseyn gekommen, welche die Wahrheit, und nur sie eifrig suchen, und denen sie nur entgegengebracht zu werden braucht, um von ihnen freudig aufgenommen zu werden, die in der tiefen Empfindung ihrer Sündhaftigkeit hungern und dursten nach der Gerechtigkeit, und nur nicht wissen, wie zu ihr zu gelangen. Allein diese Ansicht ist so wenig in der Beschaffenheit ihres Gegenstandes gegründet, daß ihre Entstehung nur aus einer Uebertragung der individuellen Erfahrung eines tiefen, schon ehe es zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit gelangte, von den vorbereitenden Wirkungen der Gnade lebendig berührten Gemüthes auf das Ganze der Welt und der Zeit erklärt werden kann, eine Uebertragung, welche bei schärferer Scheidung der Natur und Gnade in sich selbst, bei unbedingterer Unterwerfung unter dasjenige, was die Schrift über die Beschaffenheit der menschlichen Natur an sich, und den wirklichen Zustand der großen Masse der Menschen aussagt, bei genauerer Aufmerksamkeit auf die Art und Weise, wie der Herr und seine von ihm mit irrthumsfreier Unterscheidungsgabe ausgerüsteten Apostel der Welt entgegentraten, endlich bei geringerem Vorwalten der Idee über die Wirklichkeit, bei umfassenderer Beobachtung des Lebens und der Zeit, und bei größerer Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Berührungen mit denselben, freilich nicht statt finden würde.

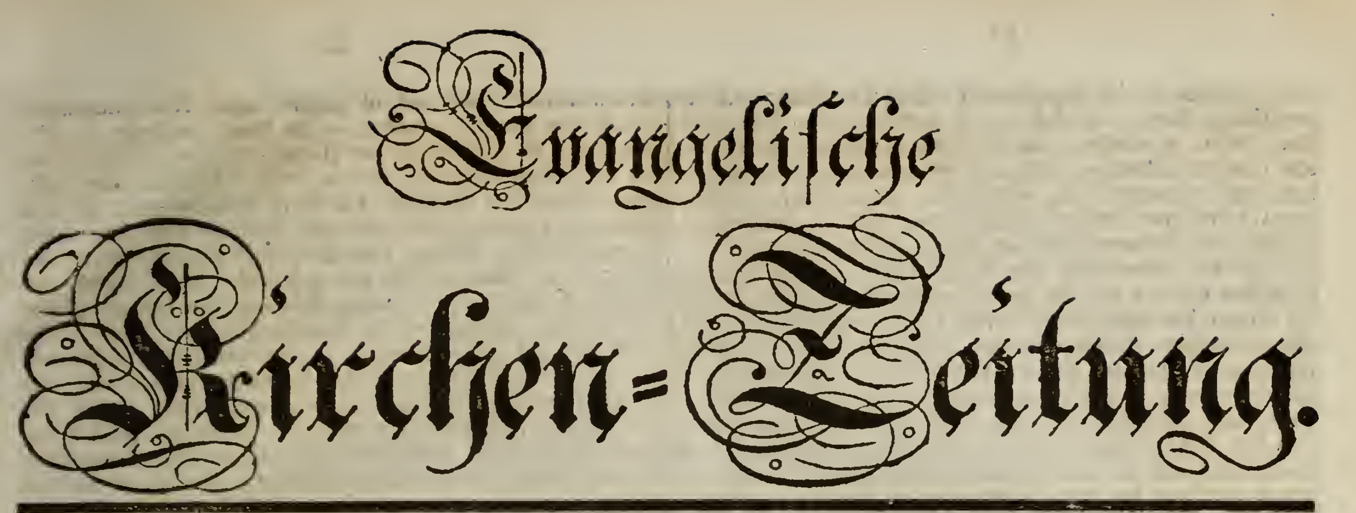
Also der Kampf ist unerläßlich. „Die wahre Kirche Christi auf Erden" — schreibt uns ein ergrauter Diener des Herrn, dem, wenn wir seinen Namen nännten, gewiß Niemand den Vorwurf der Härte, oder fleischlichen Eifers machen würde — „war, ist und bleibt eine streitende Kirche, streitend wider den Aberglauben, dem Ein allgenugsamer Mittler zwischen Gott und Menschen nicht genügt, und wider den Unglauben, der gar keines Sünderheilandes zu bedürfen wähnt. Es waren in dem Kriege gegen beide Zeiten eines kurzen anscheinenden Waffenstillstandes; aber kein Vergleich, kein wirklicher Friede kann jemals statt finden. Nach jedem anscheinenden Waffenstillstande wurde stets der Kampf um so hitziger. Nicht, daß die Kirche Jesu streitsüchtig wäre; sie kann es ihrer Wesenheit nach nicht seyn; denn ihr König und Haupt ist „„der Herr des Friedens."" Sie ergreift die Waffen nur dann, wenn dieser ihr Herr, dem sie ewige Treue geschworen hat, feindlich angegriffen, wenn sein Name, hoch über alle Namen erhaben, geschändet, seine allerheiligste Person verhöhnt, verlästert, und mitten in der nach ihm so genannten Christenheit von Neuem öffentlich gekreuzigt wird. Die jetzige Zeit ist eine solche Zeit; das sieht jedes sehende Auge. Erfreulich ist es daher, wenn Männer mit Erkenntniß und Glaubensmuth ausgerüstet, vom Geiste Christi getrieben an der Spitze des Streiterheeres den Feinden des wahren Christenthums und des wahren Christus — nicht des nach eines Jeden Geschmack gedichteten und geschnitzten, entgegenziehen."

Mag es aber auch Gebiete der christlichen Verkündigung geben, wo der directe Kampf nicht so unerläßliche Pflicht ist, in einer Kirchenzeitung darf derselbe nicht unterlassen werden. Ihre Natur und Bestimmung bringt es mit sich, daß sie die Wahrheit immer in bestimmter Beziehung auf die Zeit vorträgt. Je mehr und je tiefer nun die Zeit von dem Gifte des Irrthums und der Sünde durchdrungen ist — und welche in allen 18 Jahrhunderten der christlichen Kirche wäre dies wohl mehr als die unsrige? — desto weniger kann sie sich der Polemik entschlagen. Ihr dies zumuthen, heißt sie auffordern, ihre eigne Existenz zu vernichten.

Wir müssen daher, so schwer es uns selbst oft werden mag, in der Polemik fortfahren. Aber wir haben zugleich die heilige Verpflichtung, dasjenige, was einige unserer Brüder zu dem Wunsche des gänzlichen Aufhörens, oder doch der möglichsten Beschränkung derselben veranlaßt hat, sofern es nämlich seinen Grund in unsrer, nicht in ihrer Sünde, einer falschen Liebe zum Frieden, einer Gleichgültigkeit gegen das Christenthum als Lehre, einer schwächlichen Liebe hat, welche sich fürchtet den Gegner dem Fleische nach zu betrüben, damit seine Seele gerettet werde, unter dem Beistande des heiligen Geistes, welcher allen denen zu Theil wird, die ihn ernstlich anrufen, hinwegzuräumen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 5. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Es gibt hiezu nur ein einziges Mittel, dasjenige, was redlich angewandt nicht nur diesen Schaden vollständig heilt, sondern das ganze Gift unserer Natur unschädlich macht und tilgt. Es ist dies, daß die evangelische Lehre von der Rechtfertigung in uns immer mehr zum Leben werde, daß das Bewußtseyn um dieselbe uns nicht bloß in einzelnen Momenten der Erregung entstehe, sondern daß es uns beständig begleite, daß alle unsere Gedanken, Worte und Werke von ihm ausgehen, und daß wir, falls es anfängt verdunkelt zu werden, nicht eher ruhen, bis die Gnade des Herrn es wieder zu vollkommener Klarheit erhoben. Ein hohes, aber auch ein schweres Ziel, was, wenn auch in diesem Leben nicht vollkommen erreichbar — seine vollkommene Erreichung fällt mit der höchsten menschlichen Vollkommenheit überhaupt zusammen — doch nimmer aus unseren Augen gerückt werden darf, falls wir des hohen Christennamens würdig erfunden werden sollen, zu dem noch so viele ersteigbare und bisher von uns unerstiegene Stufen führen. Die Lehre an sich thut's nicht, wie uns davon die Betrachtung ganzer früherer Zeitperioden der Kirche eben so lautes Zeugniß gibt, wie die eigene Erfahrung. Sie ist die erste Stufe, die nur als Vorstufe zu den folgenden Bedeutung hat, die, wenn nicht weiter geschritten wird, uns gar eine Vorstufe zur Hölle werden kann. — Leben wir im Bewußtseyn der Rechtfertigung, so werden wir uns eben so wenig versucht fühlen, durch menschliche Härte und Bitterkeit den Kampf zu entweihen, wie durch eine schwächliche, gutmüthige, aus der Natur hervorquellende Liebe den Gegensatz zu verdecken und zu verkleinern, den absoluten in einen relativen zu verwandeln, und jede markirte Grenzlinie zwischen dem Reiche der Finsterniß und dem Reiche des Lichtes zu vernichten. Das Erstere nicht; denn wir empfinden lebhaft, daß wir selbst nur durch Gnade, um des unschuldigen Leidens und Sterbens Christi willen, das Leben erhalten haben, und in jedem Augenblicke erhalten; dies erweckt in uns die wahre Demuth und das wahre Mitgefühl. Die Sünde, die uns in dem Anderen entgegentritt, ist das gemeinsame Erbtheil der menschlichen und also auch unserer Natur. Wir haben nichts, das wir nicht empfangen. Wie könnten wir uns also gegen den, der es nicht besitzt, rühmen, als hätten wir es nicht empfangen? Ist aber durch die Rechtfertigung dem Hochmuthe die Wurzel abgeschnitten, so ist zugleich die Quelle der Härte und der Bitterkeit verstopft. Denn aus dem Hochmuthe, der fruchtbaren Mutter der Sünden, gehen sie hervor. Es liegt ihnen die dunkle Einbildung zu Grunde, selbst dann, wenn wir sie bestimmt ausgesprochen verabscheuen würden, daß wir durch eigene Vorzüglichkeit, durch eigene Kraft uns über die verdorbene Masse erhoben haben. Die Demuth dagegen ist die Mutter der Liebe und der Barmherzigkeit. Je tiefer sie fühlt, daß sie Alles nur durch die unverdiente Gnade Gottes hat, desto mehr fühlt sie sich gedrungen, den Herrn anzuflehen, daß er auch den Gegner dieser Gnade theilhaftig machen möge, desto lieber betrachtet sie auch den Gegner als einen solchen, der in jedem Augenblicke derselben Gnade theilhaftig werden, und bald eine höhere Stufe des göttlichen Lebens erreichen kann, wie sie, desto weniger fühlt sie sich versucht, entscheiden zu wollen, ob, daß jener noch nicht zum Heile gelangt sey, an dem stärkeren Maaße seines Widerstrebens, oder vielmehr an einer durch Gottes weisen Rathschluß bedingten zeitlichen Entziehung des zur vollkommenen Bekehrung nothwendigen Gnadenbeistandes liege, desto freudiger erkennt sie die einzelnen Züge der vorbereitenden Gnade; das schwächste Licht, welches in der Finsterniß des Gegners aufdämmert, entgeht ihr nicht, denn sie weiß, wie groß ihre eigene Finsterniß war, wie lange es dauerte, bis das Licht von oben sie vollkommen erhellte, wie stark die Widersprüche sind, wenn die Natur mit der Gnade zu ringen beginnt, wie wenig man aus dem starken Hervortreten des einen Gegensatzes auf das gänzliche Nichtvorhandenseyn des anderen schließen darf. — Nicht das Andere; denn die scharfe Grenzlinie, welche das Wort Gottes zwischen Natur und Gnade zieht, ist ihr durch die eigene Erfahrung klar geworden; sie weiß, daß nur dann diese Grenzlinie ihr verschwimmt, wenn das Bewußtseyn der Rechtfertigung in ihr zurücktritt; sie weiß, daß sie nicht durch eine Entwickelung, welche einen schon vorhandenen Lebenskeim voraussetzt, zum Leben gelangt ist, sondern durch ein Wunder der göttlichen Allmacht, welche neu schaffend aus dem Tode das Leben, aus der Finsterniß das Licht hervorgehen ließ. Sie kennt zu tief, wenn auch, was in diesem Leben nicht möglich ist,

nicht vollkommen, die unergründliche Tiefe des Verderbens der menschlichen Natur, als daß sie sich versucht fühlen sollte, dieselbe fromm zu machen, um sie nicht verdammen zu dürfen. Sie liebt den Menschen, nicht um dessenwillen, was er ist, sondern was er werden soll; nicht wegen seiner Werke, sondern wegen dessen, was Christus für ihn gethan, und ihre Liebe wächst, je tiefer ihre Erkenntniß des menschlichen Verderbens wird.

Ist das Bewußtseyn der Rechtfertigung in uns lebendig, so werden wir frei seyn von jener menschlichen Streitsucht, welche den Gegner durchaus zur Erkenntniß der Wahrheit zwingen will, alle menschlichen Kräfte anwendet, ihm das Geständniß seines Unrechtes abzupressen, ihn der vorsätzlichen Unredlichkeit in dem speciellen Falle beschuldigt, wenn er sich weigert, es abzulegen, nicht zufrieden das beste Wort gehabt zu haben, immer nach dem letzten Worte strebt. Diese Art des Streitens kann ihren Grund nur in einem verdeckten Pelagianismus haben. Erkennen wir, was das für eine Wahrheit ist, für die wir streiten, nämlich eine uns selbst aus unbegreiflichem Erbarmen, durch ein Wunder der Gnade mitgetheilte, in den Staub beugende, so können wir nur durch eine aus dem noch nicht ganz von diesem Bewußtseyn durchdrungenen Herzen hervorgehende Inconsequenz es unternehmen, diese Wahrheit, so fest auch unsere Ueberzeugung von der objectiven Beweiskraft ihrer Gründe ist, Jemanden aufzudringen. Dies hieße Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln haben wollen. Wir können und müssen zeugen von der Wahrheit, Verantwortung geben von unserem Glauben, und unserer Hoffnung Jedermann, die Gründe für die Wahrheit und gegen den Irrthum einfach darlegen. Wird unser Zeugniß von Vielen nicht angenommen, so befremdet uns das nicht. Wissen wir ja, daß vor ihren Augen eine Decke hängt, welche auch dem hellesten Lichte zu ihnen keinen Zugang verstattet. Findet unser Zeugniß bei Einigen Eingang, so suchen wir die Ursache nicht in der Vortrefflichkeit und Geschicktheit unserer Darstellung, sondern in der Kraft des Herrn, welcher die Decke vor ihren Augen hinweggenommen.

Nur das Leben in der Rechtfertigung endlich kann den Kämpfenden vor den nachtheiligen Folgen bewahren, welche die Polemik außerdem unausbleiblich für sein eigenes geistiges Leben haben wird, vor der Gefahr, indem er Anderen predigt, selbst verwerflich zu werden, und zugleich auch ihm Kraft zu verleihen, den Haß zu ertragen, den die christliche Polemik, und werde sie auch in dem christlichsten Geiste geführt, ihrer Natur nach unausbleiblich herbeiführen muß. — Die größte Gefahr ist die, daß man über dem äußeren Kampf den inneren vergesse; die Natur, überall umherspähend nach Surrogaten für das einzige Gott wohlgefällige Opfer, durch das erst alle übrigen geheiligt werden, die unbedingte und beständige Hingabe des eigenen Herzens, hat, wie die Geschichte bezeugt, auch dieses Mittel nicht verschmäht. Wie Viele sind auf ferne Eroberungen ausgezogen, und haben ihr eigenes Land ruhig den verwüstenden Feinden überlassen! Leben wir in der Rechtfertigung, so kann dieser Wahn uns nicht beschleichen. Als unser furchtbarster Feind, ohne dessen Besiegung kein anderer Kampf gelingen kann, erscheint uns dann die eigene Sünde; wir verlieren alle menschliche Lust, gegen die fremde zu streiten, und wenn wir dies, dem Gebote Gottes folgsam, thun, so wird doch unser Kampf nie ein bloß äußerer; wir blicken stets auf unsere eigene Natur zurück, in welcher die Keime zu alle dem Verderben liegen, das uns äußerlich entgegentritt, und nur durch die Gnade Gottes an der Entwickelung gehindert werden; der Kampf gegen den Rationalismus außer uns ist zugleich gegen den Rationalisten des eigenen Herzens gerichtet. — Es droht uns ferner die Gefahr, durch die Polemik in eine Unruhe, in ein menschliches Treiben und Jagen versetzt zu werden, welches die Quelle des christlichen Lebens und Wandels, den stillen Gebetsumgang mit dem Herrn zu verstopfen, und uns zum Spielball jeder Versuchung zu machen strebt, der nur dann Widerstand geleistet werden kann, wenn es im Inneren klar und ruhig ist. Diese Unruhe der Natur, die durch jede äußerliche Anregung zum heftigen Sturm werden kann, vermag nur die Rechtfertigung zu dämpfen. Sie allein gibt uns jenen dauernden Frieden, jene Ruhe, welche nicht die eisernste fleischliche Kraft der Selbstbeherrschung, nicht eine selbstgemachte Frömmigkeit hervorzubringen vermag. „So wir sind gerechtfertigt durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott;“ und dieser Friede mit Gott ist eine Wurzel unerschütterlicher Ruhe, weil das Aeußere erst dann Einfluß auf uns gewinnt, wenn wir dadurch, daß etwas Störendes zwischen uns und Gott getreten ist, unseren Halt und unseren Stützpunkt verloren haben. — Eine dritte Gefahr ist die, durch den von allen Seiten uns umgebenden Spott und Hohn der Gegner, bei dem Bewußtseyn der redlichsten Absichten, gereizt, erbittert, und körperlich und geistig aufgerieben zu werden. Alle menschlichen Mittel gegen diese Gefahr — ein festes und eisernes Naturell, die beständige Vergegenwärtigung des Gedankens, daß kein äußerer Angriff unser Selbst antasten könne, sondern immer nur die Vorstellung von demselben treffe, der Hochmuth, welcher sich vornimmt, die Kleffer bellen zu lassen und ruhig seiner Straße zu ziehen, reichen nur bis auf einen gewissen Punkt, wenn sie auch nicht zum Theil, wie das letztere, die Sünde durch Sünde bekämpften. Jeder hat seine verwundbaren Stellen, die gewiß, wenn ein Regen von Kugeln fällt, nicht ungetroffen bleiben, Jeder seine schwachen Stunden, in denen selbst ein Angriff mit stumpfen Waffen, dem sonst wohl seine Natur zu widerstehen vermocht hätte, zumal wenn sie noch durch die häufige Wiederholung abgehärtet worden, ihn verwunden kann. Man fühlt ganz anders, wenn man selbst mitten im Kampfe ist, als wenn man demselben von einem nahen sicheren Berge zusieht. Nur das Leben in der Rechtfertigung vermag dieser Gefahr zu begegnen. Die verwundendsten Angriffe sind die, welche uns nicht um der Sache des Herrn, sondern um unserer eigenen Zuthat willen treffen. Dieser eigenen Zuthaten werden um so weniger, je fester wir in der Gnade stehen; haben wir uns etwas der Art zu Schulden kommen lassen, und treten dann ungesäumt vor den Gnadenstuhl Gottes, und erhalten von ihm Vergebung, so schwindet das Bewußtseyn der Schuld, der Stachel des menschlichen Vorwurfes, und je größer unsere Freude darüber ist, daß wir vor Gott rein geworden, desto weniger kann es uns anfechten, wenn Menschen uns unsere Befleckung vorwerfen. — Wir fühlen uns von diesem Standpunkte aus gar nicht weiter versucht, den Gegnern ihre Unwahrheiten, Verdrehungen, Schmähungen hoch anzurechnen. Wir betrachten sie als nothwendige Aeußerungen ihrer einen großen Sünde, des Unglaubens, als die natürlichen Ausflüsse der Natur. „Sie wissen nicht, was sie thun.“ Eingedenk des Ausspruches, daß ein schlechter Baum keine guten Früchte bringen kann, machen wir an sie keine Anforderungen, die nur vom Standpunkte des Pelagianismus aus gerecht seyn würden. Alle ihre einzelnen Handlungen haben uns nur insofern Bedeutung, als sie Zeichen ihres Zustandes sind, und je bedenklicher derselbe erscheint, desto mehr fühlen wir uns zum Mitleiden, da es ja unsere Natur ist, die sich in ihnen

kund gibt, und da wir nichts Menschliches von uns fern halten dürfen, und zur Fürbitte aufgefordert. — Je tiefer wir unser Verderben erkennen, desto lebendiger fühlen wir, wie sehr wir zu seiner Ertödtung des Kreuzes bedürfen; wir freuen uns seiner, mag es uns unmittelbar von Gott, oder mag es uns mittelbar durch Menschenhände zukommen. Wir lenken in dem letzteren Falle unseren Blick ab von dem Werkzeuge, und fühlen uns daher nicht zum Hasse gegen dieses versucht; wir sprechen mit David: Gott hat es dich geheißen mich zu schmähen. Mögen die Kränkungen und Demüthigungen der Natur bitter vorkommen, desto besser, es ist ein Zeichen, daß sie da angegriffen wird, wo sie früher noch nicht besiegt war; der in Jesu Wunden ruhende Geist sieht ohne sentimentales Mitleiden dem Leiden seiner Feindin zu, das ihn zum Siege führt. — Begleitet uns das Bewußtseyn der Rechtfertigung, so befinden wir uns im Genusse aller Güter, die Christus uns erworben, und ertragen leicht den Verlust dessen, was die Welt geben und nehmen kann. Wir sind erfüllt von Liebe und Dankbarkeit gegen den Herrn für Alles, was er für uns gethan und gelitten, und freuen uns, wenn er uns würdigt, durch seine Kraft für ihn zu leiden, um seines Namens willen für ihn geschmäht zu werden, um so mehr, da wir empfinden, wie jedes Leiden uns um so fester an ihn herandrängt und durch die wachsende Innigkeit der Gemeinschaft uns die Schätze seines Verdienstes immer vollkommener aufschließt.

Wir haben jetzt noch einige Bemerkungen zu machen über die Polemik gegen Genossen des Glaubens, wie sie in dem vorigen Jahrgang der Ev. K. Z. mehrfach geübt worden. Wir sind durch einige höchst achtbare Stimmen aufgefordert worden, diese Polemik ganz aufzugeben und uns bloß auf den Kampf gegen den Rationalismus zu beschränken. Wir verkennen nicht, daß dieser Vorschlag Vieles für sich zu haben scheint. Die Macht des entschiedenen Unglaubens, sagt man, ist in unserer Zeit so groß, daß die kleine Heerde der Gläubigen nicht noch durch Spaltung und Trennung geschwächt werden darf. Man übersehe daher die kleineren Unterschiede, und vereinige Alles, was den Namen Christi bekennt, zu dem einen großen Kampfe. Gehen wir aber in eine tiefere Prüfung des Vorschlages ein, so können wir ihn doch kaum annehmen. Beträfen die Differenzen unter den Gläubigen in der gegenwärtigen Zeit bloß mehr äußerliche Gegenstände, Ansichten über Cultus, Kirchenverfassung u. s. w., so wäre es unsere heilige Pflicht, falls diese Differenzen nicht ohne eine zu befürchtende Trennung der Gemüther verhandelt werden könnten, sie lieber ganz zu ignoriren. Es wäre fürwahr jetzt, wo Alles auf dem Spiele steht, die unrechte Zeit, um Kleinigkeiten zu streiten. Aber die Sache verhält sich ja ganz anders. Die Differenz betrifft die wichtigsten, in's Leben eingreifendsten Punkte. Streitig ist z. B., ob das angeborene Verderben unserer Natur eine bloße Krankheit, oder ob es wahrhafte, vor Gott verdammende Sünde sey, ob dies Verderben unsere ganze Natur eingenommen habe, so daß ihr nur das Vermögen bleibe, der dargebotenen Gnade nicht zu widerstehen, oder ob der Mensch halbgut und halbböse, nur dazu des göttlichen Gnadenbeistandes bedürfe, daß das Gute in ihm die Oberhand gewinne, ob der versöhnende Tod Christi die Bezahlung und Genugthuung für unsere Sünden sey, oder sein Zweck nur der, das von ihm, wie von allen anderen Menschen mit auf die Welt gebrachte natürliche Verderben vollkommen in ihm, und somit in der menschlichen Natur zu tödten, ob wir durch den Glauben allein, dessen Object schon nach dem Vorhergehenden verschieden bestimmt werden muß, oder ob wir durch den Glauben und die Werke das ewige Leben erhalten, ob das A. T. ein integrirender Bestandtheil des Wortes Gottes sey, oder ob es eine schwer zu scheidende Mischung von Göttlichem und Menschlichem enthalte, u. s. w. u. s. w. Sind nun diese und andere Differenzen von der Art, daß sich, je nachdem man den einen oder den anderen der streitigen Gegensätze annimmt, das christliche Leben verschieden gestalten muß, so kann der Vorschlag ihrer vorläufigen Beseitigung uns nur als bedenklich erscheinen. Wenn es schon in einem irdischen Kampfe nicht so sehr auf die Menge als auf die Tüchtigkeit der Kämpfer ankommt, so noch vielmehr im geistlichen. So möge also der Kampf fortdauern und zerstören, was von einem Jeden an Heu, Holz und Stoppeln auf den einen gemeinsamen Grund gebaut worden. Dann wird an die Stelle einer durch Ignorirung des Gegensatzes erkünstelten, eine wahre Einheit treten, und die Kirche Christi, insofern frei von den verderblichen Nachwirkungen des Rationalismus, als die ferneren Regungen desselben als Versuchungen betrachtet werden, nicht als die Erzeugnisse einer vom Zwange der Buchstabenorthodoxie freien Exegese, und einer fortgeschrittenen christlichen Entwickelung, in sich fest, allen ihren Feinden unbesiegbar seyn, die ihr nur so lange furchtbar sind, als ihre eigenen Glieder zum Theil noch mit ihnen in einem inneren Zusammenhang stehen.

Allerdings aber muß die Polemik immer auf eine Weise geführt werden, welche nur insofern Veranlassung zur Spaltung und Trennung der Gemüther geben kann, als die Sünde der bestrittenen davon Anlaß nimmt sie herbeizuführen. Wir können freilich nicht das, was man gewöhnlich für den Vorzug unserer Zeit ausgibt, das Geringschätzen dogmatischer Differenzen, wo Einheit in der Hauptsache — bei Vielen ein höchst vager Begriff — statt finde, als solchen anerkennen. Wir halten vielmehr diese Eigenthümlichkeit unserer Zeit für einen ihrer Grundschäden, für einen traurigen Nachhall der Frage des Pilatus: was ist Wahrheit?, für eine schrift- und erfahrungswidrige Trennung der Lehre vom Leben. Allein es liegt diesem Zeitirrthum eine große, von der früheren Zeit nur zu oft verkannte Wahrheit zu Grunde, die, daß keine Differenz je die gegenseitige brüderliche Anerkennung derer aufheben soll, die da von Herzen glauben und mit dem Munde bekennen, daß Jesus sey der Christ, der Sohn Gottes, und die durch diesen Glauben von Gott geboren sind. Diese Anerkennung wird in der gegenwärtigen Zeit sehr dadurch erleichtert, daß in ihr der äußerste Gegensatz gegen die Wahrheit so nackt und so scharf hervortritt, und daß es daher einer geflissentlichen Verblendung bedarf, um die partielle Differenz über ihre eigentliche Bedeutung anzuschlagen. Geschieht dies dennoch von unseren Gegnern, so sollte dies uns nur um so behutsamer machen. Es reicht freilich nicht hin, die brüderliche Anerkennung zum Anfang und zum Schlusse einer Streitschrift auszusprechen; es reicht nicht hin, im ganzen Verlauf derselben jeden Ausdruck zu vermeiden, aus dem das Gegentheil handgreiflich dargethan werden könnte. Das Bewußtseyn der Gemeinschaft muß das Ganze durchdringen, ihre Anerkennung muß immer zwischen den Zeilen zu lesen seyn. Wir glauben dies von vielen Aufsätzen der Ev. K. Z. sagen zu können. Möchte es nur von allen gelten! — Auch hier ist das Bewußtseyn der Rechtfertigung das einzige, was uns unserem Zwecke näher führen kann. Leben wir in ihm, so werden wir uns nimmer versucht fühlen, über der eigenen sündigen Zuthat das Werk des Herrn in unseren Brüdern zu verkennen; denn wir kennen die seltsamen Widersprüche, welche in uns selbst die

Sünde im Kampfe mit der Gnade herbeiführt, wir sind uns bewußt, daß wir uns selbst die Gnade absprechen müßten, wenn unser Urtheil sich auf einzelne Aeußerungen unseres inneren Lebens beschränkte, wir erkennen in Demuth an, daß wenn wir gleich in irgend einem Punkte im Besitze der richtigen Lehre sind, unsere Brüder dagegen theilweise im Irrthum, doch unser Leben noch hinter demjenigen zurückbleiben kann, was auch jene als Wahrheit erkennen, und dem vielleicht ihr Leben mehr oder weniger vollkommen entspricht. Je fester wir überzeugt sind, daß unsere Erkenntniß der Wahrheit uns nicht durch uns selbst, sondern durch Gott geworden, desto weniger fühlen wir uns versucht, uns wegen ihrer gegen unsere Brüder zu überheben. So wie wir in Bezug auf unsere eigene Vollendung uns durch den Glauben über das sichtbar Erscheinende erheben, so auch in Bezug auf die ihrige. „So Jemand etwas Anderes denkt, so wird der Herr es ihm offenbaren." Möchten diese Grundsätze unter uns und unseren Brüdern immer mehr zum Leben werden, so könnte der Kampf ruhig fortgesetzt werden. Wir würden alle seine Nachtheile vermeiden und nur seine Vortheile genießen.

Neben den Wünschen in Bezug auf den inneren Character unserer Polemik, sprechen wir noch einen andern in Bezug auf ihre räumliche Ausdehnung aus. Es versteht sich von selbst, daß alle Polemik vom Positiven getragen werden und auf demselben beruhen muß; eine bloß formelle, negative Polemik kann auf dem christlichen Gebiete wenigen Vortheil bringen. Weil der Irrthum des Verstandes dort seinen tieferen Sitz im Herzen hat, so kann ein formelles, nur auf den Verstand zu wirken geeignetes Verfahren ihn nicht gründlich ausrotten. Nur die Hinstellung der entgegenstehenden Wahrheit kann unter Gottes Beistande diese Wirkung haben. Allein dies ist noch nicht hinreichend. Es wird von allen Seiten gewünscht, und dies mit vollkommenem Rechte, daß die Ev. K. Z. nicht zu sparsam sey in der Mittheilung solcher Aufsätze, in welchen jede Polemik vermieden werde, außer der gegen die eigne Natur gerichteten. Wie viel auf diese Weise gewirkt werden könne, zeigt die Aufnahme, welche die „Mittheilungen aus dem Reiche" gefunden, der vielfache allein zu unserer Kenntniß gekommene Segen, den sie verbreitet haben, die zahlreichen Gesuche an die Redaction, den Verf. zur Fortsetzung seiner Gaben aufzufordern. Man hat sehr mit Unrecht vorausgesetzt, daß die Redaction dies Bedürfniß nicht anerkenne und nicht zu befriedigen strebe, wie man ihr überhaupt zu voreilig alle Mängel der Ev. K. Z. zur Last legt, welche zum Theil grade von ihr vielleicht am Tiefsten empfunden werden. Sie kann weiter nichts thun, als die Mitarbeiter, theils im Allgemeinen, wie es in dem Vorworte jedes früheren Jahrganges geschehen ist, theils einzeln, indem sie ihnen specielle Gegenstände brieflich zur Bearbeitung vorschlägt, was ebenfalls häufig geschah und noch fortwährend geschieht, zu Mittheilungen dieser Art auffordern. Diese Aufforderung wiederholen wir denn hier auf das Dringendste und Nachdrücklichste, und hoffen, daß grade diejenigen, welche den Mangel am Stärksten beklagt haben, sich auch am Stärksten gedrungen fühlen werden ihr zu entsprechen. Es liegt ein so reicher Stoff vor, daß eher der Reichthum als der Mangel in Verlegenheit setzen kann. Erfahrungen aus der Seelsorge — eine Rubrik des Planes, welche leider bisher gar zu spärlich bedacht worden, und die namentlich aus dem Wupperthale immer vergeblich auf eine reichere Versorgung gewartet hat — Mittheilungen aus der älteren Geschichte, besonders der Evangelischen Kirche, vorzugsweise Lebensbeschreibungen vielgesegneter Diener des Herrn, Auslegung einzelner, besonders wichtiger Schriftstellen, rein positive Darstellungen einzelner Lehren, u. s. w.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen jetzt zu einigen einzelnen Gegenständen, welche die Ev. K. Z. in dem verflossenen Jahre beschäftigt haben. Den Anfang machen wir billig mit der Hallischen Angelegenheit. Es liegt uns hier ob zu untersuchen, inwiefern der Zweck, den wir von Anfang an bei ihr vor Augen hatten, erreicht worden oder nicht, und die Folgen dieses merkwürdigen Kampfes, so weit sie schon jetzt erkennbar sind, seine Vortheile und seine Nachtheile, darzustellen. Wäre es, wie dies nicht nur unsere Gegner, sondern auch wenigstens Anfangs mehrere unserer Freunde geglaubt haben, unser einziger, oder auch nur unser Hauptzweck gewesen, die Regierung zu sofortigen Maaßregeln gegen den Rationalismus zu veranlassen, so würden wir uns freilich in unserer Hoffnung getäuscht haben. Allein es ist uns von Anfang an nicht in den Sinn gekommen bei einem so wichtigen Unternehmen unser Auge auf einen so höchst zweifelhaften, augenblicklichen Erfolg zu richten, dessen Folgen noch dazu so sehr von der Art und Weise der Ausführung, und von den, wie die Erfahrung hinreichend gelehrt hat, durch keine menschliche Berechnung vorherzubestimmenden Zeitumständen abhingen, und der, auch im besten Falle und die günstigsten Zeitumstände vorausgesetzt, doch für unser letztes und höchstes Ziel verhältnißmäßig so wenig zu wirken geeignet war. Daß die Beziehung auf die Regierung, oder richtiger auf die oberste kirchliche Behörde im Verlaufe des Streites stärker hervortrat, als es von Anfang an unsre Absicht gewesen, geschah dadurch, daß wir grade in dieser Hinsicht zuerst und am Stärksten angegriffen und dadurch zur Verantwortung genöthigt wurden. Wir sind weit entfernt, hiedurch in Abrede stellen zu wollen, daß es von Anfang an unser Mitzweck war, die oberste kirchliche Behörde auf ihre Pflicht und ihr Recht, gegen den Rationalismus einzuschreiten, aufmerksam zu machen. Wir glauben aber auch diesen Nebenzweck in so fern erreicht zu haben, als dies Recht und diese Pflicht an und für sich, theils in mehreren Aufsätzen der Ev. K. Z., theils in mehreren durch diese Sache veranlaßten Druckschriften mit siegender Gewalt dargethan worden. Daß aber damit nicht wenig gewonnen sey, liegt am Tage. Denn was einmal klar und einleuchtend als Recht und Pflicht erwiesen worden, das findet auch zu seiner Zeit gehörigen Ortes seine Anerkennung, und vielleicht grade zu einer Zeit, wo diese Anerkennung dem Christenthum mehr Gewinn bringt, wie sie es in der gegenwärtigen thun würde, zu einer Zeit, wo das geistige Gegengewicht gegen den Rationalismus in der Kirche weit mächtiger seyn wird wie jetzt, wo die Behörde fester und consequenter verfahren kann, als es jetzt möglich seyn würde, weil sie nur dasjenige äußerlich vollzieht, was die Kirche in ihrer äußeren Erscheinung, in der Mehrzahl ihrer Glieder, mit Bewußtseyn verlangt, wo sie nur die letzten Reste des geistig schon ganz besiegten Rationalismus auszutilgen hat. — Beizutragen zur Herbeiführung eines solchen Zustandes, wo das Verfahren der Behörde nicht bloß durch die aus dem Wesen der Kirche im Allgemeinen, und unserer Kirche insbesondere mit Nothwendigkeit hervorgehenden Anforderungen, sondern zugleich durch das ausgesprochene Verlangen derer, welche in der Gegenwart an den Rechten und den Pflichten der Kirche Theil nehmen, geleitet würde, war der Hauptzweck unseres Unternehmens, den wir auch keinen Augenblick aus den Augen verloren haben.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 8. Januar. № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Wir wollten die Gläubigen durch offne, wahre und individuelle Darlegung des traurigen Zustandes der Kirche zu wärmerer Fürbitte für dieselbe, zu eifrigerer Wirksamkeit, zu kräftigerem Zeugniß, und weil Alles dies nicht ohne den eigenen Fortschritt in der Gnade geleistet werden kann, zu unbedingterer Hingabe an dieselbe anfeuern. Wir wollten sie, so viel an uns lag, befreien von der verderblichen Ansicht, als sey der Rationalismus, weil er wissenschaftlich überwunden ist, nun auch überhaupt ein Gegner, um den man sich ferner nicht zu kümmern brauche. Wir wollten die trägen und indifferenten Glieder der Kirche auf eine wirksamere Weise mit dem großen Gegensatze unserer Zeit bekannt machen, als es bisher geschehen, sie antreiben aus ihrer todten Gleichgültigkeit herauszutreten, und so mit dem Interesse an kirchlichen und religiösen Angelegenheiten in ihnen die erste Bedingung zu einer wahren Bekehrung hervorrufen. Wir wollten so manchen Wohlgesinnten, welche bisher noch sich selbst unbewußt den Nachwirkungen des Rationalismus unterworfen waren, die Augen öffnen über ihre Gefahr, indem wir ihnen das System, das sie noch zum Theil in seinen Fesseln hielt, in seiner schroffsten Gestalt darlegten, entkleidet von den mancherlei Hüllen, mit denen die Furcht es jetzt in den meisten Druckschriften umgibt. Wir wollten christlichgesinnte Eltern und Lehrer auffordern, ihre Söhne und ihre Schüler der furchtbaren Gefahr nicht ohne nachdrückliche Ermahnung und Warnung Preis zu geben. Wir wollten, indem wir nachwiesen, wie unrecht es sey, sich bei solchen Grundsätzen zu einem Lehramte in einer Kirche zu drängen, welche dieselben verabscheut, redliche Gemüther unter denen, welche sich zu einem solchen vorbereiten, oder dasselbe schon bekleiden, mit Scheu erfüllen vor der Unredlichkeit, die sie entweder im Begriff stehen sich zu Schulden kommen zu lassen, oder die schon auf ihnen lastet, und sie dadurch antreiben, mit eifrigem Gebete zu Gott die Prüfung der von ihnen verworfenen Wahrheit noch einmal zu beginnen, oder wenigstens ihrer bisherigen Ueberzeugung dadurch Ehre zu machen, daß sie, die Redlichkeit, welche auch sie verlangt, practisch bewährend, einem Berufe entsagten, welcher nur durch die gröbste Verletzung derselben von ihnen angetreten oder fortgesetzt werden kann. — Die Erreichung dieser Zwecke, wenigstens der zuerst hingestellten allgemeineren, konnte uns auch vor der Erfahrung nicht zweifelhaft seyn. Sie ist die nothwendige Folge jedes im Aufblicke zu dem Herrn begonnenen und fortgeführten christlichen Kampfes, die zwar wohl den Blicken des Menschen entzogen werden, nimmer aber fehlen kann. Dennoch aber gereicht es uns zur mächtigen Glaubensstärkung, daß der Herr sie hier so deutlich und augenscheinlich herbeigeführt hat. Wie lebhaft diese Sache die Gläubigen bewegt, wie das Eine freimüthige Zeugniß eine Menge von anderen hervorgerufen, wie es die Aufmerksamkeit auf den Zustand der Kirche geschärft und zur ferneren Aufdeckung ihrer Schäden — der ersten Bedingung ihrer gründlichen Heilung — angeregt hat, dafür liefern einen Allen zugänglichen Beweis die zahlreichen späteren, diese Angelegenheit betreffenden Mittheilungen in der Ev. K. Z., besonders die „Stimmen aus der Evangelischen Kirche," und die nicht wenigen besonderen Schriften gläubiger Verfasser. *) Allein die Redaction hat noch andere eben so sprechende Beweise in Händen: Briefe aus allen Gegenden Deutschland's, aus der Schweiz, aus Holland, aus Frankreich, welche ein lebendiges Zeugniß davon ablegen, wie die Hallische Angelegenheit die Herzen der Gläubigen durch das regste Mitgefühl mit einander verbunden, wie sie dieselben zur Fürbitte für einander und für die Irrenden, die sie so gern als Brüder begrüßen möchten, angetrieben, wie sie so Manchen eine Veranlassung geworden, die Fesseln abzuwerfen, welche ihnen die Menschenfurcht bisher angelegt hatte, und in ihrem Kreise freier und freudiger mit dem Zeugniß für die Wahrheit hervorzutreten. — Daß unser anderer Zweck, die In-

*) Außer den schon früher mehr oder weniger ausführlich angezeigten von Rudelbach, Sander, Steiger, dem „dreifachen Gutachten," den „Bemerkungen über die Hallische Streitsache," den „Urkunden" und den „fortgesetzten Urkunden," den „Bemerkungen über Lehrfreiheit von einem Geistlichen in der Provinz Sachsen," noch das „Sendschreiben über die Hallische Angelegenheit von einem Preußischen Geistlichen," die Schriften von Valenti, Voigtländer u. s. w.

differenten aus dem Schlafe ihrer Gleichgültigkeit aufzuwecken, in nicht geringem Grade erreicht sey, werden selbst die Gegner zugestehen. Die Hallische Angelegenheit hat das Interesse einer Menge von Menschen auf sich gezogen, welche sonst nicht den allergeringsten Antheil an kirchlichen Dingen nahmen. Entgegnet man uns, daß ja aber die bisher Gleichgültigen nunmehr in Feinde verwandelt worden seyen, so gestehen wir dies in Bezug auf die Mehrzahl allerdings zu. Allein wir sind weit entfernt, diese Veränderung für eine unerfreuliche zu halten. Die Erfahrung zeigt, daß der Uebergang zur Wahrheit von verblendetem Eifer gegen dieselbe weit häufiger und leichter ist, wie von träger Indifferenz. Das einmal angeregte Interesse kann nicht ruhen; Viele werden, nachdem die erste Hitze nachgelassen, doch fühlen, daß es in so wichtigen Angelegenheiten sehr mißlich ist, auf die Auctorität irgend eines menschlichen Führers hin, der seine Stimme laut macht auf der Gassen, abzuurtheilen, sie werden sich bestreben, das, was man ihnen als Pietismus und Mysticismus ausschreit, gründlicher kennen zu lernen, als dies aus den untreuen Relationen der rationalistischen Wortführer geschehen kann, sie werden nach den Anforderungen ihres Herzens und nach der Schrift prüfen, auf welcher von beiden Seiten die Wahrheit sey, sie werden ohne gehässiges Vorurtheil den Wandel derer, welche die Welt Pietisten und Mystiker nennt, untersuchen. So werden bei Vielen die Hindernisse schwinden, welche bisher der Gnade Gottes den Zugang zu ihrem Herzen erschwerten. Wir freuen uns, daß diese Hoffnungen schon in dem geringen Kreise unserer Erfahrungen insofern einen Stützpunkt finden, als Einige aus demselben wirklich auf diese angegebene Weise zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt sind. Wir dürfen aber die umfassendere Realisirung um so mehr hoffen, wir dürfen die Wichtigkeit eines, wenn gleich irregeleiteten religiösen und kirchlichen Interesses um so höher anschlagen, je gefahrvoller und bedrängter die Umstände sind, welche über lang oder kurz unserem Deutschen Vaterlande um so sicherer bevorzustehen scheinen, da die bittere Wurzel, welche in seinen Umgebungen schon emporgeschossen ist, und reichliche Früchte, den Sodomsäpfeln zu vergleichen, getragen hat, der Unglaube und die daraus hervorgehende Verachtung aller göttlichen und menschlichen Rechte, leider auch in ihm wuchert. Sollten wir nun die Stimme Gottes, die uns zur Buße ruft, verachten, sollten wir dadurch auch über uns das Unheil herbeirufen, was durch ein gerechtes göttliches Gericht einige unserer Nachbarländer theils schon getroffen hat, theils noch furchtbarer zu treffen droht, so würden dann doch Manche, durch das Unglück weich gemacht, die Schlechtigkeit des Baumes, den sie bisher für den Lebensbaum hielten, aus dem bitteren Geschmack seiner Früchte erkennend, sich unter dem Wanken und Schwanken alles Irdischen nach einem höheren Troste, einem höheren Halte sehnend, zu der Prüfung sich hinwenden, die sie in den guten Tagen, sprechend sie seyen voll und satt, verschmähten. — Endlich, es geht aus einer Menge von Thatsachen hervor, daß einer großen Anzahl wohlmeinender Leute erst durch diesen Kampf ein Licht über die wahre Beschaffenheit des Rationalismus aufgegangen ist. Sie kannten ihn bisher nur aus der exoterischen, durch eine kluge Accommodationstheorie bestimmten Lehre seiner Freunde; was ihm von den in seine Geheimlehre eingeweihten Gegnern vorgeworfen wurde, hielten sie, wenn es ihnen zufällig zu Ohren kam, für Uebertreibung und Verdrehung. Sie ahndeten nicht, daß es auf nichts weniger abgesehen sey, als auf die Vernichtung des ganzen Christenthums, auf die Hinwegräumung aller der

großen Thatsachen, auf die es sich gründet, auf die Beseitigung aller der Wahrheiten, die ihnen, wenn sie gleich noch nicht den entsprechenden und durchgreifenden Einfluß auf ihr Leben gewonnen, doch so theuer waren, daß der Gedanke, sie oder ihre Kinder möchten zum Abfall von ihnen verleitet werden, sie mit Entsetzen erfüllte. Die Hallische Angelegenheit gab vollständigen und authentischen Aufschluß über die wahre Beschaffenheit des Rationalismus, und die Celebrität, welche die Sache gewann, bewirkte, daß diese Aufschlüsse, nicht wie die früher schon so oft gegebenen, ihnen verborgen blieben. Diese Entlarvung des Rationalismus vor der Gemeinde kann nicht anders als von guten Folgen seyn. Sie wird ihre Glieder vor jener unmündigen Vernachlässigung des hier richtig angewandten rationalistischen Losungswortes: „Prüfet Alles“ bewahren, welche dem Rationalismus den Eingang in die Kirche eröffnet hat; sie wird diese Wirkung um so stärker haben, da zugleich die Rechte der Laien zu dieser Prüfung sowohl, als auch auf die reine Verkündung des göttlichen Wortes nach dem evangelischen Lehrbegriff bei dieser Gelegenheit siegreich, wie dies der Natur der Sache nach nicht anders seyn konnte, indem dieselbe für sich selbst sprechend keines Aufwandes menschlichen Scharfsinnes bedurfte, erwiesen worden. Es kann nicht fehlen, daß in Zukunft Patrone und Gemeinden von diesem ihrem gedoppelten Rechte sowohl in Bezug auf die anzustellenden, als auch in Bezug auf die schon angestellten Geistlichen Gebrauch machen. Wie fühlbar den Gegnern selbst diese Folge des Kampfes sey, gibt sich aus ihrer mehrfach offen ausgesprochenen, und noch öfter sich in deutlichen Merkmalen kund gebenden Furcht in dieser Beziehung zu erkennen. Der Name des Rationalismus beginnt jetzt selbst bei denen ein Gegenstand der Schaam zu werden, die sich seiner noch vor Kurzem rühmten; kaum einer unter den gegnerischen Theologen, welche in der Hallischen Angelegenheit aufgetreten sind, hat es gewagt, sich offen und bestimmt für das System der Angegriffenen nach seinem ganzen Umfange zu erklären; überall wird von denen, welche früher jede Grenze und Schranke des Rationalismus läugneten, gegen die früheren schädlichen Uebertreibungen desselben geeifert; man glaubt nur dadurch selbst sicher durchkommen zu können, daß man als Ankläger gegen die Genossen der Schuld auftritt.

Gehen wir jetzt zu den nachtheiligen Folgen der Hallischen Sache über. Wir sahen schon, daß die gestiegene Erbitterung der Gegner kaum als eine solche betrachtet werden kann. Mehr wohl ein Ausfluß derselben, die Verbreitung einer Menge lügenhafter Gerüchte über die Personen und die Ansichten der „Mystiker“ und der „Pietisten,“ wodurch so leicht Mancher, dem es wirklich um Wahrheit zu thun ist, von ihr abgelenkt werden kann, da er von der Person auf die Sache schließt, und noch nicht geistige Beurtheilungskraft genug hat, um den sündigen Grund der gegen die erstere gerichteten Anfeindungen zu erkennen und sie aus ihm abzuleiten. Sind uns doch Beispiele von sonst wohlmeinenden Personen bekannt, von solchen, die nicht durch den Haß getrieben wurden, der aus dem Haß hervorgegangenen Lüge zu trauen, welche die elenden Erdichtungen hinsichtlich des Todes der Frau Prof. Guerike für baare Wahrheit halten zu müssen glaubten, welche durch die Lügen in der Schrift von Freimund Lichtfreund mit einem geheimen Schauder gegen die Pietisten erfüllt wurden. Noch allgemeineren Eingang haben die schlauen Insinuationen des Herrn Dr. Bretschneider gefunden. Allein wir haben doch gegründete Ursache zu hoffen, daß diese Folge (wir reden natürlich nur von denen,

welche durch den freiwilligen Irrthum Anderer mit unfreiwilligem Vorurtheile angefüllt worden sind) nur eine vorübergehende seyn werde. Das Uebermaaß der Verläumdung wird selbst den Unwillen redlicher Gemüther unter den Gegnern rege machen, und sie dringen, der Wahrheit Zeugniß zu geben, eine Hoffnung, welche den Anfang ihrer Erfüllung schon durch eine Schrift des Herrn Dr. Stäger in Halle, gegen die von Freimund Lichtfreund gerichtet, gefunden hat. Fahren wir selbst nur fort, wie es bisher geschehen, unermüdlich die thatsächlichen Verläumdungen durch Thatsachen zu widerlegen, und wo es, wie in der Guerike'schen Sache, angeht, durch Vorlegung authentischer Actenstücke, die Mißverständnisse in Bezug auf unsere Ueberzeugungen durch immer wiederholte klare Auseinandersetzung derselben, hüten wir uns, wo wirklich von Einzelnen gefehlt worden, den Fehler aus menschlichem Partheieifer zu beschönigen und zu verdecken, sind wir eifrig bemüht, denselben von der Sache, die rein und heilig nichts mit den Fehlern ihrer Vertheidiger gemein hat, auf die Person abzuwälzen, verfahren wir hiebei, von unreiner Selbstliebe frei, schonungslos sogar gegen uns selbst, vor Allem aber liefern wir durch unseren Wandel eine fortgehende Widerlegung — so dürfen wir hoffen, daß, wenn wir also das Unsrige gethan haben, der Herr die Kraft der Lüge bald brechen wird. Ist dies aber einmal geschehen, so wird sich zugleich der Fluch der Gegner wider ihren Willen in Segen verkehren. Wird einmal die ganze Masse gehässiger Erdichtungen und Entstellungen, absichtlicher Begriffsverwirrungen, unrichtiger Darstellungen des Streitpunktes u. s. w. — „die Wahrheitslosigkeit des Rationalismus, wie sie sich in den Schriften über die Hallische Angelegenheit dargelegt hat," wäre ein interessantes Thema für eine besondere Abhandlung, und ein nicht unwichtiger Beitrag zur Beantwortung der Frage: ob die Verschiedenheit zwischen Rationalismus und Offenbarungsglauben bloß auf dem theoretischen Gebiete liege — allgemeiner in ihrem Wesen erkannt, so ist die unausbleibliche Folge die, daß Viele aus der Güte der Früchte auf die Beschaffenheit des Baumes schließen, und von ihren Vorurtheilen gegen die Wahrheit und ihre Vertheidiger gründlicher geheilt werden, als es ohnedem der Fall gewesen seyn würde.

Bedenklicher scheint eine andere Folge zu seyn, der Zwiespalt der Redaction und des Herrn Dr. Neander, welcher durch diese Angelegenheit herbeigeführt worden. Sollte aber auch diese Folge wirklich so beklagenswerth seyn, daß sie den ganzen Vortheil der Sache aufwöge, so würden wir uns doch mit dem Bewußtseyn beruhigen können, daß sie keine nothwendige, in der Sache selbst, oder in unserer Behandlung derselben liegende und daher von uns verschuldete, sondern nur eine zufällige, durch den von uns nach wie vor verehrten und geliebten Gegner herbeigeführte ist. Dies darzuthun, müssen wir das ganze Verhalten desselben in dem Streite näher beleuchten.

Daß der Herr Dr. Neander in der Hallischen Angelegenheit gegen die Ev. K. Z. auftreten werde, konnten wir von vornherein nicht anders erwarten, und wir sind weit entfernt, daß dies wirklich geschehen, wie dies einige gethan, aus einer persönlichen Gereiztheit oder aus irgend einem andern Grunde, als aus seiner innersten Ueberzeugung herzuleiten. Die Grundsätze, welche seine Polemik in dieser Angelegenheit leiteten, finden sich in seinen Schriften durchgängig ausgesprochen, und die schon dort, z. B. in der Vorrede zu den Denkwürdigkeiten sich vorfindende angelegentliche Bekämpfung der entgegengesetzten zeigt, daß er schon frühe ihre dereinstige kräftigere Geltendmachung ahndete. Seine Abneigung gegen jede directe und bestimmte Polemik überhaupt, seine geringschätzige Ansicht von der sichtbaren Kirche, die Verkennung ihrer Rechte sowohl, wie der Stellung, welche evangelische Landesfürsten in ihr einnehmen, die fehlende Anschauung von den verderblichen Wirkungen des Rationalismus im Leben, der durchgängige Verdacht des todten Auctoritätsglaubens gegen die auch auf dem innerlichsten Wege entstandene Rechtgläubigkeit, die beständige Verwechslung von Gewissens- und von Lehrfreiheit, die hohe Stellung der Theologie im Verhältniß zum Leben, und die Furcht, daß die erstere in ihrer freien Entwickelung gehindert werden möge — Alles dies mußte bewirken, daß der Hallische Artikel die lebhaftesten Besorgnisse in dem Herrn Dr. Neander erweckte, und ihn um so mehr antrieb, so viel an ihm lag, den nachtheiligen Folgen durch eine öffentliche Gegenerklärung vorzubeugen, je mehr Er gerade bei seiner Gesinnung hoffen durfte Eindruck zu machen und Gehör zu finden. Jeder Vorwurf gegen den Herrn Dr. Neander wegen des Auftretens in der Hallischen Sache überhaupt ist daher ungerecht, falls er nicht gegen die schon früher vorhandenen Grundsätze, sondern gegen die einzelne, durch sie bestimmte, und sie vorausgesetzt, pflichtmäßige Handlung gerichtet wird. Allein ein doppeltes gegründetes Bedenken erhebt sich gegen die Art und Weise des Auftretens. Zuerst dieses, daß Herr Dr. Neander, statt nur in den einzelnen Streitpunkten seinen Dissensus zu erklären, sich ganz von der Ev. K. Z. lossagte.*) Dies hat von Seiten derer, welcher Urtheil beiden Streitenden allein von Bedeutung seyn kann, eine, so viel wir wissen, allgemeine Mißbilligung gefunden, selbst diejenigen nicht ausgenommen, welche sonst hinsichtlich der Differenzpunkte mit dem Herrn Dr. Neander gleicher Ansicht waren. Dieser Schritt war um so auffallender, da Herr Dr. Neander damals wenigstens noch die Differenz als eine untergeordnete, die Einheit in der Hauptsache durchaus nicht aufhebende, betrachtete. Dies möge folgende Stelle aus einem Briefe zeigen, welchen er an den Herausgeber, im Laufe freundschaftlicher Berathungen über die beste Art und Weise der Bekanntmachung seiner ersten Erklärung, schrieb, und die wir hier um so eher öffentlich mitzutheilen uns für berechtigt halten, da sie seinem Herzen so viele Ehre macht. „Auch wenn ich nicht durch ein Wort verpflichtet wäre, würde ich doch die Art und Weise am liebsten wählen, die bei einer Differenz mit dem, mit welchem ich gerne in allem eins seyn möchte, wie ich in der Hauptsache mit ihm eins bin, ihm die willkommenste ist. — — Vielleicht wird dieser kleine Anfang unwillkührlich zu einer größeren Fehde uns hinführen, bei der wir zeigen können, wie Christen, in dem Einen, was Noth thut, eins, christlich mit einander streiten." Wir können

---

*) Wir suchen bei dieser Gelegenheit, auf ausdrückliches Verlangen, ein früheres Unrecht der Ev. K. Z. um so lieber wieder gut zu machen, je mehr wir uns darüber gefreut haben, daß es von dem Betheiligten selbst lebhaft als solches empfunden worden. In einer unter den „Stimmen aus der Evangelischen Kirche" befindlichen Mittheilung eines Würtembergischen Predigervereins, wird beiläufig des Herrn Dr. Steudel so erwähnt, als habe sich derselbe auf ähnliche Weise, wie Herr Dr. Neander, von der Ev. K. Z. losgesagt. Hiegegen hat Herr Dr. Steudel mit Recht erinnert, daß seine Erklärung, die Ev. K. Z. enthalte Manches, was er nicht billigen könne, und daher sich nicht zuzuschreiben bitte, von einer Lossagung sehr verschieden sey. Diese Protestation dient zugleich zur Veranschaulichung des Unterschiedes zwischen dem, was Herr Dr. Neander hätte thun sollen, und dem was er gethan.

hiernach den Schritt des Herrn Dr. Neander kaum anders erklären, als aus dem Wunsche, durch die nachdrücklichste und eclatanteste Weise des Auftretens die Wirkung desselben zu verstärken, ein Motiv, was freilich nur unbewußt ihn geleitet haben kann, da der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, wenn Jemanden, gewiß ihm ferne liegt. — Ein zweiter, durch dasselbe Bestreben erzeugter Mißgriff war der, daß der Herr Dr. Neander es unterließ, sich über die Verderblichkeit des Rationalismus und über seinen diametralen Gegensatz gegen das Christenthum seiner inneren Ueberzeugung gemäß auszusprechen; die heilige Pflicht des Christen, gegen alles unchristliche Wesen Zeugniß abzulegen, erforderte es, und zwar um so mehr, da diese Erklärung einer Menge von Menschen in die Hände kam, welchen die Stellung ihres Verfassers zum Rationalismus gänzlich unbekannt war, die daher nothwendig zu dem Irrthume verleitet werden mußten, als hege er in allen Stücken dieselbe freundliche Gesinnung gegen den Rationalismus, welche er hier in einem einzelnen Punkte offenbarte, was Vielen zur Bestärkung in ihrem Wahne dienen mußte und notorisch gedient hat. Dazu kam noch die Pflicht der Gerechtigkeit gegen die Brüder; denn die Polemik gegen das vermeintliche Unrecht der einen Parthei, tritt erst dann in das gehörige Verhältniß, wenn das Unrecht der anderen nicht verdeckt und beschönigt, sondern ebenso schonungslos aufgedeckt wird.

Bald nach der ersten Erklärung erschien die Rechtfertigung derselben gegen die Gegenerklärung der Redaction. Auch hier noch erklärte der Herr Verf. seine Einheit in der Hauptsache mit seinen Gegnern, und daß dies Bekenntniß ein innerlich wahres sey, konnte dadurch nicht zweifelhaft gemacht werden, daß einzelne harte Ausdrücke, wie sie in der ersten Erklärung nicht vorkommen, den Beweis lieferten, daß das Bewußtseyn dieser Einheit ihm zuweilen beim Schreiben mehr oder weniger entschwunden war. Uebrigens wurde der doppelte Mißgriff der vorigen Erklärung durch die Beharrung bei der Lossagung, und durch die Verdeckung der Blößen des Rationalismus, durch die Beschönigung desselben, indem sein Ursprung, statt aus der Sünde, unhistorisch aus einer, im unschuldigen Sinne natürlichen Reaction gegen die todte Orthodoxie hergeleitet wurde, und durch die Verwandlung seines Unterschiedes von dem Christenthume in einen fließenden, erneuert.

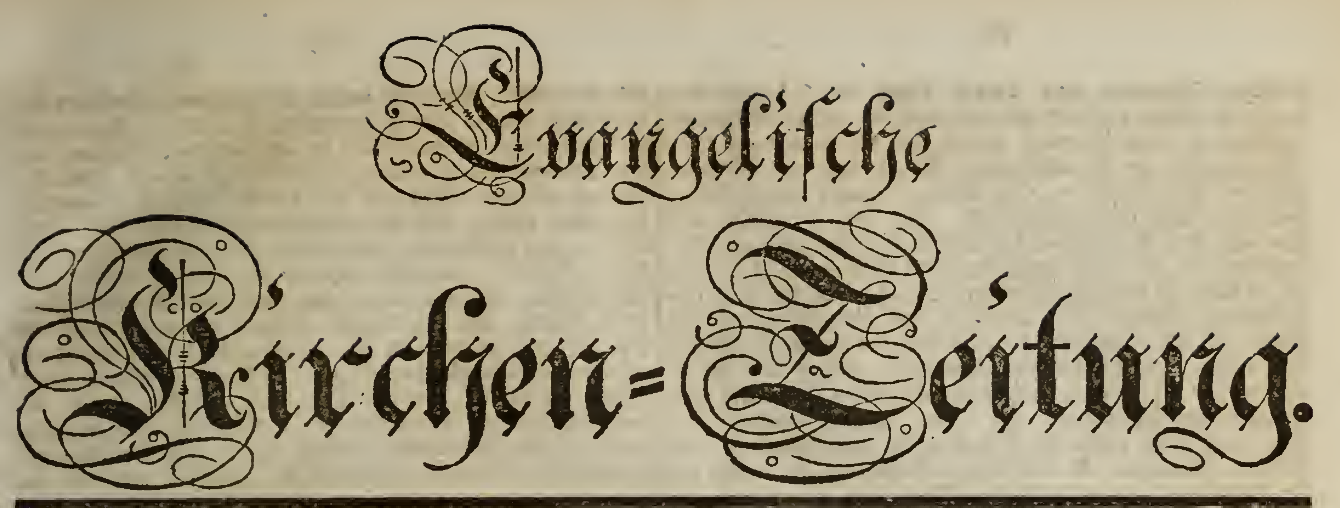
Nach einigen Monaten erschien mit der zweiten Auflage der Rechtfertigung ein Nachtrag zu derselben, zugleich als Jubelschrift zur Feier der Augsburgischen Confession. Alles vereinigte sich den Verfasser zu bestimmen, daß er hier endlich mit der lange vermißten nachdrücklichen Erklärung gegen den Rationalismus hervortrete. Das ungemessene Lob, das ihm von allen Seiten zuströmte, war wohl eine hinreichende Veranlassung, denjenigen Theil desselben, der nicht ihm, sondern nur der Vorstellung von ihm galt, von sich abzuwälzen, zumal da dieser Unterschied der Person und der Vorstellung von derselben durch eigene Veranlassung herbeigeführt worden. Die Schmähungen, welche über die Bekenner Eines Glaubens und Einer Hoffnung ergingen, mußten einladen, auch für sich den gebührenden Theil in Anspruch zu nehmen. Wer es früher für seine Pflicht hielt, den Gegnern

des Evangeliums beizuspringen, als man ihnen seiner Meinung nach zu nahe trat, konnte doch auch jetzt seinen Beruf nicht verkennen, ein lautes Zeugniß für seine, auch nach seiner Ansicht in vielen Punkten mit Unrecht angegriffenen, Brüder abzulegen. Eine Fluth von Schriften war mittlerweile erschienen, in welchen die evangelische Wahrheit geradezu bestritten und dem Herrn öffentlich Hohn gesprochen worden. Der Herr Dr. Neander hatte es für seine Pflicht gehalten, mündlich bei jeder Gelegenheit denjenigen Abscheu vor diesen Schriften auszudrücken, den jeder Christ, jeder wahre Theologe bei ihnen empfinden mußte. Was konnte ihn hindern, diesen Abscheu auch öffentlich auszusprechen, und dadurch endlich der rationalistischen Politik eine Grenze zu setzen, welche zur Täuschung der Unkundigen sich darin gefiel, ihn, den Diener des Herrn, mit diesen Schriftstellern zusammen zu stellen? Mündlich und schriftlich ergingen von solchen, deren Stimme dem Christen besonders wichtig seyn muß, Aufforderungen an ihn, sein früheres Versäumniß jetzt, gerade jetzt, wo der Kampf am heißesten war, wo der Christushaß sich am stärksten offenbarte, wieder gut zu machen. Die Beziehung auf die Jubelfeier der Augsburgischen Confession, lud ein zur freudigen Nachfolge des Beispieles, welches jene freimüthigen Bekenner gegeben. Und dennoch — was geschah? Die kleine Schrift enthielt, außer der Wiederholung des schon früher gegen uns geltend Gemachten, nichts weiter, als ein kurzes Bekenntniß, daß die Lehre von der Rechtfertigung die Grundlage der Evangelischen Kirche sey. Daß der Rationalismus Alles aufbiete, diese Grundlage zu zerstören, daß Er daher der furchtbare Feind der Evangelischen Kirche sey, ohne dessen Besiegung sie ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen gehe, wurde mit keinem Worte angedeutet. Der Verf. eilt raschen Schrittes zu der Polemik gegen diejenigen zurück, welche es wagen, dieses Grundprincip der Kirche zugleich, wie sie selbst es immer gethan, als äußere Norm für den Lehrvortrag auf Katheder und Kanzel hinzustellen.

Wir hofften, daß jetzt wenigstens der Herr Dr. Neander, wenn nicht zurückkehren, doch wenigstens stille stehen werde. Wir hofften dies um so mehr, da die Stimme der Gläubigen, auch derjenigen, deren vollkommener Beistimmung er selbst gewiß zu seyn glaubte, sich in den angegebenen Beziehungen immer entschiedner gegen ihn aussprach. Wir erwarteten um so mehr, daß diese Einstimmigkeit derer, welche doch auch den Geist Gottes zu besitzen glauben, ihres Eindruckes nicht verfehlen würde, als jeder in der Ev. K. Z. und in besonderen Schriften ausgesprochene Tadel, fern von menschlicher Bitterkeit, auf dem Grunde der Verehrung und Liebe ruhte. Allein es erfolgte grade das Gegentheil. Es scheint, daß der Herr Dr. Neander diese Einstimmigkeit, aus einer Art von Bezauberung und Verblendung durch die Ev. K. Z. erklärte, und daher, weit entfernt, sich durch dieselbe anders stimmen zu lassen, noch weit mehr gegen die „Parthei" aufgebracht wurde, als deren Organ er die Ev. K. Z. betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 12. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Verstärkt wurde vielleicht die Erregtheit durch die gehässigen Insinuationen solcher, welche ihre Freude daran fanden, das zu trennen, was der Herr verbunden hatte. Das Denkmal dieser Stimmung ist das Programm der Königl. Preußischen Hauptbibelgesellschaft für das Jahr 1830. Diejenigen, mit welchen der Herr Dr. Neander noch einige Monate vorher in der Hauptsache brüderlich eins zu seyn erklärt hatte, erscheinen hier als eine Parthei, welche getrieben von geistlichem Hochmuthe, von fleischlichem unreinen Eifer, innerlich und äußerlich unruhig, ihre eigene Ehre suchend unter dem Vorwande der Ehre Christi, strebend, alle mannichfaltigen Geister unter das Joch einer aufgedrungenen Form einzuzwängen, das mächtigste Hinderniß seiner geistigen Zukunft bilde, was der Geist Gottes bereits gewirkt habe, so viel an ihr liege, zerstöre, und die Schuld trage, daß Viele an der guten Sache irre werden. Im Vergleiche mit diesem furchtbaren Feinde erschien der Rationalismus als ein so unbedeutender, daß der Verf. es kaum für der Mühe werth hielt, ihn nur zu erwähnen. Der Mißgriff des Herrn Verf. war um so größer, da er das Erzeugniß seiner gereizten Stimmung gewissermaßen unter der Auctorität der Bibelgesellschaft erscheinen ließ, obgleich er selbst wissen mußte, daß die Mehrzahl der Mitglieder derselben sein Verfahren entschieden mißbilligen werde. Seine ohne Beweis, und mit einem starken Eingriffe in die von ihm grade hier von Neuem geltend gemachten Rechte des Herzenskündigers ausgesprochenen Beschuldigungen zu beleuchten, gehört nicht zum Zwecke dieser Darstellung. Dieser, die Nachweisung, daß der traurige Zwiespalt, welcher den Gegenstand so mancher Fürbitte der Gläubigen bildet, nicht ein nothwendiges Erzeugniß der Hallischen Angelegenheit gewesen, scheint uns durch dieselbe hinreichend erreicht zu seyn.

Allein dieser Zwiespalt selbst, so sehr er uns mit Trauer erfüllt, so wenig wir seine Schattenseite verkennen, scheint uns doch auch noch eine andere Seite der Betrachtung darzubieten, von der aus die Freude der Feinde des Evangelii wenigstens zum Theil als grundlos erscheinen möchte. Wir sprechen zuvörderst die Hoffnung aus, daß die Kraft des Herrn noch in der Zeit die Getrennten vollkommen wieder vereinigen werde, und glauben zu ihr um so mehr berechtigt zu seyn, je fester wir überzeugt sind, daß das Bewußtseyn der Einheit in dem, welchen zu lieben und in so vielen Beziehungen zu verehren wir nie aufgehört haben und nie aufhören werden, zwar für Augenblicke zurückgedrängt werden, nimmer aber ganz entschwinden konnte, eine Ueberzeugung, welche sich nicht auf unsichere Vermuthungen, sondern auf Thatsachen gründet, zu zarter Art, als daß sie hier, wo nur das ohnedem schon öffentlich Gewordene besprochen werden darf, mitgetheilt werden könnten. Und sollte diese Einheit, bedingt dadurch, daß Jeder des Anderen Bürde trägt und es dem Herrn überläßt, ihn von Sünde und Irrthum zu reinigen, auch in dieser Zeit nie wieder vollkommen in die Erscheinung eintreten, so bleiben wir doch schon hier durch die gemeinsame Beziehung zu dem Herrn verbunden, und die Ewigkeit wird zu der keiner Unterbrechung fähigen mittelbaren Verbindung die zum Theil unterbrochene unmittelbare hinzufügen. — Betrachten wir jetzt die guten Folgen, welche der Zwiespalt zum Theil schon gehabt hat, und hoffentlich auch ferner haben wird. Die Streitigkeiten unter den Gläubigen haben nach dem Zeugniß der Geschichte unter der gnädigen Leitung Gottes, der auch die Sünden der Seinen zu ihrem Besten zu leiten weiß, wenn sie nicht, wie es freilich häufig geschieht, auch hier wieder sich seinen Absichten mit ihnen widersetzen, mehrfach die segensreiche Folge gehabt, daß die Streitenden selbst dadurch, jeder seine Ueberzeugung festhaltend, vor einseitiger Uebertreibung bewahrt und auf manche ihnen drohende Gefahr aufmerksam gemacht worden sind. Diese Wirkung hat z. B. notorisch bei dem Streite der Pietisten und der Brüdergemeinde, so wie der letzteren und der Methodisten statt gefunden. Aus Furcht vor dem Streite schont man die Sünden und Irrthümer des Bruders. Ist dieser einmal ausgebrochen, so werden dieselben aufgedeckt. Geschieht dies nun auch oft nicht auf die rechte Weise, wird gleich Manches als Sünde und Irrthum dargestellt, was nur der Sünde und dem Irrthum also erscheint, so bleibt doch in der Regel, was wirklich Sünde und Irrthum ist, nicht unaufgedeckt, und wem es wirklich ernst ist mit dem Streben nach Wahrheit und Heiligung, erhält dadurch Veranlassung zu erneuerter Selbst-

prüfung, Fingerzeige, nach welchen Seiten hin er dieselbe vorzüglich zu richten hat, und jedesmal auch da, wo er vollkommen berechtigt ist, den Vorwurf, in der Art wie er gemacht wird, als ungerecht von sich abzulehnen, Veranlassung zur Demüthigung vor dem Herrn. — Ein anderer Vortheil möchte diesem besonderen Falle eigenthümlich seyn. Der Haß der Welt, welcher nach den Aussprüchen der Schrift den Christennamen stets begleiten soll, und nach dem Zeugniß der Geschichte stets begleitet hat, ist durch die Hallische Angelegenheit ganz auf die Ev. K. Z. herübergeleitet worden. Der Verdacht und das Mißtrauen, mit denen man sich früher auch den Schriften des Herrn Dr. Neander näherte, ist größtentheils geschwunden, und es läßt sich erwarten, daß die in ihnen enthaltenen christlichen Ideen eine weit ausgedehntere Verbreitung, wie bisher, erhalten werden. Dadurch aber kann gewiß bei Manchem der erste Grund zu einer späteren gründlichen und vollständigen Bekehrung, die freilich von der Aufnahme gewisser christlichen Ideen noch himmelweit verschieden ist, gelegt werden.

Noch haben wir hier eine Bemerkung hinsichtlich der Berücksichtigung der zahlreichen rationalistischen Streitschriften in der Hallischen Angelegenheit durch die Ev. K. Z. zu machen. Schon ihre Zahl machte eine ausführliche Beleuchtung aller unmöglich. Dazu kam noch die theils durch die Ideenarmuth des Rationalismus, theils auch durch die Abgegrenztheit des Gegenstandes veranlaßte große Verwandtschaft des Inhaltes, welche uns genöthigt haben würde zum Ueberdrusse unserer Leser unser Blatt mit Wiederholungen anzufüllen. Wir fanden uns daher bewogen, nur diejenigen Schriften einer ausführlichen Prüfung zu unterwerfen, welche entweder die Sache aus einem eigenthümlichen Gesichtspunkte behandelten, oder vermöge der Art der Darstellung und der kirchlichen Stellung ihrer Verfasser der Natur der Sache nach einen bedeutenden Einfluß auf gewisse Classen von Lesern gewinnen mußten, und sie nach unseren eigenen Erfahrungen und denen unserer Correspondenten wirklich gewannen. Hieraus erklärt es sich denn, warum wir die beiden Schriften des Herrn Dr. Bretschneider zum Gegenstande ausführlicher und mehrfacher Erörterungen machten, während andere, wie die der Herren DD. Baumgarten-Crusius und Schott, fast ganz unberücksichtigt blieben.

Wir schließen mit der Erklärung, daß wir die Verhandlungen über die Hallische Sache keinesweges als mit dem Schlusse des Jahres geschlossen betrachten. Es liegt schon in den vorhin dargelegten Zwecken unserer Polemik, daß dieselbe, von jeder äußeren Entscheidung unabhängig, wenn gleich unter kürzeren und längeren Unterbrechungen, so lange fortdauern muß, als das Uebel selbst, gegen die sie gerichtet ist. Die einzige Schuld, die wir aus dem alten Jahre in das neue herübernehmen, ist die Beleuchtung von Herrn Dr. Schleiermacher's Sendschreiben an die Herren DD. Schulz und v. Cölln in dem neuesten Hefte der Studien und Critiken.

Wir wenden uns jetzt zu der Gesangbuchssache. Sähen wir auch in derselben gar keine äußeren Früchte unserer und der anderweitigen auf dasselbe Ziel gerichteten Bemühungen, wie dies uns mehrfach vorgehalten worden, so würde uns das gar nicht irren. Wir redeten hier, wie anderwärts, weil wir nicht anders konnten; den Erfolg stellten wir in Gottes Hand; mochte derselbe noch so widrig seyn, wir hatten gethan, was wir nach unserer Ueberzeugung zu thun schuldig waren. Allein die Behauptung der äußeren Fruchtlosigkeit unserer Bemühungen ist noch dazu sehr zu modificiren. In Berlin selbst konnte freilich aus mehrfachen, hier nicht weiter auszuführenden Gründen kein bedeutender äußerer Erfolg hervorgebracht werden. Doch wurde wenigstens einer Gemeinde auf ihr einstimmiges Verlangen durch eine Cabinetsordre Sr. Majestät des Königs das Porst'sche Gesangbuch erhalten. Mag man sich hierüber durch die Bemerkung zu trösten suchen, daß das Gotteshaus dieser Gemeinde eigentlich nur eine Capelle und keine Kirche sey, uns genügt es, daß diese „Capelle" zahlreicher besucht ist, wie so manche stattliche Kirche. Dadurch aber, daß das Porst'sche Gesangbuch, dessen Mängel wir keinesweges verkannt haben und verkennen, und das wir gerne gegen ein neues besseres vertauscht haben würden, in einer einzelnen Gemeinde öffentliche Geltung behielt, wurde zugleich die gänzliche Antiquirung desselben auch in denjenigen Gemeinden verhindert, bei welchen das neue eingeführt worden. Ein Gesangbuch, welches einmal ganz aus dem gottesdienstlichen Gebrauche verdrängt ist, schwindet bald auch aus dem Privatgebrauche; der fortgesetzte gottesdienstliche Gebrauch auch nur in einer Kirche bildet eine stets erneuerte Erinnerung und Empfehlung. Uns erscheint aber grade dasjenige was das Gesangbuch als häusliches Erbauungsmittel wirkt, bei weitem als das Wichtigste, und daß dies von den Redactoren des neuen Gesangbuches nicht genug beachtet worden, möchte schon allein hinreichen, ihren Beruf, für die Bedürfnisse der Gemeinden zu sorgen, zweifelhaft zu machen. Von dieser Ansicht aus müssen wir es denn auch als eine fernere erfreuliche Folge des Kampfes in Berlin selbst betrachten, daß derselbe auch direct für die Beibehaltung des Porst zur häuslichen Erbauung durch Darlegung seiner Vorzüge vor dem neuen Gesangbuche grade bei denen gewirkt hat, welche das Bedürfniß einer solchen Erbauung am lebhaftesten empfinden, und am sorgfältigsten zu befriedigen streben. — Ganz anders aber muß sich noch das Urtheil über die äußerlichen Folgen des Kampfes gestalten, wenn wir bedenken, daß die Einführung des neuen Gesangbuches, ungeachtet der ausdrücklichen Erklärung eines der einflußreichsten Mitglieder der Commission, daß dasselbe nur auf die Hauptstadt berechnet und für sie bestimmt sey, doch auch in der ganzen Provinz mit demselben Eifer betrieben worden ist. Daß hier manchen Geistlichen und manchen Laien durch die Aufsätze der Ev. K. Z. der Vorzug ihres alten Gesangbuches erst recht anschaulich geworden, liegt am Tage, und wir glauben uns dessen um so mehr freuen zu dürfen, je wichtiger grade auf dem Lande und in kleineren Städten, bei der größeren Spärlichkeit der Erbauungsmittel, der Besitz eines guten Gesangbuches ist, das einer gewissen Classe von Erbauung Suchenden, was freilich nicht so seyn sollte, aber da es einmal so ist, sorgfältige Berücksichtigung verdient, mehr gewährt, als die heilige Schrift, deren Verständniß einen höheren Grad geistiger Erleuchtung voraussetzt, als ihnen schon zu Theil geworden.

Allein der Kampf hatte neben seinem localen noch seinen ungleich wichtigeren allgemeinen Zweck; er war nicht bloß gegen das Individuum, als solches, gerichtet, sondern in dem Individuo sollte zugleich die Gattung bekämpft werden. So wie wir bei dem Angriffe auf die individuelle Gestaltung des Rationalismus an einem einzelnen Orte von der Hoffnung geleitet wurden, den Rationalismus im Allgemeinen auf diese Weise wirksamer zu bestreiten, als wenn wir wie bisher den Angriff auf das Abstractum des Rationalismus richteten — so glaubten wir auch hier durch die Individualisirung der Polemik, und durch die Anwendung der christlichen Grundsätze der Beurtheilung auf ein Gesangbuch, welches in seiner Gattung sogar eine eh-

renvolle Stelle einnimmt, um so erfolgreicher den neueren falschen Grundsätzen hinsichtlich der Bearbeitung der Gesangbücher entgegenwirken, und dazu beitragen zu können, daß in Zukunft unserer Kirche einer ihrer köstlichsten Schätze, ihre alten Kern- und Kraftlieder, nicht ferner gänzlich entzogen oder doch verkürzt werde. Wir müßten an der Kraft der Wahrheit verzweifeln, wenn wir nicht überzeugt wären, diesen Zweck wenigstens theilweise erreicht zu haben. Der Vorzug der älteren Liedertexte vor den neueren Verstümmelungen derselben ist theils in mehreren Aufsätzen der Ev. K. Z., theils in dem „Unpartheiischen Gutachten," so einleuchtend an einzelnen Beispielen dargethan worden, daß selbst viele der Befangensten, freilich nur solche, welchen es nicht ganz an poetischem und christlichem Gefühle mangelte, und die nicht mit der Verwerfung der Liederveränderung zugleich das Verdammungsurtheil über ihre eigene frühere unfruchtbare Arbeit auszusprechen genöthigt waren, in ihrer bisherigen Ansicht wankend werden mußten, zumal da die Ev. K. Z. die in der Sache liegenden Schwierigkeiten der entgegengesetzten dadurch vermied, daß sie selbst eine schonende, nach festen Grundsätzen angestellte, sich nur auf Aeußerlichkeiten erstreckende Veränderung als statthaft, und zuweilen nothwendig behauptete. Auch die wiederholte Nachweisung, daß bei der Redaction eines Gesangbuches mehr Rücksicht genommen werden müsse auf die Bedürfnisse eines frommen Gemüthes, als auf die Vorurtheile eines verbildeten Geschmackes, daß durch Aenderungen aus dogmatischen Gründen die Rechte der Kirche verletzt und aller subjectiven Willkühr Thür und Thor geöffnet werde, so wie dieselbe Folge auch der Grundsatz haben müsse, durch die Auswahl der Lieder alle Partheien befriedigen zu wollen, da die Kirche keine innerhalb ihres Schooßes bestehende und von ihrem Lehrbegriffe abweichende Parthei anerkennen könne, ohne sich selbst in ihrem Wesen zu vernichten, eine solche Rücksichtsnahme aber eine factische Anerkennung seyn würde, daß es Unrecht sey, wenn die Einführung eines neuen Gesangbuches ohne Zuziehung der Gemeinden bloß durch die Geistlichkeit bewerkstelligt werde — konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, obgleich dieselbe freilich, wie es von vorn herein nicht anders erwartet werden konnte, in ihrer vollen Ausdehnung auf einen weit engeren Kreis beschränkt blieb, wie die vorige. — Was wir aber besonders hoch anschlagen, es ist durch diesen Kampf die Aufmerksamkeit Vieler auf unsere alten Kirchenlieder gerichtet worden, denen dieselben ganz aus den Augen entschwunden waren, und wir freuen uns hierüber um so mehr, je vielfacher diese Lieder, das Erzeugniß einer besseren Vergangenheit, sich uns selbst in Freude und Schmerz bewährt haben, so daß der Kampf für sie uns eigentliche Herzenssache war.

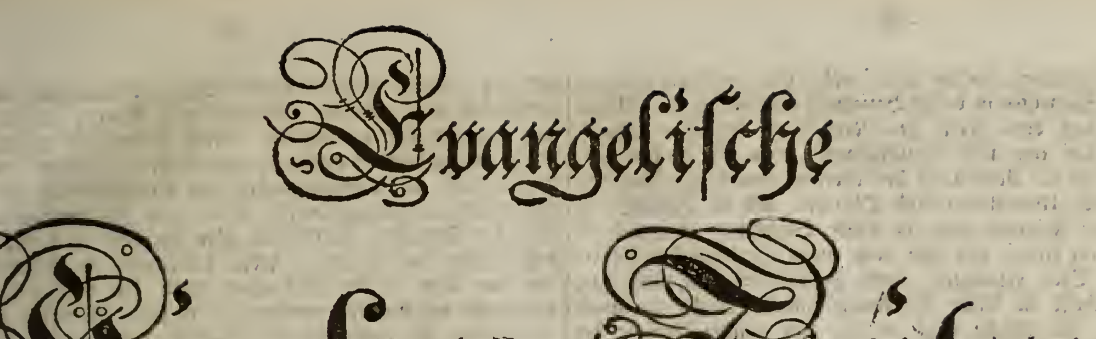
Schon hielten wir den Kampf für beendet, als nach langem Schweigen der Vertheidiger des neuen Gesangbuches in kurzer Folge zwei Schriften von dem theuren Harms und von Herrn Dr. Schleiermacher erschienen. Wir waren Anfangs zweifelhaft, ob wir diese beiden Schriften einer Beleuchtung in der Ev. K. Z. unterwerfen sollten oder nicht; ein Brief von dem Verf. des „Unpartheiischen Gutachtens" trug dazu bei, uns für das letztere zu entscheiden. Es galt hier die Bewährung der vorhin aufgestellten Eigenthümlichkeit der christlichen Polemik, die letzte Rede gern dem Gegner zu überlassen, zufrieden damit, im Besitze der besten zu seyn. Die Schrift von Harms, deren Beschaffenheit erst dann vollkommen erklärlich wird, wenn man sie mit seiner eigenen früheren Liedersammlung vergleicht, wurde uns vor ihrem besonderen Erscheinen als Aufsatz zum Einrücken in die Ev. K. Z. zugesandt, und unser Entschluß der Nichtannahme wurde wahrlich durch andere Gründe bestimmt, als durch die Furcht vor einer durch sie herbeizuführenden Gegenwirkung, die, falls sie in irgend einem Grade statt fand, nur durch den Namen des Verf. veranlaßt werden konnte. Schon allein die Critik des Liedes „Nun ruhen alle Wälder" reichte hin zum Erweise, daß der in anderen Gebieten so hochverdiente Verf. sich hier auf ein fremdes Feld verirrt hatte, und dieser Erweis hatte so viele inwohnende Klarheit, daß eine ausführliche Auseinandersetzung und Begründung ein schlechtes Vertrauen zu der Urtheilsfähigkeit unserer Leser verrathen haben würde. Einen Aufsatz über das neue Gesangbuch in dem homil. liturg. Correspondenzblatte gegen den Herrn Verf. zu vertheidigen, fühlten wir um so weniger Beruf, da auch wir den stachlichten und gereizten Charakter desselben mißbilligten, und die Nachweisung, daß der Verf. mehrere der bedeutendsten Aufsätze in der Ev. K. Z., so wie das, weil ursprünglich für sie bestimmte, von ihr nicht zu trennende „Unpartheiische Gutachten" ganz unberücksichtigt gelassen habe, würde nur dann an ihrer Stelle gewesen seyn, wenn die Polemik gegen das Berücksichtigte geeignet gewesen wäre, dasselbe irgend zu erschüttern. Wir hoffen, daß der Herr Verf. diese unsere offene Erklärung um so freundlicher aufnehmen wird, da sie nur eine sehr beschränkte Ausübung desselben Rechtes ist, was er gegen uns geltend gemacht hat, ohne daß wir uns nur einen Augenblick versucht gefühlt hätten, hierin eine Störung des brüderlichen Verhältnisses zu finden, was eben dadurch sich als wahrhaft vorhanden bewähren muß, daß es sich als über solche Anstöße erhaben beweist. — Die Schrift des Herrn Dr. Schleiermacher enthielt allerdings in demjenigen Theile, welcher sich mit der Beleuchtung der von dem Verf. der „Sendschreiben über das Berliner Gesangbuch" aufgestellten grammatischen, ästhetischen und musikalischen Canones beschäftigt, Manches, was Berücksichtigung verdiente; allein diese Berücksichtigung schien in unserem Blatte nicht an ihrer Stelle zu seyn, da sie eine Seite der Sache betraf, welche mehr der Schule als der Kirche angehörte, und deren Behandlung in den Sendschreiben selbst wir nur deshalb aufgenommen hatten, weil wir es nicht wagen durften, durch ihre Weglassung ein zusammengehöriges Ganzes in ein Bruchstück zu verwandeln. Den übrigen Inhalt konnten wir getrost dem Selbsturtheile unserer Leser überlassen, zumal da auch hier die Critik des „Nun ruhen alle Wälder," was auf eine sonderbare Weise in diesem Kampfe zum Schibbolet geworden ist, den augenscheinlichen Beweis lieferte, daß auch der größte Geist seine schwachen Seiten, und daher Ursache hat, bei jedem Unternehmen vorher seinen Beruf zu prüfen. Es war uns um so lieber, einer Beleuchtung dieser Schrift überhoben zu seyn, da wir, falls dieselbe einmal unternommen wurde, dem traurigen Geschäfte einer ernsten Rüge des in derselben bei einer so heiligen Angelegenheit herrschenden leichten und scherzhaften Tones nicht entgehen konnten.

Kürzer, wie bei den beiden vorigen, können wir uns bei der Menken'schen Angelegenheit fassen. Lange Zeit hatte es die Ev. K. Z. vermieden, in eine gründliche Prüfung der besonderen Ansichten dieses hochverdienten Theologen und seiner Schule einzugehen; obgleich sie diese Prüfung in vieler Beziehung für wichtig hielt, so kannte sie doch zu genau den dieser Schule ganz besonders eigenthümlichen, reizbaren Charakter, als daß sie nicht mit einer gewissen Sicherheit hätte voraussetzen müssen, die Prüfung werde eine Entzweiung herbeiführen. Allein ein längeres Stillschweigen wurde durch die Stellung unmöglich gemacht, welche

diese Schule selbst gegen die Lehre der Evangelischen Kirche und ihre Vertheidiger einnahm. Fast gleichzeitig mit der Ev. K. Z. begann das Erscheinen einer im Geiste der Menken'schen Schule von dem Herrn Pastor Hasenkamp redigirten Zeitschrift „Die Wahrheit zur Gottseligkeit." Schon in den beiden ersten Heften mußte es sehr auffallen, daß nicht nur die Differenzpunkte von der Kirchenlehre überall geflissentlich hervorgehoben und mit besonderer Vorliebe behandelt wurden, sondern auch, und dies noch weit mehr, daß dies so wenig im Geiste der Liebe geschah, so wenig in dem Bewußtseyn der Verschiedenheit dieses Kampfes von dem gegen den Unglauben, mit so abstoßender Schroffheit, und immer von der ungerechten Voraussetzung aus, daß die Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre keinen anderen Grund haben könne, wie den todten Auctoritätsglauben und den Buchstabendienst, eine Voraussetzung, welche dieser Schule mit dem Rationalismus gemeinsam ist, nur daß dieser sie weiter, auch auf alles dasjenige ausdehnt, was die Menken'sche Schule aus der Kirchenlehre beibehalten hat. Diese Beschränkung macht grade das Willkührliche der Voraussetzung recht anschaulich. Denn kann hier die Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre eine lebendige seyn, warum nicht auch dort? — Allein was die beiden ersten Hefte in dieser Beziehung Betrübendes geliefert hatten, kam gar nicht in Betracht gegen den Inhalt des dritten, fast ganz ausgefüllt durch eine Abhandlung des Herrn Pastors Hasenkamp über die Lehre von der Versöhnung. Die kirchliche, — und wir sagen es aus voller Ueberzeugung, die schriftgemäße Lehre von der genugthuenden und stellvertretenden Kraft des Todes Christi, sie, welche sich an dem Herzen und Leben Tausender bewährt hat, wurde hier mit einer Erbitterung und einem Ingrimm als ein Fündlein der Teufel und eine Ausgeburt der Hölle angegriffen, wie sie in der ganzen Geschichte kaum ihres Gleichen haben, und zugleich in einem so herausfordernden Tone gegen ihre Vertheidiger, daß ein fortgesetztes Schweigen uns als Verrath an der Wahrheit erschien, um so mehr, da wir die große practische Wichtigkeit der angegriffenen Lehre aus eigener Erfahrung kannten, und die deutlich hervortretende Absicht des Verf. wahrnahmen, durch diese Abhandlung auch außerhalb des engen Kreises der Schule Anhänger für die entgegengesetzte zu werben, die, daß Christi Tod nur insofern eine versöhnende Kraft habe, als er die letzten Reste des auch Christo angestammten sündigen Verderbens aus seiner, und somit aus der menschlichen Natur getilgt — womit denn für die, welche die Behauptung, als habe der Herr an dem Verderben unserer Natur Theil genommen, als eine durchaus schriftwidrige, der Würde unseres göttlichen Erlösers zu nahe tretende, auf einer sehr oberflächlichen Betrachtungsweise des natürlichen Verderbens, als sey dasselbe etwas todtes, nicht nothwendig in wirklicher Sünde sich äußerndes, keine Schuld mit sich führendes, beruhende, verwerfen, jede Bedeutung des Versöhnungstodes schwindet. Die Redaction nun, einsehend, daß der Angriff bei dem engen Zusammenhange dieses Systems, und bei der Bedingtheit grade des besonders angeregten Punktes durch die obersten Grundsätze desselben, nicht bei diesem stehen bleiben dürfe, sondern sich nothwendig gegen das Ganze richten müsse, hatte zugleich den lebhaften Wunsch, sofern es ohne Verletzung der Wahrheit geschehen konnte, Alles zu vermeiden, was eine Trennung der Gemüther herbeizuführen geeignet war, um so lebhafter, je mehr sie es bedauerte, daß dies von der anderen Seite so wenig geschehen. Mit wahrer Freude theilte sie daher einen Aufsatz mit, in welchem den Verdiensten des Herrn Dr. Menken um Theologie und Christenthum die verdiente Anerkennung in dem vollsten Maaße und in der Sprache herzlicher Liebe dargebracht wurde. Die Bitte der Redaction an den Verf. des Aufsatzes: „Versuch einer Scheidung von Wahrheit und Irrthum in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom Reiche Gottes" diese Arbeit zu unternehmen, wurde von dem dringenden Wunsche begleitet, über der heiligen Pflicht der Wahrheit nie die eben so heilige der Liebe zu vergessen. Diesem Wunsche entsprach der Verf. auch insofern, als derselbe nicht nur ausdrücklich mehrfach die Differenz als eine innerhalb des Gebietes des Christenthums liegende bezeichnete, sondern auch sorgfältig bemüht war, sich aller harten und übertreibenden Ausdrücke zu enthalten, und was sich von der Art eingeschlichen hatte, nachher auf die Bitte der Redaction, freilich nicht ganz so vollständig, wie diese es wünschte, milderte. Allerdings herrschte in dem ersten Artikel eine gewisse Kälte, erklärlich daraus, daß der Verf. nie mit gläubigen Anhängern dieser Schule in näherer Verbindung gestanden hatte, und daher immer nicht solche, sondern Personificationen des Systemes vor Augen hatte. Allein die Redaction glaubte wegen dieses von ihr tiefempfundenen Mangels, der durch keine Aenderung im Einzelnen getilgt werden konnte, doch die ganze Arbeit nicht ihren Lesern vorenthalten zu dürfen, die nach ihrer innigsten Ueberzeugung vom richtigen Standpunkt aus unternommen und sehr gut ausgeführt war. Sie hatte von vorn herein die Absicht, Rügen einzelner Einseitigkeiten nicht nur auf Verlangen willig aufzunehmen, sondern sie auch selbst zu veranlassen. So forderte sie z. B. Herrn Dr. Tholuck und Herrn Superintendent Rudelbach, welche das Urtheil über des älteren Hasenkamp christliche Schriften zu hart fanden, auf, ihre Erfahrungen über die segensreiche Wirksamkeit dieser Schriften in der Ev. K. Z. mitzutheilen. — Bald nach dem ersten Artikel erschien eine Antwort von Herrn Pastor Hasenkamp in dem vierten Hefte seiner Zeitschrift, über deren nähere Beschaffenheit wir hier lieber ganz schweigen wollen, da das die Sache Betreffende schon früher von dem Verf. des Aufsatzes berücksichtigt worden, und Persönlichkeiten gegen den Herausgeber, dessen eifrigstes Bestreben es ist, seine Person so viel als nur immer möglich, in den Hintergrund treten zu lassen, zu würdigen nicht unsere Aufgabe seyn kann. So wie wir von Anfang an weit entfernt waren, das Unrecht des Herrn Pastors Hasenkamp als ein gemeinsames aller derjenigen zu betrachten, welche mit ihm dieselben Ansichten theilen, und deren mehrere im näheren Umgang der Herausgeber aufrichtig hochschätzen und lieben gelernt hat, so ist es uns wahrhaft erfreulich gewesen, von mehreren Seiten zu erfahren, daß dies Unrecht bei ihnen eine allgemeine Betrübniß erweckt hat, und wir sind dadurch in der von uns gleich anfänglich gehegten Hoffnung bestärkt worden, daß auch der Urheber selbst es als solches erkennen, und vor dem Herrn bereuen werde.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 15. Januar. № 5.

Vorwort.

(Schluß.)

Es bleibt uns jetzt nur noch Ein Hauptpunkt zu erörtern übrig, die Stellung der Ev. K. Z. zu den großen Bewegungen auf dem politischen Gebiete. Die drei kleinen sich auf diesen Gegenstand beziehenden Mittheilungen in dem vorigen Jahrgange haben so vielen Widerspruch gefunden, und wir sind von so vielen Seiten her gewarnt worden, dies Glatteis nicht ferner zu betreten, daß wir uns dringend aufgefordert fanden, unsere schon vor der Aufnahme dieser Artikel angestellten reiflichen Ueberlegungen in dieser Beziehung noch einmal zu wiederholen. Am wenigsten wurden wir von demjenigen berührt, was gegen die Richtigkeit der in diesen Artikeln dargelegten Ansichten selbst gerichtet war. Die ihnen zu Grunde liegende Ueberzeugung von der göttlichen Einsetzung der Obrigkeit, und der daraus entspringenden absoluten Unrechtmäßigkeit jeder Empörung, nicht einer sich in ihren Schranken haltenden, und der rechten Mittel bedienenden Bewahrung der Rechte, ist so einfach und klar in der Schrift begründet, daß das Gegentheil bei denen, welche die heilige Schrift als solche anerkennen, nur aus einer sehr traurigen unbewußten Einwirkung des aus dem Unglauben an die Schrift hervorgegangenen Zeitgeistes erklärt werden kann. Ein anderer Grund ist die Befürchtung, die Ev. K. Z. möchte, indem es nicht fehlen könne, daß man von vielen Seiten her in dieser argwöhnischen Zeit ihr in dieser speciellen Angelegenheit unreine Nebenabsichten beilege, dadurch die Reinheit ihres ganzen Strebens verdächtig machen. Allein auch dieser Grund erweist sich nicht als haltbar, und könnte höchstens, die Triftigkeit des Folgenden vorausgesetzt, von Bedeutung seyn. Angenommen, daß es zum Berufe der Ev. K. Z. gehöre, auch hierin die Zeitmeinungen nach dem ewigen Worte Gottes zu beurtheilen, so können die Folgen, welche die Ausübung dieses Berufes möglicherweise haben kann, gar nicht in Betracht kommen. Diese stehen in Gottes Hand; für unsere Pflicht sind wir verantwortlich. Jene falsche, ihre Handlungen immer nach der Berechnung der Folgen bestimmende Klugheit, ist eine Usurpation der göttlichen Rechte und eine Verkennung des menschlichen Standpunktes, die schon so manchen Christen zur Versuchung und zur Ursache eines immer tieferen Falles geworden ist, die nur gar zu gern in die Dienste der Menschenfurcht und Menschengefälligkeit tritt, oder wenigstens die Kraft zu ihrer Besiegung gänzlich lähmt. Auch möchte die bezeichnete Folge hier bei denen, bei welchen sie um des Herrn willen uns schmerzlich seyn würde, kaum zu befürchten seyn. Beweisen wir, wie wir es bisher gethan zu haben glauben, in allen anderen Stücken, daß es uns nicht um den Lohn der Welt, sondern um die Sache des Herrn zu thun ist, schreiten wir, ohne auf Gunst und Ungunst der Menschen zu sehen, muthig vorwärts auf der graden Bahn, die uns sein heiliges Wort bezeichnet, suchen wir auch in diesen Angelegenheiten das Unrecht, da wo es sich auch auf der anderen Seite findet, nie durch sophistische Argumentationen zu beschönigen, lassen wir es nimmer aus den Augen, daß dasjenige, was von der einen Seite als ein Erzeugniß furchtbarer Sünde betrachtet werden muß, von einer anderen Seite ein gerechtes Gericht des strafenden Gottes seyn kann, der auch die Sünder zu seiner Zuchtruthe gebraucht, um sie, wenn sie seinen heiligen Absichten gedient haben, selbst zu verderben, halten wir uns fern von aller menschlichen Gereiztheit, dem sicheren Kennzeichen menschlicher Motive, so wird bald bei allen redlichen Gemüthern jeder Verdacht unlauterer Absichten, wenn er sich auch Anfangs geregt haben sollte, schwinden. Diese sind es ja aber allein, deren Urtheil uns von Werth seyn kann. Nimmer kann uns die Rücksicht auf diejenigen leiten, welche entweder unfähig sind in Anderen höhere Absichten zu erkennen, weil sie überall nur den Reflex ihrer eigenen Schlechtigkeit erblicken, oder welche gegen ihre eigene bessere Ueberzeugung die Verdächtigung nur als einen Kunstgriff gebrauchen, um dasjenige unwirksam zu machen, was sich ihren niedrigen Absichten entgegenstellt. — Man hat uns ferner die Frage vorgelegt, ob es gerathen sey, durch das Hinüberschreiten in das der Ev. K. Z. doch eigentlich fremde Gebiet der politischen Ansichten, den Haß noch zu vermehren, den sie schon durch die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe auf sich gezogen habe, und noch ferner auf sich ziehen werde, und zugleich sich diejenigen unter den Bekennern des Evangelii selbst

abgeneigt zu machen, welche noch mehr oder weniger von den Banden des Zeitgeistes in dieser Beziehung umstrickt seyen. Allein wir müssen von vorn herein den Nerv dieses Grundes dadurch abschneiden, daß wir aufs Entschiedenste gegen die Ansicht protestiren, als sey die Aufstellung der obersten Grundsätze über das Verhältniß von Unterthanen und Obrigkeit und die Bekämpfung der verkehrten Zeitmeinungen in dieser Beziehung in irgend einem Sinne der Kirche und also auch einem ihr dienenden Blatte fremdartig. Dies behaupten, heißt zugleich erklären, daß das, was die Schrift in dieser Beziehung enthält, nicht an seiner Stelle sey. Der Kirche liegt es ob, den ganzen Umfang der Schriftwahrheiten geltend zu machen und sie darf grade diesen Gegenstand um so weniger aus den Augen lassen, je vielfältiger und angelegentlicher er in der heiligen Schrift behandelt wird. Dies ist auch von den Dienern der Kirche zu allen Zeiten anerkannt worden; nie hat man anders daran gedacht, als daß es den Theologen obliege, die Schriftlehre in dieser Beziehung nicht nur wissenschaftlich auszubilden, sondern auch aufs Leben anzuwenden und gegen allen aus der Sünde hervorgehenden Wahn zu behaupten. Wem wäre es wohl eingefallen den Reformatoren den Vorwurf des Eingriffes in ein fremdes Gebiet zu machen, wenn sie mit dem Schwerdte des Wortes Gottes den Geist des Aufruhrs bekämpften, welcher sich in dem Bauernkriege kund gab? — Freilich, es gibt eine Grenze zwischen dem kirchlichen und dem politischen Gebiete, deren Ueberschreitung den Vorwurf einer Verirrung in ein fremdes Gebiet zu einem gerechten macht, und daher mit aller Sorgfalt zu vermeiden ist. Nie darf sich eine kirchliche Zeitschrift anmaßen, über dasjenige hinauszugehen, was die Schrift in dieser Beziehung ausdrücklich aussagt, oder was eine nothwendige, für jeden Unbefangenen unverkennbare Folge ihrer Aussagen ist. Nie darf sie sich zur Verfechterin von Theorien aufwerfen, die, auch wenn sie sonst durch die stärksten Gründe wahrscheinlich gemacht werden sollten, doch in der Schrift keinen sicheren und festen Grund haben. Auch darf sie sich nie beikommen lassen, sich in das Detail der einzelnen politischen Begebenheiten, in die Abwägung des Rechtes oder Unrechtes streitender Partheien im Einzelnen einzulassen. Ihre Bestimmung ist auf die Gesinnung im Ganzen und Großen zu wirken; je mehr sie sich in das Einzelne einläßt, desto mehr geräth sie in die Gefahr menschlichen Irrthums.

Die bisherige Widerlegung der Gründe gegen die fernere Beleuchtung des Verhältnisses von Unterthanen und Obrigkeit, enthält zugleich schon die positive Beweisführung für die Rechtmäßigkeit und Pflichtmäßigkeit derselben. Nur das ist noch anzudeuten, wie grade die gegenwärtige Zeit mehr wie irgend eine andere den christlichen Theologen dringend auffordert, von seinem Rechte Gebrauch zu machen und seine Pflicht zu erfüllen. Schon das sollte ein mächtiger Antrieb seyn, daß in der ungläubigen Theologie der Wahn der Zeit einen Hauptstützpunkt findet, und daß ungläubige Theologen von nicht geringer Anzahl es wagen, ihre Freude über die Wirkungen desselben öffentlich an den Tag zu legen. Hat man sich doch erkühnt die Hoffnung auszusprechen, daß die Pöbelaufstände die segensreiche Folge einer freieren Verfassung der Kirche haben werden, und findet sich doch selbst in der Vorrede zu einer neuen von mehreren genannten Geistlichen Sachsens veranstalteten Uebersetzung des N. T., verfaßt zu einer Zeit, als die dortigen Unruhen besonders lebhaft waren, der Wunsch und die Aussicht, daß das Jahr 1830 Deutschland die bürgerliche Freiheit bringen werde, wie das Jahr 1530 ihm die religiöse gebracht habe! Was die Theologie zum Theil verschuldet hat, muß die Theologie auch streben, so viel sie vermag, wieder gut zu machen. Noch stärker aber wird sie dazu durch eine andere Betrachtung aufgefordert. Früher wurde das Ansehn und die Unverletzlichkeit der Obrigkeit auf die Schrift und allein auf sie gegründet. Das „ein Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" u. s. w., war die feste Stütze der Throne. Jeder hatte also ein festes Princip, von dem aus er den Gehorsam gegen die Obrigkeit vor sich selbst und vor Anderen rechtfertigen konnte. Jetzt hat man diese Grundlage, die einzig wahre, verlassen, dadurch sind die in dieser Beziehung Bessergesinnten der einzigen Waffen beraubt, durch die sie den Kampf siegreich durchführen könnten. Ihre Polemik entbehrt des Principes; sie können sich nur auf ihr Rechtsgefühl, auf die persönlichen Vorzüge des Regenten, und — ein Grund, der unter den ihnen noch zu Gebote stehenden, falls schon einige Erfahrung ihnen zu Hülfe kommt, der kräftigste ist — auf die Unmöglichkeit einer consequenten Durchführung des revolutionären Principes, und auf die Furchtbarkeit seiner Folgen berufen. Alles dies aber kann höchstens einzelne Ausbrüche des Uebels verhindern, dasselbe mit seiner Wurzel auszurotten, ist es keinesweges geeignet. Es ist daher heilige Pflicht der Kirche, die ewige Grundlage der Staaten wieder geltend zu machen, und auf diese Weise die Herrschaft des schwankenden subjectiven Räsonnements auf diesem Gebiete zu zerstören.

Um dieser Pflicht an unserem Theile zu genügen, denken wir nächstens, falls der verehrl. Mitarbeiter, den wir dazu aufgefordert haben, unseren Wunsch erfüllt, eine ausführliche Darstellung der Grundsätze der Reformatoren über das Verhältniß der Obrigkeit und der Unterthanen zu liefern. Diese hatten durch die Zeitumstände so viele Veranlassung die Schriftlehre in dieser Beziehung auszubilden, daß das von ihnen Aufgestellte fast erschöpfend und dem Wesen nach unübertrefflich ist, und wir haben zugleich den Vortheil durch sie, deren Freisinnigkeit allgemein anerkannt wird, um so unverdächtiger zu unserer Zeit reden zu können.

Doch es ist Zeit, daß wir unser Vorwort schließen, damit wir nicht die schon so lange in Anspruch genommene Geduld unserer Leser mißbrauchen. Wir empfehlen sie dem Schutze und der Leitung des Herrn und uns und unsere Mitarbeiter ihrer Fürbitte.

Berlin den 31. December 1830.

Die Redaction.

Mittheilungen aus dem Reiche.

41) Fragment eines Briefes vom seligen Esper.

Mehrere Leser dieser Mittheilungen werden wohl den Freund des sel. Tobias Kießling in Nürnberg, den Pfarrer Esper zu Uttenreuth, aus Schubert's Altem und Neuem, 2r Band, kennen. Diesen und auch Anderen wird es vielleicht nicht uninteressant seyn, in dem hier nachstehenden Fragment eines Briefes an Kießling (vom 2. Juli 1777) eine Probe zu sehen von der fast unnachahmlichen Weise jenes merkwürdigen Pfarrers, durch alle von ihm betrachteten Gegenstände, aus dem Gebiete der Natur oder Geschichte hindurch, wie durch ein helle durchscheinendes Glas die Spuren der Nähe dessen zu sehen, den seine Seele liebte.

„Das hieß sehr lange bei Gelegenheit Ihres ersten Briefes verweilt. Soll der zweite also ohne Antwort verbleiben? Sie werden aber gar zu sehr mit meinen unleserlichen Zügen beschwert. Doch die Liebe verträgt Alles, auch einen undeutlich schreibenden, einen geschwätzigen Freund. Ich bin ob dem Anblick der zugesendeten Eisenblüthe *) erstaunt. So ein großes, so ein vollständiges Stück ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen. Hand des Kenners hat es gebrochen, und überall auf das Instructive Achtung gegeben. Mit dem allerverbindlichsten Dank erkenne ich es, daß Ihre so unermüdet freundschaftliche Güte mir diese Augenweide gemacht, nein, diese Gemüthsergötzung verschafft. Es wird mit der größesten Sorgfalt aufbewahrt, um nach Ihrer Disposition, auf den ersten Wink, für die weitere Bestimmung wieder zurückzufolgen. Fragen Sie aber ja nicht, was man bei solchen Vorwürfen für Gedanken hat, für Entdeckungen macht, ob man ihn auch, den großen Urheber, in dem finsteren Spiegel des Unterirdischen sieht, reizen Sie meine ausschweifende Feder nicht, ich lege sonst noch einen Bogen zur Hand. Dank sey Ihnen, daß Sie mir damit eine festtägliche Stunde gemacht. Denken Sie doch, im Abgrunde sogar, in der Tiefe, wo noch vor Kurzem ursprüngliche Nacht mit ihren Rabenfittigen Alles umschlossen gehabt, wo sein Licht nur Todtenschatten gemalt, ja wo der Strahl des frohen Lichts, seit dem er, es werde, sprach, noch nicht eingedrungen, da, nicht weit vom Gefängnisse, wo der, so nicht lieb hat unseren Herrn **Jesum Christ**, ewig ächzen soll, da noch solche Schönheiten zu schaffen, um der Menschen, um der gleichgültigen Menschen willen, von denen unter zehen kaum einer seine Schönheiten bewundern mag, doch solche Wunder zu schaffen; helfen Sie mir doch seine Liebe begreifen! Dieser steinerne Schnee, diese eiserne Wolle, ist nun wirklich ursprüngliches Eisen, man darf es auflösen, man darf ein weniges von einem anderen Körper zusetzen, so ist das rostfarbige, das nur im wilden Erz wohnende, das in der unfreundlichen Bergart verborgene Eisen wiederum da. Guter Schöpfer! wozu die Mühe, in so herrliche Form, in dies unschuldsvolle Weiß, in diese sanfte Gestalt, in die vom sanften Lamme geborgte Gestalt, das nützliche, das in unseren Händen oft zum Färben mit Bruderblut, mißhandelte Eisen umzubilden — — — o Freund! wäre kein fünftes Gebot, wie stände es hier auf Stein, so leserlich als dort auf des Moses steinerner Tafel. Gott, wer schaudert nicht zurück vor der Wildheit gefallener Menschen, aus der todten Masse, aus dem vom Schöpfer geschenkten Stein, aus dem Urstoff, dem er mit Vorsatz Gepräge der Unschuld, der Holdseligkeit, des Sanften, wider die Gesetze der unterirdischen Schöpfung, eingeprägt hat, aus diesem, Werkzeug machen, das wilder noch, denn Tigerzahn, warmes Blut aus Bruder Herzen reißt, Gott, wie wild ist das, wie wild! Und doch schaffen, im allwissenden Blick, die Meere vergossenes Menschenblut, die Berge um nichts hingemordeter Leichen, in der traurigen Perspective, vom ersten Brudermörder an bis zum letzten sehen, und es doch erschaffen, hier verlieren sich die Gedanken. O Bruder! und den Stahl erschuf er gleichfalls selbst, der ihm für uns die Brust durchstieß, warum schmiß er hier den Plan zur Sünderwelt nicht hin, warum sagte er sein Werde zu einer anderen nicht, wo das Elend der gefallenen Creatur den Schöpfer nicht mit in ihr Elend zog? — — — Hier ist die Grenze aller Empfindungen, alles Denkens der endlichen Geister. Wie himmlisch wird's, wenn man sich in die Nähe derselben bisweilen so hindenken, so hinfühlen — — und wie erst da, wenn man ihn um dies so viel Gedanken machende Warum von Angesicht zu Angesicht erst selbsten fragen kann!"

*) Ein in den Kärnthner Eisenerzgruben vorkommender, fast baumartig gestalteter, etwas Stronthianerde enthaltender Kalksinter.

Nachrichten.

(Luther'sche Kirche in Nordamerica.)

Diese uns Allen gewiß besonders theure Kirche der neuen Welt hat am Schlusse des Jahres 1829 ihre fünfte Generalsynode zu **Hägerstown** in **Maryland** gehalten. Acht Synoden gehören gegenwärtig der Luther'schen Kirche an, nämlich die von West-Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Neu-York, Ost-Pennsylvanien und Ohio, von denen aber die vier letzteren nicht zu dem Verbande der Generalsynode gehören, sondern jede für sich bestehen. Die Zahl ihrer Prediger ist 107, die der Gemeinden 454, und die der Communicanten 43,451. Die Generalsynode sagt von den Gemeinden ihres Verbandes, daß die Theilnahme an den Arbeiten für christliche Zwecke auch unter ihnen zu erwachen beginnt; daß Erziehungs- und Missionsgesellschaften in großer Anzahl gegründet worden; daß die Sonntagsschulen sich in einem blühenden Zustande befinden; daß die Verbreitung der Bibel und christlicher Bücher manche warme und thätige Freunde findet; daß Gebetvereine *) immer häufiger werden; daß das theologische Seminar zu Gettysburg und die christlichen Zeitschriften immer mehr Unterstützung finden, und daß die Prediger des Evangeliums, durch all diese Spuren der segnenden Hand Gottes ermuntert, sich zu immer größeren Anstrengungen und zu immer lebendigerem Eifer in der Sache ihres göttlichen Heilandes angetrieben fühlen. Folgendes ist der Bericht der Directoren des theologischen Seminars an die Generalsynode: „Die Directoren freuen sich in ihrem und der Kirche Namen, daß sie in diesem ihren zweiten Bericht von dem Seminar sagen können, daß es sich im gedeihlichsten Zustande befindet. Bei der Zusammenkunft der Directoren im letzten Frühjahr bestand die erste Classe der Studenten ihr letztes Examen, und das Resultat gereichte ihrem Fleiße und ihren Gaben, so wie den besonderen Eigenschaften ihres Lehrers zur Ehre. Die öffentlichen Reden, die sie bei dieser Gelegenheit hielten, gaben ein genügendes Zeugniß, daß sie die für den Prediger so wichtige Homiletik studirt hatten, während sie zugleich ein schönes Zeugniß davon ablegten, daß die Herzen der Redner erwärmt waren von der Liebe zu Gott und zu den unsterblichen Seelen, die er erlöst hat. Alle diese sind nun schon thätig auf dem großen Arbeitsfelde; die meisten haben sich nach den Theilen der Kirche begeben, welche am verlassensten waren, und am meisten nach dem Beistande Evangelischer Prediger riefen; drei arbeiten in Nord-Carolina, zwei in Maryland, zwei in West-Pennsylvanien, einer in Ost-Pennsylvanien. Ueber den Eingang, den sie bereits gefunden haben, sind erfreuliche Nachrichten eingegangen, so wie mehrere Dankschreiben der bisher Verlassenen, daß man ihnen geistliche Führer gesendet habe. Seit der Zeit sind wieder 13 Studenten in's Seminar getreten; ihre Zahl beläuft sich auf 26 (eine größere, als je zuvor), und die Gesammtzahl aller, die früher im Seminar waren, und jetzt darin sind, beträgt 43. Die Studenten haben sich zu verschiedenen Gesellschaften vereinigt, deren Zweck ihre gegenseitige Uebung und Förderung des Reiches Gottes ist. Die Missionsgesellschaft wurde bald nach

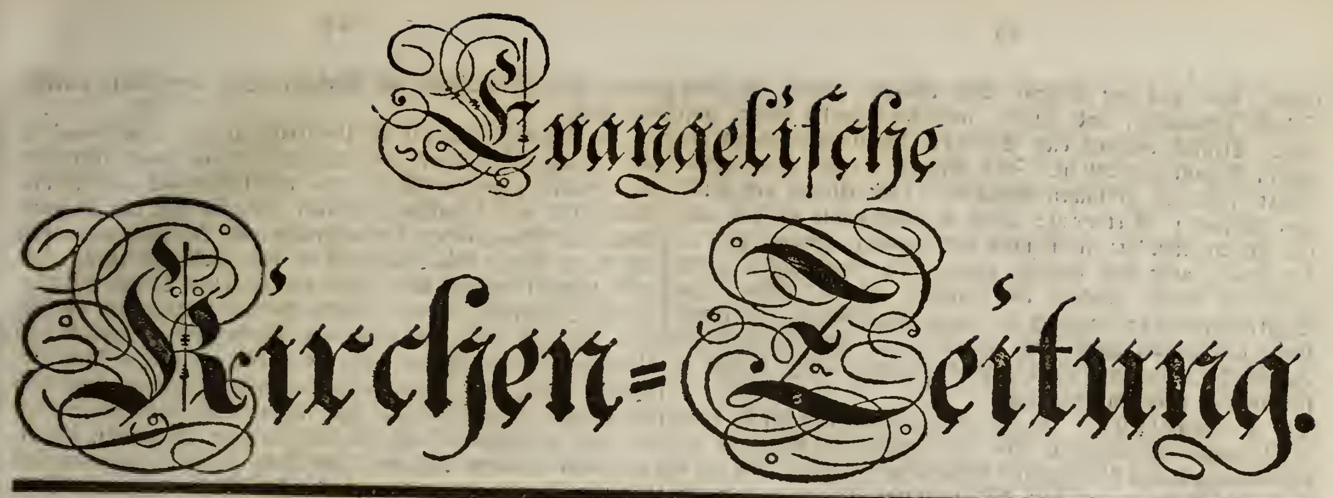
*) Prayer-meetings, dasselbe, was man in Deutschland **Conventikel** zu nennen pflegt; ein neues Beispiel aus Nordamerica, daß die höchste Behörde einer Kirche dieses die christliche Gemeinschaft fördernde, die Kirche belebende Gnadenmittel mit Wohlgefallen ansieht und empfiehlt!

Eröffnung des Instituts errichtet, und hat an Thätigkeit und Wichtigkeit zugenommen. Ihr Zweck ist, Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums aus allen Theilen der Welt einzuziehen, und in ihren eigenen Herzen Missionsgeist zu erwecken. Durch briefliche Verbindung mit ähnlichen Vereinen in anderen Seminaren und die Benutzung fast aller jetzt erscheinenden christlichen Zeitschriften werden Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums in ihrer und in anderen Kirchen gesammelt. Der erste Mittwoch in jedem Monat ist zu einer Versammlung der Gesellschaft bestimmt, wo die Correspondenz, ein Aufsatz über einen Missionsgegenstand oder eine eigenverfaßte Lebensbeschreibung irgend eines bedeutenden Missionars vorgelesen werden. — Eine andere Gesellschaft hat sich gebildet, welche die Handwerksgesellschaft (Mechanical Society) heißt; ihr Zweck ist, zwei bis drei Stunden täglich mit einem Handwerk sich zu beschäftigen, wodurch theils der Körper gestärkt, theils zum Unterhalt derer, die von Anderer Wohlthaten leben, mitgewirkt wird. Aehnliche Gesellschaften sind schon in vielen der geachtetsten theologischen Seminaren mit dem besten Erfolge in Thätigkeit; die unsrige hat sich darum noch nicht recht fest begründen können, weil es ihr an dem nöthigen Handwerkzeuge fehlte; was wir aber bald von der Freigebigkeit christlicher Freunde zu erlangen hoffen. Bald nach der letzten Zusammenkunft der Generalsynode wurde das erste Stipendium durch den Prof. Schmucker mit 1,000 Dollar gegründet, welches zwei jetzt genießen. Vier werden von der Americanischen Erziehungsgesellschaft, vier von der Missions- und Erziehungsgesellschaft der Synode von Maryland und Virginien, und einer von der Erziehungsgesellschaft der Frauen der Luther'schen Kirche zu York unterhalten. — Auf einer Zusammenkunft der Synode von West-Pennsylvanien wurde folgender Beschluß gefaßt: „„Viele fromme Mitglieder unserer Kirche, welche an unserem theologischen Seminar den herzlichsten Antheil nehmen, haben seit langer Zeit empfunden, wie wichtig es sey, die sehr beschränkten Einkünfte des Institutes zu vermehren, damit sein Ansehn und seine Würde, so wie seine Wirksamkeit zunehmen möchte, und haben daher auf Mittel gedacht, dem Seminar einen Fond von 10,000 Dollars zu verschaffen, damit die Directoren noch einen Professor aus Deutschland berufen könnten. Deshalb verbinden wir Unterschriebene uns und unsere Erben, dem Cassirer des Seminars in zwei gleichen jährlichen Zahlungen die Summe von 100 Dollars einzuhändigen, vorausgesetzt, daß vor Ablauf eines Jahres hundert Personen, uns selbst mit eingeschlossen, dasselbe thun sollten."" Zehn unterschrieben sogleich, die Prediger Dan. Kurtz, J. G. Schmucker, Joh. Morris, Benj. Kurtz (der in Deutschland reiste), J. A. Reichert, N. G. Scharrets. Dav. Jacobs und S. Schmucker. Eben so viele haben seitdem freiwillig ihre Namen eingesandt. Letztes Frühjahr unternahm Professor Schmucker freiwillig eine Reise nach Philadelphia und Neu-York und erhielt dort 3,000 Doll.; der Prediger Dr. Schmucker erhielt in der Grafschaft Washington in Maryland 3,800 Doll. In der Sitzung vom 27. October wurde beschlossen, daß mit der Errichtung der Gebäude der Anfang gemacht werden sollte; eine Commission wurde niedergesetzt, um das Nöthige einzuleiten. Zwar reichen die Fonds für die Errichtung der nöthigen Gebäude nicht hin, doch werden die Freunde der Anstalt sie auch ferner nicht im Stich lassen. — Den Directoren gereicht es eben so sehr zur Freude, als sie sich verpflichtet fühlen, für die fortgesetzten Liebesgaben aus Deutschland zu danken. Obwohl schon mehrere Jahre seit unseres geliebten Bruders Kurtz Anwesenheit in Deutschland verflossen sind, hat der Strom Deutscher Wohlthätigkeit noch nicht aufgehört zu fließen. Seit dem letzten Berichte sind wieder mehrere neue Kisten mit weiblichen Handarbeiten und Büchern angekommen, so daß jetzt das Seminar die größte theologische Bibliothek in den Vereinigten Staaten, nämlich von mehr als 6,000 Bänden, besitzt. Dies sehen die Directoren als besonders wichtig an, da die Studenten hiedurch unwiderstehlich zu dem Studium der Deutschen Sprache und Litteratur hingezogen werden. Auch freuen sie sich, sagen zu können, daß alle Studenten von unserer Kirche, welche aus dem Seminar hervorgegangen sind, die Deutsche Sprache besonders studirt haben, und alle, bis auf zwei, predigen jetzt regelmäßig in dieser Sprache.

Es war ursprünglich die bestimmte Absicht der Directoren, einen ausgezeichneten Deutschen Theologen von anerkannter Frömmigkeit und Gelehrsamkeit zu der zweiten Professorstelle unseres Seminars zu berufen, und dies ist auch noch immer ihr lebhafter Wunsch. Zu ihrer Ueberraschung jedoch sahen sie, daß diese Maaßregel nicht in allen unseren Gemeinden Beifall fand, und was das Auffallendste ist, daß sie am wenigsten die Zustimmung der Theile unserer Kirche erhielt, welche am meisten Deutsch sind, besonders der Gemeinden im östlichen Pennsylvanien. Der einzige Grund dagegen scheint die Furcht zu seyn, daß ein Europäer sich nicht so leicht in die besonderen Ansichten und Verhältnisse würde zu finden wissen, welche unsere Kirchen- und Staatseinrichtungen darbieten. Welche Maaßregeln die Directoren endlich zu ergreifen für ihre Pflicht halten werden, können sie jetzt nicht bestimmen.".—

(Berlin). Unter dem gedruckten Kirchenzettel der hiesigen Französischen Gemeinden für Sonntag den 2. Januar, findet sich folgende interessante Notiz: „Die ersten Christen genossen das heilige Abendmahl so oft, als sie sich zum Gottesdienst versammelten. Während zweier Jahrhunderte und länger, genossen die Christen der Reformirten Kirche alle das heilige Abendmahl mit einer gewissenhaften Regelmäßigkeit, so oft es die Ordnung, welche in der Kirche eingeführt war, gestattete, oder viermal des Jahrs; eben so war es auch bei den Evangelischen (Luther'schen) Christen. Man fühlte das Bedürfniß danach so tief, daß man sich selbst durch die Fürsorge für die Gesundheit nicht immer abhalten ließ, es zu befriedigen. In langwierigen und schweren Krankheiten empfanden die Kranken es als einen besonders tiefen Schmerz, daß sie den Tisch des Herrn nicht besuchen durften (die häuslichen Communionen sind nur in der Luther'schen Kirche gebräuchlich). Niemand wollte damals sich selbst der gnadenvollen Erquickungen berauben, die mit dem heiligen Abendmahl verbunden sind. Keine Familie, kein Einzelner hätte sich dieser heiligen Pflicht entzogen, ohne daß ihn der allgemeine Vorwurf getroffen, oder er für einen Irrgläubigen oder Gottlosen gegolten; so sehr flossen die Begriffe: Glaube und Communion, zusammen. — Nach den dem Consistorium abgestatteten Berichten war im Jahr 1730 in den hiesigen Französischen Gemeinen auf eine Bevölkerung von 6,000 Seelen, die Zahl der Theilnehmer an den beiden Weihnachts-Communionen 4,141, nämlich 1,770 Männer, 2,371 Frauen und außerdem noch 115 im Hospital, zusammen 4,256; es blieben also übrig 1,800, Unerwachsene oder Kranke. Die Strenge des Winters hatte nichts geändert; denn Ostern 1730 war die Zahl der Communicanten, ohne die Hospitaliten, auf 4,174 gestiegen. Wie haben sich die Zeiten geändert! In der Französischen Kirche von 1830 war auf etwa 5,400 Seelen die Zahl der Communicanten zu Ostern 1,065, zu Weihnachten 124. Im Jahre 1730 gab es noch keinen Weihnachtsmarkt, noch keine Ausstellungen, noch kein Theater; man beschenkte sich zu Neujahr, und die Freude am Geburtsfeste des Heilands, war nur eine religiöse."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 19. Januar. № 6.

Beantwortung der Frage: „Was ist bei Abfassung eines neuen Evangelisch-kirchlichen Catechismus zu beobachten?“ mit besonderer Rücksicht auf den „Catechismus für die Evangelisch-Protestantische Kirche des Großherzogthums Baden. Pforzheim 1830.“

Das Bedürfniß eines neuen Catechismus für die Evangelische Kirche wird überall, besonders aber wo die Lutherische und die Zwinglisch-Calvinische Kirche vereinigt sind, lebhaft empfunden, und aus dem Gefühle dieses Bedürfnisses sind schon eine Menge von Versuchen, einen solchen neuen Catechismus zu Stande zu bringen, hervorgegangen. Diese Versuche, sehr verschieden an Werth und Ansprüchen, haben sämmtlich nur dies mit einander gemein, daß keiner bisher vollkommen genügt hat, sondern alle nur als vorläufige Arbeiten gelten konnten. Selbst die beifällige Aufnahme und große Verbreitung, deren manche Versuche dieser Art sich erfreuten, konnten ihnen den Stempel einer kirchlichen Schrift nicht aufdrücken: denn dieser beruht allein auf dem inneren Werth und Gehalt, der durch keinen Beifall der Menschen, durch keine öffentliche Einführung oder landesherrliche Sanction ersetzt werden kann, sondern allem diesen vorangehen muß. Gelänge es einem unreifen oder unwürdigen Versuche, alle jene äußerlichen Stützen der Auctorität sich zu verschaffen, so würde dies nur eine große Verirrung bezeugen und vielleicht die Hervorbringung oder Anerkennung eines wirklich genügenden Werkes aufhalten. Um diesem vorzubeugen, müssen alle Glieder der Evangelischen Gemeinde, die in irgend einem Maaße dazu Gabe, Veranlassung und Beruf haben, die Aufgabe, die hier zu lösen ist, sich und ihren Brüdern klar zu machen suchen. Dazu wünscht jetzt auch der Verfasser dieses Aufsatzes etwas beizutragen, und dies liegt ihm um so mehr am Herzen, da eben ein neuer Catechismus erschienen ist, der schon mit seinem Titel darauf Anspruch macht, ein evangelisch-kirchlicher Landescatechismus zu werden und für die unirten Evangelischen Kirchen im ganzen Großherzogthum Baden an die Stelle des Lutherischen und des Heidelbergischen Catechismus zu treten. So bitten wir denn den christlichen Leser, uns prüfend zu folgen, indem wir uns bemühen, die Hauptpunkte hervorzuheben, die bei Abfassung eines neuen Evangelisch-kirchlichen Catechismus zu beobachten seyn möchten.

1. Gottes Wort. Die Bestimmung eines kirchlichen Catechismus, die in allen Zeiten sich gleich bleibt, ist diese, die Lehre des Wortes Gottes, durch deren Aneignung der Mensch ein Kind Gottes wird und bleibt, dem Volke und der Jugend auf eine kurze, faßliche und eindringliche Weise mitzutheilen. Ein neuer Catechismus, der diesen alten und allein richtigen Zweck verfolgt, muß dabei die besonderen Bedürfnisse unserer Zeit berücksichtigen, das weglassen oder abändern, was in anderer Zeit in Ausdruck oder Anspielung auf herrschende Gewohnheiten verständlich und passend war, jetzt dunkel und unpassend ist, das in's Licht stellen und hervorheben, was grade unserer Zeit Noth thut, grade in unserer Zeit vernachlässigt wird. Wenn Luther in seiner Zeit die Anwendung der allgemeinen Wahrheit auf das Herz des einzelnen Menschen in der kirchlichen Lehrart vermißte und deshalb besonders die Aneignung der Wahrheit hervorhob, so würde etwa in unserer Zeit die objective Gewißheit und Gültigkeit der göttlichen Wahrheit gegen die Neigung Alles vom Subject abhängig zu machen hervorzuheben seyn. Der Verfasser eines kirchlichen Catechismus muß seine Zeit tief im Geiste erkannt haben, um dann in allen Beziehungen die rechte Temperatur des Zeitgemäßen zu finden. Er muß seine Zeit tief genug erkannt haben, um Alles, was nur vorübergehender Schaum ist, wie breit es sich auch für den Augenblick mache, bei Seite liegen zu lassen, damit die Arbeit, nur bleibenden Bedürfnissen gewidmet, auf Jahrhunderte hin genüge.

2. Bibelsprache. Der kirchliche Catechismus soll nicht das Non plus ultra der christlichen Erkenntniß des Laien seyn; er soll vielmehr denselben zur eigenen Forschung und zum selbstständigen Lesen der heiligen Schrift anregen und tüchtig machen, nicht zur Befriedigung der Neugierde, nicht zu bloß ästhetischer Bildung, sondern um in der Schrift den Rathschluß Gottes zu seiner Seelen Seligkeit, Gesetz und Evangelium zu suchen, richtig zu fassen und sich anzueignen. Darum muß der Catechismus selbst in biblischer Sprache reden, die biblischen Ausdrücke, besonders die, welche auf die Heilswahrheiten unmittelbar sich beziehen, als Gott, Gottes Sohn, heiliger Geist, Gesetz und Gnade, Sünde und Gerechtigkeit, Geist und Fleisch, Tod und Auferstehung und ewiges Leben, eben so gebrauchen, wie die Schrift sie gebraucht, und ihren Sinn kurz und charakteristisch angeben. Es läßt sich oft in wenigen Worten ein Licht auf-

stecken, das, aus der Schrift selbst entlehnt, durch die ganze Schrift hinleuchtet, und Vieles, was sonst dunkel bliebe, aufhellt. Trefflich verstand dies Spener, dessen Catechismus von solchen Andeutungen voll ist. Zum Beispiel Frage 474.: „Was gehört mehr zur göttlichen Einigkeit?" (zur Einheit des göttlichen Wesens.) Antwort: „Daß in Gott nichts ist, das nicht sein Wesen selbst ist; er ist nicht nur lebendig, sondern das Leben selbst; nicht nur gerecht, sondern die Gerechtigkeit selbst; nicht nur weise, sondern die Weisheit selbst." Alles, was Schleiermacher neuerlich in seiner Glaubenslehre so scharfsinnig auseinander gesetzt hat, und was eine materialistische und atomistische Philosophie die Gelehrten vergessen lehrte, ist hier in fruchtbarem Keime niedergelegt.

3. Hauptstücke. Der kirchliche Catechismus soll die Lehre des Evangeliums möglichst rein und unverfälscht vortragen und die unevangelischen Verirrungen ausschließen; zugleich aber soll er auch das Gemeinsame, was die getrennten Kirchen noch haben, als Zeugniß ihrer ursprünglichen Einheit, als Band der Liebe, und als Pfand einer künftigen Wiedervereinigung, die des Herrn Wort uns hoffen lehrt, festhalten. Dieses Gemeinsame haben wir in den heiligen zehn Geboten, im apostolischen Glaubensbekenntniß, im Gebet des Herrn und in den Einsetzungsworten der Sacramente. Wie diese Hauptstücke von jeher die Grundlagen aller christlichen Catechese gewesen sind, so müssen sie es auch bei einem neuen Catechismus bleiben. Wie inhaltsreich und welcher mannichfaltigen Entwickelung dieselben fähig sind, das beweiset eine Vergleichung des Spener'schen und des Römischen Catechismus. Sie können aber und müssen zum Theil für unsere Zeit noch auf ganz andere Art entwickelt werden und dies gilt besonders von den heiligen zehn Geboten, deren Werth und Tiefe von Vielen sehr mit Unrecht verkannt wird, deren Behandlung aber allerdings einer großen Erneuerung bedarf, um das Bedürfniß unserer Zeit, das Bedürfniß einer klaren und umfassenden Belehrung über allgemeine menschliche und bürgerliche Verhältnisse des Christen, zu befriedigen. Andere haben vielleicht andere Wege gefunden; ich will nicht vorenthalten, welcher Weg mir bis jetzt der Beste scheint.

Die heiligen zehn Gebote werden unmittelbar aus der Schrift (2 Mos. 20, 1—17.) genommen, alles in der Ordnung und Stellung, wie wir es da finden. Die fünf ersten Gebote handeln von Gott und an sie knüpft sich an die Belehrung 1) über Gottes Herrlichkeit: „Ich bin der Herr dein Gott!" 2) über Gottes Bildniß: „Du sollst dir kein Bildniß noch Gleichniß machen!" 3) über Gottes Namen; 4) über den Tag des Herrn; 5) über die Diener Gottes, die seine Stelle vertreten, und mit den Namen Vater und Mutter beehrt werden. Die fünf letzten Gebote beziehen sich auf den Nächsten und beschützen 1) des Menschen Leib und Leben: „Du sollst nicht tödten!" 2) Ehe und Hausfrieden: „Du sollst nicht Ehe brechen!" 3) Erwerb und Eigenthum: „Du sollst nicht stehlen!" 4) Ehre und Recht: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!" Das letzte unter Allen endlich führt uns 5) auf den Quell und Ursprung alles Bösen, „das Gelüsten," wie das erste Gebot uns zu dem Urquell alles Guten, dem Herrn, hinwies. Diese Eintheilung und Anordnung gibt zu einer klaren, lebendigen und fruchtbaren Ausführung Anlaß. Auf ähnliche oder bessere Art erwarten wir in einem neuen kirchlichen Catechismus neue Ausbeute aus den alten Fundgruben der christlichen Volksbelehrung zu erhalten. Wir erwarten zugleich, daß die gegenseitige Beziehung der Haupt-Lehrstücke auf einander und die Einheit der

ganzen Catechismuslehre auf schickliche Weise bemerklich gemacht seyn wird.

4. Unbiblisches und Unkirchliches. Eine besondere Ueberlegung erfordert es aber noch, wie sich ein neuer kirchlicher Catechismus gegen die Menge von unbiblischen und unkirchlichen Ausdrücken und Begriffen verhalten soll, die seit der Begründung der Evangelischen Kirchensprache und Lehrform entstanden und durch Hören und Lesen auch an das Volk und an die Jugend gebracht worden sind. Wir meinen solche Worte, wie Religion, Sittlichkeit, innerer Werth, Gefühl, Tugend und dergleichen. Es ist klar, daß man diese Worte, die an Gehalt und Ursprung sehr verschieden sind, nicht alle auf gleiche Weise behandeln kann, und darum eben muß man über ihren Gebrauch im Voraus feste Grundsätze sich bilden. Am leichtesten werden wir mit den Worten fertig, die wie Religion, Moralität, Pietät, aus einer fremden Sprache ohne Noth herüber genommen sind und die Sprache nur verderben, die dem Volke den großen Vorzug verkümmern, den der Deutsche vor den Romanisch-Redenden hat, daß er durch Nachdenken über die Bildung und Zusammensetzung der Worte auf die Wurzeln zurück gehen und dadurch sich selbst über das Entstehen und den Gehalt vieler Ausdrücke belehren kann. Wenige sind, wie das Wort Pietät, von der Art, daß man sie nicht übersetzen kann und zugleich dadurch wirklich etwas verliert. Für Religion haben wir das entsprechende und viel lebendigere Wort Gottseligkeit, für Moralität Sittlichkeit. Das Wort Sittlichkeit selbst aber, so wie das verwandte Sittenlehre, ist ebenfalls zu verbannen, weil beide Worte die biblischen viel bestimmter auf das Gewissen wirkenden Ausdrücke Gesetz und Gerechtigkeit verdrängen und aus einer philosophischen Schule hervorgegangen sind, die der christlichen Lehre gradezu entgegen den Begriff der Autonomie mit dem des Gesetzes verband und uns auf den heidnischen Standpunkt der Unkenntniß des Gesetzgebers (Röm. 2, 14.) zurückversetzte. Eben so vorsichtig muß man seyn gegen Ausdrücke, wie innerer Werth und Gefühl, die statt Ehre bei Gott und geistlicher Erfahrung oder Erkenntniß gebraucht werden; sie vermischen die Beziehung auf Gott und führen zur Selbstbeäugelung. Das Wort Gefühl kommt zwar in der Schrift vor, entspricht aber da dem ψηλαφᾷν, welches grade im Gegensatz gegen unseren Sprachgebrauch, der uns bei'm Worte Gefühl an eine unbestimmte allgemeine Anregung zu denken veranlaßt, eine bestimmte concrete Wahrnehmung bedeutet (Apostelgesch. 17, 27. vgl. 1 Joh. 1, 1. nach dem Griechischen). Die Aufklärung über solche Ausdrücke wird man der mündlichen Auslegung vorbehalten müssen, sie selbst aber aus der Catechismussprache verbannen. Es gibt aber nun auch andere Worte, wie Tugend, Pflicht, Glückseligkeit, über welche man nicht so schnell aburtheilen kann; es darf überhaupt nicht übersehen werden, daß eine Fortbildung der geistlichen Sprache, auch der christlichen Volkssprache, durchaus nicht schlechthin zu verwerfen ist, wenn nur die darin niedergelegten Begriffe richtige und klare Verknüpfungen reiner biblischer Grundbegriffe enthalten. Welcher Evangelische Catechet möchte z. B. die Worte Dreieinigkeit, Gottmensch, Gnadenwirkung aus der Kirchensprache ausschließen oder auch nur für den catechetischen Gebrauch schlechthin verwerfen! Das Recht der Spracherweiterung, wer sollte es haben, wenn es die Gemeinde des Herrn nicht hätte, die die Sprachengabe bei ihrer ersten Geistestaufe als Eingebinde von Gott empfing! Aber mit dem Rechte der Spracherweiterung ist auch die Pflicht der Prüfung der Sprachen wie der Geister gegeben, und besonders treu und gewissenhaft muß in dieser Hinsicht der Verfasser eines Catechis-

mus seyn, der im Namen der Kirche der arglosen Jugend zum Leitfaden gegeben wird.

5. Gesammter Volksunterricht im Christenthum. Ein christlicher Landes-Catechismus hat aber jetzt eine viel umfassendere Aufgabe als zu Luther's Zeit, wo der öffentliche Unterricht der Jugend noch sehr wenig ausgebildet war. In unserer Zeit, wo die Kinder vom fünften oder sechsten Jahre an bis zum vierzehnten regelmäßig zur Schule angehalten werden, und wenigstens vier Stunden jede Woche Unterricht in der Christenlehre zu empfangen pflegen, kann und muß man weit mehr in die Kinderlehre aufnehmen als früher. Das mechanische Lesen der Bibel und Auswendiglernen von Sprüchen und Hauptstücken soll jetzt, nachdem es eine Zeit lang allzu sehr verachtet war, einer vielseitigeren Uebung im Worte Gottes Platz machen und es sind schon viele dankenswerthe Vorarbeiten dazu da. Das Leben ist die halbe Lehre! an dem kirchlichen Leben aber im öffentlichen Gottesdienste können die Kinder nur als Gäste Antheil nehmen, weil dies eigentlich für die Erwachsenen bestimmt ist: um so mehr muß Gesang, Gebet und Andacht auch in der Schule seyn und Krüger's Schulliturgien, noch mehr aber Reinthaler's Arbeiten *) in diesem Fache, und andere ähnliche Versuche verdienen allgemeine Aufmerksamkeit und Benutzung. Außerdem aber ist wenigstens ein doppelter Lehrcursus nöthig, der eine vom sechsten bis zum zehnten, der andere vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre. Nach vorläufiger mündlicher Bekanntmachung mit einzelnen biblischen Sprüchen und Erzählungen, so wie mit kurzen Gebeten und Liederversen muß jeder von den beiden Lehrcursus seine besondere Geschichte des Reiches Gottes und seine besondere Anweisung zur Gottseligkeit haben. Beide Lehrcursus müssen sich auf einander beziehen und im richtigen Verhältniß zu einander stehen. Es muß auch dafür gesorgt seyn, daß die Lehrer Plan und Ordnung dieses Unterrichts verstehen und sich rüstig und frei darin bewegen. So entstände ein Evangelisches Schulbuch für Lehrer und ein Evangelisches Schulbuch für Kinder, letzteres wieder in zwei Abtheilungen, für die erste und für die zweite Schulclasse. Erst mit der Vollendung dieser Evangelischen Schulbücher würde der Evangelische Schulunterricht in einem Lande völlig geordnet seyn. Wer aber jetzt einen Evangelischen Landes-Catechismus abfassen sollte, der müßte im Geiste schon diese Ordnung fertig haben; wie sie für sein Land oder seine Provinz paßte, und der Landes-Catechismus würde als die Anweisung zur Gottseligkeit für die erste Classe der Volksschule anzusehen seyn; er müßte nicht nur an den Unterricht der zweiten Schulclasse, sondern auch an die mit ihm parallel laufende Geschichte des Reiches Gottes und an die Schulandachten sich anschließen. Er müßte die Vorbereitung für das künftige Leben in Schriftforschung und kirchlichem Gottesdienst, so wie in den bürgerlichen Verhältnissen in sich enthalten. Nur so gedacht und im Geiste empfangen wird ein solcher Catechismus zu Stande kommen, der einer Reihe von Geschlechtern in einem weiten Umkreise genügen kann. Wir haben hier schon eine bestimmte Organisation des gesammten Evangelischen Volksunterrichts in allgemeinen Umrissen gezeichnet; wir wollen nicht in Abrede seyn, daß diese Organisation im Einzelnen noch manche Abänderung erleiden könnte und vielleicht in Anwendung auf gegebene Verhältnisse erleiden müßte. Nur dies wollten wir hier behaupten, daß ein sehr richtig gedachter Gesammt-Organismus des Evangelischen Volksunterrichts, wie er werden soll, demjenigen vorschweben muß, der einen Theil davon und namentlich den Theil bearbeiten will, den wir unter dem Namen Landes-Catechismus begreifen.

*) Reinthaler's Schulagende, oder, wie er sie jetzt lieber nennen will, Liederbibel, deren erstes Viertheil nächstens erscheinen wird, ist aus einer vieljährigen Schulpraxis hervorgegangen, und ist, nach den vorausgeschickten Proben, gewiß einer vorzüglichen Beachtung werth.

(Fortsetzung folgt.)

Actenstücke, die Opposition mehrerer Frankfurter Bürger gegen den ferneren öffentlichen Gebrauch von Bredow's Handbuch der Geschichte betreffend.

Die Nachricht in den Zeitungen, daß eine Anzahl von Bürgern Frankfurt's bei dem dortigen Consistorium und Magistrat auf die Entfernung des in dem Gymnasio eingeführten Handbuchs der alten Geschichte von Bredow angetragen habe, aber mit ihrem Gesuche zurückgewiesen sey, erregte unser lebhaftes Interesse. Das Gesuch selbst erschien uns als ein erfreuliches Zeichen, theils von dem Erwachen christlicher Gesinnung in der ehrwürdigen Stadt, in der Spener's Wirksamkeit im Großen begann, und in der von so vielen anderen reichbegabten Dienern des Herrn das Evangelium unter so großem Segen gepredigt wurde, theils von dem Entstehen des Bewußtseyns um ihre kirchlichen Rechte und Pflichten unter den Laien, welche so lange gewohnt gewesen sind, sie außer Augen zu setzen, und ihren Nacken willig unter das Joch der Theologenherrschaft zu schmiegen. Wir waren zugleich äußerst begierig zu erfahren, durch welche Gründe die geistliche und die weltliche Behörde die Ablehnung dieses Gesuches motivirt habe. Denn daß sie dem, wie uns schien, so leicht zu begründenden Rechte, keinen anderen Grund als die Willkühr entgegengesetzt habe, erschien uns als undenkbar; und doch konnten wir uns kaum einen anderen Ausweg als möglich denken. Denn was könnte, so fragten wir uns, wohl denen entgegengesetzt werden, die, selbst sich zur Evangelisch-Luther'schen Confession bekennend, und daher berechtigt, die Rechte dieser Confession mindestens für sich in Anspruch zu nehmen, gegen den ferneren Gebrauch eines Lehrbuches, das die Grundlage nicht nur dieser Confession, sondern der ganzen christlichen Kirche, die heilige Schrift, frevelhaft antastet, auf einem Gymnasio protestirten, das von seinen Gründern diesem Bekenntnisse bestimmt, und durch die Verfassungsurkunde ihm gesichert worden? Bei diesem Interesse, welches die nicht bloß localwichtige Sache uns einflößte, mußte es uns äußerst angenehm seyn, als wir die sie betreffenden vollständigen Actenstücke erhielten. Diese verbreiten über dieselbe so vollständiges Licht, daß wir jede fernere Bemerkung von unserer Seite für überflüssig halten.

№ 1.

(Abschrift.) An

Hochwürdiges Evangelisch-Lutherisches Consistorium,
gehorsamste Vorstellung und Bitte mehrerer Eltern und Vormünder von Schülern des hiesigen Gymnasiums,
Abschaffung des provisorisch eingeführten Bredow'schen Handbuchs betreffend.

exped. den 21. November 1829.

Hochwürdiges Evangelisch-Lutherisches Consistorium!

Die gehorsamst Unterzeichneten, denen als Eltern und Vormündern die heilige Pflicht obliegt, für das leibliche und geistige Wohl ihrer Söhne und Pflegebefohlenen mit ernster Sorge zu wachen,

sehen Letzteres durch ein an hiesigem Gymnasium kürzlich eingeführtes Lehrbuch gefährlich bedroht und fühlen sich daher gedrungen, dieser verehrlichen Stelle ihre desfalsigen Besorgnisse mit derjenigen Offenheit auszusprechen, welche die hohe Wichtigkeit der Sache gebietet und ihr Gewissen fordert. Das gedachte Lehrbuch ist betitelt:

„Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie von G. G. Bredow."

Den wissenschaftlichen Werth desselben, dessen Untersuchung außer unserem Zweck liegt, auf sich beruhen lassend, richten wir unseren Blick allein auf die Art und Weise, wie die heiligen Bücher des Alten Testaments und darunter vornehmlich die fünf Bücher Mosis beleuchtet sind. Die Auctorität, die unsere Glaubenslehre ihnen beilegt, wird durch jenes Lehrbuch abgesprochen, und die Offenbarungen Gottes zum Gegenstand lästernden Spottes gemacht. Genügende Belege für diese Behauptung liefern in reichlichem Maaße die drei Abschnitte:

1) „Schöpfungssagen" (p. 39—52.), wo sich das Buch der Genesis mit den Indischen, Persischen, Chaldäischen und Griechischen Schöpfungsmythen auf gleiche Linie gestellt, als „Compilation hebräischer Volksgesänge" (p. 39.), als „Dichtung eines kindischen, bloß phantasirenden Volkes" (p. 45.), als „Vorstellungen eines rohen Volkes über das Entstehen der Erde" (p. 39.) u. s. w. verächtlich bezeichnet findet und dieser „Sage" höchstens etwa (p. 45.) die Ehre vergönnt wird, „vollständiger und vernunftgemäßer, als die übrigen Sagen" zu seyn.

2) „Urzustand des Menschengeschlechts" (p. 51—58.), wo der Schöpfer „einem Persischen Schach, der lustwandelnd in der Abendkühle seinen Park besucht" (p. 53.) höhnisch verglichen wird, des Sündenfalls als eines „Uebergangs von Unthätigkeit zu Fleiß und Arbeit" (p. 54.) rühmend gedacht und die grundlos zürnende Gottheit (p. 57.) mitleidig bespöttelt wird.

3) „Geschichte der Israeliten bis auf die Babylonische Gefangenschaft" (p. 118—146.), bei deren Erzählung sich auf jeder Seite, ja beinahe in jedem Satze, das unselige Streben kund gibt, die Führungen Gottes in's Lächerliche zu ziehen, und zum Schlusse (Anmerk. p. 147.) die Auctorität des Alten Testaments unumwunden geläugnet wird.

Nicht ohne gerechten Unwillen können christliche Eltern ein Buch, in dem ein solcher Geist herrscht, ihren Söhnen in die Hände geben, und sie in dem Sinne solcher Ansichten und Meinungen unterrichtet sehen. Was kann die Predigt in der Kirche, was können die Lehrstunden der Geistlichen, die unsere Kinder besuchen, nützen, wenn die Wahrheiten, die man ihnen da (wie wir wenigstens hoffen müssen) mit Wärme an's Herz legt, bei den geschichtlichen Vorträgen in der Schule zu kindischen Mährchen herabgewürdigt werden? Bewährt es sich ja doch in täglicher Erfahrung, wie kaum die ängstlichste Sorge und Wachsamkeit in des Knaben empfänglichem Gemüthe den heiligen Glauben rein zu erhalten vermag, den wir in ihm zu pflanzen und zu pflegen trachten, damit er für Zeit und Ewigkeit fest in ihm wurzele, und hier wird dieser Glaube in den Widersprüchen unvereinbarer Lehren dem Untergange sorglos preisgegeben. Der unsicheren Wahl unserer Söhne wird es anheimgestellt, was sie für Wahrheit und was sie für Lüge halten, ob sie Gott fürchten, sein Wort ehren, den Verheißungen seiner Gnade vertrauen, oder ungläubig dieses Alles in die Reihe fabelhafter Sagen verweisen wollen. Fürwahr! es wäre strafbare Gleichgültigkeit gegen das ewige Heil unserer Kinder, wenn wir unbekümmert schweigen wollten, wo solches Uebel droht; denn, wäre Unglaube auch nicht nothwendige, unmittelbare Folge von Ansichten und Aeußerungen, wie **Bredow's** Handbuch sie enthält, so wird mindestens doch der Schüler dadurch aufgefordert, zu zweifeln, wo er glauben soll und an den Probstein seines endlichen Verstandes das Heilige und Ewige zu halten, das ungleich höher steht, als aller Menschen Witz. Möge man diese gerechte Besorgniß nicht mit dem Einwand beseitigen wollen, daß **Bredow** nur die Auctorität des Alten Testaments bestreite, das Neue mithin unangetastet bleibe. Das Eine besteht nur mit und durch das Andere, wie unser Herr Jesus Christus denn selbst darüber entschieden hat mit den Worten: Wenn ihr Mosi glaubtet, so glaubtet ihr auch mir, denn er hat von mir geschrieben (Joh. 5, 46.). — Würden unsere Kinder also gelehrt, an Moses zu zweifeln, so werden sie dadurch auch gelehrt, an ihrem Heiland und Erlöser zu zweifeln, und das ist, was in einer **christlichen** Schule niemals und unter keiner Bedingung gelehrt werden sollte; denn es ist nur Ein Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, und dies ist der Name Jesus Christus. Darum also wollten wir unsere Söhne bewahrt vor dem Labyrinthe unentwirrter Zweifel, in welches sie die vorerwähnten Widersprüche führen müssen, und wollen sie nicht zur Läugnung Gottes und seiner Offenbarungen, sondern nach dem Wort, das uns in der Bibel bewahrt ist, zu **gläubigen Christen** gezogen wissen. Weil dieses aber unmöglich ist, so lange das gedachte Lehrbuch in ihren Händen bleibt, so fühlen wir uns durch Pflicht und Gewissen aufgefordert, an diese verehrliche Stelle dringendst die gehorsamste Bitte zu richten:

Ein Hochwürdiges Evangelisch-Lutherisches Consistorium geruhe durch alsbaldige Abschaffung des an dem Gymnasium provisorisch eingeführten Bredow'schen Handbuchs, unseren gerechten Beschwerden hochgeneigte Abhülfe angedeihen zu lassen.

In tiefster Ehrfurcht verharren Eines ꝛc.

gehorsamste ꝛc.

(Abschrift.) № 2.

praes. den 12. März 1830.

Auszug

Protocolls des Evangelisch-Lutherischen Consistorii vom 9. März 1830.

Auf so rubricirte gehorsamste Bitte mehrerer Eltern und Vormünder von Schülern des Gymnasii de praes. 21. November 1829, Abschaffung des provisorisch eingeführten Bredow'schen Handbuchs betreffend,

ist beschlossen:

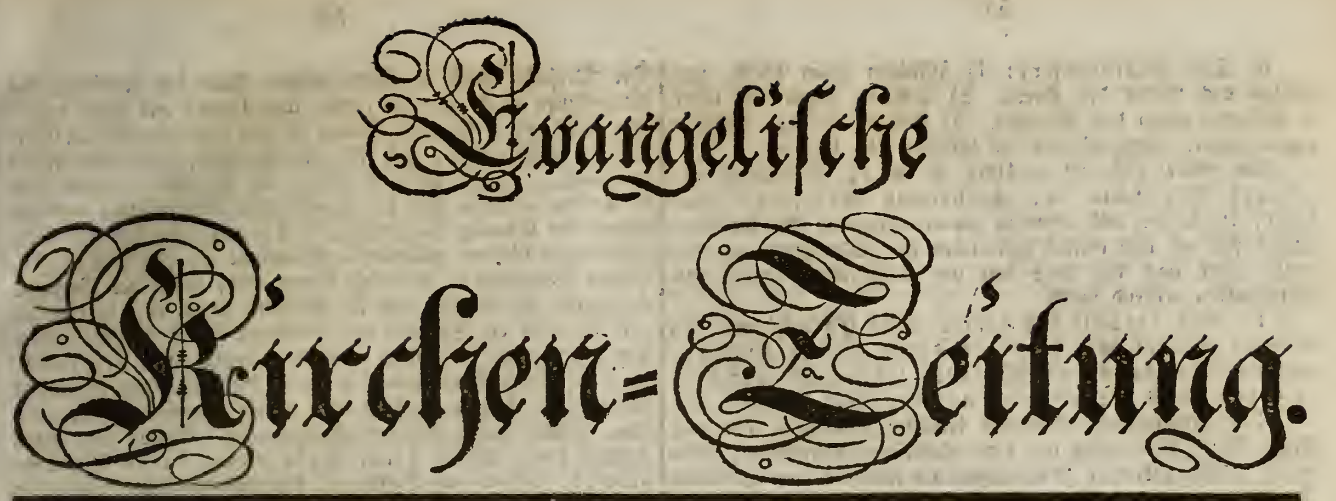
Da die Einmischung von Privaten, nach deren jeweiligen und zufälligen Ansichten, in die Angelegenheiten öffentlicher Schulanstalten, an und für sich keine Rücksicht, wohl aber ernstliche Mißbilligung um so mehr verdient, wenn, wie durch Einreichung der so rubricirten Vorstellung mehrerer Eltern und Vormünder geschehen, nicht unzweideutige Vorwürfe gegen eine ihre Pflicht mit steter Gewissenhaftigkeit erfüllende Behörde mit vorgebracht werden wollen: so hat gleichwohl dieses Consistorium den hier in Frage seyenden Gegenstand der sorgfältigsten Prüfung unterzogen, hienach aber wiederholt die Ueberzeugung gewonnen, daß in **Bredow's** geschichtlichem Lehrbuche — einem Buche, das seiner Vorzüge wegen seit dreißig Jahren mehrere Auflagen erlebt hat und in vielen gelehrten Schulen Deutschland's längst eingeführt ist — keine Nachtheile für die reine und ächte Lehre Jesu Christi enthalten seyen, daß dasselbe aber auf die Fortschritte der Verstandescultur bei den Lernenden segensreich einwirke.

Es hat daher der unziemliche Antrag der Imploranten lediglich auf sich zu beruhen, welches denselben mittelst Auszugs dieses Protocolls zu eröffnen ist.

Zur Beglaubigung
(unterz.) Dr. **Voigt**, Actuar.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 22. Januar. № 7.

Beantwortung der Frage: „Was ist bei Abfassung eines neuen Evangelisch-kirchlichen Catechismus zu beobachten?" mit besonderer Rücksicht auf den „Catechismus für die Evangelisch-Protestantische Kirche des Großherzogthums Baden. Pforzheim 1830."

(Fortsetzung.)

6. Aeußere Form der Abfassung. Nun endlich kommen wir auf den letzten Gegenstand, der erwogen werden muß: das ist die Form. Es läßt sich, kleinere Verschiedenheiten nicht gerechnet, eine dreifache Form anwenden: 1) die der fortlaufenden Rede, die wir in Cyrill's Catechesen, in Rufin's Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, bei Augustinus und in allen catechetischen Schriften des christlichen Alterthums finden; 2) die der Paragraphen, die im Römischen Catechismus, den das Tridentinische Concilium zusammenstellen ließ, beobachtet worden ist; 3) die der Fragen und Antworten, die seit Luther's Catechismus vielfach gebraucht und gemißbraucht worden ist. Jede Form hat ihre Vorzüge: die fortlaufende Rede ladet zur still sich hingebenden Andacht und Betrachtung ein; die Paragraphen erreichen in ruhiger Folge dieselbe Absicht, wenn auch in minderem Grade, erleichtern die Uebersicht, erwecken das Nachdenken; Fragen und Antworten erregen noch mehr die Aufmerksamkeit und heben besonders auffallend das hervor, worauf es ankommt, den eigentlichen Grund und Zweck der Lehre, auf daß wir bereit seyn zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist. Betrachtet man nun die besondere Bestimmung des Catechismus und das jugendliche Alter, für welches unsere Catechismen berechnet sind (wodurch sie sich von den catechetischen Schriften der Kirchenväter wesentlich unterscheiden), so dürften sich wohl die Meisten mit uns für die Form in Fragen und Antworten entscheiden, auch diejenigen, die mit uns die Sokratische Methode als elenchtisch oder heuristisch mit der catechetischen keinesweges verwechseln. Wohl wünschen wir jedem Lehrer die Fähigkeit, die man mit dem Namen der Sokratik bezeichnet, die aber sich nie als bloße Fertigkeit anlernen läßt; aber ein Sokratisches Fragen ohne ein besonderes Subject, das gefragt wird, ist ein Unding, und man sieht es aus so manchen gedruckten Muster-Catechisationen, welche Nullen die eingebildeten Subjecte der Catecheten zu seyn pflegen. Die Fragen in einem Evangelischen Landes-Catechismus können sich auf heuristische Methoden nicht einlassen; aber sie müssen so gefaßt werden, daß sie aus dem Begriffe des Gegenstandes genommen von Hauptpunkt zu Hauptpunkt fortschreiten, daß sie auf die richtige Antwort in treffender Form hinleiten, und daß sie die weitere Entwickelung der Lehre durch untergeordnete Fragen, die dem mündlichen Unterricht vorbehalten werden, veranlassen. Zu solcher weiteren Entwickelung können auch beigedruckte Bibelsprüche, wenn sie weise gewählt sind, vortrefflich dienen, und diese werden aus diesem Grunde, und weil Alles auf Gottes Wort gebaut seyn muß, in einem wohleingerichteten Landes-Catechismus nicht fehlen dürfen.

Nach Aufstellung dieser allgemeinen Grundsätze wenden wir uns nun zur besonderen Betrachtung des neuen „Catechismus für die Evangelisch-Protestantische Kirche des Großherzogthums Baden," der dem Vernehmen nach von einem geachteten Geistlichen ausgearbeitet, von einer Commission geprüft und sodann, ohne einer Generalsynode oder einer theologischen Facultät vorgelegt worden zu seyn, durch eine Verordnung der Regierung der Geistlichkeit übergeben worden ist, um ihn für die unirte Kirche des Großherzogthums einzuführen. Dieser Catechismus handelt auf 90 Seiten in 214 Fragen die christliche Glaubens- und Sittenlehre ab, zuerst die Glaubenslehre in 107 Fragen S. 1—48. (wobei wir die Einleitung, die 11 Fragen auf 6 Seiten enthält, mit einrechnen), sodann in eben so viel Fragen, S. 49—90., die Sittenlehre. Den meisten Antworten sind einige Bibelsprüche beigefügt, und insofern entspricht die Form den von uns unter № 6. gebilligten Grundsätzen. Auch die Anordnung des Stoffes ist klar und leicht zu übersehen.

I. Die Glaubenslehre. 1) Von Gott; 2) von der Schöpfung; 3) von der Sünde; 4) von der Erlösung; 5) von dem heiligen Geiste, seinen Gnadenwirkungen und Gnadenmitteln; 6) vom künftigen Leben. Zum Schluß das apostolische Glaubensbekenntniß.

II. Die Sittenlehre: 1) Pflichten gegen Gott, zum Schluß das Gebet des Herrn. 2) Pflichten gegen uns selbst. 3) Pflichten gegen den Nächsten. 4) Anhang von den Pflichten gegen Thiere. Zum Schluß die heiligen zehn Gebote.

Am Ende (S. 91 — 108) ist in 12 Abschnitten eine „Kurze Geschichte der christlichen Religion" angehängt, die in der bald näher zu characterisirenden Art des Verfassers fließend und einfach geschrieben ist. Wir gehen jetzt das ganze Werk nach den sechs von uns aufgestellten Haupt-Gesichtspunkten prüfend durch.

1. Wie verhält sich dieser neue Catechismus zu Gottes Wort? wie lehrt er darin die Richtschnur unsers Glaubens und Wandels erkennen? wie hebt er gerade das hervor, was unserer Zeit Noth thut?

Die erwünschteste Auskunft hierüber empfangen wir nach Frage 10: „Wie haben wir diese Schrift zu betrachten?" Antwort: „Wir haben sie zu betrachten als ein Buch von göttlichem Ansehen, worin das Wort Gottes enthalten ist, und worin wir die einzige Richtschnur unseres Glaubens und Wandels erkennen." Aber es ist zu beklagen, 1) daß gerade bei diesem wichtigen Punkte keine Schriftstelle angegeben ist und der entscheidende Spruch 2 Timoth. 3, 16: „Alle Schrift von Gott eingegeben" — hier, so wie anderwärts, wo er erwartet werden konnte, fehlt; 2) daß gar keine Erörterung über den Gebrauch der heiligen Schrift als Richtschnur des Glaubens und Wandels, wozu eben jener Spruch so viel gute Gelegenheit gegeben haben würde, beigefügt ist; 3) daß das Vorhergehende den Ausspruch, daß in der heiligen Schrift die einzige Richtschnur unsers Glaubens und Wandels zu erkennen sey, aufzuheben und zu einer bloßen Redensart herabzuwürdigen scheint. Denn in den vorhergehenden Fragen 2 — 5 wird die Offenbarung Gottes in der Natur und in unserm Geiste als völlig zuverlässig hingestellt und der heiligen Schrift nur etwa dieses als Vorzug gelassen, uns ganz besonders durch besonders erleuchtete Menschen zu belehren. Namentlich wird der Mensch, ohne alle Warnung vor den dunkelen Tiefen des eigenen Herzens, in welchem von Natur nach dem Falle viel böse Begierde und keine rechte Erkenntniß Gottes wohnet, auf dieses sein Herz verwiesen: „In seines Herzens Tiefen vernimmt der Mensch die Stimme des Glaubens und des Gewissens, welches für Gottes Daseyn spricht und sein heiliges Walten verkündet." Wäre dieß so geradehin wahr, so brauchten wir den Herrn nicht zu suchen, in dem wir leben, weben und sind (Apgsch. 17, 27): wir hätten ihn von Anfang an in unsern Herzen, gleichwie er uns in seinem Geiste hat. Es hätte aber die Sorglosigkeit des Ausdrucks, die auf diese Ansicht führt, um so mehr vermieden werden sollen, da es gerade unserer Zeit eigen ist, sich mit täuschendem Selbstvertrauen auf das eigene Innere und auf das, was in des Herzens Tiefen schlummert oder wacht, zu verlassen, ja dieß zur einzigen Richtschnur zu machen, wornach Alles, auch die Schrift, gerichtet wird. Was wird nun der Verfasser dieses neuen Landes-Catechismus sagen, wenn ein Schullehrer oder Prediger, der bisher Luthers Catechismus brauchte, ihm klagt, daß er nun das Gegentheil von dem lehren müsse, was seine Kinder in Luther's Catechismus gelernt hätten! oder wenn er selbst nach seinem Catechismus lehrt und ein Knabe auf die Frage: Wie offenbart sich Gott in unserm Geiste, statt der in der neuen Lehre gedruckten Antwort spricht: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben noch zu ihm kommen kann!" Der Verfasser wird in einem solchen Falle die Auskunft des Naturalisten nicht ergreifen wollen noch können und etwa sagen: eine richtige Erkenntniß Gottes ist von dem Glauben an Christum zu unterscheiden, und ist recht gut durch natürliche Kräfte zu erreichen. Denn er selbst erklärt sich Fr. 66.: „Unter dem Glauben verstehen wir die zuversichtliche Anerkennung und Annahme des Evangeliums Jesu Christi, oder das feste Vertrauen auf Gottes gnadenvolle Vaterliebe in Jesu Christo, unserm Versöhner." Hiernach können wir, wenn der Verfasser consequent im Denken und im Ausdruck genau ist, beurtheilen, was er unter der Stimme des Glaubens Fr. 4. versteht. Aber jene Bündigkeit, die freilich eines der vorzüglichsten Erfordernisse eines christlichen Catechismus ist, wird hier allerdings schmerzlich vermißt und daraus entsteht eine völlige Verwirrung der biblischen Lehre, namentlich der Heilsordnung. Dieser neue Katechismus kennt nämlich keine Bekehrung, keine Wiedergeburt, sondern nur Besserung, kein ursprüngliches Verderben und keinen Zustand der Sündhaftigkeit, aus der Gott allein uns retten kann und will, und durch Jesum Christum wirklich rettet.

(Schluß folgt.)

Actenstücke, die Opposition mehrerer Frankfurter Bürger gegen den ferneren öffentlichen Gebrauch von Bredow's Handbuch der Geschichte betreffend.

(Schluß.)

№ 3.

An
hohen Senat der freien Stadt Frankfurt,
zum verehrlichen Consistorialprotocoll vom 9. März 1830,
gehorsamste
beschwerende Vorstellung und Bitte
von Seiten
mehrerer Eltern und Vormünder von Schülern des hiesigen Gymnasii, Abschaffung des provisorisch eingeführten Bredow'schen Handbuchs betreffend.

Nebst Anlagen 1 à 3.

Hoher Senat!

Mehrere Eltern und Vormünder von Schülern des hiesigen Gymnasii, denen sich die weiter gehorsamst Unterzeichneten anschließen, haben am 21. November v. J. die unter Ziffer 1. abschriftlich anliegende Vorstellung bei hochw. Evangelisch-Lutherischem Consistorio übergeben, und, gestützt auf die darin entwickelten Gründe, um Abschaffung des an hiesigem Gymnasio provisorisch eingeführten „Handbuchs der alten Geschichte, Geographie und Chronologie von G. G. Bredow, 5te Aufl. von J. G. Kunisch. Altona 1825," geziemendst gebeten. Ihr Gesuch wurde jedoch laut des unter Ziffer 2. beigehenden verehrl. Consistorialbeschlusses vom 9. März d. J. zurückgewiesen.

In diesem Beschlusse findet sich gegen die Bittsteller eine Mißbilligung ausgesprochen, durch welche sich dieselben beschwert erachten, indem sie solche, nach der Reinheit ihrer Absicht, nach der Ehrfurcht und dem gesetzlichen Schutze, welcher jeder auf der heiligen Schrift und dem kirchlichen Lehrbegriff ruhenden Ueberzeugung gebührt, nicht verdient zu haben sich bewußt sind. Die gehorsamst Unterzeichneten glauben daher sich selbst nicht minder als der Wichtigkeit der betreffenden Angelegenheit schuldig zu seyn, unter Befolgung des durch Art. 43. der Constitutions-Ergänzungs-Acte vorgezeichneten Weges, ihr Anliegen und ihre Beschwerde zu geneigter Remedur hohem Senate ehrfurchtsvoll vorzulegen.

Es möchte genügen können, wegen der durchaus unbiblischen und mit den Wahrheiten des Christenthums überall unvereinbaren Ansichten, welche sich zweifelnd, lästernd und läugnend in dem Bredow'schen Handbuche aufgestellt finden, auf diejenigen Stellen dieses Buches zu verweisen, welche in obgedachter Vorstellung näher bezeichnet sind; da dieselben jedoch als wesentlich entscheidend für die Rechtfertigung unseres Ansuchens erscheinen müssen, so stellt es sich als erforderlich dar, wenigstens Einiges davon auszuheben und in wörtlicher Anführung nachstehend folgen zu lassen; es heißt nämlich:

p. 53.: „Jehovah wohnt mit seinen Elohim auf einem Berge, von dem er zuweilen wie ein Persischer Schach herabkömmt, um während der Abendkühle im Park zu lustwandeln und nach seinen Geschöpfen zu sehen."

p. 46.: „Elohim machte Licht, denn ohne dieses konnte er so wenig sehen, als der Mensch."

p. 54.: „Jehovah ergrimmt voll Furcht, daß die Menschen endlich auch von dem Baume des Lebens essen und unsterblich werden möchten."

p. 56.: „Da erzürnte Jehovah auf's Neue rc."

p. 57.: „Da ergrimmte die Gottheit abermals — man sieht weiter keinen Grund als daß die Menschen höher bauen als gewöhnlich — kömmt herunter und macht sie uneins."

p. 54.: Sündenfall der ersten Menschen — „dichterische Darstellung des Uebergangs von gänzlicher Unthätigkeit zum Nachdenken und zur Arbeitsamkeit, dem ersten Anfange der Cultur, mit kindischer Phantasie ausgemahlt."

p. 56.: Sündfluth „durch Phantasie vergrößerte zufällige Ueberschwemmung einer Gegend."

p. 119.: Untergang von Sodom — „zufällige Entzündung von Naphtagruben."

p. 121:: Errettung der Israeliten aus Egypten ist Plan Mosis.

p. 122.: „Moses führte das Volk mit dem im Morgenlande gewöhnlichen Feuer vor dem Heere."

p. 123.: „Josua nahm Jericho durch Verrätherei und Religionsschwärmerei ein."

p. 129. Note: „Die Philister hatten die Bundeslade freiwillig zurückgeschickt."

p. 39.: „Die in den ersten Capiteln des ersten Buchs Mosis aufgezeichnete Sage über das Entstehen der Erde ist das älteste Denkmal menschlicher Ueberlieferungen, zusammengestellt aus alten Volksgesängen der Hebräer und ächte Erzählung von den Vorstellungen eines rohen Volkes über das Entstehen der Erde."

p. 45.: „Die Hebräische Sage (von der Weltschöpfung) trägt deutliche Spuren, daß sie die Dichtung eines kindischen, bloß phantasirenden Volkes ist."

p. 52.: „Der Dichter der Mosaischen Sage denkt sich das erste Menschenpaar rc."

p. 63.: „Die ersten 11 Capitel der Genesis sind Bruchstücke von, aus dem südöstlichen Asien stammenden, Mythen."

p. 145.: „Das Buch Danielis ist nicht von Daniel, sondern späteren Ursprungs."

p. 146.: „Die Schriften der Propheten sind spätere Sammlungen."

p. 147. Anmerkung: „Das erste Buch Mosis enthält Volksmythen; dieses und die drei folgenden Bücher sind nach und nach gesammelt und haben wohl nicht vor David existirt. Das fünfte Buch Mosis ist davon ganz verschieden und später gesammelt."

Handelte es sich hier von gebührender Würdigung des unevangelischen Geistes, der in dem Bredow'schen Handbuche herrscht, so würden wir bei der, jedem religiösen Gefühle widerstrebenden Verspottung des Heiligen und bei den willkührlichen Deutungen, durch welche Offenbarungen Gottes im Alten Bunde, nach Ausweis obiger Anführungen entstellt sind, nothwendig zu verweilen haben; da es indessen lediglich darauf ankommt, den Beweis zu führen, daß jenes Handbuch die Auctorität des Alten Testaments verwirft und die Göttlichkeit seines Ursprungs unbedingt läugnet, so genügt es unserem Zwecke, durch die vorstehend ausgehobenen Stellen, welche sich auf das Unzweideutigste darüber aussprechen, dieses außer Zweifel gesetzt, mithin vollgültig dargethan zu haben, daß das in Frage stehende Handbuch in den schroffsten Widerspruch tritt, nicht mit „jeweiligen und zufälligen Ansichten von Privaten," sondern mit der gesetzlich anerkannten Glaubensregel der Evangelisch-Protestantischen Kirche, welche als constanten Grundsatz annimmt und feststellt, daß die heiligen Schriften Alten und Neuen Bundes göttlichen Ursprungs, göttlichen Ansehens und darum alleinige Erkenntnißquelle und Regel des Evangelischen Glaubens sind, wie sich solches durch die unter Ziffer 3. ausgezogenen Stellen der symbolischen Bücher, auf welche die hiesigen Pfarrherren und Candidaten Ministerii beeidigt werden, beurkundet findet.

Wenn es hienach nun aber evident seyn muß, daß Evangelischer Glaube und die in der fünften Auflage des Bredow'schen Handbuchs ausgesprochenen Ansichten, als sich einander gegenseitig aufhebend, neben einander nicht zu bestehen vermögen, während von der anderen Seite eben so wenig wird bestritten werden können, daß christliche Jugendbildung nur da gedeihen kann, wo Glaube und Gottesfurcht, als einzig sicheres und wahres Fundament aller Bildung und Erziehung, durch Achtung gegen die Auctorität der heiligen Urkunden erweckt und dem Gemüthe der Zöglinge eingeflößt wird, so wird es keinem Zweifel unterliegen dürfen, daß das mehrerwähnte Handbuch, als jene Auctorität erwiesenermaßen läugnend, in einer Schule keinen Raum finden darf, die, gleich dem hiesigen Gymnasio, den Unterricht von Knaben, welche im Evangelisch-Protestantischen Glauben erzogen zu werden bestimmt sind, zum Zweck hat, und für welches deshalb auch Art. 41. der Constitutions-Ergänzungs-Acte ausdrücklich bestimmt ist, daß es, obwohl allen Confessionen zur Benutzung offen stehend, der alleinigen Aufsicht und Leitung des Evangelischen Consistorii untergeordnet seyn soll. Je mehr aber Eltern, welche, im Vertrauen auf diese Bestimmung, ihre Söhne gedachter Lehranstalt übergeben, zu der Erwartung berechtigt seyn müssen, daß der den Schülern daselbst ertheilt werdende Unterricht mit der gesetzlich anerkannten Glaubensregel der Evangelisch-Protestantischen Kirche im Einklange stehe; um so weniger werden dieselben getadelt werden können, wenn sie, in schuldiger Sorge für das ewige Wohl ihrer Kinder, dasjenige, was jenen Glaubensregeln offenbar widersprechend erscheint, bei der geeigneten Behörde zur Sprache bringen, und um so weniger hat daher auch wohl, als „unziemlicher Antrag" oder als „ernstliche Mißbilligung verdienende Einmischung in die Angelegenheiten öffentlicher Schulanstalten" dasjenige geziemende Ansuchen gerügt zu werden verdient, welches wir in Bezug auf das ohnehin nur provisorisch eingeführte Bredow'sche Handbuch an hochw. Evangelisch-Lutherisches Consistorium, als diejenige Behörde richteten, welche nach der bestehenden Consistorialordnung Tit. I. Art. 2. und Tit. VII. Art. 2. vor allem Anderen gesetzlich berufen ist:

> „Ueber Beibehaltung reiner Evangelischer Lehre, wie auch christlicher Zucht und Ordnung," über „Erhaltung der Lauterkeit der wahren Evangelischen Religion, gute Ordnung und Disciplin in Kirchen und Schulen und bei denen dazu gehörigen Personen, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, so viel ihre Lehre, Amt und Leben angehet"

zu wachen.

Es scheint nach dem bisher Gesagten beinahe überflüssig, den Einwand, als sey die Beibehaltung des Bredowischen Handbuchs aus dem Grunde wünschenswerth oder nöthig, weil es den Schülern Anlaß zum Forschen biete und somit ihre Verstandesbildung fördere, in besondere Erwähnung zu ziehen; denn abgesehen davon, daß christliche Schulanstalten überhaupt Verstandesbildung nicht allein, sondern nur im Verein mit religiöser Bildung und unbeschadet dieser letzteren, zur Aufgabe haben, so ist es an sich auch wohl einleuchtend genug, daß das Höchste und Heiligste, was dem Menschen für Zeit und Ewigkeit gegeben ist, kein Gegenstand der Uebung des unreifen Urtheils unerfahrener Jünglinge werden darf. Es liegt dieses sowohl in der Natur der Sache, als es die Meinung der ge-

achtetsten Jugendlehrer unseres Zeitalters ist, und der bekannte Niemeyer sagt daher in seinem mit Recht allgemein geschätzten Werke: „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, 8te Aufl., 1825.“ (2ter Theil p. 438.)

„Das Jugendalter ist nicht die Zeit, in welcher man durch Aufzählung ganz verschiedener Vorstellungsarten, den ungeübten Verstand irre machen und den Grund zur Zweifelsucht legen soll.“

Solches Irremachen des ungeübten Verstandes und solche Grundlegung zur Zweifelsucht kann aber unmöglich ausbleiben, wenn wie durch das Bredow'sche Handbuch geschieht, den Schülern als Märchen und Mythen verdächtig gemacht wird, was man ihnen von anderer Seite als ewige Wahrheit an's Herz legt. Zwiespalt ihres Innern muß nothwendige Folge solchen Widerspruchs seyn.

Uebrigens ist es keinesweges unsere Absicht, durch unsere oben ausgesprochene Ueberzeugungen Andersdenkenden zu nahe treten zu wollen. Glaubens- und Gewissensfreiheit ehrend und die religiöse Meinung eines Jeden achtend, huldigen wir vielmehr unbedingt dem liberalen Geiste unserer Constitutions-Ergänzungs-Acte, welche (s. Art. 41.) eigene Lehrer und Lehrbücher für die Katholischen Schüler des Gymnasii zuläßt und werden es nie anders als recht und billig anzuerkennen vermögen, wenn Ausnahmen, welche die Gewissensfreiheit erfordert, für alle Schüler verwilligt werden, deren Eltern die Evangelisch-Protestantische Glaubenslehre, für deren Bekenner das Gymnasium, nach Art. 41. der Constitutions-Ergänzungs-Acte, gewidmet bleibt, mit ihrer Ueberzeugung nicht vereinigen können. Wir wollen überhaupt Niemanden, am wenigsten irgend einem unserer Mitbürger das Recht streitig machen, Erziehung und Unterricht seiner Kinder ganz so zu ordnen, wie es mit seiner Confession und seinen Ansichten verträglich ist, müssen dieses Recht jedoch auch für uns und unsere Söhne, die im reinen Evangelisch-Protestantischen Glauben erzogen zu werden bestimmt sind, und zwar um so mehr in Anspruch nehmen, als die Evangelisch-Protestantischen Confessionen mit ihren symbolischen Büchern nicht nur längst in unserer freien Stadt aufgenommen und durch die alte Stadtverfassung fest begründet, sondern auch erneuert durch die Constitutions-Ergänzungs-Acte auf das Feierlichste unter den Schutz des Staates gestellt sind. Diesen in der Verpflichtung eines jeden christlichen Staats liegenden und uns gesetzlich gesicherten Schutz für unser gerechtes Ansuchen ehrfurchtsvoll anrufend und die beruhigende Zuversicht hegend, daß unsere Obrigkeit uns solchen werde angedeihen lassen, wagen wir daher gehorsamst zu bitten:

daß hoher Senat 1) die alsbaldige Abschaffung des an hiesigem Gymnasio provisorisch eingeführten, mit der Evangelischen Glaubenslehre in erwiesenem Widerspruche stehenden Bredow'schen Handbuchs der alten Geschichte, 5te Auflage, hochgeneigtest zu verfügen und

2) uns von dem, in dem verehrlichen Consistorialprotocoll vom 9. März l. J. ausgesprochenen Tadel gerechtest freizusprechen geruhen wolle.

Wir getrösten uns einer gerechten Willfahrung dieses nach Pflicht und Gewissen gestellten Gesuchs und verharren in schuldigster Ehrerbietung

Eines hohen Senats

gehorsamste ꝛc.

Ziffer 3.

Art. Smalcaldici p. II. Art. 2. ed. Lips. p. 308.

Ex patrum verbis et factis non sunt exstruendi articuli fidei. Regulam autem aliam habemus ut videlicet verbum Dei (Scriptura sacra) condat articulos fidei et *praeterea nemo*, ne angelus quidem.

Form. concordiae im Anfange p. 570.

Credimus, confitemur docemus unicam regulam et normam, secundum quam omnia dogmata, omnesque doctores aestimari et

judicari oporteat, nullam omnino aliam esse quam prophetica et apostolica scripta cum *veteris*, tum novi testamenti.

Solida declar. p. 332. art. I.

Primum igitur toto pectore prophetica et apostolica scripta *veteris* et novi testamenti ut limpidissimos, purissimosque Israelis fontes recipimus et amplectimur et sacras literas solas unicam et certissimam illam regulam esse credimus, ad quam omnia dogmata exigere et secundam quam de omnibus tum doctrinis, tum doctoribus judicare oporteat. *)

№ 4.

Abschrift. Auszug

Senats-Protokolls der freien Stadt Frankfurt.

№ 287. Frankfurt, den 20. Juli 1830.

Auf Vorstellung und Bitte mehrerer Eltern und Vormünder von Schülern des hiesigen Gymnasii, de praes. 10. d., Abschaffung des provisorisch eingeführten Bredow'schen Handbuchs betreffend.

Es ist den Bittstellern zu eröffnen, daß der Senat aus dem hierin Angeführten keinen Grund entnehmen kann, der gestellten Bitte um die alsbaldige Abschaffung des mit Vorwissen und Genehmigung des Evangelisch-Lutherischen Consistoriums in den obern Klassen des hiesigen Gymnasiums zum Leitfaden bei dem Geschichtsunterrichte provisorisch eingeführten, und keineswegs für den Religionsunterricht bestimmten Bredow'schen Handbuchs der alten Geschichte zu willfahren, und gleichwie 2. den Bittstellern zwar unbenommen war, die Gründe, aus welchen sie ihre Kinder und Pflegebefohlenen an dem, nach Anleitung des gedachten Bredow'schen Handbuchs, ertheilten Unterricht der Geschichte Theil nehmen zu lassen, Bedenken tragen, dem Evangelisch-Lutherischen Consistorium darzulegen, und damit die Bitte um dessen Abschaffung zu verbinden, wie diese Bitte auch in gegenwärtiger Vorstellung dem Senat vorgetragen ist, ohne sich dieserhalb eines Verweises zu gewärtigen, dennoch aber ihnen nicht auch zugleich gebühret zu erwarten, daß ihre, den Ansichten Anderer vielleicht grade entgegenstehende Privatansicht, gegen dasjenige, was die betreffende Behörde selbst nach sorgfältiger Prüfung für angemessen erachtet, Berücksichtigung erhalte, als wohin und auf die in der Vorstellung an das Consistorium enthaltenen Vorwürfe gegen die Behörde, die in dem Consistorialprotocoll vom 9. März d. J. ausgedrückte Mißbilligung allein bezogen werden muß; als werden die Bittsteller Hinsichts des zweiten Gesuches lediglich darauf verwiesen.

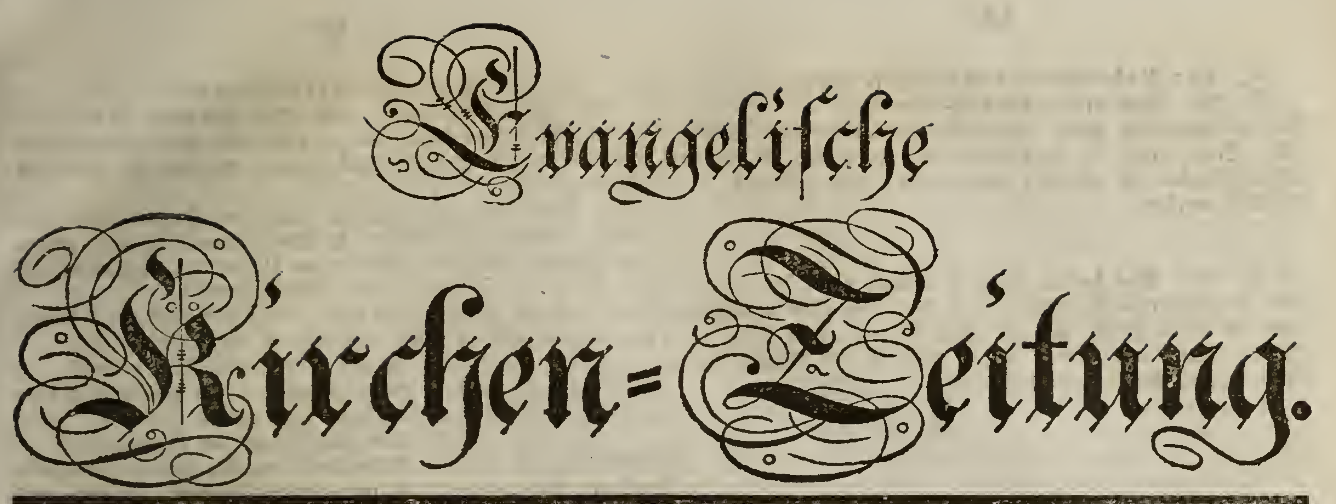
Zur Beglaubigung
Der Canzleirath.
(unterz.) Dr. Fiedler.

*) Den oben ausgesprochenen Grundsatz halten auch alle Lehrbücher der Dogmatik fest, selbst das neueste von Wegscheider, das sonst so viele Spuren des neueren Unglaubens an sich trägt; in diesem heißt es §. 38.:

„Scriptura sacra in ecclesia evangelica pro divino religionis christianae fonte habetur.“

Luther sagt: Walch. Ausgabe seiner Werke XIV. 1. „Das Alte Testament halten Etliche geringer, als das dem jüdischen Volke allein gegeben und nun fort aus sey und nur von vergangenen Dingen schreibe, meinen, sie haben genug am neuen Testamente; Aber Christus spricht Joh. 5, 39.: Forschet in der Schrift, und Paulus gebeut Timotheo 1 4, 13: Er soll anhalten mit Lesen in der Schrift. So wenig nun das neue Testament Grund und Beweisung zu verachten ist, so theuer ist auch das alte Testament zu achten.“ — Und im XI. Th. p. 650. sagt er: „Man soll die unnützen Schwätzer lassen fahren, die das alte Testament verachten und sprechen, es sey nicht mehr von nöthen, so wir doch allein daraus den Grund unseres Glaubens nehmen, denn Gott hat die Propheten darum zu den Juden geschickt, daß sie von dem zukünftigen Christo sollten Zeugniß geben, darum haben die Apostel auch allenthalben die Juden überwiesen und überwunden aus ihrer eigenen Schrift, daß das Christus wäre. Also sind die Bücher Mosis und die Propheten auch Evangelium, sintemal sie eben das zuvor verkündiget und geschrieben haben vor Christo, das die Apostel nachher geprediget oder geschrieben haben.“

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 26. Januar. № 8.

Beantwortung der Frage: „Was ist bei Abfassung eines neuen Evangelisch-kirchlichen Catechismus zu beobachten?" mit besonderer Rücksicht auf den „Catechismus für die Evangelisch-Protestantische Kirche des Großherzogthums Baden. Pforzheim 1830."

(Schluß.)

Darum lehrt derselbe Frage 64. und folgende nicht, daß wir durch Buße und Glauben zur Heiligung kommen, sondern daß wir durch Glauben und Buße nach wahrer Heiligung ringen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß Buße und Glauben in fortwährender Wechselwirkung mit einander stehen und im Werke der Heiligung stets eins aus dem andern sich erzeugt; aber es ist darum nicht minder wichtig, ob man beim Zurückgehn auf den Anfang des christlichen Lebens die Buße oder den Glauben als das Erste setzet. Setze ich den Glauben als das Erste, so stelle ich an die Spitze das Relativ-Gute in dem Menschen, nämlich das, was von Erkenntniß und Liebe Gottes in irgend einem Maaße in dem natürlichen Menschen vorhanden ist, und die Heiligung ist dann ein wachsender Sieg dieses Relativ-Guten über das Relativ-Böse in ihm. Setze ich aber die Buße als das Erste, so erkenne ich den Menschen mit seinem Relativ-Guten und mit seinem Relativ-Bösen, beides zusammen genommen, in Beziehung auf das Absolut-Gute, auf das göttliche Gesetz, als untüchtig und bös. Das Gesetz aber ist nicht das Absolut-Gute selbst, sondern nur der Ausspruch desselben und nur in so fern real, als der absolut gute Geist, Gott selbst, dadurch spricht und waltet. Ihm wird also der Mensch, wenn wir in der Heilsordnung von der Buße ausgehn, gegenüber gestellt, um sich, den ganzen Menschen, als Sünder zu erkennen, und dadurch wird er von dem Bedürfniß der Versöhnung und der Wiedergeburt erfüllt, als eines ganz neuen Anfangs, wo Gott selbst Alles in Allem ist und thut, als Ursprung und Vermittler eines neuen göttlichen Lebens in uns durch seinen menschgewordnen Sohn, Jesum Christum. Diese alte und doch immer neue Lehre, die den eigentlichen Kern des Evangeliums ausmacht, ist diesem neuen Catechismus fremd. Darum fehlt ihm auch ganz die Lehre, die vorzüglich gebraucht wird, um das Wesen der Wiedergeburt ins Licht zu setzen und auf sie vorzubereiten, die Lehre vom Gesetz und Evangelium. Und weit mehr noch in der Ausführung des ganzen Buches als in den Fragen und Antworten der Einleitung giebt es sich kund, daß der Verfasser den einzigen Grund nicht kennet, aus dem hervorgeht, daß das Wort Gottes die einzige Richtschnur unsers Glaubens und Wandels von Rechts wegen ist. Wie anders Spener in seiner Erklärung von Luther's Catechismus! wo er unter Frage 2 — 12 von der heiligen Schrift redet, und wo Frage 2: „Wer zeigt uns den Weg zu solcher Vereinigung (mit Gott)?" so beantwortet wird: „Nicht unsere Vernunft, welche bei allen Menschen verderbt und in geistlichen Dingen voller Blindheit und Unwissenheit ist, sondern allein Gottes heiliges, geoffenbartes Wort." Vergleiche ebendaselbst Fr. 444. (S. 172. neue Ausg.).

2. Wie verhält sich der neue Catechismus zur Bibelsprache? wie führt er zum Lesen und Verstehen der heiligen Schrift hin? Eine gewisse Ehrfurcht und Liebe gegen die heilige Schrift kann dem Buche nicht abgesprochen werden; diese zeigt sich auch durch die oft gehäuften Schriftstellen, die freilich oft nicht in recht genauer Beziehung zu dem Texte der Antworten stehen. Aber sehr übel ist es, daß in diesem Catechismus die Bibelsprache nicht nur nicht erklärt, sondern wirklich durch oberflächliche und unbestimmte Auslegung verdunkelt und der Sinn der biblischen Worte zum Theil verfälscht wird. Der Mangel an Bestimmtheit und Genauigkeit in der Entwickelung biblischer Begriffe kann zum Beispiel an der Erklärung der göttlichen Eigenschaften erkannt werden, wo man allerdings billiger Weise zugestehen muß, daß es im Volksunterricht nicht auf Ergründung des Begriffs, sondern nur auf lebendige Charakteristik abgesehen werden kann, damit das Volk eine solche einzelne Erscheinung des vollkommenen Geistes in seiner Besonderheit klar sich vorstelle, in seiner Fülle verehre und zur Heiligung seines Lebens anwende, zu Trost und zu Warnung.

Um den neuen Catechismus in dieser Beziehung kennen zu lernen, wollen wir ihn an Spener's Catechismus messen, und zu dem Ende die Fragstücke über Gottes Allmacht und Allgegenwart aus beiden einander gegenüber stellen.

Der Badensche Landes-Catechismus.

Fr. 16. Was heißt: Gott ist allmächtig?
Gott ist allmächtig, heißt: Gott kann Alles vollbringen, was er will. Seine Kraft, die im Himmel und auf Erden, im Kleinen wie im Großen sich offenbart, kann durch nichts geschwächt oder beschränkt werden.

Fr. 17. Was heißt: Gott ist allgegenwärtig?
Gott ist allgegenwärtig, heißt: Gott wirkt mit seiner unendlichen Kraft an allen Orten und zu allen Zeiten; er ist seinen Geschöpfen immer und überall nahe, und wo der Mensch seiner Hülfe bedarf, da ist Gott nicht fern.

Spener's Catechismus.

Fr. 453. Was heißt, „daß Gott allmächtig sey?"
Daß er Alles thun kann, was er will, nicht nur was wir selbst verstehen möglich zu seyn, sondern auch was wir für unmöglich halten möchten.
(Nun folgen noch zwei Fragen practischen Inhalts, die beide trefflich beantwortet werden: 1) Wie gebrauche ich mich solcher Allmacht zum Trost? 2) Wie aber zur Uebung der Gottseligkeit?)

Fr. 459. Was ist Gottes Allgegenwart?
Daß er in der ganzen Welt aller Orten wahrhaftig und kräftig zugegen, nirgend abwesend und nirgend eingeschlossen ist.

Frage 460. Wie soll mir solches zum Trost dienen?
Daß ich ihn und seine Hülfe an allen Orten gegenwärtig habe und also, wo ich auch sey, nicht ohne meinen Gott bin.

Frage 461. Wie aber zum Antrieb der Gottseligkeit?
Daß solche Gegenwart Gottes mich von den Sünden zurückziehe und ich also allezeit, als vor Gottes Angesicht, vorsichtig und mit Furcht wandle, als der ich auch sonst seiner Strafe nicht zu entfliehen vermöchte; scheue ich mich aber irgend nicht vor ihm, so verläugne ich seine Allgegenwart.

Aus Vergleichung und genauer Betrachtung dieser Fragstücke ergibt sich nun Folgendes: 1) Im Badenschen Catechismus sind die Begriffe Allmacht und Allgegenwart mit einander vermischt, die Spener weislich aus einander gehalten hat. 2) Im Badenschen Catechismus ist beiden Begriffen etwas Ungehöriges zugesellt, dem letzteren, wie schon angedeutet, die Beschreibung der Allmacht, dem ersteren die falsche Erklärung: „Seine Kraft kann durch nichts geschwächt oder beschränkt werden!" Denn in Gottes Herablassung zu den Schwachen und in Gottes Langmuth über die Sünder, wie überhaupt in der Zulassung des Bösen, ist Gottes Kraft allerdings, wo nicht geschwächt, doch beschränkt, und auch dies gehört zu seiner Allmacht, daß auch seine Kraft nicht Macht über ihn hat, sondern der Fülle seiner Gottheit unterthan ist, wodurch möglich wird, „was wir für unmöglich halten möchten," nämlich Abfall und Erlösung. 3) Im Badenschen Catechismus fehlt die practische Anwendung von dem Begriffe der göttlichen Allmacht ganz; bei dem Begriffe der Allgegenwart ist sie unvollständig und einseitig. Es mangelt dabei die Anwendung zur Heiligung des Wandels, die auch bei der darauf folgenden Frage über die göttliche Allwissenheit in dem Texte nicht ausgesprochen ist, obwohl sie in der angeführten Bibelstelle Ps. 139, 1—4. sehr nahe gelegt wird. Freilich die kräftige bei Spener angeführte Stelle, Jes. 29, 15., fehlt.

Eine wirkliche Verdunkelung und Verfälschung der Bibelsprache durch Vermischung und falsche Stellung der Begriffe müssen wir aber besonders in der Heilsordnung anerkennen, die bei aller ihrer Kürze und Unbestimmtheit nicht ohne Widersprüche in sich selbst ist. Der Catechismus stellt, wie wir oben sahen, den Glauben vor die Buße, was schon als nicht schriftgemäß gerügt worden ist. Daraus entsteht nun aber der Widerspruch, daß der Mensch durch den Glauben gute Werke thut, ehe er sich durch die Buße vom Bösen zum Guten gewendet hat. Denn Fr. 67. heißt es: „Der Glaube des Christen muß sich lebendig und thätig erweisen in guten Werken." Dann folgt Fr. 68.: „Buße heißt: die Aenderung des Sinnes und Lebens, durch welche sich der Mensch von dem Bösen zum Guten wendet." Wie schwer muß es einem Catecheten werden, sich bei einer solchen Störung der biblischen und begriffsgemäßen Ordnung zu helfen!

Fr. 70. heißt es: „Die durch Glauben und Buße in uns bewirkte Veränderung nennen wir Heiligung, und sie wird von der heiligen Schrift als eine Wiedergeburt und Erneuerung bezeichnet." Da nun hier der Begriff der Rechtfertigung aus Gnaden ganz fehlt, die Wiedergeburt aber nicht als Anfang des neuen Lebens aus Gott an ihrem Platz zwischen Rechtfertigung und Heiligung, welche das Wachsthum des neuen Menschen ist, gesetzt wird, da die Erneuerung nicht als die neue reine Herstellung der durch Sünde befleckten und geschwächten ursprünglichen Kräfte, Gaben und Glieder bezeichnet wird, so erscheint der so bestimmte biblische Sprachgebrauch als ein bloß willkührlicher, zweckloser Wortreichthum, mithin als Geistlosigkeit. Ach, daß doch die Theologen endlich aufhören möchten, an die Stelle klarer und bestimmter biblischer Begriffe, die auf Thatsachen der christlichen Erfahrung so belehrend hinweisen, dunkle und unbestimmte Erklärungen zu setzen. Während die Philosophen in der selbsterfundenen Terminologie ihrer Systeme so sorgfältig sind, die Begriffe genau zu unterscheiden und richtig zu verbinden, gehen wir mit Gottes Wort und Lehre in den wichtigsten Dingen, die den Weg des Heils betreffen, so sorglos um.

Weil der neue Badensche Catechismus Rechtfertigung, Wiedergeburt, Heiligung und Erneuerung nicht unterscheidet, so leitet er auch die Gewißheit unseres Antheils an der Erlösung durch Christum aus der Heiligung ab, ein schlechter Trost für den Zöllner, der von ferne steht und an seine Brust schlägt und spricht: Gott sey mir Sünder gnädig! Trostlosigkeit für den sterbenden Schächer, der sich im Bewußtseyn seiner Unwürdigkeit dem Erbarmen und der Fürsprache des Sohnes Gottes empfiehlt! Aber es ist bemerkenswerth, wie der Catechismus selbst seiner unrichtigen Begriffsbestimmung untreu wird. Die Frage 71. lautet so: „Welche tröstliche Gewißheit gewinnt der Christ durch seine Heiligung?" Die Antwort entspricht schon der Frage nicht mehr völlig, indem sie nur aussagt, was der Christ in seinem Innern erlangt hat, ohne zu bejahen, daß er es durch die Heiligung gewinnt: „Er hat in seinem Innern die tröstliche Gewißheit erlangt, daß er durch Gottes Gnade Theil habe an der Erlösung durch Jesum Christum; daß er gerechtfertigt und ein Kind Gottes sey." Die untergesetzten Sprüche aber (Röm. 8, 33. 34. Röm. 5, 1. Röm. 3, 24. Ephes. 2, 8. 9.) widersprе-

chen gradezu dem, was in der Frage vorausgesetzt war, daß der Christ durch seine Heiligung die Gewißheit der Rechtfertigung und der Kindschaft erlange. Wir sind weit davon entfernt, in dieser Inconsequenz eine List oder böse Absicht zu sehen, vielmehr bestätigt sie unsere Ueberzeugung von dem Gegentheil; aber bedauern müssen wir es, daß der neue Catechismus durchaus die Bibelsprache grade in sehr wichtigen Punkten nicht erläutert, sondern verdunkelt, und so keineswegs geeignet ist, in die heilige Schrift einzuführen.

3. Wie verhält sich der neue Catechismus zu den uralten gemeinsamen Hauptstücken der christlichen Lehre? Die Hauptstücke der christlichen Lehre, die heiligen zehn Gebote, das apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn, welche das gemeinsame Band aller christlichen Kirchen in der öffentlichen Kirchenlehre darstellen, fehlen in dem neuen Catechismus nicht, aber sie werden nicht weiter benutzt oder erklärt. Wollte man hart seyn, so könnte man mit einem Scheine des Rechts sagen, sie ständen hier nur wie eine wissenswürdige kirchliche Antiquität. Es ist gewiß nicht so gemeint; denn billiger Weise müssen wir annehmen, daß die genaue und ausführliche Erklärung dieser Hauptstücke als auf einer früheren Unterrichtsstufe bereits vollendet bei diesem Catechismus vorausgesetzt wird. Aber auch bei einer solchen Annahme ist es zu tadeln, daß so gar nichts gethan ist, um anzudeuten, was der Lehrer und der Schüler hier mit diesen wichtigen und ehrwürdigen Lehrtypen anzufangen hat.

4. Wie verhält sich der neue Catechismus zu den unbiblischen und unkirchlichen Ausdrücken unserer Zeit? Wir möchten antworten: Nicht vorsichtig genug! Er beginnt gleich mit der Frage: „Was lehrt der christliche Religionsunterricht?" Abgesehen davon, daß diese Frage die einfacheren und weit mehr Theilnahme erregenden Fragen: Was ist und was gibt die Religion? nicht ersetzen kann und daß diese Fragen nothwendig vor jener stehen mußten, jene aber dadurch auch ganz überflüssig gemacht wurde und der weiteren Auslegung des Catecheten vorbehalten bleiben durfte, so ist das Wort Religion gewiß, wie oben bemerkt, in einem Catechismus zu vermeiden. So ist auch das Wort Gefühl nicht mit der Vorsicht gebraucht, die dessen Vieldeutigkeit erfordert. Ganz unpassend erscheint es in Fr. 29., wo die Vorzüge aufgezählt werden sollen, die der Mensch in Ansehung der Seele hat, und es heißt: „Die menschliche Seele ist ausgerüstet mit Verstand, Vernunft, Gewissen und mit noch anderen edeln Gefühlen; sie hat Freiheit des Willens und ist unsterblich. Auch besitzt der Mensch das Vermögen, seine Gedanken und Empfindungen durch die Sprache ausdrücken zu können." Sind denn Verstand, Vernunft und Gewissen Gefühle? Welches sind denn die edeln Gefühle im Menschen? Und wie soll man sie von dem Unreinen, was von Natur ihnen beigemischt zu seyn pflegt, unterscheiden und reinigen? Worauf beruht die Ordnung, die hier beobachtet ist? Ist es ein Aufsteigen vom Niederen zum Höheren und sind die edeln Gefühle das Höchste? Ueberhaupt ist in diesem Paragraphen ein Mangel an Ordnung und Zusammenhang, über den man sich verwundern muß. Und warum fehlen die edeln Gaben der Phantasie und des Gedächtnisses ganz? Hätten die Worte Vernunft, Gewissen und Freiheit des Willens nicht grade in unserer Zeit einer genauen Erklärung bedurft, da diese Begriffe so verschieden, und oft so willkührlich und schriftwidrig, besonders so ohne alle Rücksicht auf die durch die Sünde hervorgebrachte Entstellung der ursprünglichen Gabe gebraucht und gedeutet worden. Spener drückt sich, wo er von den Ueberbleibseln des göttlichen Ebenbildes spricht, bei Fr. 528. so aus: „Aber doch ist noch übrig geblieben ein geringes Licht der Erkenntniß Gottes und des Guten,*) sodann das Gewissen und in demselben einiger, obwohl schwacher **) Trieb zum Guten, dadurch Gott auch in den Herzen der Unwiedergeborenen sich bezeuget." Es ist sehr demüthigend für unser wissenschaftliches Zeitalter, daß selbst in der Psychologie ein Spener im Jahre 1677 viel besser und gründlicher zu Hause war, als unsere Gottesgelehrten mit allen den philosophischen Vorarbeiten, die ihnen zu Gebote stehen.

Der Badensche neue Catechismus führt in Beziehung auf das Gewissen die Stelle Röm. 2, 14. 15. an, ohne zu erklären, welches des Gesetzes Werk sey, das die Heiden von Natur thun und das durch das Zeugniß des Gewissens sich als in ihr Herz geschrieben bewährt. Aber mit Wahrscheinlichkeit dürfen wir annehmen, daß die von Vielen gebilligte Meinung auch hier zum Grunde liegt, als ob Paulus mit dem Werke des Gesetzes, das der Heide thut und in seinem Herzen trägt, dasselbe verstanden hätte, was vorher im 13ten Vers genannt wird, das Gesetz thun, d. h. den Willen Gottes vollbringen, gerecht seyn. Aber diese Erklärung ist doch offenbar nicht allein der Analogie des Paulinischen Lehrbegriffs und der heiligen Schrift überhaupt, sondern insbesondere auch dem Sprachgebrauche Pauli zuwider; denn Paulus erklärt ja in mehreren Stellen, daß er unter des Gesetzes Werk das verstehe, was das Gesetz in dem gefallenen Menschen in der That wirket und vollzieht, nämlich die Erkenntniß der Sünde, nicht aber das, was es nicht vollbringt, die Gerechtigkeit des ganzen Sinnes und Wandels. Vgl. Röm. 3, 20. 7, 7. Galat. 2, 16. 3, 10.

5. Wie verhält sich der neue Catechismus zu dem gesammten christlichen Volksunterrichte? Keine Vorrede spricht sich darüber aus und aus dem Werke selbst geht nicht hervor, daß dem Abfassenden das Bild eines völlig organisirten oder zu organisirenden Volksunterrichts dabei vorgeschwebt habe. Kenntniß der biblischen Bücher wird nach Fr. 7. 8. 9., wo dieselben nur ganz kurz aufgezählt sind, ohne Zweifel vorausgesetzt; eben so, wie wir oben bemerkten, die genauere Auslegung der heiligen zehn Gebote, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und des Gebetes des Herrn. Aber auf die Anleitung zum Verständniß und zur Benutzung des kirchlichen Gottesdienstes finden wir gar nicht Bedacht genommen, und die zuletzt S. 91—108. beigefügte „Kurze Geschichte der christlichen Religion" ist bei einer geschickten und faßlichen Zusammenstellung der Hauptmomente doch so auf der Oberfläche und dem Aeußerlichen schwebend, daß man darin weder die Keime eines vorhergegangenen Unterrichts, noch auch den Leitfaden zu einer späteren gründlichen Belehrung sehn kann; es scheint vielmehr nur eine allgemeine Notiz für solche zu seyn, die von einer weiteren und genaueren Bekanntschaft mit der Geschichte der christlichen Kirche durch ihre Verhältnisse ausgeschlossen sind.

Der Vorwurf der Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit in der Geschichtserzählung beruht darauf, daß allgemeine nichtssagende oder mißverständliche Ausdrücke gebraucht werden, wo gründlicher geredet werden konnte und sollte. Mißverständlich ist es, wenn S. 92. von unserem Herrn gesagt wird: „Der göttliche Plan,

*) Das ist die Vernunft nebst den edeln Gefühlen.
**) Röm. 7, 14—24.

den er zum Heil des ganzen Menschengeschlechts entworfen hatte, und die Grundsätze des Glaubens und der Tugend, die er lehrte" — vgl. Heubner's Anhang VI. zur fünften Auflage von Reinhard's Plan Jesu S. 491 — 493. (Heubner nimmt den Ausdruck Plan Jesu gegen Kleuker, Sailer u. A. in Schutz, aber doch nur in Beziehung auf eine vorausgesetzte richtige Auslegung und mit Rücksicht auf die apologetische Richtung der Reinhard'schen Schrift. Vgl. ebendas. Anh. I. S. 387 — 393.) Nichtssagend müssen wir es nennen, wenn von Muhamed gesagt wird, „er sey auf den Gedanken gekommen, eine neue Religion zu stiften und in ihr die Heiden, Juden und Christen zu vereinigen." So wenig Jesu Vollendung des Werkes, das ihm der Vater aufgetragen hatte, ein von ihm entworfener Plan, eben so wenig kann Muhamed's unreines, aber großes Eigenwerk ein zufälliger Gedanke genannt werden. Eine ähnliche Ungenauigkeit oder Unbestimmtheit findet sich in anderen historischen Angaben, ohne daß die genauer bestimmte Wahrheit eben viel mehr Worte bedurft hätte. So wird der Ablaß der Katholischen Kirche schlechthin genannt „Lossprechung von Sünden um Geld," wodurch man veranlaßt wird zu meinen, entweder die Katholische Kirche habe den Ablaß aufgegeben, *) weil sie ihn nicht mehr um Geld verkauft und nur für Lossprechung von Sündenstrafen ausgibt, oder sie verkaufe ihn auch jetzt um Geld, weil es ja doch notorisch ist, daß sie das Aergerniß des Ablasses noch begünstigt und erhält. Beides ist falsch; denn die Erklärung des Wortes Ablaß ist falsch. Bei Gelegenheit des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530 wird beigebracht, daß man damals die Anhänger Luther's seit kurzer Zeit Protestanten genannt habe, weil sie gegen die Zumuthungen ihrer Gegner protestirten. Niemand erkennt in dieser Darstellung das wirkliche historische Factum wieder, daß die Evangelischen Reichsstände gegen den die Gewissensfreiheit beschränkenden Reichstagsabschied zu Speier im April 1529 eine förmliche Protestation einreichten. Von Calvin wird gesagt: „Auch er hielt Brod und Wein für bloße Zeichen im heiligen Abendmahl." Dies wird zwar in der Folge näher bestimmt, doch so, daß ein charakteristischer Bestandtheil von Calvin's Lehre unbeachtet bleibt, nämlich daß die Vereinigung mit Christo im heiligen Abendmahl nicht von der Thätigkeit des Menschen, sondern von der Wirkung Gottes und seines Geistes abgeleitet wird. „Denn wenn man sagte, daß Gott ein leeres (inane) Zeichen gäbe (schreibt Calvin Instit. lib. IV. c. 17. §. 10.), so machte man Gott zum Betrüger." **)

*) In diesem Irrthum ist der Verf. dieses Catechismus selbst. Denn er sagt S. 107.: „Namentlich ist der Ablaß, der die Hauptveranlassung zur Reformation war, auch in der Katholischen Kirche nicht mehr vorhanden."

**) Nisi enim quis fallacem vocare Deum volet, *inane* ab ipso *symbolum* proponi nunquam dicere audeat. Itaque si per fractionem panis Dominus corporis sui participationem vere repraesentat, minime dubium esse debet, quin *vere praestet* atque exhibeat.

Von der Union der beiden Evangelischen Kirchen wird gesagt: „Als im Jahre 1817 das dritte hundertjährige Fest der Reformation gefeiert wurde, so vereinigten sich die Lutheraner und Reformirten im Herzogthum Nassau. Das Nämliche geschah im Königreich Preußen und in Rheinbaiern." Im Königreich Preußen wurde es begonnen und eingeleitet, blieb aber dann wieder liegen bis zum Jahre 1830, wo es wieder aufgenommen wurde und seiner Vollendung näher kam. Die Erzählung schließt mit den Worten: „Es wird sich auch in der Zukunft bestätigen, was der Göttliche sprach: daß die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen können; und wir glauben an seine Verheißung: daß endlich Ein Hirt und Eine Heerde seyn werde." Dazu sagen wir Amen! es wird sich Alles bestätigen, was der eingeborene Sohn Gottes gesagt hat, und jeglicher Rath und jegliches Werk, das aus Gott ist, wird bestehen; jegliches Werk aber, das nur aus der Menschen Rath hervorgegangen, wird untergehen.

6. Ueber die äußere Form des neuen Catechismus haben wir uns im Allgemeinen schon beifällig erklärt. Nur wäre zu wünschen, daß die Fragen und Antworten mehr Momente zur genaueren Entwickelung der Lehre darböten, die Bibelsprüche aber in engerem Zusammenhange mit dem Inhalt der Paragraphen und in mehr fortschreitender Ordnung unter einander ständen. Der Hauptfehler aber bei diesem Catechismus liegt im Kern, im Mangel einer recht klaren und reinen Einsicht in die Grundlehren des Wortes Gottes und deshalb dürfte dieses Werk wohl noch nicht geeignet seyn, an die Stelle des Lutherischen und des Heidelberger Catechismus zu treten. Er gehört vielmehr zu den mannichfaltigen Versuchen unserer Zeit, der eigentlichen Aufgabe eines Landes-Catechismus auf die Spur zu kommen, und wird gewiß dazu auch das Seinige theils beigetragen haben, theils noch beitragen. Im Ganzen leuchtet die Absicht ein, Frieden zu stiften, zu vereinigen und zu erbauen, der Streitsucht alle Nahrung zu benehmen und überall nur das Gemeinsame aufzusuchen. Wenn wir nun auch bekennen müssen, daß dieses auf Kosten der Wahrheit und ohne rechte Einsicht in das Eine, was Noth ist, geschehen seyn mag, so können wir doch andererseits uns nicht versagen, diesen friedlichen wohlwollenden Sinn als ein wesentliches Erforderniß eines christlich-catechetischen Lehrbuchs anzuerkennen und zu empfehlen.

Als dem Referenten die Anzeige dieses neuen Landes-Catechismus übertragen wurde, ging er eine Reihe von früher erschienenen Catechismen durch, um sich auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung zu stellen. Keiner erschien ihm da als Interims-Catechismus für unsere Zeit so werthvoll als „Dr. Martin Luther's Catechismus mit biblischen Erklärungen. 2te Auflage. Berlin bei Trowitzsch und Sohn. 1825." Reine Schriftlehre, klare Ausführung, große Präcision, passende Zugaben zeichnen dieses kleine anspruchslose Büchlein aus, dessen Verfasser sich nicht genannt hat. Wer er auch sey, er verdient Dank und Anerkennung in reichem Maaße.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 29. Januar. № 9.

Mittheilungen aus dem Reiche.

42) „Betet ohne Unterlaß“ — „Wer beten kann ist selig dran.“

Ein ehemaliger Vorsteher der Eisenstuckischen Handlung in Annaberg, der nun längst selig verstorbene Kaufmann Hähnel, ließ in seinen letzten Stunden alle seine Kinder noch einmal an sein Sterbebette kommen. Er erzählte ihnen, daß er einst, in seinen jüngeren Jahren auf einer Handlungsreise, die Augenblicke des Verweilens seines Fuhrwerkes benutzt habe und in eine Kirche getreten sey, in welcher eben Gottesdienst gehalten worden. Da hätte der Prediger über die Seligkeit und den Segen des Gebetes gesprochen und mehrmalen die Worte wiederholt: „Ein Tag ohne Gebet ist ein Tag ohne Segen.“ Diese Worte wären ihm seitdem nie wieder aus dem Sinn und Herzen gekommen. Er habe es mitten in den Mühen und Sorgen seines ganzen späteren Lebens erfahren, daß allein aus dem Gebet die rechte innere Ruhe und Freudigkeit, Muth und Kraft, daß allein aus dem Gebete Segen und Gedeihen auf unsere Worte und Werke komme. Das Gebet gebe aber nicht allein die rechte Kraft und Muth im Leben, sondern auch im Sterben. Denn der Gott, zu welchem sein Geist nun gehe, sey ihm durch das Gebet schon längst ein lieber, nahe bekannter Freund geworden, dessen Angesicht er täglich in der Schwachheit des Fleisches gesucht habe und nun freue er sich, mitten in des Todes Schmerzen, mit großer Freude, daß er dieses liebe, oft gesuchte Angesicht endlich im Geiste finden und schauen solle. Darum wisse er auch jetzt, bei'm letzten Abschied, den lieben Seinigen nichts Besseres und Lieberes zu hinterlassen, als die Ermahnung zum Gebet, denn mit und in dem Gebet würden sie Alles haben, was der Mensch in Zeit und Ewigkeit sich Gutes wünschen könne. — „Mein Herr und mein Gott, du hast mich zuerst geliebt und ich habe dich auch, in allen meinen Schwachheiten und Sünden, geliebt. Laß mich noch einmal, ehe denn ich von hinnen scheide, von allen den Meinigen und in ihrem Namen die Worte sagen: ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Laß du es noch zuletzt mein Gebet seyn, daß der süße Name Jesus und seine Gotteskraft niemals aus dem Herzen und von den Lippen meiner Kinder und Kindeskinder weichen möge. Gib du in diesem Hause aufgehobene Hände und Herzen im Gebet zu dir, täglich und stündlich, und einen Mund dein Lob zu verkünden. Dann wirst du der Meinigen Gott seyn und sie werden dein Volk seyn.“

So zeigte sich es auch in diesem, eben erwähnten Falle, daß die Worte der Predigt, wenn sie aus dem rechten, guten Grund des Christenlebens hervorkommen und auf diesen hingerichtet sind, niemals ohne Frucht bleiben. Der fromme Prediger, welcher dem fremden, vorrüberreisenden Jüngling die Ermahnung zum Gebet gab, hatte es gewiß selber in seinem Herzen erfahren, daß das Gebet im Namen Jesu des Christenlebens Anfang, Mittel und Ende sey und eben darum, weil er es selber an seinem Herzen erfahren, ging sein Wort so tief, so kräftig in das Herz des fremden Jünglings ein, und blieb diesem sein ganzes Leben hindurch seines Fußes Leuchte und sein Trost im Tode.

Der alte, selige Schöner in Nürnberg wußte es auch und hatte es an sich selber erfahren, daß das Gebet in Christo des Christenlebens Anfang, Mittel und Ende sey. Darum ermahnte er auch immer so dringend und so oft in seinen Gesprächen wie in seinen Predigten, zum Gebet. Die Worte, welche oben als Ueberschrift gebraucht worden: „Betet ohne Unterlaß“ — „Wer beten kann ist selig dran“ schrieb er, nicht lange vor seinem Tode, mit seiner zitternden Hand in das Stammbuch einer Freundin, welche damals eben im Begriff stand Nürnberg zu verlassen und einen sehr sauren Weg ihres Lebens anzutreten. Der Greis hatte mit jenen Worten das Bild seines eigenen, inneren Wesens in das Stammbuch der Freundin verzeichnet, denn der Schreiber dieser Mittheilungen hat, seinem Urtheil nach, kaum einen anderen Menschen kennen gelernt, welcher das Beten ohne Unterlaß so vermochte und übte als der selige Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beständiges Gebet gibt, so durch und durch anmerken können als ihm. Diese Ruhe und Seligkeit ergriff auch andere Seelen, wenn sie beunruhigt und gebeugt von allerhand Schmerz und Noth zu dem Greise kamen, wie dies der Schreiber dieser Mittheilungen aus eigener Erfahrung bezeugen kann.

Die Gespräche des alten Schöner mit vertrauten Freunden wurden fast immer zum Gebet, denn er redete nicht mit dem leiblich sichtbaren und gegenwärtigen Freunde allein, sondern hiebei auch zugleich mit dem unsichtbar gegenwärtigen Freund seiner Seele, der seines Herzens Trost war und sein Theil. Eine

seiner Lieblingsunterhaltungen war das Erzählen von Gebetserhörungen, die er an sich und von Anderen erfahren. Möchte ich doch in demselben Geist und Sinne, der in Schöner war, einige dieser seligen Erfahrungen erzählen können. Was ich diesmal gebe, das sind einige Züge aus dem Leben eines noch jetzt lebenden Mannes, der ein Freund des sel. Schöner war und der auch oft zum alten Burger kam. Ich lasse den Mann hier ganz mit seinen eigenen Worten reden.

„Gott hatte mir fromme Eltern gegeben, welche Christum von Herzen lieb hatten und welche oft fleißig zu ihm beteten. Auch in der Schule, zu welcher ich treulich angehalten wurde, war damals noch das Gebet und das tägliche Lesen von Gottes Wort in Uebung, und ich erinnere mich wohl daß jenes alte Lied: „„Fang dein Werk mit Jesu an, Jesus hats in Händen,““ obwohl es durch den täglichen Gebrauch viel von seiner Kraft verloren, manchmal mich innerlich bewegte, so wie auch das Singen der anderen schönen Lieder, mit welchem jedesmal, bei'm Eintritt des Lehrers, die Schule begonnen und am Abend geschlossen wurde. Dennoch, so viel ich über mich selber urtheilen kann, betete ich die Gebetlein, die ich am Morgen und am Abend im elterlichen Hause so wie in der Schule zu beten gelehrt war, ganz mechanisch und ohne eigentliche Andacht nach, ich sang in den wöchentlichen Betstunden so wie an Sonntagen, wo ich am Vormittag so wie am Nachmittag den Gottesdienst besuchen mußte, nur mit, weil ich Freude am Singen hatte, ohne auf den Sinn der Lieder zu merken und während der Predigt unseres sehr christlichen und ernsten Pfarrers schweiften meine Augen wie meine Gedanken an dem Gebäu der Orgel oder an den Bildern am Altar umher, ohne meist nur im Mindesten auf das zu merken, was der Prediger sagte. Dennoch erinnere ich mich schon aus dieser Zeit, daß das Singen solcher Lieder, wie die von Luther sind, und daß auch das Anhören solcher Predigten, welche von der Geburt und den Leiden, so wie von der Himmelfahrt unseres Herrn und von der Ausgießung seines Geistes recht einfältig handelten, in mir ein mehreres Aufmerken weckten, und daß die Begleitung der Leichen, zu welcher damals die Schulkinder in meiner Vaterstadt öfters angehalten wurden, bei dem Singen schöner, christlicher Gesänge und dem Anhören der Worte, welche unser Pfarrer sprach, mein unachtsames, leichtsinniges Herz rührten. Aber bei diesem allen gerieth ich, weil ich einen Bund geschlossen mit dem närrischen Lachen, und, bei meiner von Natur munteren Gemüthsart, Freude fand an dem kindisch thörichten Thun, in den Umgang grade der leichtsinnigen und wilden Knaben unserer Schule, welche, ohne deshalb die boshaftesten oder innerlich verdorbensten zu seyn, dennoch am öftersten von dem Lehrer gezüchtigt wurden, weil sie ihre Streiche, Muthwillens halber, ohne allen Hehl verübten und damit am meisten in die Augen fielen. Da fügte es Gott, daß mein lieber, frommer und sehr strenger Vater, einige jener Streiche, bei denen ich mich von anderen Knaben zum Vormann brauchen lassen, erfuhr, und zwar, wie ich fast urtheilen möchte, in einem noch übertreibenden Berichte, und daß er deshalb beschloß, mich aus dieser Stadtschule hinwegzunehmen und mich einem nahen Verwandten, damals Rector in L., in unmittelbare Aufsicht und Schulunterricht zu geben. Dieses geschahe im neunten Jahre meines Alters. Obwohl nun L. nur etliche Stündlein von meiner Vaterstadt entfernt liegt und ich sehr oft zu meinen lieben Eltern kam, verzehrte mich doch ein beständiges Heimweh. Denn ich hing so mit ganzem Herzen an meinen Eltern, besonders aber an meiner liebevollen Mutter, daß mir es war, als könnte ich ohne die nicht leben. So oft ich auch nur einige Augenblicke

in L. allein war, brach ich vor Sehnsucht in lautes Weinen aus; ich konnte des Abends, wenn ich in mein einsames Bett kam, nicht einschlafen vor Jammer und auch am Morgen erwachte ich oft mit Thränen. Aber eben diese Zeit der Thränen meiner Kindheit betrachte ich, mit innigem Dank gegen meinen Herrn, als die Zeit der ersten Aussaat der Bezeugungen der Gnade und der Kraft meines Gottes, als den ersten Besuch des Aufgangs aus der Höhe. Denn damals habe ich zuerst aus dem Herzen beten lernen; habe, dies bekennt meine Seele noch jetzt mit Dank und Freude, zuerst meinen Herrn Jesum mit inniger Liebe zu rufen vermocht. Wie ist mir doch da jedes Wort der Ermahnung meiner lieben Eltern erst recht theuer und werth geworden; mit wie ganz anderem Sinn habe ich da auch zuweilen die Gebetlein gebetet, die ich von ihnen gelernt. Aber sehr oft gab mir die Bewegung meines Herzens, und, ich darf wohl sagen, der Geist meines Erbarmers, welcher die Herzen früh zu sich ziehet, ganz neue, niemals gebrauchte Worte ein, über denen ich die auswendig gelernten vergaß: meine Seele seufzte zu ihm auf und bat ihn, ich wußte selbst noch nicht recht, um was? — „„Nun, mein Gott! habe noch einmal Dank für deine treue Führung und für alle jene heilsamen Thränen, die du mir geschenkt hast. Damals hast du mir schon die Stätte gezeigt und mich selber dahin geleitet, wo ein betrübtes und sorgsames Gemüth den rechten Trost und Frieden finden kann, und ich bin dann diesen Weg öfters gegangen. Ehe ich noch verstanden, was der Geist des Sehnens nach dem lebendigen Gott in mir seufzte und betete, hast du das Seufzen erhört und zu meiner Seele gesagt: Du sollst leben.““

Man kann wohl sagen, daß unser Gebet eine Saat sey, welche oftmals recht spät und langsam aufgehet und erst nach und nach aus einem Senfkörnlein zu einem Baume wird, in dessen Schatten die Vögel unter dem Himmel wohnen. Der Säemann läßt das Körnlein mit und unter der anderen Saat in den Boden fallen und vergisset bald hernach was er gethan, das Saamenkorn aber keimt im Verborgenen und wächst zu seiner Zeit groß. Mir erging es in der erwähnten Zeit meiner Kindheit auch wie dem Säemann, ich vergaß das was in den einzelnen, einsamen Augenblicken des Gebetes gesäet worden, alsbald wieder, wenn ich unter meinen Gespielen war, und da ich vollends, nach kaum zwei Jahren, wieder in das Haus meiner Eltern kam, war auch der alte Muthwillen und Leichtsinn wieder da. Dennoch, wenn ich öfters, nach einem ganz besonderen Hange, einsam in Wäldern und Feldern herumschweifte, und, ich weiß selber nicht nach was alles für Gegenständen meiner kindischen Neigungen suchte, da nahte sich der zu meinem Herzen, der mich gelehrt hatte, im Gebet mich zu ihm zu nahen.

Als unser frommer Pfarrer mich und andere Kinder meines Alters auf den erstmaligen Genuß des Abendmahls vorbereitete, hatte ich mich, denn ich war wie ein schwaches, elendes Rohr, das jeder Windhauch bewegte, durch andere Knaben gar oft zur Unachtsamkeit und allerhand leichtsinnigem Bezeugen verführen lassen. Als aber der treumeinende Seelsorger in der letzten Stunde seines Unterrichts mit uns Kindern allen auf seine Knie fiel und ein Gebet aus dem Herzen sprach, in welchem er unter Anderem auch den Inhalt des funfzehnten und siebenzehnten Capitels des Evangeliums Johannis recht lebendig auf unsere Seelen anwendete und uns ermahnte, unter allen Verführungen und Leiden der Welt treu und fest an unserem Weinstock zu bleiben, da drangen mir die Worte seines Gebetes, mitten unter meinem leichtsinnigen Bezeugen, tief in's Herz und gingen mir nah, ja ich kann sagen, daß sie mir noch jetzt, nach fast 36 seitdem ver-

flossenen Jahren, nachgehen und an meiner Seele fortwirken. Ich begab mich, bald nach jener Stunde, in die Einsamkeit, in meines Vaters Garten, wo ich auf meinen Knieen, und, so viel ich urtheilen kann, mit Ernst, Gott um Vergebung für meine Sünden bat und ihn anflehte; daß er mich doch ja sein heiliges Abendmahl nicht unwürdig möge genießen lassen. Ein Jahr hernach, in welchem ich noch, zu meinem großen Segen, den Unterricht und die liebevolle Leitung eines sehr frommen Lehrers genossen, kam ich in die Fremde. Ach ja, in eine rechte Fremde, in welcher ich nicht nur von meinen treuen lieben Eltern und Freunden, sondern auch von meinem Herrn Jesus weit entfernt wurde. Schon in meinem zwölften Jahre waren mir, aller sorgfältigen Aufsicht der Meinen ungeachtet, einige Schriften von Religionsspöttern und Feinden der Offenbarung Gottes in Christo in die Hände gefallen und ihr Lesen hätte schon damals einige Funken in mein Herz geworfen, welche lange fortwirkten. In der Fremde aber, wohin ich später kam, wurde ich gar bald mit allen Zweifeln an der Wahrheit des Evangeliums und an der Göttlichkeit der Offenbarung; ich wurde mit allen Zweifeln und Widerstrebungen des hochmüthigen Verstandes gegen das, was allein heilig und gewiß ist, bekannt gemacht. Und was dieses Gift meinem unbewahrten Herzen um so gefährlicher machte, war der Umstand, daß es mir aus dem Munde der Männer dargereicht wurde, welche ich angewiesen war zu ehren und ihren Worten zu gehorchen, und die ich auch wirklich liebte und ehrte, von meinen Lehrern selber. Doch warum sollte ich hier alle die Irren eines Herzens beschreiben, das an seinem Glauben Schiffbruch gelitten, das ohne Gott und Christus lebte. Ist doch die Art und Gestalt dieses Irrens, als eine Art, die sich gegen alle göttliche Zucht und menschliche Ordnung empört, in unseren Tagen, nur zu sehr aus Erfahrung bekannt. Ich versäumte von hier an lange das Gebet; es war mir durch meine Vernunft verleidet. Ich kannte keinen Gott mehr, zu welchem sich der Mensch wie zu seinem Freunde zu nahen vermag, weil Gott zu ihm sich nahet; für mich war der, den die Englein sangen, nicht geboren, für mich war Christus nicht gestorben, für mich war „der aus dem Scheintod Erwachte" nur am Berge aus den Augen der Jünger entschwunden, nicht gen Himmel aufgefahren, da er sitzet zur Rechten Gottes, für mich war er kein Richter der Lebendigen und der Todten, denn der Gott, den ich kannte, ein allmächtig schaffendes und weislich ordnendes Princip der Natur, war kein richtender Gott, vor ihm, so wähnte ich, sey das, was wir an den Menschen gut oder böse nennen, gleich wie das zufällige Krumm- oder Gradewachsen der Bäume unserer Gärten oder Wälder. Dennoch hat er, von welchem ich so weit hinweggewichen, er, der schon frühe zu meiner Seele gesagt: „„Ja du sollst leben"" seine Treue und seinen Bund mit mir nicht gelassen, er hat mich mit starker Hand errettet aus mächtigen Verführungen, hat mich behütet vor vielfältigen Lastern der Jugend. Sein Erbarmen war es auch, das mich bald, im Anfange meiner männlichen Jahre, einen Weg der Sorgen und der inneren wie der äußeren Noth führte. Und siehe, obgleich der Gott Abraham's, Isaak's und Jacob's, obgleich er, meiner Väter Trost, im Leben und im Sterben, meinen Augen fremd, meinem Herzen unbekannt geworden, erging mir's dennoch wie dem Vogel, der, wenn er einmal in seiner Jugend fliegen gelernt, seitdem aber lange, im engen Käficht es nicht mehr geübt, wenn das Gitter des Gebäuers hinweggethan wird, dem alten, vormals gewohnten Drange zum Ausfluge wieder folgt und sich hoch in die Luft zu heben versucht. So oft die Noth und Angst das Fanggarn der Eitelkeit, das mich umsponnen hielt, ein wenig lüfteten, erhub sich mein Geist jenes Weges, den ihn ein Drang der Noth schon in der frühen Kindheit gelehrt; ich vergaß die künstlichen Hymnen an die Gottheit, die ich als Jüngling, meist um ihrer schönen Tonweisen halber gelernt, vergaß alle vornehmen Einwendungen der Weisheit des Tages gegen die Kraft des Gebetes und betete einfältiglich, aus Grund meines Herzens, zu dem ewig treuen, nahen Gott: Herr erbarme dich meiner, hilf du mir, hilf mir jetzt, hilf mir heute. Ich könnte den Freunden tagelang erzählen von den Erfahrungen, die ich auf diesen Wegen gemacht. Gebet hat mich erfahren lassen, daß, so gewiß mein Leib, wenn er sich aus dem Schatten und Dunkel heraus in die Strahlen der helle scheinenden Frühlingssonne stellet, diese wärmenden Strahlen empfindet, so gewiß ein Gott sey, der sich dem Geist des Menschen, wenn dieser sein Angesicht von Herzen suchet, nahet, wie sich ein Freund seinem Freunde nahet, — hat mich erfahren lassen, mit felsenfester Gewißheit, daß wir einen Herrn haben, der da hilft und der vom Tode errettet. Wenn die Noth von allen Seiten drängte und ich machte mich auf im Gebet und ging hinaus aus dem Hause meiner Angst, da begegnete mir alsbald vor meiner Thür die Hülfe, eine Hülfe, die vom Herrn kömmt; die Stunde des ernstlichen Gebetes war stets auch die Stunde der Errettung. Was den jungen Raben widerfährt, wenn sie auffliegen zur Morgenröthe und zu Gott um ihr Futter schreien, das ist mir oft widerfahren; mit Gebet habe ich einst in der Zeit meiner Fremdlingsschaft seine Hand erfaßt und er hat mich ergriffen und in eine Heimath geführt zu diesen Seelen, welche ihn von Herzen fürchten und lieben und seinen Namen preisen; ein Gebet der ernstesten und gesegnetsten Stunden meines Lebens hat mich zur rechten Erkenntniß meiner selbst und meiner innern Noth und hiemit zugleich zur rechten Erkenntniß meines Heilandes und Arztes geführt, zur Erkenntniß meines Gottes, der mir von jener Zeit an wieder war: Christus mein Heiland und Erlöser, ewig Vater, Friedefürst; er hat mich an seiner Hand geleitet wie ein Mann seinen Sohn leitet. Hätte ich nur diese treue Hand, hätte ich nur das ernstliche Gebet nicht selber oft verlassen. Aber siehe, auch ich mußte erfahren von mir, was dort Israel, als er fett und stark ward und nun, in seinem Wohlergehen, den Felsen verließ, der ihn gezeugt hatte. Ich bin selbst noch in den späteren Jahren meines Christenlaufes gar oft, zur Rechten und zur Linken von seiner Bahn gewichen, habe gestrauchelt und bin in schwere Versuchungen zur Sünde gerathen. Dies sind die größten Leiden welche der Christ kennt, dies sind die bittersten und heißesten Thränen, welche ich geweint habe, wenn ich mich so nahe der Gefahr eines geistigen Elendes, ja des geistigen Todes sahe. Aber ich kannte einen Helfer aus des Todes Stricken, ich ließ nicht ab, elend und unwerth wie ich mich auch fühlte, ich ließ nicht ab von ihm, bis daß er half. Und er stärkte die strauchelnden Kniee und richtete mich wieder auf. Siehe der Lahme stehet auf seinen Knöcheln fest, wandelt und rühmet in der Kraft seines Herrn. So hat meine Seele in aller Noth des äußeren wie des inneren Menschen unzählbar oft die Wahrheit jener Versicherung erfahren: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie sein vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet. — Bei diesem Trostspruche der heiligen Schrift fällt mir eine Erfahrung von Gebetserhörung ein, welche ich aus vielen anderen heute erzählen will. Ich war, vor nun mehreren Jahren, an einem fremden Ort in sehr drückende Verhältnisse gerathen, aus denen ich, nach menschlicher Ansicht, keine andere Erlösung sahe, als den Tod, denn jeder andere Ausweg aus dem ängstlichen La-

byrinth, in welchem ich mich befangen sahe, erschien meinem verzagten Herzen undenkbar. Ob das sehnlich heiße Verlangen, das ich damals bei Tag und Nacht hatte, aufgelöst und bei Christo zu seyn, aus einem guten Grund der Liebe zu meinem Herrn oder ob es nicht vielmehr aus einem sehr tadelnswerthen der Ungeduld gekommen, das will ich hier nicht näher untersuchen; dennoch, so sehr ich hiebei in der Schwachheit des Fleisches gefehlt, muß ich doch zugleich bekennen, daß mir damals das Wort meines Gottes sehr theuer gewesen und daß mir seitdem der Gedanke an jene Welt viel befreundeter und vertrauter geworden als vorher. Einstmals, in einer Herbstnacht, lag ich auch, wie damals sehr oft, schlaflos auf meinem Bette, vergrub mich und versenkte mich, nach der Unart des Menschenherzens, so tief in die Gedanken an alle meine wahre oder vermeintliche Noth, als ob da gar keine Aenderung möglich wäre, und dachte zugleich mit innigem Heimweh an die selige, künftige Ruhe, die auch für mich noch vorhanden seyn sollte; an die Stunde, da Gott abwischen wird alle Thränen von unseren Augen. Da fiel mir eben jener Spruch Jes. 49, 15. ein: „„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes. Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen."" Ich bewegte diesen Spruch lange und mit inniger Rührung in meinem Herzen. Mir fiel meine zärtlich liebende Mutter ein und wie mir diese von Kindheit an alle meine kleinen Sorgen und Noth, wo sie es nur gekonnt, so gern erleichtert, meine Bitten mir so gern gewährt hatte. Wüßte, so dachte ich, deine selige Mutter, wie dir's hier geht, wie würde sie an deiner Angst und deinem Leide so herzinnigen Antheil nehmen, wie würde sie dir, wenn sie's vermöchte, so gern heraushelfen. Aber, so dachte ich weiter, die Liebe meines Herrn zu mir armen Menschen ist ja noch inniger und treuer als alle Mutterliebe, er hört auch mit Erbarmen meine Seufzer, sieht meine Thränen, ich darf ihn getrost, wie ein Kind seine Mutter, um Hülfe, um Trost bitten. Da wurde mein Herz so weich und doch zugleich so zuversichtlich fest, als es nur wenige Male in meinem Leben gewesen. Ich betete so dringend und getrost zu meinem Herrn, wie ein Kind zu seiner lieben Mutter redet. Da wurde mir sehr freudig zu Muthe. Ich war in meinem Herzen überzeugt, es werde heute noch Hülfe kommen, heute noch sich ein unerwarteter Ausweg zeigen. Der übrige Theil der Nacht verging mir vollends unter einem Gebet, dessen Inhalt nicht mehr ein Schreien der Noth, sondern nur Lob und Dank war. Ich stund nun mit den Meinigen auf, betete mit ihnen und war sehr getrost. Ich meinte immer es müßte ein Brief kommen, der mir etwas Wichtiges zu sagen hätte. Endlich, da ich schon aus, an mein Geschäft gehen wollte, ohne Hoffnung, daß diesmal die Post etwas für mich bringen werde, kam auch ein Brief. An der Aufschrift erkannte ich, daß er von meinem lieben, fast siebenzig Meilen von mir entfernten T. N. war. Was sollte aber, so dachte ich, grade dieser liebe Freund, so gern er's wohl möchte, mir für Trost bringen, mir für einen Ausweg zeigen können? Ich las, und siehe grade dieser Brief zeigte mir nicht bloß einen unerwarteten Ausweg aus meinem Labyrinth, sondern drang auch, mit aller Beredsamkeit der wärmsten Bruderliebe in mich, diesen Weg einzuschlagen. Zwar die Aussicht, welche mir damals mein Freund eröffnete, mußte noch ein ganzes Jahr lang durch gar viele Ungewißheiten und Prüfungen gehen. Grade ein halbes Jahr nachher, an meinem Geburtstag, als ich eben in die Kirche zum Genuß des heiligen Abendmahls gehen wollte, kam der längstersehnte Brief an, der die Entscheidung bringen sollte. Um mich nicht zu zerstreuen, öffnete ich ihn erst nachdem sich mein Geist gestärkt hatte am Tische meines Herrn und an den Lobgesängen seines Hauses. Der Inhalt des Briefes war unerwartet genug — er benahm mir gradezu alle meine gehabten Hoffnungen. Aber die Kraft, welche ich an jenem Tage empfangen, ließ den Schmerz und die Sorgen nicht aufkommen, ich habe wohl nie in meinem Leben mit innigerer Andacht das Lied gesungen: „„„Wie wohl ist mir o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh'"" und dem Inhalt des Liedes gemäß gebetet. Aber ach, wie bald vergaß ich alle diese Tröstungen wieder, wie bald vergaß und verläugnete ich alle die Gottergebenheit, die ich an jenem Tage empfangen. „„Mein Gott, du allein weißt, durch welchen strafbaren Unglauben, durch welche Ungeduld, welches Murren gegen deinen heiligen Rath ich mich damals an dir vergangen habe. O möchte dieser Sünden vor dir einst als solcher gedacht werden, welche du mir um Jesu willen vergeben und erlassen hast."" Mein Unglaube nahm mir jetzt einige Zeit fast alle Kraft zum Gebet und lähmte mich innerlich so sehr, daß ich mich selber kaum mehr erkannte. Doch dauerte Gott Lob! dieser traurige Zustand nicht sehr lange. Es keimte neben dem bösen Unkraute der Ungeduld auch wieder die Glaubenszuversicht hervor, ich sang Lob- und Danklieder, als wäre die Hülfe schon da und doch war um mich und vor mir Alles so dunkel, daß ich keinen Schritt weit in die Zukunft sahe. Endlich, als ich gar nicht mehr daran dachte, öffnete sich mir von selber die Thür, welche sich mir, grade an meinem Geburtstag, auf immer verschlossen zu haben schien und ich wurde nun sogar von denselben Händen, welche mir vorhin die Thür zugeschlossen, recht dringend genöthigt, einzutreten. — Was war es nun damals, was das Gebet eines armen gepreßten Menschenherzens und die Erhörung, welche dennoch Erhörung und Hülfe war, wenn sie sich auch nicht sogleich, in ihrem ganzen Umfange als solche zeigte und bewährte, so in demselben Augenblick zusammenführte. War es der mächtige Baal Grundlos, genannt Zufall? Ich weiß gar wohl, daß der Brief meines Freundes T. N. nicht bloß schon unterwegs sondern sogar mit mir an einem Orte war, als ich so dringend, so innig um Rettung, um Hülfe bat, und zutraulich, wie ein Kind zu seiner Mutter, mein heute, ja noch heute, rief. Aber mein Mitchrist, ich kenne selbst in der äußeren Natur eine Gottesweisheit und Liebe, welche das Insect grade dann, grade in der Stunde von seinem Schlafe in der Puppenhülle oder im Ei aufweckt, wenn oben auf der Erdoberfläche für dasselbe schon die Speise bereitet, schon der Tisch gedeckt ist, eine Liebe, welche dann, wenn sie das was da lebet, sättigen will mit Wohlgefallen, dem Leben einen Mund gibt und diesen öffnet zur Aufnahme der Speise. Der Arm und der Mund, womit der Geist des Christen die Speise nimmt, die ihn stärkt und erhebt zum ewigen Leben, womit er die Hülfe, die vom Herrn kommt, erfasset, ist das Gebet. Der lebendige Arm und der begehrende Mund werden in demselben Augenblick gegeben, wenn die Speise da ist; die Kraft des Seufzens zu dem Gott in Christo, mit der nahen Erhörung zugleich. — So hat mich aber nicht bloß dieses eine, hier hervorgehobene Beispiel, sondern es hat mich in aller meiner großen Schwachheit, mein ganzer bisheriger Christenlauf gelehrt: welche Kraft und Stärke in dem Gebet sey, wenn es in dem Namen geschieht, in welchem Gott zu dem Menschen und der Mensch zu Gott sich nahet, wie ein Freund zu seinem Freunde. Wäre ich ein Prediger des Wortes, so würde ich in jeder Predigt mehrmalen die Worte meines Herrn vernehmen lassen: darum wachet und betet, würde, so gut ich's vermöchte, bei jedem Absatz meiner Predigt Herz und Hände zu dem erheben, in welchem allein das Wort der Lippen zum Geist des Lebens wird. Seufzen wollte ich dann täglich, o mein Gott, gib mir rechte Kraft auf die Seelen der Menschen zu wirken, die du erlöst hast, mit der Kraft aber zugleich den recht ernsten Willen, mich selber und Alles vergessend, das dahinten ist, diese Seelen nur emporwärts zu führen zu dir!" — —

So, und noch vieles Andere, erzählte der Freund des sel. Schöner von seinen Erfahrungen, welche er über die Kraft des Gebetes gemacht. Bei einer anderen Gelegenheit geben wir dann noch Einiges und Anderes, was derselbe Mann und was der sel. Schöner, so wie mehrere seiner Freunde über denselben großen, guten Gegenstand des Christenglaubens gesagt und aus eigener Erfahrung erzählt haben.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 2. Februar. № 10.

Litterarische Anzeige.

Pastoraltheologie. In Reden an Theologiestudirende. Erstes Buch: Der Prediger, wie ihn die Pastoraltheologie thun lehret, hinsichtlich der Predigt, der Kinderlehre und der Vorbereitung der Confirmanden. Von Claus Harms, Archidiaconus in Kiel. Kiel, Universitätsbuchhandlung, 1830. gr. 8. S. 234.

Der schon durch manche Gabe des ernsten, kämpfenden und bauenden Wortes uns theuer gewordene Verfasser dieses, schon durch den Titel anziehenden Werkes, beginnt das Vorwort mit dem Geständniß einiger Schüchternheit darüber, daß er jetzt, wenigstens gewissermaßen, vom ascetischen Felde auf das wissenschaftliche trete. Er vertheidigt sodann den wissenschaftlichen Titel Pastoraltheologie, obgleich er die Entstehung seiner Reden an Theologiestudirende aus freundschaftlichen Abendunterhaltungen, deren Inhalt allgemeiner zu machen man ihn aufgefordert hat, berichtet, und diese Form der Darstellung freilich nicht eben die professorale ist. Wir können es dem Verf. nur Dank wissen, daß er die für practische Wissenschaft gewiß zweckmäßigste Lehrweise wählte oder behielt; und wenn manches nach der Schule oder ihrer Scheere zugeschnittene Buch an *Novalis* Ausspruch erinnert: „Die strenge Methode ist bloß Studium, und sollte nie gedruckt werden" — so gibt dagegen die Harms'sche Pastoraltheologie im Ganzen ein schönes Beispiel der *initiativen* Methode, welche *Baco* der magistralen entgegenstellt. „Mein Absehen gehet nicht dahin" — so erklärt sich der Verf. S. 14. — „daß ich Ihnen ein vollständiges System von Pastoralregeln vortrage, sondern eigentlich ist das mein Ziel, daß ich den Regeln, welche ich vortrage, eine solche Gestalt und Begleitung gebe, kraft welcher Sie *darnach thun, darnach thun!*" Und weil Baco die initiative Methode mit der Verpflanzung eines Baumes vergleicht, so fügt *Harms* hinzu: „So werden Sie von mir auch die Pastorallehren nicht bloß mit den Wurzeln empfangen, *wie sie bei mir gewachsen sind, sondern mit noch anhängender Erde*, und ich sähe es nicht gern, wenn Sie diese Erde abschüttelten." Das Letztere bezieht sich wohl vornehmlich darauf, daß der Verf., nach Geständniß der Vorrede, „sich beinahe ausschließlich nur auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein beschränkt hat" in Berücksichtigung des Standes der Dinge. Dies ist nun zwar sehr gut, insoweit die Schleswigsche Erde nothwendig an den zu verpflanzenden Wurzeln hängen bleibt, auch belehrend über die Schleswig-Holsteinische Kirche für ausländische Leser, sogar eine ächt reformatorische Eigenschaft des Buches, wonach es für einen bestimmten Kreis um so wahrer, bezeichnender, practischer reden kann; allein dann hätte es auch fast auf dem Titel noch heißen sollen: *Schleswig-Holsteinische* Pastoraltheologie, und die ausländischen Leser, welche doch gewiß die Mehrzahl bilden, werden öfters in dem Buche veranlaßt, etwas weniger von dieser speciellen Rücksicht und etwas mehr auch für sie Gesagtes zu wünschen.

Gleich die erste Rede — deren die Schrift vierzehn enthält — schildert vornehmlich nur, wie es in des Verf. Heimath neuerlich anders und besser geworden sey mit dem Predigtamte rücksichtlich der Wissenschaft, des Glaubens und des Wandels der Prediger, gleichwie auch der Frequenz der Candidaten, und bahnet so der zweiten Rede den Weg, welche nun die erste Hauptforderung an den Prediger ausspricht. „Wie durch Prediger die Sache schlecht gemacht ist, muß sie durch Prediger auch wieder gut gemacht werden." Ja wohl, sehr wahr ist die Anwendung auf die Religion und die Prediger, welche der Verf. von *Schiller's* Ausspruche macht: „Zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen." Möchten doch so Viele, die heut zu Tage auf ihre Art den Gemeinden Buße predigen, diese Bußpredigt sich selber verstärkt zurückgeben lassen! *Harms* warnet S. 12. seine jungen Freunde ernstlich: „Auf daß mit Keinem von Ihnen — eine Gemeinde getäuscht, ich spreche, *betrogen* werde, erwägen Sie, was des Endes noch von Ihnen zu thun sey. Bei wem von Ihnen es noch an der *Hauptsache* fehlete —, *wer noch erst ein anderer Mensch werden muß, eh' er mit gutem Gewissen ein Prediger werden darf* — — —!" Seine Hauptregel heißt: „Sey der Prediger ein Christ, ein Christ innerlich, so wird er es schon in seinem amtlichen Thun und Lassen zu treffen wissen, und umgekehrt, wenn es ihm in diesem Punkte fehlt, so wird er

bei allen Pastoralregeln das Rechte doch nicht treffen." Als Mittel, zu diesem rechten Grunde zu gelangen, werden hernach empfohlen das Erwecken der in uns schlafenden oder erstorbenen Gabe Gottes durch Gebet, für das ganze Amt und jede seiner Verrichtungen, der rechte Umgang mit Menschen, sonderlich Amtsbrüdern, nebst guten Büchern, wobei es in des Verf. bekannter witziger Weise heißt, Winer habe in seinem Handbuche der theol. Litteratur bei der Pastoraltheologie die Bibel und insonderheit die Pastoralbriefe vergessen. Hier vermißt jedoch Rec. eine deutlichere und entschiedenere Vorhaltung der nöthigen Buße und Bekehrung für so viele Theologiestudirende, wie sie leider sind, und namentlich einen bestimmten Ausdruck des gegebenen Glaubensinhaltes, der in der Kirche Christi allein gepredigt werden soll, des Geheimnisses des Glaubens, welches nach Pauli Forderung die Diener der Kirche in reinem Gewissen haben und bewahren sollen. Es wird überhaupt, dies bemerken wir gleich am Anfange des Buches und finden es in seiner ganzen Ausführung bestätigt, diese eigentliche Hauptsache und Grundlage viel zu sehr vorausgesetzt oder nur zuweilen mit Stachelworten angedeutet, im Verhältniß dagegen zu viel von Aeußerlichkeiten geredet, und die bündige Entwickelung aus klarem Principe versäumt. Sehr richtig zwar ist die S. 14. gegebene Definition: „Pastoraltheologie ist eine geordnete, Licht und Lust gebende Lehre, wie die Zwecke des Predigtamtes erreicht werden unter bewandten Umständen" — aber dieses: „unter gegebenen Verhältnissen, nach bewandten Umständen" wird nun gar zu vorherrschend berücksichtigt, und über die eigentlichen Zwecke des Predigtamtes, die da erreicht werden sollen, zu wenig Licht gegeben. Uns will vorkommen, die mit solcher Voraussetzung gefaßte Disciplin wäre mehr Pastoralklugheit als Pastoraltheologie zu nennen.

Doch wir treten näher zum Einzelnen des Werkes. Sehr gern kann man sich gefallen lassen die neue und bedeutsame Eintheilung des ganzen Gebietes in drei Hauptstufen: „Ein Anderer ist der Prediger, wenn er predigt und catechisirt, als wenn er tauft und das Abendmahl gibt, und wieder ein Anderer, wenn er solcherlei nicht, wenn er kein kirchliches Werk thut, sondern etwas thut, was alle andere Menschen thun dürfen, z. B. wenn er einen Traurigen tröstet, einen Leichtsinnigen warnet, was nur des Predigers Pflicht vornehmlich ist, — oder wenn er thut, was das physische wie das conventionelle Leben mit sich bringt, nur daß dieses sein Thun nicht mit seinem Amt in Widerspruch stehen darf. — Zwischen dem Dritten und Zweiten macht so zu sagen das Amtskleid die Scheidung, — das Zweite und Erste scheidet die Ordination." Der Verf. wählt für diese drei Stufen des geistlichen Amtes die Namen: Prediger, Priester und Pastor; hievon will er in drei Büchern handeln, und das erste oder das Predigerbuch hat wieder die drei Theile: Predigt, Kinderlehre, Vorbereitung der Confirmanden — wobei der letztere den schicklichen Uebergang zur priesterlichen Sacramentsverwaltung bildet.

Indem nun Rec. mit guten Erwartungen in die erste Abtheilung von der Predigt eintrat, begegnete ihm alsbald ein wichtiger, in der That fast unerwarteter Anstoß, worüber er sich, hoffentlich im Sinne vieler anderen Leser, freimüthig äußern muß. Harms will, obgleich er den Prediger den ersten seyn lässet, damit keineswegs die Predigt für die Hauptsache erklären, und setzt sich dieser Auffassung sehr stark polemisch entgegen. Man möchte zuerst denken, dies sey in dem richtigen Sinne gemeint, daß die Predigt nicht das Einzige und fast Ausschließliche des geistlichen Amtes, und die priesterlichen Functionen, als eigentlich kraftlose Ceremonien, nur Nebensache seyen, also gegen die flache Ansicht gerichtet, welche den Geistlichen nur zum Herrn „Prediger" oder zum kirchlichen „Religionslehrer" macht. Aber der Verf. meint es noch anders, wie wir ihm unmöglich beistimmen können. Er wird doch nicht etwa, nach seiner Stufenfolge, den Pastor den Höchsten seyn lassen? Freilich hat der Herr in seiner Gemeinde Etliche zu Hirten und Lehrern gesetzt, aber wodurch anders sind die Schafe Christi zu weiden, als durch Hinführung zur lebendigen Weide in dem Zeugniß der Predigt, in dem „Verkündigen des ganzen Rathes Gottes?" (Apostelgesch. 20, 27. 28.) Wir finden die Anordnung der drei Stufen ganz recht, verstehen sie aber nur dann, wenn immer das Vorhergehende die Grundlage des Folgenden ist, also des Predigers Wort den Glauben erzeugt, durch welchen allein des Priesters Functionen Geist, Leben und Wahrheit bekommen, und wiederum die priesterliche Würde auch alles Thun und Betragen des Pastors durchdringt. Man denke sich z. B. einen bloßen Pastor nach dieser Unterscheidung, d. h. ohne Sacramentverwaltung und Predigt, wird er mehr seyn, als ein zu Krankenbesuch, Aufsicht und Privatermahnung verordneter Gemeinhelfer? Ja, werden wir auch bei dem Priester, der nicht prediget, die Hauptsache des geistlichen Amtes finden, und ist eine solche Stellung in der Protestantischen Kirche auch nur denkbar? Wiederum, wenn an einer Gemeinde der Eine predigte, kräftig und gründlich predigte, was predigen heißt, wäre er nicht dadurch allein der rechte Hirt, Führer und geistlicher Vater derer, die da gläubig werden, wenn auch Andere die Sacramente reichten und sonst pastoral sich verhielten? Würde nicht seine Predigt allein dem Uebrigen Grund und Leben geben? Also ist doch wohl die Predigt die wirkliche Hauptsache und Grundlage des ganzen Amtes, von welcher daher Harms auch nur ausgehen konnte. „Predige das Wort!" so ruft Paulus am Schlusse seinem Timotheus zu, damit er „das Werk eines Evangelisten" thue, in welches vornehmlich er also das köstliche Werk der ἐπισκοπή setzet, 2 Tim. 4, 2. 5. vgl. 1 Tim. 3, 1. „Das Wort sollen wir predigen — das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge; das muß es thun, und nicht wir armen Sünder" — so spricht Luther vielmals, wie auch Paulus die Brüder von Ephesus Gott und dem Wort seiner Gnade zur Erbauung empfahl, Apostelgesch. 20, 32. Daß die Predigt im geistlichen Amte und öffentlichen Gottesdienste insofern die Hauptsache ist, als das Sacrament ohne sie alsbald zum opus operatum werden muß (denn nur der Geist im Worte ist's, der da zeuget, daß Christus mit dem Wasser und Blut komme, 1 Joh. 5, 6.), und alle specielle, mehr dem Privaten sich nähernde Ermahnung und Leitung nur aus der öffentlichen Lehre nach der heiligen Schrift Vollmacht und Regel erhält: das ist der entschiedene Grundsatz der Evangelischen Kirche, welchen von einem Harms in Schatten gestellt zu sehen wirklich befremden muß.

Hier wäre also mehr Begründung zu wünschen, mehr Eingehen in die tiefe Frage: Warum soll der Geistliche vor allen Dingen predigen, und was ist der Predigt Grund, Inhalt und Zweck? anstatt wir gleich auf der dritten Seite zu den äußerlichen Regeln kommen: wie oft, zu welcher bestimmten Zeit, wie lange, in welcher Sprache, mit welchen Gesten, nach welcher

Vorbereitung zu predigen sey — wobei wiederum die Rücksicht auf andere Umstände und Verhältnisse, als im Holsteinischen, namentlich z. B. auf Landpfarrer mit Filialen, die stets zweimal zu predigen haben, u. dgl. vieles, fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ungedruckter Brief des Grafen v. Zinzendorf an die Königin von Dänemark.

Der folgende anziehende Brief ist aus einer für den Grafen v. Zinzendorf und seine Unternehmungen sehr wichtigen und merkwürdigen Zeit seines Lebens. Mit dem damaligen trefflichen, frommen Könige Christian VI. und seiner Gemahlin, einer Markgräfin von Brandenburg-Anspach, stand er schon seit längerer Zeit in einem sehr nahen und innigen Verhältniß, und mit der Königin besonders in Briefwechsel. Sein Amt als Hof- und Justitienrath bei der Landesregierung zu Dresden gab er auf, um zuvörderst in den Dienst eines ächtchristlichen Königs und einen Beruf einzutreten, der mit der Beförderung des Reiches Gottes auf Erden in directerer Verbindung stände. Im Jahre 1731 reiste er nach Kopenhagen, wurde von dem Könige und seinem ganzen Hause aufs Gnädigste und Freundlichste empfangen, und fand auch unter vielen Personen am Hofe, welche gläubig waren, Anfangs eine herzliche Aufnahme. Allein alle Pläne zu seiner Anstellung in Dänemark schlugen fehl. Anfangs sollte er Minister werden, was er aber ablehnte aus dem Grunde, weil er sich der Gemeinde in Herrnhuth schuldig sey; seine Vorschläge aber fanden keinen Eingang, weil sie so gering und uneigennützig waren, daß man es für unschicklich hielt, ihn auf die Weise anzustellen, oder man glaubte, es sey ihm nicht rechter Ernst, den Dänischen Landen auf solche Art zu dienen. Nachdem er den großen Danebrogorden erhalten und mit Gnaden- und Freundschaftsbezeugungen überhäuft worden, kehrte er im Juni 1731 zurück. Bald aber veränderten sich die Umstände. Die nach Aug. Herm. Francken's Tode immer mehr vom rechten Wege abirrenden sog. pietistischen Theologen benutzten ihren Einfluß auf die verwittwete Markgräfin, Mutter der Königin, um diese so wohl, als verschiedene Personen des Dänischen Hofes, gegen den Grafen Zinzendorf einzunehmen, und plötzlich brach zu Anfang des Jahres 1732 an mehreren Orten in Dänemark und Deutschland zugleich ein Ungewitter über ihn und alle seine Unternehmungen los, welches um so unerwarteter war, da der Graf mehrere der Hauptpersonen, die gegen ihn auftraten, kurz zuvor noch innig mit sich verbunden geglaubt hatte. Einige Sonderbarkeiten und unvorsichtige Ausdrücke des originellen Mannes, seine abweichende Lebensweise, vor Allem aber sein Bestreben, eine innige Gemeinschaft unter den Gläubigen, in enger Verbindung mit der Kirche, zu stiften, waren die ersten Zielpunkte des Angriffs. Das Uebrige ergibt sich aus dem merkwürdigen Briefe selbst. — Vgl. Spangenberg's Leben des Grafen v. Zinzendorf III. S. 679 ff.

Allerdurchlauchtigste, großmächtigste Königin! ꝛc. Ich erkenne mich höchst strafbar, daß Ew. Königl. Majestät auf die gnädigste Herauslassung wegen meines von Kopenhagen exilirten Secretarii und eines Mährischen Bruders von Herrnhuth nicht alsofort geantwortet. Was soll ich aber eines Theils dazu sagen? E. K. M. haben es dem Herrn Jesu gethan, der verlohne es Ihnen zeitlich und ewig! Sie sind eine liebe Königin, Gott und sein Volk, das unter dem Drucke lebt, ist Ihnen herzlich gewogen, und, o meine allergnädigste Königin, lassen Sie es nicht dabei, sondern werden Sie aus einer Förderin des Reiches Christi eine seiner treuesten Mägde und künftigen Königinnen in der Ewigkeit!

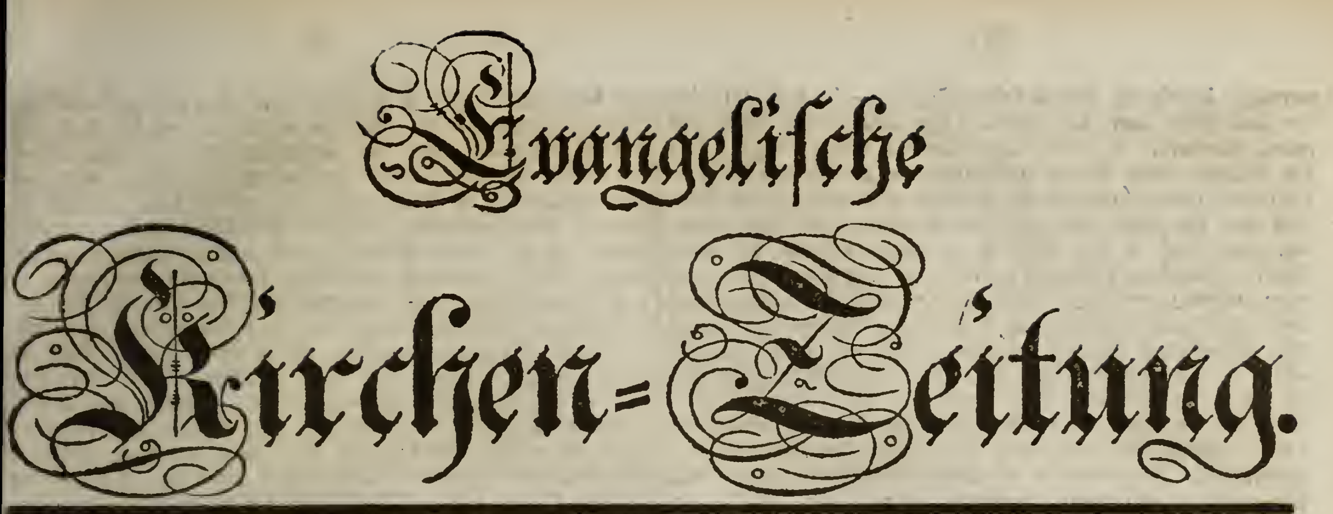
Wissen aber auch Ew. geheiligte Majestät, was inzwischen in meinem Gemüthe vorgegangen? Als ich die erste Nachricht erhielt von einem Decret, darinnen die Versammlungen der Gläubigen als Enthusiasterei tractiret worden, da wollte ich's machen wie die Alten, welche bei gar jämmerlichen Begebenheiten ihre Kleider zerrissen. Ich wollte das Königliche Gnadenzeichen von mir legen, welches ich bloß zu einem Pfande Königlicher Gnade, aber einer Gnade, welche das Kreuzreich meines Herrn und dessen freien Lauf in Dänemark präsupponirte, erhalten hatte. Ich wollte, weil ich grade von der Landesregierung in Dresden abgegangen, und nun dem Könige, um dessentwillen ich andere Dienste quittirte, nicht mehr dienen konnte, der Welt gar valediciren, und mich in meine so liebe Nachfolge des Herrn Jesu (wie man zu reden pflegt) à corps perdu hineinwerfen. Ich wollte mit Königen und Fürsten mich unterthänigst verabscheiden, und den, der allein Glauben hält, und dessen Verehrern unmöglich zu hindern ist, zum alleinigen Meister annehmen. Ehe ich aber dies also in's Werk setzte, wollte ich noch eins auf den Herrn wagen, ich schrieb einen langen Brief an Ihro Hochfürstl. Durchl., die Königliche Frau Mutter, der aber, weil inzwischen Nachricht kam, daß auch meine beiden Herrnhuther fortgemußt, liegen blieben. Ich schrieb einen ausführlichen Tractat: „Von dem Werke Gottes an denen Seelen, beides in seiner inneren Gestalt und im Zusammenhange mit dem gemeinen Wesen und der Religion," dem ich eine Dedication an E. M., und der gelehrte Magister Steinhofer eine Vorrede von der Gemeinschaft vorsetzte. Solcher wird jetzt gedruckt und bald in E. K. M. Hände geliefert werden. Ich kann mir leicht einbilden, wie es zugegangen ist, J. M. der König werden die Sache zur Untersuchung gegeben haben, und von falschen Leuten, die den Namen Christi zum Deckmantel ihrer Unart gebrauchen, wird, nach Gewohnheit, auf Treue, Pflicht und Gewissen versichert worden seyn, man habe es so und so gefunden. Da werden denn J. M., die freilich ein gnädiges Zutrauen zu Dero Conseil haben, in welchem wohl kluge Staatsminister, aber vielleicht keine Jünger Christi sitzen, selbiges consulirt, und daselbst den gewöhnlichen Hofmaximen gemäße Vota eingenommen haben. Nun weiß ich bald nicht, ob man J. M. hierunter sehr verdenken könne, wenigstens will mir die unterthänigste Liebe dictiren, zu glauben, daß der König es nicht so zu machen gemeint, wie es ausgeschlagen. Bei solchen Umständen will es mich manchmal jammern, daß J. M. so gar von allen geheiligten Administris soll verlassen stehen, und Dero redliche Intention so sehr deseriret sehen, daß nicht einmal ein Unterschied zwischen Ihnen und den Verfolgern des Reiches Christi erscheinen, und in Ihren Landen und Residenz solle verboten seyn, was in allen Preußischen und Brandenburgischen Landen zu so großem Segen erlaubt ist, was ich fünf Jahr in Dresden, wo Dr. Löscher die geistlichen Sachen dirigiret, fortgesetzet, was hier im Lande zehn Jahr daher unter Königlicher Connivenz mit Erweckung vieler tausend Seelen beobachtet worden. Ach, allergnädigste Königin, ist auch ein Schmerz wie mein Schmerz? Damit aber der theuerste König sehe, daß ich mich des von Ihm empfangenen Gnadenzeichens

gern würdig machen wollte, so will ich einmal einen ministre du conseil ungebeten abgeben. Ich will E. K. M., wo nicht ja Ihro meines allergnädigsten Herrn Ungnade mich mit meinen Brüdern zugleich getroffen, im Voraus allerdemüthigst und unvorgreiflichst an die Hand geben, wie die so unglücklich ausgeschlagene Sache durch die Barmherzigkeit Gottes zu redressiren. Zuvörderst müßte es ganz stille bleiben, zumal wenn J. M. nach Norwegen gehen sollten. Der König änderte sein Decret nicht, und ließe es dabei, daß alle enthusiastische Conventicul, dergleichen es in der Welt ja auch gibt, unterbleiben sollten. Inzwischen gäben die redlichen Prediger an Hof, bei der Universität und Stadt unterthänigste Memorialia, auch nach Gelegenheit erforderte Bedenken ein, was es denn mit den Versammlungen außer der Kirche für eine Bewandniß habe, ob solche zulässig, sectirisch, durchgängig oder nur in gewissen Stücken bedenklich, und wie ein und anderes zu verhüten. So bleiben kann es nicht, allergnädigste Königin, wofern J. M. nicht wollen, daß Ihr Andenken in der wahren Kirche Christi auf ewig verlöschen, oder aber unter der Liste dererjenigen stehen sollte, welche Christi kleine Heerde gedrückt haben, dergleichen verfängliche Reden schon geben, und diesfalls eine sehr unangenehme Vergleichung mit Friedrich IV. Königlichen Andenkens gemacht wird, welche dem Anwachs des wahren Reiches Christi in Dero Landen nicht würden entgegengestanden seyn. Ich wollte gern, wie mit dem Universitätsplan, abreisen, und dem Geheimen Conseil abermals seinen bessern Verstand an der Sache lassen, wo mir nicht meines Königs Ehre in dem Wege stände, meines theuer geliebten Monarchen, dem ich gern mit einem Theil meines Lebens, geschweige mit einer geringen Vorstellung diente. Finden es E. K. M. rathsam, ich will dem Könige mit tiefer Devotion, und obgleich mit Evangelischer Freimüthigkeit, doch auch kindlich respectvoller Unterthänigkeit schreiben, und dasjenige wiederholen, was zur Sache dienen kann. Der 11te §. meiner Ordensstatuten heißt, daß Einer, der dessen gewürdigt ist, des Königs Majestät und Ehre vertheidigen, die Armen, Wittwen und Waisen schützen und die Ehre Gottes aus allen Kräften ausbreiten soll. E. K. M. sehen, daß wenn ich als ein Jünger Christi mein Wort Ja seyn lassen soll, es unmöglich sey, zu diesen außerordentlichen und erstaunlichen Dingen zu schweigen, ohne wenigstens meine allerdevoteste Vorstellung zu thun. Und wie könnte ich anders, als mich dieser gloriösen Freiheit, meinen König Jesum zu retten, meine vom Conseil und der Clerisei hart gepreßte Mitgenossen in Kopenhagen, die Jesus nicht Waisen lassen, sondern zu ihnen kommen wird, zu vertreten, meines allertheuersten Christian's VI. Unschuld und Treue gegen seinen Gott, davon ich auch bei dieser Gelegenheit versichert lebe, in ihr Licht und Klarheit setzen zu helfen, mit äußerstem Fleiße bedienen! Es haben ja die glorreichen Könige von Dänemark aus einer extraordinären Großmuth ihren Rittern erlaubt (§. 19.), wenn einer ihrer Nachkommen einem fremden Könige Krieg ankündigte, oder auch ein Fürst, unter dem der Ritter wohnt, in Person zu Felde zöge, alsdann der Ritter, ohne den geringsten Verlust zu

leiden, die Waffen gegen den Ordensherrn selbst ergreifen dürfe. Jesus Christus, der König aller Könige, der mit allen seinen Gläubigen in Person zu Felde liegt, wollte unter Christian VI. sein Reich in Dänemark anfangen; er erweckte Seelen, die durch alle Schmach und Spott durchbrachen, und ihre Seligkeit zu schaffen anfingen. Etliche seiner ordentlichen Boten in Kopenhagen billigten es; man hielt eine schöne Ordnung, man vermied auch den geringsten Schein des Gegentheils, die Berichte der zwei Herrnhuthischen Brüder, die auf mein Begehren mit vieler Arbeit und Mühe allen Anstoß auf die Seite geräumt, und das Zeugniß der Seelen in Kopenhagen bewährt dies. Der Teufel will das nicht leiden, ruft den Pöbel auf, und macht einen Tumult wie zu Ephesus und anderen Orten; der König, der Jesum liebt und die Seinigen, wird von den Feinden des Kreuzes Christi, wie dort dem Sergius Paulus von Elyma geschehen, durch erdichtete Worte und Vorstellungen gegen diese Knechte des lebendigen Gottes aufgeregt, man kündigt ihnen den Krieg an, und setzt sie in die Gefahr, entweder Gott oder dem Könige entgegen zu handeln; dies hört ein Mann, ja er ist mit hinein verwickelt, ein Mann, der zwei und zwanzig Jahr Versammlungen gehalten, und viele tausend Seelen bei dergleichen Uebungen durch ganz Europa erweckt sieht, der in einem Katholischen Lande wohnt, und dem Conseil des Königs nachrühmen muß, daß sie diese neuen Bewegungen im Reiche Gottes sich zu hindern fürchten, damit sie, wie ihr Wort ist, nicht wider Gott streiten. Er sieht, daß Leute dabei concurriren, die nicht bloß den Namen haben Gott zu fürchten, sondern seine großen Freunde zu seyn, es geschieht unter Augen eines Königs, der ein anderer Josias, und einer Königin, die Christi Magd ist, in einem Reich, darauf sich der Mann zehn Jahre gefreut, und es zu einem Theater der Gnadenregierung Gottes ausersehen hat! Sollte es möglich seyn, allergnädigste Königin, hiebei der Thränen zu wehren? Viele tausend Salzburger, Kärnthner und andere Zeugen Jesu, die man hoffte schaarenweise in dies Reich eindringen zu sehen, müssen denken, die Fußstapfen erschrecken uns! Herrnhuth, welches seinen Schutz unter Christian VI. finden sollte, muß seine Gedanken ändern, denn bei dergleichen Anstalten im Reiche Christi, als die vom 7. Februar in Kopenhagen gewesen, wäre Herrnhuth mit seinen Aeltesten, Grafen, Brüdern das Erste, so zum Lande herausmüßte, denn käme es nur auf Tumulte an, so würde sich wohl ein Engel der Finsterniß dazu finden, der sie auch gegen uns erregte. — Meine allergnädigste Königin! Hier ist mein ganzes Herz vor Ihnen ausgeschüttet! Helfen Sie beten, daß sich der Herr erbarme. Ich hoffe, der Herr wird ja bald mich Friede und Treue hören lassen, denn mit was herzbrechendem Schmerze müßte ich sonst, wiewohl mit dem alten allerdevotesten Liebesrespect mich nennen E. K. M. allerunterthänigster Diener Zinzendorf.

Herrnhuth am heil. Ostertage 1732. Der Herr stehe auf, daß seine Feinde zerstreut und die ihn hassen flüchtig werden; aber über Ihnen soll blühen seine Krone!

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 5. Februar. № 11.

Litterarische Anzeige.

Pastoraltheologie. In Reden an Theologiestudirende; u. s. w. Von Claus Harms, Archidiaconus zu Kiel. Kiel, Universitätsbuchhandl., 1830. gr. 8. S. 234.

(Fortsetzung.)

Wenn sich die ganze Evangelische Kirche der einst ausgegangenen Harms'schen Thesen freuete, so scheint uns dagegen nicht so erfreulich, was er jetzt (S. 38.) als Thesen gibt: „Die Predigt hat keine göttliche Einsetzung, hat kein geheiligtes Alterthum, hat ihres Gleichen nicht im bisherigen Juden- und im Heidenthum, hat keine Allgemeinheit, entspricht keinem wesentlichen Bedürfniß, hat kein Vermögen, allgemein zu befriedigen, ist an dem Verfall des Christenthums nicht unschuldig." Wenn der theure, brüderlich geliebte und geehrte Verf. hinzusetzt: „es ist nicht ganz so von mir gemeint" — so möchten wir ihn fragen, wie es denn überhaupt gemeint ist mit diesen Sätzen, die wir alle ausführlich widerlegen könnten, wenn hier der Ort dazu wäre. Dachte denn Harms gar nicht an des Herrn Wort: Lehret alle Völker, prediget das Evangelium aller Creatur, lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe — gar nicht an des Apostels Erklärung: Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen — als er auch nur in einer Thesis zum Streite der Predigt die göttliche Einsetzung, das geheiligte Alterthum absprechen wollte? — Doch seine Ansicht hat noch einen besonders bedenklichen Grund. Er findet es ganz falsch, wenn Novalis (freilich zu stark) die Predigt „ein Bruchstück der Bibel, eine Inspirationswirkung" nennet, und will das deutlichere Wort von Baco: „Die Predigt müsse eine *emanatio scripturarum* seyn" — auch von Baco nicht so pure hinnehmen; er meint vielmehr: die Bibel überhaupt ist nicht geschrieben, danach zu predigen, sondern danach zu leben. Diese Behauptung ist wohl fast schriftwidrig zu nennen, s. Luc. 24, 46. 47. Röm. 1, 1. 2. 17. 3, 21. 15, 4. 1 Cor. 15, 3. 4., und es ließe sich eher dagegen behaupten: Wäre keine Bibel, so wäre auch keine Predigt, denn was Anderes ist denn die Vollmacht des Predigers in öffentlicher Gemeinde, wenn es nicht das Bibelwort als Text ist? Nicht aus eigener Vernunft, aber auch nicht aus eigenem Glauben und Christenthum soll in der Kirche Christi gepredigt werden; es macht nicht den wesentlichen Rechtsgrund der Amtsstellung des Predigers aus, besonders heilig zu seyn vor Anderen, sondern das Wort inne zu haben, das in der Gemeinde gilt. Denn sonst müßte stets der erfahrenste Christ auf der Canzel stehen, und es dürfte nicht ein junger Timotheus auch die Alten als die Väter ermahnen. Das Amt des Wortes ist nicht insofern ganz an die Person des Dieners gebunden, daß die Gemeinde fragen dürfte: Wer bist du an dir selber, um über uns Allen stehend zu reden im Hause Gottes? sondern das Wort muß Antwort geben auf die Frage: In wessen Namen redest du? Das ist aber das Bibelwort, der allgemeine große Text aller kirchlichen Predigt, d. h. die Urkunde der Offenbarungen Gottes für den Inhalt der Verkündigung, das Muster der Reden Gottes für die Form der Lehre, und das Buch der Aufträge Gottes für die Zuversicht der Bezeugung. So daß „nur der, welcher das Wort Gottes in der Hand und Gaben des Geistes von Oben hat es auszulegen, und die Liebe Gottes im Herzen trägt, fähig zu predigen ist ohne gerechten Widerspruch." *)

Aber von dieser engen und nothwendigen Beziehung aller kirchlichen Predigt auf einen biblischen Text will Harms nichts wissen, und dieser Mangel an Einsicht läßt sich natürlich in der Behandlung des ganzen Gegenstandes verspüren. Er sagt z. B. S. 46. nur: „Eine Predigt ist der Erwuchs, den das Studium und die Contemplation beisammen die Woche über getrieben haben, der am Sonnabend dem Prediger selbst zum Vorschein kommt und am Sonntag von ihm der Gemeinde gewiesen wird" — wobei Alles nur auf der persönlichen Frömmigkeit des Predigers ruhet, und des Bibelwortes, das er auf der Canzel auslegen soll, gar nicht gedacht wird. Er verstattet sich (S. 65.) die Nachfrage: „ob es auch eben so begründet als herkömmlich sey, daß über Texte gepredigt werden müsse?" und äußert allen Ernstes die Meinung: „daß Text und Thema, wenn beide beisammen stehen, sich einander aufheben, daß ein Text kein Thema

*) J. F. v. Meyer's Blätter für höhere Wahrheit, 2te Samml. S. 30.

vertrage, so wie ein Thema keinen Text" — da doch entweder der Text selber auch das Thema, oder doch dieses richtig aus jenem genommen ist. Er wagt sogar die Behauptung: „Daß das Predigen nach Texten nicht allein die Ausbildung der Predigtkunst, sondern ebenfalls die christliche Erkenntniß, und selbst, was noch viel mehr sagen will, das christliche Leben sehr gehemmet habe, daß es weit besser in der Kirche und um die Kirche stände, wenn den Predigern die Fessel des Textes nimmer wäre angelegt worden." Wir glauben, daß kaum Jemand in diese paradoxen Behauptungen des Verf., der uns hier auf einem bedenklichen Irrwege erscheint, einstimmen wird, wenn es nicht die Rationalisten, von denen er doch nichts wissen will, auf ihre Weise thun. Uns scheint der liebe Harms hiebei völlig den apostolischen Standpunkt der Kirchengründung mit dem nachherigen der Erhaltung und fortgehenden Erneuerung zu verwechseln. Ja, wenn in der Kirche fortdauernd Apostel ständen, mit unmittelbarer Vollmacht vom Herrn bestellt und begabt, also daß eben ihr Wort selber ein neuer Text für die Gemeinde wird — da ließe sich solche apostolisch-freie Rede ohne ein gegebenes Gotteswort auf unseren Canzeln denken. Aber so ist es nun einmal factisch nicht, seit der Apostel Zeit nicht mehr, und darum hat die Kirche von Anfang die heilige Schrift nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen zum Predigttexte verordnet. Und wenn uns Harms ohne Bibeltext noch so biblisch, gründlich und kräftig predigen wollte, wir würden es eine Harms'sche Rede oder Ermahnung heißen, und als solche annehmen, aber nicht eine Predigt, die eine Predigt seyn und bleiben soll für Jedermann, ob Harms oder sonst Jemand sie hielte, wenn sie nur richtige Auslegung des göttlichen Wortes ist, das da zur Lehre, Strafe, Besserung, Züchtigung in der Gerechtigkeit für alle Menschen Gottes eingegeben ward.

Doch der Verf. geht noch weiter, und spricht insonderheit sehr geringschätzend von den Evangelischen Pericopen als kirchlichen Predigttexten. „Bei den Evangelien wird das Evangelium nicht geprediget. Wie sollte das Evangelium aus ihnen herausgepredigt werden? Es ist ja nicht darin." Dafür sollen Luther und Spangenberg zeugen, die gewiß nur meinen konnten, in den Evangelien seyen die christlichen Hauptlehren noch nicht so deutlich im Wort ausgeführt, als in den Episteln. Dafür sollen sogar die Apostel selber dadurch zeugen, daß sie in ihren Briefen gar keinen Gebrauch von dem, was in den Evangelien erzählt ist, machen — wobei wiederum der apostolische Standpunkt ihrer neu begründenden, vom heiligen Geiste diktirten „prophetischen Schriften" (Röm. 16, 26.) völlig verwechselt wird mit dem jetzigen Standpunkte eines Predigers, der sich ja eben darum, weil seine Predigt nicht mehr „ein Bruchstück der Bibel, eine Inspirationswirkung" im eigentlichen Sinne seyn soll, desto fester an das eingegebene Wort halten muß, damit sein Wort wenigstens eine „emanatio scripturarum" werde, und nicht der Auctorität für die Gemeinde Gottes ermangle. Und die Reden des Herrn selber, so wie seine Thaten, die allesammt zugleich bildliche Reden sind, sollten nun unter den erst aus ihnen geflossenen Reden und Briefen der Apostel stehen? Bestand doch die Inspiration der Apostel nach des Herrn Erklärung von einer Seite nur ganz darin, daß der heilige Geist sie erinnerte Alles deß, das der Herr ihnen gesagt hatte; Joh. 14, 26. Und verordnet doch der Heiland Matth. 28, 20. ausdrücklich die fortdauernde Ueberlieferung aller seiner Worte an die künftige Gemeinde aus allen Völkern. Es ist ja freilich

mit dem Texte nicht so gemeint, daß nur sein ausdrückliches Wort geprediget werden soll, wir wissen ja, wie die Rede des Geistes überhaupt, und am vollkommensten durch den Mund des ewigen Wortes selber Vieles und Alles in Einem sagt, und unerschöpflich ist in ihren Tiefen, die nichts desto weniger im Worte, wenn auch nicht auf seiner Oberfläche liegen, und eben darum von der ächten Predigt daraus zu Tage gefördert werden sollen. Es kann beinahe des Verf. Ernst nicht seyn, wenn er z. B. in der Pericope vom barmherzigen Samariter oder Luc. 14, 1—11. von der Sabbathsfeier und dem Obenansitzen ein christliches Thema zu finden für schwer hält. Ist es nicht ein christliches Thema, daß ohne ächte Nächstenliebe nach dem Gesetze Gottes Niemand das ewige Leben ererbet, und enthält nicht der Anfang der Pericope (Luc. 10, 23. 24.) die deutlichste Hinweisung auf den, der uns allein die Kraft zu solcher Wiedergeburt verheißet? Und enthält nicht der Schluß der anderen Pericope (Luc. 14, 11.) die tiefste Grundlehre des Christenthums, welche in dem Gleichniß vom Obenansitzen bei Tische nur bildlich vorgehalten ist?

Schon die von Harms zugegebene und mehrfach erwähnte allgemeine Volksstimme, welche das Predigen über die Evangelien am liebsten hat, und meint, „die Episteln seyen nicht so bestimmt, wie die Evangelien, Gotteswort" enthält eine gewichtige Widerlegung seiner Behauptung; und Manches, was er selber hie und da zu äußern nicht umhin kann, wie z. B. S. 83. „daß die Gemeinde bei Predigten ohne allen biblischen Text die Gewähr verliert, oder was sie für eine Gewähr hält, daß eine solche Predigt wirklich Gotteswort sey" — und S. 95.: daß bei der Beschwerde über wenigen Kirchenbesuch Jeder schweigen muß, „der nicht das Wort Gottes aus dem Wort Gottes predigt" — hätte ihn auf das Unrecht seiner paradoxen Meinung führen sollen. Uns will bedünken, die Gemeinde hat das höchste Recht, nur den wirklichen Text für eine Gewähr zu halten, daß die Predigt Gottes Wort sey; denn sonst müßte jedes Gemeindeglied schon die ganze Bibel im Großen und Ganzen verstehen, um zu beurtheilen, ob eine Predigt bibelgemäß im Ganzen sey, da doch vielmehr erst durch den Prediger diese Bibelkunde in der Gemeinde geweckt, gebildet und genährt werden soll, indem jetzt dieses, jetzt ein anderes einzelnes Bibelwort ihr lebendig ausgelegt, und so nach und nach der ganze Bibelschatz in ihre Erkenntniß eingeführt wird. Wenn bei einer textlosen Predigt, so biblisch sie auch übrigens seyn möchte, der gewöhnliche Zuhörer nur mit nach Hause nehmen kann: das und das hat uns heute unser Pfarrer geprediget — so ist es dagegen ganz etwas Anderes, wenn er zu Hause den Text wieder aufschlagen, an seinen Worten sich der ganzen Rede wieder erinnern, und das Gesagte mit der Ueberzeugung in's Herz fassen kann: So hat Gottes Wort heute zu uns geredet durch den Mund seines Auslegers. Wäre den Predigten der Text genommen worden in unserer Kirche, würden nicht die Gemeinden an die Person ihrer Geistlichen gewiesen worden seyn, anstatt an das ewige Wort Gottes, das da allein der Same der Wiedergeburt und darum auch allein der wahrhaftige Stiftungs- und Erneuerungsgrund jeder wahren Kirche ist?

Mit den bisher besprochenen Ansichten des Verf. hängt es zusammen, daß er es völlig mißbilliget, über ganze Capitel oder ganze Schriften der Bibel nach einander zu predigen — was doch in einer dazu herangebildeten Gemeinde von großem Segen seyn kann; und daß er dagegen die Predigten über Lieder gutheißet — da doch, wie Harms bisher auch nur gethan hat,

höchstens Beicht- und Leichenreden und dgl. solche Art von Gleichsam-Texten vertragen möchten. In manchem Anderen, was er gegen die Evangelischen Pericopen als ausschließliche Pericopen, und gegen das beständige Predigen über dieselben Texte erinnert, sind wir einverstanden; desgleichen in Allem, was gegen das Halten fremder Predigten — namentlich von Reinhard, dem pastor germaniae, — gegen das Ablesen überhaupt, gegen die allgemein unbestimmte Predigtweise der Mühlhäuser Sammlung, da die Predigten alle uniformirt wie Soldaten von demselben Regiment, oder alle sine Die et Consule sind, da auch eine Tschirner'sche Weihnachtspredigt für den Charfreitag verbraucht werden kann, — was endlich gegen die vornehme Sprache für Gebildete — deren Minorität in der Gemeinde nie besondere Ansprüche zu machen habe — und gegen die Büchersprache witzig, treffend und richtig bemerkt wird. Obwohl wir nicht recht verstehen, warum der Verf. seinen Lesern, bei denen er einerseits die christliche Gesinnung schon voraussetzt, doch andererseits Manches sagt, was sich bei solcher Gesinnung ohne Weiteres versteht. Die wichtige Frage: Soll Dogmatik oder Moral gepredigt werden? findet wieder eine gar kurze, Alles voraussetzende Beantwortung; dagegen bei der Warnung gegen zu viel Polemisiren und Strafen ausführlich verweilt wird. Doch wir können nicht alles Einzelne erwähnen, so viel Lehrreiches oder Anregendes auch zur Sprache gebracht wird, und wir heben nur noch zwei Punkte heraus, gegen die wir etwas bemerken müssen. Der erste betrifft die Art der Vorbereitung zur Predigt, wobei der Verf. zwischen dem Disponiren und der Ausarbeitung als zwischen reiner Verstandessache, die das Herz kühle, und reiner Herzenssache, die auf das Dazureden des Verstandes nicht sonderlich hören lasse, unterscheidet, sodann die eigentliche Ausarbeitung durchaus an einem Tage, in nicht mehr aber auch nicht weniger Zeit vollbracht wissen will, und endlich auf wörtlichem Concipiren und Memoriren strenge besteht. Es ist wohl immer gewagt, über diese Dinge allgemeine Regeln aufzustellen, da die Eigenthümlichkeiten und Gaben so sehr verschieden sind; wir möchten darum lieber kein Zeitmaaß bestimmen, und das Memoriren so wenig als das Extemporiren gradehin verwerfen. Freilich das mechanische Memoriren ist vom Uebel und das leichtsinnige Extemporiren auch; aber das versteht sich für einen Christen, der im Geiste lebt und aus dem Geiste predigt, auch von selber, übrigens lasse man jedem seine Weise, die er in gewissenhafter Treue durch Erfahrung als die für ihn beste gefunden hat — ist nur die gehaltene Predigt recht, so möge sie vorbereitet seyn, wie sie wolle. Daß nun das wörtliche Aufschreiben, wenn auch nicht das wörtliche Memoriren — das kaum Jemand ganz frei und lebendig üben wird — dem größten Theile der Prediger zu empfehlen ist, mag wohl seyn; daß es aber allen ohne Ausnahme so streng anbefohlen werden müsse, wie Harms thut, leuchtet uns keinesweges ein. Es ist wohl ungerecht, Jeden, der nicht alle Worte vorher aufzeichnet, alles dessen zu beschuldigen, was er davon sagt. Und wenn Jemand spräche: Ich halte die Methode, genau zu disponiren, das Ganze in Kopf und Herz gründlich zu bewegen, und dann in Gottes Namen auf die Canzel zu gehen, für die freieste und natürlichste, also auch sicherste und gesegnetste — und bewiese es durch die That, daß es für ihn so ist: wer will ihm widersprechen? Es ist falsch, daß es dem Menschen natürlicher sey, bei'm Schreiben das rechte Wort zu treffen für Abwesende, als bei'm Sprechen zu den Anwesenden; es ist falsch, daß eine nicht zu Papier gebrachte Predigt weniger gründlich vorbereitet sey als eine aufgeschriebene, indem vielmehr umgekehrt das einmal Geschriebene oder gar schon Memorirte viel schwerer die bis zuletzt bessernde Prüfung verträgt; es ist bloße Einbildung vieler christlichen Prediger, daß sie mit des Herrn Hülfe nicht im Stande wären, zu einer vorher wohldurchdachten Predigt im Augenblick auf der Canzel die ausführenden Worte zu finden; es ist endlich unläugbar, daß eine glücklich extemporirte Predigt vor jeder anderen ein unbeschreibliches Etwas voraus hat, das in dem frischen Lebensklange des so eben erst entstehenden Wortes liegt, wobei ein dazwischen kommendes Versprechen oder einmal ein ungeschickter Satz sogar Vorzüge der lebendigen Wahrheit sind gegen das Zurechtgemachte eines fehlerlosen Satzgebäudes. Wir meinen aber damit nur ein solches Extemporiren, das eigentlich keins ist, d. h. wo nach vorgängiger genauer Bereitung des ganzen Gedankenganges in allen Hauptsätzen, Wendungen, Uebergängen, Bildern u. s. w. (in Kopf und Herz, nicht auf dem Papier) nur das Wort dem Augenblicke überlassen, wo die Predigt, wenn man's vermag, treu im Innern gebildet und dann auf der Canzel zuerst durch den Mund ausgesprochen wird. Diese Weise halten wir, unbeschadet der Eigenthümlichkeit eines Jeden, und ohne damit etwas gebieten zu wollen, für diejenige, welche der Natur des Menschen und der geistlichen Rede am angemessensten ist — dagegen das vorher mit der Feder Reden, ehe man wirklich redet, grade bei der Predigt immer etwas Unnatürliches und Unwürdiges für unser innerstes Gefühl behält.

Der andere Punkt ist die ungerechte Verurtheilung der Homilie, welche wieder mit des Verf. Ansichten von Bibeltext zusammenhängt, eben so wie die Meinung, daß eine Predigt durchaus ein Exordium haben müsse, dessen Stelle ja eben der gegebene oder gewählte Text selber völlig vertritt. Wenn der Verf. sich eine Homilie nur mitunter gefallen lassen will, doch von ihr spricht: „Sie macht voll, aber nicht satt;" wenn er kühnlich vor dem ganzen Predigerstande behauptet: „Die Homilie sey ein Ruhepolster für träge und geistesarme Pfarrherrn": so bedauern wir die bedauernswürdigen Nachwirkungen des Verfalls der Exegese, welche sich sogar bei einem Gläubigen, wie Harms, in solcher Herabsetzung des Bibelwortes zeigen. Wir hoffen zum Herrn, es kommt bald eine Zeit, wo das heilige, auch in Ordnung, Ausdruck und Form über alle Menschenkunst und Menschenweisheit hoch erhabene Bibelwort in manchem Munde neu und lebendig ertönen und seine Ehre behaupten wird. Könnten wir dem lieben Harms ächte Homilien anzuhören geben, er nähme gewiß seine harte Rede zurück. Nur die analytisch-synthetische Homilie soll allenfalls „eine Person, welche einen Kopf hat," seyn: also ein Bibeltext, wie Gottes Geist ihn gestellt, ist ohne Kopf, daß unsere Logik ihm denselben erst aufsetzen muß? Freilich, Harms sagt's gradezu: „Es mögen seltene Fälle seyn, da ein Text 1) alle nöthigen Theile, 2) in der rechten Ordnung und 3) nichts mehr als eben diese Theile gibt." Wir aber behaupten dagegen, daß ein Bibeltext nothwendig, als vom heiligen Geist eingegeben, allemal 1) alles Nöthige zu einer Predigt über diesen Text, 2) in der besten organischen Ordnung, wenn auch öfters nicht in unserer logischen Pseudo-Ordnung, und 3) nichts Anderes, als was zur tiefen Einheit seines inneren Zusammenhanges gehöret, enthält. Die gemein-logische Partition in unserer Predigtform ist ein großer Fehler, der die geistige Lebendigkeit der Rede nur zu oft verhindert; wollen wir gründlich, d. h. ohne hervortretenden Schematismus nach innerer Entwickelung des

Sachinhaltes selber disponiren und anordnen lernen, so laßt uns nur die Ordnung des Bibelwortes studiren und nachahmen! Eine in diesem Sinne den Text ergreifende und klar in die Zuhörer übertragende Homilie ist viel schwerer, als die Predigten nach allgemeinem Zuschnitt der gewöhnlichen Art, und eigentlich allein eine rechte Predigt im höchsten Begriffe des Wortes, eine Kundmachung des von Gott gegebenen Wortes; aber auch jede minder vollkommene Homilie möchten wir wegen ihrer durchgängigen Getragenheit durch die Auctorität des Textes vorziehen.

Was sonst noch im ersten Abschnitte von der Predigt gesagt wird, müssen wir übergehen und weiter eilen: es sind specielle Klugheitsregeln bei allen Arten von Predigten, namentlich wieder für die Holsteinischen Verhältnisse. Wir heben nur zum Schlusse noch ein ernstes Wort aus, das bei Gelegenheit der Jubelpredigt gesagt wird, indem die Ursache ihrer jetzigen Häufigkeit in der Trägheit der Prediger gegen sonst gefunden wird. „Predigten weniger, Catechisationen weniger, Krankenbesuche viel weniger, die specielle Seelsorge weniger, und seit der Rationalismus überhand genommen hat, die innere Thätigkeit überhaupt viel weniger. Wahrhaftig, es ist keines Menschen Leben so sehr geschützt von Außen und so wenig aufreibend von Innen, wie das eines rationalistischen Predigers!"

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus dem Reiche.

43) Simon Johanna, hast du mich lieb.

Die Liebe des Christen zu seinem Herrn wird oft im Leben auf gar merkwürdige Kreuzwege gestellt, wo der Mensch für sich allein nicht wissen würde, sollte er den Weg zur Rechten oder zur Linken wählen, leitete ihn dann nicht selber der Geist dessen an seiner Hand, der gesagt hat: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Da gilt es oft, das Liebste, das Beste, das der Mensch auf Erden hat, aufzugeben, um das noch Liebere, das noch Bessere, das Kreuz des Herrn Jesu zu erfassen.

Ein Gelehrter, besonders wenn er so einsam in der Welt dasteht, wie der ehrwürdige Regens B. zu R. (nunmehriger Bischof), hat wohl schwerlich etwas Anderes an dem sein Herz, unter allen irdischen Besitzungen, so innig hängt, als ein Manuscript, dessen Ausarbeitung die schönste Zeit der Jugend, die kräftigsten Jahre des Mannsalters gekostet hat. Unser ehrwürdiger Regens hatte (im Jahre 1809) ein solches, sehr gelehrtes, geschriebenes Werk über die Propheten, in seinem Kloster liegen und dabei viele kostbare Bücher, die er durch die Mühe und Opfer fast eines ganzen Menschenlebens sich erworben. In einem anderen Theile der Stadt lagen aber, nach der kurz vorher geschehenen Schlacht, viele Schwerverwundete und Sterbende, denen der Regens göttlichen Trost und Erquickung des Geistes wie des Leibes gereicht hatte. Da nun durch das heftige Bombardement die Stadt an mehreren Seiten sich entzündete und das Klostergebäu, worin das Manuscript und die Bücher waren, fast zugleich mit dem Gebäude in Flammen stund, worinnen die armen kranken und sterbenden Brüder lagen und jeder Andere nur an seine und an seines Eigenthums Rettung dachte, da war der theure, edle Christusjünger bald darüber entschieden, was er thun sollte: er ließ das Manuscript, diese Arbeit vieler Lebensjahre, und die kostbaren Bücher verbrennen und trug die Kranken und Sterbenden auf seinen eigenen Schultern aus der Feuersgefahr hervor. — Ja, du treuer Glaubensheld! er, der Wahrhaftige und Getreue, wird deine Treue lohnen.

Nachrichten.

(Tübingen.) Auf die — im Frühling 1828 — in diesen und mehreren anderen Blättern bekannt gemachte Einladung

zur Abfassung einer Apologie des Christenthums für gebildete Leser,

für welche eine Gesellschaft einen Preis von 25 Louisd'or ausgesetzt hatte, sind zwar an diese auf den bestimmten Termin mehrere Schriften eingesandt worden.

Da aber die Gesellschaft durch keine derselben ihre Wünsche ganz befriedigt gefunden, worüber sie in dem kürzlich erschienenen 4ten Heft der Tübinger theologischen Zeitschrift des Jahrgangs 1830 (S. 206 f.) Rechenschaft gegeben hat, so legt dieselbe ihre Einladung zur Abfassung einer Apologie des Christenthums für gebildete Leser, dem theologischen Publicum hiemit wiederholt vor, indem sie zugleich nicht nur den eigentlichen Preis auf 30 Louisd'or erhöht, sondern auch für eine zweite gelungene Schrift ein Accessit von 15 Louisd'or festsetzt.

Sie fordert zu dieser Arbeit auch jetzt wieder Männer auf, welche, selbst durch eigene Forschung und Erfahrung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums durchdrungen, dabei mit den Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens vertraut und der Erscheinungen unserer Tage in Litteratur und Leben kundig, gerne Zeugniß ablegen von der göttlichen Kraft des Evangeliums, selig zu machen Alle, welche daran glauben.

Der Inhalt der Schrift ergibt sich aus dem Bisherigen. Sie gebe dem Leser, mit Ausschluß dessen, was zunächst den Theologen allein berührt, das Wesentlichste, was den christlichen Glauben begründet und rechtfertigt; sie suche namentlich, ausgehend von der Ansicht, daß die unverfälschte christliche Lehre nur die in der heiligen Schrift niedergelegte ist, die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Urkunden des Christenthums durch eine gediegene Auswahl der treffendsten Beweise zu erhärten, stelle, auch auf andere nichtchristliche Religionslehren geeignete Rücksicht nehmend, Christum als von Gott uns zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gegeben dar; zeige, welche von Gott getroffene Mittel und Anstalten das Christenthum als Gottes Werk beurkunden, und wie die Geschichte diesem Christenthume als ihrem Wendepunkte Zeugniß gibt.

Form und Einkleidung steht in freier Wahl; nur sey die Sprache rein und allgemein verständlich, die Darstellung klar, anziehend und des großen Gegenstandes würdig.

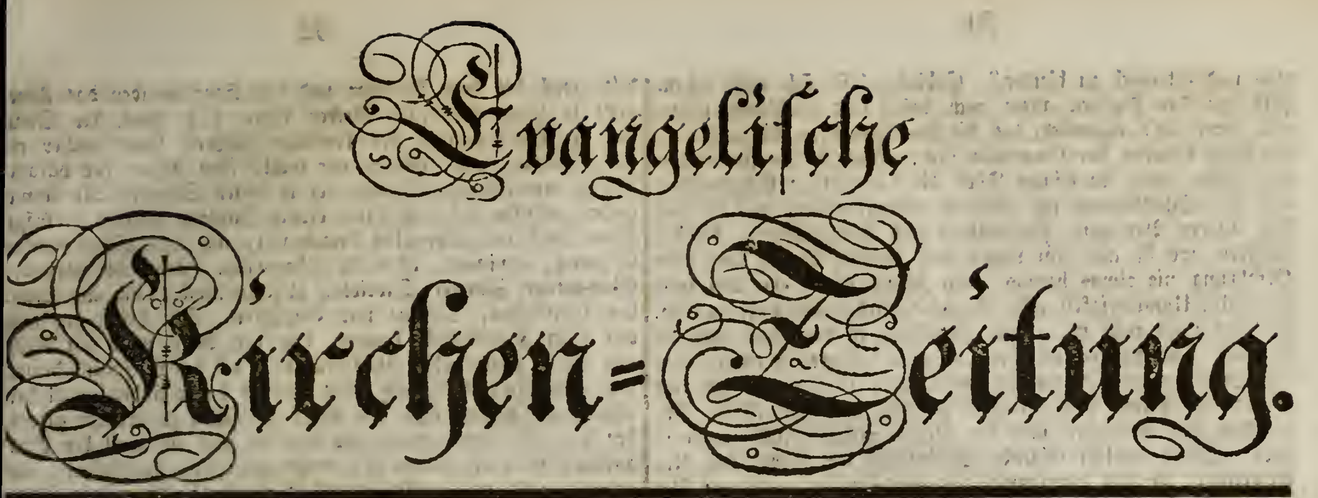
Die Preisschriften werden mit einem Wahlspruch auf dem Titel und mit versiegeltem Namen, welchem gleichfalls derselbe Wahlspruch beigeschrieben ist, vor Ostern 1833 (in der erwähnten Stelle der Tübinger Zeitschrift ist durch ein Versehen 1832 gesetzt) postfrei eingesandt an Dr. Steudel, Professor der Theologie zu Tübingen.

Die des Preises oder des Accessit würdig erfundenen Schriften werden dem Druck übergeben, und die Gesellschaft wird, wenn die Verfasser es wünschen, die Besorgung desselben gerne übernehmen.

Das Honorar gebührt jedenfalls den Verfassern, zu welchen man übrigens das Vertrauen hat, sie werden vor dem Drucke auf die Wünsche geneigte Rücksicht nehmen, welche etwa die Gesellschaft ihnen noch vorzulegen findet.

Den 15. Januar 1831.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. — Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 9. Februar. № 12.

Litterarische Anzeige.

Pastoraltheologie. In Reden an Theologiestudirende; u. s. w. Von Claus Harms, Archidiaconus zu Kiel. Kiel, Universitätsbuchhandl., 1830. gr. 8. S. 234.

(Schluß.)

In den beiden folgenden kürzeren Abschnitten wird auch die beurtheilende Anzeige viel kürzer seyn können. Im zweiten ist von der öffentlichen, kirchlichen Kinderlehre die Rede, und der Verf. behandelt diesen Gegenstand mit solcher Wärme und Liebe, daß man über die Auffallendheiten des vorigen Abschnittes alsbald wieder etwas getröstet, wenigstens, wo es nöthig wäre, dem Verf. wieder freundlich gestimmt wird. Es ist ein schönes Ideal einer rechten Kinderlehre, für welches begeistert zu seyn er gleich am Anfange gesteht. Herz, Verstand und Gedächtniß der Kinder soll gleichzeitig so in Anspruch genommen werden, daß die großen wie die kleinen, die fähigern wie die minder fähigen, nach dem inwendigen Menschen an- und aufgeregt, dies durch Ruhe und gehörige Antworten, so wie nachher durch die Wirkungen im Leben beweisen, und über dem Ganzen ein solches Interesse schwebt, daß die Erwachsenen die Kinderlehre grade so wie die Predigt besuchen und schätzen! Daß man ehemals solche Kinderlehren gesehen, wird mit Nachrichten belegt, und ferner sehr treffend das Wesen einer Kinderlehre darin gesetzt: „daß sie sich mehr, als die eigentliche Catechisation thut, an das Herz, an das Gefühl, an den Willen richtet, zur Erbauung, und daß sie sich mehr, als die eigentliche Predigt thut, an den Verstand, an den Begriff, an die Erkenntniß richtet, zur Belehrung, so in der Mitte zwischen Predigt und Catechisation stehend — so daß die Belehrung erbaulich und die Erbauung belehrend werde, bis zur Ununterscheidbarkeit." Die Catechetik wird, wie billig, auf ihr Verhältniß zu einer positiven Religion und in ihre Schranken verwiesen, weil sie, zur Sokratik geworden, auf christlichem Gebiet viel Schaden angerichtet habe; doch wird andererseits die catechetische Unbehülflichkeit vieler Prediger, wodurch sie den neugebildeten Schullehrern nachstehen, und noch mehr die Trägheit derselben zu dem hochwichtigen Werke, der Mangel an Ernst, Lust und gründlicher Vorbereitung beklagt. Wenn der Verf. als Stoff zur Kinderlehre „schwerere Abschnitte aus der Bibel, schwerere Lehren unseres Glaubens" bestimmt, so möchte das wohl in manchen Gegenden, besonders auf dem Lande, wo ein rechter Prediger wenig vorfindet und Alles erst nach und nach heranbilden muß, keine Anwendung finden. Sehr wahr ist es, daß „die Kinderlehre ein Theil unseres Amtes ist, Joh. 21, 15.: Weide meine Lämmer!" Wahr, daß tüchtige Kinderlehren eben so gut, auch wohl noch besser und wirksamer seyn können, als Predigten, und daß in der Kirche nicht immer nur Predigt und abermals Predigt, sondern auch Gespräch und Befragung statt finden soll — obgleich wir das Catechisiren über eine gehaltene Predigt — das freilich schwer ist — nicht grade mit dem Verf. völlig verurtheilen möchten, der es nennt: „die Predigt todtstechen und sie darauf in einen Kessel thun, abkochen und so weiter, und ein anatomisches Präparat aus ihr machen." Aber wundern müssen wir uns doch, daß dem Verf. hier gar keine solche Frage beigekommen ist, wie vorhin bei den Bibeltexten: ob es auch eben so begründet als herkömmlich sey, öffentliche Kinderlehre vor Erwachsenen in der Kirche zu halten? Wir erlauben uns hier einen Gedanken zur näheren Erwägung christlicher Amtsbrüder auszusprechen, der uns lange vielfach bewegt hat. Daß der Geistliche auch die Schulkinder schon vor dem Confirmandenunterrichte in Unterweisung nehmen soll und muß, und sie nicht bis dahin der Schule überlassen darf, setzen wir voraus; in unserer Provinz ist auch von der Regierung ein Religionsunterricht bei'm Geistlichen für die Kinder vom zwölften Jahre an das ganze Jahr hindurch verordnet — leider thun so viele gewissenlose sogenannte Geistliche nicht einmal das Befohlene! Aber eine andere wichtige Frage ist es doch wirklich, ob es dem kindlichen Gemüthe in so frühem Alter schon heilsam und für den heiligen Zweck ganz angemessen und ersprießlich sey, diese Unterredungen mit den Kindern vor öffentlicher Gemeinde anzustellen? Ganz ohne Befangenheit durch Ehre oder Schande werden sie dabei kaum seyn, und jede solche fremdartige Einmischung ist doch grade hiebei sehr vom Uebel. Ferner, wird wohl je — daß wir nicht sagen die Mehrzahl, auch nur eine bedeutende Anzahl der Prediger fähig seyn, die kirchliche Catechisation so einzurichten, daß das Bedürfniß der Erwachsenen und der Kinder gleichmäßig befriediget werde? Erfordert es nicht seltene Gaben, dabei den Kleinen zutraulich und faßlich, und doch auch den Großen lehr-

reich und erbaulich zu bleiben? Endlich, läßt sich nicht jedenfalls mit den Kindern allein noch besser und wirksamer reden, und ziemt sich's eigentlich, daß die Unconfirmirten, die noch nicht eigentlich Glieder der Gemeinde sind, öffentlich vor ihr auftreten? Rec. hält an seinem Theil die kirchliche Catechisation mit den Schulkindern für eben so unangemessen, als die mit den älteren Personen, Hausvätern und Hausmüttern, bei der letzteren, wo sie auf dem Lande noch besteht, kommt laut aller Erfahrung nie etwas heraus, auch scheint damit eine Art fortdauernder Unmündigkeit aller Gemeindeglieder bezeichnet zu seyn, die doch nicht recht ist. Unser Vorschlag ist der: daß man die kirchliche Catechisation mit den jungen ledigen Leuten von der Confirmation bis zur Verheirathung, oder einem gewissen Jahre des Alters halte; das ist passend, und hier ist der Unterschied der Befragten und der bloßen Zuhörer nicht mehr so groß. Dann entsteht folgende Stufenfolge der Obhut und Unterweisung, die uns naturgemäß in jeder Hinsicht erscheinet: Bis zur Schulpflichtigkeit gehören die Kindlein dem Hause, von da an der Schule unter Aufsicht des Pfarrers, vom zwölften Jahr oder dem Eintritt in die obere Schulclasse an dem Religionsunterricht des Pfarrers (neben dem des Schullehrers), der endlich in die Vorbereitung zur Confirmation übergehet. Die Confirmirten besuchen, wo es angehet, noch ein Jahr lang zuweilen den Pfarrer zu Gespräch und Prüfung, und nehmen noch eine Reihe Jahre an den kirchlichen Catechisationen Theil, bis sie als Mündige der Predigt und Seelsorge überwiesen werden können. Man prüfe die Sache und versuche ihre Ausführung!

Der dritte Abschnitt bei Harms bespricht die Vorbereitung der Confirmanden. Diese wird sehr richtig nach dem Namen „Vorbereitung" für etwas ganz Anderes, als bloßen letzten Unterricht, für eigentliche Einweihung in das Geheimniß des christlichen Lebens erklärt, und mit steigender Wärme äußert sich hier in Vielem die innige Amtstreue des lieben Verf. „Wir sollen vorbereiten, reinigen, weihen, die vorhandene Gabe des Geistes wecken, zum königlichen Priesterthum ordiniren, den Sonnenstrahl auf die Säule fallen lassen, daß sie davon klinge, in das vielleicht noch todte Holz der Religionskenntnisse den Saft des Lebens bringen, den Kopf zum Herzen bringen, mit dem heiligen Geist und Feuer taufen, zur Wiedergeburt verhelfen u. s. w. — denn wer nicht confirmirt ist, ehe er confirmirt wird, der wird schwerlich confirmirt werden, wann er confirmirt wird. — Die Vorbereitung der Confirmanden ist diejenige Leitung und Bearbeitung ihrer Seelen, durch welche sie unter Gottes Segen theilhaftig und theilhaftiger werden des Lebens, das mit Christo verborgen in Gott ist." Da müßte nun freilich der Unterricht der Schule (oder des Pfarrers) schon vorher das Seinige genügend gethan haben. Daß dies leider gewöhnlich nicht der Fall sey, gibt Harms nun zu, und stellt deswegen die richtige Regel auf: „Je weniger die Confirmanden wissen, jemehr muß der Unterricht hervortreten — freilich die Vorbereitung darf nicht fehlen; je mehr sie wissen, je mehr Zeit ist auf die Vorbereitung zu wenden." Bei der Ausführung des Einzelnen ist es nur wieder Schade, daß sich Alles in der Rücksicht auf die Holsteinischen Verhältnisse bewegt. Dort werden die Kinder confirmirt, wenn die Mädchen 15, die Knaben 16 Jahr alt sind — es wäre gut, wenn es überall so wäre, für Alle die aber, welche 14jährige Kinder confirmiren müssen, modificirt sich das Gesagte schon bedeutend. Dort dauert die Vorbereitung zwei Monate — das ist gewiß zu kurz, und die Preußische Bestimmung eines halben Jahres viel besser; wobei wir den Verf. nicht verstehen, wenn er eine so lange Zeit tadelt, weil bei dem Prediger und den Confirmanden das Feuer nicht so lange in Brand bleiben könne. (?) Auch die Sitte, daß die Confirmanden des künftigen Jahres schon vorher ein Jahr Zuhörer sind, billigen wir nicht, eben wegen des paränetischen, einweihenden Geistes, der in diesen Stunden alle Anwesenden aufassen soll, und keine bloßen Zuhörer schicklich verträgt. Dann wird viel Specielles beigebracht, wie man Confirmanden bekommt, annimmt, über die jedesmalige Länge, die passenden Wochentage, Zimmer, Disciplin, ja sogar Rock, Rang und Stand des Geistlichen, Scheine und Gebühren. Wir heben nur noch den einen Hauptpunkt heraus, daß der Verf. zwar mit Recht sehr auf die nothwendige Vollständigkeit des Leitfadens dringt, aber den Catechismus nicht passend dafür findet, weil derselbe den Confirmanden von Klein auf schon zu ordinär geworden sey. Schlimm genug, wo das der Fall ist, weil der Catechismus zu früh gebraucht, wohl gar schon buchstabirt, und hernach nicht zweckmäßig behandelt worden! Aber wir sollten meinen, eben dann muß er den Kindern zuletzt wieder wichtig und lebendig gemacht werden, damit er ihnen nicht zeitlebens ordinär bleibe. Mögen sich bei gebildeteren Stadtkindern mancherlei zweckmäßige Leitfaden denken lassen; für die Confirmanden des Dorfes, bei denen wirklich nach Luther's Wort nicht genug einerlei Text und Form festgehalten werden kann, scheint uns immer der Catechismus, den ihnen schon die Schule eingeprägt und vorläufig erläutert hat, ein besserer Leitfaden als jeder andere, an dessen Wort und Ordnung sich ihr Gedächtniß zur Beihülfe des Verstandes und Herzens nicht Lebenslang so fest anhalten kann.

Und so hätten wir denn das inhaltreiche erste Buch dieser Pastoraltheologie ziemlich ausführlich ausgezogen und beurtheilt. Ueber Form und Ton des Ganzen ist nichts hinzuzufügen, da sowohl die ungewöhnliche, öfters dunkle Satzbildung des Verf., welche die Schattenseite seines Styls ausmacht, als auch die Lichtseite der lebendigen, treffenden, witzigen Rede allgemein bekannt ist. Es fehlt nicht an Beispielen für Beides, nicht an spitzigen, schön gesagten Kernworten und sehr bezeichnenden Gleichnissen und Anecdoten, die überall sogleich bei der Hand sind, auch nicht an einzelnen paradoxen Behauptungen, die der rechten Wahrheit ermangeln. Das hält sich einander das Gleichgewicht, und man liest gerne auch hier wieder den Verf., wie er ist und schreibt. Was aber den Inhalt anlangt, so wiederholen wir zum Schlusse, daß doch gar zu viel Specialia über Nebensachen und zu wenig Entwickelung und deutliche Begründung der Grund- und Hauptsachen sich findet, so daß das Buch insofern dem wissenschaftlichen Titel kaum ganz entsprechen möchte. Viel Treffliches und Beherzigungswerthes ist gesagt, so daß kein Evangelischer Prediger die nützliche und immer gegen das Gewöhnliche sehr gewichtige Schrift ohne Segen lesen und benutzen wird; doch müssen wir jedem solchen Leser wünschen, daß er den mehrfach gerügten Hauptfehler des Buches erkenne, und sich nicht zur Geringschätzung der heiligen Schrift als nothwendigen und vollkommenen Predigttextes verleiten lasse. Es thut uns leid, es aussprechen zu müssen, aber die Wahrheit erfordert es nach unserer Ueberzeugung: dem ganzen Werke fehlt, wenigstens für den klaren Ausspruch, der rechte Bibelgrund und das rechte Realprincip, d. h. es ist in ihm viel zu wenig von der Bibel und dem, was sie allein dem Prediger für sein Amt seyn kann und soll, die Rede; und eben darum auch viel zu wenig von dem, was eigentlich Predigt in der christlichen Kirche ist, warum und wovon — nicht bloß wie gepredigt werden soll. Wir sind zwar überzeugt, daß der theure Verf.

n dem Wovon mit allen Gläubigen einig ist — wie er dies a mannichfach bezeuget hat anderwärts; aber daß er es nicht auch vornehmlich in diesem Buche entschieden dargelegt hat, thut uns insofern leid, als dadurch dessen Nützlichkeit sich sehr vermindert. Wenn in dem ganzen Buche die christliche Heilslehre nirgends als göttlicher Auftrag für Predigt und Unterricht vorgehalten, sondern immer nur vorausgesetzt wird, auch alle ausführliche Hinweisung auf den Schatz der heiligen Schrift als unerschöpfliches Lehr- und Musterbuch für den Prediger, der hier gar nicht als Diener des göttlichen Wortes erscheint, mangelt; so möchten wir auf dem Titel noch dazu wünschen: für christliche Theologiestudirende, wozu aber wieder manches Andere im Buche nicht paßt. Wir wissen also nicht recht, welcher Art Leser das Ganze genügen möge, und finden darin neben dem vielen Guten auch vieles Nichtgute, das wir um so mehr frei bezeichnen mußten, weil ein so wichtiges Buch von dem bei uns geehrten, bei Anderen geschmähten berühmten Verf. leicht Freunde oder Feinde dadurch irre leiten könnte. Wir haben also von demselben Rechte der brüderlichen Bestrafung Gebrauch gemacht, das der Verf. kürzlich gegen die Ev. K. Z. ausübte, und wünschen, daß alles Gesagte der Liebe unter Christi Gliedern keinen Eintrag thun möge, indem wir hinwiederum uns belehren zu lassen gerne bereit sind. Der Herr aber selber wolle durch seinen Geist in seinem Worte je mehr und mehr alle Prediger thun lehren, wie sich's gebühret, in allen Geschäften ihres heiligen Amtes, und dazu auch die Harms'sche Pastoraltheologie, so weit sie vor ihm recht ist, in ihrem ersten, zweiten und dritten Theile gesegnet seyn lassen!

ρσ.

Nachrichten.

Kopenhagen im Januar 1831.

Endlich ist der zweite Meister des Dänischen geistlichen Hochgesanges, der Bischof Hans Adolph Brorson, in einer neuen Ausgabe erschienen. Die süßen, wehmüthigen, kindlichen Töne sind ihm besonders eigen, und in einigen seiner Weihnachtslieder vorzüglich ist es, wie wenn man den Nachhall von Engelsstimmen hörte; so rein, so zart klingen sie; dabei theilt er aber auch die Fehler der zweiten Schule in der Deutschen geistlichen Liederpoesie, der er sich anschloß und viele Früchte derselben auf Dänischen Grund und Boden verpflanzte: eine zu große Gesprächigkeit, obgleich die liebliche mit dem Freund der Seelen, eine anscheinende Ueberfülle des Gefühls, mit dem der starke und doch demüthige Glaubenseifer nicht gleichen Schrittes geht. Sein „Rares Kleinod des Glaubens" war noch bis auf die letzte Zeit, also ein ganzes Jahrhundert hindurch, ein wahrer Perlenschatz vieler bekümmerten Seelen, obgleich natürlich von den Weisen der Welt wenig geachtet, und in dem neuesten Dänischen Gesangbuche (Ev. K. Z. 1827 S. 160.), fast gar nicht benutzt. In dichterischer und sprachlicher Beziehung hatten schon früher Pastor Götoft, durch seine Umarbeitung mehrerer Brorson'scher Lieder (im 17ten Bande der J. Möller'schen theol. Bibliothek), und der Rector Brorson, ein Urenkel des seligen Bischofs, durch eine Auswahl derselben (Kopenhagen 1823) auf den trefflichen Sänger aufmerksam gemacht. — Der Bischof Brorson war geboren 1694 den 20. Juni in einem Dorfe des Stifts Ripen, Randrup, wo er von 1721—29 das Predigtamt verwaltete, später in Tondern Prediger, in Ripen Stiftspropst und von 1741 an bis an seinen Tod Bischof des Stifts Ripen. Der Dänische König, Christian VI., erhob den Meister des geistlichen Gesanges, von dem er ein Lied besonders schätzte und hoch hielt, zu dieser Würde. Außer der schon erwähnten Sammlung, dem „Raren Kleinod des Glaubens" (Kopenhagen 1730 und öfter), gab er in Tondern „Adventslieder, Passionslieder, Himmelfahrts- und Pfingstlieder, Lieder über den Grund des

Glaubens" (1733—42) heraus und vollendete seine Sängerbahn mit einem „Schwanengesange," einer Sammlung von 70 geistlichen Liedern (1765). Am Abend seines Lebens arbeitete er an „Predigten über die zehn Erscheinungen des Herrn nach seiner Auferstehung;" während dessen rief der Herr den treuen Diener zu seinem Frieden ein (3. Juni 1764). — Die gegenwärtige Ausgabe, besorgt vom Licentiaten der Theologie, Prediger in Holsteinburg, J. A. L. Holm, befaßt alle geistliche Lieder Brorson's, auch die aus dem Deutschen (P. Gerhard's, J. Rist's, J. Scheffler's, J. A. Freilingshausen's, C. F. Richter's u. A.) übersetzten, die ungefähr zwei Drittel der Sammlung ausmachen möchten. Mit Rücksicht auf die Vollständigkeit hat der Herausgeber nichts zu wünschen übrig gelassen, aber desto mehr, was die Anordnung und besonders was die Correctheit betrifft. Leider kommen mehrere ganz unverständliche Stellen vor, daher eine Emaculirung dieser Ausgabe ein wahres Verdienst wird. In allem sind hier 342 geistliche Lieder enthalten.

Bekanntlich hat sich das schleichende Fieber der politischen Aufregung auch in den Deutschen Staaten des Königs von Dänemark gezeigt, doch mehr als Nachwehen fremder Symptome, denn als eigene am Staatskörper wahrnehmbare. Ein Canzelleirath Lornsen, ein Held des Tages, hat das Volk auf der Insel Sylt aufzuregen und auch sonst alle Classen der Bürger durch eine freche Broschüre zu bearbeiten gesucht, die eine Menge Federn in Gang setzte und Bedenken über Bedenken hervorrief. Ein Verzeichniß dieser Schriften ist in einer Nummer der Leipziger Zeitung vom Monat Januar d. J. enthalten. Unter allen diesen Broschüren ist keine der Erwähnung in einer Evangelischen Kirchenzeitung noch der Beachtung christlich Denkender werth als Lindberg's neuerdings erschienene kleine Schrift: „Ueber die Krankheiten des Staates und Canzelleirath Lornsen's Heilmittel" (Kopenh. 1830). Der Verf. zeigt erst mit scharfer Ironie die marktschreierische Kunst des erwähnten Lornsen, zeigt, daß derselbe weder die Krankheit des Staates kenne noch die Heilung derselben (denn er meint, daß das Uebel darin bestehe, „daß die Bürger die Größe der Staatsschuld nicht wissen," und behauptet, daß die rein monarchische Staatsverfassung ein jedes bedeutende Unternehmen unmöglich mache, eine jede heilsame Veränderung hindere; als Heilmittel gibt er aber an, wie Lindberg sagt: „Die alte Staatsverfassung abzuschaffen, den König unmündig zu machen, so daß er unter einen Rath von 40 Schleswig-Holsteinern gesetzt würde; und wenn das geschehen wäre, wenn wir einen König von der Gnade der Bürger — einen Bürgerkönig — anstatt eines Königs von Gottes Gnaden erhalten hätten, so würde ein vollkommenes goldenes Alter seinen Anfang nehmen"). Seine eigenen Gedanken über die rechte Bewandniß der Sache stellt Lindberg ungefähr so dar: „Nur Unverständige wähnen, daß, wenn man den äußeren Kennzeichen einer Krankheit entgegenwirkt und sie entfernt, diese damit beseitigt oder gehoben sey, während der erfahrene Arzt innere Mittel vorschreibt, um der Krankheit im Grund und in der Wurzel zu begegnen. Bei der Krankheit des Staats darf ein erfahrener Arzt sich nicht anders benehmen und nur der Thor wird meinen, daß die Abhelfung der Geldnoth oder Tilgung der Staatsschuld, als eines äußeren Kennzeichens des innerlich tief wurzelnden Gebrechens, den Staat von Grund aus werde heilen können. Denn nicht Geld ist es, was dem Staate Kraft gibt und das Wohl der Bürger begründet, sondern so wie der einzelne Mensch nur dann, wenn er ein höheres Leben führt und den Sinn abwendet von dem, was in die Welt hineinzieht und das Herz an das Irdische fesselt, sich in der That und Wahrheit glücklich fühlt, also und nicht anders ist's auch mit den Staaten. Die Sünde ist nicht nur des einzelnen Menschen, sondern auch der Völker Verderben, und es gibt kein anderes Rettungsmittel für diese so wie für jenen, als daß sie sich zu dem Gott ihres Lebens bekehren. Dann und nur dann fühlen sie wieder den Segen Gottes; wenn sie sich aber von ihm abwenden, um Abgötter zu verehren (und was Abgötter in diesem Sinne sind, lehrt uns Luther in seiner Erklärung des ersten Gebots), oder wenn sie ihn über der Welt vergessen, dann steigt die Zahl der Unglücksfälle, weil der Segen des Herrn gewichen ist, und die Noth wird gefühlt, sie komme nun unter der einen oder der anderen Gestalt, als Krieg, Aufruhr,

Pest, Ueberschwemmung, Mißwachs u. s. w., und der Arm des Herrn ist nicht verkürzt sondern ruht schwer auf den Völkern, bis der Unsegen ihnen entweder zur *Bekehrung* oder zur *Zerstörung* wird." — Nachdem der Verf. nun ferner gezeigt, daß die Christen, nach den Grundsätzen ihres Meisters und seiner Jünger, selbst unter einer höchst *unvollkommenen* Staatsverfassung und sogar unter einer *schlechten und tyrannischen* Regierung ihren Mund gegen die Obrigkeit nicht aufthun, noch ihre Hand gegen die Ordnung von Gott erheben dürfen, daß wir nur in dem einzigen Falle, wenn wir der Obrigkeit nicht gehorchen könnten, ohne Gottes Gebote zu übertreten, Ungehorsam gegen Menschen bezeigen müssen, um Gott zu gehorchen: wendet er das Vorhergehende auf Dänemark an und erklärt, daß die Dänische Staatsverfassung eine solche sey, die sich die Achtung eines jeden vernünftigen Mannes, wenn er auch nicht Christ ist, erwerben müsse. „Die Schuld darf also nicht in der Staatsverfassung gesucht werden, unter welcher unsere Väter glücklich lebten und die bürgerliche Noth nicht kannten, unter der jetzt so Viele seufzen; sondern in uns selbst. Das Geschlecht ist ein anderes worden in Rücksicht auf Gottseligkeit wie auf die daraus entspringende Genügsamkeit, Treue, Ehrlichkeit und alle christliche Tugenden. — Sollen demnach Staaten wiedergeboren werden, in ihrem Alter mit verjüngtem Leben und neuer Kraft auferstehen, so ist es klar, daß nicht die *Staatsverfassungen* verändert oder umgestürzt werden dürfen, sondern das christliche Leben, welches erstorben oder eingeschlafen ist, wieder erstehen und erweckt werden, und die christliche Erleuchtung, welche erloschen ist, wieder angefacht und verbreitet werden müsse. — Ein Versuch, wie der *Lornsen's*, das Volk zu lehren, der Obrigkeit zu trotzen und die Bande zu zerreißen, die dasselbe an den besten König knüpfen, darf uns indeß nicht in Erstaunen setzen; denn wenn Menschen erst alle Furcht vor dem lebendigen und heiligen Gott abwerfen, wenn sie dreist Gottes Reich auf Erden verhöhnen und übermüthig demselben den Rücken kehren, dann ist ihnen kein Schritt leichter, als den Königen, den Gesalbten des Herrn, dasselbe zu bieten, was sie dem *Herrn* selbst bieten." — Seinen Zweck mit dieser Schrift spricht der Verf. endlich so aus: „Die nothwendige und natürliche Verbindung zwischen dem *Abfall vom christlichen Glauben* und dem *Aufruhrsgeiste*, die in unseren Tagen eine so traurige aber unwidersprechliche Bestätigung erhalten hat, habe ich auch bei dieser Gelegenheit nicht verdecken, sondern vielmehr zu einer so großen Klarheit als mir möglich ist, hervorheben wollen, damit doch Einigen die Augen geöffnet werden möchten zu sehen, daß es keinesweges, wie so Viele behaupten, eine beinahe gleichgültige Sache sey, wie in Schulen und auf Universitäten gelehrt werde; denn wäre dem so, so müßte es auch beinahe gleichgültig seyn, ob die Bürger sich mit inniger Liebe an die Staatsverfassung und das Königl. Haus geknüpft fühlten, oder ob sie dieses Band als die unerträglichste Fessel betrachten, ob sie den Aufruhr gegen die Könige für eine Empörung gegen Gottes eigene Ordnung ansähen, oder, nach der neuesten, weit verbreiteten Ansicht von der Sünde, für ein unvollständiges Gutes, wodurch das moralische Bewußtseyn geschärft und die moralische Kraft geübt werde. — Wir glaubten einige der Hauptgedanken dieses *christlichen* Bedenkens den Lesern der Ev. K. Z. nicht vorenthalten zu dürfen, weil sie zeigen, mit welcher Innigkeit und treuen Liebe die Christen in Dänemark, wie gewiß überall in Protestantischen Ländern, an dem geheiligten Oberhaupte des Staats hangen und eben darum der Krankheit des Staats von keinem Anderen geholfen haben wollen, als von dem, der alle Krankheiten und Gebrechen heilt und unsere Schmerzen auf sich ladet. Ein Glaube, ein Herr, eine Taufe bedingt auch einen Geist diesseits und jenseits des Belts und des Weltmeers; und endlich muß doch die große *universalhistorische* Wahrheit allen Fürsten wie Völkern gleich einleuchtend werden, daß nur in dem Leben in Gott die wahre Ruhe ist, und daß die, welche dieses Glaubens leben, eben darum die besten Staats- und Kirchendiener, die treuesten Hausväter, die zärtlichsten Freunde und Gatten sind, und allein dem Staat eine sichere Bürgschaft eines gedeihlichen, äußerlich und innerlich starken und gesegneten Fortbestehens gewähren können.

Im 2ten Hefte der Lindberg'schen „Monatsschrift für Christenthum und Geschichte" ist die „Denunciationsschrift des Predigers G. *Busck* gegen den Prof. H. N. *Clausen*, als einen Bestreiter und Verächter der Landesreligion" eingerückt. Ueber den Verfasser derselben, der schon früher mehrere kleine Schriften herausgab, worin er die Rechte der Evangelischen Wahrheit und der christlichen Gemeinde behauptete, s. Ev. K. Z. 1829 S. 710., wo ein kurzer Auszug der letzten dieser Schriften gegeben ist. Die erwähnte Denunciationsschrift ward am 25. *Juni* 1830 an die Königl. Dänische Canzellei, als die oberste geistliche Behörde zugleich, eingegeben; und gewiß, wem der Herr das Auge öffnete für den großen Riß in der Kirche, wem er die Zunge löste, daß sie ausströme in Gebet zum Helfer Israels für den unheilbaren Schaden des Volks, der wird in diesem unverhaltenen Schmerzensrufe, wie er auch darüber urtheile, mehr sehen als in tausend erlogenen oder heuchlerischen Freudensbezeugungen über die Confession, deren Grabesfeier man eigentlich an vielen Orten im Geiste gefeiert hat (so namentlich in *Hamburg*, wo der Prediger *Böckel* sich nicht entblödete in seiner Confessions-Jubelpredigt drucken zu lassen: „*Daß unsere Bekenntnißschriften viele unläugbare Irrthümer wider Gottes Wort enthielten*" und statt aller Beweise auf *Bretschneider's Sendschreiben* verwies) *Busck* redet in dieser Schrift die Sprache des grundehrlichen Mannes, dem die Wahrheit und die Treue gegen den Herrn über Alles geht. Er bemerkt mit Recht, daß ein Gut, worauf wir keinen Preis setzen, kein Gut für uns sey, und daß, wenn wir Gott dafür danken wollten, wir dies nur heuchlerischer Weise, so daß wir den Namen des Allerheiligsten mißbrauchten, thun könnten; daß aber auf der anderen Seite die Achtung für ein wahres Gut uns drängen und treiben müsse, es nicht nur zu bewahren, sondern aus aller Macht zu vertheidigen. So ein Gut (sagt er) ist mir und ist jedem christlichen Prediger die *Augsburgische Confession*, und „ich bin gewiß, daß ihr, meine Vorgesetzten, dies in Liebe von mir halten werdet, daß dieses meines Herzens Meinung ist, und daß ich nicht leichtsinnig oder heuchlerisch den Amtseid geschworen *aus allen Kräften und mit aller Treue meinen Zuhörern die in den prophetischen und apostolischen Schriften und in den symbolischen Büchern unserer Kirche enthaltene himmlische Lehre einzuprägen, dahingegen mit allem Ernst und Eifer eine jede dawider laufende Lehre zu fliehen, sie mit aller Kraft zu bekämpfen, und eher mein Blut dran zu wagen, als falsche und fanatische Sätze zu billigen.*" Er bekennt weiter, wie er, nachdem er auf dem Wege der Litteratur vergeblich den Prof. *Clausen* aufgefordert, seine Irrthümer zu widerrufen und Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, nun durch sein Gewissen sich gedrungen fühle, dem höchsten Kirchencollegio die von jenem der Kirche zugefügte Schmach zu offenbaren. Dann folgt die Denunciation selbst und mehrere besonders klare Stellen aus der bekannten Schrift Prof. *Clausen's*, worin dieser die Protestantische Kirchenlehre überhaupt auf das Schmachvollste beurtheilt. — Wie die Königl. Dänische Canzellei die Sache angesehen hat, erhellet aus folgendem unterm 13. Juli 1830 an den Bischof Seeland's erlassenen Rescripte: „Der Prediger *Busck* hat in einem an die Canzellei eingesandten Promemoria die Aufmerksamkeit des Collegii auf mehrere Stellen in der bekannten Schrift des Prof. *Clausen's* hinzulenken gesucht, welche er mit der Augsburgischen Confession nicht übereinstimmend zu seyn, und deshalb Veranstaltungen von der höchsten Behörde zu erfordern vermeint. Auf diese Veranlassung bin wird Ew. Hochwürden hiemit aufgetragen, dem benannten Prediger zu erkennen zu geben, daß so wie die Canzellei, welche die verschiedenen Meinungen, die über jene Schrift geäußert worden sind, nicht unbemerkt gelassen, bis hieher, bewandten Umständen nach und namentlich mit Rücksicht auf die eigene Beschaffenheit der streitigen Sache, sich nicht bewogen gefunden hat, von der Seite des Oeffentlichen etwas in dieser Beziehung zu unternehmen, man also auch durch die Schrift des Pastors Busck sich nicht dazu für aufgefordert ansehe."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 12. Februar. № 13.

eber Staatsreligionen, Toleranz und Trennung von Kirche und Staat.

Erster Artikel.

Ein wichtiger Streit, der gegenwärtig in *Nordamerica* führt wird, läßt uns interessante Blicke in das dortige Kirchen- nd Staatswesen thun. Die ernsten Christen aus fast allen irchenpartheien suchen es durch wiederholte, sehr zahlreich un- rschriebene Vorstellungen bei'm Congresse dahin zu bringen, daß r *Lauf der den Vereinigten Staaten gehörigen Posten am Sonntage*, oder, wie sie sich ausdrücken, am Sabbathe, nicht ehr statt finde, und daß das Ausgeben und Umhertragen der ngekommenen Briefe und Zeitungen an diesem Tage eingestellt erde. Zweimal schon sind sie vom Congresse mit diesen An- ägen zurückgewiesen worden, sie sind aber im Begriff, von Neuem deshalb einzukommen, und die uns zugehenden christli- en Zeitschriften sind voll von Aufforderungen, diese Angelegen- eit auf das Ernstlichste zu betreiben, von Ausführungen, wie chtmäßig und nothwendig diese Schritte seyen, und von Ver- chen, die Gründe, aus denen der Congreß die Bittsteller zu- ückgewiesen hat, zu widerlegen. Wir sind zwar, in Uebereinstim- mung mit den Bekenntnißschriften unserer Deutschen Evangelischen irche, der Meinung dieser Americanischen Christen, welche auch ie der meisten Englischen und Schottischen ist, nicht zugethan, ls sey die Feier eines Tages von sieben durch ein göttliches, icht minder als der ganze übrige Inhalt der heiligen zehn Ge- ote noch jetzt gültiges Gesetz auch den Christen vorgeschrieben, ndern halten die Sonntagsfeier nur für eine gute, menschliche Ordnung, der wir, wie aller menschlichen Ordnung, um des errn willen, unterthan seyn sollen. Allein dennoch haben wir it großer Erbauung, inniger Freude und nicht ohne Beschä- mung schon oft aus den Schriften und aus dem Munde Groß- ritannischer und Americanischer Christen, wenn sie ihrer Sab- athsruhe und Sabbathsbeschäftigungen gedachten, vernommen, ie tief sie den Segen der oft wiederholten Einkehr in Gott, es innigen Umgangs des betenden Geistes mit ihm, und der änzlichen Hingabe aller Kräfte des Leibes und der Seele zu einem und seiner Glieder Dienste, unter völliger Entäußerung von allen irdischen Geschäften, Gedanken und Gefühlen erkennen und empfinden, wie selig sie sich in dem Genusse dieser herrlichen Vorrechte der Kinder Gottes wissen, und wie mächtig sie sich dadurch zu dem thätigen Christenthume rüsten und erfrischen, welches mehr und mehr die finstere Erde mit den schönen Früchten ihrer so ausgedehnten Liebeswerke erfüllt. Und da diese heiligen und nothwendigen Uebungen und Geschäfte des neuen Menschen, und der Segen, der daraus auch der Welt zufließt, durch die uralte, ehrwürdige und überaus weise, auch an Gottes Gesetz im Alten Bunde so bedeutungsvoll sich anschließende kirchliche Ordnung der Sonntagsfeier so wesentlich erleichtert und befördert werden, wenn diese Ordnung gewissenhaft und doch im Geiste der Freiheit gehalten wird, mit welcher uns Christus befreiet hat, so stimmen wir insofern mit unseren Brüdern jenseit des Meeres von Herzen überein, wie ja auch die Kirchenordnungen aller Evangelischen Länder über den Sonntag stets dasselbe Ziel verfolgt haben. Besonders erfreulich ist es auch in jenen Streitigkeiten über den Lauf der Posten am Sonntage wahrzunehmen, wie richtig der durch das Wort Gottes erleuchtete practische Sinn der Americanischen Christen die Bedürfnisse des wirklichen Lebens aufzufassen und mit den reichen Schätzen des Evangeliums, die allein unserer Armuth abhelfen können, in Beziehung und Verbindung zu setzen weiß. Sie verfolgen die Wirkungen des Postenlaufes und des Ausgebens der Briefe und Zeitungen am Sonntage durch alle Stände und Lagen des Lebens hindurch, von den bei den Posten angestellten und durch sie beschäftigten Personen bis zu den Gastwirthen, den Briefempfängern und Zeitungslesern, zeigen bis in die Einzelnheiten des gemeinen Lebens hinein, wie sehr alle diese dadurch von dem Worte und Dienste Gottes, und von der Fürsorge für das Heil der ihnen anvertrauten Seelen an dem dazu bestimmten Sonntage abgezogen werden, und warnen vor dem Verfalle, der selbst der politischen Verfassung ihres Vaterlandes droht, wenn die Segnungen des Sonntags mehr und mehr in Verachtung gerathen, und ihren mächtigen Einfluß auf die Gesinnung der Menschen verlieren sollten, auf welcher allein das Gebäude des Staats und Rechts sicher ruhen kann. Sie verweisen dabei auf das Beispiel von *Großbritannien*, insbesondere von *London* und *Liverpool*, wo, bei größerem politischen und Handelsverkehr,

als der von Nordamerica ist, das Stillliegen der Posten und die Schließung der Postämter am Sonntage ausführbar befunden wird.

Außer dieser speciellen Frage wegen der Posten aber, welche für uns zunächst kein practisches Interesse hat, kommen in dem Streite darüber die wichtigen Fragen von Staatsreligionen, und vom Verhältnisse der Religion überhaupt und der christlichen Kirche insbesondere zur Obrigkeit von beiden Seiten vielfach zur Sprache, und wir fühlen uns zu einer näheren Betrachtung einiger derselben um so mehr gedrungen, als seit dem unheilsschwangeren Siege zu Paris im Juli des vorigen Jahres neuerdings mit erstaunlicher Dreistigkeit versucht wird, die Staaten des christlichen Europa von ihrer uralten Basis, der christlichen Kirche, hinunterzustoßen, und aus ihren Trümmern auf dem Sandgrunde materialistischer Afterweisheit neue Gebäude aufzuführen.

Die Berichte, auf deren Grund der Congreß der Vereinigten Staaten die Anträge wegen der Posten am Sonntage bisher zurückgewiesen hat, geben als Hauptgrund der Unstatthaftigkeit derselben an, daß sie verfassungswidrig seyen. Denn nach der Verfassung der Vereinigten Staaten finde eine gänzliche Trennung von Kirche und Staat statt, der Congreß sey daher nicht ermächtiget, sich darüber auszusprechen, ob etwas von Gott geboten sey oder nicht, mithin auch nicht, daß der Sonntag heilig zu halten sey. Durch einen solchen Ausspruch würde dem Christenthume vor allen nicht christlichen Religionen, namentlich vor dem Judenthume, und unter den christlichen Religionspartheien denjenigen, welche den Sonntag feiern, vor der allerdings der Zahl nach kleinen Parthei der Sabbatharier, welche sich an den Sonnabend, als den von Gott ursprünglich eingesetzten Tag der Ruhe, für gebunden halten, von Staats wegen der Vorzug zugesprochen werden. Dies sey aber unzulässig, da in Religionssachen dem Congresse, nach dem obigen Grundsatze der Trennung von Kirche und Staat, keine Entscheidung zustehe, und da allen Einwohnern der Vereinigten Staaten hinsichtlich ihrer Religion völlige Freiheit und völlig gleiche Rechte zuständen, und sich die Minderzahl von der Mehrzahl in Religionssachen keine Gesetze vorschreiben zu lassen brauchte. Die Juden und Sabbatharier würden daher mit gleichem Rechte das Stillliegen der Posten am Sonnabende fordern können, und vielleicht andere Religionspartheien an anderen Tagen, was zu offenbaren Ungereimtheiten führe. Das Gesuch der Bittsteller gehe sonach eigentlich dahin, daß der Congreß, der Verfassung zuwider, für eine Religionsparthei und gegen die übrigen sich erkläre, und somit der Kirche den Arm der Obrigkeit leihe, wodurch der Weg zu allen Gräueln des Gewissenszwanges, die Europa so oft heimgesucht, gebahnt, und Kirche und Staat um die herrliche Freiheit gebracht werden würden, welche sie in Nordamerica auf den Grund der gänzlichen Trennung von einander genössen.

Wir können in der That nicht absehen, was sich diesen Gründen, den Obersatz von der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat einmal zugegeben, Triftiges entgegenstellen ließe. Die Christen, welche für die Sonntagsfeier streiten, suchen dieselben auch nicht sowohl unmittelbar zu widerlegen, als vielmehr zu zeigen, daß umgekehrt die bestehende Einrichtung, nach welcher die Posten den Sonntag nicht beachten, einen die Verfassung, und namentlich den Grundsatz von der Trennung von Kirche und Staat verletzenden Gewissenszwang zur Folge habe, und daß die obigen Gründe, auf welchen die Zurückweisung ihrer Anträge

beruht, mit der Verfassung und den Gesetzen von Nordamerica in Widerspruch stehen. Denn eben nach dem Grundsatze der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat und der völligen Religions- und Gewissensfreiheit der Einwohner der Vereinigten Staaten sey in der Verfassung derselben jedes Erfordern eines Glaubensbekenntnisses als Befähigung zu einem Staatsamte (test) ausdrücklich verboten. Nun enthält aber die Einrichtung, nach welcher auch am Sonntage die Posten gehen und die Postämter in Thätigkeit sind, ein solches Erfordern eines Glaubensbekenntnisses über den Sonntag als Befähigung zu einer Anstellung bei der Post, denn wer sich jener Einrichtung unterwerfe und thätig daran Theil nehme, wie es jeder Postbediente müsse, erkläre dadurch stillschweigend und durch die That, daß er diese Arbeiten am Sonntage für erlaubt und mit seiner religiösen Ueberzeugung vereinbar halte. Die große Mehrzahl der gewissenhaften Christen in Nordamerica habe aber die entgegengesetzte Ueberzeugung, und würde daher, wenn sie ihr Gewissen nicht verletzen wollte, ganz eigentlich um ihres Glaubens und Gewissens willen von allen, sehr zahlreichen und zum Theil sehr einträglichen, Postbedienungen ausgeschlossen. Sie erlitten also, der Verfassung zuwider, wirkliche Bedrückungen um des Glaubens willen, die im Princip von allen nur erdenklichen Religionsverfolgungen, wie solche im alten Europa statt gefunden, gar nicht verschieden seyen. Hieraus ergebe sich, daß die Gründe, aus denen der Congreß sie zurückgewiesen, nicht sowohl auf der Trennung der Kirche und des Staats, als vielmehr auf einer genauen Vereinigung des Unglaubens mit dem Staate beruheten, und dahin führten, den Deismus und Atheismus, mit Unterdrückung des Christenthums, zur Staatsreligion zu machen, wie solches 1792 — 1799 in Frankreich geschehen sey, eine Staatsreligion, welche, wie die Geschichte der Französischen Revolution lehre, zu noch ärgerer, noch fanatischerer Verfolgungssucht führen könne, als selbst das auf den weltlichen Arm sich stützende Papstthum. Wenn aber der Congreß die Heiligkeit des Sonntags nicht schützen wolle, um sich eines Ausspruches darüber, was Gott geboten habe und was nicht, zu enthalten, so dürften auch Unzucht und Ehebruch, Diebstahl und Raub in den Landesgesetzen nicht als Sünden und Verbrechen behandelt werden, da es nicht an Leuten fehlen werde, die die Liberalität so weit trieben, daß sie darauf, als auf ein Recht der Natur, Anspruch machten, das nur Pfaffentrug der Welt bisher entzogen habe. Ueberdies erkenne der Congreß den Sonntag schon längst dadurch an, daß er am Sonntage sich nicht versammle, und daß durch Congreßacten den Gerichten der Vereinigten Staaten ihre Geschäfte nur an Wochentagen vorzunehmen erlaubt sey, ohne daß es Jemand einfalle, hierin ein verfassungswidriges Eingreifen in Religionssachen, oder eine Verletzung der Gleichheit der Rechte zu finden, welche den Juden und Sabbathariern mit den Christen, die den Sonntag halten, zustehen.

Diese Gründe sind nicht minder triftig als die obigen des Congresses, und es ergibt sich aus der Zusammenhaltung beider Ausführungen nach unserer Ueberzeugung zu völliger Evidenz, daß das Princip der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat, oder mit anderen Worten, einer völligen Neutralität der Obrigkeit gegen alle Religionen im vorliegenden Falle weder mit dem Laufe noch mit dem Stillliegen der Posten am Sonntage zu vereinigen, daß mithin das Princip selbst ein unrichtiges und unmögliches ist. Gleichwohl stimmen in diesen Streitigkeiten die Berichterstatter des Congresses sowohl als die christlichen Bittsteller, in den materialistischen Irrlehren der Zeit von dem We-

sen der Obrigkeit befangen, darin überein, daß sie dieses Princip für das Palladium der Americanischen Freiheit erklären und es weisen namentlich die dortigen Christen den Vorwurf mit Abscheu von sich, daß sie den Staat christlich machen wollten, während dieser Vorwurf in dieser, wie in anderen Beziehungen doch offenbar richtig ist, ihnen aber auch nicht zur Schande, sondern zur größesten Ehre gereicht. Die hierin sich kund gebende Verwirrung der Begriffe wird sich auch nicht anders als durch eine tiefere Erforschung der Frage lösen können, was es denn eigentlich mit jenem Principe selbst für eine Bewandniß habe, und was die Schrift und die Betrachtung der Natur des Menschen überhaupt und der Staaten insbesondere uns über das Verhältniß der Religionen zu den Staaten lehren.

Zweiter Artikel.

Wir haben aus den nothwendigen, und in Nordamerica in dem Streite über den Lauf der Posten am Sonntage auch wirklich von den streitenden Theilen gezogenen Consequenzen des Princips der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat, oder der völligen Neutralität der Obrigkeit gegen alle Religionen, die Ungereimtheit und Unmöglichkeit dieses Princips anschaulich zu machen gesucht. Zu demselben Resultate kommt man aber auch, wenn man das Wesen der Religion einerseits und die Obrigkeit andererseits betrachtet.

Unter Religion verstehen wir hier im allgemeinsten Sinne den Inbegriff der Lehren oder Meinungen eines Menschen von der Gottseligkeit, und von dem Verhältnisse der Welt und seiner selbst zu der Gottheit. In diesem Sinne ist es klar, daß jeder Mensch ohne Ausnahme irgend eine Religion hat, welche die Grundlage seines Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns bildet. Stellen wir uns selbst den Atheismus oder Skepticismus in seiner monströsesten Consequenz vor, so wird eben die Lehre, daß kein Gott sey, oder daß Gott schlechthin unerkennbar, ja, daß selbst über seine Unerkennbarkeit keine Gewißheit möglich sey, und daß also gar kein Verhältniß des Menschen zur Gottheit statt finde, die Religion seyn, welche dem Leben solcher Unglücklichen zum Grunde liegt. Wir wollen damit nicht sagen, daß jeder Mensch ein in sich abgerundetes Religionssystem zum klaren Bewußtseyn gebracht habe. Vielmehr besteht die Religion der meisten Menschen aus schlecht zusammenhängenden Bruchstücken verschiedener Systeme, welche sie theils aus dem natürlichen Gottesbewußtseyn, theils aus den Religionen, die um sie her herrschen, theils aus der Menschenweisheit des Zeitgeistes, theils aus eigenen Lebenserfahrungen, unter dem mannichfaltigsten Einflusse ihres Temperaments und ihrer natürlichen Neigungen, zusammengestellt haben. Oft lebt die Religion eines Menschen auch mehr in dem Elemente des dunkeln Gefühls als in dem der klaren Erkenntniß, wobei er häufig, sich selbst täuschend, Religionssätze, die ihm durch Tradition bekannt geworden, steif und fest behauptet, während sie auf sein ganzes übriges Leben keinen Einfluß ausüben, und täglich durch die That von ihm verläugnet werden, andere Religionssätze aber seinem Denken, Wollen und Fühlen in der That zum Grunde liegen, und beständig darauf einwirken, welche er, wenn sie ausgesprochen und ihm vorgehalten würden, eifrig bestreiten, oder mit Abscheu von sich weisen würde. Fragt man nun, in diesem practischen und lebendigen Sinne des Worts, nach der Religion der Menschen unter denen wir leben, so wird man eine furchtbare Bestätigung der tiefsinnigen Worte des Propheten finden: „Wir gingen Alle in der Irre, wie Schafe, ein Jeder sah auf seinen Weg.“ Pflegen ja doch die gebildeten Ungläubigen unserer Tage selbst zu sagen: „Ein jeder Mensch hat doch seine eigene Religion.“ Bei den meisten derselben wird man, in verschiedenen Abstufungen und Schattirungen, Materialismus oder auch Pantheismus antreffen, gewöhnlich unter dem Deckmantel einiger rationalistisch gefärbten Ueberreste von christlichem Theismus und von Ehrfurcht für die Person Jesu, wodurch die scheußliche Nacktheit jener Systeme vor dem strafenden Gewissen versteckt werden soll, während innerlich der Zweifel und äußerlich der um sich greifende Abfall von Christo diesen abgerissenen Stücken des Christenthums mehr und mehr ihre Lebenskräfte und ihre Wirksamkeit entziehen. Erst wenn Jesus Christus die Sonne der Gerechtigkeit, der Weg, die Wahrheit und das Leben, uns seinen Geist mittheilt, werden wir mit Gott und dadurch auch mit allen Gotteskindern durch den Einen Glauben zu Einem Geiste und Einem Leibe verbunden, und die Eine ewige Religion in uns aufgerichtet, die allen Zwiespalt des Denkens, Fühlens und Wollens durch die fortschreitende Erleuchtung und Heiligung mehr und mehr aufhebt, und in die selige Einheit mit Gott und uns selbst, die kein Ende haben wird, uns einführt.

Wenden wir das bisher Gesagte auf die Obrigkeiten an, so ist leicht zu erkennen, daß irgend eine Religion so wie dem Leben jedes einzelnen Menschen, so auch dem Regierungssysteme und der amtlichen Thätigkeit jeder Obrigkeit nothwendig zum Grunde liegen muß. Das Verhältniß der Obrigkeit und der Unterthanen fließt so unmittelbar aus der menschlichen Natur, welche das Geborenwerden aller Menschen in Abhängigkeit, in Schutz- und Hülfsbedürftigkeit mit sich bringt, es ist dies Verhältniß ein so wesentlicher und wichtiger Theil des menschlichen Lebens, ein so eigenthümlich menschliches Verhältniß, daß schon deshalb unbedenklich, was oben von den einzelnen Menschen gesagt worden, auch von der Obrigkeit als solcher gelten muß. Wie sollte eine Herrschaft von Menschen über Menschen ausgeübt werden können, ohne daß die Fragen von den Rechten und Pflichten des Menschen, von seiner Natur, von seiner Bestimmung, mithin auch von seinem Verhältniß zur Gottheit, dabei auf irgend eine Weise beantwortet würden, wie können Obrigkeiten Recht und Gesetz handhaben, ohne auf die Frage zu stoßen, ob das Recht und Gesetz, welches sie handhaben, in irgend einem, und in welchem, Verhältnisse zu den ewigen göttlichen Gesetzen stehe, ob solche göttliche Gesetze vorhanden, ob sie erkennbar, und welche sie seyen? Mag man nun jede dieser Fragen auf irgend eine nur erdenkliche Weise beantworten, oder auch ihre Beantwortung für unmöglich erklären, immer wird man in der Nothwendigkeit seyn, sich zu irgend einer Religion in dem obigen Sinne des Wortes zu bekennen, die entgegenstehenden Religionen aber zu verwerfen.

Es lehrt daher auch die Geschichte, daß selbst der Götzendienst der Heiden auf das Innigste mit ihren Staatseinrichtungen verwebt und verflochten war und ist. Das auserwählte Volk des Alten Bundes hatte Gott sogar als dessen König unter seine besondere Regierung genommen, und dasselbe mit Gesetzen und Ordnungen bis in die Einzelnheiten ihres äußerlichen Lebens herab versehen. Das Evangelium aber, welches alle Menschen zum Eingehen in das Eine Königreich Jesu Christi einladet, das sich über alle Reiche der Welt erhebt, sie alle als Theile und Glieder in sich aufnehmen will, und das da ewig bleibt, das Evangelium lehrt uns in den Obrigkeiten Gottes Diener erkennen, denen er einen Theil seiner Majestät, und sein

Schwert der Gerechtigkeit und des Gerichts anvertraut hat, damit sie den schwachen in die Endlichkeit verlorenen Menschen das Bild eines unsichtbaren Wesens, das ist, seiner ewigen Kraft und Gottheit vor Augen stellen, und unter dem sündigen Geschlechte sein heiliges Gesetz, so weit Menschen es vermögen, handhaben sollen, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe den Frommen; die Unterthanen aber lehrt das Wort der Wahrheit, der Obrigkeit unterthan zu seyn und den leiblichen Herren zu dienen um des Herrn im Himmel willen, als dieneten sie Christo, nicht allein um der Strafe sondern auch um des Gewissens willen, nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht. Durch dieses Gottes Wort wird daher die innigste Verbindung, ja Durchdringung der göttlichen Dinge und des Wesens und Amtes der Obrigkeit zu Stande gebracht, indem Obrigkeiten und Unterthanen darin das Bild und die Majestät des menschgewordenen Gottes zu erkennen gelehrt werden, während die Obrigkeiten selbst den erhabensten und reichhaltigsten Unterricht über ihr Amt, als ein von Gott ihnen anvertrautes, in jenen Schriftlehren finden.

Erst den materialistischen Schwärmern der neueren Zeit war es aufbehalten, während sie den lebendigen Gott entweder ganz läugneten, oder in ein absolutes Jenseits, wo kein Hinüber und Herüber statt findet, verwiesen, indem sie nicht wollten, daß er über sie herrsche, und, nach des Apostels tiefem Worte, „ohne Gott in der Welt" waren; — ihnen war es aufbehalten, ein Staats- und Rechtssystem zu erdichten, welches ohne alle Beziehung auf Gott, aus der baaren sündigen Menschennatur, also recht eigentlich aus dem Kothe der Erde, aufgebaut, auch nur dem Wohlseyn der Menschen als solchem und nicht Gottes Heiligkeit und Ehre dienen soll, und seine verblendeten Anhänger durch das erträumte irdische Paradies der fleischlichen Freiheit und Gleichheit in Sünde und Elend verlockt. „Sie verachten die Herrschaft und erzittern nicht, die Majestäten zu lästern, — — und verheißen ihnen Freiheit, da sie doch selbst Knechte des Verderbens sind; denn von welchem Jemand überwunden ist, deß Knecht ist er." Die erbitterten Kämpfe dieses Lügensystems gegen die auf die christliche Kirche gegründeten Staaten, in denen selbst, wo Glaube und Geist entflohen sind, noch so reicher Segen des Gottes übrig ist, dessen „Fußtapfen von Fett triefen," als ein Vermächtniß der Zeit, wo sein Wort mit seinen Himmelskräften sie durchdrang, — diese Kämpfe auf Leben und Tod machen den Hauptinhalt der politischen Geschichte unseres Jahrhunderts überhaupt und der letzten Monate insbesondere aus. Jene Irrlehren, deren eigentlichen Grund nur der erkennen kann, der, nicht bei politischen Fragen stehen bleibend, in die finsteren Tiefen des abtrünnigen Menschenherzens hinabsteigt, welches nicht in Gott, sondern außer ihm, wie Gott seyn will, jene Irrlehren überschwemmen die ganze Christenheit mit großer Macht und vieler List, denn sie kommen uns nicht bloß als schwarze, sondern auch als weiße Teufel überall entgegen und haben selbst viele Gläubige zu bethören gewußt, und wir würden ihren Sieg für gewiß halten müssen, wenn wir nicht wüßten, daß, der in uns ist, größer ist als der in der Welt ist. Alle Höhen des Menschenwitzes, alle Systeme der abtrünnigen Weisheit der Adamskinder sind Heu; der Geist unseres Gottes bläst darein und sie verdorren; sein Wort aber bleibt in Ewigkeit.

Allein so weit diese Schwärmer auch ihre Irrlehren verbreitet, so vielfach sie auch deren Realisirung unter furchtbarer Zerstörung des bestehenden Rechtszustandes practisch versucht haben, das Unmögliche haben sie nicht möglich machen, eine Obrigkeit, die, selbst ohne irgend eine Religion, neutral gegen alle Religionen wäre, haben sie nicht zu Stande bringen können, so sehr sie auch grade hierin den Triumph ihres Systems suchen. Denn eben diejenigen Lehren, welche sie im directen Widerspruche mit dem Worte Gottes ihrem Babelbau zum Grunde legen, sind Lehren ihres Religionssystems, nämlich die Lehren von dem ursprünglichen rohen und wilden Naturzustande der Menschen, von der ihnen von Natur gebührenden Freiheit und Gleichheit, von dem Entstehen der Obrigkeit nicht von Gottes Gnaden, sondern durch den Willen der Menge, von dem Wesen und der Bestimmung der Obrigkeit, als einer Maschine zu zeitlichen Zwecken; grade wie die entgegengesetzten Lehren Lehren des Christenthums sind, nämlich die Lehren von der Erschaffung der Menschen nach dem Bilde Gottes, von ihrem Falle durch den Betrug des Teufels, von Gott, als dem Könige aller Könige und dem Herrn aller Herren und dem Urheber aller Herrschaft und Obrigkeit, und von dem Wesen und der Bestimmung der Obrigkeit als eines Abbildes, und einer Dienerin Gottes zur Ehre seines großen Namens und zur Vollstreckung seiner Gesetze; und sowohl in jenem Lügen- als in diesem Wahrheitssysteme stehen diese Lehren mit allen übrigen von Gott, von dem Menschen und des Menschen Verhältnisse zu Gott in der engsten Verbindung.

Man könnte hiegegen einwenden, daß doch die Erfahrung zeige, wie bei denjenigen unserer Zeitgenossen, welche in den politischen Meinungen übereinstimmen, die wir hier als religiöse Irrlehren bekämpfen, dennoch die allerverschiedensten Gesinnungen in Beziehung auf die Religion zu finden seyen, gläubige und ernste Christen, besonders unter den Französischen Protestanten, den Englischen Dissenters und in America sowohl, als Atheisten, die wie die Revolutionsmänner von 1793 und 1794, in die Tiefen des Kothes der Sünde versunken sind, und alle die zahllosen Mittelarten, die zwischen diesen beiden Extremen liegen. Allein diese, obwohl richtige Bemerkung, widerlegt uns nicht, indem sie sich aus der Inconsequenz erklärt, die theils allem Irrthum wesentlich anklebt, theils von der menschlichen Natur nicht zu trennen ist, so lange diese noch nicht ganz aus Gott erneuert ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 16. Februar. № 14.

Ueber das neueste Sendschreiben des Herrn Dr. Schleiermacher an die Herren DD. v. Cölln und D. Schulz (zu Breslau) in Bezug auf den Streit wegen der Lehreinheit in der Evangelischen Kirche.

(Theol. Stud. u. Crit. von 1831, Heft 1. S. 3—39.)

Den meisten unserer Leser ist wohl noch die in № 49. der Ev. K. Z. angezeigte Schrift der Herren DD. v. Cölln und Schulz im Gedächtniß, worin diese, einige Zeit vor der Säcularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession, öffentlich erklärten: „Das kirchliche Gedächtniß eines Bekenntnisses zu feiern, zu welchem man sich nicht mehr bekenne, sey entweder eine verächtliche Heuchelei, oder eine offenbare Folgewidrigkeit;" und worin sie zugleich behaupteten, unsere äußere Kirche befinde sich im Zustande der Auflösung. Vielleicht wissen es aber nicht alle, daß diese Theologen, obwohl sie selbst in jener Schrift das Augsburgische Bekenntniß als in allen seinen Theilen durchlöchert darstellten, dennoch die Gedächtnißfeier öffentlich begangen haben, welche sie früher mit solchen Namen belegt hatten, und zwar ohne vorausgehende oder nachfolgende Erklärung dieser nothwendig die Kirche und selbst die öffentliche Meinung herausfordernden Handlung. *)

Doch wie man diese Männer auch beurtheilen möge, an sie, als an „hochverehrte Amtsgenossen und Freunde," fühlte sich Herr Dr. Schleiermacher gedrungen, ein Sendschreiben zu richten, worin er ihnen zuerst seine abweichende Ansicht von dem Wesen jener Säcularfeier ausspricht, die gar nicht dem Bekenntniß, sondern der Thatsache der Uebergabe gegolten (also eine Feier des Muthes, der Kühnheit, gleichviel für welchen Zweck); sodann aber mit besonderer Ausführlichkeit darüber sich ausspricht, ob man mit Recht „unseren jetzigen Zustand als eine innerliche Auflösung des kirchlichen Verbandes ansehe?" Unmöglich könne er (Herr Dr. Schleiermacher) ihn so betrachten, da jetzt (ganz anders als vor 30 oder 40 Jahren) die Frömmigkeit in unserer Kirche frei hervortrete, da trotz aller Heftigkeit der theologischen Kämpfe die Partheien frei zusammenwirken zur Berichtigung ihrer christlichen Einsicht, und nur aus Liebe so lebendigen Antheil an einander nehmen. Bei der großen Leichtigkeit des Ausscheidens bewirken in England und America Lehrgegensätze wohl eine Auflösung des kirchlichen Verbandes, aber eben darum komme man dort mit der Erkenntniß (auch mit dem christlichen Leben??) nicht weiter, weil die Getrennten sich nicht um einander bekümmern. In der That gebe es ja ein ungestörtes Zusammenwirken beider Theile in den Bibel- und Missionsvereinen. Wenn also in dem Streite nur die Liebe bewahrt bleibe, so werde auch unser kirchlicher Zustand immer gedeihlicher werden; denn „das große Ziel der Deutsch-Evangelischen Kirche sey — als Gegenstück zu der Englischen und Americanischen Vielspaltigkeit — in einer ganz freien Gemeinschaft zu leben, welche, gegenüber der Katholischen Gebundenheit, nur durch die Evangelische Freiheit zusammenhalte."

Diese Uebersicht des Hauptsächlichsten, was dies Sendschreiben an positivem Inhalt in sich faßt, bietet so wenig Neues dar, daß ein besonderes Interesse daran nur daher denkbar ist, weil der Zeitgeist an seinen Sachen sich nicht satt hören kann, nie aber mehr sich freut, als wenn dem schon unzählige Mal Wiederholten und Bekämpften auf einmal ein berühmter Name sich voranstellt. Wir finden hier namentlich den Begriff der Evangelischen Freiheit, wie bei den seichtesten Rationalisten, in derselben von allem Inhalt abstrahirenden, leersubjectiven Weise gefaßt; auch Herrn Dr. Schleiermacher heißt Evangelische Freiheit, was er richtiger Freiheit vom Evangelium nennen sollte; Liebe zur Wahrheit: die Ueberzeugungstreue und Consequenz, und wenn man darin ein Band, welches zusammenhalten soll, finden kann, so kann man auch im luftleeren Raum athmen, und an Quadratwurzeln sich satt essen. Sollte der tief fühlende, scharfsinnige Theologe, sollte der practische Geistliche, der sonst in diesem Sendschreiben so viel Richtiges über den dermaligen Zustand unserer Kirche sagt, dies nicht so gut wissen, als wir? Sollte sich in seinem Aufsatze nichts finden, welches auf das Band hindeutet, das wirklich noch die Evangelische Kirche zusammenhält? Da wir fest überzeugt sind, er selbst werde einem Abstractum solche Kraft nicht zutrauen, so wollen wir Alles aus dem Sendschreiben sammeln,

*) S. Allg. Preuß. Staatszeitung von 1830 № 179.

was von concreten Elementen wirklich einigender Evangelischer Freiheit darin erwähnt wird, um zu sehen, was Herrn Dr. Schleiermacher als das wahrhaft Einigende in der Kirche erscheinen könnte. „Es gibt," nach Herrn Dr. Schleiermacher (S. 27.), „fast in allen Hauptstädten unserer Monarchie christliche Vereine, die nur noch mit Widerstreben das Band der Gemeinschaft mit unserer Kirche in deren gegenwärtigem Zustande festhalten;" als ein Organ eines Theils derselben erscheint ihm gewiß auch die Evangelische Kirchen-Zeitung. Was ist es denn, was diese, und was jene Vereine, mit „unserer Kirche," d. h. der herrschenden Landeskirche, noch verbunden hält? Unmöglich kann es Herrn Dr. Schleiermacher entgangen seyn, daß es nicht seine antikatholische abstracte Ueberzeugungstreue ist, wir Dogmatisten können einmal uns um dies gemahlte Feuer herumsitzend nicht wärmen; der zarte Faden, der die Bekenner der Lehren der Reformatoren noch mit der Landeskirche zusammenhält, ist deren kirchliches Bekenntniß, deren objective Lehreinheit mit der christlichen Kirche aller Zeiten. Mag er der Festigkeit dieses Bandes allein noch so wenig trauen, mag er glauben, daß, von der Landeskirche getrennt, die Schüler der Reformatoren sich bald in unzählige Secten zerspalten würden: immer ist doch so viel klar, daß nur jene positive Lehreinheit die Landeskirche vor einem gewaltigen Schisma bewahrt. Denn würde als kirchlicher Grundsatz ausgesprochen, was Herr Dr. Schleiermacher's Sendschreiben aufstellt, so würde die Trennung von einer solchen Kirche in unseren Augen Pflicht des Evangelischen Christen seyn. — Wenn nun aber diese „besonders hitzigen Gemüther von der ausschließenden Denkart" ihm nicht in Betracht zu kommen scheinen: was ist es denn, was die übrigen zusammenhält, und was auch nach der Aussonderung jener fieberhaften Enthusiasten die „keinesweges ganz rationalistische allgemeine Landeskirche" zusammenhalten würde? Das gemeinschaftliche Interesse gegen den Katholicismus? Aber wie wenig würde dies vereinigend wirken, zu einer Zeit, wo die ohnehin nicht mehr bedeutende politische Macht der Katholischen Kirche auf's Neue die stärksten Stöße erfahren, wo der Strudel des Zeitgeistes zwei benachbarte Katholische Länder zur Zerstörung der politischen Grundfesten ihrer Kirche hingerissen, wo jeder Schein Römischer Intoleranz alle bestellte Wächter so schnell zum Feuerruf vereinigt, daß jeder Bürger ruhig auf seinem Lager bleibt, ohne die geringste Gefahr zu fürchten? Zu einer Zeit, wo Männer aller Art, und nicht immer grade die von der strengsten Parthei, erklärt haben, sie stünden in mancher Beziehung dem Katholicismus näher, als dem Rationalismus? Und nun gar in Ländern, wo es wenige oder gar keine Katholiken gibt? Wir glauben nicht, daß dies dem Herrn Verfasser als das Einigende in der Evangelischen Kirche Deutschland's gelte. — Oder „das freie, auf Schriftforschung gegründete Zusammenwirken zur fortgehenden Berichtigung christlicher Einsicht?" Aber ist denn die Kirche eine Gesellschaft, welche durch gemeinsame Bemühungen die Wahrheit erst finden will? Spricht der Verf. hier nicht handgreiflich bloß im Interesse der Schule und des Catheders? Sollen die Laien darum an dem kirchlichen Verbande festhalten, damit die Theologen, von deren esoterischem Treiben sie doch ausgeschlossen sind und bleiben, unter einander ihre Einsichten berichtigen können? Oder wenn sie aus den Disputirsälen Mißtöne herausschallen hören, wie, daß das Alte Testament in keinem wesentlich anderen Verhältniß, als das Heidenthum, zum Christenthum stehe, daß noch Niemand durch eine messianische Weissagung zu Christo geführt worden, daß die Lehre von den Engeln und dem Teufel zu Jesu cosmo-

logischen Irrthümern gehöre, daß die Vorstellung von einer ursprünglichen Vollkommenheit der menschlichen Natur eine bloß ideale, und die Besiegung des Gottesbewußtseyns durch das sinnliche Bewußtseyn, eine nothwendige Folge der mangelhaften ersten Schöpfung, ein nothwendiger Durchgangspunkt für das Menschengeschlecht sey — werden sie, wenn sie dies hören, mit den Machtsprüchen sich beschwichtigen lassen, alles dies treffe nicht die Hauptsache, die vielmehr in einer, gleich viel welchen, Beziehung der religiösen Gefühle auf Jesus von Nazareth bestehe? Nicht das geringste Einigende, was auch Herr Dr. Schleiermacher selbst dafür halten könnte, zeigt sich in dem Allen. — Oder sollte das Einigungsband in „dem Zusammenwirken aller Partheien in den Bibel- und Missionsvereinen" bestehen? Diese Anführung ist uns als die sonderbarste von allen erschienen, zumal Herr Dr. Schleiermacher durch die That, nämlich dadurch, daß er selbst nie daran Theil genommen, bewiesen hat, wie sehr unbedeutend, auf's Gelindeste gesagt, ihm die Wirksamkeit dieser Vereine erscheine. Diese Stelle des Sendschreibens war wohl nur ein Nothbehelf, weil dem Verf. gar keine Verbindung von Rationalisten und Supernaturalisten zu gemeinschaftlichen Zwecken einfiel. Sonst ist ihm so gut, wie uns, bekannt, daß die Rationalisten nicht bloß die Missionsvereine, sondern selbst die Bibelgesellschaften nicht leiden mögen, ja selbst zu verdächtigen suchen; daß in den Committeen der Bibelgesellschaften sich höchst selten, in denen der Missionsgesellschaften aber wohl nie Rationalisten befunden haben. — Oder ist es vielleicht die Synodal- und Presbyterialverfassung, welche S. 32. wieder, jedoch nur in einer bestimmten administrativen Beziehung, in Erinnerung gebracht wird? Aber Herr Dr. Schleiermacher wird doch gewiß zugeben (vorausgesetzt sie bestünde schon, und es ist doch zu ihrer Einführung, wie uns unter den jetzigen Umständen recht lieb ist, wenig Hoffnung), daß diese Verfassung, wie hoch er ihren Werth auch anschlage, nur die Form einer sonst irgendwie schon vorhandenen Einheit seyn kann, die das gemeinsame Leben pflegen und erhalten, nicht erzeugen kann. Man denke sich auch einmal lebhaft eine Synode von lauter Consequenten und Ueberzeugungstreuen! Zu einem heiteren Mahle, wobei Lieder aller Art gesungen werden, würden sie sich wohl vereinigen können; es würden allerhand muntere Zwiegespräche vorfallen; ein Mitglied könnte von dorther Gelegenheit nehmen, dem anderen einen „critischen Versuch" über irgend ein biblisches Buch zuzueignen, aber worüber mehr, als über die äußere Stellung der Geistlichen, ihr Einkommen, besonders aber ihre Stellung den Staatsbehörden gegenüber würden wohl Beschlüsse gefaßt werden? Die Reibungen mit den Letzteren würden der Verbindung ein gewisses, mitunter höchst bedenkliches, politisches Interesse geben, die geistloseren Consequenten würden durch den so entstehenden esprit de corps eine Weile sich gehoben und getragen fühlen, oder es würde die ganze Leitung einem überlegenen Geist in die Hände fallen; aber — alles Fleisch ist Heu, alle seine Güte wie eine Blume auf dem Felde; das gegenseitige Bewundern der Consequenz verdorrt, der esprit de corps verwelkt; nur das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit — und was dies ist, worin seine Bedeutung und Auctorität bestehe, davon will ja die Synode so wenig etwas wissen, als seinen Inhalt aussprechen. *) Wir können nicht umhin zu glauben, daß in den Versammlungen bald Aller ein allgemeines Gähnen sich

*) S. die lebhaften Besorgnisse, daß auch Gegenstände der Lehre auf den Synoden könnten zur Sprache gebracht werden, in Herrn

bemächtigen würde, um die innere Leereinheit wenigstens mit Luft zu füllen; und bald würde die laute Klage über den schlechten Besuch der Synoden von allen Seiten ertönen, wenn nicht, was doch unschicklich wäre, äußerer Zwang dazu nöthigen würde. — Wenn nun Herr Dr. Schleiermacher auch in der Synodalverfassung nicht das Einheitbildende in unserer Kirche sucht, sollte er es vielleicht in ihrer Verbindung mit dem Staat suchen? Aber nie ist ja Jemand als entschiedenerer Gegner der Vereinigung von Kirche und Staat aufgetreten, als grade dieser Theologe. „Hinweg also mit jeder solchen Verbindung zwischen Kirche und Staat! — das bleibt mein Catonischer Rathsspruch bis an's Ende, oder bis ich es erlebe, sie zertrümmert zu sehen!" — so ruft er begeistert in seinen Reden über die Religion aus (S. 224. der 1sten Ausgabe), und diese Zerstörung vorzubereiten, dahin zielten doch offenbar seine Schriften über Gegenstände der Kirchenverfassung, besonders der Pacificus Sincerus. Eine wesentliche Verbindung zwischen Kirche und Staat, wie sie die Hegel'sche Philosophie und Theologie annimmt, kann also Herr Dr. Schleiermacher unmöglich statuiren; beruht ja doch nach dem Pacificus die Kirchengewalt Evangelischer Landesherren nur auf einer Uebertragung von Seiten der Gemeinden, welche auf gewisse Voraussetzungen sich gründe und unter Umständen zurückgenommen werden könne. Und doch, was ist es denn, was die „allgemeine Landeskirche" nach Herrn Dr. Schleiermacher zusammenhält? Er hat es deutlich angegeben in seinen Aeußerungen über jene „hitzigen Gemüther von der ausschließenden Denkart." Er wirft die Frage auf, wenn diese sich von der Landeskirche und den Universitäten trennten, woher sie wohl theologisch gebildete Lehrer entnehmen wollten? Natürlich nur aus kleineren Seminarien, die sie unter sich errichteten und, kümmerlich genug, ausstatteten. Aber müßten sie nicht auch eigene Gymnasien haben? Freilich würden sie es verlangen; aber diese können sie nun erst gar nicht genügend ausstatten, diese kann nur der Staat so einrichten, daß er dabei nicht zu Schaden kommt; und da wäre es denn also Zeit, daß „die Evangelischen Regierungen, die unserer Deutschen Kirche vorstehen," einschritten, und nicht eher dergleichen Absonderungen duldeten, bis jene Unzufriedenen nachgewiesen hätten, daß sie einen bestimmten Plan, und welche Mittel sie hätten, auch den Pflichten gegen das Gemeinwesen zu genügen. Nun also grade heraus! Was ist es, das zuletzt die „allgemeine Landeskirche" nach der Lehre dieses Sendschreibens zusammenhält? Die feste Hoffnung, daß der Staat durch Zwangsmaaßregeln die Kirche vor einem Schisma bewahren werde! So hat denn Cato's Rathsspruch auf einmal in den des Nasica sich verwandelt, Carthago soll stehen bleiben, und es hat dieses Kananitische Jerusalem die Weissagung des Propheten auf das ächte sich anzueignen gewußt: „Es werden gebückt zu dir kommen, die dich unterdrückt haben, und Alle, die dich gelästert haben, werden niederfallen zu deinen Füßen!" — Der äußere Zwang des Staates also, das ist die Evangelische Freiheit, welche, diesem Sendschreiben selbst zufolge, der Katholischen Gebundenheit gegenüber, die Deutsch-Evangelische Kirche zusammenhält.

Sollen wir nun, nachdem wir des Verf. Widerspruch mit sich selbst gezeigt, über dieses Einigungsband noch unsere Ansicht aussprechen? Die theocratische Grundlage der Staaten (wir meinen nicht die biblische) ist seit 50 Jahren, und zwar grade durch jene Ansichten von abstracter Religionsfreiheit, so völlig erschüttert worden, daß der bloße äußere Zwang, wenn er an gar kein Princip sich auch nur anschließt, unmöglich die Kirche zusammenhalten kann. Selbst für ein positives Lehrsystem ausgeübt, würde äußerer Zwang in unserer Zeit von dem allerzweifelhaftesten Erfolge seyn; aber für ein Kirchengebäude mit leeren Wänden, einen Tummelplatz freier Entwickelungskämpfe kann äußerer Zwang nicht ausgeübt werden, ohne es selbst zu zerstören, da er ja eben den zur Schau getragenen Toleranzprincipien am schroffsten entgegenstehen würde. Es zeigt sich hierin auf's Deutlichste der Widerspruch der subjectiven Leerheit mit sich selbst; sie will bloß seyn, nicht irgend wie, und irgend was seyn; und indem sie die Schranken objectiver Individualität flieht, fällt sie zuletzt in die Hände des sinnlichen Zufalls; das Ende auch des geistigsten Pantheismus in Materialismus; biblisch ausgedrückt: „Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch."

Dr. Schleiermacher's Schrift über die Synodalverfassung (1817) S. 28.

Abgesehen nun von diesem Hauptinhalt des Sendschreibens, sagt der Verf. unläugbar viel Wahres über die Unmöglichkeit einer wirklichen Heilung der Schäden der Kirche, und der Herstellung einer Einheit in derselben durch plötzliche neue Verpflichtung aller Lehrer auf die symbolischen Bücher. Bei dieser Gelegenheit kommen nun aber Aeußerungen vor, die wir nicht ohne das höchste Erstaunen und den tiefsten Schmerz aus dem Munde eines unserer ersten Theologen vernommen haben; die uns wenigstens — wir bitten um Belehrung, wenn wir irren sollten — der Protestationen des Verf. ungeachtet, alle Treue und allen Glauben aufzuheben scheinen, und denen des Escobar, Filiutius, Sanchez und wie die Helden der Lettres provinciales alle heißen, durchaus an die Seite zu stellen seyn dürften. Wir bekennen Herrn Dr. Schleiermacher, daß aus aufrichtiger Hochachtung gegen ihn wir diese Stellen mehrere Male gelesen haben, in der Hoffnung, wenigstens zwischen den Zeilen einige entschuldigende und mildernde Sätze zu finden, welche das Ungeheuere, das der eigentliche Text enthält, weniger furchtbar erscheinen ließen; allein wir fanden nichts. Die erste dieser Stellen ist die, wo er es in dem gewöhnlichen leichten Ton seiner polemischen Schriften (man wird, wenn man den Herrn Verf. aufrichtig liebt, recht wehmüthig hier an die alten Aergernisse in den Schriften gegen den Geh. Rath Schmalz, F. A. Wolf und Dr. Ammon &c. erinnert), wo er es „besonders schlau" findet, wenn ernsten Menschen, denen die Lüge, und insbesondere die an heiliger Stätte ausgesprochene Lüge ein Gräuel ist, es entsetzlich erschien, daß so unzählig viele Rationalisten in der von ihnen angenommenen Liturgie Bekenntnisse öffentlich aussprechen, welche ihrer innigsten Ueberzeugung gradezu entgegen sind, und wenn jene nun die Hoffnung hegen, daß die Gewissenhafteren dadurch würden aus der Kirche getrieben werden. Er lacht diese trauernden Diener des Herrn aus mit ihren „grundlosen und unpractischen Einfällen," da ja die Rationalisten schon längst für alle supernaturalistischen Ausdrücke, die in der Liturgie vorkommen, rationalistische Erklärungen erfunden hätten; diese Ausdrücke würden ihnen doch nicht auf einmal mehr durch's Herz gehen, wenn sie sie in der Agende läsen (soll heißen: wenn sie feierlich vor der Gemeinde sie als ihr Glaubensbekenntniß aussprächen); zumal man ohnehin Manches lese, bei dem sich nichts Bestimmtes denken lasse. Wir übergehen diesen letzten Punkt für jetzt noch, und bitten Herrn Dr. Schleiermacher, uns den Unterschied der Grundsätze dieses Sendschreibens von denen des Jesuiten Sanchez zu zeigen, der (Lettres prov. Par. 1822. I. p. 207.)

Folgendes sagt: „Man kann schwören, daß man eine Sache nicht gethan habe, obwohl man sie in der That gethan hat, wenn man nur bei sich selbst denkt, man habe sie nicht „„an einem bestimmten Tage,““ gethan, oder „„ehe man geboren worden,““ oder etwas Aehnliches. Oder man kann auch einfach schwören, man habe etwas nicht gethan, was man gethan hat, wenn man nur im Allgemeinen die Absicht hat, seiner Rede den Sinn zu geben, den ein geschickter Mann ihr geben würde“ (pourvu qu'on ait en général l'intention de donner à ses discours le sens qu'un habile homme y donnerait). Auf dieselbe Weise muß ja ein Rationalist bei sich denken, wenn er feierlich ausspricht: „Ich glaube — an Jesum Christum — gestorben (d. h. scheinbar) — auferstanden (d. h. aus einer Ohnmacht) :c. :c.“; oder er erspart sich diese Mühe, und gibt bloß seinem Bekenntnisse den Sinn, den ein geschickter (mit der Zeit fortgeschrittener) Mann ihm geben würde. Einen Unterschied zwischen einem feierlichen Bekenntnisse vor der Gemeinde Gottes und einem Eide wird der Herr Verf. wohl selbst nicht machen. — Aber es soll ja in der Liturgie Vieles geben, wobei man etwas Bestimmtes gar nicht denken könne. Z. B. im apostolischen Glaubensbekenntniß bei „empfangen vom heiligen Geist“ und bei „niedergefahren zur Höllen.“ Sollte hier die gemeinste Redlichkeit gewahrt bleiben, so müßte wenigstens nachgewiesen werden, daß unsere Kirche und deren Obere sich nichts Bestimmtes dabei haben denken wollen, und insofern ihren Dienern schon im Voraus die Erlaubniß gegeben, sich auch nichts Bestimmtes dabei zu denken. Denn wenn das unbestimmte Wort „bestimmt“ hier bedeuten soll: haltbar, objectiv wahr, so genügt dies offenbar nicht. Bei dem „genius Caesaris“ ließ sich in diesem Sinne gewiß nichts „Bestimmtes“ denken, wie bei so vielen polytheistischen Vorstellungen; aber die Heiden wollten doch sich etwas dabei denken, was die Christen nicht ertragen konnten; wie muß Herr Dr. Schleiermacher die unpractischen Märtyrer bemitleiden, welche sich dies nicht in ihre eigene Vorstellungsweise, „zur Beförderung ihrer Andacht,“ übersetzen konnten, lieber sterben, als zu diesem unbestimmten Ausdruck sich bekennen wollten! Oder sollte der Herr Verf. wirklich meinen, man habe mit jenen Worten nie etwas Bestimmtes bezeichnen wollen? Er sey für den Verstand völlig vag und zerfließend, und eben so wenig damit anzufangen, als etwa in der Musik mit einem unartikulirten Ton? In Bezug auf die erste Stelle ist er in seiner Dogmatik (1ste Ausg. II. S. 213 ff.) entschieden anderer Meinung. Er sagt: „Diese (die übernatürliche Erzeugung Jesu) wird zwar in den verschiedenen Symbolen verschieden genug ausgedrückt, doch so, daß sich aus allen die Erklärung ableiten läßt, daß Christus ohne männliches Zuthun in Maria als Jungfrau empfangen worden.“ Im Folgenden erklärt Herr Dr. Schleiermacher diese Darstellung für unzureichend, um das Dogma von der Unsündlichkeit Christi daraus zu erklären; heißt das aber, sie ist unbestimmt? Auch gehört wohl eine critische Brille dazu, welche durch ihre Schärfe die Augen völlig stumpf macht, um zwischen den Worten des Engels bei Matthäus: „τὸ γὰρ γεννηθὲν ἐν αὐτῇ ἐκ πνεύματός ἐστιν ἁγίου“ *) — und der Formel des apostolischen Bekenntnisses den geringsten Unterschied zu entdecken. —

*) Wörtlich: „Das in ihr Erzeugte (Empfangene) ist aus dem (= von dem, wie unzählige Mal ἐκ Θεοῦ, aber allerdings vielsinnig, wie unser von, wie es dem Geheimniß gebührt) heiligen Geist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Halle.) Es ist hier vor Kurzem eine kleine Schrift unter dem Titel erschienen: „Welche Zeit ist es im Reiche Gottes 1830? schriftmäßig beantwortet von einem vormaligen Superintendenten in Dobrilugk.“ Dieser Superintendent ist, wie die Vorrede besagt, Herr Dr. Fritzsche, seit einem halben Jahre ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Halle, Verfasser der früheren Streitschrift gegen die Ev. K. Z.: „Amtliches Gutachten,“ auf deren Titel er sich einen „offenbarungsgläubigen“ Gottesgelehrten nennt. Der Zweck der neueren sowohl, als jener älteren Schrift ist, glauben zu machen, daß zwischen dem Christenthume, welches die Evangelische Kirche bekennt und lehrt, und dem Rationalismus, namentlich dem Hallischen und dem Dinter's, ein practisch wichtiger Unterschied nicht statt finde. Wir würden diese kleine Schrift mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht folgende Stelle (p. 28.) darin vorkäme, nachdem der so eben erschallenden Nachricht von „aufrührerischen Volksbewegungen, selbst in Deutschen Landen“ Erwähnung geschehen:

„Ist es also nicht ein Segen, namentlich für diese Zeit, daß über Recht und Pflicht nach der Schrift grade so gepredigt wird, wie von den oben genannten würdigen Männern, — (die zuletzt genannten waren Röhr, Tzschirner und Schuderoff), — und von denen, die nach gleichen Grundsätzen verfahren, geschieht? Die Tagesgeschichte bezeugt, daß dies nicht ohne Segen bleibt. Allenthalben wurde ja, namentlich in Deutschen Landen, wo das Licht der göttlichen Offenbarung am hellesten leuchtet, die gestörte Ruhe und Ordnung durch Bürger, nicht durch Schergen, bald wieder hergestellt, allenthalben fanden sich wohlgesinnte und brave Männer, die dem Unwesen steuerten, und sich als das Salz des Volkes zeigten. Der gründliche Unterricht über das „„Jedermann sey unterthan der Obrigkeit““ und „„wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung““ wie unsere aus Gottes Wort erleuchtete Prediger und Schullehrer ihn ertheilen, hat also Frucht getragen, und selbst in dem Lande, von welchem die traurigen Volksbewegungen ausgegangen, fielen diesmal nicht die Gräuel vor, die die Revolution vor vierzig Jahren auszeichneten. Läßt sich das anders als daraus erklären, daß auch dort mehr Licht verbreitet ist, als vor einem Menschenalter, daß auch dieses Volk in der sittlichen Bildung weiter gekommen? Und ihr schmähet auf die Tugendprediger u. s. w.“

Wir bitten unsere Leser, nicht bei dem Lächeln stehen zu bleiben, das einen anwandelt, wenn man diesen Theologen die faulen Früchte des argen Baumes so genügsam für wohlschmeckend erklären hört, sondern diese Stelle mit ganzem christlichen Ernste zu betrachten. Dieser Theologe ist ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Halle, wo 800 — 900 Studenten sind, welche Diener des heiligen Wortes Gottes, Haushalter über Gottes Geheimnisse werden sollen, deren Beruf es seyn wird, am Altare zu beten, daß der Herr diejenigen als Christen ihres Eides stets gedenken lehre und ihre Dienste segne, welche hier „Schergen“ genannt werden. Und er schreibt so in einer Zeit, wo die Fäulniß des Unglaubens und der Sünde Kirchen und Staaten, Throne und Völker in ihren Grundlagen anfrißt und mit der Zerstörung bedroht. Die Erwägung der dem rationalistischen Denken eigenen erstaunlichen Flachheit kann das Urtheil über den Einzelnen, der „nicht weiß was er thut,“ mildern, soll aber niemals unseren Schmerz über den Verfall der Kirche, unseren Ekel vor dem Kothe, den man in ihr statt des Wassers des Lebens auszubieten wagt, unseren Eifer um das Haus Gottes vermindern.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 19. Februar. № 15.

Ueber das neueste Sendschreiben des Herrn Dr. Schleiermacher an die Herren DD. v. Cölln und D. Schulz (zu Breslau) in Bezug auf den Streit wegen der Lehreinheit in der Evangelischen Kirche.

(Theol. Stud. u. Crit. von 1831, Heft 1. S. 3—39.)

(Schluß.)

Dasselbe gilt von der anderen Stelle: „niedergefahren zur Höllen," die sich aus 1 Petri 3, 19. sehr wohl begründen läßt, und auf die bestimmte Vorstellung von einer Einwirkung Christi auf die Geister der vor seiner Erscheinung ungläubig Abgeschiedenen führt, die freilich dem, welcher einen „frommen Unglauben an die persönliche Fortdauer" sich denken kann, und (in den Reden) meint, daß das „Universum" (in späteren Ausgaben: Gott der Herr) eine Vernichtung unserer individuellen Existenz verlange (etwas nie von ihm Wiederrufenes), dem also das Jenseitige mehr oder weniger in Nebel zerfließt, nicht genehm seyn mag, darum aber nicht unbestimmt ist. — Es zeigt sich also, daß bei den Worten des Symbolums sich etwas sehr Bestimmtes, bei jener Stelle des Sendschreibens aber gar nichts Bestimmtes denken lasse, und es entsteht die Vermuthung, Herr Dr. Schleiermacher habe den unbestimmten Ausdruck „bestimmt" nur gewählt, um das zu Grelle und Furchtbare zu verdecken, was ohne diese Hülle seine Worte haben würden. — Doch das bisher Erwähnte wird noch überboten von dem Zusatz: „Denn das versteht sich ja von selbst, daß keiner das vertreten will, was er vorliest; er ist ja dabei nicht der Handelnde, sondern diejenigen, welche die Liturgie ordnen." Dies übersteigt, nach unserer Ueberzeugung, noch das aus dem Sanchez vorher Angeführte. Denn nun bedarf es ja aller jener Künste, aller Mental-Reservationen nicht mehr. Die Kirche verlangt von mir, daß ich in meinem und der Gemeinde Namen an heiliger Stätte feierlich ein Bekenntniß ablegen soll; ich glaube kein Wort davon; aber es fällt mir auch nicht ein, es vertreten zu wollen; ich sage es ja nicht freiwillig her, sondern weil die es wollen, „welche die Liturgie geordnet haben." Begründet wird dieser unerhörte Satz dadurch „weil man ja sonst auch für die Uebersetzungsfehler einstehen müßte, welche in den sonntäglichen Pericopen vorkommen." Wer wird daran zweifeln, daß man dafür einstehen müßte, wenn man etwa nach Bahrdt's Uebersetzung, also wesentlich entstellt, sie vorlesen müßte! Nur weil man die Ueberzeugung hat, daß unsere Bibelübersetzung keine göttliche Wahrheit wesentlich gefährdet, keine falsche Lehre aufstellt oder begünstigt (davon kann doch hier nur die Rede seyn, und ist wirklich bei'm Glaubensbekenntniß die Rede), darum kann man sie in der Kirche vorlesen.

Doch die Polemik verstummt, und übergibt gern die andere Stelle, die wir noch durchgehen sollten, der Beurtheilung der Leser. *) Solchen Aeußerungen gegenüber verlieren sich alle Gefühle in dem Einen des tiefsten Schmerzes über den ungeheueren Verfall der Kirche, ja der Zeit, welcher es möglich war, dergleichen zu bieten. „Wie hat der Herr die Tochter Zion mit seinem Zorne überschüttet! Ihre Thore liegen tief in der Erde; er hat ihre Riegel zerbrochen und zunichte gemacht. Ihre Könige und Fürsten sind unter den Heiden, wo sie das Gesetz nicht üben können, und wo ihre Propheten keine Gesichte vom Herrn haben. Alle, die vorübergehen, schütteln den Kopf über der Tochter Jerusalem: Ist das die Stadt, von der man sagt, sie sey die allerschönste, der sich das ganze Land freuet?"

Das also haben die Ausführungen des Herrn Dr. Schleiermacher, und namentlich das so eben Erwähnte, uns hinreichend bewiesen, daß in der jetzigen Zeit die erzwungene Unterschrift der symbolischen Bücher bei den Predigern, und gar den Professoren, den Zustand der Kirche im Ganzen nicht sehr verändern

*) S. 33.: „Ich sollte einen bescheidenen Mann verdammen, welcher zu sich selbst sagte: Die Handlung, die du begehest, wenn du die Unterschrift (der symbolischen Bücher) verweigerst, steht in gar keinem Verhältniß zu dem Zweck der Verfügung. Jedermann weiß ja, und also auch unsere kirchlichen Gesetzgeber, daß nicht zwei Menschen genau denken einer wie der andere, und auch die, welche dieses Bekenntniß zuerst unterschrieben, haben es theils nicht mit demselben Grade bestimmter Ueberzeugung gethan, theils sich nicht dasselbe dabei gedacht. Es kommt also nur auf ein Mehr oder Weniger von Uebereinstimmung an ꝛc." Gibt es irgend einen Vertrag unter Menschen, gibt es eine heilige Verpflichtung, welche sich durch diese Gründe nicht aufheben ließe?

würde; man würde sich eben zu helfen wissen, auf die eine oder andere Art. Wir werden aber auch nicht aufhören, unseren Gegnern es in's Angesicht zu sagen, was ihre Pflicht sey, auch ohne neu von ihnen verlangte Unterschrift. Auf „Vorlegung tüchtiger Theilungsentwürfe" werden wir uns nicht einlassen; die möge Gott der Herr, und denen er es einmal befehlen wird, machen, wenn sie nothwendig werden sollten. Wir werden aber nicht aufhören, die biblische Lehre von einer unsichtbar-sichtbaren christlichen Kirche, deren Grundlage die Gemeinschaft der Gläubigen, deren unversöhnlicher Gegensatz die ungläubige Welt ist, deren Einheit und Reinheit sich so lebendig darthun soll, „daß," wie ihr Haupt sagt, „die Welt dadurch glaube, Gott habe ihn gesandt," unseren Mitbrüdern in's Bewußtseyn zurückzurufen. Vergebens wären alle Zwangsmaaßregeln, wenn dieser Gemeinschaftssinn, der aus dem Mittelpunkte der christlichen Bruderliebe heraus auf die Einheit dringt, in den Gläubigen nicht auf's Neue lebendig würde. Und hierüber zum Schluß noch Einiges.

Bei dem vielen Dringen auf Einheit der Lehre will es oft scheinen, als verließen sich diejenigen, welche sich um das Panier der Evangelischen Kirche sammeln, auf Menschenwort und Menschenwerk, als wollten sie im Buchstaben, der da tödtet, die Einheit suchen, die im Geiste, der da lebendig macht, allein statt finden kann. Und in der That ist es nicht zu läugnen, daß dieselben Gefahren, welche Cyprian und Augustinus in ihre Lehren von der kirchlichen Einheit hineinzogen, noch jetzt uns drohen, auch ohne daß wir dem äußerlichen Katholicismus huldigen. Zwar verhältnißmäßig in der jetzigen Zeit am wenigsten; denn todte Buchstabenorthodoxie ist eine der seltensten Erscheinungen unter uns, und wird es wohl lange noch seyn. Aber dennoch droht uns die Gefahr, die Bewahrungsmittel vor kirchlicher Auflösung anderwärts zu suchen, als da, wo sie wirklich liegen, und absichtlicher oder unverschuldeter Mißverstand wirft es uns oft genug vor, gegen den wir immer auf's Neue schuldig sind, uns zu erklären. Sie liegen nur in der aus der Gemeinschaft mit Christo hervorgehenden innigen, lebendigen und entschiedenen Gemeinschaft unter seinen Gliedern auf Erden. Das Wort Gottes, das ewiglich bleibet, erweckt die in Sünde Todten zu neuem Leben; aus der Predigt dieses Wortes kommt der Glaube, und dieser Glaube an den Sohn Gottes, den gekreuzigten Heiland der Welt, wo er lebendig im Herzen wohnt, macht eine ewig unausfüllbare Kluft zwischen denen, welche seiner theilhaftig geworden, und denen, welche ihn nicht haben. Die Glieder des Einen Leibes, die einerlei geistliche Speise und einerlei geistlichen Trank genießen, verbindet ein Band, das allein ganz und auf ewig zusammenhält. Schande daher dem halbherzigen Jünger, dem dieses Band nicht über alles auf Erden Trennende und Bindende geht! — Nun seht euch aber um im Leben der jetzigen Christen, wie steht es um die Anerkennung dieses Bandes? Es ist wahr, die Gemeinschaft der Gläubigen fehlt auch in unseren Tagen nicht. Aber es fehlt viel daran, daß die Bekehrung eines Menschen von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott uns zu dem Wichtigsten gehörte, was wir um uns her sehen können; man hört eine Geschichte dieser Art oft an, ist sie von irgend einer Seite piquant, mit großem Interesse, sonst in Bezug auf den geretteten Menschen nur zu oft mit dem Gedanken: Nun, es ist gut für ihn! Oder sehen wir in irgend einem Verhältniß Jemand entschieden sich zu Christo bekennen, wenn er auch dabei von menschlichen Schwächen nicht frei ist: sollte es nicht unser erstes Gefühl seyn, daß dieser Mensch uns näher angehe, als alle andere sonst noch so treffliche, durch

irdische Bande noch so fest mit uns vereinigte Menschen? Und doch fehlt viel daran, daß dies bei den Jüngern Christi immer so wäre, daß sie dies vor der Welt durch die That bezeugten. Wie pflegen, wenn es zum Bekenntniß zu einander kommen soll, die Schwächen vergrößert, die Einigungsbande verläugnet zu werden! In dem ersten Briefe an die Corinther straft Paulus die dortigen Christen als menschenanhänglich, streitsüchtig, aufgeblasen, und er hatte gewiß das vollste Recht; aber wie meint ihr wohl, daß derselbe Mann von denselben Leuten vor dem Gallion würde gesprochen haben? Hätte er ihn wohl gewarnt vor diesen Aufgeblasenen, vor diesen Partheimenschen? Oder hätte er sein Leben gelassen für diese seine Brüder? Darum, unter Brüdern „widerstehet den Brüdern in's Angesicht, wenn Klage kommt;" aber vor der Welt zeiget, was die Wahrheit ist, daß jene, aller ihrer Schwächen ungeachtet, falls sie Jünger Christi sind, mit euch aus Gnaden „der göttlichen Natur theilhaftig geworden sind!" — Die großen Angelegenheiten des Reiches Gottes, sollten sie nicht große und kleine Geister, die der Geist aus Gott beseelt, weit über Alles anziehen, deren Beförderung ihre liebste Angelegenheit seyn? Und doch, wie Viele retten aus einem, nicht ungesuchten, weltlichen Treiben heraus höchstens noch so viel Oel in ihrer Lampe, daß es ihnen in's Kämmerlein leuchtet, um, mühevoll unter der Last des Tages gebeugt, den Vater im Himmel einmal im Verborgenen anzurufen! — Seht, darin liegen die tiefsten Ursachen der Auflösung des kirchlichen Verbandes. — Doch wir wenden dies noch besonders auf die Prediger des Evangeliums an. Wir haben, Gott sey Dank! jetzt eine Anzahl von Predigern, die Christum den Gekreuzigten verkündigen; wir lieben und ehren sie innigst, jeden einzeln, um ihres Bekenntnisses und Werkes willen; aber dennoch, wie wenig wird verhältnißmäßig durch viele derselben ausgerichtet! Einige tödten die kostbare Zeit durch elende Neben-Liebhabereien; Andere verlieren sich in halbgelehrte, nicht mit ihrem Berufe zusammenhängende Studien, die für Wissenschaft und Leben gleich unfruchtbar sind; noch Andere geben ihre Amtsthätigkeit fast auf, weil mit ihren Collegen nichts anzufangen sey, oder weil wir keine Synodal- und Presbyterialverfassung haben, oder weil ihre Gemeinde zu sehr zerstreut oder zu sehr verwildert sey. Wie so oft im christlichen Leben, reichen sich ungläubige Verzagtheit und fleischliche Trägheit bei manchen derselben die Hände, um ihre Wirksamkeit zu lähmen. Viele Predigten sind, trotz der biblischen Worte, langweilig und abstract, trotz des Pathos, kalt, trotz der sentimentalen Begeisterung verschläft man sie, wie einen Rausch. Und woher dies? Zum großen Theil daher, weil — wir sagen es in herzlicher Liebe — der engen und entschiedenen brüderlichen Gemeinschaft, nach vielfältiger Erfahrung, niemand so sehr entbehrt, als viele unserer gläubigen Prediger. Die lebendige Gemeinde der Gläubigen scheint ihnen mit dem großen Kirchenleibe, dessen Seele sie doch ist, in weniger oder gar keiner Beziehung zu stehen; es scheint manchmal, als ob sie — wie Zinzendorf so treffend sagt — ein großer Kirchenpfeiler wären, an den sich Jeder anlehnen müßte, um davor den anderen nicht sehen zu können. — Wachsende Vereinigung und vereinigtes Wachsthum aller Gläubigen in Erkenntniß und in Leben, immer entschiedenere gemeinschaftliche Opposition gegen den Rationalismus und die Welt, immer innigere Verbindung insbesondere der gläubigen Prediger unserer Kirche mit ihren gläubigen Gemeindegliedern und ihren gläubigen Amtsbrüdern: das ist das Band lebendiger, concreter Evangelischer Freiheit, welches der Katholischen Gebundenheit gegenüber die Evangelische

Kirche allein zusammenhalten soll und kann! Ist diese Grundlage vorhanden, so wird man sich willig und gern zu einer Kirche bekennen, die an ihrem einfachen, biblischen Glaubensbekenntnisse auch äußerlich ein so köstliches Einigungsband besitzt. Ein solches Band wird uns inniges, lebendiges Herzensbedürfniß werden, weil eben alles innerlich dem Christen Gegebene, im Großen wie im Kleinen, äußerlich hervortreten soll. Man wird zwar nicht, um ein Diener der Kirche zu bleiben, die aus dem göttlichen Wort, wenn es der Fall seyn sollte, besser erkannte Wahrheit verläugnen: aber man wird gern dem kirchlichen Schatz von Weisheit trauen und folgen, so lange es geht; sich so eng, als möglich, daran anschließen; und erst dann sich öffentlich dagegen aussprechen, wenn man das kirchliche Lehramt verlassen hat. Man wird sich nicht in ein leeres Jammern um eine bessere Kirchenverfassung verlieren, nicht mit piis desideriis im Herzen sein Leben auf der Stube verbringen, sondern sehen, was unter den vorhandenen Umständen, die so viel Freiheit gewähren, sich thun läßt; und stets dabei bedenken, daß man, um ein geistliches Haus zu bauen, zuvor lebendige Steine haben, daß vor dem Rock der Leib da seyn muß. In dem großen Missionsfelde, was jeder Geistliche bei dem tiefen Verfall der Kirche vor sich hat, wird er vollauf zu thun finden, wenn sein Herz vor Begierde brennt, Christo Seelen zuzuführen; das Wort, welches die Verheißung hat, nicht leer zurückzukehren, wird ihm Brüder um sich her erwecken, die er nicht durch priesterlichen Stolz von sich treiben, sondern deren Gaben er dem Dienste der Gemeinde zu gewinnen, die er, ohne Verfassungszwang, zu einem lebendigen Presbyterium um sich zu versammeln wissen wird. Gern klein und der Diener Aller, wird er zu dem Kleinsten sich bücken, selbst von den Kindern in Christo lernen wollen. Das letzte Gebet seines Herrn: „Auf daß sie Alle eins seyen, gleich wie ich und du eines sind," wird ihm außerordentlich wichtig, und innige Gemeinschaft unter seinen Brüdern zu stiften, die gegenseitige Handreichung unter den Gliedern zu fördern, wird ihm, aller schweren und niederschlagenden Erfahrungen und aller Täuschungen ungeachtet, eine Herzensfreude, wird ihm ein recht eigentlich kirchliches Geschäft seyn. Dadurch werden sich dann, mitten unter den verödeten Mauern Zions, lebendige Gemeinlein anbauen, nicht im Gegensatz, sondern in innigster Verbindung mit der christlichen und der Evangelischen Kirche der Vor- und Mitzeit, kostbares Bauwerk für einen Neubau und Umbau der Kirche, falls ihn die Gegner erzwingen sollten; und käme, unter dem Krachen einstürzender Reiche der Welt, die Stunde der Versuchung über den ganzen Weltkreis: so würden sich „feste Städte, eiserne Säulen und eherne Mauern" finden, welche dem Verderben trotzten; Verlobte Gottes, welche die sieben Seile von frischem Bast zerrissen, wie eine flächsene Schnur zerreißt, die man an's Feuer hält; Philadelphische Gemeinden, welche das Wort von der Geduld des Herrn behalten, und in weißen Kleidern dereinst mit ihm wandeln werden. ψ 27, 4.

Für das Evangelische Predigtamt und aus demselben.

1.

Ich wurde zu einer kranken Frau gerufen, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen, von der es mir bekannt war, daß sie in einer unglücklichen Ehe lebte. Ihr Mann war ein Säufer, und dies schreckliche Laster hatte ihn aus einem wohlhabenden Bürger zu einem armen Bettler gemacht. Schwerer Kummer lag demnach auf dem Herzen der Kranken, sie suchte bei dem Herrn Trost, und ich öffnete ihrer heilsbegierigen Seele den reichen Schatz des Evangeliums von dem freundlichen Helfer der Armen, dem liebevollen Arzt der Kranken, dem barmherzigen Heiland der Sünder. Sie schien immer ruhiger und friedevoller zu werden; und ich konnte ihr mit rechter Freudigkeit das heilige Abendmahl reichen. Der ganzen feierlichen Handlung hatte ihr Mann mit sichtbarer Aufmerksamkeit beigewohnt, und ich hatte, so viel es sich thun ließ, auf seinen Seelenzustand Rücksicht genommen. Indessen schien es mir doch nothwendig, noch nachher mich mit ihm insbesondere zu beschäftigen. Er fing aber zu meinem großen Leidwesen damit an, sich für einen sehr frommen Menschen auszugeben, der um seiner Gottseligkeit willen von der argen Welt verläumdet und verfolgt werde, und der seine größte Freude an dem Lesen der Bibel und anderer gläubiger Bücher habe. Nachdem ich ihn lange, ohne auch nur ein einziges Wort dazu zu sagen, angehört hatte, sahe ich ihn sehr scharf an, und sagte: So? — Der Herr mußte etwas Besonderes in meinen Blick gelegt haben, denn der gerechte Mann wurde roth, gerieth in große Verlegenheit, und schien von Furcht befallen zu werden. Ich wandte mich aber in meinem Herzen zu meinem Meister, und betete: Ach du mein Herr! ich weiß wahrlich nicht, was ich zu diesem armen, verblendeten Menschen sagen soll; darum laß mich hier nicht im Stich; es ist ja dein Werk. Ich bin hier nicht auf meine eigene Hand, sondern in deinem Dienste; darum mußt du mir helfen. — In dieser Art betete ich so recht von Herzen, und konnte nun mit unverstellter Liebe zu dem Pharisäer also reden: Lieber Meister B., Sie setzen mir da etwas auseinander, wodurch Sie mir gewiß eine rechte Freude zu machen gedenken; Sie sagen mir, daß Sie wegen Ihrer Frömmigkeit so viel zu leiden haben, und wissen sich auf keine Sünde zu besinnen, die Sie in Ihrem Leben begangen hätten. Aber das macht mich aus mehreren Ursachen recht betrübt; denn da ich so höre, wie fromm Sie sind, so fallen mir dabei meine eigenen Sünden schwer auf's Herz. Denn ich bin zwar kein Säufer (und hier führte ich die groben Laster an, in denen er, wie ich genau wußte, lebte), der Herr hat mich durch seine grundlose Gnade und Barmherzigkeit vor solchen groben Ausbrüchen der Sünde bewahrt; aber dennoch bin ich ein großer Sünder. Und nun ging ich tiefer in das natürliche Verderben des Menschen ein, und stellte ihm an meinem eigenen Beispiel das Elend vor, ein von dem Herrn entferntes, von dem göttlichen Leben entfremdetes Herz zu haben; ich klagte ihm meinen Schmerz darüber, daß ich meinen Heiland, der mich bis zum Tode am Kreuz geliebt habe, gar nicht mit solcher Inbrunst lieben könne, wie er es mit Recht von mir verlangen müsse. Ich sprach hier sehr nachdrücklich; denn ich sprach aus meiner innersten Erfahrung. Aber nachdem ich ihm mein Sündenelend in den schwärzesten Farben vorgestellt hatte, fing ich an, ihm meinen großen Trost zu schildern: Freilich, lieber B., davon wissen Sie nichts; denn Sie sind ein gerechter, vollkommener Mensch. Aber dafür haben Sie auch meinen Trost nicht, und wissen von meiner Freude nichts; denn ich habe den lieben Herrn Jesus zu meinem Heilande. Den haben Sie nicht, und können ihn nicht haben; denn er ist nur gekommen in die Welt, die Sünder selig zu machen; da Sie nun kein Sünder sind, so haben Sie auch an der Erlösung des Herrn keinen Antheil, die nur für die Sünder geschehen ist. — Indem ich ihm nun in dieser Art seinen Mangel zeigte, fing der Mann an, heftig zu

zittern, und endlich konnte er sich nicht länger halten, sondern fuhr mit einem erschütternden Bekenntniß seiner Sündhaftigkeit heraus, bekannte sich für einen großen Sünder, seine frühere Rede für eine bloße Lüge, um sich mich mit guter Manier vom Halse zu schaffen, und bat mich, mit ihm sogleich zu beten, und ihn auch ferner in mein Gebet einzuschließen. Ich that dies, und predigte ihm dann noch sehr nachdrücklich Gesetz und Evangelium. Da ich zu einem Gerechten gekommen war, verließ ich einen armen, zerknirschten Sünder, der sich danach sehnte, auch Antheil an der Erlösung Jesu Christi zu haben. Auf seine Frau schien diese schnelle Verwandlung ihres Mannes einen guten Eindruck zu machen, und ich hoffe, daß sie der Herr Jesus wird zu Gnaden angenommen haben. Bald nachher sahe ich aber den Meister B. als einen sehr gebeugten Sünder unter meinen Communicanten, da er lange Jahre sich vom Tische des Herrn fern gehalten hatte. —

Nachrichten.

(Nachweisung der Widersprüche in Kotzebue's Nachrichten über die Missionen auf den Inseln der Südsee.)

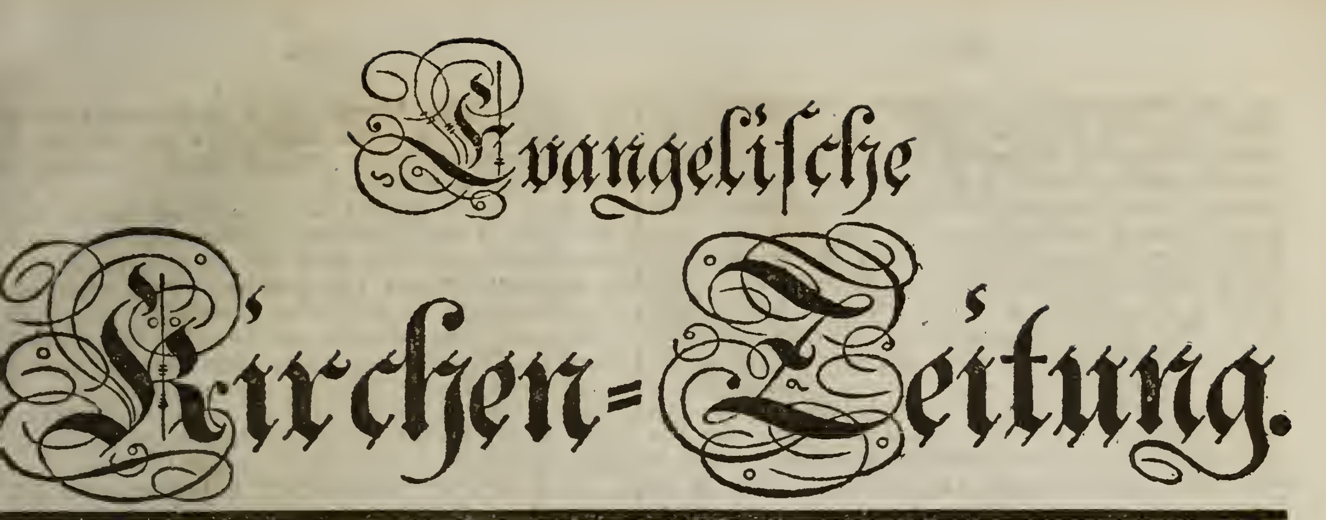
Nichts gibt einen stärkeren Beweis von der Feindschaft des natürlichen Menschen gegen das Evangelium vom Gekreuzigten, als das neidische Bestreben, seine göttlich mächtigen Wirkungen herabzusetzen, ihren hohen Werth, trotz der entschiedensten Beweise dafür, zu verläugnen, und in der Ohnmacht, etwas Aehnliches zu bewirken, die geheiligten Triebfedern derselben zu verlästern. Es ist in Beziehung auf das Christenthum besonders wahr, was der Dichter sagt: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn." Dieser geheime Haß gegen das Wort vom Kreuze verblendet denn auch die natürliche Urtheilskraft, so daß sie im Gebiete des Christenthums selbst äußerlich Gutes und Böses nicht mehr zu unterscheiden versteht und in grobe Widersprüche sich verwickelt. Dies ist auch dem Herrn v. Kotzebue widerfahren, der in seiner in vieler Beziehung interessanten Neuen Reise um die Welt (Weimar und Petersburg 1830) das von Gott so glänzend gesegnete Missionswesen auf den Südseeinseln schmähen will, während er es doch wider seinen Willen preisen muß. Daher ist er auch, weil er doch die Wohlthaten desselben, wenn auch ohne die gebührende Anerkennung, anführt, nicht so zu tadeln als die schlechten Scribenten, welche ihm mit unverkennbarer Schadenfreude in rationalistischen Zeitschriften seine unbegründeten, schlechten Urtheile nachgeschrieben, ja sie selbst durch eigene Zuthat noch überboten haben, ohne jener Wohlthaten auch nur mit einem Worte zu gedenken. Da Herr v. Kotzebue den Evangelischen Missionen in der Südsee so äußerst abgeneigt ist, daß er sich geflissentlich bemüht, sie in das nachtheiligste Licht zu stellen, und ihnen, was bei einem jeden menschlichen Werke so leicht ist, wie und wo er nur kann, durch gehässige Seitenblicke und durch unbegründete Voraussetzungen Flecken anzuhängen sucht, so muß das Gute, was er, wenn auch sehr frostig, von ihnen sagt, als das Zeugniß eines Gegners, um so höher in Anschlag kommen. Wir wollen es nach seinen eigenen Datis, neben das Schlechte, was er berichtet, stellen, und dann dem schlichten Menschenverstande den Ausschlag überlassen.

Herr v. Kotzebue, so gern er auch die unchristlichen Tahitier und Tahitierinnen als überaus liebenswürdig, anmuthig und menschenfreundlich, besonders im Gegensatz der christlichen, darzustellen sucht, Th. 1. S. 73 ff., muß dennoch eingestehen: 1) daß sie ihren Götzen Menschenopfer gebracht haben, S. 78., 2) daß sie äußerst diebisch gewesen sind, so daß selbst die Königl. Prinzessinnen auf den Europäischen Schiffen stahlen, S. 80., 3) daß sie im höchsten Grade, bis zur scheußlichsten Unnatur, ausschweifend gewesen sind, so daß unter den „Vornehmeren eine Verbindung statt fand, deren Mitglieder von beiden Geschlechtern sich Ehrioi nannten, der Ehe und der Nachkommenschaft entsagend, in wilder Lust im Lande und auf den benachbarten Inseln umherzogen, und wenn ihnen ein Kind geboren ward, entweder der Verbindung entsagten, oder es umbrachten. Die Männer unter ihnen waren sämmtlich Krieger und standen bei'm Volke in hohem Ansehen; man war stolz darauf, Ehrioi zu seyn," S. 81., 4) daß mehrere unter ihnen einer verderblichen Unmäßigkeit im Genusse des Avagetränks ergeben waren, S. 81 f., 5) daß sie statt geistiger oder körperlicher Anstrengung sich lieber dem Genüssen aller Art und dem seligen far niente hingaben. Diese groben Untugenden, diese schändlichen Laster, die ein reges sittliches Gefühl mit eben so viel Abscheu als Mitleiden erfüllen müssen, und die, in Verbindung mit innerlichen Kriegen und hinzukommenden Europäischen Verderbnissen, ohne die rettende Hand des Christenthums, das Volk gänzlich zu Grunde gerichtet haben würden, nennt Kotzebue S. 82. die Schattenseite der sonst so liebenswürdigen Tahitier, deren ganze Liebenswürdigkeit nach S. 73 ff. in einer charakterlosen Gutmüthigkeit, die jedoch leicht auch in Grausamkeit umschlug, und besonders in der wollüstigen Gefälligkeit des weiblichen Geschlechts bestand. Jene Angaben sind durch die Missionsberichte genau bestätigt, besonders auch durch die Anführung factischer Details, worunter man bei Herrn Ellis (Polynesian researches, Lond. 1830, vgl. Ev. K. Z. 1830 № 80.) mit Schauder liest, wie ein zum Bund der Ehrioi gehöriger Häuptling 19 ihm geborene Kinder nach einander umgebracht, und wie selbst Mütter mit kalter Gefühllosigkeit ihre Kinder tödteten, ohne daß die beweglichsten Vorstellungen sie davon abhalten konnten, worüber sie später als Christinnen die bitterste Reue empfanden.

So sehr nun umgekehrt Kotzebue die Missionäre, die ihm, nach seinem eigenen Geständniß viel dienstfertige Gastfreundschaft erwiesen, herabzusetzen sucht, so muß er dennoch eingestehen: 1) daß die Menschenopfer völlig durch das von ihnen eingeführte Christenthum abgeschafft sind, 2) daß der Tahitier jetzt „durch ihre christlichen Lehrer einen Begriff von der Schändlichkeit des Stehlens erlangt haben, der, nach seiner Erfahrung, sehr wohlthätig gewirkt hat," indem das früher allgemein verbreitete Stehlen jetzt sehr selten geworden ist, und wo es sich etwa zeigt, streng bestraft wird, was Herr v. Kotzebue als eine gute Ordnung gewiß auch loben würde, wenn es nur nicht in Folge des Christenthums statt fände, S. 80. 110 f., 3) daß der schändlichen Verbindung der Ehrioi, so wie überhaupt der scham- und zügellosen Hurerei durch die Missionäre dergestalt ein Ende gemacht worden ist, daß Frauen und Mädchen, die sonst ungescheut ihre Reize feil boten, jetzt wo sie sich zeigten, mit der größten Sittsamkeit sich betrugen, S. 81. 85., 4) daß er von dem Laster der Trunkenheit keine Spur gefunden hat, 5) daß die sonst so faulen Tahitier, und zwar nicht bloß die jungen sondern sogar die alten, so schwer es ihnen auch zum Theil noch seyn mag, doch ziemlich allgemein Lesen und Schreiben gelernt haben, und durch die unermüdliche Thätigkeit der Missionäre bereits die Bibel und Gesang- und Gebetbücher, auch eine Grammatik in ihrer Muttersprache besitzen, und eine Art öffentliche Schule haben, die freilich, weil das Lesen darin mit Gesang und Gebet verbunden ist, Kotzebue mißfallen hat, S. 88. 115.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 23. Februar. № 16.

[U]eber und wider J. F. v. Meyer mit Bezug auf Magnetismus und Verwandtes.

Es hat sich durch meinen Aufsatz (in № 92 u. 93. der [E]v. K. Z. Jhrg. 1830)*) über Somnambulismus u. s. w. ein [s]ehr verehrter Mann bewogen gefühlt, in № 101. derselben [Z]eitung Herrn von Meyer von dem Vorwurfe frei zu sprechen, [d]en ich seiner Ansicht über Magnetismus machen zu müssen [g]laubte. Mein Vorwurf soll Folge eines Mißverständnisses seyn, [d]as gutmeinender Eifer veranlaßt habe und Herr v. Meyer soll [U]nrecht erlitten haben. Es würde mich mehr, als viele Andere, [f]reuen, wenn man mich dessen überwiesen hätte und ungleich lie[b]er würde ich schweigen, als jetzt nothgedrungen mich rechtferti[g]en. Denn erstens weiß ich, was die Sache Christi diesem [i]hren Zeugen verdankt, weßhalb man nicht in Manchem so ver[s]chieden, sondern lieber in Allem eins mit ihm denken zu können [w]ünschte; und zweitens thut es mir leid, wenn vielleicht die Auf[m]erksamkeit durch das nun eingetretene Uebergewicht persönlicher [B]eziehung von der Sache weg geleitet würde, während es mir [d]och um diese allein zu thun war. Ich nannte Herrn von Meyer, [w]eil ich glaubte und noch glaube, daß die Art und Weise, wie [e]r sich über Magnetismus äußert, unrichtig und gar sehr Vielen [s]chädlich ist und war. Die Vorzüglichkeit weder des Mannes, [n]och seiner Schriften durfte mich, man sieht das leicht ein, daran [h]indern. Denn hätte sich auch mein Unterfangen als „Mißgriff" [e]rwiesen, so wäre, wenn dadurch die übrigen Werke dieses Man[n]es „verdächtigt" würden, die Schuld hievon blos bei denen zu [s]uchen, die sich durch Rügen einzelner Irrthümlichkeiten gleich [d]as Ganze verdächtigen lassen. Auch wird niemand Irrthums[l]osigkeit als Bedingung setzen, von welcher der Gebrauch einer [B]ibelübersetzung oder anderer Schriften abhinge, weßwegen ich [n]icht einsehe, wie das in der Ev. K. Z. ausgesprochene Urtheil [ü]ber ganz specielle Mängel einer einzelnen Ansicht allen andern [B]emühungen des Beurtheilten um das Reich Gottes den Weg [v]ersperren könnte. Vor Allem aber wird der geachtete Beurtheiler meines Aufsatzes darin mit mir übereinstimmen, daß es eben das Wesen einer christlichen Gemeine sey, ohne allen Rückhalt Irrthümer gegenseitig zu rügen, und dies um so mehr, je größer die Aufmerksamkeit und Liebe ist, die derjenige genießt, bei denen sie sich zeigen. Deßwegen will ich die Liebe Vieler genießen, damit sie mich warnen vor Irrungen in brüderlicher Liebe: so will ich immer lieben, daß nicht meine Liebe in bloßem Lobe aufhöre Liebe zu seyn. Das Bedürfniß solcher Liebe darf ich bei Herrn v. Meyer voraussetzen, und diese Voraussetzung hat mich über alle Bedenken erhoben, meine Meinung über ihn von dieser einzelnen Seite aus unumwunden zu sagen. Gehe ich nun weiter, so geschieht dies auf Veranlassung des Aufsatzes, welcher die Richtigkeit meines Urtheils zweifelhaft zu machen versuchte. Es wäre mir gleichgültig, handelte es sich um blos subjektive, auf keine höhern Gründe gebaute Ansichten. Diese Gründe blos will ich geltend machen. Vielleicht daß eine oder die andere Diskussion sich daran knüpft, die sich als heilsam für beide Seiten erweist.

Ich glaube nicht, daß mein Aufsatz so gar wenig hindurchblicken lasse, welch' ein Unterschied zwischen der Ansicht Herrn v. Meyer's und Dr. Kerner's u. A. sey. Insofern beide bekämpft werden, steht Meyer freilich „in einer Reihe mit Jenen," nicht aber als ob ich ihn Gleiches wie Jene behaupten ließe. Ich sehe Herrn v. Meyer nicht als einen Haupturheber des Irrthums an, wie er sich bei Herrn Dr. Kerner u. A. findet, als ob Jener dieselben Behauptungen wie Dieser aufgestellt habe; wohl aber muß ich in Meyers Ansicht den Uebergang zu Kerner'schen Irrthümern bemerken und bemerke ihn noch in ihr. Und wiefern er in ihr liege? Eben in der Unbestimmtheit, mit welcher Herr v. Meyer sich äußert, sowohl da wo er sich gegen die Meinung verwahren will, als sehe er im Magnetismus rein Göttliches, als auch anderwärts. In der Beurtheilung werden mir nun Stellen entgegengehalten, die mich hier des Mißverständnisses überführen sollen. Sie sind allerdings „entschiedener;" allein — ich kann nicht anders sagen — entschiedener nur zu Bestätigung meines Urtheils. Eine ähnliche Ungenauigkeit nämlich, wie in Meyer's Ansicht vom Verhältniß des Somnambulismus zu den Wirkungen des h. Geistes, sehen wir so oft in den Fragen über das Verhältniß von Gut und Böse und deren Beantwortung herrschen. Wie hier durch eine irrige Bezeich-

*) Ich benutze die Gelegenheit, einige sinnstörende Druckfehler [i]n demselben zu verbessern. S. 730. Z. 12. v. u. st. welcher l. [w]elches. S. 736. Z. 27. v. o. st. Sinnengeflechtes l. Ganglien[g]eflechtes. Ebend. Z. 28. st. wahrer l. wacher.

nung mit Gradunterschieden die wesentliche Verschiedenheit des Guten und Bösen aufgehoben ward, indem man Dieses das minder Vollkommene, Unentwickelte im Gegensatze zum Vollkommenen, Entwickelten nannte, so dort, wenn man magnetische Erscheinungen durch die zweideutige Geschlechtsbestimmung: Halbwunder, Niederes, zwischen Himmel und Erde, von dem ganzen Wunder, dem Höheren, dem Himmlischen der Wirkungen des Geistes unterscheiden zu dürfen glaubt. Wie nach jener Ansicht das Böse sich allmählig zum Guten entwickeln soll, so findet Herr v. Meyer in den somnambulen Zuständen etwas, das durch gewisse Accidentien in das Geistige „überschwebt, dieses aus sich aufdämmern, sich aus ihm entfalten" läßt. Dagegen ist nun unsere feste, auf die Schrift sich stützende Ueberzeugung: daß die Natur nichts hat, was in die Gnade überschwebt. Es giebt keine andere Berührung der Natur mit dem Geiste, als die, in welcher dieser jene erneuend umgestaltet. Dann ist die Natur insoweit nicht mehr Natur, als der Geist sie frei gemacht hat und sie geistlich geworden ist. Aber auch die active Empfänglichkeit, als der erste Act des Freiwerdens, ist Wirkung des Geistes, nicht Natur. Beide sind spezifisch verschieden. Im Allgemeinen ist die Natur das Reich der Gebundenheit, der Geist das Reich der Freiheit d. i. Gnade; jene unter dem Gesetze, dieser die gesetzgebende und belebende Kraft selbst. In sittlicher Beziehung ist, abgesehen von der durch den bösen Willen der Menschen oder andere böse Willenskräfte verderbten Natur, das Natürliche für jede böse und gute, freimachende und bindende Bewegung empfänglich: die Gnade des Geistes aber ist objectiv: frei bewegende heiligende Kraft; subjectiv: vom h. Geist gewirkte freie Regung. Soweit die Natur nicht in Gemeinschaft mit dem Bösen getreten ist, steht sie freilich, als Gottes Werk, in Berührung zu Gott und ist so gut etwas von ihm Gewirktes als das Reich der Gnade. Aber Gott offenbart sich in beiden auf sehr verschiedene Weise, ohne daß deßwegen das Eine aufhörte göttliche Ordnung zu seyn, oder Eines in das Andere ohne innere Bestimmtheit und feste Gestalt überginge und sich verliese. Der Beurtheiler meines Aufsatzes kann nun deßhalb nicht wohl mich meinen, wenn er (S. 787. des gen. Blattes der Ev. K. Z.) sagt: „wollen wir die gewöhnlichen, täglichen Wunder der Natur als ein Zeugniß von Gott betrachten nach der Schrift, aber in dem ungewöhnlichen der Menschennatur keine solche Stimme erkennen?" Gerade das ist ja meine Meinung, daß, wenn der Magnetismus ein Wegweiser zu den Wundern der göttlichen Gnade habe seyn sollen, er nur nicht anders betrachtet werden dürfe, als wie ein Wunder der Natur. Die Sturmwinde sind Gottes Boten, und die Feuerflammen seine Diener; aber sie sind Naturkräfte, nicht Kräfte der Gnade oder des h. Geistes, so wenig als der Magnetismus. Wenn die Gnade Gottes auch solche Erscheinungen für ihre Absichten benutzt, so folgt daraus noch nicht, daß die Erscheinung selbst vom heiligen Geiste herrühre. Pest und Hunger, und die Geißel der Eroberer haben die harten Herzen der Völker schon aufschließen müssen für die göttliche Wahrheit. Darum wird aber noch kein Mensch Seuchen und Blutvergießen Gnadenwirkungen nennen. Der geehrte Herr Beurtheiler wird selbst leicht einsehen, daß er zwei verschiedene Begriffe verwechselt hat, wenn er (S. 789) auf meine Behauptung: wir seyen nicht berechtigt anzunehmen, daß der h. Geist durch unsern Leib vermittelst krankhafter Zustände auf unsere Seele wirken werde, fragt: „warum sollte Gott sich nicht den Kranken offenbaren?" Ist denn dies geleugnet worden? Aber nicht Krankheit an sich ist göttliche Gnade, sonst würde jede Krankheit begnadigende Wirkungen äußern; sondern zur Krankheit muß ein Anderes kommen, soll in der Krankheit Göttliches sich zeigen; oder mit andern Worten: die freie Wirkung des Geistes im natürlich kranken Menschen das ist die Gnade; die Krankheit selbst ist Natürliches.

Wenn Herr v. Meyer dies bestimmt und deutlich festgehalten hätte, so wäre allerdings mit Grund gegen seine Ansicht nichts einzuwenden. Allein es ist dies, und zwar wie es scheint aus gedoppeltem Grunde, nicht geschehen. Denn erstens sehen wir weder subjectiv die Zustände der Natürlichkeit von denen der Gnade immer genau geschieden, noch finden wir, daß objectiv die wesentliche Differenz des h. Geistes von allem anderweitigen Uebersinnlichen überall klar und sicher hervorgehoben wäre. Zu Belegen dienen zunächst die Stellen, welche der Vertheidiger des Herrn v. Meyer selbst anführt; einige andere will ich gelegentlich hinzufügen.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so heißt es in den Blättern für höhere Wahrheit: (I. 181. cit. S. 789. der Ev. K. Z.) „im Magnetismus entfaltet sich nicht das Göttliche, sondern die Empfänglichkeit für dasselbe und das ist sein schönster Preis." *) Was soll das nun heißen: Empfänglichkeit? Nach dem, was Herrn v. Meyer's Vertheidiger in der angeführten Stelle der Ev. K. Z. hinzusetzt, könnte man glauben, es solle damit nichts Anderes gesagt seyn: als: es entfalte sich hier ein empfangendes menschliches Organ, das, seiner Natur nach zweideutig, Wahres und Falsches gleich vernehmen könne. Es hieße dann nur: der Zustand besteht in einer erhöhten Reizbarkeit der menschlichen Empfänglichkeit für Gutes und Böses. Das will Herr v. Meyer aber offenbar nicht sagen, wie aus dem weitern Verlaufe (s. Anm. unten) erhellt. Vielmehr ist damit ausgedrückt: der Magnetismus hat die Kraft, den Menschen aus seinem „zweideutigen" d. i. für Gutes und Böses gleich empfänglichen Wesen herauszureißen und überwiegend fürs Göttliche zu bestimmen. Hat er sie nicht, so fehlt es blos in der rechten Anwendung, denn „der wirkende Wille hat hiebei mehrentheils die Schuld." So bestände also das Wesen des Magnetismus in dem Hervorrufen einer Empfänglichkeit für das Göttliche mit Unterdrückung der

---

*) Ebendaselbst, wo von dem Magnetismus in Beziehung auf die Geschlechter, besonders auf das weibliche Geschlecht, die Rede ist, wird also fortgefahren: „die Schwäche der Geschlechtsscheidung wird hier erst verkehrt zur eingeschlechtigen Urkraft, wenn auch nur sehr entfernterweise, und hierauf der Creatur die Stelle angewiesen, daß sie stehe in ihrem weiblichen Ursprung, nämlich im h. Geist, als der ewigen Mutter aller Lebendigen. Darum geschieht es wohl, daß von diesem physischen Thun aus, wenn es recht betrieben wird, die entwickelte Intelligenz des kranken Weibes ins wache, gesunde Leben herübergeht, und sich hier männlich erweist; zugleich, daß die auf der hohen Stufe der übersinnlichen Empfänglichkeit eingeathmeten Kräfte des h. Geistes, als der Glaube, sich nun im gesunden Leben in herzlicher Gottseligkeit darstellen. (obwohl dies Letztere Bd. 4. S. 200. nur eine „wünschenswerthe Frucht des Magnetismus" genannt wird und Herr v. Meyer selbst, wie er an einem andern Orte sagt, nur einzelne Fälle kennt, wo es wirklich eintrat. Ich kenne gar keine.) So wird der Magnetismus ein Seelenführer (Psychoxomp) in die unsichtbare Welt des Ernstes, und durch deren Reinigungen in den Himmel des Glaubens und der Weisheit. Wo er aber unverrichteter Dinge zurückkehrt — so trägt der wirkende Wille hiebei mehrentheils alle Schuld, weil er fähig ist — die Glaubensempfänglichkeit zu verschließen. Vgl. III. 251. Was die Stelle aus Schuberts Symb. des Traums betrifft, welche S. 788 f. d. Ev. K. Z. citirt wird, so möchte ich sie eben so wenig als Autorität gebrauchen, als sie mit der jetzigen Ansicht Schubert's selbst, (m. vgl. seine Geschichte der Seele u. weiter unten) so weit ich sie kenne, übereinstimmt.

entgegengesetzten Neigung. Ein solches Mehr der Empfänglichkeit für göttliche Einflüsse kann man aber nach der Schrift wenigstens, keiner Ursache, als der begnadigenden Wirkung des Geistes zuschreiben, da wir eben von Natur gerade das Gegentheil, entfremdet von Gott, mit übermächtiger Empfänglichkeit (activer) für's Böse behaftet sind. Bestände nun das Wesen des Magnetismus in den angegebenen Wirkungen, so könnte auch er selbst nur ein gottgewirkter Zustand seyn, er könnte nur als Wirkung des h. Geistes eintreten. Dies läugnet aber Herr v. Meyer doch wieder. „Es sey nur ein entwickeltes menschliches Vermögen, eine Aufgeschlossenheit des natürlichen seelischen Vermögens" u. s. f. Hier kann ich nur wiederholt die alte Frage aufwerfen: Wer ist das Entwickelnde? Die Natur des Menschen selbst? Das streitet gegen die Schrift. Die Natur des Menschen für sich selbst erweckt weder, noch steigert sie ihre Empfänglichkeit für das Göttliche. Es ist dies ja allein Wirkung der göttlichen Gnade. Wenn also nicht die Natur, wer dann? Etwas zwischen Natur und Gnade? Ein solches kennt abermals die Schrift nicht, das des Menschen Herz für die Dinge des Reiches Gottes aufschlösse. Wenn also nicht der heilige Geist Ursache dieses Zustandes ist, so ist er dennoch mit all' seiner Erregtheit nur ein krankhaft natürlicher, eben nicht mehr zwischen Erde und Himmel, als die Natur des Menschen selbst zwischen Erde und Himmel ist; sondern, so er einen natürlichen Menschen befällt, ganz im Bereiche der gottentfremdeten Natürlichkeit, wenn aber einen Begnadigten, innerhalb des Reiches der Gnade, so weit der Kranke selbst an jenem Reiche bereits Theil hat.

Herr v. Meyer glaubt aber dennoch in dem Zustande des Somnambulismus etwas gefunden zu haben, das ihn sowohl den Gränzen der Natur, als auch der Frage über Natürlichkeit, Uebernatürlichkeit u. s. w. entrücke. Er sagt nämlich: (Bl. f. h. Wahrh. Bd. 3. S. 75.) „Es giebt auch Erscheinungen in der Sichtbarkeit, welche die erste Stufe der Naturfreiheit, aber noch keineswegs ein wahres Wunder d. i. die volle Naturfreiheit aus der Kraft des heiligen Geistes sind; sondern wie nur alle Natur von ihm urständet, so kommt auch diese Entwickelung, da die starre Natur durch eine sie meisternde Kraft frei wird, mittelbar von ihm her, nicht als etwas nur von ihm Entzündetes, sondern aus schlafender Naturkraft sich Regendes. Dieser Art ist z. B. der animalische Magnetismus, eine Wirkung, die an sich unter die natürlichsten, auch in guter Anwendung wohlthätigsten gehört u. s. w. Er ist aber den Wirkungen himmlischer Kräfte nicht gleich zu schätzen. Was die Seele in jenem Zustande, von den Fesseln der Materie und des Raums in gewisser Maaße frei, wahrnimmt, bezeichnet ihn uns in so weit als übernatürlich, als er ein Schritt von der gewöhnlichen Gebundenheit zur künftigen Loslassung ist; und so mag man ihn natürlich, übernatürlich oder selbst unnatürlich nennen, man wird nach obigen Grundsätzen in der Bedeutung dieser relativen Ausdrücke nicht irre werden." Warum nun diese Willkühr der Benennung? Gebe ich auch zu, daß eine Betrachtung von verschiedenen Seiten Etwas nicht mit Unrecht eben so gut übernatürlich als unnatürlich finden kann, so weiß ich doch kein Recht, nach welchem man auch das Uebernatürliche natürlich und umgekehrt benennen dürfte. Wirkt eine Naturkraft, so ist der Zustand natürlich; wird eine Naturkraft mittelbar oder unmittelbar vom heiligen Geiste erregt, so tritt ein übernatürliches Agens ein. Ist aber alle Natur (also doch wohl auch die starre), so gut als die Naturfreiheit etwas vom heiligen Geiste Abhängiges, so weiß ich freilich nicht, wie die die Natur meisternde Kraft, mittelbar eine Kraft des Geistes, sich zur Natur verhält, die gleichfalls vom

Geiste urständet. Hievon abgesehen aber bleibt es schon sehr zweifelhaft, wie man die Zustände des Magnetismus als Zustände der Naturfreiheit bezeichnen könne. Ein Zustand, wo nicht allein „die kranke Menschennatur dem Magus, der sie behandelt, unterworfen ist, so daß er ihr mit seinen eigenen innern geistigen Bewegungen und Vorstellungen zugleich auch das passende, treffende Wort zu geben vermag," (Schubert Gesch. der Seele Bd. 2. S. 663. vgl. Meyer Bl. f. höh. Wahrh. III. 259 fg.), sondern wo auch „da die Seele den Leib nicht mehr bewegt und beherrscht, an ihrer Statt die gestaltenden und bewegenden Kräfte der äußern Natur auf den verlassenen lebensempfänglichen Leib einwirken," (Ebendas. S. 761.) und „alle Freiheit nur wie in den verwandten Zuständen des gewöhnlichen Nachtwandelns, des Starrkrampfes mit innerem Hellsehen, des Veitstanzes und andern Fällen, in einer krankhaften Entblößung der Seele vom Leibe" (Ebendas. S. 383.) besteht, ein Zustand, dessen Befähigung im Magnetismus wir „zunächst wieder einer rein leiblichen Bedingung danken, dem Umstand nämlich, daß unsere von thierischer Verhüllung freie Haut der selbstthätigen oder empfangenden Wechselwirkung mit der umgebenden Natur zugänglicher ist," (Gesch. der Seele Bd. 1. S. 324.), ein solcher Zustand scheint mir weder auf Freiheit überhaupt, noch auf Naturfreiheit insbesondere Ansprüche machen zu dürfen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Nachweisung der Widersprüche in Kotzebue's Nachrichten über die Missionen auf den Inseln der Südsee.)

(Schluß.)

Nun frage ich Jeden, dem die Eingenommenheit gegen das Evangelium nicht alle unpartheiische Urtheilskraft benommen hat, ob, selbst abgesehen von dem Standpunkte christlicher Beurtheilung und bloß politisch betrachtet, nicht schon eine dieser fünf von dem Gegner anerkannten Wohlthaten genug wäre, die Missionäre als große Wohlthäter jener so tief versunkenen Menschen zu preisen. Wie würde man posaunen, wenn nur nicht Missionäre und Boten des Kreuzes Christi, sondern etwa neologische Philantropen etwas der Art mit ihrer Philosophie unter verwilderten Völkerschaften ausgerichtet hätten, was ihnen aber bis jetzt nirgends gelungen ist. Das Tödten, Stehlen, Saufen, Ehebrechen, Kindermorden unter einem faulen, üppigen und moralisch ganz verwahrloseten Volke abgeschafft, und die Elemente aller menschlichen Bildung eingeführt zu haben und zwar Alles in einem äußerst kurzen Zeitraum; welch ein großes, eminentes Verdienst auch nur für das irdische Glück der armen Menschen, die dadurch erst dem Stande der Bestialität enthoben und zu menschlicher Zucht und Ordnung gebracht worden sind! wie unmoralisch muß man selbst seyn, um dies nicht zu fühlen! Indeß die Missionäre haben noch mehr für das äußere Wohl der Tahitier gethan. Es ist auf ihren Rath anstatt der früheren unumschränkten, nur durch die willkührlichen Satzungen der Götzenpriester bedingten Regierung, eine Art Repräsentativ-Verfassung eingeführt worden, die, so unvollkommen sie auch unter den dortigen Umständen seyn mag, doch gewiß von dem guten Willen der Missionäre zeugt, gesetzliche Freiheit daselbst einzuführen. Auch dies tadelt K. nicht etwa als Ausfluß eines unzeitigen Liberalismus, sondern einer politischen Herrschsucht der Missionäre, beweist aber dadurch nur, daß ein Missionär unmöglich es der Welt recht machen kann. Denn hätten sie zur Befestigung der absoluten Regierung gerathen, wie würde man sie, bei ihrem vorwiegenden Einflusse auf die Königl. Personen, der Herrschsucht beschuldigt haben: nun sie aber zur Einführung einer liberalen Verfassung riethen, müssen sie dennoch herrschsüchtig seyn. O ihr armen Boten des Herrn, die ihr vom Zug der Liebe getrieben, euer Vaterland und euere Freundschaft verlaßt, und über Land und Meer zu wilden

Heiden zieht, um ihnen das ewige Heil in Christo Jesu zu bringen und eben dadurch — denn es ist der einzige Weg dazu — sie zu gesitteten und civilisirten Menschen zu machen, und die ihr dann noch vielleicht die Güte habt, reisende Europäer gastlich aufzunehmen, wie bitter müßt ihr doch erfahren, daß Undank der Welt Lohn ist, und daß man euch für alle euere Selbstverläugnung, für alle euere treuen und rastlosen Bemühungen zum Heile euerer Brüder hinter euerem Rücken verlästert und verläumdet, und zwar um so mehr, je glänzender die Erfolge euerer segensreichen Wirksamkeit sind. Wie müßtet ihr doch verzagen und ermatten, wenn ihr nicht Jünger dessen wäret, der unter dem Hohn der Welt für uns gekreuzigt wurde, und den Seinen vorausverkündet hat, daß sie, so wie er selbst, von der Welt gehaßt werden würden, Joh. 15, 18 f.

Sieht man sich nach den Gründen oder Vorwänden um, durch die K. seine Abneigung gegen die Missionäre zu rechtfertigen sucht, so stellen sich folgende drei heraus. Er behauptet erstlich, sie hätten das Christenthum durch Gewalt und blutige Kriege auf Tahiti eingeführt, und dadurch die Bevölkerung ausnehmend vermindert. Dieses Vorgeben ist falsch und die oberflächliche geschichtliche Darstellung von der Verbreitung des Christenthums, besonders unter dem Könige Tajo S. 91 f., ist verdreht und unwahr. Die Missionäre haben nie bei ihren Bekehrungen von der Gewalt der Waffen, sondern immer nur von der Gewalt des Wortes Gebrauch gemacht. Die heidnischen Tahitier hingegen, in beständigen blutigen Kriegen unter sich selbst begriffen, wollten auch die Christen unter sich vertilgen, bekriegten deshalb wiederholt den König Pomare, und suchten ihn, nachdem er auf Otahiti zurückgekehrt war, sammt all den Seinigen durch einen Ueberfall während des Gottesdienstes umzubringen, wobei sie aber selbst durch den Muth der Christen eine völlige Niederlage erlitten, und dann durch die schonendste Behandlung der Sieger auch moralisch überwunden wurden, vgl. Baseler Missionsmagazin Jahrg. 1819 S. 249 ff. Der angreifende Theil sind stets die Heiden gewesen, und nicht, wie es nach K. scheint, die Christen. Die Größe der früheren Bevölkerung wird von ihm nach einem ganz willkührlichen Maaßstabe bestimmt. Die Abnahme derselben erklärt sich genugsam durch die Verbreitung der zügellosesten Ausschweifung und des Kindermordes, so wie auch durch die blutigen Fehden der Eingeborenen unter einander, die erst seit der Einführung des Christenthums aufgehört haben, so daß von nun an die Bevölkerung gewiß rasch wieder zunehmen wird. — Der zweite Vorwurf, den K. den Missionären macht, ist die Abnahme der Industrie unter den Tahitiern, welche er dem Christenthume zuschreibt, S. 97. Dieser Vorwurf ist ein Widerspruch gegen S. 74 f., wo er die vorchristlichen Tahitier als große Müssiggänger darstellt, die weder geistig noch körperlich sich anstrengten, sondern sorglos auf ihre Brodtfruchtbäume sich verließen. Auch gibt er keinen einzigen factischen Beleg für jene seynsollende Abnahme der Industrie, als den, daß man jene größeren Seefahrzeuge nicht mehr fände, die früher das Erstaunen der Europäer erregt hätten. Allein diese Fahrzeuge waren nach S. 75. zum Krieg bestimmt und sind also jetzt nicht mehr nöthig. Dagegen gibt er selbst zu, daß sie jetzt mit ihren Kähnen und mit eingehandelten Europäischen und Americanischen Böten auch weitere Fahrten machen des Handels wegen, vgl. S. 121. Ferner muß er zugeben, daß Lesen und Schreiben eifrig getrieben und Bücher auf Tahiti gedruckt werden, desgleichen daß Straßen, Kirchen, Bet- und Schulhäuser und Europäische Wohnungen daselbst gebaut werden, ja, daß selbst Fabriken im Plane sind, was auch trotz aller von Europäern dawider erhobenen Hindernisse, mit einer Baumwollenspinnerei nach neueren Nachrichten gelungen ist. Grade das Gegentheil von dem, was K. behauptet, ist also, so wie überall wo Evangelische Missionen sind, nach den übereinstimmenden Nachrichten darüber, so auch in Tahiti der Fall. Civilisation und Industrie ist auch dort Frucht und Folge des Christenthums. — Der dritte Vorwurf endlich, den K. erhebt, und der den Weltmenschen weit und breit am meisten eingeleuchtet hat, ist der der Strenge der Missionäre, womit sie allen Frohsinn der Insulaner unterdrückt und alle unschuldigen Freuden denselben streng verboten hätten. Diesem Vorgeben widerspricht die Erzählung von dem überaus heiteren Empfang, der seinem Schiffe zu Theil geworden, S. 85. vgl. auch S. 105. Gesetzt den Fall aber, die Lehre der Missionäre wäre wirklich zu streng und der Sinn der Insulaner zu ernst geworden, so frage ich jeden auch nur einigermaßen moralisch gesinnten Menschen, ob sie ihm nicht dennoch mit ihrer jetzigen strengen Zucht viel lieber seyn müssen, als mit ihrer früheren schändlichen Unzucht, Dieberei, Völlerei u. dgl. Sollen denn wirklich vor der Welt eher die verruchtesten Laster Vergebung finden, als Strenge in der Frömmigkeit? Ich warne Jeden, durch Einstimmung in die Kotzebue'schen Urtheile diese Schmach zu bestätigen. Es ist aber selbst gar nicht zuzugeben, daß die Lehre und Kirchenzucht der Missionäre zu strenge sey. Ein so entartetes, zügelloses und kindisches Volk kann nur durch eine ernste, geregelte, fest gehandhabte Disciplin zur bürgerlichen und kirchlichen Zucht und Ordnung erzogen werden, ohne daß deshalb, wo die Freudenbotschaft von der Gnade Gottes in Christo zugleich mit dem Gesetze Gottes verkündet wird, wie es in allen Evangelischen Missionen geschieht, eine finstere Selbstquälerei zu fürchten wäre. Die strenge Sonntagsfeier ist dem laxen K. besonders anstößig gewesen, aber sie findet eben so in England und Schottland statt. Die matte Empfindsamkeit, womit er von den, nun abgeschafften „schuldlosen" Freuden der balletartigen Tänze und theatralischen Vorstellungen der Tahitier spricht, erregt Ekel, wenn man kurz zuvor von ihrer schamlosen Lüderlichkeit gelesen hat, wonach man sich die Schuldlosigkeit jener Vergnügungen vorstellen kann, S. 81 f. Besonders scheint es K's. Unmuth erregt zu haben, daß die von den Missionären streng eingeschärften göttlichen Verbote der Hurerei und des Ehebruchs, den schnöden Lüsten seiner Matrosen Damm und Riegel entgegensetzten. Die weise Vorkehrung, die jene würdigen Männer gegen einen intendirten doppelten Ehebruch dadurch trafen, daß sie eben in der Nacht, da das Verbrechen begangen werden sollte, die Leute aus ihren Häusern entfernten, vergilt er ihnen durch die boshafte Bemerkung: „Haben die Missionäre vielleicht auch schon Oublietten eingeführt?" Hienach kann man schließen, wie es mit der Moralität dieses Mannes steht, der so weise ist S. 113. den Missionären den Rath zu geben, sie hätten den Tahitiern nur reine Moral predigen, und durch die abstracten Begriffe des Ewigwahren, Guten und Schönen ihre Geister erhellen, ihre Sitten verfeinern und veredeln sollen, (S. 96., wonach verständige Menschen den Grad seiner Menschenkenntniß ermessen mögen. Seine Feindschaft gegen das Evangelische Christenthum geht so weit, daß er S. 99. sogar behauptet, es habe die früher so schönen Tahitierinnen fast alle häßlich gemacht, wobei er vergißt, daß es bei seiner Anwesenheit erst seit einigen Jahren allgemein eingeführt war. Dabei sagt er zugleich fälschlich, die Missionäre verböten jede auf den Körper verwandte Sorgfalt als Sünde, während grade sie die Nacktheit verbannt und mit der Schamhaftigkeit zugleich auch Kleidung, besonders bei dem weiblichen Geschlechte eingeführt haben. Originell ist folgende Stelle S. 100. Nachdem er viel Uebles von den christlichen Tahitiern angeführt fügt er am Schlusse hinzu: „Gern hätten wir einen Vergleich der sogenannten christlichen Tahitier mit den heidnischen Bewohnern der Gebirge angestellt; aber es erforderte zu vielen Zeitverlust, sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, die sie nur bei Nacht verlassen, um die Thalbewohner zu — bestehlen, unter denen sie bei Tage gar nicht zu erscheinen wagen." Daran knüpft er mit einer herrlichen Logik das Schlußresultat: „Wenn nun die Missionar-Religion weder wahre Bildung noch Glück unter den Tahitiern verbreitet hat u. s. w." — in der That eine feine Bemerkung, nachdem er uns eben die heidnischen Tahitier im Gegensatz der christlichen als Diebe und Räuber dargestellt hat.

Einen ähnlichen moralischen und logischen Tact verräth K. bei den Nachrichten über die Missionäre auf den Sandwichinseln. Nachdem er Th. 2. S. 120. die Lüderlichkeit und Lasterhaftigkeit in Hanaruro als sehr hoch gestiegen beschrieben hat, schimpft er dennoch nachher S. 142 ff. auf den Missionär Bengham, weil er in Verbindung mit der Königin Kumahanna dem eingerissenen schändlichen Unwesen durch ernste Maaßregeln und strenge Zucht zu steuern sich bestrebte. Solchen Geistes Kind ist dieser neueste Verläumder des Missionswesens, der so leicht schon durch sich selbst, geschweige denn durch die actenmäßigen Berichte der Missionsgesellschaften zu widerlegen ist.

'Αγρος.

Redacteur: Dr. Prof. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische
Kirchen-Zeitung.

Berlin 1831. Sonnabend den 26. Februar. № 17.

Ueber und wider J. F. v. Meyer mit Bezug auf Magnetismus und Verwandtes.

(Schluß.)

Vergleichen wir vollends die Bedingungen, unter welchen seit Tertullians Tagen bis auf das 18te und 19te Jahrhundert herab solche Zustände besonders gehäuft oder auffallend hervortraten, so ergeben sich zwei, nämlich: große geistige Ueberspannung gepaart mit großer körperlicher Erschlaffung, und wir haben in dieser Erfahrung einen beachtenswerthen Belag sowohl der Krankhaftigkeit, als auch der Zweiseitigkeit dieser Erscheinung, daß sie nämlich physische und psychische Krankhaftigkeit zugleich sey. Worin aber bestände noch überdies die Aehnlichkeit der magnetischen Zustände mit der künftigen Freiheit? Doch blos in einer gewissen relativen Auflösung der körperlichen Gebundenheit, wie sie gewöhnlich zu seyn pflegt, vermittelst eines Zustandes der Gebundenheit durch andere Kräfte, der gewöhnlich nicht zu seyn pflegt. Ist aber diese rein äußerliche Aehnlichkeit Grund, irgend eine innere Wesens-Verwandschaft anzunehmen? So wenig als Naturkräfte, die den magnetischen Zustand bedingen, mit dem Geiste der Gnade, der die endliche Freiheit in uns wirket, identisch sind, und so wenig man eine Gebundenheit Freiheit nennen kann, weil sie einen andern Zustand der Gebundenheit aufhebt. Aber, würde vielleicht Herr v. Meyer sagen, ich behaupte darum auch blos, daß die magnetischen Zustände als Analogon auf die Wunder des Geistes hinweisen,*) daß sie ein Halbwunder, ein schwacher sinnlicher Abdruck seiner (des heiligen Geistes) Wirkungen sind u. s. w.**) gut. Allein jedes Analogon muß eine innere Verwandtschaft mit dem haben, von welchem es Analogon seyn soll. Inwiefern kommt diese dem Magnetismus zu, die er als Naturwunder mit allen Naturwundern theilen müßte? Insofern alle Natur vom heiligen Geiste urständet? Wenn wir blos insofern natürliche Regungen aufhören wollten natürliche zu nennen, so wüßte man überhaupt keinen Grund, warum man Kräfte der Natur noch Naturkräfte und nicht lieber Kräfte des heiligen Geistes nennen wollte. Allein ich brauche hier nicht daran zu erinnern, daß die Scheidung zwischen Natur und Geist Gottes nicht eine willkührliche, sondern eine von der heiligen Schrift gemachte ist. Und was heißt ein schwacher sinnlicher Abdruck der Wirkungen des Geistes? Was im Magnetismus bezeichnet ihn uns als einen solchen sinnlichen Abdruck des Geistes Gottes, von welchem Abdruck ich, aufrichtig gesagt, mir nach der Schrift wenigstens gar keine rechte Anschauung machen kann? Die mit der heiligen Schrift übereinstimmenden Aeußerungen und Reden so vieler Schlafseherinnen? Ich kann auch dagegen nur wiederholen: wenn man die eben so vielen Abscheulichkeiten oder nur Abgeschmacktheiten, welche von Somnambulen zu Tage gefördert wurden und freilich seltener (und nicht mit Unrecht) erzählt werden, so kann ich unmöglich der Erfahrung zufolge sagen: der Magnetismus an und für sich hat Proben von „Höherem" aufzuweisen; sondern, wo Höheres sich im Magnetischen wirklich zeigt, da sind es die Wunder der Gnade im begnadigten Herzen des Kranken, nicht Wunder des Magnetismus als solchen.

Begnügen wir uns jedoch mit Hrn. v. Meyer's ausdrücklicher Versicherung, daß der Magnetismus nur ein niederer Zustand im Gegensatz zum höheren, vom Geiste Gottes gewirkten, sey (obschon ich nicht weiß, wie der in der neuen Folge der Blätter Samml. 2. S. 291. allgemein ausgesprochene Satz: „die Urquelle aller Wunder, und aller wohlthätigen Wunder insonderheit, ist Gott nämlich der heilige Geist," consequent nicht auch auf den Magnetismus angewendet werden müßte, es sey denn, daß Herr v. Meyer ihm den Charakter entweder des Wunders — vielleicht in der Bezeichnung durch „Halbwunder" — oder das Wohlthätige abspräche), so ist es doch wichtig zu erforschen, ob etwa in einer andern Ansicht dieses Mannes ein Grund zu finden sey,

*) Vgl. Bl. f. h. Wahrh. neue Folge, zweite Samml. S. 292.

**) In einer anderen Stelle (Bl. f. h. Wahrh. Bd. III. S. 269.) wird gesagt: Alle Seher- und Wunderkraft (Magie im allgemeinsten Sinn) läßt sich in drei Hauptgattungen theilen, himmlisch, höllisch und mittelartig oder natürlich. Eine jede hat vielfache Unterarten, Formen, Stufen und Wirker. Unter dieser Menge von gradweisen Unterschieden wird dann anderwärts (IV. 213.) dem Magnetismus die Stelle als „Unterart des (göttlichen) Hellsehens" angewiesen.

der ihn nicht ohne die Nothwendigkeit richtiger Folgerungen zur Meinung führen mußte, es sey im Magnetismus als solchem etwas Höheres als natürliche Krankhaftigkeit (wenn auch niederer als die Wirkungen des Geistes) zur Erscheinung gekommen.

Wenn ich überhaupt Herrn v. Meyer nicht ganz falsch verstehe, so scheint mir diese Meinung aus zwei andern ihm eigenthümlichen Ansichten, nämlich über Glauben und über Materie zu folgen. Glaube nennt Herr v. Meyer ein eigenes natürliches Vermögen, das im natürlichen Menschen ruht, einer Entbindung bedarf, die auf schwächere Weise schon durch untergeordnete Wirker, auf die stärkste und vollkommenste Art aber durch den heiligen Geist bewerkstelligt wird. Daher heißt es, (Bl. für h. Wahrh. neue Folge. Zweite Sammlung S. 300.) wie von den Wunderkuren Vespasian's die Rede ist: „es wäre hier nur zu fragen, ob der Glaube d. i. verborgenes menschliches Vermögen allein (wie es in der ursprünglichen Natur des Menschen liegt und nur der Entbindung bedarf), oder auch dämonischer Einfluß dabei thätig gewesen." Darum konnte Herr v. Meyer auch sagen (Bl. f. höh. Wahrh. III. S. 228. cit. Ev. K. Z. S. 792.): „Es gibt kein Leben, keine Kraft als der Glaube. Treiben wir diesen nur bis zu physisch-magnetischen Operationen, so stirbt er wieder." Der Glaube, von dem allein die Schrift sagt, daß er wahres Leben habe, könnte freilich nicht nur bis zu physischen Operationen getrieben werden; denn sonst wäre er eben überhaupt noch nicht da. Der hat es zunächst mit ganz Anderem zu thun, und wirkt er leiblich sichtbar Wunder, so hat er auch den höchsten Gipfel erreicht, zu dem er sich durch die Kraft des Geistes steigert. Dem besonderen Begriffe nach, den Herr v. Meyer mit dem Glauben verbindet, müssen wir also auch auslegen, wenn es eine wohlthätige Wirkung schon des Mesmer'schen Magnetismus genannt wird (Bl. f. höh. Wahrh. III. S. 223.), „daß man den Glauben oder den festen Willen als höchstes Heilmittel erkannte," oder wenn es bei Beurtheilung des Passavant'schen Lebensmagnetismus (Bl. f. höh. Wahrh. III. S. 248 ff.) heißt: „Daß in Vergleich der magnetischen Kraft mit der Wunderkraft mit Recht beide Kräfte weder für identisch, noch für völlig verschieden angesehen würden," und wir nun als nähere Erläuterung lesen: „Da das Geschöpf (der Mensch) den Keim des göttlichen Ebenbildes und seiner Kräfte verschlossen in sich trägt, und in der steten Wechselwirkung des unerschaffenen und erschaffenen Lebens sich bemühen kann, diese Kräfte zu entwickeln und seinen Lebensdocht anzuzünden, der dann reiner oder trüber brennen kann; aber auch ohne vorhergehende Bemühung des Untern ein Strahl von Oben vermögend ist, ihn plötzlich mit einer himmlischen Flamme leuchten zu lassen, so daß, was so eben noch Schwachheit war, der Allmacht theilhaftig ist: so scheint uns diese Betrachtung die Sache weiter aufzuklären. Hiebei wird auch kein Streit über die stufenweise oder wesentliche Verschiedenheit mehr entstehen, da, sofern das Göttliche von oben herab wirkt, stufenweise, sofern aber das Menschliche von unten hinauf wirkt (sich emporsteigert, oder empfängt und wieder ausgibt), wesentliche Verschiedenheit anerkannt werden muß, dergestalt, daß der wesentliche Unterschied selbst seine Stufen in den verschiedenen Wirkungen hat. Die beiden Wechselwirker (Schöpfer und Geschöpf) sind wesentlich verschieden; die Wirkung hat entweder mehr von der Allmacht des einen oder von der Schwachheit des anderen, und so ist sie nach dem Maaß des Göttlichen in ihr und seiner Unmittelbarkeit stufenweise verschieden und zugleich wesentlich. Die gemeinste magnetische Operation ist schon eine Steigerung der Menschenkraft (der gemeinen) zum Uebermenschlichen (zur ungemeinen). — Uns dünkt auf diesem Wege die aufgeworfene Frage sich sehr einfach zu lösen. Es wird dabei nicht das Creatürliche vergöttert und nicht das Göttliche entwürdigt." Wenn wir dem Herrn Verf. in dieser Argumentation beipflichteten, so wäre allerdings Eines dann für uns gewiß, daß zwischen Magnetismus und Wundergabe des heiligen Geistes durch den Glauben eben kein wesentlicher Unterschied statt fände. Denn das Wesen einer geistigen oder geistig-leiblichen Erscheinung liegt in der wirkenden Ursache, aus welcher sie in's Daseyn hervorgetreten ist, und in welcher sie ihr Bestehen hat. Diese soll nun bei beiden Zuständen dieselbe seyn. Wie demnach Herr v. Meyer sagen könne, diese Zustände seyen stufenweise verschieden und zugleich wesentlich, vermag ich nicht einzusehen. Das Wirkende (das Göttliche) soll ja doch in beiden Wirkungen dasselbe seyn, darum Wesenseinheit der Wirkungen; das Bewirkte (der Mensch) hingegen wesentlich verschieden von dem Wirkenden, ehe es die Wirkung erfährt, so weit aber nicht verschieden, wie weit er durch das Wirkende seine Verschiedenheit aufheben läßt; da er dies nun mehr oder minder thut, so sind die Wirkungen stufenweise zwar verschieden, wesentlich aber eins. Wie könnte ich sagen, diese Wirkung ist von jener nach dem Maaße der menschlichen Schwachheit wesentlich verschieden, wenn ich annehme, daß das Göttliche Grund beider Wirkungen ist? Und wenn der wesentliche Unterschied des Geschöpfes vom Schöpfer seine Stufen in den verschiedenen Wirkungen hat, d. h. wenn der eine Mensch mehr, der andere weniger seiner bösen Natur gegen die Wirkungen von Oben entsagt, was folgt denn hieraus auf die Wirkung, als daß sie gradweise verschieden sey, aber nicht wesentlich? Herrscht demnach hier nicht reine Verwirrung? Wie kann ich aus Gradunterschieden der Wirkung auf ihre wesentliche Differenz schließen? Wie die wesentliche Geschiedenheit des Geschöpfs vom Schöpfer, die nur besteht, so weit sie nicht durch Einwirkungen von Oben aufgehoben wird, auf die Wirkungen beziehen, und demnach, was in ihnen bloß Gradunterschied ist, Wesensunterschied nennen? — Der wesentliche Unterschied vielmehr, der uns die wahren Wunderwirkungen in der Zeit des Neuen Bundes im Gegensatz zu den magnetischen Erscheinungen bezeichnet, ist, daß jene nur durch den Glauben des Wirkenden gewirkt werden, der zum Mindesten (Luc. 9, 49. Marc. 9, 38.) ein Vertrauen auf die Kraft Christi seyn muß, und wie jeder Glaube, nach dem Wortverstande des N. T., vom Geiste Gottes gewirkt wird, während die heilige Schrift kein natürliches Vermögen kennt, das sich zum Göttlichen emporsteigere, oder für sich allein Glaube von wunderwirkender Kraft genannt würde. Das hingegen, was im Magnetismus und anderen verwandten Heilversuchen oder bloßen Experimenten Glaube — wenn man es gegen den Sprachgebrauch der Schrift hält: mißbräuchlich — genannt wird, muß keinesweges an sich, um zu wirken, ein Vertrauen auf Christus seyn, sondern ein Vertrauen zum Heilenden von Seite des Kranken, und ein Vertrauen zur Heilart von Seite des Ausübenden; und wenn die auffallendsten somnambülen Zustände von Aerzten hervorgerufen wurden, die in keinem Bezug christlich-gläubig waren, ja wenn eine Leichtigkeit unsittlicher Verführung in nicht wenigen Fällen die sittliche Ohnmacht dieser Zustände bezeugt, so sind das wirklich Belege genug, wie nicht der Magnetismus an sich in einer Beziehung zum Reiche Gottes, selbst nur als Analogon,

che. Ich kann daher von meiner Ueberzeugung nicht zurück-ommen, nach welcher mir Herrn v. Meyer's Antwort falsch rscheint, wenn er sagt (Bl. f. höh. Wahrh. III. S. 231.): sollte ie Frage entstehen, ob denn die heilige Schrift etwas vom Magnetismus und dessen Hellsehen wisse? so würde ich antworten, aß, weil sie vom Höheren dieser Art viel weiß, das Niedere, as damit zusammenhängt und Aehnlichkeit hat, mit darunter egriffen ist. Wenn ferner Meyer dies Phänomen im Magne-ismus, wonach der feste Wille und das Zutrauen allerdings ine merkwürdige Wirkung äußert, nicht natürlich nennen will, veil es über die Sinnenwelt erhaben sey (Bl. f. höh. Wahrh. III. S. 79 f.), so geschieht dies nur in Folge einer anderen Ei-enthümlichkeit Herrn v. Meyer's, daß er nämlich das Natür-iche auf die Sinnenwelt beschränkt, *) daß er, während doch die Schrift Natur das ganze Bereich dessen nennt, was nicht unter dem Einflusse des heiligen Geistes steht, dasjenige nicht Natur nennen will, was zwar außerhalb der Sinnenwelt, aber doch nicht innerhalb der Wirkungen des Geistes Gottes ist, und Ueber-menschliches und Geisterisches von Göttlichem und Geistigem nicht scharf getrennt hält. Davon jedoch habe ich erst später zu reden.

Jetzt ist es zuförderst noch die Ansicht Herrn v. Meyer's über die Materie, deren ich hier gedenken muß, weil sie, wenn ch nicht irre, mir wie gesagt ebenfalls zu erklären scheint, wie nan durch sie zu einer unrechten Auffassung und Ueberschätzung der magnetischen Erscheinungen kommen könne. Denn wenn das Lebenslicht, dessen höchster Ursprung in Gott ist, von welchem es durch die Welt belebter Geschöpfe ausgeht, in diesen durch den Organismus theils wirksam, theils auch gebrochen und gehemmt wird, sofern er mit der Starrheit, Schwachheit und Finsterniß der Materie zu kämpfen hat **) (Bl. f. höh. Whrh. III. S. 239.) und wenn der endliche Ausgangspunkt aller menschlichen Entwicklung durch die Einwirkung des Geistes Gottes also näher bezeichnet wird: (Bl. f. höh. Whrh. III. S. 66 f.) daß, weil der Mensch sich in die starre Sinnenwelt eingesperrt habe, durch eine falsche Bewegung, eine zurückgehende im (?) Mittelpunkt seines Wesens, welcher geistlich sey: von diesem Mittelpunkt auch die Besserung seines Zustandes ausgehen müsse durch eine wiederausdehnende Bewegung, die der heilige Geist in ihm anzünden müsse; daß nun der Mensch sich von seiner inwendigen Sünde und damit verbundenen Unwissenheit losringe, und sein natürliches Elend in den materiellen Umkreis seines Daseyns mehr und mehr hinausstoße, als ein Ding, das ihn nicht mehr angeht, weil er seinen Ursprung wiederfinden wolle, der geistlich sey, — und nun in diesem Kampfe sich läutere, bis er endlich mit der Sinnenwelt in keiner wesentlichen Berührung mehr stehe, sondern er und sie sich schieden, wie zwei widersprechende körperliche Flüssigkeiten, die unvermischt neben einander vorbeistreichen" — wenn dem Allen so ist, so wäre es denn doch wohl nicht folgeunrichtig, sähe man in den Erscheinungen des Magnetismus, welche sich als ein scheinbares Freiwerden der Seele vom Körper besonders characterisiren, etwas dieser Entwickelung durch den heiligen Geist Verwandtes, dessen eigentliche Wirksamkeit negativ als ein Abthun nicht des Sündigen, sondern des Sinnlichen hier bezeichnet ist, als ob das Sinnliche, d. h. Körperliche, Materielle an sich ein mit dem Göttlichen streitender Gegensatz wäre. Daß unsere Leiber Tempel des heiligen Geistes seyn sollen, lehrt mich wohl die Schrift; ob aber die Ansicht Herrn v. Meyer's ein richtiger Commentar zu solchen Stellen, oder sonst mit Aussprüchen der Schrift conform sey, muß ich, wenn man nicht mich aus der Schrift eines Bessern überführt, bezweifeln. Wenn es daher ferner in der neuen Folge der Blätter für höhere Wahrheit (Samml. II. S. 303.) heißt: „wo die Gesetze der Materialität aufhören, da fängt (durch die Imponderabilien vermittelt) das Reich der Wunder an und steigt stufenweise bis zur Gottheit; wenn ebendaselbst bei Erwähnung des Wunderthäters Greatrakes (S. 292.) der „Wunderleiter" gedacht wird, die von der jetzigen Menschennatur durch die Geisterwelt bis zu Gott hinaufreiche," und sich mir nun das Verhältniß Gottes, abwärts zur Welt gedacht, als ein Verhältniß gestaltet, in welchem die Kraft und Eigenheit göttlichen Wesens allmählig mehr und mehr sich verliert, verdichtet, verkörpert bis zur starren Materie, so erinnert man sich zwar leicht der Ansicht des Kabbalismus und anderer mit ihm durch, wahrscheinlich, gemeinsamen Ursprung verwandten heidnischen und christlichen Philosopheme; aber ihre Begründung in der Schrift muß ich für eben so unmöglich halten, als diese Ansicht unverträglich mit der in der Schrift begründeten Lehre unserer Kirche ist. Die Meinung, die Herr v. Meyer von der Materie hat, ist unter Anderm ein Hauptpunkt, in welchem ich wohl kaum mit Unrecht eine Verwandtschaft zu Kerner'schen Argumentationen sehe, und ich wüßte bei den Neueren nichts, was zur Berichtigung der Ansicht bei beiden genannten Männern vorzüglicher dienen könnte, als der treffliche Abschnitt in Schubert's Geschichte der Seele „vom geistig Guten und geistig Bösen" (Bd. II. S. 693—718.) Wie nun das Gerügte in Herrn v. Meyer's Aeußerungen über das Menschliche und Natürliche es ist, was sowohl mit Grund auffällt, als es auch andererseits erläutert, wie es seine besondere Meinung über Magnetismus begünstigen mußte, so ist es auch das schwankende Ueberspielen von Uebermenschlichem, Uebersinnlichem, Außerirdischem in das Gebiet der Wirkungen des heiligen Geistes (wie es auch im engsten Zusammenhange mit all' dem Uebrigen steht), womit so Viele, die Herrn v. Meyer anderwärts lieben, sich nicht befreunden können. Hiezu rechne ich, wenn sich z. B. an die von mir schon angeführte Stelle (Bl. f. höh. Wahrh. III. S. 231.) die Bemerkung schließt: „daß die Schrift die Wahrheit des Somnambulismus anerkenne und hiebei das Göttliche nicht ausschließe, weil ja alles Magnetische schon über dem Sinnenwesen hinausliege und ins Uebermenschliche reiche," oder wenn, wie wir ebenfalls schon vorher gehört hatten, gesagt wird: daß die Steigerung der Menschenkraft zum Uebermenschlichen in der gemeinsten Operation des Magnetismus denselben in Bezug zum Göttlichen setze. Besonders auffallend zeigt sich diese Vermischung bei dem geachteten Vertheidiger des Herrn v. Meyer, welcher, nachdem er (S. 788 der Ev. K. Z.) gesagt, daß das Wesen des magnetischen Zustandes, aufs Allgemeinste gefaßt, in einer erhöheten

*) Es scheint, als ob die Uebersetzung Meyer's von 1 Cor. 2, 14. (vgl. die Anmerk. zu 1 Cor. 15, 46.) „sinnlicher Mensch" statt „natürlicher" (wie Luther) auch daher entsprungen sey.

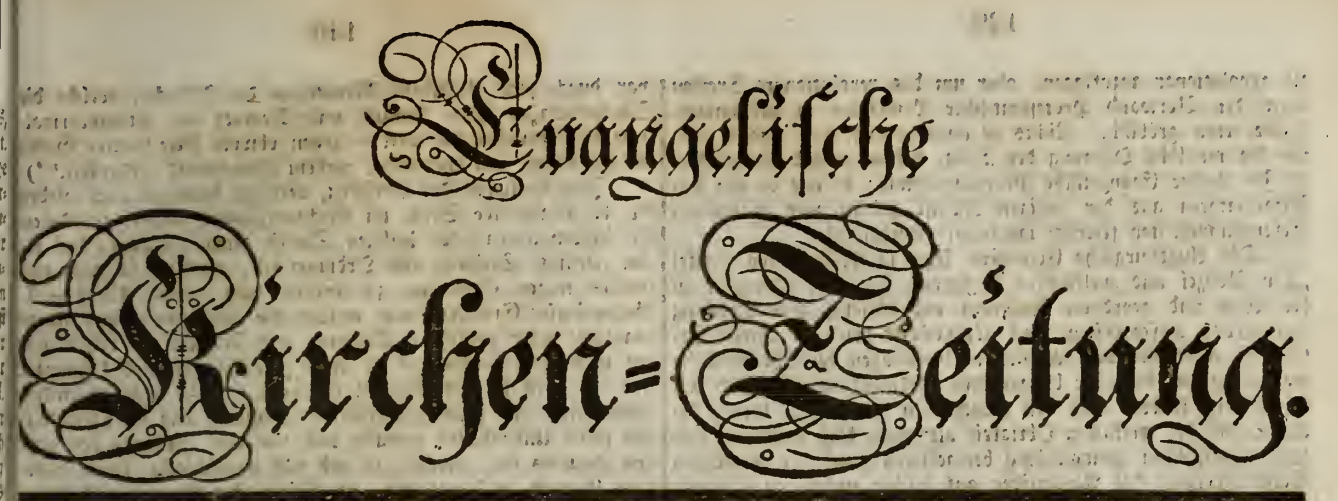
**) Σωμάτων δὴ φύσις, καθόσον μετέχει ὕλης, κακόν. Plotin. Ennead. I. lib. 8. c. 4. p. 74. Ueberhaupt erinnert diese und die folgende Stelle Meyer's (nebst andern) in vielfacher Beziehung an den Neoplatonismus. Man vgl. außer Plotin im angeführten Buche der ersten Enneade z. B. Procl. comment. in Plat. Alcib. etc. p. 279 sq. ed. Creuz. Plotin. Enn. VI. lib. 8. c. 6. p. 740 u. s. w.

Empfänglichkeit für geistige Einflüsse bestehe, nun (Ebendas. S. 789.) also einen Schluß ziehen zu dürfen glaubt: wenn im Somnambulismus überhaupt ein Vermögen, aus der Geisterwelt zu vernehmen, entbunden sey, so liege durchaus kein Grund vor, anzunehmen, daß nur die böse Geisterwelt, nicht auch die gute, daß nur der Lügner von Anfang und nicht auch die ewige Wahrheit in das geöffnete Ohr etwas sagen werde." Gebe ich nämlich auch zu, daß im Somnambulismus Empfänglichkeit für die Geisterwelt gesetzt sey, so folgt nicht hieraus: also auch eine Empfänglichkeit für den heiligen Geist; denn Geisterwelt und Reich des heiligen Geistes sind doch wahrlich nicht ein und dasselbe. Und ferner habe ich nur behauptet, daß Somnambulismus an sich nicht eine Wirkung des heiligen Geistes, daß er vielmehr unheimlichen Einflüssen mehr als ein anderer Zustand ausgesetzt sey. Gehe ich aber wieder auf Herrn v. Meyer zurück, so möchte ich gegen ihn sagen: es ist doch gewiß wahr, daß der Begriff des Göttlich-Geistigen mit dem Worte übermenschlich gar nicht erschöpft ist, daß blos übermenschliche Erscheinungen darum noch keine Wesenverwandschaft mit dem Geiste Gottes haben. Wenn aus den Elementen des schwer körperlichen Moores sich leichte Flammen entbinden, und als helle Irrlichter über die öde Fläche tanzen, so sind sie, weil sie Lichter sind, deßwegen noch keine Sonnenstrahlen; ja sie haben gar nichts mit jenem Lichte gemein. Und wenn einmal die bewegenden Naturkräfte ihre gröbere Hülle abstreifen und, gegen gewöhnte Bedingungen der Körperlichkeit heraustretend, deßwegen von unserer Erfahrung aus als ungemein und übernatürlich bezeichnet werden, so sind diese Kräfte darum keineswegs Kräfte des heiligen Geistes zu nennen. Ich möchte daher auch nicht mit Herrn v. Meyer sagen: (Bl. f. höh. Wahrh. neue Folge, Samml. II. S. 301 f.) „außer Israel und der Christenheit gab es jederzeit Wunder, Weissagung und allerlei Uebernatürliches im Guten wie im Bösen; es beruht im Allgemeinen auf demselben Grunde mit dem in Israel und in der Christenheit, d. i. auf dem Daseyn einer unsichtbaren Welt und übersinnlicher Kräfte; aber nur in Israel und in Christo ist die Fülle und Reinheit der übersinnlichen Gewalt." Ich möchte nicht so sagen, und aus so einem Allgemeinen von einerlei Grunde jene Erscheinungen im Heidenthum und Israel wie im Christenthum hervorgehen lassen. Denn in der That: ist nur bei einem die „Reinheit," (natürlich doch nur objectiv zu nehmen: Reinheit der wirkenden Kraft, nicht der Wirkung) so ist auch nur bei einem die „Göttlichkeit." Eine göttliche übersinnliche Gewalt, die aufhörte rein zu seyn, wäre eben nicht mehr göttlich, und riefe dennoch eine nicht reine übersinnliche Gewalt jene Erscheinungen im Heidenthume hervor, so hätten wir hier gar keinen gleichen Grund derselben wie im Christenthum, sondern einen sehr verschiedenen. Darum umfaßt aber auch wahrlich die Natur nicht blos sichtbare, sondern auch unsichtbare Kräfte, nicht allein Menschliches, sondern auch Uebermenschliches. Es wäre ja seltsam, wäre das

Sichtbare, Menschliche etwas vom Geiste Gottes Verschiedenes, die das Sichtbare und Menschliche tragenden Kräfte aber nicht. Wie könnte man die Erscheinung als etwas außer dem Bereiche des heiligen Geistes Liegendes betrachten, den Grund der Erscheinung aber, die nicht sinnlichen, unsichtbaren Kräfte, mit diesem Geiste Gottes identificiren? Denn sucht Herr v. Meyer dieß Letztere dadurch zu vermeiden, indem er sagt: daß „schwächere Aeußerungen der ursprünglichen Geistesmacht des Menschen über die Natur (wie im Heidenthum) immer noch denselben Geist zum Wesens-Ursprung hätten, und durch dessen niedere Wirker entwickelt werden könnten, wie ihr volles Vermögen unmittelbar durch den heiligen Geist selbst" (Bl. ꝛc. n. Folge, Samml. II. S. 301.), so muß man zunächst wünschen, zu erfahren, wer denn diese niederen Wirker seyn sollen, wie im Allgemeinen auch hiegegen wiederholt werden muß, daß unpassend eine Scheidung durch Gradunterschiede eingeschoben wird, wodurch sich abermals das rechte Verhältniß verrückt.

Dies ist es ungefähr, was ich über die Ansicht Herrn v. Meyer's nachträglich zu sagen mich verpflichtet achtete, um zu zeigen, daß es Gründe waren, die mich aufforderten, diese nach fester Ueberzeugung irrthümlichen Seiten des sonst so verdienten Mannes zu berühren. Sollte ich noch hie und da mißverstehen, so bin ich eben so überzeugt, daß die Schuld nicht an mir liegt, sondern (wenn Herr v. Meyer anders denkt, als die Worte lauten) vielleicht in dem Mangel genau begrifflicher Darstellung, wie ein solcher allerdings schon zum Theil durch die Form der Meyer'schen Schriften veranlaßt wird. Einem solchen Mißverständniß kann dann nur eine Erklärung Herrn v. Meyer's selbst abhelfen. Ich wünsche nicht, daß Herr v. Meyer diese hier gemachten Ausstellungen mit der von ihm anderwärts ausgesprochenen Bemerkung zurückweise: „es könne selbst fromme Christen geben, denen dergleichen starke Speise nicht munde; einem Jeden das Seinige!" Ich glaube nicht, daß der verehrte Mann diese Bemerkungen für Folge „einer Intoleranz vieler Gläubigen hält, die sich im unendlichen Felde der göttlichen Weisheit eine gewisse Schranke abstecken, die allerdings den Mittelpunkt umfaßt; anstatt aber sich an ihrem Theil dadurch für befriedigt zu erklären, den schmähen, der seine Grenze weiter hinausrückt." Ich darf erwarten, daß man das Gesagte nicht für einen Versuch hält, einen solchen Mann, wie Herrn v. Meyer, „blos um einer vorgefaßten Meinung willen zu verketzern." Man löst gern die Stacheln der Sagopalme ab, um zu deren gutem Marke zu gelangen, und wünscht das Mark zu haben, nicht aber die Stacheln mit. Noch lieber macht man aufmerksam, daß solch' ein edles Gewächs eine ungenießbare Hülle habe, sieht man, wie Unkundige an den Stacheln kauen, als hätten sie das Mark, oder wie Spötter, der unlieben Zuthat willen, das Gewächs verspotten, weil sie für dessen innere Güte keinen Geschmack haben.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 2. März. № 18.

Vom göttlichen Recht der Herrscher nach Protestantischen Grundsätzen.*)

Nichts ist tröstlicher für den Christen in Zeiten großer Verirrungen und Umwälzungen, als die Betrachtung des göttlichen Wortes, welches mitten in dem Strudel der Welt unverrücklich beharret, und wenn auch Himmel und Erde vergehen sollten, dennoch unvergänglich besteht. Alles ist eitel außer ihm; alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde; das Heu verdorret, die Blume verwelket, aber das Wort unseres Gottes bleibet ewiglich. Es bleibet ewiglich, und was da bleiben will auf Erden, es muß auf Gottes Wort sich gründen, welches der einzige Fels der Beständigkeit, das einzige Fundament aller Stabilität ist. Der oberste Grund aller politischen Revolutionen, die schon über ein Menschenalter krampfhaft unsern Welttheil erschüttern, ist kein anderer als der ungeheuere, weitverbreitete Abfall von dem heiligen Worte der Offenbarung, der, vornehmlich von Frankreich ausgehend, nachdem er zuerst überall die höheren Stände inficirt, allmählig auch die groben Massen des niederen Volkes durchdrungen und die inneren Bande der gesellschaftlichen Ordnung, die Treue und Pietät in der Bewahrung unverletzlicher Rechte, die heilige Scheu vor dem göttlichen Gesetz und Gericht dergestalt aufgelöst hat, daß jetzt — es ist schrecklich zu sagen — in einem großen Theile unseres civilisirten Welttheils nur das Faustrecht herrscht, nur der Stärkere Recht hat, bis ein Stärkerer über ihn kommt, und mit Eiden wie mit Würfeln gespielt wird. Diese fluchwürdige Abtrünnigkeit von dem heiligen Rechte wird unter dem trüglichen Namen der Freiheit ausgerufen, während die frechste Willkühr ihr tyrannisches Spiel treibt, und sowohl göttliche als menschliche Rechte mit Füßen tritt. Unsere Herrscher sollen nicht mehr von Gottes, sondern von Pöbels Gnaden seyn, und so ist es denn des Pöbels Regiment, dem Europa sich beugen soll; es ist die vielköpfige Despotie des großen und rohen Haufens, dem wir knechten sollen. Unter dem Geschrei der Freiheit zerbricht er das geheiligte Scepter des Gesetzes und schwingt dann mörderisch die Keule der Gewalt, stürzt die Throne der Herrscher, stößt die Stühle der Richter um, reißt alles Edlere und Höhere herunter, und wird nicht ruhen — falls nicht zur rechten Zeit noch die Macht der Gerechtigkeit über ihn kommt — bis entweder Alles seines Gleichen ist, oder bis Tyrannen aus seiner Mitte ihm selbst den Nacken brechen. So ist es immer gewesen bei demagogischen Revolutionen, und man kann daher die kindische Verblendung derer nur beklagen, die durch keine Belehrung der Geschichte gewitzigt, von den neuesten Umwälzungen, so schändlich sie sich auch hie und da schon gestalten, dennoch etwas Besseres erwarten.

Es gibt leider Menschen, welche die heillosen Principien dieser verwerflichen Unternehmungen als verwandt mit den gottgeheiligten Grundsätzen der Kirchenreformation im 16ten Jahrhundert darzustellen suchen, und zwar entweder, um diese selbst

---

*) Wir haben unseren Lesern die Erbauung, welche dieser geistvolle Aufsatz ihnen gewähren wird, nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt, wiewohl derselbe an einigen Stellen seinen eigentlichen Gegenstand, die Darstellung der Lehre der Schrift von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit, verläßt, in die mehr juristischen Theile der Lehre von dem Ursprunge der Staaten übergeht und also die Grenzlinie überschreitet, welche die Redaction in dem Vorworte genau beachtet zu sehen wünschte. Wir wünschten daher auch, daß die Leser ihre Aufmerksamkeit mehr auf die hier so lichtvoll gegebene Entwickelung jener biblischen Grundlehre als auf diese Nebenausführungen richteten, in welchen überdies eine nähere Erörterung dessen, was der verehrl. Verfasser das religiöse und heroische Princip nennt, und des Verhältnisses dieser Principien zu dem patriarchalischen, so wie der Nachweis mangelt, daß die rechtmäßige Obrigkeit auch in Republiken nicht minder als in Königreichen und Fürstenthümern die Sanction des göttlichen Rechts für sich hat. Uebrigens hoffen wir, daß diese Mittheilung über den hochwichtigen Gegenstand nicht die letzte in der Ev. K. Z. seyn wird. Als zeitgemäß erscheint neben ihr besonders eine eingehende Auslegung und Verknüpfung aller Aussprüche der Schrift über das Wesen der Obrigkeit, bei'm A. T. mit sorgfältiger Berücksichtigung des Einflusses, welchen die sichtbare Theocratie auf die Gestaltung dieser Lehre ausüben mußte, und mit genauer Unterscheidung des in dieser Beziehung nur für den A. B. Geltenden von dem Allgemeingültigen. Außerdem eine geordnete und in sich zusammenhängende Zusammenstellung der Aeußerungen der ausgezeichnetsten Diener Gottes aus allen Jahrhunderten der christlichen Kirche über das Wesen der Obrigkeit und das Verhältniß der Unterthanen zu ihr, ganz besonders der Reformatoren, aus denen in dem vorliegenden Aufsatze mehr citirt, als wörtlich mitgetheilt wird. Anmerk. der Red.

als revolutionär anzuklagen, oder um das revolutionäre Treiben durch den Vorwand Protestantischer Principien zu beschönigen. Beide irren gröblich. Nichts ist antirevolutionärer, nichts auch für die weltliche Ordnung der Dinge heilsamer und förderlicher, als der wahre Evangelische Protestantismus, so wie er von den Reformatoren aus der heiligen Schrift gelehrt und in unseren Bekenntnißschriften feierlich sanctionirt worden ist.

Die Augsburgische Confession lehrt in ihrem 16ten Artikel „von Polizei und weltlichem Regiment, daß alle Obrigkeit in der Welt und geordnete Regiment und Gesetze, gute Ordnung von Gott geschaffen und eingesetzt sind." Dieser Artikel ist nicht bloß den fanatischen Meinungen der Wiedertäufer entgegengesetzt, die aller bürgerlichen Ordnung tumultuarisch widerstrebten, sondern auch den mönchischen Meinungen derer, die den Stand der weltlichen Obrigkeit als einen bloß weltlichen und ganz ungeistlichen geringschätzig betrachteten, und zur christlichen Vollkommenheit das Ausscheiden aus solchen unheiligen Ständen und Verhältnissen und die Uebernahme mönchischer Askese forderten. Diese Ansicht, die mit den Lehren der Heilsordnung in enger Verbindung steht, war weitverbreitet in der Katholischen Kirche; sie hat sich auch in ihrer Verfassung durch den schroffen Gegensatz der Geistlichen und Laien, so wie durch das gänzliche Ausscheiden der Letzteren aus der Hierarchie sehr markirt ausgeprägt. Die Reformatoren bekämpften sie mit weitgreifendem Erfolg, aber nicht mit der frivolen Libertinage unserer neueren Aufklärer, die überhaupt keinen heiligen Stand anerkennt, sondern mit jener ernsten und geheiligten Liebe, die alles Menschliche zu heiligen strebt. Sie lehrten aus der Schrift, daß der Stand der Obrigkeit und der Hausstand nicht weltliche und fleischliche, sondern geistliche und heilige Stände seyen von Gott gestiftet, und darum heiliger als die Mönchsorden von Menschen gestiftet; sie lehrten, daß jene Stände der wahren christlichen Vollkommenheit nicht nur nicht hinderlich, sondern vielmehr förderlich seyen. „Dies allein," so heißt es in unserem Artikel, „ist rechte christliche Vollkommenheit, rechte Furcht Gottes und rechter Glaube an Gott; denn das Evangelium lehret nicht ein äußerlich, zeitlich, sondern innerlich, ewig Wesen und Gerechtigkeit des Herzens und stößt nicht um weltlich Regiment, Polizei und Ehestand, sondern will, daß man solches alles halte als wahrhaftige Ordnung Gottes, und in solchen Ständen christliche Liebe und rechte gute Werke, ein Jeder nach seinem Berufe, beweise. Derhalben sind die Christen schuldig, der Obrigkeit unterthan und ihren Geboten gehorsam zu seyn in Allem, so ohne Sünde geschehen mag." Hiezu füge man folgende Stelle aus der Apologie der Confession Seite 217. (Rechenb.), um sich zu überzeugen, wie wohlthätig diese heilsamen Lehren, zumal im Gegensatz der mönchischen, auf die Gemüther wirkten, und wie förderlich sie dem Ansehen der Obrigkeit waren: „Diese ganze Lehre von den politischen Dingen ist von den Unsrigen so erklärt worden, daß viele wackere Männer, *) die in Staats- und anderen Geschäften stehen, es gepriesen haben, wie sehr sie sich gehoben fühlten, da sie vorher, gequält durch die Meinungen der Mönche, zweifelten, ob das Evangelium jene bürgerlichen Pflichten und Geschäfte billige. Dies haben wir darum vorgetragen, damit auch solche, die nicht zu uns gehören, einsehen, daß durch die Art der Lehre, der wir folgen, das Ansehen der Obrigkeiten und die Würde aller bürgerlichen Ordnungen nicht erschüttert, sondern vielmehr befestigt werde. Die Größe dieser Gegenstände

*) Namentlich der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, vgl. Luther, Walch. Th. 20. S. 2636.

war durch jene thörichten Meinungen der Mönche, welche die Scheinheiligkeit ihrer Armuth und Demuth der Staatsverwaltung und Haushaltung weit vorzogen, obwohl diese Gottes Gebot für sich haben, jene aber nicht, vordem ausnehmend verdunkelt." *)

Jene Heiligkeit der Obrigkeit, vermöge deren ihr auch wieder die ihr gebührende Stelle im Kirchenregiment zukam, gründeten die Reformatoren, der heiligen Schrift gemäß, darauf, daß sie eine göttliche Stiftung und Ordnung sey, weshalb sie auch von Gottes wegen Gehorsam zu fordern habe, Röm. 13, 1—7. Gegen diesen Grundsatz nun, welcher die einzig wahre und sichere Garantie aller politischen Ordnung und Freiheit ist, erhebt sich der moderne Liberalismus in seiner Irreligiosität und behauptet jene, — weil sie das Unterste zu oberst setzt — recht eigentlich umwälzende und grundrevolutionäre Meinung, daß die Obrigkeit, von ihren Unterthanen gemacht und nur eine Stiftung des großen Haufens sey, welcher, zu roh und ungeschlacht, seine souveräne Gewalt zu handhaben, sie Einem oder Einigen aus seiner Mitte übertrage, und dann dieser Menschensatzung von Obrigkeit so lange unterthänig wäre, als es seinem souveränen Willen, der mit seiner maßlosen Gewalt das höchste Gesetz sey, und daher auch alle bestehenden Gesetze ändern könne, gefällig wäre. Dies ist das verkehrte Princip der Volkssouveränität, welches die Staaten umkehrt, indem es die Oberen zu Unteren und die Unteren zu Oberen macht und so die Spitzen der obersten Gewalt nach unten wendend, die breiten Basen der Masse aber emporhebend, die Staaten in ein haltungsloses Schwanken bringt und endlich über den Haufen wirft. Nach diesem verderblichen Umwälzungsprincip ist der Staat, den nicht nur die heilige Schrift, den auch das heidnische Alterthum als ein heiliges, göttliches Institut betrachtet, und den wahre Geschichtsforschung als ein solches anerkennen muß, ein gemeines, höchst profanes Pöbelinstitut, hervorgegangen aus dem barbarischen Naturstande des Krieges Aller gegen Alle, dem endlich ein, in diesem Zustande freilich unerklärlicher, Unterwerfungsvertrag der Masse unter ein selbstgesetztes Oberhaupt so lange ein Ende macht, als dieses Oberhaupt dem souveränen Volke gefällt, oder auch so lange es seine Macht über dasselbe durch das Recht der Faust zu behaupten weiß. Gelehrte Staatsmänner haben die Absurdität dieser Meinung mit historischen und philosophischen Gründen so gründlich dargethan, daß sie längst ihre Anhänger verloren haben müßte, wenn sie nicht in der natürlichen Herrschsucht und Eitelkeit der Menschen, die durch die beigelegte Souveränität sich nicht wenig geschmeichelt fühlt, fortwährend einen bösen Grund fände, und durch die liberalen Schreier des Tages dem aufsätzigen Haufen, der überall lieber herrschen als dienen möchte, sehr geflissentlich angepriesen würde. Man muß sie daher immer von Neuem durch die Aufrichtung der entgegengesetzten Wahrheit wider- und niederlegen, was denn auch hier in der Kürze geschehen soll. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Halle.) Die von Halle im vorigen Jahre ausgegangenen Zeugnisse wider den Unglauben haben mehr, als zu anderen Zeiten geschehen seyn würde, wo die Wahrheit mehr und die persönlichen Beziehungen weniger galten, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Personen derer hingelenkt, aus deren Kreise jene Zeugnisse erschollen waren. Zeit- und Flugschriften füllten sich mit Angriffen gegen die neuen Mystiker und Pietisten in Halle, und fanden nicht bloß

*) Vgl. auch Confessio Helvetica art. 30., Belgica art. 36., Anglic. art. 37.

ei den erklärten Gegnern der Evangelischen Wahrheit, sondern auch ei der großen Zahl derer Eingang, welche, in verachtender Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes und dessen Wirkungen in unserer Zeit, tief eingeschlafen waren, und nun bei ihrer Unwissenheit sehr leicht Unwillen gegen die unbequeme Erscheinung sich einflößen lieen. Zur Charakteristik von Halle in dieser Beziehung möge folende Stelle aus einer Flugschrift dienen, deren Verfasser, ein dorger Justizcommissarius, jene sogenannten Mystiker zur Zielscheibe eines Spottes in öffentlichen Druckschriften zu machen pflegt:

„Im Allgemeinen ist — so viel wahr, daß es hier in Halle ngefähr zwanzig Menschen gibt, die öffentlich gestehen und bekennen, daß sie bibelfest sind, daß sie Christum für den Sohn Gottes, von einer reinen Jungfrau empfangen und geboren halten, daß e glauben, nur durch dessen am Kreuze vergossenes Blut ihre Sünen abwaschen zu können, daß sie ihn als allmächtig und allgegenwärtig erkennen, und durch Gebet zu Gott und Jesu Christo sich u erkräftigen suchen.“

Wir wollen es keinesweges über uns nehmen, dieser anmaßenen Beschränkung der dortigen Bekenner der angeführten Grundehren der Evangelischen Kirche auf die Zahl zwanzig beizureten, allein ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist es immer, daß es von einer Protestantischen Stadt mit 20—30,000 Einwohnern, on dem Sitze einer Universität, die eine zahlreich besetzte theoloische Facultät hat, und 8—900 Studenten der Theologie zählt, on einer Stadt, in welcher erst ganz kürzlich August Herrmann Francke'n ein ehernes Denkmal errichtet worden, und in der sich ie von ihm gestifteten Schulanstalten, vielleicht die größesten in Deutschland, befinden, hat gedruckt, und, so viel bekannt, ohne öffentlichen Widerspruch gedruckt werden können. Wenigstens wird es nun kein Christ mehr befremdend finden, daß auch ein Evangelischer Missionsverein, der sich vor Jahr und Tag daselbst gebildet, des königl. Schutzes ungeachtet, dessen sich die Missionsgesellschaften in en Preußischen Staaten in besonderem Maaße erfreuen, der Geenstand vielfachen Spottes und übler Nachreden von Seiten der ortigen Gegner des Evangelischen Christenthums geworden ist, inem diese darin mit Recht einen Vereinigungspunkt der Hallischen Mystiker und Pietisten erkannten. Darauf hat nun jetzt dieser Verein in seinem „Ersten Jahresberichte“ unter Berufung auf es Petrus Wort: „Seyd allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht“ geantwortet. Der Verein ucht in diesem Berichte klar zu machen, was die Gegner mit den Namen Mystiker, Pietisten, Frömmler, Sectirer, die sie gegen ihn u gebrauchen pflegen, eigentlich sagen wollen, und faßt dies dahin usammen, daß man damit denen, welche man so bezeichne, vorweren wolle, sie vertieften sich, statt ihrer Vernunft zu glauben und u folgen, in unbegreifliche Geheimnisse und dunkle Gefühle, sie ergäben sich übertriebenen Andachtsübungen, sie führten ein finsteres, opfhängerisches Leben, und erhöben sich deshalb stolz und hart über Anere, sie stellten sich zur Kirche selbst in ein feindliches Verhältniß, und wären sogar verdächtig, unter dem Deckmantel jenes dunkeln Glaubens und strengen Lebens staatsgefährliche Verbindungen, Umwälungen und eigene Herrschaft zu beabsichtigen. Ein Theil dieser Vorwürfe wird den Gläubigen an allen Orten gemacht, während ie letzten derselben mehr auf die besonderen Verhältnisse von Halle hindeuten, die nun einmal so vielfache Aufmerksamkeit erregt haben. Die darauf aus der heiligen Schrift der Wahrheit gemäß und in iner populären Sprache von dem Hallischen Missionsverein gegebenen Antworten werden daher für die meisten unserer Leser nicht ohne Interesse seyn, und deshalb haben wir dieselben auf diesen Bericht (der in der Waisenhaus-Buchhandlung erschienen und für 2 Sgr., zum Besten der Missionen, im Buchhandel zu haben ist) aufmerksam machen wollen. Als Probe theilen wir die Beantwortung der Vorwürfe der stolzen Kopfhängerei, des feindlichen Verhältnisses gegen die Evangelische Kirche, und der Staatsgefährlichkeit mit:

„Finster und kopfhängerisch, stolz und hart macht der lebendige Glaube nicht, den wir oben beschrieben haben. Das Bewußtseyn, en Gott, der uns so gnädig ist, beleidigt, und Zorn und Verdammniß von ihm verdient zu haben, beugt den Gläubigen allerdings mit tiefem Schmerz in den Staub, — darum spricht Christus: „„Selig sind, die da Leid tragen,““ — aber er setzt auch hinzu: „„denn sie sollen getröstet werden.““ Wer Gnade und Wahrheit, Frieden und Freude, Kraft und Hoffnung in Jesu Christo gefunden hat, wer, nach Paulus Wort, Alles, was er thut, in seinem Namen thut, der hebt sein Haupt empor zu dem Gotte, der nun sein Gott geworden ist, ist reich und froh in ihm, und weiß gewiß, daß alle Dinge, selbst Noth und Tod, warunter die Welt erliegt, ihm zum Besten dienen müssen. „„Solche Zuversicht und Erkenntniß göttlicher Gnade““ — sagt Luther — „„machet fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Creaturen, welches der heilige Geist thut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, Jedermann Gutes zu thun, Jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und zu Lob, der ihm solche Gnade erzeiget hat.““ Der Gläubige weiß, daß die selige Kindschaft Gottes ihm aus unbegreiflicher, unverdienter Gnade zu Theil geworden ist, und daß derselbe Herr, der ihn aus der Finsterniß in sein wunderbares Licht gebracht hat, jeden von denen, die jetzt noch der Welt und Sünde dienen, zu sich ruft, ob er auch ihn erretten könne, wie er aus dem Verfolger Saulus ein auserwähltes Rüstzeug für sein Reich gemacht hat. So wird das Herz des Gläubigen mit Demuth und Liebe gegen Gott und Menschen erfüllt. Ist es nicht so bei einem Bekenner Jesu Christi, so verläugnet er sein Bekenntniß mit der That, und lebt im Fleische und nicht im Geiste. Aber die sündliche eitle Lust der Welt kann den Christen nicht ergötzen; diese lehrt ihn sein Meister verläugnen und verabscheuen. „„Eigensinn ist nicht der Trieb; Jesu Worte hat er lieb: „„Sondert euch von Fremdem ab. Steigt nicht mit in's Sündengrab. Seht auf meinen Hirtenstab.““ „„Gehet aus von ihnen, und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen und euer Vater seyn, und ihr sollt meine Söhne und Töchter seyn, spricht der allmächtige Herr.““ 2 Cor. 6. Wer daher die Gläubigen als finstere Kopfhänger ansieht, der möge sich vorsehen, daß er nicht die Leidtragenden verdamme, die Christus selig preist, und daß er nicht zu denen gehöre, zu denen Er, der Mund der Wahrheit, spricht: Wehe euch, die ihr voll seyd, denn euch wird hungern! Wehe euch, die ihr hier lachet, denn ihr werdet weinen und heulen!

Zur Evangelischen Kirche stehen wir in keinem feindlichen Verhältnisse; vielmehr gehören wir ihr mit Herz und Mund an, und halten ihre Lehre, so wie sie in ihren Bekenntnißschriften niedergelegt, und in der Liturgie und Agende, die Se. Majestät der König den Kirchen unseres Preußischen Vaterlandes empfohlen hat, im Wesentlichen wiederholt ist, für die rechte reine Gotteslehre, die da richtig und in's ewige Leben führt Alle, die ihr im Glauben und Wandel treu bleiben. Alle Prediger und Diener dieser unserer Evangelischen Kirche, die in der reinen Lehre derselben bleiben, und was sie lehren auch selber thun, halten wir nach dem Worte der Schrift in hohen Ehren — denn „„die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.““ Mit Vielen derselben stehen wir in der engsten brüderlichen Gemeinschaft, und zwei von uns, so wie mehrere Glieder unseres Vereins, sind selbst berufene und verordnete Diener des Wortes Gottes. Wir wollen keine neue Lehre oder Secte aufrichten, sondern bei der alten, welche von Anfang war, bleiben. Aber eben als treuen Gliedern und Anhängern der Evangelischen Kirche macht ihre jetzige furchtbare Verwüstung durch Unglauben und Sünde uns tiefen Schmerz, und daß wir uns dagegen, also gegen die Feinde der Kirche, durch Wort und That erklären, hat uns bei denen, die weder die Lehre noch das Wesen unserer Kirche kennen, und was sie davon kennen, als Schwärmerei verwerfen, den Ruf der Sectirerei zugezogen. — Andere werfen uns vor, daß wir eine Kirche in der Kirche gründen wollten. Diesen geben wir zu bedenken, daß der Heiland selbst verheißen hat: „„Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.““ Alle Häuser

der Christen sollen Bethäuser seyn, und die selige Erfüllung dieser Verheißung erfahren. Nicht die geringe Zahl oder der Ort einer Versammlung macht sie zu einer schädlichen Secte, sondern ihre Gesinnung. Lehrer und Gemeinden, die in den größten, prächtigsten Kirchengebäuden sich versammeln, sind sectirisch, wenn sie das reine Gotteswort verlassen, oder durch falschen Menschenwitz verderben. Die kleinste Versammlung dagegen in dem engsten Zimmer ist ächt kirchlich, wenn sie, als Glied vom großen Leibe Jesu Christi, in seinem Worte und seiner Wahrheit bleibt. Nicht auf die Größe eines solchen Gliedes, sondern darauf kommt es an, ob es von dem Geiste, den das Haupt dem ganzen Leibe mittheilt, belebt und bewegt wird. Man bedenke auch, daß Spener, Francke, und die mit ihnen verbundenen Männer Gottes, grade von solchen Kirchlein in der Kirche neues Heil für die Christenheit hofften. Möge das unsere von dem lebendigmachenden Geiste unseres Herrn und Hauptes nie verlassen werden!"

„Der Vorwurf endlich, daß die Gläubigen unserer Tage eine staatsgefährliche Verbindung bilden sollen, beruht auf denselben Irrthümern, welche die blinden Juden verleiteten, unseren Heiland für des Kaisers Feind zu erklären, weil er sich den König von Israel nannte, und die blinden Heiden, in den ersten Christen Feinde des Römischen Reichs zu sehen. Ja, unser Herr ist ein König, er ist ein König aller Könige; wir dienen ihm als seine Unterthanen, und sein Gebot und Wort geht uns über alles Menschengebot und Menschensatzungen. Er ist unser Haupt, und wir die Glieder seines Leibes; wir sind daher auch unter einander als Glieder verbunden, und diese gliedliche Gemeinschaft, da ein Glied mit dem anderen leidet und sich freuet, und eins dem anderen dient, geht weit über die engen Grenzen der Familien und Länder hinaus, und verbindet die Kinder Gottes aller Zeiten und Orte durch ein heiligeres und festeres Band, als irdische Blutsverwandtschaft und Landsmannschaft zu schlingen im Stande ist. Aber indem wir so dem großen und heiligen Leibe Jesu Christi, seiner streitenden und triumphirenden Kirche, die nur Eine ist, einverleibt werden, wird unsere Treue gegen die irdische Obrigkeit nur um so mehr befestigt. Die Apostel lehren uns, „„in den Fürsten und Obrigkeiten Gottes Abgesandte und Diener zu ehren, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen, Abbilder seiner ewigen Majestät und Gottheit, denen er das Schwerdt anvertrauet hat, es zu seiner Ehre, zur Vollstreckung seiner heiligen Gebote zu führen;"" sie ermahnen uns, „„ihnen unterthan zu seyn, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen,"" ja, „„aller menschlichen Ordnung uns zu unterwerfen um des Herrn willen, auf daß wir mit Wohlthun den Mund stopfen der Unwissenheit der thörichten Menschen."" Die Gewalt und das Ansehen der Obrigkeit sind uns daher heilig, indem wir sie als auf Gottes Wort gegründet erkennen, und nicht auf die Willkühr oder den zeitlichen Vortheil der Menschen, diesen Sandgrund, den die jetzige Zeit legen will, und darüber in Aufruhr und Empörung geräth. Nur wer den Geist des Evangeliums nicht kennt, kann die Verbrüderung der Christen für staatsgefährlich halten; wer jenen Geist kennt und empfangen hat, weiß, daß der Leib Christi durch die Handreichung aller Glieder sich erbauet und wächst zu seiner selbst Besserung, auf daß Gottes heiliges Gesetz, die sicherste und unerschütterliche Grundlage aller menschlichen Herrschaft und Gewalt, in unseren Herzen aufgerichtet und danach gelebet werde."

Sonst ist von diesem Verein noch zu bemerken, daß er nicht bloß die Einsammlung von Beiträgen, besonders für „die Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden" in Berlin, sondern auch, und vorzüglich, die innerliche Erweckung der Herzen zu dem Gebete: „Dein Reich komme" in allen seinen unendlichen Beziehungen, mithin die Anregung des Missionsgeistes selbst sich zum Zwecke gemacht hat und in seinen Versammlungen durch das Wort Gottes, Gebet, Gesang und Mittheilung von Missionsnachrichten dazu behülflich zu seyn strebt. Ueber 200 Rthlr. sind durch ihn der Missionssache schon zugeflossen. Von der litterarischen Welt bekannten Männern befinden sich in seinem Ausschusse der Herr Professor Guerike als Vorsteher, und die Herren Pastoren Stier zu Frankleben und Uhle zu Helbra.

Es wird auch in diesem Berichte eines die christliche Theilnahme in besonderem Grade in Anspruch nehmenden Liebeswerkes gedacht, nämlich einer von dem Missionsverein in Naumburg seit einem halben Jahre gegründeten Mission unter den in Unwissenheit, Elend und Sünde versinkenden Zigeunern in Friedrichslohra bei Nordhausen. Ein in dem Berichte abgedrucktes Schreiben des Naumburger an den Hallischen Verein gibt darüber folgende Nachricht:

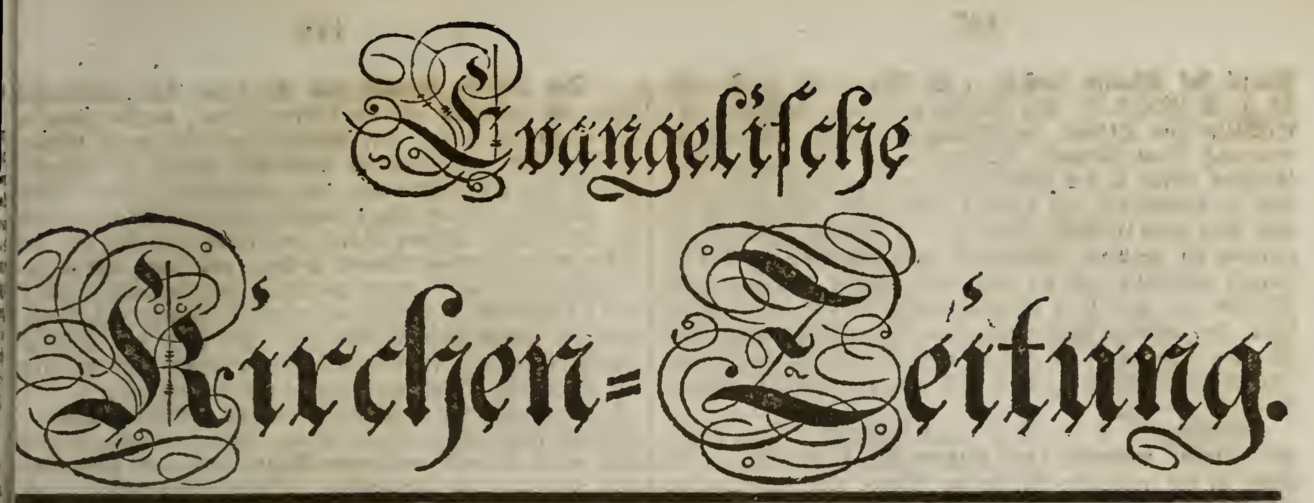
„Die Zigeuner in Friedrichslohra zählen unseres Wissens jetzt 92, und die in der Umgegend noch über 20 Seelen. Arbeitsscheu, ja in dem uralten Vorurtheile befangen, als wären sie zum Arbeiten gar nicht geboren, daher nur von Betteln und Musiciren sich kümmerlich ernährend, nachdem ihnen das Wahrsagen verboten worden, bildeten sie bisher einen in sich abgeschlossenen, in Unwissenheit, Sünde und Elend tief versunkenen Menschenhaufen. Obwohl an Pfarrer und Schullehrer des Orts verwiesen, wußten sie doch, besonders durch ihre umherziehende Lebensart, die Anordnungen der Obrigkeit zur Bildung ihrer Kinder, welche zum Theil sogar ungetauft blieben, gänzlich zu vereiteln. In Friedrichslohra bewohnten sie zusammen nicht mehr als drei kleine stallähnliche Zimmer. Ein Blick in ein solches Zimmer, wo gegen 30 Personen jedes Geschlechts und Alters, halb nackend und bedeckt von Ungeziefer, neben einander lagen, übertraf alle Vorstellung. —

Für diese Unglücklichen haben wir einen Mann gefunden, der, so scheint es, ganz für sie geboren ist. Wilhelm Blankenburg, aus Schönhausen bei Berlin, ein schlichter Handwerksmann von erprobtem Glauben, zugleich in der Landarbeit und Gärtnerei erfahren und in allerlei kleinen Geschicklichkeiten geübt, war durch seinen früheren Aufenthalt in der Anstalt für freiwillige Schullehrer zu Beuggen bei Basel zu dem Amte vorbereitet, die Zigeuner und ihre Kinder durch liebende Annäherung, durch Beispiel, Rath, Anleitung und Lehre zu Christo zu führen. Er ging frisch an das Werk, denn er in der Liebe Christi ein bequemes Leben und reichlichen Unterhalt opferte. Seit Mitte Juli 1830 wohnt er in Friedrichslohra. Nicht lange, so bekannte sich der Herr zu seinem Wirken. Er gewann die Liebe von Jung und Alt; er wußte einem Theile der erwachsenen Zigeuner Lust und Gelegenheit zur Arbeit zu verschaffen, und seit dem October, wo er sich mit einer von gleichem Geiste beseelten und für einen Zigeunerposten gleich befähigten Lebensgefährtin ehelich verband, versammelt sich um Beide täglich eine Schaar lernbegieriger Kinder, welche von ihnen in einer dazu gemietheten Wohnung den ganzen Tag über beaufsichtiget, gepflegt und unterrichtet werden. Auch viele Erwachsene suchen und erhalten den Unterricht im Christenthum, so wie im Lesen, Schreiben und Rechnen. So steht das Unternehmen, obwohl unter mannichfachen Sorgen und Beschwerden, in fröhlichem Gedeihen. Es wird übrigens von dem Landrathe des Kreises, Herrn v. Arnstedt zu Nordhausen, mit großer Bereitwilligkeit gefördert.

Aber freilich, bedeutende Mittel gehören zur Fortsetzung und Förderung des mühsamen Werkes. Außer dem Gehalte Blankenburg's ist es nöthig geworden, auf Kosten des Vereins die Kinder nicht nur zu bekleiden, sondern auch täglich zu speisen; und wie groß das Bedürfniß nach geräumigeren Wohnungen für die Zigeuner ist, welche gleichwohl sehr theuer sind, geht aus dem Obigen hervor. Unsere Ausgaben steigen fortwährend."

Auch unseren Lesern sey dies so schön begonnene Werk zur Fürbitte und thätigen Hülfe hiemit empfohlen. *) Der Naumburger Verein ist jetzt im Begriff, ein Grundstück zur Anlegung einer Schule für die Zigeuner in Friedrichslohra zu kaufen, wozu er der Beiträge christlicher Missionsfreunde bedürftig ist. Herr Heller, Director des Berliner Missions-Seminars, Französische Straße № 33., und Herr Kaufmann Elsner, Spandauer Straße № 40., sind zu deren Annahme und Beförderung bereit.

*) Ausführlichere Nachrichten darüber und über diese Zigeuner überhaupt finden sich in den: „Mittheilungen über die Zigeuner" von J. P. Kindler, Reform. Prediger in Nürnberg. Nürnberg 1831. Pr. 3 Sgr. Zum Besten der unter den Zigeunern bei Nordhausen errichteten Rettungsanstalt.



Berlin 1831. Sonnabend den 5. März. № 19.

Vom göttlichen Recht der Herrscher nach Protestantischen Grundsätzen.

(Schluß.)

Es ist falsch, grundfalsch und widerspricht eben so der geschichtlichen als psychologischen Betrachtung der Menschheit, daß die Menschen je in einem Naturstande der Freiheit und Gleichheit gelebt hätten, worin weder Obrigkeit noch Unterthan und daher auch gar keine gesellschaftliche Ordnung und Verbindung gewesen sey, sondern Alle gleichberechtigt und gleichmächtig, Jeder sein eigener Herr, neben einander existirt und mit einander gestritten hätten, bis sie endlich, des langen Haders müde, durch Uebertragung ihrer Gewalt an Einzelne unter ihnen eine Obergewalt und Obrigkeit gebildet hätten, die eben nur durch jene von unten herauf ihr übertragen und gar nicht durch eigene von oben herab ihr zustehende Macht Obrigkeit sey. Die Menschen sind vielmehr gleich von Anfang ihrer Existenz an in eine gesellschaftliche Ordnung und Unterordnung hineingeschaffen, die ihnen eben so natürlich ist, als die menschliche Natur selbst. Nach dem ersten Menschenpaare, welchem nicht von den Thieren, sondern von der Gnade Gottes die Herrschaft über die Erde übertragen war, sind und werden alle Menschen als Kinder, d. h. als natürliche Unterthanen der elterlichen Macht und Liebe geboren; das erste Verhältniß, worein der Mensch tritt, ist ein von Gott geordnetes Abhängigkeitsverhältniß, welches durchaus rechtlich ist, obwohl es auf keiner Uebertragung, auf keinem Unterwerfungsvertrag beruht; der Wille Gottes, welcher die höchste Quelle des Rechtes ist, und nicht der eigene Wille des Menschen, was anzunehmen absurd wäre, untergibt ihn den Eltern, als seinen natürlichen Oberherren und heißt ihn der väterlichen Gewalt gehorchen, die nur von oben herab dem Vater übertragene und anerschaffene Gewalt ist. Die ursprüngliche von Gott geordnete Uebermacht der Eltern in Verbindung mit jener großen angeborenen Liebe, die den Kindern ohne ihr Verdienst die größten Wohlthaten erweist, verpflichten diese von Gottes wegen zu einer Unterthänigkeit gegen die Eltern, die zwar einen unweigerlichen Gehorsam fordert, aber dennoch, weil auch sie wiederum auf Liebe beruht, nicht knechtisch, sondern willig seyn soll, und daher auch, wenn jene Uebermacht im Laufe der Zeit gegen die Herangewachsenen abnimmt, immerdar fortdauern muß. Ehre Vater und Mutter, diese göttliche Ordnung, die Gott nicht bloß gebietet, sondern auch durch die Stiftung der Ehe und Familie und durch die natürliche Unterordnung der Kinder gegen die Eltern selbst vollzieht, ist der erste und oberste Grund aller Obrigkeit auf Erden, womit sich in organischem Zusammenhange nicht nach einem künstlichen Gesellschaftsvertrage, sondern nach natürlicher Fügung Gottes alle übrigen Hauptbande der menschlichen Gesellschaft verschlingen. Wie weit diese auch sich ausbreiten und zu Staaten ausbilden mag, so bleibt dennoch immer die Familie mit ihrer von Gott geordneten Organisation, wozu auch das Hausgesinde gehört, die Wurzel und das Element derselben. Die Grundbestandtheile der Staaten sind und bleiben immer die Familien, und nicht die Individuen oder einzelne Köpfe, so wie der Wald nicht aus der Zahl seiner Blätter, sondern aus der seiner Bäume besteht; der Mensch existirt von Natur gar nicht, was auch eine atomistische Politik dagegen behaupten mag, als ein automistisches, unabhängiges Individuum, sondern immer nur als Glied einer kleineren oder größeren Gemeinschaft, und wird als Unterthan in dieses irdische Daseyn geboren, worin er überhaupt nur durch willigen Gehorsam zu wahrer Freiheit gelangen kann. Obwohl dies dem Stolze der liberalen Selbstsucht zuwider ist, die wenn es möglich wäre, auch den Fötus nur vertragsweise seinen künftigen Eltern und Obern sich unterwerfen lassen möchte, so gibt dennoch jene natürliche von Gott geordnete Consociation den Menschen einen viel würdigeren Begriff von ihrer zur Gemeinschaft und Liebe bestimmten Natur, als jene Ansicht von einem ursprünglich bloß egoistischen und daher auch bestialischen Zustande derselben, den man nur durch künstliche, nach Umständen wieder aufzulösende Verträge zur Humanität genöthigt habe.

In unseren Symbolen stellt Luther bei der Erklärung des vierten Gebotes im großen Catechismus sehr bestimmt den Satz auf, daß aus der elterlichen und hausherrlichen Gewalt, die notorisch keine übertragene ist, alle anderen Gewalten abstammen, wie er dies auch anderwärts ausführt und die Familie als die

Wurzel des Staates darstellt, z. B. Walch. Th. 3. S. 1654. Th. 4. S. 2652 ff. *) Die Familie wird zum Geschlechte, das Geschlecht zum Stamm, der Stamm zum Volke, mit steter Erweiterung seines Gebietes, während immer das elterliche Herrscherhaus erblich in der Mitte bleibt, und entweder allein, oder auch in Verbindung mit anderen verbrüderten Familien regiert, ohne dazu eines Gesellschaftsvertrages zu bedürfen. Zwei Hauptelemente der geselligen Verbindung unter den Menschen sind anfänglich gleichfalls mit der väterlichen Würde verbunden; aber sie lösen sich auch schon frühzeitig davon ab und wirken in näheren oder weiteren Kreisen als eigene Mittelpunkte, jedoch ebenfalls von oben herab, auf die Bildung von Volks- und Staatsvereinen ein; das ist nämlich das religiöse und das heroische Element.

Ursprünglich ist der Wehr- und Lehrstand in dem väterlichen Stande eingehüllt (vgl. Luther Th. 4. S. 1641.); der Vater ist der natürliche Gesetzgeber, Richter und Wehrmann seines Hauses; er ist zugleich der natürliche Lehrer seiner Kinder, der sie zuerst zur Erkenntniß Gottes führen und priesterlich die Andacht des Hauses leiten soll, welcher schon in der ältesten Zeit der Heerd geweiht war. So wie nun aber die königliche Gewalt als Mittelpunkt des gemeinen Wesens in den Stammhäuptern sich concentrirt, so knüpft sich auch die priesterliche an bestimmte Personen an, die die gemeinsamen Heiligthümer (communia sacra) zu verwalten berufen sind. Solche Heiligthümer sind keinesweges vom Volke gestiftet, sondern auf uralter Offenbarung und Ueberlieferung beruhend, sind sie selbst stiftende Mittelpunkte von Völker- und Städtevereinen. Viele Städte in der heidnischen und christlichen Welt sind durch ihre alten Tempel und Kirchen, und nicht umgekehrt, entstanden; großen Völkerschaften dienten ihre heiligen Orte und Feste zur Vereinigung, und begründeten und beschützten die Stätten des Handels und Wandels unter den Menschen, der, wie selbst unsere Messen noch beweisen, am liebsten und sichersten an festliche Zeiten und heilige Orte sich anschloß. **) Die Verbreitung religiöser Culte durch Wanderungen und Missionäre organisirte auch weiterhin neue Vereine, Städte und Staaten unter den Menschen, und überall begründete die Religion Gesetze, Sitten und Rechte unter den Menschen durch ihre göttliche Auctorität und Sanction.

*) Eigens contrastirt hiemit in merkwürdiger Uebereinstimmung mit unseren Liberalen der Jesuit Bellarmin in seinen berühmten Controverss. Tom. II. de Clericis cap. 7., wo er im Gegensatz der Kirche vom Staate behauptet: In terrena republica nascuntur omnes homines naturaliter liberi, et proinde potestatem politicam immediate ipse populus habet, donec eam in regem aliquem non transtulerit. Dagegen finden wir bei Cicero eine richtige Ansicht vom Ursprung der Staaten de offic. I. 17.: Prima societas in ipso conjugio est, proxima in liberis; deinde una domus, communia omnia. Id autem est principium urbis et quasi seminarium reipublicae. Sequuntur fratrum conjunctiones; post consobrinorum sobrinorumque, qui quum una domo jam capi non possint, in alias domos, tanquam in colonias, exeunt. Sequuntur connubia et affinitates, ex quibus etiam plures propinqui. Quae propagatio et soboles origo est rerum publicarum. Sanguinis autem conjunctio benevolentia devincit homines et caritate. Magnum est enim, eadem habere monumenta majorum, iisdem uti sacris, sepulcra habere communia.

**) Dies ist trefflich nachgewiesen in Heeren's Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums.

Das heroische Princip stellt sich neben dem patriarchalischen und religiösen als ein drittes heraus, welches zwar ungebundener als diese, aber dennoch von oben herab Gemeinschaften unter den Menschen constituirt, wovon die Genossenschaften der alten Germanen ein anschauliches Beispiel geben. Es sammeln sich um einen tapfern Helden muthige Genossen, die sich ihm zu treuem Geleit verpflichten und mit ihm ausziehen wider feindliche Gewalt zu Krieg und Sieg, und so neue Herrschaften gründen, worin gewöhnlich die Descendenz des ersten Oberhauptes in Folge des ererbten Besitzes und Vermögens die oberste Gewalt behauptet. Ein Held wird nicht von Menschen gemacht, sondern von Gott geschaffen, der mit Kraft und Muth und Vermögen vor Anderen ihn ausrüstet.

Wenn nun alle obrigkeitliche Gewalt von oben stammt, so ist damit keinesweges gesagt, daß nur allein der souveräne Herrscher eines Staates angeborene Rechte habe, alle Unterthanen aber nur von ihm übertragene. Dieser Absolutismus ist das entgegengesetzte Extrem der Democratie, die beide nur, jener von oben herab, diese von unten herauf, übertragene und repräsentirte Gewalten gelten lassen. Die Diener und Beamten der öffentlichen Gewalt haben als solche nur übertragene Rechte, nicht aber die Unterthanen. Der Staat besteht, wie schon gesagt, nicht aus einem ungeordneten Haufen gleicher Individuen, die nur durch Ein künstliches Oberhaupt in menschliche Ordnung und Verhältnisse gebracht wäre. Die Grundelemente desselben sind die Familien, in denen die Hausväter eine durch die königliche zwar limitirte, aber keinesweges von ihr übertragene oder gemachte, sondern eine von Gott gestiftete Gewalt ausüben.

Allen diesen von Gott geordneten Gewalten in der menschlichen Gesellschaft wird aber, damit sie sich nicht in unverbundener Mannichfaltigkeit zerspalten und zerstören, sondern harmonisch in größeren Gebieten zusammenwirken, gleichfalls durch Gottes Ordnung eine souveräne Obergewalt gesetzt, welche außer der göttlichen Majestät, der sie, als nur belehnt von ihr, ganz unterworfen und verantwortlich ist, keine höhere Gewalt über sich hat, und daher, als die höchste in ihrem Bereiche, die göttliche selbst repräsentirt, Ps. 82, 1. Je höher, ausgebreiteter und majestätischer sie ist, um so weniger darf ein Sterblicher sich durch sich selbst so hoher Ehren würdig und genugsam halten, und seinem eigenen Werth und Verdienste sie beimessen, um so mehr muß er sie der göttlichen Gnade zuschreiben, die ihn aus der Mitte seiner an Fleisch und Blut ihm gleichen Nebenmenschen hervorgehoben, und mit Macht, Ehre und Herrschaft begabt hat. Dies gilt insbesondere von erblichen Herrschern, bei denen es absurd wäre, zu sagen, daß sie um ihres Verdienstes willen zur Herrschaft geboren wären, und gottlos, daß sie der Zufall dazu bestimmt hätte. Es ist die Gnade Gottes, die schon den unmündigen Sprößling eines Monarchen zum rechtmäßigen Thronerben weiht, und zu seiner Zeit ihn auf den Thron seiner Väter erhebt; es ist die Gnade Gottes, von der er alsdann die Krone empfängt (Ps. 21, 4.); denn die Krönung und Salbung, als ein durchaus kirchlicher Act, ist eine Belehnung von oben, eine himmlische Weihe der irdischen Gewalt, die sich dabei dem Dienste Gottes zum Heile der Menschen feierlich gelobt; denn die Obrigkeit ist Gottes Dienerin, uns zu gute und eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut, und führt das Schwerdt nicht umsonst, sondern soll im Namen Gottes die Gerechtigkeit verwalten und den Schutz seines Gesetzes handhaben, Röm. 13, 4. 6. 1 Petr. 2, 13 f. 5 Mos. 1, 17. Darum sollen wir auch

…ts für die Könige und alle Obrigkeit beten, damit wir unter …nen ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gott…ligkeit und Ehrbarkeit, 1 Timoth. 2, 2.

Diese heiligen und heiligenden Lehren der göttlichen Offen…barung über das politische Verhältniß der Oberen und Unter…hanen verwirft der revolutionäre Liberalismus in seiner Empö…ung gegen das göttliche Recht als unfrei und servil, weil er …icht weiß, was wahre Freiheit ist. Grade das ist unfrei und …würdig, überall nur von Menschenwillen und Menschensatzung …zuhängen und der bloßen Creatur dienstbar zu seyn. Aber …ichts ist eines freien Menschen würdiger, als der Obrigkeit …arum zu gehorchen und zu dienen, weil sie eine göttliche Ord…ung ist. In einem solchen Gehorsam fühlt sich der Mensch …icht bloß von dem Willen eines Menschen, was eben knechtisch …, sondern von dem seines Gottes abhängig, der ihn in diese …nterthänigkeit gesetzt hat, und dem er eben darin dienen soll. …ies treibt ihn an, nicht der Furcht und Strafe wegen, oder …s Eigennutz, sondern um des Gewissens, oder um des Herrn …illen willig unterthan zu seyn (Röm. 13, 5. 1 Petr. 2, 13.), …d wer willig dient, der ist auch als Diener frei. Indem er …f solche Weise seinen leiblichen Herren gehorcht, erkennt er sie …gleich als Diener dessen, der eben so sein wie ihr Herr ist, …d der ihnen eine Obergewalt über ihre Nebenmenschen verlie…n, die er ihnen eben sowohl auch wieder nehmen kann; denn …i ihm ist kein Ansehen der Person, Eph. 6, 9., und vor seinem …ichterstuhl müssen alle offenbar werden, 2 Cor. 5, 9. Wie groß …cht der Sohn Gottes in Banden vor seinem irdischen Richter, …dem er zu ihm spricht: Du hättest keine Macht über mich, …enn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben, Joh. 19, 11. …nd wie wahrhaft innerlich befreiend redet die Schrift allen Die…ern in's Herz: Seyd gehorsam eueren leiblichen Herrn nicht …it Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, son…ern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut …n Herzen, mit gutem Willen; lasset euch dünken, daß ihr dem …errn dienet und nicht den Menschen, Eph. 6. 5—7. So ver…ahnet auch Petrus (1 Petr. 2, 13 ff.) um des Herrn willen …ler menschlichen Ordnung, es sey dem Könige oder seinen Haupt…uten, unterthan zu seyn, als die Freien, nicht als hätten wir …e Freiheit zum Deckel der Bosheit, sondern als die Knechte …ottes. Ihr Amt ist heilig und von Gott verordnet, wenn auch …e Personen, die darin stehen, wie alle Menschen, unheilig und …ünder sind. Dies bekennen die Fürsten selbst, indem sie sich …n Gottes Gnaden schreiben, dies kann und darf ihnen unbe…hadet der Würde ihres Amtes freimüthig gesagt werden, und …ie Nothwendigkeit der Demüthigung vor Gott und der Buße … dem Glauben an Christum Jesum soll ihnen, wie allen Sterb…chen, vorgehalten werden. Die alten Theologen geben uns …ierin herrliche Muster, wie man die Person der Großen durch …as Wort Gottes unerschrocken rügen, und durch dasselbe Wort …r Amt hoch und heilig preisen kann, wogegen die liberalisti…hen Neologen die von Gott verordneten Aemter und Stände …erabzusetzen, den Personen aber sehr zu schmeicheln pflegen, eine …itte, die schon Luther seinen Gegnern vorwirft (Walch. …h. 19. S. 2294.), und die heut zu Tage wieder bis zum Ekel …n der Tagesordnung ist. Die Heiligkeit des Amtes verbindet …ns, die wir selbst Sünder sind, zum Gehorsam auch gegen …underliche Herren, 1 Petr. 2, 18 f., indem der apostolische Satz: …an muß Gott mehr gehorchen als Menschen (Apostelgesch. 5, …9.), nur dann eintritt, wenn sie uns gegen Gottes Wort Sünde und Verläugnung desselben gebieten; sonst ist es besser und heilsamer, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun. Trefflich und warnend für das Geschlecht dieser Zeit und mächtig durch ihre Geschichte bestätigt, sagt Luther Th. 10. S. 586.: So ja Unrecht soll gelitten seyn, so ist's zu erwählen von der Obrigkeit zu leiden, denn daß die Obrigkeit von den Unterthanen leide; denn der Pöbel hat und weiß keine Maaße und stecken in einem jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. Eben so erklärt sich auch Calvin wider jede Revolution, auch gegen schlechte Herrscher, Instit. l. IV. c. 20. §. 25 sqq.

Dies ist in Kurzem die Lehre der heiligen Schrift und der Evangelischen Kirche von der göttlichen Ordnung der weltlichen Obrigkeit, eine Lehre, der auch eine erleuchtete Vernunft vollkommenen Beifall geben muß, und von der Luther mit Recht sagt, a. a. O. S. 573.: Ich möchte mich schier rühmen, daß seit der Apostel Zeit das weltliche Schwerdt und Obrigkeit nie so klärlich beschrieben und herrlich gepriesen worden ist, wie auch meine Feinde müssen bekennen, als durch mich; vgl. auch Th. 19. S. 2287. Gott gebe, daß alle wahren Christen in dieser furchtbar bewegten Zeit an den unbeweglichen Wahrheiten des göttlichen Wortes auch in dieser Hinsicht treulich festhalten, und wo es Noth thut, davon Zeugniß ablegen mögen, damit auch in dieser schrecklichen Verwirrung und politischen und moralischen Zerrüttung, die bei der Verläugnung aller religiösen Grundlagen immer größer werden muß, der Fels sich bewähre, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Zwar haben die Menschen die Gerichte Gottes, die über sie ergehen, wohl verdient, aber wir wollen dennoch auf seine Erbarmung hoffen, die die zerfallene Hütte wieder aufrichten und ihre Lücken verzäunen, und was abgebrochen ist, wieder aufbauen kann, Amos 9, 11. Dem Herrn allein sey Ehre immerdar!

D—t. Dr. E. S—s.

Uebersicht der neuesten christlichen Predigtlitteratur.

(Fortsetzung.)

14. Blätter vom Baume des Lebens. Zwölf Predigten. Von J. F. Bachmann, Prediger zu Berlin. Zum Besten des Louisenstädtischen Wohlthätigkeitsvereins. Berlin 1831, bei Oehmigke. (XII und 203 S. br. 8. Preis ⅔ Rthlr.)

Ref. muß gleich mit etwas anfangen, was ihm beinahe zuerst in diesem Bande in die Augen fiel und ihn fast schmerzlich berührte. Es war das Geständniß in dem Vorworte, daß auch diese Predigten im Ganzen nicht sowohl die eigentlichen Grundlehren des christlichen Glaubens als vielmehr einzelne Seiten des christlichen Lebens behandeln. Und wozu das? Sollten etwa unsere Gemeinden, unsere religiöse Lesewelt schon über jene hinaus seyn, oder doch so fest in ihnen gegründet, daß sie nur noch einer Anweisung zur genauen Ausbildung bedürfen? Es ist ein schwerer, ein gewaltiger Irrthum, der Manche in dieser Beziehung gefangen hält, ihre eigene Heilserkenntniß allmählig verwirrt, ihre Bemühungen fast alle vereitelt. Einem Anderen, als ihnen selbst, ist eine solche Unkenntniß der Welt beinahe unbegreiflich. Ein Zeitalter, das an Sittenlosigkeit und Unkenntniß in den Kinderlehren der christlichen Religion, keck sich dem Mittelalter vor der Reformation an die Seite stellen darf, wird für so christlich genommen, daß man schon Alles das, was es nicht

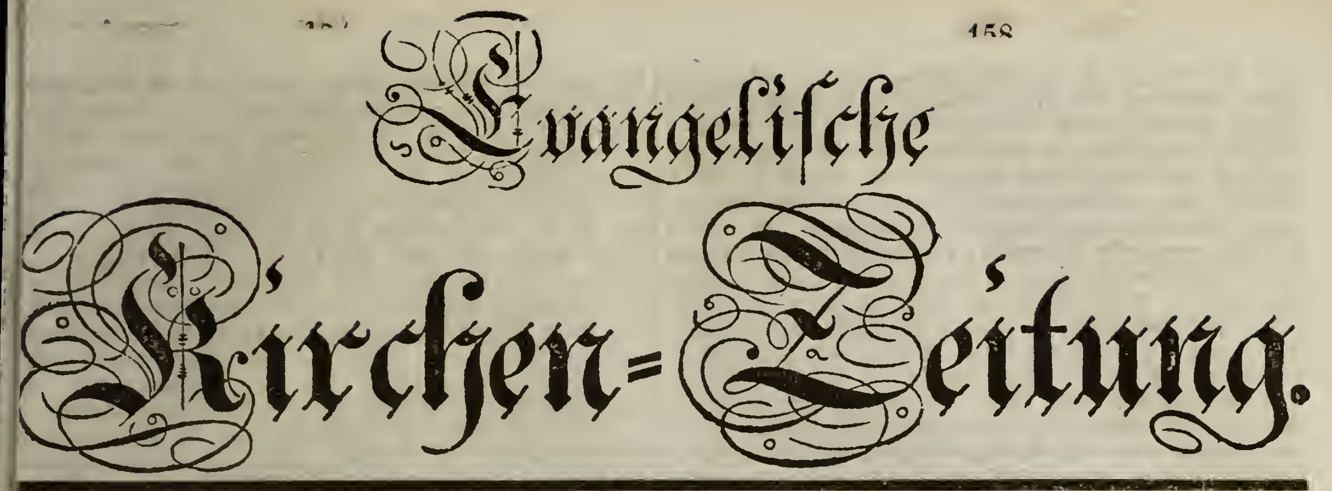
hat und nicht ist, gänzlich und sorglos voraussetzen könne! Wir bitten Jeden, der dies zu hart findet, sich genau je in seiner Umgebung umzusehen aber nicht allein, sondern mit dem Maaßstabe des göttlichen Sittengesetzes in der Hand und dann zu sagen, ob es nicht nothwendig sey — was wohl bis an's Ende der Welt nothwendig bleiben wird — vor allen Dingen häufig und und so tiefeingehend und einschneidend, so umfassend und anwendbar, mächtig und eindringlich als nur möglich, die zehn Gebote und den apostolischen Glauben und das Vaterunser dem armen, unwissenden Volke — die Gebildeten voran — genau zu erklären und in ihrer unverletzlichen Heiligkeit und trostreichen Gnadenkraft darzustellen und einzuprägen. Oder sollte man glauben, hiebei zu wenig Mannichfaltigkeit des Stoffes und der Gaben entwickeln zu können? Ich dächte, dem Prediger wäre es genug, das Evangelium zu predigen. Und — sagt einer der größten Prediger, die jemals lebten — „man muß das Wort nicht allein lesen und hören, sondern in's Herz fassen. Darum ist es nicht genug, daß man einmal das Evangelium predige oder höre; sondern man muß immer nachdrücken und fortfahren. Denn solche Gnade hat das Wort; je mehr man es handelt, je süßer es wird; wiewohl es immerdar einerlei Lehre ist vom Glauben, so kann man es doch nicht zu viel hören, wo nicht freche und rohe Herzen sind" (die es mißbrauchen und denen man also noch vorzüglich das Gesetz predigen muß). — So Luther, und noch ein Größerer als er: „Daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht, und macht euch desto gewisser" (Phil. 3, 1.). Davon aber, ob und wie der Christ gewiß sey, hängt auch viel mehr, als von allen Vorschriften und Darstellungen, die Ausbildung seines geistlichen Lebens ab. Zeichnet man dem Krystalle die Flächen und Winkel, zu denen er sich gestalten soll? Gebt ihm seinen natürlichen Stützpunkt, räumt die Hindernisse weg, und er wird frei emporschießen. Ohne Bild: der Gerechte bedarf und verlangt, daß er immer von Neuem theils auf Christo gegründet, theils gezüchtiget werde; der Ungläubige bedarf es eben so sehr, obgleich er es nicht eben so sehr verlangt. Aber Jenen wie Diesen werden Darstellungen und dergleichen, wenn auch anziehen, doch wenig fördern. Jener sucht in der Predigt eine Kraft Gottes; Dieser, der noch nicht durch sie zum Leben erweckt worden, hat noch kein bildungsfähiges Leben. Strafen und trösten, das ist das Predigtamt.

Man würde uns sehr mißverstehen, wenn man dies für eine Verurtheilung aller Predigten über einzelne christliche Lebensverhältnisse und Pflichten ansähe. Gegentheils vermissen wir eben solche tiefe in's Detail des Lebens hineinleuchtenden Predigten, Predigten, wie sie ein Spener, ein Hofacker hielten, wie sie auch wohl öfter im Wupperthale gehört werden, in den meisten Sammlungen auf's Schmerzlichste. Viel zu wenig erscheinen uns dergleichen Predigten als das zweischneidige Schwerdt Gottes, weil ihnen die Schärfe der Sittlichkeit fehlt. Der durchaus ethische Charakter unserer Religion tritt darin zurück. Ein ihr fremdes Element ist an seine Stelle getreten, das plastische, und durch die Grundsätze einer neueren Theologie sogar eingebürgert worden. Dies ist eines der vielen Erbübel aus dem Nachlasse der Naturphilosophie, die das Sollen durch ein Seyn und Sichentwickeln auch in der Religion verdrängt hat. Das Christenthum setzt dagegen ein Thun, aber ein Thun dessen, was man thun soll, hervorgehend aus dem Seyn was man seyn soll. Kinder des Lichts erzeugt es, und einen Wandel im Lichte, aber nicht bloß Spiegel, die in ruhiger Haltung das Licht von den verschiedensten Seiten reflectiren.

Eben so sehr würde man aber auch die Absicht dieser allgemeinen Bemerkungen mißdeuten, wenn man sie auf die vorliegenden Predigten besonders und unbedingt bezöge. Sie sind mehr durch die angegebene Stelle des Vorwortes veranlaßt, als durch diese selbst verursacht, die überdies, nur zwölf an der Zahl, einen Schluß auf die Predigtweise des Herrn Verfassers nicht rechtfertigen dürften. Solche allgemeine Blicke in das Wesen der neueren Predigtlitteratur gehören in eine Uebersicht derselben, auch wo das Einzelne mehr die unschuldige Veranlassung dazu ist. Diese Unbill gegen die Vorrede einigermaßen zu vergüten, heben wir aber auch gerne folgenden schönen Grundsatz aus derselben aus, in welchem der Verf. als die höchste Aufgabe für die Evangelische Predigtweise bezeichnet: „Daß jede Evangelische Predigt sey — nicht bloß Textbenutzung, sondern Auslegung des zum Texte gewählten Gotteswortes, mit steter Beziehung auf das jedesmalige, besondere Bedürfniß der Gemeinde, daß das gepredigte Gotteswort Leben in der Gemeinde gewinne, also den ganzen Menschen ergreife, den Verstand erleuchte, den Willen heilige, das Herz beselige." Nur daß die Beziehung auf das jedesmalige, besondere Bedürfniß der Gemeinde nie zu enge gefaßt werden darf, zum Nachtheil des großen, bleibenden Grundbedürfnisses. Dies ist aber in den vorliegenden Predigten nicht geschehen. Wie sie sich in Bezug auf die Kunst der Form — (die Sprache finden wir bisweilen zu wenig einfach) — den vorzüglicheren an die Seite stellen können, so haben auch alle einen allgemein wichtigen christlichen Gehalt. Die über Ananias und Sapphira zeichnen wir auch wegen Reichthum der Beobachtungen und Gedanken aus; doch finden sich in der ganzen Predigt nur ein paar Sätze, in denen sich der Prediger an die Ungläubigen wendet (was er überhaupt zu wenig thun möchte), und zu denen, die das lebendige Christenthum selbst als eine Lüge gegen Gott, als die Heuchelei eines verdorbenen, selbstsüchtigen Herzens betreffen, hätte doch hier ganz besonders gesprochen werden sollen! Die zwei Predigten über das Augsburgische Glaubensbekenntniß gehören zu den wenigen wahren und schönen Jubelreden. Desto größeren Segen wünschen wir aber auch ihnen, wie allen anderen dieses Bändchens.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 9. März. № 20.

Die Schwärmer in Wildenspuch.

Unter dem Vielen, was seit der bekannten Gräuelthat (im Jahre 1823) über sie geschrieben worden ist, enthält einzig die bekannte Schrift des Zürcherischen Leutpriesters Meyer (Schwärmerische Gräuelscenen oder Kreuzigungsgeschichte einer religiösen Schwärmerin zu Wildenspuch, Cantons Zürich, 2te Ausg. 1824) einen aus den Acten selbst geschöpften historischen Bericht über die Ursachen, die Gestalt und Entwickelung und die thatsächlichen Folgen jener Schwärmerei, die dem Menschenkenner, dem Staatsmanne und Juristen, wie dem Christen und Theologen höchst wichtig und erforschungswerth seyn muß. Je weniger man aber bei dem Durchlesen jener Schrift sich des Gefühls erwehren konnte, die Darstellung sey von historischer Vollständigkeit, vielleicht selbst in Bezug auf vorhandene Quellen und Belege, weit entfernt, um so mehr ist es zu bedauern, daß auch für die Zukunft keine Hoffnung vorhanden scheint, eine tiefer eindringende, weiter zurückgehende, und nach allen Seiten hin vollständige Darstellung zu erhalten. Die Geschichte hat zugleich, wie jede ähnliche, eine innere, die eigenen Ansichten der Darsteller und Beurtheiler selbst berührende, eine die religiöse Wahrheit betreffende Seite, deren Auffassung also einestheils die der Thatsachen, insofern sie nicht gänzlich materiell sind, verschieden modificiren wird, anderentheils aber, wenn sie wahr seyn soll, nicht ohne die Kenntniß derselben erlangt werden kann. In Hinsicht auf diese Kenntniß und Beurtheilung der geistigen Motive verrieth aber die genannte Schrift, wie sich bald ergeben wird, einen noch empfindlicheren Mangel, ja eine solche Begriffsverwirrung und selbst Unkenntniß historisch und positiv gewordener Lehrunterschiede, daß man höchlich bedauern mußte, in Bezug auf die Thatsachen fast ausschließlich an sie verwiesen zu seyn. Psychologisch tiefer, unpartheiischer sondernd und von einem größeren religiösen Interesse beseelt, ja sogar mit besserer theologischen Kenntniß verfaßt, und daher in diesen Beziehungen gewiß ein löblicher und lehrreicher Versuch ist eine ganz neue Behandlung dieses Gegenstandes, die in Bezug auf das Factische zwar ebenfalls auf die Meyer'sche Schrift sich stützt, aus welcher das Wesentliche mitgetheilt wird, aber selbstständig und besonnen darüber reflectirt, als „ein Beitrag zur Kriminalpsychologie." Sie befindet sich in dem ersten Hefte von Hitzig's Annalen der Deutschen und ausländischen Kriminalrechtspflege von 1830 (Berlin bei Dümmler, Preis 1 Rthlr.), S. 61—189., und wird gewiß nicht ermangeln, die Aufmerksamkeit der Theologen, wie der Juristen auf sich zu ziehen, da sie durch die Neuheit der Behandlung dem Gegenstande selbst auch ein neues Interesse verleiht. Der Herr Verfasser, Professor Jarcke zu Berlin, hielt es nämlich, und mit Recht, für „unumgänglich nothwendig," zuvörderst die Religionspartheі, um die es sich handelt „und ihren Glauben selbst zu charakterisiren." „Die bloß allgemeinen Versicherungen: die Verbrecher hätten irreligiös, unvernünftig, fanatisch u. s. w. gehandelt, sind rein überflüssig, da hievon Jeder, der das Factum kennen lernt, sofort und ohne weitere Erörterung sich selbst überzeugen wird; das eigentliche Interesse an dieser Sache beruht theils darauf, daß man genauer erfährt, wie die blutige That mit den Glaubensgrundsätzen der Thäter zusammenhängt, theils darauf, daß man genau den Punkt kennen lernt, wo sich in dieser religiösen Richtung die Wahrheit vom Irrthume scheidet. Aber grade dieses Letztere erhellt nicht aus jenen allgemeinen verächtlichen Beiwörtern — da diese Ausdrücke weder charakterisiren noch widerlegen." So einfach und einleuchtend auch dieser Grundsatz ist, müssen wir uns doch freuen, ihn hier klar ausgesprochen, vorangestellt und befolgt zu sehen, da er sonst in unserer Zeit so wenig als möglich beachtet zu werden pflegt. Das macht uns aber auch zur Pflicht, da die Sache selbst die Kirche so nahe angeht, die charakterisirende Darstellung derselben genauer in's Auge zu fassen, um so mehr, da wir wünschen, ihr hier eine andere an die Seite zu stellen, und zwar zum Theil eine abweichende, weil die unserige eben so sehr vom Standpunkte der Evangelischen Kirche ausgeht, wie die des Herrn Professor Jarcke von dem der Römisch-Katholischen.

Besäßen wir Quellen, aus denen sich tiefer schöpfen ließe, so würden wir mit der Darstellung der großen religiösen Verhältnisse im Canton Zürich und der Gegend überhaupt beginnen, und die Entstehung der Schwärmerei nicht bloß bei den betreffenden Personen, sondern in ihrem Keime aufsuchen. Jetzt können wir nur, wie auch der Herr Verf. gethan, auf den Vicar Ganz zurückgehen, und dessen Lehre, theils an sich, theils im Verhältnisse zu der Lehre der Evangelischen Kirche und zu der

Lehre der dortigen Evangelischen Kirchendiener zu zeichnen versuchen. Mehreres, was wir dafür außer der Meyer'schen Schrift benutzen können, enthält eine uns bekannte Schrift desselben: Einzelne, beleuchtende und belehrende Aufschlüsse über die Bestimmung und Geschichte des Menschen (vgl. Ev. K. Z. Bd. 3. S. 479.), und auf Anderes führt uns auch noch seine Autobiographie, die wir in einer Handschrift kennen gelernt. Er war bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre Handwerker in dem Zürcherischen Dorfe Embrach gewesen, zog aber durch seine Fähigkeit und besonders durch das Talent, schnell zu fassen, gut zu behalten, leicht und kräftig zu sprechen, die wohlwollende Aufmerksamkeit mehrerer Personen höheren Standes, auch in der Stadt Zürich, auf sich, die ihm endlich Mittel zum Studiren verschafften, ohne daß sie dabei irgend ein religiöses Interesse gehabt hätten, da sie vielmehr den herrschenden rationalistischen Ansichten zugethan waren und späterhin deswegen ihre Hand gänzlich von ihm abzogen. Ganz selbst war damals noch völlig unklar, zwischen Zweifeln, Ansichten und Glauben schwankend, selbst dieses Zwiespalts nicht einmal bewußt, sondern, wie es scheint, immer voll Begierde zu predigen und sich dazu durch rasche äußerliche Studien zu befähigen, ohne daß er nur daran dachte, daß er, nicht zuerst ein Geistlicher, sondern geistlich werden müsse. Auffallender, als dies, war uns jedoch die ruhige Art, wie er dies selbst erzählt, und die, da sie nicht einen Schein des Tadels und der Reue enthält, ja vielmehr ein Wohlgefallen an dem früheren Geniedrang nur zu deutlich ausdrückt, für seinen späteren Zustand kein günstiges Zeugniß ist. In etwa vier Jahren vollendete er seine Studien, die Universitätszeit mitgerechnet, da hiefür seine Gönner Basel vorzogen, weil die Studienzeit zu Zürich ihnen zu lange gedauert hätte, und ward darauf (1816) zu Staufberg im Aargau als Vicar angestellt, da der dortige Pfarrer durch seine läppischen, ja schändlichen Predigten (er war hochbejahrt und kindisch geworden) schon seit längerer Zeit die Umgegend, statt erbaut, belustiget hatte. Bald wurde die Kirche von Leuten angefüllt, die theils ebenfalls Neugierde, theils jene unbefriedigte religiöse Unruhe, die sich fast durchgängig in der Protestantischen Schweiz, besonders unter dem Landvolke zeigt, zu dem durch Kraft und Ernst ausgezeichneten Redner, oft mehrere Stunden weit, herbeizog; bald ertönte sie, statt von Spott, von Seufzen und Bußgeschrei. Nirgends hörte man ja sonst die Wahrheit so strenge und rücksichtslos, und diese plötzlichen Ausbrüche der Gewissensangst sind insofern ganz natürlich und nicht zu tadeln, wenn man auch die Art, wie Ganz sie herbeiführte, nicht durchweg billigen kann. Es zeigte sich nämlich, so viel uns bekannt ist, auch äußerlich an seinem Vortrage das Vertrauen auf seine eigene Kraft und das Bemühen, dieselbe wirken zu lassen, eine Anmaßung, welche später bei ihm und bei manchen seiner Anhänger, besonders bei der Margaretha Peter, bis zu dem Wahne stieg, sie seyen durch einen besonderen göttlichen Beruf zur Verherrlichung der Kirche Christi, zur Erweckung und oberherrlichen Leitung der Seelen, ja zu ihrer Erlösung bestimmt, die aber auch bereits in den Ansichten des Vicars theoretisch enthalten war, und nur durch die Umstände und seine Beharrung in ihnen entwickelt zu werden bedurfte.

Die Lehren, welche Ganz verkündigte, standen, wie auch der einfältigste Landmann auf den ersten Blick erkennen konnte, in einem auffallenden Contraste zu denjenigen, welche in der Deutsch-Reformirten Schweiz — obwohl noch nicht so lange her als im Protestantischen Deutschland — von den Canzeln verkündigt zu werden pflegen. Von welcher Art diese Letzteren sind, geht am Kürzesten daraus hervor, daß die Verkündiger, um den Unterschied zwischen ihnen und Ganz bündig zu bezeichnen, allgemein ihn der Orthodoxie beschuldigten, und seine Vertreibung aus dem Canton Aargau als einen Triumph über dieselbe betrachteten. Wir werden indeß aus wenigen Sätzen der Ganz'schen Lehre ersehen, wie ungerecht dieser Vorwurf gegen ihn ist, oder vielmehr gegen die Lehre der Evangelischen Kirche, welche man ihm, und der man die Verirrungen seiner Anhänger, die erst später recht hervortraten, beimißt, wie wir denn überhaupt bemerken müssen, daß höchst wahrscheinlich erst nach seiner Vertreibung und vielleicht durch dieselbe sein schwärmerisches System zur Ausbildung und Reife gebracht ward. Wir theilen diese Sätze, die, wie sich unten zeigen wird, alle ihre unmittelbaren practischen Folgen haben, in zwei Classen.

Die erste enthält die Grundlehren von der Sünde und ihrer Aussühnung durch Christum, insofern wir aus den angegebenen dürftigen Quellen darüber Licht erhalten, die aber von Meyer und denen, die ihm nachurtheilten, nicht berücksichtigt worden sind, so offenbar sie mit jener speciellen That im Zusammenhange stehen und der zweiten Classe von Lehrsätzen zur Basis dienen. Die Ursache hievon ist leicht aufzufinden. Es sind durchaus Lehren, welche von der Evangelischen Kirchenlehre auf's Stärkste abweichen und deren man daher nicht gerne Erwähnung that, um Letztere desto dreister zur Ursache jener abscheulichen Missethat zu machen. Ganz läugnet auf's Bestimmteste, daß der Mensch durch und durch Sünder, aus sich selbst unfähig zu allem Guten, daß er von Natur ein Feind Gottes und ein Kind des Zorns sey. Bekanntlich sind aber dies Lehren, welche die Reformirte Kirche auf's Bestimmteste behauptet, und dieselben Lehren, welche die rationalistische Geistlichkeit der Reformirten Schweiz jetzt mit der größten Bitterkeit verfolgt und auf ewig aus dem Gedächtniß ihrer Kirche zu vertilgen sucht — wie dies besonders durch die von Zürich aus geschehenen Angriffe öffentlich bekannt wurde. Ganz behauptet: „Dem Wesen nach haben wir nichts von unserer wahren unsterblichen [im höheren Sinne] Natur verloren; sie liegt nur noch in uns, aber nur wie im Samen," — es bedarf also der Mensch, um selig zu werden, nicht einer eigentlichen Umwandlung, wie auch die Rationalisten sie verwerfen, sondern nur einer Entwickelung des Guten in ihm, wie sie auch die Rationalisten verlangen. Und gleich ihnen nannte auch Ganz dieses Bewußtseyn tröstend, indem das Bewußtseyn der absoluten Gnade in ihm viel zu wenig stark war, als daß es ihn hätte trösten können, wenn er an die absolute Sündhaftigkeit und Verdammlichkeit des unwiedergeborenen Menschen geglaubt hätte. S. in der a. Schrift S. 48. 70. 78. 83 ff. 122. 134. — Wie er die Größe des menschlichen Verderbens läugnet, und noch mehr, läugnet er die objective Verdammlichkeit desselben, indem er — wieder ganz rationalistisch — behauptet, es gebe eine Liebe Gottes, die mit dem Zorn unvereinbar sey; Gott zürne den Sündern nie, sey reine Liebe und bedürfe daher keiner Aussühnung der Sünde, S. 8. 119 f. Denn — hier bezeichnet er uns sogar seine Norm in Glaubenssachen, freilich, wie wir gern gestehen, eine sehr unzuverlässige, die vor den gröbsten Verirrungen nicht zu schützen vermag, — „der gesunde Verstand" verwirft überhaupt die Meinung, es gebe Strafen der Sünde, welche nicht ihre natürlichen Folgen seyen, S. 60. Wie wäre es nun noch möglich, daß Ganz die orthodoxe Lehre vom Opfertod Christi und von der so erworbenen Blutgerechtigkeit aller Gläubigen hatte? Er verwirft vielmehr auch diese Lehre und diesen Glauben — grade wie die Ratio-

alisten sie ein Faulkissen nennen — als einen „fremden Gnaengrund," S. 78., wodurch er uns indirect mit seinem zwein, dem materiellen, Principe bekannt macht. Glaube an das, as seinem Verstande einleuchtete, und Vertrauen auf einen eienen Gnadengrund, auf Etwas in ihm selbst, was ihn Gott ohlgefällig mache, das war also die Basis, die er mit den Raonalisten gemein hatte. Dies scheint er selbst auch gewissermaßen gefühlt zu haben, denn wenn er ihnen Vorwürfe macht, nd solche Prediger als Seelenmörder bezeichnet (bei Jarcke S. 97.), so ist sein Grund der, daß sie „Christum in uns" icht predigten. Nicht nur wird hier keiner Differenz zwischen m und diesen Predigern in Bezug auf Christum für uns von m erwähnt, auch sonst finden wir in seinen (aus Meyer) itgetheilten Briefen an seine verblendeten Schüler nicht eine nzige Stelle, in welcher des Kreuzestodes Christi für uns, a unserer Statt, Erwähnung geschähe. Was soll man aber on der Art sagen, wie die Rationalisten diesen Punkt seiner ehre und ihr Verhältniß zu der ihrigen und zu der Kirchenhre darstellen? Seine Lehre wird von ihnen (z. B. Meyer) it der orthodoxen für eine und dieselbe ausgegeben und man olemisirt nach Vermögen gegen die Vorstellung von Gott als nem Wesen, „das unerbittlich sey, sofern nicht ein Schuldloser ie unverdiente Schuld für die Schuldigen trage." „Und wenn ie Lehre: „„Nur ein blutiges Opfer kann Gott versöhnen,"" dem Herzen der Margaretha so tiefe Wurzeln geschlagen at, woher hat sie ihn [sie] als von denen, deren Hauptlehre in er sogenannten Bluttheologie besteht?" So fragt Meyer und Mancher mit ihm, aber keiner bedenkt, daß weder Ganz an ne stellvertretende Genugthuung glaubt, noch auch Margaretha Peter selbst ihren Tod als ein Mittel, Gott u versöhnen, betrachtete. Ohne Rücksicht auf Gottes Strafgerechtigkeit betrachtete sie gegentheils ihr Leiden als ein ines, unschuldiges; als ein Leiden für Christum (den sie och nicht als Sünder betrachtete), als einen Kampf gegen Satan, um die Seelen aus seiner Macht zu befreien, nicht als ine Strafe, die sie, für sich oder Andere, erdulde, — eine Idee, die ihr völlig fern lag, wie aus der ganzen Erzählung ihes Todes hervorgeht.

Auf der angegebenen Grundlage, kraft der zwei bezeichneten Principien, erhebt sich nun ferner das Gebäude der Ganz'schen Lehren, aber so, daß es in dieser seiner Erscheinung ganz von em rationalistischen abweicht. Diese Differenz, die sich nicht us jenen gemeinschaftlichen Vordersätzen ableiten läßt, muß also ußerhalb des Systems, d. i. in Subjectivitäten begründet seyn, n den Anlagen, Verhältnissen, der Erziehung, Gewohnheit und gl. Wir fassen aber diese Masse von Dingen, die für die Lehre, als solche, reine Zufälligkeiten sind, zusammen, und finden icht, daß sie in ihrer Totalwirkung nichts Anderes als der Charakter, die Individualität der Einzelnen bilden. Diese, und icht die Consequenz jener Vordersätze, entscheidet, ob Jemand, er dieselben annimmt, auf ihnen nach der Weise der Rationaisten oder nach der von Ganz fortbauen soll. Bei den Anängern des Letzteren ist ein gemeinsamer Charakterzug leicht erauszufinden. Es ist eine innere Energie der Seele, Lebensrnst und daraus Thatkraft, daher Durst nach Wahrheit und ahrer Wirksamkeit, — unläugbar eine große, aber darum auch ine gefährliche Naturgabe, weil sie wie alle natürlichen Talente, ie alle physischen Kräfte, etwas Zweideutiges ist, so daß die Größe der Kraft ihre zerstörende Wirksamkeit eben so gewiß ls ihre wohlthätige steigert. Kommt danach Alles auf die Richtung an, die eine Kraft einschlägt, steht aber auch fest, daß die Direction der Kraft theils von außen, durch Beförderungs- und Hemmungsmittel, theils von innen, aus dem Lebensprincipe, entspringen kann, und ist zugleich gewiß, daß eine Kraft, je stärker sie ist, um so weniger von Außen her sich lenken läßt, so ergibt sich, daß die zerstörende Richtung, welche die Seelenkraft jener Schwärmer nahm, nirgends anders als in jenen Principien liegt, die ihre Seele erfüllten und die bei ihnen sich mächtiger ausbildeten, als bei Anderen, welche von trägerer oder leichter beweglicher Art, durch die Umstände, Vorurtheile, Convenienzen und dgl. gehemmt oder bestimmt werden, und jene Principien nicht zur vollen Wirksamkeit gelangen lassen. Mit anderen Worten: Dasjenige, was in der Theorie sich als Grundsatz der Selbstherrlichkeit im Erkennen und Handeln ausspricht, ist der Grund aller Schwärmerei und somit selbst das schwärmerische Princip, dasjenige, vermittelst dessen der Mensch von Gott und seinem Gesetze abschwärmt, ja die Losreißung selbst schon, und es kommt nun bloß auf Aeußerlichkeiten an, ob diese Schwärmerei auch in der Erscheinung hervortreten soll. Die wesentlichste dieser Bedingungen ist aber jene innere Energie der Seele, die, von Gott bestimmt und durchdrungen, kräftig in seinem Dienste wirken wird, aber auf jenen Ungrund der Eigenheit gegründet, in sich selbst eitel ist, d. h. statt Erkenntniß Phantastik, statt Heiligung Askese.

Wie sich dies in den Lehrsätzen der Ganz'schen Secte ausdrückte, haben wir nun im Besonderen nachzuweisen. Dabei können wir aber nicht umhin, wenn wir bemerken, wie die Schwärmerei sich hier im Besonderen ausbildete, abweichend von anderen Arten der Schwärmerei, zu erkennen, daß diese Gestaltung derselben unter dem Einflusse des Christenthums stand. Unter anderen Verhältnissen, in anderen Religionen erzogen, würde eine andere Schwärmerei entstanden seyn, obgleich es immer Schwärmerei geblieben wäre. Noch mehr, es ist sogar die Frage, ob ohne das Christenthum in diesen Personen jemals die Schwärmerei zum Ausbruch gekommen wäre, ob ihre Erscheinung (aber nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, ihr Wesen, was grundverschieden ist) nicht wirklich erst durch das Christenthum veranlaßt und möglich gemacht worden sey. Leicht denkbar ist dies, und zwar ohne daß das Christenthum dadurch im Geringsten als Princip der Schwärmerei erscheint. Dieses Princip haben wir bereits genannt, aber zugleich auch von demselben die Bedingung des Ausbruchs, jenen eigenthümlichen Charakter, unterschieden. Nun ist aber klar, daß dieser Charakterzug, wie wir schon aussprachen, zum Theil durch Umstände hervorgebracht werden kann. Es ist besonders klar, daß eine geistige Macht, wie das Christenthum, wenn sie auf die Gemüther wirkt, ganz vorzüglich dazu geeignet ist, eine Seelenstärke, eine intensive Kraft, einen Ernst und eine Anstrengung hervorzurufen, die bis jetzt in dem Menschen schliefen, die aber (wir wiederholen es) eben so leicht Gott als dem Teufel in einem staunenerregenden Grade dienen können, die aber, eben deswegen, nichts Heiliges sind, außer wenn und so lange sie von jenem heiligen Principe, dem Christenthum ausgehen, von ihm innerlich erfüllt, durchdrungen und geleitet werden. Es ist aber auch ferner im Allgemeinen gewiß, daß Seelenkräfte, welche irgendwann, vielleicht aus vieljährigem Schlummer und angeborener Schlaffheit, erweckt und in Bewegung gesetzt worden sind, in ihrer Thätigkeit verharren und sogar zunehmen können, wenn auch jene erregende Ursache wieder aufgehört zu wirken, und daß folglich ein Mensch, der lange Zeit in Religionssachen indifferent gewesen ist, durch das Christenthum aber

aufgeweckt wird, so daß die zu Organen der Religion bestimmten Seelenkräfte in Thätigkeit kommen, vermittelst dieser Aufregung ein Schwärmer werden kann, nämlich wenn die Organe aufhören, der positiven Religion zu dienen, ohne daß ihre Thätigkeit zugleich aufhört.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Münster. Nekrolog.) Am 14. August 1830 starb hieselbst ein in mehrfacher Hinsicht ausgezeichneter, vortrefflicher Mann, Ferd. Tyrell, ehemaliger Conventual der Benedictiner-Abtei Clasborn, im 71sten Lebensjahre. Ohne Amt, seit der Aufhebung seines Klosters, lebte er von einer mäßigen Pension in der Stille, aber in einer immerwährenden, wohlgewählten und geordneten Thätigkeit. Derselbe besaß sehr bedeutende und mannichfache Kenntnisse in der Theologie und Geschichte. Die Letztere anlangend, so waren es namentlich diejenigen Theile derselben, welche auf die Geschichte der Menschheit und das Reich Gottes in ihr sich beziehen, welche ihn vor anderen anzogen. Außerdem hatte er an der Westphälischen Specialgeschichte ein Lieblingsstudium. Er kannte diese Geschichte bis in ihre letzten Einzelheiten, so z. B. die Stammbäume der adligen, und hier am Orte aller altangesessenen Familien. Indessen war er weit entfernt, auf dieses Lieblingsstudium einen besonderen Werth zu legen; Ref. war Jahre lang mit ihm bekannt, bevor er davon etwas erfuhr. Wenn man mit Tyrell davon sprach, so pflegte er wohl zu sagen: In den Klöstern wären ehemals Handarbeiten getrieben worden, um nach den Studien den Mönchen Erholung in leichter Arbeit zu gewähren; so flechte auch er Matten in seiner Art. Man müsse immer etwas thun, damit einem die Zeit nicht lange dauere, bis der Herr komme.

Die Theologie seiner Kirche hatte er in allen ihren Theilen gründlich studirt, besonders auch die Patristik, und noch ein Jahr vor seinem Tode las er einen großen Theil der Werke des Augustinus wieder durch, mit einem Vergnügen, das an Begeisterung grenzte. Daneben war er ganz besonders bewandert in allen mystischen und theosophischen Schriften; was nur irgend aus dem Alterthum dahin gehörte, von Zoroaster und Plato an, das war ihm genau bekannt, eben so wie die mystische Litteratur des Christenthums und der neueren Zeiten, und das Meiste besaß er selbst in seiner Bibliothek. Er war keinesweges für jedes mystische Buch gleich sehr eingenommen; so legte er auf die Schriften des Paracelsus einen untergeordneten Werth; Paracelsus habe seine Erkenntniß, nach seinem eigenen Geständniß, nur aus dem Licht der Natur gehabt. Dagegen galten ihm Männer wie Tauler, der Verfasser der Deutschen Theologie, Arndt, Arnold, Gichtel und vor allen Jacob Böhme, ungemein viel. Von Letzterem sagte er bisweilen, daß wenn seine Wohnung in Brand geriethe, so wolle er unter den einen Arm die Bibel, unter den anderen J. Böhme's Schriften nehmen.

Indessen soll daraus nicht geschlossen werden, daß er diese und andere mystischen Schriften der Bibel gleichstellte. Es wäre wohl nicht leicht Jemand zu finden, der die Bibel wärmer geschätzt und inniger verehrt hätte. Die Stelle Apoc. 11, 3. von den beiden Zeugen wendete er auf die Schrift des A. und N. T. an und sagte, diese Zeugen wären die ewigen Zeugen aller Zeiten! Diesem gemäß war ihm alles Klauben und Zweifeln an der heiligen Schrift auf das Aeußerste zuwider, und er konnte es sogleich mit den stärksten Ausdrücken belegen. Vollends wenn mit einer ungeziemenden Schriftbehandlung ein völliger Unglaube verbunden war. Auf Menschen dieser Art beziehe sich das Wort 2 Johannis 10.: Grüßet ihn auch nicht! Wie er gleicherweise die Erzählung vom Zusammentreffen des Johannes und Cerinthus, als einen Beleg zu dieser Stelle, oft erwähnte.

Er war ein Mann von festem, jenem feuerfesten christlichen Glauben, von einem solchen, der, möchte man beinahe sagen, über jeden Zweifel erhaben war, und man konnte nicht mit ihm umgehen, ohne durch seine vollkommene Glaubensruhe und Glaubensfreudigkeit wohlthätig im eigenen Glauben gestärkt zu werden. Jesus Christus, der Gekreuzigte, war ihm Eins und Alles! Und dieser Glaube hatte sich nicht wirkungslos an ihm bewiesen.

Er war ein rechtschaffener, edler, obwohl von aller Einbildung weit entfernter Mann, der sich immer für den Vornehmsten unter den Sündern hielt. Das Wort des Apostels (1 Tim. 1, 15.), sagte er einmal zu Ref., ist auch keine Redensart nur, kein Compliment der Demuth, das muß ganz eigentlich verstanden werden. Im Zusammenseyn mit Mehreren war er wirklich immer als der Geringste zugegen, und man mußte sich vorsehen, daß man nicht deswegen eine der Rücksichten verläugnete, die in mehrfacher Hinsicht und in einem so hohen Grade ihm gebührten. Er selbst wußte mit großer Weisheit jeden seiner christlichen Freunde nach dessen Eigenthümlichkeit zu behandeln. Jeden machte er aufmerksam auf das Thier, das er grade zu bekämpfen habe, wie er sich denn in der Vergleichung des menschlichen noch unbekehrten Herzens mit einem großen Thiergarten gefiel. Im Ganzen war seine Wirksamkeit auf seine Freunde mehr eine stille und mittelbare, aber doch eine sehr starke, und sie gewöhnten sich daran, ihn als ihren christlichen Lehrer und Mittelpunkt zu betrachten.

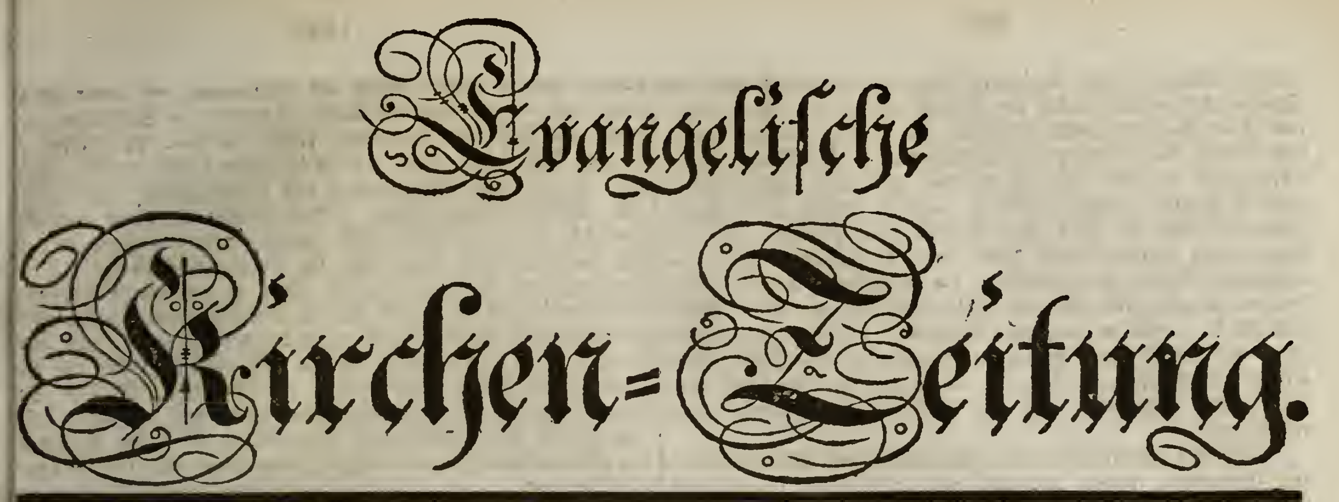
Er hatte eine Klugheit, Festigkeit und Milde ausdrückende Gesichtsbildung, eine edle Haltung, und sein silberweißes Haar machte ihn von Jahr zu Jahr ehrwürdiger. Uebrigens war er völlig frei von aller angenommenen frommen Manier, so sehr, daß bei der ersten Bekanntschaft es leicht war, ihn zu verkennen. Dagegen tadelte er an den gläubigen Protestanten und namentlich an den Predigern, daß sie häufig in das andere Extrem geriethen. So wollte er auch Schleiermacher nicht beistimmen, der in seiner Dogmatik sagt: Der Katholicismus in seiner Verirrung gleiche der ängstlichen Religiosität des Judenthums, der Protestantismus der Frivolität des Heidenthums. Grade umgekehrt, meinte er.

Tyrell dachte über Kirchenthum wie einer, der vom Geiste erleuchtet und frei gemacht worden ist. Auf Christenthum kam es ihm an, nicht auf Kirchenthum. Es sey, sagte er öfters, nicht schwer in die Kirche zu gehen, aber wohl über die Kirche! Jedoch war er keinesweges unkirchlich, daß er, wie manche Mystiker (und ein solcher war er im rechten und edeln Sinne des Wortes), die äußere Kirche verachtet hätte. Im Helldunkel der Kirche müsse das Kind geboren werden! Er selbst blieb der seinigen zugethan und lange hat er die Messe auf seinem Zimmer gelesen. Die wahrhaft vortrefflichen, in ihr und in anderen Formularen der Katholischen Kirche vorkommenden Stellen, wiederholte er im Gespräch oft mit Begeisterung.

Von seinem Klosterleben erzählte er gern und pries namentlich die Muße zum Studiren, die er darin gefunden hatte. Er war Lector gewesen und hatte mit unbedingter Lesefreiheit die Benutzung der ansehnlichen Klosterbibliothek gehabt. Auch allerlei Entbehrungen, die das Mönchsleben ihm auferlegt hatte, erwähnte er, froh, sie überstanden zu haben, z. B. daß er in ungeheizter Stube sich häufig das Tintenfaß zwischen den Fingern habe erwärmen müssen! Außerdem war er für das Mönchsleben an sich nicht eingenommen. Nur den Benedictinerorden ließ er gelten; die anderen hätten mit ihren Kasteiungen den Herrn hofmeistern wollen!

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 12. März. № 21.

Die Schwärmer in Wildenspuch.

(Fortsetzung.)

Factische Belege des Gesagten bieten sich uns in unserem Falle hinreichend dar. Man wird sich nicht erwehren können, zu gestehen, daß bei den Hauptpersonen sich nicht nur ein Drang, sondern auch eine Kraft zeigt, die sie über das Gewöhnliche erhebt. Um etwas Geringes zu nennen, ihre Art, sich auszudrücken, muß Jedem auffallen, der weiß, wie wenig sonst Personen ihres Standes fähig sind, ihre Gefühle und Gedanken mit Deutlichkeit und Leichtigkeit in Worte, geschweige denn zu Papiere zu bringen; hier ist Alles klar, d. h. man kann mit Bestimmtheit bis in die tiefsten Empfindungen hinein ihren Zustand erkennen; sie lassen, wenn sie schriftlich sich Jemanden mittheilen wollen, mit Bewußtseyn und Absicht in ihrer Seele lesen; ihre Sprache ist reich, gewandt, selbst gewaltig, und daher, wie ein Zeichen ihrer größeren Geisteskraft, so auch ein Mittel zur Beherrschung Anderer. So erzählte Conrad Moser im Verhör, daß er dem Schuster Morf glaubte, als dieser auf einem gemeinschaftlichen Spaziergange Christum am Himmel zu sehen behauptete: „da Morf so schön redete, wie ich es nie hätte können." Der Zusammenhang dieses Talents mit der religiösen Denkweise dieser Personen ist unverkennbar. Aber auch ihre Gedanken haben alle eine höhere Tendenz; sie unterscheiden sich dadurch, daß sie alle sich auf eine Idee beziehen, von dem gewöhnlichen Treiben der Menge in einem zusammenhangslosen Chaos zufälliger Vorstellungen, auf eine Weise, die wir als vorzüglich anerkennen müssen, wenn wir von dem Irrigen jener höchsten Vorstellung, die sie beseelte, abzusehen vermögen. Wie Zinzendorf können sie mit Recht sagen, daß sie nur eine Passion haben, Gott, nur daß ihr Gott nicht der wahre ist; Alles in ihrem Leben, selbst ihre Sünden, beziehen sie daher direct auf ihn, aber auf eine falsche, eine lästerliche Art. Daher denn auch der Muth, die Rücksichtslosigkeit, die practische Consequenz, die sie an den Tag legen. Um ihrer Ueberzeugung willen reißen sie sich aus vielfachen Verbindungen, trotzen der öffentlichen Meinung, opfern sich selbst auf. Niemand, der die Geschichte kennt, wird darin Betrug und Täuschung vermuthen, die Selbsttäuschung ausgenommen, durch die sich ihr Ich mit Gott oder Christus verwechselte. Es ist also gar nicht zu läugnen, sowohl daß sie im Grunde nicht höher standen oder besser waren als der gemeinste Egoist, als daß sie, äußerlich betrachtet, doch besser waren, weil sie statt mit kaltem Bewußtseyn sich selbst zum Mittel- und Zielpunkte zu machen, wirklich wähnten, Gott in Allem zu sehen und zu dienen, und höher standen, insofern sie diesem vermeinten Gott, mit einer Kraft, Beharrlichkeit und Consequenz dienten, die sie offenbar über die Masse erhebt, wenn man einen bloß natürlichen Maaßstab anlegt. Wie grell sticht gegen eine solche Entschlossenheit und Resignation nicht die Ansicht der Alltagsmenschen ab, die sich bei dieser Gelegenheit durch den Mund eines Gemeindevorstehers so charakteristisch aussprach: „Man müsse wohl religiös seyn, aber die Sache nicht übertreiben, Alles habe sein Maaß und Ziel" — oder auch in jenem Rathe eines Predigers, den Gedanken des Landmanns, welche während seiner mechanischen Arbeit müßig herumschwärmten, durch Unterricht in den Naturwissenschaften eine bestimmte Richtung zu geben, oder deutlicher, ihn dadurch von den unmittelbaren Gedanken an Gott, von der Beschäftigung mit sich und seinem Seelenheil abzulenken! Derselbe Prediger erkennt selbst an, daß die Wildenspucher jene Doppelsinnigkeit oder Zweiherzigkeit, die in den Himmel schaut, während sie mit beiden Händen nach der Erde greift, verachten mußten; er sagt sogar in Beziehung auf seinen eigenen Vorschlag und zur Begründung desselben von solchen Leuten: ihr banges Sehnen geht auf den Flügeln der Phantasie in den Himmel, und sie sterben der Erde ab, oder wollen sich eine neue Welt schaffen, so wenig schöpferisch ihr Geist ist, — und hiedurch, zusammengehalten mit seinem Rathe, gibt er selbst den einzigen Unterschied zwischen der Schwärmerei und dem gewöhnlichen Rationalismus an. Jene ist unfähig, des Himmels zu versichern; aber sie kennt nicht diese eigene innere Ohnmacht, und da sie doch ein Bedürfniß empfindet, so bestrebt sie sich, das zu erreichen, durch Aufwand an eigener Kraft, was nur auf entgegengesetztem Wege zu erlangen ist; deshalb ist sie Anstrengung und Täuschung zugleich, Scheinkraft, und sie läßt den Menschen der Erde absterben, aber nur vermittelst der Phantasie, d. h. des Selbstbetrugs. Der Rationalismus dagegen fühlt entweder das Bedürfniß nicht, und daher auch nicht die Unfähigkeit, ihm zu genügen, weil er einen gänzlichen Schlummer der religiösen Kräfte vor-

aussetzt, oder er fühlt, im besten Falle, ein Bedürfniß und eine Ohnmacht zugleich, so daß der Mensch dabei doch in Ruhe bleibt, weil seine Ansichten nicht vermögen, jenem auch nur auf scheinbare Weise, durch Aufregung und Betäubung, abzuhelfen; er geht behaglich auf der Erde herum, wie ein Thier, mit niedergesenktem Haupte. Findet auch in höherem Grade eine religiöse Anregung statt, so wird jenes Gefühl zwar peinlich, aber, so lange er im Rationalismus bleibt, wird es ihn nur drücken, beunruhigen, ärgern, auch ängstigen; der Schwärmer hingegen, dem, während er schwärmt und sich selbst berauscht, die eigene Blöße verdeckt ist, wird in denjenigen Stunden, in denen jene Anfregung intermittirt, mit versengten Flügeln in den Pfuhl seines Elends zurückstürzen, und dabei eine Qual, wie sie Jener nicht kennt, eine verzehrende, bis zur Verzweiflung treibende Qual empfinden.

Ehe wir zur Angabe jener phantastischen und asketischen Lehren übergehen, müssen wir jetzt noch nachweisen, inwiefern in unserem Falle das Christenthum ihre Entstehung veranlaßt habe. Es wird nicht überflüssig seyn, uns dabei im Allgemeinen daran zu erinnern, daß zwischen ihm und solchen Vorstellungen einen inneren Zusammenhang, wie von Ursache und Wirkung, anzunehmen, auch der allgemeinen Religionsgeschichte widerspräche, die uns deutlich lehrt, daß, mit geringen, zufälligen Modificationen, dieselben Schwärmereien unter allen Religionen sich finden, und vorzüglich auch außerhalb des Christenthums. Der Islam grade, der den kahlsten Deismus lehrt und seine Anhänger mit dem gröbsten Tugendstolze erfüllt, ohne von einem blutigen Sühnopfer für ihre Sünden zu wissen, zählt in seinem Schoße eine Unzahl mystischer Schwärmer und entschlossener Selbstpeiniger. Ueber die ganze Erde verbreitet sich diese Richtung des menschlichen Gemüths, denn sie hat ihren tiefen Grund in ihm selbst, — in seinem Jammer, der, wo er mächtig geweckt wird, ohne daß das Bewußtseyn einer göttlichen, außer- und übermenschlichen, ewig vollgültigen Erlösung ihn überwindet, in dem eigenen Innern eine versöhnende Vereinigung mit Gott, und eine Abtödtung des Aeußeren, der Sinnlichkeit, welche irrig als der Quell der Sünde und die trennende Schranke betrachtet wird, anzustreben zwingt. Die Anregung dieses Gefühls des innern Zwiespalts kann durch jede Religion hervorgebracht werden, die nicht, wie der heutige Rationalismus, alle moralische Kraft verloren hat, — denn ohne dies wäre sie nicht Religion, nicht Vorbereitung auf den Glauben an Christum. Am kräftigsten aber geschieht dies durch die Offenbarung selbst, die jedoch für die Wunden, die sie dem Herzen schlägt, oder vielmehr die sie wieder aufreißt, weil sie schlecht verharrschen, zugleich den wahren Heilbalsam anbietet, den Trost der historischen Versöhnung. Wie die Wahrheiten der Offenbarung einen solchen aufregenden Einfluß auf die Hauptpersonen in der Wildenspucher Geschichte äußerten, wie aber auch ihnen der Trost des Evangeliums von Jesu dem Gekreuzigten nahe trat, bis sie von ihm sich abwandten, nach eigener Weisheit und Gerechtigkeit lüstern, tritt uns deutlich entgegen, auch ohne daß wir die Wirkungen des heiligen Geistes und die des Versuchers auf ihre Herzen zu erkennen und bestimmen uns anmaßen, wenn wir nur ihre äußere Geschichte betrachten. Schon in ihrem sechsten Jahre soll Margaretha Peter geweint haben, wenn sie die Leidensgeschichte las. Im Religionsunterrichte (1811) bemerkte der Pfarrer nicht nur die Vorzüge ihres Verstandes, sondern auch das herzliche Interesse an demselben. Bald mußte er sie vor Uebertreibungen warnen, wie er selbst erzählt, aber es ist eben zu bedauern, daß er nichts mehr als Warnungen — immer etwas Negatives — zu ertheilen wußte, da doch ein Seelsorger, ein Pastor die Fähigkeit haben soll, positiv für seine Pfarrkinder zu sorgen. Im Jahre 1816, als sie bei ihrem Oheim wohnte, zeichnete sie sich durch Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe aus; öfters aber weinte sie und gestand: „Gott schließe ihr durch christliche Freunde, die er sie finden lasse, immer mehr das Herz auf, so daß sie mit jedem Tage mehr ihr Sündenelend fühle." Diese Freunde, mit denen sie damals schon in genauer Verbindung stand, werden in Meyer's Schrift Sectirer genannt, aber nicht im Geringsten bezeichnet. Ganzianer waren es nicht, und auch Frau v. Krüdener hatte damals noch keinen Einfluß auf sie, denn Beider Wirksamkeit begann ja erst später. Daß es Separatisten waren, läßt sich auch nicht vermuthen, — außer insofern, als sie sich wahrscheinlich von dem in der Kirche herrschenden Rationalismus separirt hatten, was ihnen aber von Meyer als Verbrechen gegen „die anerkannte vaterländische Kirche" angerechnet wird (vgl. Jarcke S. 97. Anm. 1.), — ganz natürlich, weil jeder Usurpator der eifersüchtigste Despot ist. Als verwandter Art und von gleich schädlichem Einflusse auf diese Personen überhaupt, aber bestimmter, werden Vereinigungen der Brüdergemeinde bezeichnet, wie wir schon oben sahen und was gleich näher beleuchtet werden soll. Diese beiden Verhältnisse sind aber gleichzeitig und stehen in so naher Berührung, daß die Vermuthung erwachsen muß, auch jene „christlichen Freunde," namentlich in Schaffhausen, seyen Personen gewesen, die der Evangelischen Lehre ebenfalls zugethan waren, obgleich vielleicht erst seit Kurzem und ohne völlige Klarheit. In den mitgetheilten Brieffragmenten derselben findet sich auch nichts gradezu Schwärmerisches, man wolle denn die apostolische Redeweise der Gläubigen unter sich, als Kinder Gottes, dahin rechnen. Nur Anderes finden wir darin zu tadeln, die „süßlichsten und schmeichelhaftesten" Benennungen, die sich aber — was wohl zu bemerken ist — in Briefen von Personen finden, die mehr von Margaretha influenzirt waren, als sie von ihnen. Es tritt darin das Menschliche viel zu hochmüthig und anmaßend der göttlichen Gnade gegenüber, denn es ist wahrlich immer nur die eigene Gerechtigkeit, welche sich in jener Art demüthiger Liebkosungen und Lobpreisungen spiegelt, die wir hier meinen (nicht Alles gehört hieher), z. B. in der Anrede: „Wegweiserin zur Seligkeit!" „Auserwähltes Werkzeug zur Ehre des hochgelobten Gottes und seines Sohnes Jesu Christi!" —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Münster. Nekrolog.) (Schluß.) Tyrell konnte nicht anders sprechen als wie ein von aller Werkheiligkeit ganz freier Mann. Er wollte nur durch den Glauben an Christum selig werden; David sey der Trost der armen Sünder, und darin stelle er, Tyrell, sein Verdienst, daß er an die Vergebung der Sünden in Jesu Christo glaube. Nur ein Werk habe der Christ auf Erden zu thun, nämlich seine Wiedergeburt. Die Menschen wollten so ungern an Wunder glauben; das der Wiedergeburt, das in jedem Gläubigen sich noch immer wiederhole, sey das größte, weil da aus einem verdorbenen Wesen ein Kind Gottes hervorwüchse.

Von seinen fleißigen Studien ist schon die Rede gewesen. Des Morgens hielt er regelmäßig eine Andacht für sich, über eine Stunde; dann beschäftigte er sich, die Unterbrechungen durch Besuche abgerechnet, und er war in der That sehr gesellig, mit seinen Ge-

schichtsstudien; der Nachmittag und Abend waren der Theologie gewidmet, und so las er fort bis um Mitternacht, Altes und Neues mit gleicher Liebe. Auch Weltliches, als die Romane von Walter Scott und Cooper. Da ich wenig ausgehe, sprach er, so lese ich dergleichen statt einer mündlichen guten Unterhaltung. (?) Fand er in solchen belletristischen Schriften Anklänge einer religiösen Gesinnung, so freuete er sich derselben ungemein. Auf Walter Scott hielt er deswegen viel; er habe seine Feder nie entweiht. (?) Ein großes Interesse nahm er an Steffens Novellen. Das ist recht, sagte er in Beziehung auf die darin vorkommenden reichen Schilderungen christlichen Sinnes und Lebens, da bekommen es auch die Leute zu hören, die sonst nichts davon wissen wollen, und wer weiß, wie Mancher auf diesem Wege weiter kommt! —

Alles was er Interessantes fand in seiner Lectüre, das copirte er sich ehemals selbst, nachher, weil vieles Schreiben ihn angriff, gebrauchte er Abschreiber. Seine Excerptensammlung ist wirklich außerordentlich, denn sie faßt über hundert Quartbände, darunter die meisten von seiner Art. Wie er selbst ein origineller Mann war, so trägt auch seine Handschrift davon das Gepräge. Sie ist sehr fein und gleichmäßig, von der Rechten zur Linken gehalten und so ineinander verzogen, daß sie äußerst schwer zu lesen ist. Er soll sich in früheren Jahren dazu absichtlich gewöhnt haben, um nicht durch unberufene Neugier belästiget zu werden. Indessen ist es doch zu bedauern, denn jene Excerpte, die wahre Schätze enthalten, sind beinahe nun mit sieben Siegeln verschlossen. Er versprach sie noch bei Lebzeiten einem Freunde, der sie auch geerbt hat. Um diesem den Schlüssel zu geben, dictirte er ihm einen Abschnitt aus einem über das Buch Hiob zusammengeschriebenen, sehr großen Commentar. Der Freund vergaß, sich die Seitenzahl im Manuscript zu merken, und hat nun bei großer Mühe sie noch nicht zu finden vermocht.

Um mit größerer Aufmerksamkeit zu lesen, hatte er immer den Bleistift zur Hand, womit er, was er für das Vorzüglichste hielt, am Rande bezeichnete, mit Blümchen und Sternchen, so fein, wie die Randverzierungen in alten Evangelien- und Gebetbüchern. Fand er nun des Vorzüglichen viel zusammen, so reihete sich auch Blümchen an Blümchen, und nicht ohne Freude las man in solchen Büchern aus seiner Hand. So fand Ref. unter anderen seitenlange Verzierungen in Augustin's Bekenntnissen und in St. Martin's Homme de desir. — Wie schon bemerkt worden ist, erstreckte sich seine Lectüre auf Altes und Neues aller Partheien. Klopstock's Messias, Pfenniger's christliches Magazin, Stilling's und Lavater's Schriften waren Lieblingsbücher seiner Jugend gewesen und blieben es in seinem Alter. Lavater's Pontius Pilatus las er noch zu seinem höchsten Troste auf seinem Sterbebette, sich in Reminiscenzen früherer Zeiten dabei ergehend, und vielleicht war es das letzte Buch, in dem er las. Aus der neueren Litteratur schätzte er ganz besonders Neander's Schriften, und das Leben von Martin Boos von Goßner. Ihm gebührte das Lob, daß ihm nicht begegnete, wie so leicht älteren Leuten, daß die neuesten Erscheinungen sie weniger interessiren, denn Tyrell war überaus freisinnig. Die Bibel- und Missionsgesellschaften beschäftigten ihn sehr und er kannte ihre ganze Wichtigkeit. Er fand in ihren Erfolgen eine Bestätigung einer seiner Lieblingsideen, die er mit manchen Gläubigen theilte, daß die Zukunft des Herrn nahe sey, denn sein Evangelium werde nun aller Creatur unter dem Himmel gepredigt.

Merkwürdig und originell waren manche Urtheile des tiefblickenden Mannes über vielbekannte Bücher. So äußerte er einmal über Thomas von Kempen: Es ist ein ewiges Buch; aber, wer den Glauben noch nicht hat, bekommt ihn dadurch nicht!

Sonst rechnete er Bücher dieser Art alle zu der großen Bibliothek. Der Canon, meinte er, sey nicht abgeschlossen; der Geist wirke noch immer fort. Es sey eine große Wohlthat, daß der Canon kirchlich abgeschlossen sey, denn so sey nun etwas Gewisses gegeben. Aber wirklich geschlossen sey er nicht. So gehörten denn, nach seinem Glauben, alle mit diesem Canon übereinstimmenden Schriften, vom 1sten bis zum 19ten Jahrhundert, als canonische, auch zum Canon, zu jener großen Bibliothek. Man muß, um wegen solcher Ansicht den vortrefflichen Mann nicht zu verkennen, nur sich dessen bewußt bleiben, daß in Ehrfurcht vor der, im Glauben an die heilige Schrift ihn Keiner übertreffen konnte, der an die absolute Geschlossenheit des Canons glaubt. Indessen konnte er sich wohl zuweilen mit einem Anstrich von Härte über diejenigen äußern, die, wie er sich ausdrückte, keine Ahnung hätten von einer immer fortströmenden Quelle der Gnade und des Lebens.

In der Schriftauslegung hielt er sich an die allegorisch-mystische Methode. Daß vielerlei Gewagtes und mehr noch sich daraus hin und wieder ergab, ist vorauszusetzen. Jedoch stand Alles immer in Verbindung mit den Grundwahrheiten der Schrift, von der Sünde und von der Gnade Gottes in Christo. Ref. führt nur einige Belege an. In der Stelle Ps. 127, 2.: „Seinen Freunden gibt er's schlafend," verstand er unter dem Schlafen das Ruhen von der Sünde (gleichsam einen heiligen Somnambulismus); während dessen sey man Gottes Freund und theilhaftig seiner Gnade. — In Matth. 24, 28. vom Aase und den Adlern, verstand er unter ersterem den Heiland der Welt, unter den letzteren die Seelen, die von Sehnsucht und Hoffnung (von jenem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit) ergriffen, zur Sonne der Geisterwelt auffliegen und sich um den Heiland versammelten, um das Brodt des Lebens. — Freilich dürfe, sagte er, man sich an der Vergleichung mit dem Aase nicht stoßen; die heilige Schrift rede ja nicht die feine Sprache der Welt! — Darin aber ermangelte der würdige Mann wohl öfters der Demuth, daß er diejenigen, welche dergleichen Auslegungen nicht annehmen wollten, ansahe als solche, die noch auf einer unteren Stufe der christlichen Entwickelung ständen. In angegebener Weise behandelte er die ganze Schrift.

Theils hiedurch, theils durch Einiges, dessen oben gedacht ist, ergibt sich die Grundrichtung Tyrell's; es war die mystische und zwar theosophische. Alle die Ideen, welche den Schriften von Jacob Böhme und St. Martin unterliegen, waren die seinigen. Vor phantastischen Abschweifungen in's Unermeßliche schützte er sich durch die Analogie des Glaubens; das sey, sagte er, die Ursache aller Verirrungen Swedenborg's, daß er diese Analogie verlassen habe aus Eitelkeit oder aus Schwärmerei. — Mit jenen Theosophen stimmten auch seine Ideen vom Ursprunge der Geschlechter aus einem Falle vor dem Falle, von der Ehe und von einem Mittelzustande nach dem Tode, zwischen Seligkeit und Verdammniß, überein. Wenn ihm eingeworfen wurde, daß die Apostel und die älteste Kirche von diesem Mittelzustande nichts erwähnen, so antwortete er: Damals wären die Christen wirklich Christen gewesen, wenigstens die Mehrzahl, und sie hätten keines Fegefeuers bedurft, wie auch jetzt die rechten Gläubigen nicht. — Die Ehe anlangend, so war er keinesweges mit Befangenheit dagegen, nur gelte das Wort des Apostels: wer nicht freiet, thut besser 1 Cor. 7, 38. noch immer fort, wie auch die Noth ib. 7, 26. noch immer gegenwärtig sey für den Gläubigen. Doch möge sich ein Jeder wohl vorsehen; denn hier sey der Weg am schmalsten. Außerdem dachte er wie Zinzendorf, daß für Eheleute die Liebe erst in der Ehe kommen muß; solche Ehen würden die besten. *) — Ref. will sich auf eine Rechtfertigung dieses Urtheiles nicht einlassen und nur hinzusetzen, daß jedenfalls Tyrell höchst richtige Urtheile fällen konnte über viele Lebensverhältnisse, und damit die vollkommene Erleuchtung bewährt, die dem wahren Christen durch den Geist, der in alle Wahrheit leitet und alle Tiefen erforscht, zu Theil wird. So, in pädagogischer Hinsicht. Körperliche Strafen wären bei der Erziehung nöthig, aber man müßte damit zeitig anfangen, so daß man nach dem sechsten Jahre ihrer nicht mehr bedürfte! — Den Streit über das Tanzen entschied er dahin: Kinder möchten immerhin Tanzunterricht erhalten zur Bildung des Körpers, aber vor dem zwölften Jahre; nach demselben verleite er Kinder zu gefährlichen Abwegen.

---

*) Rigoristisch dachte Tyrell über die absolute Unauflöslichkeit der Ehe, und tadelte darin die abweichende Praxis der Evangelischen Kirche mit großem Eifer.

Durch vieles Sitzen und Studiren hatte Tyrell sich eine Unterleibskrankheit zugezogen, woran er auch starb. Vorher hatte er oft und schwer gelitten an Gicht und schlagartigen Anfällen. Einer von ihnen traf ihn, vier Jahre vor seinem Tode, im Gesicht, lähmte die eine Seite desselben und verzog den Mund; indessen gab es sich allmählig wieder. Doch einige Zeit nachher traf ihn ein anderer dieser Anfälle, in gleicher Weise, nur auf der anderen Seite. Ref. kam den Tag zu ihm; Tyrell war demüthig und in seiner Demuth doch jovial und humoristisch.*) Er scherzte darüber, obwohl das Sprechen ihm sehr sauer wurde, daß nun sein schiefer Mund wieder grade gezogen worden sey, durch den Anfall auf der anderen Seite. In der That war Tyrell sehr jovial und humoristisch, ohne darum die ernste Bedeutung des Lebens aus den Augen zu verlieren. — Ungefähr um dieselbe Zeit, als er an jenen Zufällen litt, wurden auch seine Augen so übel, daß er über zwei Monate nicht lesen konnte. Und wieviel verlor er dadurch in seiner Einsamkeit, er, der, war er für sich, von den Büchern sich selten trennte. „Lesen," sagte er, „ist ja essen!" So traf ihn Ref. eines Abends allein in seiner geräumigen Sommerstube, in seinem Lehnstuhle, mit gebeugtem Haupte und gefalteten Händen. Es lag etwas sehr Rührendes und Ehrfurchtgebietendes in seinem Anblicke. Er selbst war höchst ergeben und demüthig, und tröstete sich, als Ref. seinen Zustand beklagte, damit, daß der Herr nicht zweimal strafe!

In seinem letzten Leiden benahm er sich mit derselben demüthigen Ergebung. Keine Klage ging über seine Lippen, als Ref ihn etwa vierzehn Tage vor seinem Tode besuchte. Er lag angekleidet auf dem Bette, fieberglühend und ganz ermattet; doch seine Geisteskraft war ungeschwächt. Da wir unter anderen Gegenständen des Gespräches auch die unduldsamen Gesinnungen mancher, sonst vortrefflichen Christen berührten, wiederholte er mit besonderem Ausdrucke von Milde und Entschiedenheit das Wort von Erasmus: Nil refert, ubi sitis, modo *mecum* sitis!

Das Wort, wie dessen Autor, sind charakteristisch für Tyrell's Gesinnung. Er liebte den Frieden, wie Erasmus, doch Christus war sein Friede und für ihn hätte er gewiß auf dem Scheiterhaufen sterben können eben so als auf dem Bette. Bei aller Liebe zu äußerer Ruhe**) konnte er doch es Fenelon nicht vergeben, daß er auf Befehl des Papstes seine Beistimmung zu den mystischen Lehrsätzen widerrufen habe. Eher hätte er sterben sollen!

Tyrell's Tod am 14. August in der Frühe erfolgte schnell und leicht, wie er immer sich's gewünscht hatte. In der Vorbereitung, sagte er, sey der Gläubige ja täglich begriffen, und bitte ja unaufhörlich um Gottes Gnade. Bei der Beerdigung wurde nach dem Ritus des hiesigen Bisthums der 51ste und 130ste Psalm gebetet. Sie sprachen ganz den innigst demüthen, sehnsüchtigen und gläubigen Sinn des Verewigten aus. — Mit ihm erlosch seinen Freunden ein Licht in dem Herrn; aber bei dem Herrn wird es fortleuchten, wie die Sonne in seines Vaters Reiche! — In Beziehung auf Münster war Tyrell eine edle Blume in dem Kranze, den Overberg, die Fürstin Gallizin und andere Vollendete und noch Lebende der Katholischen Kirche hier geflochten haben. Er möge nie verwelken!

Münster im October 1830. Eug.

Die Redaction mochte diese höchst interessante Mittheilung ihren Lesern nicht vorenthalten, obgleich sie Manches aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet als der verehrl. Einsender, obgleich sie Manches für Verirrung halten muß, was von diesem lobend erwähnt wird. Der in so vieler Beziehung ehrwürdige Mann, dessen Leben hier mitgetheilt ist, möchte doch nicht so vollkommen über seiner Kirche gestanden haben, wie der Herr Eins. es anzunehmen scheint. Namentlich scheint er in einem großen Hauptpunkte, in der Lehre von der Rechtfertigung, zum Theil auf ihrem Grund und Boden stehend geblieben zu seyn. Wo in dieser Beziehung klare Erkenntniß und gründliche Erfahrung statt findet, da schwindet von selbst jenes überwiegende Streben nach über die Schrift hinausgehender Erkenntniß in göttlichen Dingen, welches zu ungehöriger Werthschätzung des Theosophischen und Speculativen verleitet. Da wird, weil Phantasie und Gefühl in ihre rechten Schranken zurückgewiesen worden, in dem mit recht so genannten Mysticismus neben dem göttlichen, das sündige Element nicht verkannt. Da ist man, von dem Bewußtseyn der menschlichen Sündhaftigkeit durchdrungen, weit entfernt, den Unterschied zwischen der heiligen Schrift und der nur unter dem gewöhnlichen Beistande des heiligen Geistes entstandenen Litteratur mehr oder weniger zu einem fließenden zu machen. Da findet sich in der Auslegung der Schrift jene Scheu, die eigenen Gedanken in das Wort Gottes hineinzutragen. Da vermißt man nicht jene Gabe der Geisterprüfung. Wer in sich selbst Natur und Gnade gründlich unterscheiden gelernt hat, wie es nur durch die lebendige Aneignung der reinen Lehre von der Rechtfertigung geschehen kann, läßt auch der Welt was ihr angehört, ohne durch den blendendsten Schein getäuscht zu werden, da findet sich, obgleich fern von pietistischer grade aus Mangel der Rechtfertigung hervorgehender Affectation und Gezwungenheit, doch jener Ernst der Lebensansicht, jene heilige Scheu, durch Leichtfertigkeit aus der Gemeinschaft mit dem Herrn herauszutreten und seine Gnade mit Undank zu lohnen.

---

*) Etwa in der Weise von Boos. Verf. dieses hat die Bemerkung öfters gemacht, daß fromme Katholiken weniger auf den Ernst geben, den Protestanten, wie Spener und Francke, als etwas dem Christen Wesentliches gefordert haben, und den gläubige Protestanten noch immer zu fordern pflegen, namentlich die Norddeutschen. Boos nannte sich scherzweise Zobo; schwerlich hätte Spener sich Reneps genannt, und wohl dergleichen Namenverdrehungen den Narrentheidingen (Eph. 5, 4.) beigezählt. — Tyrell erging sich gern im Scherze, mit dem er auch Ironie zu vermischen pflegte. So war er unter anderem Freund von Paradoxen; einmal sagte er, da von dem Segen christlicher Predigten gesprochen wurde: Wat hilpt dat Küren (Westphälischer Provinzialismus für Sprechen): ein andermal, da Jemand die Freuden und Vorzüge eines edlen Briefwechsels pries: Wat hilpt dat Schryben (Tyrell sprach, wenn er recht munter war, gewöhnlich Plattdeutsch). Nachher, auf das Staunen der Anwesenden, erklärte er sich denn, daß er mit dem Küren keineswegs die Predigten gemeint habe, die vom Geiste eingegeben wären, und daß er nur das Briefwechseln, wie es gewöhnlich getrieben werde, für leer und eitel halte. — Sehr launig war ein Wort, das er über den Charakter des Teufels in Klopstock's Messias sagte. Das sey ein frommer Teufel, für dem ihm nicht bange sey. Klopstock sey selbst zu fromm gewesen, um den Teufel zu schildern. Aber Mephistopheles, der sey der rechte! — Tyrell's Witz war bisweilen von solcher Trockenheit, daß er auch die näheren Freunde täuschte. Einer von ihnen gedachte einer Procession, bei der viel Unerbauliches vorkomme und die besser eingestellt werde. Die Leute, die eine ziemliche Reise dabei machten, könnten zu Hause in die Kirche gehen. „Nein," sagte Tyrell, „dat is recht!" Wie, recht? „Geld mutt int Land." Ja, aber doch nicht auf solche Weise! „A wat," sagte Tyrell, wie fortfahrend und mit gesteigerter Rede, „dat hillige Geld!"

**) Deswegen war er auch gegen altes Aufsehen machende im Christenthume, z. B. gegen Privatversammlungen. Wir lebten nicht in Nordamerica; dort könnte dergleichen geschehen, weil es gar nicht auffalle. Unterdessen könnten sich hier die Leute begnügen, theils an den christlichen Predigern, die ja nicht fehlten, theils an der heiligen Schrift. Sie hätten Moses und die Propheten! Fragte man ihn: Ob nicht Boos ein großes Aufsehen auch erregt habe, so antwortete er: Der konnte ja nicht schweigen, der mußte predigen; er war dazu bestimmt! — Antwortete man: wir hätten alle solche Bestimmung, so ward er ärgerlich. — Er meinte die Bestimmung zu einem außerordentlichen Auftreten. — Mit diesen seinen Gesinnungen hing auch zusammen, daß er gegen ein öffentliches lautes Mitsprechen der Christinnen im Zusammenseyn mit den Gläubigen war. „Es steht geschrieben": 1 Cor. 14, 34. Euere Weiber lasset schweigen unter der Gemeinde. „Nun aber, wo versammelten sich denn damals die Christen? in solchen Kirchen wie jetzt? nein, in Privathäusern, und die Versammlungen waren bisweilen nur klein. Dennoch verbot der Apostel den Frauen das Predigen!" — Gewiß gibt es hier ein Extrem, obwohl Ref. gesteht, daß er Frauen kennt, deren Reden mehr Erbauung gewähren könnten, als die mancher und vieler Prediger.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 16. März. № 22.

Die Schwärmer in Wildenspuch.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahre 1817 hatte Margaretha nämlich selbst angefangen Buße zu predigen, und im Spätjahre konnte sie sich schon mit Frau v. Krüdener vergleichen, die ihr eine dreistündige Privataudienz gab, und in diesem Zeitraume scheint der Grund ihres geistlichen Hochmuths gelegt worden zu seyn, der sich auch bald auf eine — in den beiden Darstellungen zu wenig beachtete — Weise an den Tag legte. Die nach religiöser Belehrung und Anregung begierigen Personen jener Gegend pflegen größtentheils sich an die bekannten Baseler Tractate und andere Schriften zu halten, die ihnen gelegentlich in die Hände kommen, und deren man auch hier eine große Anzahl vorfand, ohne daß Meyer daraus hinreichende Auszüge mittheilte, wie auch Herr Professor Jarcke tadelnd bemerkt, obwohl dies vielleicht durch die Annahme zu erklären wäre, jene Schriften enthielten nicht Vieles, was zur Erzeugung und Erklärung solcher Schwärmerei beitragen könne, wie wir dies von dem öfters genannten Davidischen Psalterspiel, einem altevangelischen Liederbuche, dergleichen es hunderte gibt, wissen, nicht aber von den Baseler Tractaten, unter die sich immer manches Schlechte, besonders damals, einschleichen mochte, aus dem Grunde, weil die so genannten Schriftchen nicht wie anderwärts alle von einer und derselben Gesellschaft herausgegeben sind. Interessanter ist indeß der lebendige Verkehr, der in solchen aufgeregten Gegenden statt findet, selbst wenn man ihn nur mit Herrn Professor Jarcke ganz allgemein betrachtet, als einen in allen größeren Religionsgesellschaften sich äußernden und durch die Ungleichheit der Religiosität in der Menge der Bekenner beinahe nothwendig hervorgerufenen Trieb nach engerer religiösen Verbindung derjenigen, die sich am nächsten stehen. *) Diese Verbindungen sind jedoch, namentlich auch in der Schweiz, von sehr verschiedener Art; wir nennen nur die Swedenborgianer im St. Gallischen, die Gichtelianer am Zürchersee, die Schwärmer zu Amsoldingen Cantons Bern. Am meisten sind durch Zahl und (besonders früher) durch Wirksamkeit eben so sehr, wie durch Reinheit der Lehre und Sitten, die Herrnhuthervereine ausgezeichnet, deren im Jahre 1818 im Canton Zürich allein 25 gewesen seyn sollen, ein wahrer Dorn im Auge der Beförderer des Rationalismus. An sie schloß sich wohl überall daselbst das tiefere religiöse Leben während der traurigen Periode einer völligen Verwaisung der Kirche an. Auch die Wildenspucher traten mit ihnen in Verbindung, und Meyer legt darauf ein großes Gewicht, und wirklich ist dies Verhältniß besonderer Aufmerksamkeit werth; nur daß sich aus der einfachsten Betrachtung seines Ausgangs Resultate ergeben, an welche man, ein so großes Licht sie auf alles Spätere warfen, nicht gedacht zu haben scheint. Zuvörderst genügt es jedem Unpartheiischen, um die Brüdergemeinde hierin gegen allen Verdacht zu rechtfertigen, an der Bemerkung des Herrn Professor Jarcke: „Ein etwaiger Unfug, den diese Gesellschaft gestiftet hätte, ist ihr übrigens in unserer Quelle, wenn wir das, was ihren Glauben betrifft, abrechnen, nicht einmal vorgeworfen.“ Ueber das, was in den Versammlungen zu Oehrlingen geschah, wird kurz gesagt: „Hier wurden Predigten verlesen, die von Zürich [also höchst wahrscheinlich Predigten des auch von den dortigen „Sectirern“ hochverehrten sel. Antistes Heß] und besonders von Basel her eingeliefert wurden: auch erfreute sich die kleine Gemeinde zuweilen des Besuches von Herren und Damen aus Schaffhausen [die sonst seltsamer Weise mit den Herrnhuthern in Gegensatz gestellt werden], und wurde von Zeit zu Zeit durch zwei Herrnhuthische Missionarien visitirt.“ Ordentliche Beaufsichtigung und Leitung fand also auch hier, wie gewöhnlich bei den einzelnen Brüdergemeinden in der Diaspora statt, und wir haben demnach gar keinen Grund zu zweifeln, daß auch hier die Hauptlehren des Evangeliums, welche die Brüdergemeinde hervorhebt, deutlich verkündigt wurden, die Lehre, daß Christi Opfer uns Vergebung der Sünden erworben habe, und daß man weiter nichts zu thun habe, als daran zu glauben und sich kindlich dessen zu freuen, weil man dadurch nothwendig auch von den Sünden gereinigt werde, obwohl man auf Erden

*) Er erwähnt hier beiläufig der Pöschlianer im Oesterreichischen, und diese Geschichte bietet sogar leicht noch mehr Paralleles dar. Denn nach Anderer Erzählung war der Pfarrer Pöschl selbst keinesweges Schwärmer, sondern, wie auch Salat (Versuche über Supernaturalismus und Mysticismus) es anerkennt, ein harmloser Mann und der absichtslose Anreger jener Gräuelthat. Auch seine Anhänger wurden es erst, als ihnen ihr Hirte entrissen worden war.

immer noch ein armer Sünder bleibe; die Lehre von der Einfalt im Glauben und dem Stillesehn in Gott, und dagegen von der Verwerflichkeit aller eigenen Gerechtigkeit, alles Grübelns und Haltens auf Erscheinungen, Offenbarungen und dgl. — lauter Lehren, die mit dem Hochmuthswahne jener Unglücklichen im stärksten Widerspruche standen. Seit 1817 besuchte nämlich Margaretha diese Gesellschaften mit Freunden, die es schon seit länger zu thun pflegten. Aber schon 1818 trennte sie sich wieder von ihnen, und zwar, wie aus ihren Klagen hervorgeht, aus inneren Gründen. „Sie vermochte (sagt Professor Jarcke) auch den Grad von Gehorsam, der ihr dort auferlegt wurde, nicht zu tragen, und klagte die Herrnhuther an: „„Es seyen in ihren Versammlungen Seelen, die keine wahre Liebe besitzen; Leute, die keine wahre Gerechtigkeit suchen, sondern nur eigene Gerechtigkeit und nicht die Ehre Gottes;““ sie tadelte besonders an ihnen das frömmelnde, schleichende, herrschsüchtige Wesen.“ Es wäre in jedem Falle ähnlicher Art Unverstand, alle dabei betheiligten Personen gegen so allgemeine Anklagen vertheidigen zu wollen. Aber gewiß ist, daß Margaretha diejenige war, bei der grade in dieser Zeit die gefährlichste Selbsttäuschung statt fand und der empörendste Hochmuth sich entwickelte, ja sogar, daß sie, statt durch diese Versammlungen, wie man wähnte, auf ihre teuflischen Irrthümer gebracht worden zu seyn, nur durch eine teuflische Verblendung, ihre Herrschsucht mit eingerechnet, dieselben verließ. „Vornehmlich war es eine Vision gewesen, in der der Herr ihr geheißen: „„von diesem Volke auszuziehen;““ auch „„ziehe der Trieb ihres Herzens sie zur Einsamkeit hin,““ in Wahrheit aber wollte sie herrschen und nicht als Glied einer Kette dienen. Von dieser Zeit an wuchs auch wirklich ihr Predigerruf, und sie, welche die Liebe zur Einsamkeit vorgeschützt, um nicht mehr von Zeit zu Zeit in jenen Versammlungen (wie wir voraussetzen dürfen) die Bibellehre anhören zu müssen, empfing jetzt selbst zahlreiche Besuche, in denen sie vorzüglich auch ihre Visionen vortrug, nebst Träumereien, von denen später die Rede seyn wird. Mit ihr scheint auch ihr Schwager, Moser, diese Verbindung aufgegeben zu haben, obgleich seine Frau, Magdalena Peter, schon vor ihrer Verheirathung (im Jahre 1811) sich zur Brüdergemeinde geneigt haben soll, und ihn selbst seither dahin lenkte. Wenigstens hat man bei ihm nur noch das Losungsbüchlein der Brüdergemeinde von 1818 gefunden. Ursula Kündig, die Bedauernswürdigste von Allen, ein Mädchen von beschränkten Gaben, aber vorzüglicherem Herzen als Margaretha, von Jugend auf ausgezeichnet durch ihr gutes Benehmen und ihre Frömmigkeit, wie durch ihre düsteren Verhältnisse; die mit Margaretha durch auffallende Umstände zusammengeführt worden war, von da an sie mit schwärmerischer Liebe umfaßt hielt und ihr jenen unbedingten Gehorsam schenkte, der sie zuletzt zu ihrer Mörderin machte, zog sich gewiß auch nach ihrem Beispiele von der Brüdergemeinde zurück, mit der doch ihre ältere Schwester in Verbindung stand. Diese dagegen fühlte merkwürdiger Weise kein Bedürfniß, sich an Margaretha anzuschließen, obgleich sie selbst zuerst die Bekanntschaft derselben mit Ursula vermittelt hatte, und wurde deshalb nicht in diese Geschichte verwickelt. — Während sich Margaretha dem Einflusse der Brüdergemeinde entzog, und in ein — ihrem Geschlechte besonders so schädliches — wildes Treiben hineingerieth, bald Missionsreisen anstellte, predigte und mannichfaltige Bekanntschaften anknüpfte, namentlich mit Ganz (wie es scheint, etwa in der ersten Hälfte des Jahres 1819), ging, entfernt und unabhängig von ihr, ein Anderer, den sie bald nur zu genau kennen lernen sollte,

den nämlichen Irrweg, durch Ganz verführt. Der Schuster Jak. Morf hatte seit längerer Zeit „einigen Hang zur Schwermuth“ gezeigt; später trat er in Verbindung mit einer Versammlung der Brüdergemeinde zu Unter-Illnau. „Während dieser Zeit war (nach dem Zeugnisse seines Pfarrers) gar nichts Schwärmerisches an ihm zu bemerken, er besuchte fleißig den Gottesdienst, arbeitete emsig in seinem Berufe, und gab durchaus keinen Stoff zur Klage“ (S. 123.). Nichts destoweniger blieb er in dieser Zeit äußerst angegriffen und reizbar; er litt von jedem Tone des Spinnrades seiner Frau empfindlich; gerieth oft in die größte Bangigkeit und ward von dem Gedanken gepeinigt, daß er ein Sünder sey und wiedergeboren werden müsse. Dabei scheint er schon damals Finsteres ausgebrütet und — obwohl verheirathet — in der Enthaltsamkeit eine besondere Tugend gesehen zu haben. Obgleich aber, wie er gesteht, während der anderthalb Jahre, daß er die Brüderversammlung besuchte, sein Leiden nicht abnahm, — gewiß deswegen, weil er wirklich noch nicht wiedergeboren war, sein Leiden nicht als Kreuz Christi geduldig von Gottes Vaterhand annahm, sondern selbst eigenwillig sich noch kreuzigte, — hatte er doch bis dahin immer noch die bestimmte Erkenntniß, wo er Hülfe zu suchen habe, bei dem gekreuzigten Weltheiland. Dieses Bewußtseyn war sogar äußerst lebhaft, obwohl die Form, in der es sich bei ihm — einem, wie es scheint, stark sinnlichen Menschen — äußerte, sinnlicher Art war. Er erzählt, er habe sich bildlich vorstellen können, wie Christus am Kreuze geblutet habe und gestorben sey: „Wo ich immer hinging, erblickte ich denselben und flehte ihn um Linderung meiner Leiden an.“ Als aber der herumreisende Ganz mit ihm zusammenkam (Spätjahr 1819), war es merkwürdiger Weise sein Erstes, diese Vorstellungen in Morf zu zerstören. „Dieser äußerte dem vagirenden Apostel: „„er stelle sich Christus bildlich vor, und bete ihn so auch an,““ aber Ganz entgegnete: „„der Mensch dürfe keine Bilder haben, um zur reinen Erkenntniß zu gelangen““ (S. 124.). Als Morf sich auf Joh. 3, 14. 15. berief, entgegnete ihm Ganz, er befinde sich eben noch in der Wüste, die Israeliten aber hätten da die Schlange zurückgelassen und vorwärts gestrebt, und half sich so mit einem allegorisirenden Seitensprung aus der Verlegenheit. Wir haben keineswegs im Sinne, Morf's Vorstellungsart zu empfehlen; aber die, die alle Vorstellungen vernichten, und vorwärts streben zu dem reinen Gedanken, möchten wir auf das Bedenkliche eines solchen Verfahrens gegenüber von Leuten, wie Morf, aufmerksam machen. Aus dem Folgenden wird sich ergeben, wie verwandt die Lehre von Ganz mit der der Persischen Ssufis ist; wäre er nur hierin wenigstens so weise gewesen, wie einer von ihnen. *) Aber es war dem Irrlehrer nicht bloß um Veränderung der Form zu thun; auch erreichte er, wenigstens negativ, seine Absicht nur zu gut. Morf erklärte zwar, „wenn er ihm glaube, so hätte er nichts mehr, woran er sich halten könnte,“ aber gleich darauf konnte er sich das Leiden Christi nicht mehr bildlich vorstellen und verlor dadurch (wie er selbst gestand) allen

---

*) Uns erinnerte sein Benehmen sogleich an die Parabel Dschellaleddin Rumis (in Tholuck's Blüthensamml. S. 128 ff.), in der Moses einen Schäfer ausschilt, der einfältig roh zu Gott betet, ihn sehen, küssen und mit seinen Zicklein beschenken möchte, worauf Gott zu Moses spricht:

> Mose! meinen Knecht wolltst du mir reinigen?
> Trenntest ihn von mir, statt zu vereinigen.
> Jedem Menschen ich des Geistes Grenzen zieh',
> Jedem geb' ich seine Terminologie.

Trost für lange. Ganz wies ihn dagegen auf den inneren Christus, der in ihm geboren werden müsse, und es entspann sich ein Briefwechsel zwischen Beiden. Die Briefe des Vicars an Morf, wie die an Moser, bilden eine Hauptquelle für die Darstellung seiner Irrlehren zweiter Classe, zu der wir jetzt übergehen, nachdem wir hoffentlich ziemlich deutlich gezeigt haben, wie historisch bei allen Hauptpersonen dieser Geschichte (Margaretha's Familie war ganz von ihr abhängig) zwar eine Anregung durch die christliche Lehre stattgefunden hatte, dann aber auch eine entschiedene Abwendung von derselben.

Nur kurz bezeichnen wir die phantastischen Lehren des Vicar Ganz, da Jeder, der den Mysticismus überhaupt kennt, sie sich ohne alle Mühe ausmalen kann — denn nur ausmalen, nicht entwickeln lassen sich diese Sätze, die für den Gedanken eben so dürftig sind als die Axiome des Rationalismus. Gott erscheint im Innern des Menschen, unabhängig von der Vermittelung durch das geoffenbarte Wort; — ein Naturgott, man möchte sagen, ohne Persönlichkeit. In ihm muß daher auch die Persönlichkeit des Menschen untergehen. Zu widerstreben, wäre es auch durch den Glauben, der den objectiven, lebendigen Gott festhält, ist Sünde. „Gott Lob, ich sehe (schreibt Ganz an Morf), daß dich Gott mit seiner Liebe magnetisch anziehet und dich verfolget mit seiner Liebe, um dich in das Ewige Nichts zu versenken." In dieses Nichts zieht Gott allmählig Alle hinunter, denn er ist die Liebe. „Du mußt, du mußt in den ewigen Urgrund hineinsinken, du magst dich wehren, wie du willst." So geschieht des Menschen Versöhnung, die Bezahlung für seine Schuld in ihm selbst. „Christus ist nun in dir ein willig leidendes Lamm Gottes, welches deine Sünden trägt; gib dich nur hin, so wird er den Sündenmenschen gänzlich tödten und umbringen, und am dritten Tag des heiligen Geistes (!) wird Christus in dir auferstehen, siegreich wie ein Löwe." Wie dieses Opfer Christi in uns vorgehe, weiß, wie man sieht, Ganz nicht zu sagen; er spricht nur vom Tod des Sündenmenschen. Aber die Praxis war auch diesmal consequenter als die Theorie, und seine unglücklichen Anhänger versuchten wirklich, Christum in sich selbst zu opfern. Ganz leitet von jenem Kampfe Christi in uns richtig den Tod der Sünde, die Reinigung ab, aber auch noch mehr. „Wohl," sagt er, „ist und wird Alles Gott; aber nur was von ihm ist" — nicht die Sünde, die vernichtet wird. So kommt der Mensch zur Vergottung. Und durch diesen Prozeß wird nicht er allein gerettet, er erhält auch die Macht, Andere zu erlösen. Diesen höchst bemerkenswerthen Satz spricht er in der angeführten Schrift öfter aus, zwar nur andeutungsweise (er gehört gewiß zu seiner Geheimlehre), und nur in Bezug auf die gefallenen Engel, die der Mensch zu erlösen bestimmt sey, aber sehr bestimmt (S. 83. 85. 123. 130. 132. 133 f.). Ein anderer Satz dieser Lehre ist der, daß das eheliche Verhältniß eine Folge des Sündenfalls sey, ein Satz, der hinreicht, uns einen Blick auf eine lange Kette von Irrthümern thun zu lassen, welche zwar zunächst nur die Geschichte der Schöpfung und des Paradieses betreffen, aber eben deswegen die gesunde biblische Totalansicht des Urzustandes und der menschlichen Natur, wie sie war und seyn soll, auf das Heilloseste verkehrt. Augenscheinlich entspringt daraus die falsche Askese, die wir schon früher bei Morf wahrnahmen, in der Ganz ihn bestärkte, und welche, da er dieser teuflischen Lehre (1 Tim. 4, 1 f.) folgte, gewiß nicht wenig dazu beitrug, daß er späterhin der Versuchung unterlag.

Die angegebenen Lehren scheinen von den Wildenspuchern vollständig angenommen worden zu seyn. In Bezug auf die erste namentlich war Margaretha so weit gekommen, daß sie ihre und Christi Persönlichkeit ganz für eins hielt. Als sie bei Morf zu Besuch war, machte sie seiner Frau die heftigsten Vorwürfe darüber, daß sie Phrasen, wie: „der menschliche Geist müsse sich mit seinem Urgeiste verschmelzen" — unverständlich fand und „bei ihrem alten Glauben bleiben" wollte. *) Im Jahre 1821 hatte sie eine Vision, in der Gott, umgeben von den Engeln und Heiligen, sie aufforderte, Christum noch einmal, in ihr, leiden zu lassen. Die Apostel machten freilich lebhafte Einwendungen, aber vergebens. (Welche Eitelkeit verräth sich hierin!) Sie sah zwar Gott in Personen, aber Gott der Sohn fehlte, und sie erfuhr, daß er nun in ihr sey! — Mit diesem Wahne wirkte denn der andere vereint, daß die Erlösung verlorener Seelen Sache des Menschen sey. Während der Gräuelgeschichte sprach Margaretha öfters aus, sie habe sich für viele Seelen verbürgt. „Ich sehe," rief sie, „die vielen Seelen, die mich um Erlösung anflehen; diesen muß geholfen werden; wenn Christus mir ein Schwerdt gäbe, so wollte ich für dieselben kämpfen." Wir dürfen aber hiebei nicht umhin, zur Erklärung, wie dieser Wahn sich ihrer so bemächtigen konnte, auf einen in Süddeutschland besonders verbreiteten Irrthum Rücksicht zu nehmen. Wir meinen die phantastische Ansicht vom Hades, als einem unbestimmten, schwebenden Mittelreich, in welchem Bös und Gut in seltsamer Mischung kämpfend durcheinanderwogt und zur Entscheidung des Kampfes öfter menschliche Hülfe — von der die Schrift, selbst mißverstanden, nichts weiß — in Anspruch nimmt. Die sogenannte Seherin von Prevorst ist ein eben so bekanntes als klägliches Opfer dieses Wahns; sie ist aber auch merkwürdiger Weise ein Beweis, wie sehr sich der christliche Glaube dagegen sträubt. Lange Zeit empfand sie selbst einen Widerwillen dagegen, sich in eine solche Verbindung mit den Geistern einzulassen, und obgleich es ihr auf jeden Fall an klarer Erkenntniß des Heils fehlte, so wies sie dieselben doch öfters zurück, mit dem Bedeuten, nicht bei ihr, bei Christo hätten sie ihr Heil zu suchen. Aber immer mehr nachgebend, fand sie selbst auch allmählig ein Vergnügen daran. Wie ganz verschieden war aber auch die Art, wie sie behandelt ward, von der, wie noch vor hundert Jahren altgläubige Prediger in ähnlichen Fällen mit ihren Beichtkindern verfuhren! Sage dem Geiste, belehrte grade vor hundert Jahren ein Sächsischer Prediger eine Bauermagd, die ihm über solche Erscheinungen klagte, daß wenn er gestorben sey, so sey er selig gestorben, und dann brauche er keine Hülfe, oder unselig gestorben, und dann habest du weder Beruf noch Pflicht, ihm zu helfen; sage ihm, du habest nicht in der Bibel gelesen, daß Abgeschiedene wieder auf der Erde erscheinen, um selig zu werden, wohl aber daß der Teufel erscheine in allerlei Gestalt, um die Menschen zu verführen! —

Wir holen nun noch etwas über die innere Geschichte Margarethen's nach, was F. v. Meyer in seinen Blättern f. höh. Wahrh. (5te Samml. S. 282 ff.) aus derselben mittheilt. Während des bereits erwähnten Aufenthalts bei einem Verwandten war der Grund zu einer Zerrüttung ihrer Gesundheit gelegt worden, wie sie behauptete, durch gierigen Genuß von Schweinefleisch, besonders von Blut- und Leberwürsten, aus welchen, wie neuerlich Dr. Kerner dargethan hat, sich leicht eine starke, giftige

---

*) Ein anderer Anhänger von Ganz gerieth, die pantheistische Lehre ausbildend, oder vielleicht richtiger: von ihrer Kehrseite auffassend — in völligen Atheismus.

Säure entwickelt. Nun dürfte es aber nicht zu gewagt seyn, wenn man annähme, daß dieses schleichende Gift, wie ähnliche, vorzüglich das Nervensystem Margarethen's angegriffen und zerrüttet habe. (F. v. Meyer bemerkt selbst, daß sie an sogenannten hysterischen Zufällen litt und bei solchen ihre angeblichen Blicke in ein höheres Reich der Dinge erhielt.) Von dieser langwierigen Kränklichkeit glaubte sie jedoch, nach manchen vergeblichen medicinischen Versuchen durch einen Engel geheilt worden zu seyn, der ihr (im Sommer 1817) in einer Vision eine Gegend, und darin ein Gewächs zeigte, von dem sie Thee trinken sollte. Ein Unbefangener wird sich schwerlich entschließen können, hierin ein wirkliches Wunder zu sehen; besonders wenn er erwägt, daß jenes Kraut am wahrscheinlichsten die gelbe Königskerze war, deren Blumen als Brustthee im Gebrauch sind (s. die 6te Samml. S. 383.), daß es also der Margaretha schon länger als Heilmittel bekannt seyn konnte, wie auch jene Gegend es war, in der sie vielleicht selbst jenes durch seine Gestalt auffallende Gewächs schon bemerkt hatte, was sie nun in einer Vision wiederzusehen glaubte. Aber dem sey, wie ihm wolle! wir Menschen sind überhaupt viel weniger, als uns gewöhnlich dünkt, darauf angewiesen, die Gründe und die Natur einer Thatsache historisch aufzusuchen, haben auch in der Regel sehr unzureichende Mittel dazu, — aber dagegen viel mehr, als wir zu thun pflegen, auf die moralische Beurtheilung der Thaten und des freien Benehmens, wozu uns Gott selbst einen untrüglichen Maaßstab gab und erleuchtete Augen des Verständnisses verhieß. —

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuesten christlichen Predigtlitteratur.

(Fortsetzung.)

15. Erklärungen und Betrachtungen zu den drei ersten Capiteln des Römerbriefes, in öffentlichen Betstunden gehalten und nachher genauer bearbeitet von Lz. Kraußold, Vicar zu Fürth. Nürnberg, bei Raw, 1830. (gr. 8. XII und 344 S. Preis $\frac{5}{6}$ Rthlr. oder 1 Fl. 21 Xr.)

Das Bedürfniß seiner Gemeinde, sich eine genauere Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu erwerben, Anleitung zum besonderen Verständnisse und sorgfältigeren Unterricht in dem Lehrbegriffe derselben zu erhalten, bleibt wohl keinem christlichen Prediger lange verborgen oder gleichgültig, und er wird sich daher glücklich schätzen, wenn er durch öffentliche Bibelstunden einigermaßen ihm genügen kann. Ist aber dies das Bedürfniß der einzelnen, so ist es auch das aller Gemeinden als Gesammtheit, und die Wohlthätigkeit — nicht nur der Sammlungen von Predigten über einzelne Bibelstellen, sondern vorzüglich gedruckter Erklärungen ganzer Theile der heiligen Schrift, leuchtet von selbst ein. Ist doch grade das selbst für den wissenschaftlich Gebildeten das Schwierige, den Zusammenhang zu ergründen und durchschauen, und so mit der Kenntniß der einzelnen Theile die Anschauung des Ganzen zu verbinden, — wie viel mehr bedarf dann hiezu das Volk der Anleitung, dem es so schwer wird, eine einzelne, kurze Rede in ihrem Zusammenhange aufzufassen, zu verstehen und zu beurtheilen! Welchen Vortheil aber, auch abgesehen von der Pflicht des Christen, die Bibel im Zusammenhange zu erforschen, aus solchem Bemühen entstehe, wie der Verstand geübt und die heilsame Gabe der Unterscheidung von Wahr und Falsch geweckt und gemehrt, wie dem trägen Gefühlswesen, der Sucht nach neuen, pikanten Dingen entgegengearbeitet werde durch diese heilige Arbeit des Schriftstudiums, brauchen wir auch nicht erst auseinanderzusetzen. Unseren herzlichsten Dank verdient also der Entschluß des Herrn Verf., die obige Erklärung dreier der wichtigsten Capitel veröffentlicht und den engen Kreis der Zuhörer in einen Lesekreis erweitert zu haben. Die Verwandlung der Form seiner Betrachtungen können wir ebenfalls nur billigen; wir haben jetzt einen fortlaufenden Commentar über jene Capitel erhalten, dessen bequeme Einrichtung auch den Handgebrauch zum Nachschlagen sehr erleichtert. Die vortheilhaften Eigenschaften seiner Erbauungsreden sind dagegen keinesweges verschwunden, und wir bewundern die Ungezwungenheit, Einfalt, Herzlichkeit, die große Deutlichkeit und Popularität der Darstellung. Der Verf. hat — das fühlt man durch — das große Muster wahrer Volksberedsamkeit, Luther, gründlich studirt und sich — nicht das Glänzende seines Styls, das Poetische und die Kraftausdrücke, sondern das Vorzüglichste, die verdeutlichende Kindereinfalt, anzueignen gewußt. Wird es ihm dennoch bisweilen (obgleich selten) schwer, es zu völliger Verständlichkeit zu bringen, so fühlt man ebenfalls, wie die Schwierigkeit in der Tiefe und Schärfe liegt, mit der er selbst denkt und seine Gedanken auszudrücken strebt. Denn er verabscheut jene Wasserklarheit, die von Seichtigkeit, jene Leichtigkeit der Darstellung, die von einer eben so großen Leichtfertigkeit im Denken, jene rhetorische Ausdrucksweise, die von der Unklarheit und Unsicherheit der Ueberzeugung, die sie mit Blumen verhüllen soll, dem prüfenden Beobachter ein nur zu sprechendes Zeugniß gibt. Die Auslegung selbst ist sehr gesund und genau, ja wir finden, daß sie öfter tiefer auf den Sinn des Apostels eingeht und angestrengter seiner gewiß zu werden sucht, als mancher theologische Commentar. Wir verweisen z. B. auf die Auslegung der schwierigen Stelle C. 2, 14. 15., auch auf die Erklärung von C. 2, 11. und bei dieser Gelegenheit von Apostelgesch. 10, 34. Was diesem Werke zu mangeln scheint, das ist wohl die größere Rücksichtsnahme auf andere Bibelstellen und Verflechtung derselben in die Erklärung (so daß sie theils erklären, theils durch die Art der Anführung selbst oder wenige Worte, mit denen sie angeführt werden, auch ihre Erklärung erhalten); und dann wird zu sehr durch die begriffliche Genauigkeit der Auseinandersetzung der Anschaulichkeit der Darstellung Abbruch gethan, was den Lesern von mehr Einbildungskraft als Verstand die Auffassung erschweren muß. Aber auch solchen werden diese Betrachtungen wegen der großen Deutlichkeit des Vortrags keinesweges ungenießbar bleiben. Gegentheils glauben wir, daß deshalb auch vorzüglich für sie, wenn irgend ein belehrendes Buch, das vorliegende sich eigne. Allen unseren Lesern — deß sind wir überzeugt — wird sein Studium durch Gottes Segen höchst nützlich und heilsam seyn können; ist doch die schriftgemäße Kenntniß der Evangelischen Grundlehre, der Lehre von Gesetz und Gnade und Rechtfertigung, einiger Mühe, sie zu erwerben und sich darin zu befestigen, wohl werth! Selten noch hat Ref. ein Buch mit so viel Freude angezeigt, und wenige möchte er so empfehlen wie dieses.

(Fortsetzung folgt später.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 19. März. № 23.

Die Schwärmer in Wildenspuch.

(Schluß.)

Die practischen Verirrungen, nicht nur Margarethens, sondern auch Morf's, zu denen jene falsche Geistesrichtung führte, bezeichnet F. v. Meyer a. a. O. mit folgenden Worten: „Zweierlei Fehler beging von der Zeit an [in der jener Wendepunkt eingetreten zu seyn scheint] die bedauernswürdige Margaretha, und mit ihr die Ihrigen. Der erste war, daß sie, des Gebots vergessend: „„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brodt essen,““ sich durch die Süßigkeiten eines höheren Berufs, den sie immerhin festhalten konnte, von der Bitterkeit irdischer Beschäftigungen entfernen ließ. — Ein zweiter Fehler war, nicht sowohl daß sie lehrte, wo die Umstände sie dazu aufforderten; denn darauf geht das Wort des Apostels: „„Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre““ (1 Tim. 2, 12.), offenbar nicht, — —; sondern daß sie daraus ein stetes Geschäfte, ein selbsterwähltes Amt machte, worauf allerdings das Wort des Apostels mitgeht. Merkwürdig setzt dieser hinzu: „„Und Adam ward nicht verführet, das Weib aber ward verführet (betrogen, getäuscht), und hat die Uebertretung begangen,““ als wollte er vor der großen Gefahr warnen, in die sich das Weib, schwach [vgl. auch 1 Petr. 3, 7.], reizbar und zur Selbstgefälligkeit geneigt, durch ein Beginnen verwickeln kann, das seiner Natur und Bestimmung nicht angemessen ist.“

Durch ihr Herumwandern als Predigerin und — da es von der Obrigkeit untersagt war — meist heimlich, kam Margaretha bald in üble Gerüchte über ihren Lebenswandel, die sich jedoch nicht bestätigten, den einen Fall ausgenommen, der durch ihren Tod entdeckt wurde. Sie hatte im Mai 1820 auf einer ihrer Reisen Morf's Bekanntschaft in Illnau gemacht; dann hatte er sie dreimal besucht, und sie ihm das letzte Mal (im September) erzählt, wie sehr sie mit Satan kämpfe, so daß Morf vor Freude über diese Sympathie weinte; im December hatte er noch einmal auf einer Reise die ebenfalls reisende Margaretha angetroffen, und sie blieben fünf Tage unthätig zusammen, bis sie ihm erklärte, sein Geist sey nun durch ihren Kampf erlöst, worauf, wie er erzählt, sogleich eine unaussprechliche Liebe aus ihrem Herzen in das seinige überging. Von der Zeit an schrieben sie sich Briefe, in denen offenbar die „geistliche Liebe“ nur als Folie der sinnlichen dient, um diese zu vergeistigen und zu verklären. Nach wiederholten Besuchen Morf's in Illnau besuchte auch Margaretha ihn, und zwar vom 13. Juli 1821 bis zum 11. Januar 1823. Nach den ersten sechs Wochen theilte sie ihrem Freunde eine Offenbarung mit, der zufolge Gott sie und ihn lebendig in den Himmel nehmen werde. Sie zogen hiefür auch wirklich ihre Sonntagskleider an, warteten aber den ganzen Tag vergeblich, — bis Margaretha eine neue Offenbarung erhielt, in Folge deren sie erst von den Ihrigen Abschied nehmen wollte. Sie ließ nun ihre Schwester Elisabeth zu sich kommen, und erhielt außerdem noch manche Besuche von den Ihrigen. Beider Aufenthalt in Morf's Hause war aber heimlich und wurde nöthigenfalls geläugnet. Am 10. Januar endlich trat, Allen und ihr selbst durchaus unerwartet, die Sünde Margarethens an's Licht, und Gott, dessen Name so unzählige Mal geschändet worden war, bewies, daß er seiner nicht spotten lasse. Und doch war es diesmal gewiß noch seine Vaterhand, die züchtigte, um zu erwecken, oder vielmehr die das dichtgesponnene Gewebe des Selbstbetrugs und der Gleißnerei mit einem Male zerreißen wollte, damit die „Heiligen“ zur wahren Erkenntniß ihrer armen Sünderschaft kämen. Margaretha genas plötzlich eines Kindes, als dessen Vater sich sogleich Morf bekannte. Beide hatten sich durch ihr freies Zusammenleben muthwillig in die Versuchung begeben; dennoch waren sie ihr (nach Morf's Bekenntnisse) nur ein einziges Mal unterlegen; aber dies einzige Mal sollte ihnen — nicht nur über diese, über eine ganze Reihe von Sünden die Binde vom Auge reißen. Doch Margaretha erkannte die Hand Gottes nicht als strafende, aufdeckende, niederschlagende und wiederaufrichtende Hand, und schrecklich sind die Vorwürfe, die sie ausstieß, als lege ihr Gott ein unverschuldetes Leiden auf. Auch das ganze Lügenwesen begann von Neuem. Elisabeth weigerte sich, das Kind nach Hause zu nehmen, gewiß um die Schande zu vermeiden, die so leicht eine Wohlthat hätte werden können, nicht nur für die Bewohner desselben, sondern auch für alle Betrogenen. Sie brachte vielmehr mit Hülfe der Anderen die schon genug gekränkte Frau Morf's dazu, das Kind für ihr eigenes auszugeben. Ihre Schwester und sie kehrten dagegen eilig nach

Wildenspuch zurück. Margaretha kämpfte lange zwischen den Gedanken, ihr Fall sey Gottes oder Satans Werk. Endlich entschloß sie sich zu dem Ersteren, aber nicht um darin ein Mittel zu ihrer Bekehrung und Befreiung aus den Stricken Satans und ihrer Phantasieen, sondern nur eine Leidensschule gleich irgend einer anderen zu sehen. Sie gerieth auch für ihr Kind in einen Kampf, und beruhigte sich nicht, bis sie glaubte, es sey durch sie aus Gott geboren worden! Bald bekam sie neue Visionen, Kämpfe u. dgl.

Wir glaubten bis dahin die Geschichte genauer verfolgen zu müssen, weil sie Entwickelungsgeschichte war. Den Ausgang dürfen wir gleichsam nur nennen, um ihn Jedermann wieder in's Gedächtniß zu rufen. Margaretha redete viel von bevorstehenden Kämpfen gegen den Teufel, und den Morf, der sie besuchte, bestärkte sie in der Erwartung ihrer gleichzeitigen Himmelfahrt. Endlich versammelte sie das Haus und ihre Freunde (die beiden Moser) um sich, um sie in dem harten Kampfe zu unterstützen, den sie für Seelen eingehen müsse, von denen Manche schon zwei bis dreihundert Jahre gefangen seyen. Endlich (den 13. März) kam es zum Kampfe, und der fanatische Charakter dieser Schwärmerei — die im Grund von Dulden und Leiden eben so wenig weiß als von Gottes Gerechtigkeit — zeigte sich im Uebermaaß. Von 8 Uhr Morgens bis Abends um 9 wurde gewaltiger Lärm gemacht, und eine Masse Holzstücke in einer Kammer des Hauses zerschlagen. Den anderen Tag nach 10 Uhr apocalyptische Visionen (Napoleon's Sohn als Antichrist — auch ein in Süddeutschland eingewurzelter Irrthum), neuer Lärm, Zerhauen von Holzstücken, ja des Fußbodens und Fachwerkes — Alles in der Meinung, sie schlügen auf den Seelenmörder zu. Darauf schlug Margaretha mit der flachen Hand auf ihre Schwester los, zuletzt auch auf ihren Vater, und befahl Allen, sich mit Fäusten zu schlagen. Endlich wurde die Hausthüre gesprengt, und die Polizei mußte die Rasenden auseinander reißen. Schon seit einigen Stunden hatte sie von außen das Haus bewacht und den Morf aufgefangen, den Margaretha durch einen Brief zu sich eingeladen hatte, und der so von der Theilnahme an der folgenden Mordthat abgehalten wurde. Nach dem Präcognitionsverhöre, während in Zürich der Befehl ausgefertigt wurde, beide Schwestern in das Irrenhaus zu bringen, begannen die Losgelassenen ihr fürchterliches Spiel auf's Neue. Beide Moser, die die Polizei nach Hause geschickt hatte, wurden wieder herbeigeholt; Ursula Kündig war immer noch dageblieben. Margaretha hatte nun erklärt, zur Beendigung des Kampfes müsse Blut fließen. Nachdem sich Alle versammelt und wieder geschlagen hatten, schlug Margaretha zuerst ihren Bruder Caspar mit einem eisernen Kiele in Ohnmacht, indem sie rief: „Der böse Feind will deine Seele!" — „eher lasse ich mein Leben." Nach diesem Beweise ihres Wahnsinns erklärte Elisabeth, auch sie habe sich für ihres Bruders Seele verbürgt, — bis die Anderen, besonders Margaretha und die Kündig sie todtschlugen, letztere auf die Verheißung Margarethens hin, nach drei Tagen wieder mit ihrer Schwester aufzuerstehen. Hierauf ließ sich Margaretha selbst zerschlagen, zerschneiden und endlich, vorzüglich durch die gehorsame Kündig, auf ihrem Bette kreuzigen (den 16. März 1823). Als die drei Tage, an denen die Auferstehung erwartet wurde, verstrichen waren, machte der Vater die Todesanzeige, ohne daß die Hoffnung darauf ganz aufgegeben wurde. — Das Urtheil des Züricher Malefizgerichtes (vom 3. December) verurtheilte alle Theilnehmer zu Zuchthausstrafe von 6 Monat bis 16 Jahr, welche letztere Strafe die Kündig traf

(mit Vorbehalt späterer Begnadigung). Das Haus wurde zerstört, und der Platz soll nicht wieder bewohnt werden.

Demjenigen, der in dem traurigen Ausgang dieser ganzen, eigentlich noch traurigeren, Geschichte die heilige Hand Gottes nicht nur, wie in Allem, gegenwärtig glaubt, sondern auch erkennt, wird es nicht befremdlich seyn, wenn wir sie — nach einer entgegengesetzten Seite hin warnend — auch in einem Ereignisse erblicken, das sich an ihn anschloß. Es machte damals in der Umgegend Aufsehen und gewiß theilweise auch einen heilsamen Eindruck. Auch F. v. Meyer glaubte, es nicht übergehen zu dürfen und erzählt es folgendermaßen: „Die Schleifung des Hauses zu leiten, war der Werkmeister des Oberamtes bestellt, welcher außer seinen Gesellen sich dabei des Zimmermanns und einiger Handlanger aus dem Dorfe bediente. Nach vollbrachtem Werke ging dieser Trupp in's Wirthshaus zum Wein. Es wurde über die Geschichte und Anderes viel geplaudert, faules Geschwätz getrieben, zuletzt spotthafte Gesundheiten getrunken und lockere Zechlieder gesungen. Während dieses Gesanges sagte Einer: Dem Dorfzimmermann ist übel! — man sah zu und überzeugte sich, daß er todt sey."

Wir wenden unseren Blick jetzt noch einmal auf den Ursprung dieser fürchterlichen Verirrungen zurück, und fragen, wie ihnen von vorne herein am besten hätte entgegengearbeitet werden können, — oder doch sollen. Unsere Ansicht darüber ist natürlich schon bestimmt, bestimmt durch das Evangelium. Aber es treten ihr zwei andere entgegen, von denen wir die erste durch die zweite bekämpft sehen. Herr Professor Jarcke stellt auf anziehende, lehrreiche Weise das Verhältniß des Rationalismus zu jenem Fanatismus und seine Ohnmacht, ihn erfolgreich zu bekämpfen, dar. Und wer könnte sich auch über diese verwundern, der jenen Mangel an aller Theologie nicht allein in der erwähnten Schrift des Leutpriesters Meyer wahrgenommen hat, der auch weiß, daß die große Mehrzahl der dortigen Cantonsgeistlichen zu Zürich gebildet wurde, wo ein bekannter Rationalist als erster Professor der Theologie sein Amt so verwaltet, daß er seit einer Reihe von Jahren von allen seinen dogmatischen und exegetischen Vorlesungen kaum eine einzige vollständig gehalten hat, geschweige denn daß ein regelmäßiger Curs statt fände. Aber noch in viel höherem Grade, als dieses Factum, das wir jedoch nicht für ganz zufällig und unwesentlich halten, bewirkt die Wesensverwandtschaft des Rationalismus mit der Schwärmerei, die Falschheit und Nichtigkeit des beiderseitigen Princips, seine und ihre Ohnmacht, so oft beide, nicht mit einer Lehre, an der es etwas Positives zu zerstören gibt, sondern mit ihrer gegenseitigen Hohlheit zusammentreffen. Am Gegebenen vermag Willkühr eine Zerstörung anzurichten, wenn das Gegebene nicht in Blut und Mark des Menschen übergegangen ist; einer anderen Willkühr gegenüber ist ihre Bemühung eitel und sie kann nur tiefer in sich selbst hineinfressen. Mit kalter Verachtung begegnen sich der Rationalist und der Fanatiker; mit bitterer Verstockung scheiden sie von einander. Aber Herr Professor Jarcke scheint uns hierüber Alles gesagt zu haben, was ihm zu sagen möglich war, und wir werden genug thun, wenn wir seine eigene positive Ansicht prüfen und dadurch hoffentlich auch seine negative ergänzen.

Da die beiden Partheien sich abwechselnd jede auf ihre höchste Instanz beriefen, welche von der anderen nicht anerkannt wurde, oder da, mit Herrn Professor Jarcke zu reden, die Mystiker sich auf ihren „Christus in uns" beriefen, die Rationalisten aber von diesem übel unterrichteten Richter an den besser

zu unterrichtenden, an die „Himmelsgabe der Vernunft" appellirten, ohne zu bemerken, daß beide Instanzen, genau genommen, eine und dieselbe Auctorität waren, das menschliche Dafürhalten (denn Niemand wird jetzt noch wähnen, daß in jenen Unglücklichen Christus selbst gegenwärtig gewesen sey, wie er in seinen Jüngern zu wohnen verhieß); und da beide Partheien doch bisweilen, wenigstens ein äußerliches, Interesse hatten, sich zu verständigen: sahen sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, zu einer Auctorität ihre Zuflucht zu nehmen, die einzig ihnen einen Vermittelungspunkt darbot, obgleich beide, die Ganzianer und die Schultheßianer, die Bibel nur mala fide einander gegenüber für ihre höchste Norm in Glaubenssachen ausgeben konnten, weil die Letzten wie die Ersten sonst geständig sind, daß sie das „innere Licht" (ipsissima verba) als die einzige Auctorität betrachten. Daß bei diesem innerlichen Verhältnisse der Streitenden zur Bibel nichts herauskommen konnte, ist von selbst klar. Die Separatisten waren nie um Stellen verlegen, die sie nach ihrem Sinn auslegen und zur Vertheidigung ihres Glaubens gebrauchen konnten. Aber dieser ihr Sinn und Glaube war keinesweges aus der Bibel entsprungen; ohne es zu wissen, hingen sie ganz von den Ansichten ab, die ihre Lehrer und deren Schriften ihnen beigebracht oder die auch sie selbst sich gebildet hatten. Dies erkennt auch Meyer, aber er verwirft nicht das Falsche hierin, sondern die Bibel selbst, ganz wie sie, nur mit vollem Bewußtseyn; er bedauert, daß dem Volke die ganze Bibel in die Hand gegeben wird, statt Bibelauszüge, und ohne Erklärung, statt mit den Anmerkungen Dinter's, kurz und deutlich gesagt, daß das Volk in den Stand gesetzt werde, die Bibel rein in sich selbst zu betrachten, ohne durch Menschenlehre in der Auslegung derselben bestimmt zu werden.

Merkwürdiger Weise ist diese Ansicht, als Grundansicht, keine andere als die der Römischen Kirche, welche auch Herr Professor Jarcke geltend zu machen sucht. Wie es bei Betrachtung einer Landschaft auf den Gesichtspunkt ankomme, wie in einem Justizcollegium dasselbe, oft neue Gesetz oft eben so viele Auslegungen erfahre, als Mitglieder da seyen, so daß die Tradition (Theorie und Praxis) entscheiden müsse; so und noch viel mehr hänge die Auffassung der Bibellehre von den verschiedenen Standpunkten ab, auf welchen der Mensch sich befinde, so daß er vorerst durch die Kirche auf den richtigen Standpunkt gestellt werden müsse.

Wir haben nicht mehr als zweierlei gegen diesen Irrthum einzuwenden. Zuerst, daß die Argumentation zu viel und also nichts beweist, wie man schon daraus vermuthen kann, daß derselbe Satz von den Mystikern, Rationalisten und Römisch-Katholischen behauptet wird. Beweist nämlich Herr Prof. Jarcke damit die Nothwendigkeit einer speciellen Leitung der Einzelnen durch die Kirche, also im Ganzen die Existenz und Handhabung einer Kirchenlehre, die für infallibel zu halten ist, so läßt sich andererseits damit auch beweisen, wie unzureichend dieses Auskunftsmittel sey. Der Laie soll die Bibel nicht objectiv richtig zu verstehen vermögen, sein Beichtvater soll ihn dazu anleiten. Aber — wie vermag er denn diesen Beichtvater völlig richtig zu fassen? Vielleicht wegen der Gleichheit der Sprache, der Zeit und dgl.? Wie kommt es denn, daß ein Justizcollegium ein weltliches Gesetzbuch, vor nicht gar langer Zeit, in unserer Sprache, nach den Anforderungen unserer Denkweise geschrieben, it so verschieden auslegt? Und wenn der Laie sich auch leichter des Sinnes seines Beichtvaters versichert, der mit ihm in unmittelbarem persönlichen Verhältnisse steht, als des Sinns der Bibel, so ist doch der Unterschied immer nur gradweise, zu einem specifischen gelangt man auf diese Weise nie, d. h. die Unsicherheit, in der ich bei'm Lesen der Bibel seyn soll, kann durch mündliche Belehrung vermindert und bis auf's Unmerkliche vermindert, aber nie ganz vernichtet und in Gewißheit verwandelt werden. *) Ferner, wenn wir vom Laien aufsteigen, wo treffen wir denn die objective Erkenntniß der Wahrheit? Nach der Römischen Kirchenlehre bei einer inspirirten Person — gleichviel einer moralischen (den Concilien) oder einer physischen (dem Papste). Nun ist aber das Räthsel nur weiter zurückgeschoben, statt aufgelöst, denn in dieser Person soll nun ein inneres Licht entscheiden, was man kurz vorher noch für unstatthaft und gefährlich erklärte. Endlich, wenn das Kirchenhaupt durch ein inneres Licht geleitet, dem Laien aber diese Leitung (nicht aus Beweisgründen, sondern bloß aus Gründen der Klugheit, damit nicht zu viel Wirrwarr entstehe) abgesprochen wird: wie vermag dann der Laie ohne ein inneres Licht dessen gewiß zu werden, daß das Kirchenoberhaupt und welches (z. B. die Concilien oder der Papst) inspirirt sey? Doch nicht vermittelst äußerer Ueberzeugungsgründe, z. B. der Reihenfolge der Römischen Bischöfe, denn von all dem historisch Gegebenen muß doch das Besagte zugegeben werden, daß der jedesmalige Standpunkt auf dessen Betrachtung und Beurtheilung Einfluß übe und also ein objectives Urtheil unmöglich sey.

Aber hiemit scheinen wir der absoluten Subjectivität — dem Indifferentismus — der unendlichen Mannichfaltigkeit religiöser Meinungen — das Wort gesprochen und unseren eigenen Glauben völlig preisgegeben zu haben. Die zweite Antwort auf die Römische Ansicht mag hierauf ebenfalls antworten. Ihr wesentlicher Fehler liegt in der Ansicht von der Bibel, die, wie jene Vergleichungen zeigen, mit allem Natürlichen auf dieselbe Linie gestellt wird, wenn auch nicht ihrem Ursprunge, doch ihrer Wirksamkeit nach. Die Bibel selbst stellt sich als Wort Gottes dar, und wahrlich nicht bloß als ein in die Luft gesprochenes Wort, sondern als ein lautbares Wort (verbum vocale), das Gott selbst in die menschliche Seele hineinspricht. Sie ist das Schwerdt, das der heilige Geist führt, und durch das er unsere Lieblingsansichten, unsere vorgefaßten Meinungen und eingesogenen Vorurtheile so gut wie die Neigungen und Lüste zu überwinden weiß. Allerdings kommt Alles zuletzt auf die innere Erleuchtung des Menschen an, aber die innere Gewißheit gibt nur der heilige Geist, der die Schrift zuerst gegeben hat und nur durch sie in uns kommt, sey es nun unmittelbar durch das Lesen der Schrift, oder auf vermittelte Weise, durch die der Bibel entnommene Predigt des Evangeliums. Es ist also einerseits möglich, zu Gewißheit zu gelangen, andererseits möglich, die Irrthümer von sich abzuwehren. Der Geist, der durch das Wort in das Herz des Gläubigen gekommen ist, spricht auch klar genug durch dasselbe, und ist weit entfernt, ihm Gewalt anzuthun. Wo der Gläubige sieht, daß Jemand einen heiligen Geist geltend machen will, den er nicht dem Evangelio von Christo verdanke, und der, um sich geltend zu machen, das Wort verdreht, da erkennt er auch Irrthum. Aber, wie erkennt man, daß Jemand das Wort verdreht, und wenn man selbst auch es unmittelbar und innerlich zu erkennen vermöchte, wie beweist man es dem

*) Diese Unsicherheit des Glaubens in Bezug auf die objective Wahrheit gibt die Römische Kirche auf ihrer subjectiven Seite zu, indem sie verbietet, daß Jemand sich seines Heils versichert glaube.

Irrenden? Soll das „innere Licht" auch des ungebildeten Einzelnen, oder die „menschliche Wissenschaft" als Princip der Auslegung geltend gemacht werden? Mit diesen Fragen offenbaren aber die Gegner selbst wieder den alten Mangel an Erkenntniß in Betreff der Kraft des Wortes. Der Gläubige hat es nicht nur für sich in sich aufgenommen, auch für Andere ist es in ihm wirksam, indem er es ihnen urkräftig wieder mittheilen kann. Es ist dies die Gabe des ἔλεγχος, die Paulus von allen Christen fleißig geübt wünscht. Apollo überwindet die Juden aus der Schrift, brünstig im Geiste, und erweiset ihnen, allen rationalistischen und allegorischen Auslegungen zu Trotz, daß Jesus der Christ sey. So kann selbst die menschliche Wissenschaft ein Mittel zur Verbreitung der göttlichen Erkenntniß werden, aber damit hört sie auch auf, eine bloß menschliche zu seyn. Doch mit alle dem, läßt sich erwiedern, haben wir noch keinen absoluten Richter zwischen mir und dir; ich kann allerdings von dir überzeugt werden, aber wer überzeugt mich wirklich von der Richtigkeit deiner Schriftauslegung? Niemand, — wenn du nicht willst dich überzeugen lassen, — denn Niemand zwingt dich, meine Schriftauslegung für die wahre zu halten, auch nicht einmal in Bezug auf die Heilswahrheiten (von deren Erkenntniß hier allein die Rede seyn kann). Das aber soll genügen, daß eine Entscheidung möglich ist, daß du dazu kommen kannst, — und, so du glaubst, dazu kommen wirst, — wenngleich die Macht fehlt, der du dich unterwerfen mußt. Wir erwarten ja erst noch den Weltrichter, der unseren Glauben auch äußerlich unbezweifelbar als den wahren darstellen und zwischen Wahrheit und Irrthum dergestalt entscheiden und scheiden soll, daß auch der Ungläubige keinen Augenblick länger mehr zweifeln kann. Bis dahin aber bescheiden wir uns, selbst innerlich von der Wahrheit überzeugt zu seyn und den Anderen zu ihrer Erkenntniß hülfreich die Hand zu bieten.

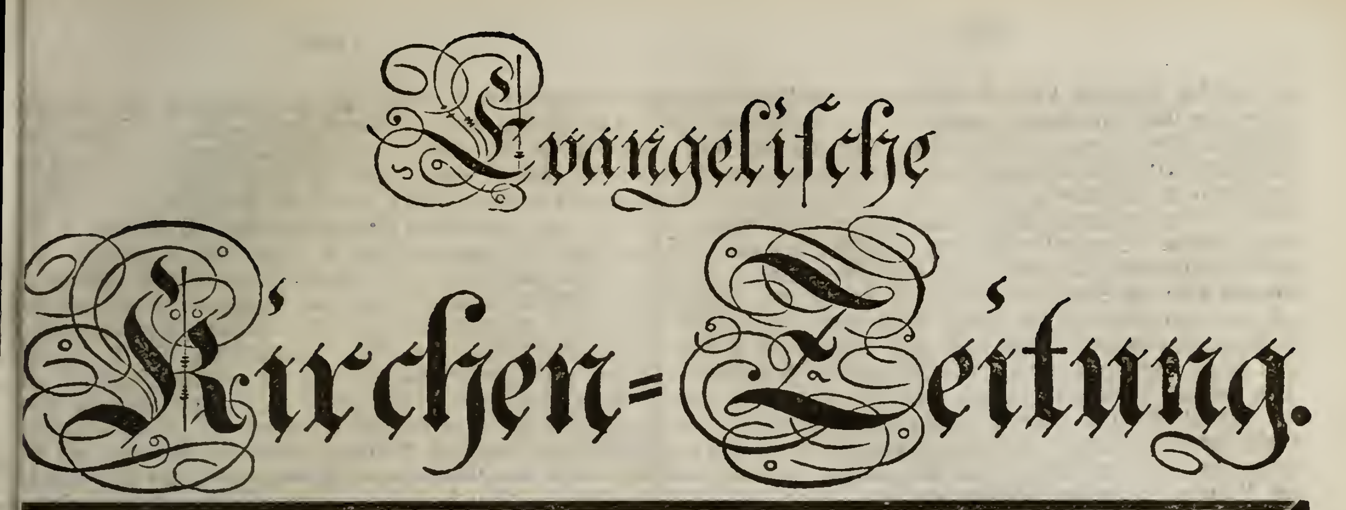
Doch hier grade stoßen wir auf einen unmittelbar practischen Irrthum der Römischen Kirche, der ihrem Benehmen in hundert verschiedenen Fällen, wie gewissermaßen ihrer ganzen Einrichtung zu Grunde liegt, und auch in des Herrn Prof. Jarcke's Bemerkungen durchschimmert. Sie wähnt, um es mit einem Worte zu sagen, die Seelen regieren zu können; sie glaubt sich für ihr Heil verbürgt, nicht nur in dem Sinne, daß sie alle Pflichten der Liebe gegen den Nächsten erfüllen soll, die Gottes Wort gebietet, sondern so, daß sie viel mehr auf den Erfolg als auf die Pflichterfüllung selbst sieht, als ob jener in Menschenhand stehe, als ob für ihn und nicht lediglich für diese der Mensch und also auch die gesammte Kirche verantwortlich sey. Daher in unserem Falle die Täuschung, als ließe sich durch die Einrichtung und Disciplin der Kirche allen solchen Verirrungen und Gräueln wirklich vorbeugen, da doch der wahre Glaube nicht zu erzwingen ist und Aergernisse kommen müssen! Dafür allerdings, aber nur dafür ist die christliche Kirche verantwortlich, daß das Wort Gottes lauter und vollkräftig verkündiget werde, der Gemeinde und den einzelnen Gliedern, und daß die einfache Zucht statt finde, welche die Schrift vorschreibt, und die hinreicht, Schwärmer, wo nicht zu bessern, doch auszuschließen; nicht dafür, daß die wahre Lehre vermittelst einer Auctorität in ihrer Mitte auch den Ungläubigen als wahr erwiesen werde, was nicht möglich ist, noch dafür, daß sie auch die Ungehorsamen von den Verirrungen zurückhalte, was, wie tausend Beispiele lehren, auch nicht durch Zwang zu erreichen ist. Die Evangelische Kirche in ihrer ursprünglichen reinen Gestalt — (die Verwüstungen durch den Naturalismus wird kein Billiger ihr anrechnen) — kennt eben so wohl als die Römische die Nothwendigkeit des Predigtamtes und der speciellen Seelsorge, und es kann nicht schwer fallen, einzusehen, daß für Beide in Sachsen und Genf mehr geschah als in Italien und Spanien. Aber sie verkennt nicht ihren Beruf und ihre Kräfte, — sie stellt es dem Menschen selbst anheim, ob er ihr einziges Ueberzeugungsmittel, das Wort Gottes, auf sich wirken lassen, oder dem heiligen Geiste widerstreben will.

Wo die Kirche noch eine andere Macht, zu überzeugen, sich anmaßt, — was zunächst nur auf hierarchische Anstalten, verbunden mit Unterdrückung des göttlichen Wortes, etwas weiter hin aber nothwendig auf Zwangsmaaßregeln führt, — da drängt sich ihr allmählig auch das Ueberschreiten des Gebietes der göttlichen Wahrheit im Bewußtseyn auf und sie kommt darauf, auch in der Lehre einen Unterschied zwischen Glauben und Gehorsam zu machen, indem sie jenen auf die göttliche Wahrheit, diesen auf ihre (menschlichen) Institutionen bezieht. In dieser Unterscheidung hat sie aber selbst den Richtpfad der Wahrheit übertreten, und die Unrichtigkeit derselben leuchtet ein, wenn z. B. Herr Prof. Jarcke den Rationalisten Mangel an Glauben, den Mystikern Mangel an Gehorsam beimißt. Sind denn jene im Geringsten gehorsamer als diese, oder fanden wir nicht auch bei diesen die krassesten Irrthümer vor? Die Schrift nennt den Glauben selbst einen Gehorsam gegen die Wahrheit und die Ungläubigen heißen ihr, wie die Ungehorsamen, ἀπειθοῦντες. Beide leiden an ein und derselben Krankheit, wie wir oben zu zeigen suchten, die sich nur in verschiedenen Modificationen äußert nach der verschiedenen Constitution eines Jeden; Beide bedürfen im Grunde eines und desselben Heilmittels. Aber die Kirche ist nicht fähig, es rein und kräftig zu reichen und anzuwenden, welche zwei verschiedene Krankheiten zu sehen wähnt, wo nur der eine, gemeinsame Tod herrscht. Christus, unsere Gerechtigkeit, ist das Leben und die Auferstehung. —

Wir können nicht schließen, ohne Herrn Prof. Jarcke für seine Beschäftigung mit diesem Gegenstande unseren Dank zu bieten, und namentlich noch ein Zeugniß anzuführen, das er zur Beschämung Vieler von seinen und unseren Confessionsgenossen ablegt: „Zuvörderst nämlich [sagt er S. 71.] zeigt sich, daß es ein großes Mißverständniß ist, wenn man die Sehnsucht nach dem Positiven und objectiv Feststehenden in der Religion, wie sie sich auch in vielen Theilen des nördlichen Deutschland's [und Gott sey gedankt, eben so sehr im südlichen] zeigt, mit dem oben charakterisirten Mysticismus in eine Classe wirft und auch durch diesen Namen bezeichnen will. Dieses Mißverständniß kann nur von Solchen herrühren, die Allem, was Religion heißt, fremd gegenüberstehen, und von ihrem fernliegenden Standpunkte aus zwei Richtungen verwechseln, von denen wir nachgewiesen zu haben hoffen, daß sie einander grade entgegenlaufen." —

W. St.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 23. März. № 24.

Ueber die Secte der St. Simonianer in Frankreich.

Schon seit längerer Zeit sind wir durch einzelne Zeitungsnachrichten auf die sonderbare Erscheinung einer religiös-politischen Secte aufmerksam geworden, die sich von Paris aus über mehrere Gegenden Frankreich's verbreitet, und schon einige Tausende von Anhängern zählt. In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Critik vom December des vorigen Jahrs ist ein beurtheilender Auszug des Werkes: **Doctrine de St. Simon, première année, Paris 1829**, gegeben worden; wir benutzen diesen als Quelle, da uns dieser Jahrgang fehlt, haben dagegen den zweiten desselben Werkes, zwei Schriften von St. Simon: Nouveau Christianisme, Paris 1825, und: Aux Artistes, Paris 1830, so wie eine lange Reihe von Nummern der Zeitschrift dieser Secte: L'Organisateur, und des Globe, gleichfalls wenigstens einigermaßen dieser Secte angehörig, vor uns, aus welchem allen wir ein genügendes Bild entwerfen zu können glauben.

Der Stifter dieser Secte, Graf St. Simon, war 1760 aus einem der ältesten und vornehmsten Französischen Geschlechter, das von Karl dem Großen abstammen will, geboren. „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu verrichten!" Mit diesen Worten ließ er alle Morgen von seinem Bedienten sich wecken, um sich zu gewöhnen, an Großes und Edles zu denken. In dem Nordamericanischen Revolutionskriege, den er mitmachte, glaubte er schon damals einen Wendepunkt der Geschichte zu erblicken. Die Ursache der Französischen Revolution fand er in dem Verfall des Katholicismus seit Luther, und die Heilung ihrer bald sich zeigenden Gebrechen in der Aufstellung einer neuen allgemein gültigen Lehre; von dem Zerstörenden in derselben zog er sich zurück, um auf die Gestaltung dieser neuen Lehre seine ganze Kraft zu wenden. Seit der Restauration beschäftigte er sich vorzüglich mit industriellen Plänen und Unternehmungen, zu denen er sich mit dem in Frankreich lebenden Grafen von Redern verband. Indeß schmolz sein Vermögen; von seinen Schülern verlassen oder verläugnet, verzweifelte er; „er hatte," so erzählt die Doctrine de St. S., „einen Augenblick zu hoffen aufgehört, er erfleht den Tod vom Himmel, will ihn, sucht ihn; seine Hand waffnet sich gegen ihn selbst — und der Blitz durchfurcht seine Stirn! .... Aber noch war seine Stunde nicht gekommen, seine Sendung nicht vollbracht; eine religiöse Begeisterung durchdringt ihn; von nun an spricht nicht mehr der Gelehrte, der Industrielle; ein Gesang der Liebe durchströmt den Verstümmelten, der göttliche Mensch thut sich kund, das neue Christenthum ist der Welt gegeben!" Im Jahre 1825 starb er. Die von ihm gestiftete Secte scheint Anfangs nach seinem Tode wenig Anhänger gezählt zu haben. Seit dem 1. August 1829 gab sie ihr Journal: l'Organisateur, heraus, und stärkte sich durch neue Mitglieder; offenbar erhielt sie aber den rechten Schwung erst seit der Revolution des letzten Juli, daher auch seit dem eine neue Reihenfolge der Zeitschrift, ein neuer Cursus der Lehre, und zwar in einem bei weitem stärkeren Tone der Zuversicht begonnen hat. Die öffentlichen Blätter erzählen uns von dem zahlreichen Besuche ihrer Predigten und Vorlesungen, zum Theil von Personen der ersten Stände, und von der Ausbreitung der Secte namentlich in Bordeaux und Toulouse, deren Glieder sich schon auf mehr als 5,000 belaufen sollen.

Die Secte will ihrem Grundprincipe nach eine religiöse seyn; nur will sie dadurch sich von allen bisherigen Religionen unterscheiden, daß sie nicht, wie diese, einen Theil des menschlichen Geistes oder des äußeren Daseyns umfaßt, sondern Alles in Allem soll durch sie die Religion werden. Das höchste Princip aller Religion und Moral (beides ist ihr gleichbedeutend) ist von Jesus und seinen Aposteln ausgesprochen worden; aber sie selbst haben ihm Schranken gesetzt durch irrige Grundsätze, welche sie in ihre Religion aufnahmen. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung! Alle Menschen sind Brüder!" Diese erhabene Idee, welche Niemand vor Jesu geahnet, und welche seine Nachfolger nicht einmal in dem Umfange, als er sie erkannt hatte, festhalten konnten, diese zeigt den übermenschlichen Charakter des Christenthums, und beweist, daß Jesus göttliche Offenbarungen hatte. Doch zugleich hat er jenes unselige Wort ausgesprochen, welches nach achtzehnhundert Jahren seiner Religion für immer den Todesstoß gibt: „Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist, und Gott, was Gottes ist!" Staat und Kirche sind durch diese Lehre ihrem innersten Wesen nach einander entgegengesetzt, es entstehen zwei Reiche, zwei Schwerdter auf Erden, das geistliche und das weltliche. Fleisch und Geist, Aeußeres und Inneres, sollen da-

ber nach der christlichen Lehre auf Erden in beständigem Kampfe bleiben, der Geist dem Fleische entsagen und es verläugnen. Für das Reich Gottes zwar soll das höchste Gesetz der Liebe gelten; das Reich dieser Welt aber wird dem Materialismus, dem Recht des Stärkeren preisgegeben. Die falschen Lehren von der Erbsünde und von der ewigen Verdammniß hängen auf's Engste damit zusammen. Darum hat sich Gott in Christo noch nicht vollständig geoffenbart; die ganze Fülle seiner Eigenschaften, deren innerster Kern die Liebe ist, entfaltet er erst in St. Simon und der neuen Ordnung der Dinge, welche er herbeiführt. Die Christen lassen dadurch so leicht über ihre Religion sich täuschen, weil sie für ihre eigene Person so vielen Trost in dem Christenthum finden. Blickten sie um sich her, so würden sie erkennen, daß das Christenthum keine allgemeine Wirkungen gehabt hat. Wenn das Christenthum nun uns genügt, Anderen nicht, so sollten wir erkennen, daß es gar nicht genügt, denn die Liebe des Nächsten, welche das Christenthum zuerst gelehrt hat, sollte seine Bedürfnisse zu den unsrigen machen. — „Christen!" ruft der Organisateur aus, „in unseren Augen seyd ihr Juden. Ihr hänget euch an den Buchstaben, der da tödtet, und verwerfet den Geist, der da lebendig macht; ihr lächelt, wenn wir euch verkündigen, daß die Zeiten erfüllt sind, daß das ganze Menschengeschlecht einen neuen und bleibenden Bund verdient hat, daß das Princip des Bösen aus der Welt verbannt ist; wenn wir euch sagen, daß die letzten Spuren des Gesetzes der Furcht vertilgt sind, daß das Fleisch auferweckt ist, und daß die Verdammten jetzt in die neue Kirche eintreten, grade wie die Heiden zur Zeit Christi in das neue Volk Gottes eintraten. In ähnlichem Unglauben verwarfen die Juden mit dem harten Herzen Christum selbst." —

St. Simon zuerst hat die Geschichte zu einer Wissenschaft erhoben, welche vollkommene Evidenz gewährt. Von seinem Standpunkt aus erkennt man in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes ein stufenweises, nothwendiges Fortschreiten. Die Geschichte zerfällt in organische und in critische Perioden. In den ersteren erscheint ein neues religiöses Princip und bildet den Zustand der Menschheit um; in den letzteren richtet sich die einseitige aber wahre Verstandescritik gegen das Bestehende, um es zu zerstören, und der Wirkung eines höheren Princips Bahn zu machen. Die critischen Perioden sind daher irreligiös, unproductiv, und was sie Positives aufstellen wollen, ist bei weitem nichtiger, als das vorher Bestehende. — Der allmähligen Entfaltung des religiösen Princips entspricht immer der jedesmalige politische Zustand der Welt. Die Geschichte des menschlichen Geschlechts beginnt mit einer feindseligen Sonderung aller Menschen von einander. Der ältesten Religion, dem Fetischismus, entspricht die gänzliche Scheidung aller Menschen in Kasten. Die erhabene Idee der Gleichheit aller Menschen wurde nur dunkel geweissagt im Judenthum. Da erschien das Griechische Heidenthum; es entstand ein auf Gleichheit gegründetes Staatsleben; aber nur sehr Wenigen wurde der Vorzug zu Theil, zu den Bürgern dieser Staaten zu gehören; nach dem Zufall der Geburt war der beiweitem größte Theil der Menschheit zu ewiger Sclaverei bestimmt; war dazu verurtheilt, nicht bloß von den Anderen benutzt und gebraucht, sondern sogar als Sache angesehen zu werden. Da erschien ein göttlicher Mensch auf Erden, welcher zuerst verkündigte, daß alle Menschen Brüder seyen. Er vereinigte die in zwei Theile, in Herren und Sclaven, geschiedene Menschheit; es entstand eine allgemeine christliche Kirche, welche, mitten in einer Gesellschaft, wo das

Geburtsrecht und das Recht des Stärkeren Alles that, dem Verdienste und den Aermsten und Niedrigsten Alles gewährte. Im Kampfe für die ärmere und verdiente Classe gerieth der Papst mit den Kaisern und Königen in Streit, und es kam schon so weit, daß er seinen Fuß („Heil ihm! Es war der Fuß der Völker!") auf den Nacken der Fürsten setzte. Doch auch er vergaß seine Bestimmung; Leo X., aus edlem Geschlechte, hielt einen Hof nach Art der weltlichen Fürsten, das Papstthum wurde eine weltliche Monarchie, von einer Aristocratie der Geburt umgeben; da trat Luther auf, Die negative Seite seiner Lehre war unübertrefflich; die positive grundschlecht. Die Periode der Critik gegen das Christenthum begann mit ihm, und erst nach drei Jahrhunderten hat sie geendet. Jede fortschreitende Lehre beurkundet sich bei ihrer Erscheinung, wie bei jeder Epoche ihrer Ausbildung, durch das Auftreten einiger Männer, denen alle Gewalt über ihre Nebenmenschen gegeben wird, und die sie unwiderstehlich mit sich fortreißen: Jesus und seine Apostel, Athanasius und Augustinus, Gregor VII. und Innocenz III. und alle die Mächte, welche sich auf ihren Ruf erheben, das sind die bewundernswürdigen Meilensteine auf dem Wege der christlichen Entwickelungsgeschichte. Luther und Calvin, Voltaire und Rousseau, Mirabeau und Robespierre und alle große Namen, welche ihnen zur Seite stehen, das sind die unwiderleglichen Zeugen des Fortschreitens der Critik bis auf unsere Tage. Die Parthei der Liberalen unserer Zeit hat nur für den oberflächlichen Beobachter den Schein des Anfangs einer neuen Epoche; sie ist vielmehr wesentlich critisch und zerstörend, und wenn sie bauen will, kann sie nichts als die Trümmer zu Hülfe nehmen von dem, was sie selbst zerstört hat. So hat sie vergebens sich gegen das Legitimitätsprincip und das göttliche Recht der Obrigkeit erklärt; vergebens behauptet, der neue König, den sie gewählt, sey aus freier Wahl der Nation eingesetzt. Warum hätte man den Herzog von Orleans, warum nicht Lafayette, warum nicht Gerard gewählt? Eine Anerkennung des Geburtsrechts lag offenbar in dieser Wahl. — „Es erschien ein Tag," heißt es in einem Aufsatze des Organisateur, „wo Gott die Altäre der Heiden verließ, um sein Wort den Priestern Jesu Christi in den Mund zu legen. Damals lagen die Königinnen der Wüste, Theben, Memphis und Palmyra in Trümmern; ihre Paläste und Tempel waren verwüstet, und nur der einsame Schakal und der Sperber bewohnten sie. Heut zu Tage bauen die Araber der Wüste, welche jene Trümmer erobert haben, aus Lehm elende Hütten, die sie an die Säulen jener gewaltigen Monumente anlehnen. Da bringen sie ihre Frauen und ihre Heerden, da die Beute unter, welche sie den Karavanen abgenommen. O ihr Liberalen, seyd ihr nicht wie die Beduinen der Wüste? Der Tag ist gekommen, wo Gott sich aus der Gemeinschaft der Christen zurückgezogen hat. Die Menschheit hat sich erhoben wie ein brausendes Meer, hat an die Mauern des Katholischen und feudalistischen Prachtgebäudes angeschlagen und seine Grundfesten aufgewühlt; und es ist mit Krachen eingestürzt, und hat die Erde mit seinen Trümmern bedeckt. Eine einzige Säule ist auf dem Grunde stehen geblieben, mitten unter den umher zerstreuten Kapitälern und Quadern: das was ihr das Erbrecht nennt. Ihr habt die Trümmer zusammengerollt, in Stücke zerhauen und um die Säule her aufgehäuft; in dies gebrechliche Haus bringt ihr euere Frauen und euere Handwerker, dort theilet ihr euch den Raub der arbeitenden Classe. Gott aber war nicht mit euch, ihr habt ihn nicht angerufen, als ihr den Grundstein legtet, ihr habt ihm nicht Dank

sagt, als ihr den Gipfel krönetet. Ueber das Portal eueres Gebäudes habt ihr seinen heiligen Namen nicht geschrieben; immer habt ihr mit einer Hand flüchtige Züge eingehauen, die ihr mit der anderen wieder ausgekraßt habt. Heut zu Tage strengt ihr euch an, drei Worte in den Stein zu hauen: Freiheit, Gleichheit, öffentliche Ordnung! sollte heißen: Egoismus, Lüge, Drohung! Ihr habt ausgerufen: „„Wir sind große Baumeister! Eilet herbei, ihr Völker, betrachtet das Werk unserer Hände, dies prächtige Werk, was unser Andenken allen Zeitaltern der Welt theuer machen wird;"" aber ihr seyd euch selbst zum Gelächter geworden; plötzlich kracht euer Haus, die Mauern spalten sich, der Schlußstein des Gewölbes löst sich, fällt und bricht zerschmettert in Stücke. O ihr Liberalen! Gott allein ist der Baumeister der Völker!" — Mit St. Simon tritt nun eine neue Zeit ein. Die Brüderschaft, die Jesus verkündigt hatte, verwirklicht er. Die wahre allgemeine Kirche entsteht; das Reich des Cäsar hört auf. Eine friedliche Gesellschaft tritt an die Stelle der kriegerischen, die Kirche beherrscht Weltliches und Geistliches, Wissenschaft und Industrie sind heilig, sie dienen, das Loos der ärmsten Classe zu verbessern und sie Gott näher zu bringen. Die schönen Künste erblühen auf's Neue. „Ihr Künstler! liebet Gott, und liebet die Menschheit, wie sie jetzt wollen geliebt seyn, und diese heilige Liebe wird euer Herz erwärmen und eueren Geist befruchten." Alle große Denkmale der Kunst gehören den organischen oder religiösen Epochen der Menschheit, nicht der critischen an. Homer und Dante, die Griechischen Tempel und die Gothischen Dome sind Producte der organischen Epochen; die critische Zeit kann nur Satiren, Elegien oder Dramen dichten. Die neue religiöse Begeisterung läßt zu unserer Zeit eine noch nie gesehene Herrlichkeit der Kunst hoffen. Der neue Gesellschaftsverein besteht aus Priestern, aus Wissenden (savans) und Gewerbsleuten (industriels), die Regierung aus den Häuptern dieser drei Classen. Alles Gut ist Kirchengut, Geburts= und Erbrecht hat aufgehört; jede Profession ist eine religiöse Verrichtung, eine Stufe in der geselligen Hierarchie. Das lange herabgewürdigte, auch durch das Christenthum nicht emancipirte weibliche Geschlecht nimmt seinen ihm gebührenden Platz ein neben dem männlichen, und Mann und Weib, nicht der Mann allein, bilden das gesellschaftliche Individuum. Das Reich Gottes ist gekommen, alle Weissagungen haben aufgehört. Der Wahlspruch der Gesellschaft ist: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken" (à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres).

„Man glaubt oft Deutschen Geist und Deutsches Gemüth zu athmen!" ruft Herr Dr. Carové, der Rec. der Jahrbücher für wissenschaftliche Critik, nach der Darstellung der St. Simon'schen Lehren aus. Darin liegt leider eine große Wahrheit. Diese Secte hat so sehr jenes Bestreben der neueren Deutschen Philosophie, alle Gegensätze — auch den des Guten und Bösen — aufzuheben, und sich selbst als das Product der ganzen Geschichte darzustellen, daß eine innere Geistesverwandtschaft mit derselben Jeder ihr anfühlen muß; sie verträgt sich in ihren critischen Grundsätzen vollkommen mit dem Rationalismus, und könnte, nach Deutschland verpflanzt, ihm vielleicht eine verjüngte Gestalt geben; wie aber in dieser doppelten Hinsicht die tieferen Deutschen sie übertreffen, so treten die St. Simonianer den unpractischen (wie ein neuerer Schriftsteller sagt: staatsunfähigen) Deutschen weit voran in consequenter Durchführung ihrer Grundsätze im Leben. So wenig wir glauben, daß ihre den wiedertäuferischen ähnlichen Träumereien von der Gütergemeinschaft und der

Vertheilung derselben nach Verdienst in Frankreich schwärmerischen Stoff genug vorfinden werden, um sich ausbreiten zu können, so wenig dazu unter den unbeweglicheren Deutschen Hoffnung zu seyn scheint, so ist die Erscheinung dieser Secte doch von großer Bedeutung. Sie ist die Quinteßenz des tief verderbten, antichristlichen Zeitgeistes, stammverwandt daher mit allen antichristlichen Erscheinungen der Zeit. Mit der neuesten Philosophie verlegt sie die ganze Bestimmung des Menschen aus dem Jenseits in das Diesseits; practischer indeß als sie, nennt sie ihre Glieder „Menschen der Zukunft" (hommes de l'avenir), weil sie nicht mit Göthischer Behaglichkeit auch dem sinnlichen Menschen die Vernünftigkeit und Lieblichkeit alles Wirklichen einzureden weiß; die nächste irdische Zukunft bringt ihr die volle Seligkeit, nach dem letzten Kampfe der Menschheit. Gleich unserer neuesten Philosophie verkennt sie daher das persönliche Verhältniß des Individuums zu dem persönlichen, heiligen Gott; gleich ihr ist der Einzelne ihr nur ein einzelnes Glied einer unendlichen Kette, dessen individuelles Daseyn seinen Umschwung schon in dem folgenden Gliede vollendet hat. Was ein neuerer Theologe „frommen Unglauben an Unsterblichkeit" genannt hat, finden wir bis zur Begeisterung bei ihr gesteigert. An speculativer Energie und rücksichtsloser Dreistigkeit jener gleich, hat sie schon jetzt den Sieg über das Fleisch vollendet; ohne Wiedergeburt und Ertödtung des alten Menschen, ohne den mühseligen Gang auf dem schmalen Wege durch die enge Pforte verschwinden dem Zauberworte ihres Begriffs die Krankheiten und Uebel, selbst der Tod. Practischer aber und consequenter, als unsere Philosophen, reden diese Sectirer nicht bloß auf den Cathedern von ihren Träumen, sondern suchen sie zu realisiren. Und wenn sie nun realisirt werden, worauf läuft Alles hinaus? Alle ein gleiches sinnliches Wohlbehagen genießen zu lassen. Beschämt müssen die Liberalen mit ihrer Freiheit und Gleichheit, welche die Armen mit Redensarten trösten will, beschämt die humanen Rationalisten vor ihr stehen; das Ziel, wonach beide zu streben meinen, verfolgt diese Secte allein mit Consequenz. Und doch, was wird es am Ende? Das Ganze endet zuletzt in einen allgemeinen Materialismus. Die Dogmen hören auf, sie waren eine unnütze Beschäftigung des verfallenen Christenthums; jetzt kommt es auf die Praxis an; und diese ist sinnliches Wohlbehagen Aller, wobei der Geist nur so weit thätig ist, daß dadurch der sinnliche Mensch in seinem höchsten Behagen nicht gestört werde, es verfeinere und erhalte. Welch eine merkwürdige Erscheinung unserer Tage! Wie geht in Erfüllung das tiefe Wort Spr. 8, 35.: „Wer mich (die Weisheit) findet, der findet das Leben; Alle, die mich hassen, lieben den Tod." Es ist, als ob in Einer gemeinschaftlichen Begeisterung für den Tod ganz Europa sich die Hand reichte! Alle Erweisungen des Daseyns eines nahen, lebendigen, persönlichen Gottes löst der auch in der christlichen Theologie wirksame Zeitgeist in den grauen Nebel der Abstraction auf; alle Farben scheinen ihm nur wahr, je grauer sie sind, alle Umrisse nur richtig, je mehr sie verschwimmen. Die schwache Reaction der neuesten Philosophie in Deutschland (die dies allerdings nicht zu wollen scheint) wird übergerannt; ihre eigenen Jünger mit fortgerissen; die Stimme des Christenthums bleibt unter dem allgemeinen Gelärme und Gerassel und Geschnatter ohne Einfluß auf das Ganze. Alle historische Gestalten, alle geheiligte Rechte müssen der Willkühr der Menge weichen; Tabellen treten an die Stelle des Urtheils, materielle Kräfte an die Stelle der Gesinnung; das Zählen der Köpfe ist die erhabenste Beschäftigung des Jahrhunderts. Aber weil sie mehr Um=

fang und besonders mehr Tiefe in diese seit achtzig Jahren unaufhaltsam fortschreitende Richtung gebracht hat, darum hohnlächelt die eitele Gegenwart über die flache Vergangenheit, und steht doch, trotz ihrer tieferen Weisheit, ohnmächtiger als ein Kind der Begeisterung des Unglaubens gegenüber. — Indessen geht in dieser jammervollen Zeit der Geist des Herrn seine verborgeneren und tieferen Wege; scheint die Menschheit im Ganzen und Großen auf eine Weile verlassen zu haben, will an den Staaten jetzt nicht mehr bauen, sieht ganze Kirchen (wie in Frankreich) in Gräuel der Verwüstung sinken, und baut sich einstweilen feste Schlösser in desto mehreren Herzen der Einzelnen, ladet sie ein, mehr als je, zu gegenseitiger Handreichung und gemeinsamer Festhaltung an dem ewigen Grunde, fordert die, welche des Herrn Geräthe tragen, ernster als je, auf, sich zu reinigen. „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt! — Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket euere Herzen nicht!" —

Nachrichten.

(Frankreich.) Die lehrreiche Geschichte unserer begebnißreichen Tage zeigt uns auf merkwürdige Weise, wie ohnmächtig, alles vieltönigen, einstimmigen Geschreis des Zeitgeistes ungeachtet, der Unglaube ist, nicht nur wenn er bauen und pflanzen soll, was er niemals kann, sondern auch selbst, wenn er zerstören soll, was eine mächtigere Hand, als die seinige, gebaut und gepflanzt hat. Wie lange rüttelt er mit allen seinen Mauerbrechern und Hebeln und Minen an dem uralten Gebäude der päpstlichen Hierarchie, wie oft hat er triumphirend seinen nahen Einsturz verkündet, wie höhnisch die letzten elenden Trümmer der finsteren Jahrhunderte verachtet, und doch — was Luther in den ersten vier Jahren seiner Wirksamkeit vermochte, das hat er in hundert Jahren noch nicht zu Stande gebracht! Längst vermutheten wir, daß die neu errichtete Französisch-Katholische Kirche (l'église catholique française), von der unsere Tagesblätter schon mehrfach geredet haben, nichts Anderes seyn würde, als eine solche von der liberalen Juli-Hitze ausgebrütete Eintagsfliege, die, ehe sie ihres Lebens froh werden kann, schon in Staub zerfällt; aber wir hatten dennoch etwas so Nichtiges und zugleich so Irreligiöses und Heidnisches unter diesem rationalistischen Meteor uns nicht gedacht, als folgende Beschreibung des Journal des Débats (24. Februar) uns zeigt: „Wir haben heut einem traurigen Schauspiele beigewohnt. In der Straße St. Honoré, am Bazar, sollte der Abbé Châtel, Gründer der Französisch-Katholischen Kirche, eine Seelenmesse für Kosciusko lesen. Wir gingen neugierig hin, sind aber betrübt wieder heimgekehrt. Man trat in diese Capelle aus dem Stegreif, auf ein Billet für 3 Francs zum Besten der Polen. Die Wände waren schwarz behangen, Trauerlampen warfen ein düsteres Licht in den Saal. Ein Katafalk mit Piken und dreifarbigen Fahnen war in der Mitte errichtet. Gegen 12 Uhr traten die Priester der neuen Kirche herein. Diese Priester haben keine Sacristei hinter dem Altare, keinen besonderen Eingang; sie warten noch auf eine Kirche, in unseren Tagen, wo man keine Kirchen mehr baut. Sie hatten alle das Ansehen von Andacht und Frömmigkeit; das Haupt gesenkt, die Hände gefaltet, murmelten sie leise Gebete vor dem gewaltigen Opfer; sie waren in priesterlichem Ornat. Die Messe begann mit den Worten: „„Ich will zu dem Altare gehen, zu dem Altare meines Gottes, der die Freude meiner Jugend ist."" Alle Augenblicke wurde wiederholt: „„Der Herr sey mit euch!"" und der Chorknabe antwortete: „„Und mit deinem Geiste!"" Sie haben gewiß alle in Ihren Büchern die Uebersetzung der Messe in's Französische gelesen, dieser Uebersetzung bedient sich der Abbé Châtel — einer wohlgemeinten, aber ungeschickten Uebersetzung, die sich wenig um den Sinn dessen, was sie wiedergibt, kümmert, und den christlichen Geheimnissen alle ihre Schönheit, alle ihre unbestimmte Sehnsucht, alle ihre eigenthümliche Anmuth raubt. Doch wäre die Messe nicht bis zu Ende ausgeführt worden ohne die Chöre der Oper und die Musikanten der Nationalgarde 2ter Legion; ohne diese Musik wäre die Profanation zu nackt gewesen, und hätte Ekel erregt. Die Verlegenheit war groß, als man die beiden alten Gesänge „„De profundis"" und „„Dies irae"" in's Französische übersetzen mußte. Herr Casimir Delavigne (der Verfasser der Parisienne) hatte selbst das schöne Lied „„Dies irae"" zu ersetzen übernommen. Aber seines Talents ungeachtet mußte unser Dichter in diesem Kampfe unterliegen; selbst bloß vom künstlerischen Standpunkt aus erscheint das in voller Gemeinde von kirchlichen Sängern gesungene Dies irae viel schöner, als die Verse des Herrn C. Delavigne, kokettirend von Opernsängern vorgetragen. Folgendes ist eine Probe aus diesem neuen Dies irae:

Jour de colère, jour de larmes,
Où le sort, qui trahit nos armes,
Arrêta ton vol glorieux! (Kosciusko.)

A tes côtés, ombre chérie,
Elle tomba, notre patrie,
Et ta main lui ferma les yeux.

Tu vis de ses mains livides
Les rois, comme des loups avides,
S'arracher les lambeaux épars.

Le fer, dégouttant de carnage,
Pour en grossir leur héritage,
De son cadavre fit trois parts.

La Pologne ainsi partagée,
Quel bras humain l'aurait vengée!
Dieu seul pouvait la secourir etc.

Diese niedlichen Verschen wurden hinreißend schön gesungen. Als der Gesang zu Ende war, begannen die Instrumente einen Trauermarsch von Albert Sovinsky, und zwischen dieser Musik fing der Abbé Châtel seine Französische Messe an, die so geschickt und leicht zusammengesetzt war, daß man sich gar nicht denken konnte, bei einer christlichen Feierlichkeit zu seyn. Sie dauerte übrigens im Ganzen zwei Stunden. Herr Jüllien hat vergebens eine Predigt herauszustammeln versucht, Niemand hörte ihm zu; mit mehr Theilnahme achtete man auf eine Rede des Herrn Frank Zeltner, eines Adjutanten von Kosciusko. Die Collecte war bedeutend, und die Versammlung ging ohne die geringste Unordnung auseinander" — Der Erzähler fügt hinzu: „Mögt ihr euch noch so sehr anstrengen, einen Priester ankleiden, eine Capelle ausschmücken, einen Katafalk errichten, Kerzen anzünden, laute Gebete sprechen, bei der Elevation der Hostie schellen, Brodt und Wein consekriren, Alles das macht noch keine Kirche. Eine Kirche macht erst der Glaube, das Gebet, eine andächtige Christenversammlung, die Tröstungen und die Hoffnungen des Christenthums. Am Altar des Abbé Châtel betet aber Niemand, seine Kirche war voll Lärm und Zerstreuung, man hörte mehr auf die Musik, als auf seine Französischen Worte; in Aller Augen war da kein Gebet, kein Priester, kein Tempel. Wie erhaben erscheint das Christenthum selbst in seiner verdüstertsten Gestalt, im Papstthum, gegen diese scheußliche liberale Farce! Keiner unserer Leser wird wohl nun daran zweifeln, daß Gregor XVI. in dem Abbé Châtel keinen Luther oder Calvin zu fürchten hat!

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 26. März. № 25.

Soll die Lutherische Reformation wirklich fortgesetzt werden? Von Grundtvig.

Erster Abschnitt.

Die Frage über die Fortsetzung der Reformation gehörte vor einigen Jahren zu den Lieblingsthematen, deren die Zuhörer wohl, aber die Prediger an den Allerheiligen-Tagen nicht müde werden konnten; denn so wie man über die altmodischen Prediger nicht mit Unrecht bemerkte, daß wenn sie ihren Gegenstand in Kürze und Einfalt zu behandeln versprachen, sie gewöhnlich das Erste über dem Letzten, so war es unläugbar der Fehler der modernen Prediger, welche Alles kurz und gut zu machen versprachen, daß sie das Letzte über dem Ersten vergaßen. Nun will ich zwar keinesweges läugnen, daß wir des Geschwätzes genug haben, und daß die Rede, welche nirgends hingehört, immer lang genug sey; aber deshalb darf ich doch gleichwohl meinen, daß jene große Begebenheit in der Geschichte des Menschengeistes, welche wir mit einem Worte gewöhnlich Reformation nennen, etwas so Tiefes, Umfassendes und Folgenreiches sey, daß der kurze Prozeß damit gar nicht taugt, und daß wer, nach einer oberflächlichen Betrachtung, uns erzählt, daß sie entweder stillstehen oder weitergehen müsse, besser thäte, ganz stille zu schweigen, bis er gelernt hätte, was das im Grunde bedeutet. —

Es kann hier keinesweges meine Absicht seyn, ausführlich die ganze große Frage über Reformation zu behandeln, da es die Reformation der Kirche ist, welche für den Augenblick mir und allen christlichen Predigern so schwer auf dem Herzen liegt, daß selbst, wenn wir glaubten der Welt mit einem guten Rathe in dem, was sie hochschätzt, dienen zu können, wir für jetzt sie ihren schiefen Gang gehen, und sich selbst rathen oder sprengen lassen müßten, so gut sie kann. Ich habe deshalb mit Fleiß die Frage auf die Lutherische Reformation eingeschränkt, als die, welche am meisten mit der Kirche und am wenigsten mit der Welt zu thun hat und wenn ich gleichwohl einige Winke voraussende über die große Sonnenwende im Ganzen, so geschieht dies nur, weil das Besondere aus dem Allgemeinen zum Theil sein Licht erhält, oder auch, wenn man will, weil ich, als Historiker und als Däne, thue, was ich nicht lassen kann.

Was, seitdem mir die Augen aufgingen über die großen Auftritte auf dem Weltschauplatze, als etwas ganz Anderes als die auf dem Königs-Neumarkt oder in der Vorstadt, mich besonders bei der großen Wendung im 15ten und 16ten Jahrhunderte frappirte, ist die Betrachtung, daß es sowohl in der Geister- als in der Körperwelt weit leichter wurde, Andere anzugreifen, als sich selbst zu vertheidigen, und weit gewöhnlicher niederzureißen, um nach seinem eigenen Kopfe wieder aufzubauen, als das schon Bestehende zu erhalten und zu verbessern. Es ist deshalb eine solche Zeit immer eine gefährliche für Alles gewesen, was entweder selbst von Alters her war oder sich doch auf etwas der Art gründete, und eben so eine gefährliche Zeit für Alles, was nicht klar dadurch, daß es sich wehrte, seine Kraft darthun konnte. Aber nun sind unsere Staaten und Sprachen eben so wohl wie die christliche Kirche von Alters her, und unsere tiefsten Gefühle sind nothwendigerweise die dunkelsten und wehrlosesten, und die neue Richtung ist deswegen so revolutionär im Menschenleben gewesen, daß nun beinahe Alles, was die Väter bauten, in Schutt gesunken ist und alle die dunkeln, aber starken Bande, die sowohl, was wir die natürlichen Verhältnisse, als was wir die bürgerliche und kirchliche Gemeinschaft nennen, schufen, sind, wenn nicht schon zerbrochen, doch schon sehr locker geworden.

Denken wir nun wie Rousseau, daß die bürgerlichen und kirchlichen Gemeinschaften im Grunde unmenschlich wären und weit mehr Schaden als Nutzen gestiftet hätten, und daß selbst die sogenannten natürlichen Verhältnisse zwischen Mann und Weib in der Ehe und zwischen Eltern und Kindern, schwere, unnatürliche Ketten wären, welche den Menschengeist an seiner freien Entwickelung hinderten und das Menschenherz beunruhigten, sieh, dann müssen wir natürlicherweise jubeln, die goldene Zeit so nahe zu sehen, wie nun die Auflösung aller Gemeinschaften sie anzukündigen scheint. Denken wir hingegen nur mit Grausen an einen Zustand, worin Leute mit allen Lastern der neuen Welt, welche wir keinesweges im Abnehmen sehen, sich die volle Wildheit und Unbändigkeit des rohen Zustandes anzueignen streben, dann ist's gewiß hohe Zeit, daß wir recht ernstlich bedenken, ob es nicht Mittel geben sollte, der Auflösung von Kirche, Staat und Allem, was nur durch gemeinschaftliche Aufopferung gemeinschaftlichen Nutzen bringen und der Willkühr des

Einzelnen Schranken setzen kann, vorzubeugen oder sie doch zu verzögern. Da inzwischen die Erfahrung lehrt, daß es mit entschiedenen Zeitrichtungen, wie mit starken Strömen geht, die sich wohl einschränken aber nicht abdämmen lassen, so gibt es offenbar nur Einen Rath der taugt, indem man recht sorgfältig das Wesentliche in dem, was man erhalten will, von allem Anderen scheidet, worin die Veränderlichkeit, wenn nicht wünschenswerth, so doch erträglich ist. Daher nöthigte die Erfahrung der Revolution selbst die zügellosen Franzosen des vorigen Jahrhunderts, einzusehen, daß die Veränderlichkeit der Staatsverfassungen eine Grenze haben müsse, obgleich die, welche sie setzten, indem sie die gesetzgebende Macht in den Rath der Jungen und Alten theilten, ihrem Leichtsinne entsprach, und entsprechende Früchte trug.

Im 19ten Jahrhundert ist man ungefähr darin einig geworden, daß in den Staatsverfassungen die Grundfestigkeit am besten durch eine Adelskammer, wie das Englische Oberhaus, gesichert werde, aber ohne dem Urtheile der Erfahrung hierüber vorzugreifen, welches nun bald eintreten muß, darf man doch wohl behaupten, daß eine jede unbestimmte Einschränkung der Veränderlichkeit, die groß, gering oder gar keine wird, nach der Klugheit, dem Muth und der Kraft einzelner Personen sie zu bestimmen und zu handhaben, in einer aufgeregten Zeit nur ein neuer Gährungsstoff sey, so daß, wenn etwas in der einen oder der anderen Gemeinschaft helfen soll, es die klare Entwickelung von dem seyn muß, womit die Gemeinschaft steht und fällt, und was also bei allen Umwechselungen unveränderlich seyn muß. Kommt es nicht dazu, oder wird dann nicht in der Gemeinschaft Wille und Kraft gefunden, diesen Kern, der wie das Herz in der Pflanze, und das Bewußtseyn im Menschen ist, zu bewahren, dann ist ein völliger Ruin unvermeidlich, dann vergeht die Gemeinschaft, wie die Pflanze verwelkt, und der Mensch von Sinnen kommt, äußere physische Macht vertritt dann alle innere geistige Verbindung, und der Zustand wird ein unaufhörlicher Wettstreit zwischen Zügellosigkeit und gewaltsamer Unterdrückung (Anarchie und Tyrannei), welche von beiden am besten verzehren und zuerst die Bestandtheile der aufgelösten Gemeinschaft vernichten kann, ein Wettstreit, wie der, den die Würmer im Grabe mit der Verwesung führen. —

So lange die Schule (die Aufgeklärten) den Bestand der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinschaft schätzt, wird man eher zu viel als zu wenig zu dem Wesentlichen rechnen, welches unverändert erhalten werden muß; wenn aber die Schule, getrieben und verblendet von Eigenliebe, die Nothwendigkeit der Gemeinschaft verkennt, trotzend auf die Ueberlegenheit, welche Kenntniß und Verstand, wie's scheint, unter allen Umständen behaupten können, dann wird man entweder den Gemeinschaften offenen Krieg erklären, oder ein leeres Blendwerk für das Wesentliche ausgeben, was bewahrt werden soll, und so ist es nun allenthalben in dem Protestantischen Theile der Welt, der, als der am meisten ausgebildete und aufgeklärteste, den Gedankengang der Aufgeklärten überall beherrschen muß. Zweierlei vergaßen indeß die Hochgelehrten und Wohlweisen; erstens, daß der Cours alles Geistigen in demselben Verhältnisse sinkt, in welchem die physische Macht sich hebt, und je mehr man ohne Verstand und Kenntnisse und je weniger man damit ausrichten kann, desto weniger bekümmert man sich natürlich um die Schule; und zweitens, daß wenn verwegene Burschen sich von klugen Köpfen vexirt oder verdunkelt finden, sie einen viel besseren Rath dagegen wissen, als demüthigende Unterthänigkeit und langweiligen Schulgang, denn wenn man nur die klugen Herren einen Kopf kürzer macht, so kann ja jeder Rumpf sich mit ihnen messen.

Wären demnach die Hochgelehrten nur nicht so erschrecklich selbstklug, sondern wollten sich dazu herablassen, der Erfahrung ein wenig mehr Aufmerksamkeit zu schenken, bevor sie gar zu fühlbar wird, und mit in's Grab genommen werden muß, dann würden sie die Nothwendigkeit einer Einschränkung in der revolutionären Richtung einsehen, die gar nicht minder fürchterlich wird, weil man sie reformirend nennt, was, denke ich, die Radical-Reformatoren in England bald diejenigen lehren werden, welche vorher blind für eine so offenbare Wahrheit waren. Man muß nämlich nicht bloß lernen, so lange man lebt, sondern noch nothwendiger leben, so lange man lernen soll, und wo die meisten Stimmen, also auch die meisten Fäuste außerhalb der Taubstummen-Institute wirklich gelten sollen, da ist's wahrlich schon etwas Großes, wenn's den Hochgelehrten erlaubt wird, von der Luft zu leben, ohne daß man doch dieses Gnadenbrodt besser finden könnte, als das geringste Brodt, welches ihnen in den alten kirchlichen und bürgerlichen Gemeinschaften zufiel, so daß der sich selbst klare Eigennutz seine hochgelehrten Prädicanten dazu treiben sollte, dies Mysterium für sich zu behalten, welchem zu folgen für sie selbst nur so lange eine Klugheitsregel seyn kann, als Andere nicht dasselbe thun. —

Nach diesen kurzen Andeutungen über das egoistische, auflösende, niederreißende und in's Unendliche umwälzende Princip, dem nur die Menschenfresser ohne Schaden blindlings folgen können, schränke ich wie gesagt, die Betrachtung auf die christliche Kirche und auf die Lutherische Reformation ein, sowohl in Bezug auf die innere Beschaffenheit der Kirche, als ihr Verhältniß zum Staat und zur Schule. Ich schränke mich auf die christliche Kirche ein, weil es mein Glaube als Christ ist, daß wenn alle anderen Gemeinschaften auf Erden aufgelöst und im Strome der Zeit untergegangen seyn werden, doch diese Gemeinschaft der Heiligen mit der Welt ausdauern wird, und in dem Feuer, welches die Elemente auflöst, nur seine Verklärung finden, und ich schränke mich auf die Lutherische Reformation ein, nicht bloß, weil sie uns am nächsten liegt, sondern weil ich als christlicher Kirchenhistoriker in ihr allein, wenn nicht theoretisch, so doch practisch, den Grundsatz befolgt finde, daß, was wesentlich die christliche Glaubensgemeinschaft ausmacht, unter allen Umwechselungen unverändert bewahrt werden soll. —

Um nun diese Betrachtung so klar als möglich zu machen, wollen wir sie so abtheilen, daß wir zuerst die Reformation in der Kirche selbst, sodann in ihrem Verhältnisse zum Staate und endlich in ihrem Verhältnisse zur Schule betrachten.

1. Ueber die Lutherische Reformation in der christlichen Kirche selbst.

Zu einer Zeit, da die Begriffe von Kirche bei den meisten Menschen so verwirrt sind und bei Niemanden mehr, als den gelehrten Theologen, deren Beruf es doch ist, sie klar zu machen, muß es wohl für nöthig erachtet werden, bei jeder Rede über das Kirchliche zu sagen, was man unter Kirche im Allgemeinen und unter der christlichen Kirche insonderheit, versteht aber hier kann es doch genug seyn, auf den Protest der Kirche *)

*) Protest der christlichen Kirche gegen den After-Protestantismus des Prof. der Theologie, Dr. H. N. Clausen, von N. F. S. Grundtvig, Capellan an der Kirche unseres Erlösers in Kopenhagen. Uebersetzt von H. Egge, Catecheten und Capellan an der Friedrichskirche daselbst. Leipzig bei Carl Tauchnitz, 1825.

nzuweisen, wo ich, daß die christliche Kirche eine von allen anderen untlich verschiedene Glaubensgemeinschaft ist, nicht bloß behauptet, ndern Gründe für diese Behauptung angegeben habe, welche r hochgelehrte Gegner nicht einmal zu widerlegen versucht hat, nd welche natürlich nicht durch ein Hof= und Stadtgerichts= rtheil, das sie nicht einmal berührt, widerlegt sind. Ja, wenn h auch nicht hoffen dürfte, daß die, welche lebendigen Antheil n gegenwärtiger Untersuchung nehmen, entweder den Protest der Kirche in frischer Erinnerung haben, oder auf mein Zumuthen ie Erinnerung auffrischen wollten, so könnte ich es gleichwohl ei'm Hinweisen bewenden lassen, da es in jedem Falle unläug= ar ist, daß, was wir Lutheraner die christliche Kirche bei uns eunen, eine Glaubensgemeinschaft ist, worin Niemand durch die Taufe aufgenommen werden darf, ohne das Glaubensbekenntniß bzulegen, wodurch die Kirchengemeinschaft von einer jeden an= eren, die sich nicht zu demselben Glauben bekennt, sich unter= cheidet. Eben so klar ist es, daß wenn unser Glaubensbekennt= iß Luther's Werk wäre, es alsdann nicht das wäre, wodurch ie christliche Kirche viele Jahrhunderte, ehe Luther geboren vurde, sich ursprünglich von allen anderen Kirchengemeinschaften interschied, und daß wenn Luther dessenungeachtet eine Kirche nit einem nagelneuen Glaubensbekenntnisse für die alte ursprüng= iche Kirche ausgegeben hätte, es eine so grobe Lüge gewesen väre, daß man sie sehen und fühlen könnte. Endlich ist es auch ine Thatsache, worüber man leicht zur Gewißheit kommen kann, daß das Glaubensbekenntniß bei uns Lutheranern und bei den Römisch=Katholischen ein und dasselbe ist, welches beweist, daß Martin Luther das Glaubensbekenntniß nicht verwarf, son= dern behielt, das bei der Taufe sich für das apostolische ausgab, und welches erweislich so alt in der Kirche ist, daß alle Ein= wendungen gegen den apostolischen Ursprung desselben, seinem Wesen nach, entweder aus der Luft gegriffen, oder doch von der Art sind, wie die, welche ein jeder Mensch gegen seine Geburt und die Abstammung von seiner Mutter machen kann, wenn er es ehrenvoller oder lustiger findet, untergeschoben zu seyn. —

Wenn nun, welches zu läugnen man entweder dumm oder verrückt seyn müßte, die Bedingung für die Aufnahme in eine Gemeinschaft auch der wesentliche Vereinigungspunkt seyn muß, womit die Gemeinschaft steht und fällt, so folgt daraus, theils daß unsere Kirchengemeinschaft mit unserem Glaubensbekenntniß steht und fällt, und theils daß die Lutherische Reformation keine wesentliche Veränderung in der Kirche gemacht hat. Daß wir nun hierin Luther folgen müssen, wenn wir anders zu dersel= ben Kirchengemeinschaft, wie er, gehören wollen, und überhaupt zu der einzigen, die ihr Recht zu dem Namen der ächten, ur= sprünglichen christlichen Kirche darthun kann, das folgt von selbst, und will man das die Lutherische Reformation fortsetzen nennen, so antworte ich nicht bloß für mich, sondern für Alle, welche glauben, daß die wahre christliche Kirche da ist und welche zu ihr gehören wollen: Wir wollen gewißlich diese Reformation fortsetzen, so daß wir eben so wenig ein einziges Glied unseres Glaubensbekenntnisses aufgeben, als wir Jemanden, der es thäte, unseren Mitchristen nennen wollen. —

Gehen wir nun vom Taufstein zum Altare, oder richtiger, von der Taufe zum Abendmahl, so finden wir allerdings da den Unterschied zwischen uns und den Römisch=Katholischen, daß bei ihnen nur das Brodt, bei uns aber Brodt und Kelch allen Gä= sten bei'm Tische des Herrn ausgetheilt wird, und da beides zu= gleich unmöglich bei dem ersten großen Abendmahl, welches das Muster seyn soll, hat statt finden können, so muß nothwendig auf einer von beiden Seiten eine unverantwortliche Verände= rung geschehen seyn. Nun lehrt allerdings die Kirchengeschichte, daß Luther den Kelch beinahe allgemein den Laien entzogen fand und sich die Freiheit nahm, das Verbot als einen Uebel= stand aufzuheben; aber hiebei ist zu merken, theils, daß die Ein= setzungsworte, die bei beiden Kirchenpartheien einslautend sind, ausdrücklich fordern, daß grade der Kelch Allen mitgetheilt wer= den soll, denn der Herr sagt: Trinket Alle daraus, — und theils, daß auf dem Costnitzischen Concilium, wo man zuerst mit Rück= sicht auf die Hussiten, feierlich verbot, den Kelch Allen mitzu= theilen, man selbst ausdrücklich einräumte, daß es eine Verände= rung der ursprünglichen Sitte in der Kirche sey, womit man offenbar sich selbst verurtheilte und Luther Recht gab, seine Veränderung eine Reformation zu nennen, das ist eine Erneue= rung des Ursprünglichen. Wird man nun fragen, ob diese Lu= therische Reformation fortgesetzt werden soll, so folgt von selbst, daß wir antworten müssen: Ja, bei allen denen, die nicht, in= dem sie vom Ursprünglichen abweichen, die Brüderschaft mit den Aposteln aufheben und auf den daran geknüpften Segen Verzicht leisten wollen.

Kommen wir nun endlich zum Gebete des Herrn, zum Tage des Herrn, zum Lehramte und zu der heiligen Schrift, so finden wir, daß Luther, weit entfernt, etwas von Allem dem zu ver= werfen, grade im Gegentheil strebte, es so fruchtbringend als möglich zu machen und so weit entfernt war, einen neuen Glau= ben einzuführen, daß er vielmehr gar nichts Neues in die Kirche einführte, sondern Alles, was nicht offenbar verhältnißmäßig neu und schon deshalb unächt war, bleiben ließ, was es war. —

Diese tiefe Ehrerbietung Martin Luther's für alles Grund= christliche in der Kirche, welche besonders sein kleiner Catechismus an den Tag legt, ist nun freilich unseren modernen Theologen ein Dorn im Auge, nach deren luftigen Kirchenbegriffen vor allen Dingen das Glaubensbekenntniß als ein papistischer Sauerteig ausgefegt werden sollte, und sie müssen nothwendig nahe dabei seyn, dem Manne mit der in ihren Augen erschrecklichen Scho= nung alles Recht auf den Namen eines Kirchenreformators ab= zusprechen; aber es ist deshalb nichts destoweniger gewiß, daß die christliche Kirche auf's Ernsteste sich jeden sogenannten Refor= mator verbitten muß, der nicht in diesem grundchristlichen Geiste Martin Luther's reformirt, und obgleich sie jetzt wegen ihrer Sünden von einer ganzen Rotte derselben heimgesucht ist, so be= zweifele ich keinesweges, daß sie ihrer eben sowohl wie aller al= ten Ketzer, die grade solche Reformatoren nicht von Gottes Gnaden, sondern aus eigenem Trieb waren, los und ledig wer= den soll.

Aber was reformirte denn Luther eigentlich in der Kirche anders als die Tisch=Sitte bei'm Altare, für welche die Hussiten schon lange gekämpft hatten?

Ob die Hochgelehrten es verstehen können, weiß ich nicht, weil es alt ist in der christlichen Haushaltung, daß, was den Unmündigen offenbar, den Hochgelehrten ein Geheimniß ist, aber meinen Augen ist es sonnenklar, daß Martin Luther ein bei= spielloser Kirchenreformator von Gottes Gnade war, eben weil er fand, daß, was den Christen fehlte, keinesweges ein neuer Glaube wäre, oder etwas Neues von irgend einer Sorte, son= dern Leben und Licht in dem uralten Glauben und Einrichtung, und weil er eben so tüchtig als willig gefunden wurde, dem Mangel abzuhelfen. Der Herr hat nämlich seine Kirche nicht von todten, sondern von lebendigen Steinen erbaut und duldet keine Nebengebäude, die immer Räuberhöhlen werden; aber dessen=

ungeachtet war doch seine Kirche im Laufe der Zeit beinahe erstorben, da der Funke von Leben, der noch etwa übrig war, dazu gemißbraucht wurde, auf den Altären der Götzen das Rauchwerk anzufachen. — Da erhob sich Martin Luther, wie man geistig aus dem Schlafe erwacht, oder von den Todten aufersteht, und ließ Christus sich erleuchten, und erhielt von ihm das große Geschäft, welches er so treulich ausführte, im Namen des Herrn die Schlafenden aufzurufen, die Todten zu erwecken, und sie zu lehren im Lichte des Herrn Licht zu sehen, von dem Brodte zu leben, welches vom Himmel herabkam, und den Kelch der Seligkeit von seiner Hand zu nehmen, bei dem die Quelle des Lebens ist. Eine solche Reformation, das ist Erneuerung, die wie Leben vom Tode ist, das ist offenbar die einzige, die in der Kirche Christi statt finden kann, und daß eine solche derselben durch Martin Luther widerfuhr, das ist so gewiß, als daß in ihm die Apostel wieder anfingen mit den Zungen der Völker Gottes wunderbare Thaten zu reden; mit seinen Psalmen fingen die Gemeinden auf's Neue an, den Herrn in der Zunge zu loben, in welcher sie geboren waren und sich lebendig ausdrücken konnten, durch ihn wurde die heilige Schrift wieder das christliche Lesebuch für das Volk des Herrn, wozu sie bestimmt war, und von seinen Tagen fingen die Gläubigen, welche ihm folgten, einen neuen Lebenslauf an, wohl nicht so rein und kräftig, als der uralte, aber doch merklich gereinigt, wirksam, liebenswürdig und fruchtbar an christlicher Erleuchtung. —

Sieh, das war die Lutherische Reformation, und wenn nun gefragt wird, ob sie fortgesetzt werden solle, so müssen wir Christen sogleich, ohne weiteres Bedenken, antworten: Ja, natürlich; denn das Leben in der Gemeinde des Herrn soll nicht bloß erhalten werden, sondern an Reinheit und Kraft wachsen, bis es wie sein eigenes auf Erden wird, und das Licht soll nicht bloß fortbrennen, sondern von Klarheit zu Klarheit verwandelt werden und die Erde überstrahlen; und je mehr wir die Sache erwägen, desto klarer wird es uns, wie sehr wir einer Fortsetzung der Reformation im strengsten Verstande bedürfen; denn das christliche Leben ist vor menschlichen Augen nie näher dabei gewesen auszusterben, oder das christliche Licht von selbst zu erlöschen, als am Schlusse des 18ten Jahrhunderts. Ob wirklich im 19ten, wie uns vorkommt, Etwas aufgelebt und aufgeflammt ist, was den großen Ehrennamen von Leben und Licht des Herrn behaupten kann, mag die Zeit lehren, aber das weiß ich, daß die christliche Hoffnung, die in mir lebt, sich wie ein Todter von der Bahre erhoben hat, und daß das Licht, welches mein Auge erfreut, selbst wenn ich nach den Schattenthälern des Todes sehe, die der Blick freilich nicht vermeiden kann, vor mir aufgegangen ist wie eine untergegangene Sonne aus dem Schooße des Meeres, und das weiß ich ferner, daß, man nenne es was man will und man lache darüber so laut man kann, daß ich doch in der Kirche des Erlösers Josuä Worte zu den meinigen gemacht habe: Dienet ihr nur, welchen Göttern euch gut scheinet, ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen; wir wollen unserem Herrn Jesu Christo dienen, welcher empfangen ist von dem heiligen Geist und geboren von der Jungfrau Maria, und wir wollen ihm wie unsere christlichen Väter dienen, wie Martin Luther und Ansgar, wie Augustinus und Irenäus, wie Paulus und Johannes, kurz, wie der alte Jünger, der nicht sterben, sondern freudig singen soll: Komm Herr Jesu! wenn die Wolken glänzen von der Herrlichkeit seines Vaters, und er sichtbar kommt, die Lebendigen und die Todten zu richten. —

Es ist gewiß wahr, wir haben es nicht vergessen, und verhehlen es auch nicht, daß Luther ein Auskehrungsfest in der Kirche hielt, und können wir auch nicht Alles billigen, was dabei statt fand, und am wenigsten das wilde Geschrei des Kirchenpöbels, so sehen wir doch wohl ein, daß ein Ausfegen des alten Sauerteigs ehe Ostern, das Auferstehungsfest, wofür wir ewig dem Herrn danken wollen, würdig gefeiert werden konnte, nothwendig war; aber mit den selbstgemachten und neugebackenen Reformatoren das Ausfegen für das Hauptstück der Reformation anzusehen, dazu können wir uns unmöglich bequemen, da es offenbar gegen die gesunde Vernunft, nach der Natur der Sache, streitet.

Thaten nämlich die Erz-Katholiken Recht daran, die christliche Kirche als ein großes steinernes Gebäude zu betrachten, das ohne Weiteres Alles christlich macht und heiligt, was mit Erlaubniß des selbstgemachten Thürhüters (des Papstes) hineinkommt, sieh, alsdann hätten die Erz-Protestanten auch Recht, das Ausfegen als die Hauptsache anzusehen und sich selbst als die Glücklichen, die nun Alles, was sie wollten, christlich machen und heiligen könnten, indem sie es in den ausgefegten und ausgelüfteten, leeren und geräumigen, steinernen Saal führten; aber da nun die Ersteren offenbar Unrecht haben, so haben natürlich die Letzteren es nicht minder. Die christliche Kirche, worüber wir sprechen und streiten, ist ja im Grunde gar nichts Anderes, als eine Menschengemeinschaft oder eine Gemeinde, mit einem genau bestimmten, wunderbaren Glauben, und einer daraus entspringenden, unvergänglichen Seligkeitshoffnung, und wo etwas Wirkliches die Hauptsache ist, da lehrt die Vernunft, daß das Ausfegen es nimmermehr seyn kann, sondern seinen ganzen Werth von der Hauptsache leiht, die natürlich nicht ausgefegt werden, sondern durch das Ausfegen Platz gewinnen, Ansehn erhalten, und ohne Hindernisse ihre Wirkung thun soll.

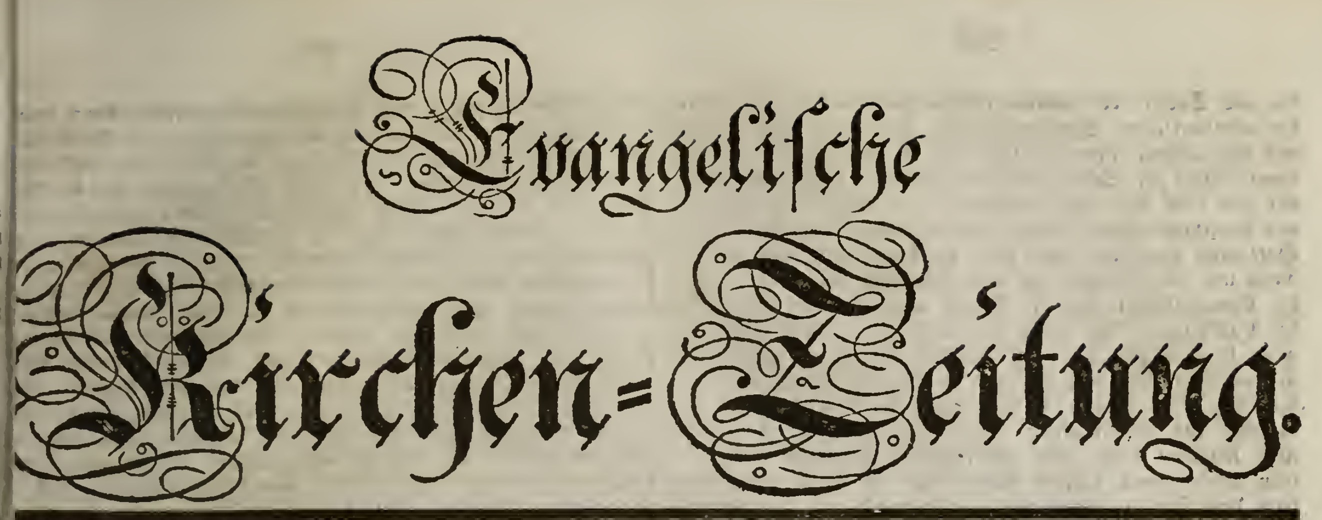
Doch eine Materie, die in unseren Tagen so sorgfältig verdunkelt ist, bedarf im höchsten Grade der Aufklärung, und mein Scherflein dazu beizutragen, ist als Diener des Wortes nicht mehr als meine Schuldigkeit. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(America.) Der Bundescongreß von Centralamerica hat durch ein Gesetz die Mönchsorden aufgehoben, worin es heißt: Art. 1. Die Nation erkennt keinen religiösen Orden an und duldet keinen in ihrer Mitte; die bisher bestehenden sind aufgehoben. — Art. 2. Die Bethlehemisten sind in die durch Art. 1. bestimmte allgemeine Aufhebung nicht einbegriffen. Die gesetzgebende Versammlung des Staats wird die nöthigen Anordnungen treffen, um die Art des Bestehens dieses Ordens innerhalb seines Gebiets zu reguliren. — Art. 3. Die Mitglieder der aufgehobenen Orden können in der Republik als Weltpriester leben, wenn sie sich des Vertrauens des Staats nicht unwürdig machen. — Art. 4. In Zukunft wird die Nation keine Nonnengelübde mehr als bindend anerkennen. In der Folge können Frauen, die in ein Kloster treten, dort so lange leben, als sie wollen, und müssen sich selbst Unterhalt schaffen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 30. März. № 26.

Soll die Lutherische Reformation wirklich fortgesetzt werden? Von Grundtvig.

(Schluß.)

Wenn wir nämlich von der christlichen Kirche, nicht als von einem steinernen Gebäude oder einem Luftschloß, sondern als von einer gläubigen Menschengemeinschaft, mit der Seligkeit vor Augen, reden, so ist Ausfegung natürlich ein bildliches Wort, welches nur bedeutet, was man in der geistigen Alltagssprache Reinigung nennt, und daß eine solche bei allen Sündern statt finden müsse, wenn sie würdige Mitglieder der Gemeinschaft der Heiligen werden sollen, ist leicht zu begreifen. — Deswegen gehört zu den Bedingungen der Taufe in der christlichen Kirche, dem Teufel zu entsagen mit all seinem Wesen und all seinen Werken, als demjenigen, das gegen den Geist des Christenthums streitet, und wenn's Eingang findet, das geistliche Wachsthum hindern, an der Lebenskraft zehren, die Freimüthigkeit und die Freude im Herrn schwächen, und nachgrade den Glauben und die Hoffnung, worauf aller Segen des Christenthums beruht, untergraben und vernichten muß. — Es ist daher unmöglich, daß der Glaube und die Hoffnung in einem sündigen Menschen lebendig bleiben können, ohne daß sie ihn in Streit mit Allem bringen, was in seiner Gesinnung, seiner Denkweise und seinem Lebenslauf dagegen streitet, und je hellsehender er ist und je aufgeklärter er wird, desto besser wird er den Umfang des Kampfes übersehen, die Nothwendigkeit desselben einsehen, und die Art entdecken, auf welche er am besten geführt werden könne. Ist nun der Erweckte zugleich Lehrer in der Kirche, so muß er für die Gemeinde wie für sich selbst kämpfen, denn dazu treibt die wahre Liebe, und nicht, wie die Feiglinge uns einbilden wollen, einen Schleier über das Verderben zu ziehen, und Friede zu rufen, wo kein Friede ist. —

Ein christlicher Prediger, wie Martin Luther, würde daher zu jeder Zeit genug zu bestreiten und zu reinigen gefunden haben, sowohl bei sich selbst als der Gemeinde; nun aber fand er selbst das christliche Bethaus allenthalben offenbar zu einer Räuberhöhle gemacht, so daß die Priester, anstatt den Teufel, sein Wesen und seine Werke zu bestreiten, dem Feinde in jedem Winkel Altäre errichteten, ja gewöhnlich als seine treuen Diener Kissen unter den Kopf der schlafenden Sünder legten, und ein Netz wirkten, Seelen für den Abgrund darin zu fangen. — Unter solchen Umständen mußte nothwendig in aller Hinsicht ein Kampf auf Leben und Tod über die Reinigung entstehen, und nachdem die Begriffe von Kirche in einer Reihe von Jahrhunderten mehr und mehr verwirrt worden waren, das Sichtbare an die Stelle des Unsichtbaren gesetzt und der Geist vom Fleische verdrängt, ist es kein Wunder, daß der Kampf, selbst wenn er, wie bei Luther, Geistiges betraf, doch das Aussehen erhielt, am meisten über handgreifliche Dinge, oder doch über die Geistlichkeit und das Bibellesen geführt zu werden. Es ist inzwischen klar, daß es im Bethause voll von Bildern, und in den Ländern voll von Klöstern seyn könnte, ohne daß die Christen deshalb Heilige zu verehren oder Ablaß zu kaufen brauchten, und eben so konnten die Bethäuser kahle Wände bekommen und die Klöster in Schutt verwandelt werden, wie es geschehen ist, ohne daß die Gemeinde deshalb im Geringsten christlicher würde. Soll daher die Lutherische Reformation die Ehre einer Kirchenreinigung haben, so muß es ihre Hauptsache gewesen seyn, die Gesinnung und Denkweise in Uebereinstimmung mit dem Glauben, den wir bekennen, und der Hoffnung, dazu wir berufen sind, zu reinigen. Daß es wirklich so bei Luther selbst war, räume ich mit Freuden ein, und es ist nur gar zu klar, daß seine Kirchenreinigung, in diesem Sinne, grade jetzt eifrig fortgesetzt oder erneuert werden muß; denn die Gesinnung und die Denkweise können im Anfange des 16ten Jahrhunderts unmöglich unchristlicher gewesen seyn, als sie bei'm Schlusse des 18ten wurden.

Haben die Protestanten gleich keinen Römischen Papst, der blindlings als Christi Statthalter angenommen werden will, und dieselbe Ehrerbietung für seine oft selbstwidersprechenden Einfälle fordert, als für die christlichen Glaubensartikel, so haben sie doch, was nicht besser ist, ein Papstthum in der sogenannten philosophischen Theologie, die weder weniger selbstwidersprechend, noch christlicher ist, weil sie ihre Mündigkeit nicht von Christo zur Rechten Gottes, sondern von einer gewissen luftigen, mystischen, unpersönlichen Person mit Namen Vernunft und von einem Buch, die Bibel genannt, für dessen Bevollmächtigten sie blindlings gehalten werden will, herleitet, und obgleich es scheinen sollte, daß solche Anmaßung gar zu lächerlich wäre, um gefährlich zu werden, so lehrt die Erfahrung doch, daß selbst Christen davor beben, von diesem lächerlichen Papst in den Bann gethan zu wer-

den, als Spötter der unbeschreiblichen Vernunft und als Gegner der unerweislichen Schrifterklärung. Wenn die alten Papisten viel von unserer lieben Frauen als Mutter Gottes schwatzen, deren Bitten ihr Sohn unmöglich abschlagen kann, dann kreuzen wir uns wohl über ihre Dummheit, aber wenn die Hochgelehrten von der neugebackenen Götter-Mutter Natur, deren ewige Gesetze Gott nicht verändern kann, schreiben, dann beugt man sich ehrerbietig und zweifelt lieber an allen Wundern des Herrn, als an der Vernünftigkeit und der daraus entspringenden Gesetzeskraft der Papstbulle. Man tröstet sich wohl in der Kirche damit, daß, wenn sie auch zum Theil am Glauben Schiffbruch gelitten habe, sie doch wenigstens vom Aberglauben des Mittelalters befreit worden sey, aber obwohl ich Niemanden um den Trost im Tode beneide, daß die Krankheit gehoben sey, so kann ich doch auch nicht läugnen: wenn man von einzelnen Tugenden predigt, die man neben seinen Lastern haben kann, so macht man Heilige trotz dem Papste; wenn man die Gemeinde mit der Affenliebe, die Gott daran verhindern soll, denen die Hölle heiß zu machen, welche das Himmelreich verachten, einschläfert, so verkauft man Ablaß für Spottpreis, eben so gut wie Tezel, und wenn man Glauben an etwas Unbestimmtes unter dem Namen der Vernunft predigt, so predigt man den gräulichsten Aberglauben und öffnet allen Arten desselben die Thür; denn von dieser unbestimmten Vernunft gilt es gewiß, was Hamlet sagt, daß sie eine Kupplerin der Lüste sey und für Alles, was es auch sey, Gründe angeben könne.

Jedoch, ungeachtet ich mich über diesen meinen sogenannten Vernunfthaß oft und lange so deutlich, als ich konnte, ausgedrückt habe, so darf ich doch nicht unterlassen, mich auch hier genauer zu erklären, nicht um dem päpstlichen Bann, den ich verachten gelernt habe, zu entgehen, sondern theils um an dem möglichen Mißverständniß unschuldig zu seyn, theils und besonders, weil wir bei der Kirchenreinigung höchst nothwendig etwas an das Licht bringen müssen, worauf die jetzt herrschende Vernunft sich zwar beruft, es aber sorgfältig verbirgt, grade so wie der Römische Papst mit der Bibel that.

Es ist nämlich sonnenklar, daß wir weder vom christlichen Glauben, noch von irgend einem geistigen Gegenstande eine wohlbegründete Ueberzeugung haben könnten, wenn wir nicht in unserem eigenen Innersten in einem gewissen Grade und unter gewissen Umständen Tüchtigkeit hätten, das Wahre von dem Falschen in der geistigen Welt zu scheiden, so daß ohne diese Anlage die klarste göttliche Offenbarung uns von gar keinem Nutzen wäre. Will man nun diese Urtheilskraft Vernunft nennen, wie es Sitte bei unseren Väter war, so haben wir nichts weiter dagegen, als das Zeugniß der Erfahrung, daß es eine gefährliche Sache ist, von geistigen Dingen Wörter zu gebrauchen, deren eigentliche Bedeutung zweifelhaft ist und daher leicht gedreht werden kann; aber wenn Vernunft nur die Urtheilskraft bedeutet, so sieht man gleich, wie lächerlich es ist, sich darauf als Beweis zu berufen, da ja ein jedes Urtheil, als Aeußerung der Urtheilskraft, mit den angegebenen Gründen stehen und fallen muß, und unmöglich für ein Machtwort gelten kann, dem man sich mit blindem Glauben unterwerfen soll, und thut man es gleichwohl, so zeigt man offenbar nur eine abergläubische Ehrerbietung vor der Einsicht und Ehrlichkeit der Person, deren Urtheil man gelten läßt, ausgenommen wenn diese Person göttliches Ansehen auf eine Weise, welche unsere eigene Urtheilskraft befriedigt, behaupten kann. Nun ist dieses, was mich angeht, keineswegs mit irgend einem der neumodischen Theologen der Fall, die mit ihrer Vernunft uns das Leben abjagen, uns vom christlichen Glauben, der die

Quelle des Lebens in uns ist, wegschrecken wollen; durch meine Vernunft ist es mir hingegen klar geworden, daß alle Gründe für dieses Urtheil die elendesten von der Welt sind, und daher verwerfe ich ihr Urtheil, ohne mich im Geringsten um die Lobreden, die sie ihrer eigenen Urtheilskraft halten, zu bekümmern, da ihre Urtheile zeigen, daß sie entweder sehr kümmerlich ist, oder sie selbige sehr schlecht gebrauchen müssen. Um nämlich ein hinreichendes Urtheil, ob ein Glaubensartikel oder Satz von geistigen Dingen wahr oder falsch sey, zu fällen, müssen wir vor allen Dingen gewiß seyn, daß es eine Wahrheit gibt, die nie Lüge wird, und daß es eine Lüge gibt, die nie Wahrheit wird, und das gibt's ganz sicher; denn was man nicht läugnen kann, ohne durch das Läugnen sich selbst zu widersprechen, das ist ganz gewiß unläugbar, und was man nicht behaupten kann, ohne in der Behauptung sich selbst zu widersprechen, das ist ganz gewiß eine handgreifliche Lüge. Wollte man daher behaupten, daß es keine ewige Wahrheit gäbe, die nie zur Lüge würde, so schlüge man sich selbst auf den Mund; denn gäbe es keine andere ewige Wahrheit, so müßte ja diese Behauptung selbst eine ewige Wahrheit seyn, und da es doch keine solche geben kann, ohne daß die Behauptung eine ewige Lüge wird, so beweist sie unläugbar ihre eigene Lügenhaftigkeit. Es ist indeß so weit entfernt, daß die Gegner des christlichen Glaubens dieses Grundgesetz in der Gedankenwelt aufklären, daß sie nicht davor erröthen, zu behaupten, daß zwei Sätze, die bestimmt einander widersprechen und ausdrücklich ausschließen, beide wahr seyn können, womit sie offenbar, so weit sie vermögen, vor aller Erkenntniß der Wahrheit die Thür schließen, und nur beweisen, daß die Vernunft, deren Advocaten sie sind, unmöglich ein Freund der Wahrheit seyn kann, es sey denn, daß Herzensfreund und ärgster Feind auf Eins hinausliefe, in welchem Falle natürlich Himmelreich und Hölle in Eins zusammenflössen, so daß es gleichgültig wäre, wohin man käme, und Thorheit daran zu denken.

Hieraus folgt, daß wenn es die Urtheilskraft ist, was die Erkenntniß der Wahrheit bedingt oder dazu leitet, oder etwas Anderes, das man Vernunft nennt, ich grade ihr ächter Vertheidiger gegen ihre falschen oder ägyptisch tappenden Freunde bin; und ist die Vernunft der guten Leute dagegen etwas, was ohne Beweis auf sein Wort geglaubt werden will, so ist sie Thorheit, und ist sie etwas, das alle Erkenntniß der Wahrheit unmöglich machen will, so ist sie eine reine Teufelei, und muß sich darein finden, von mir bestritten und verhöhnt zu werden und von allen Christen, welche ihrem Taufbunde treu blieben. Aber nicht das allein, denn da es unmöglich ist, daß zwei Sätze, die einander ausschließen, auf Eins hinauslaufen oder beide wahr seyn können, so müßten wir Christen verzweifelte Lügner seyn, wenn wir diejenigen unsere Mitchristen nenneten, welche unseren Glauben verwerfen und bestreiten, und da es doch nun unter den Protestanten eine ganze Masse Prediger und Theologen gibt, die mehr und minder den Glauben, den wir bei der Taufe bekennen, für Aberglauben schelten, so gehört es offenbar zur Kirchenreinigung in unseren Tagen, daß wir altgläubigen Christen, die wir unseren christlichen Glauben bewahren und fortpflanzen wollen, von denen, die offenbar denselben verwerfen und auszurotten streben, uns geschieden halten. Ja ich fordere hiedurch einen jeden wahrheitsliebenden Mann, vornehm oder gering, gelehrt oder ungelehrt, Christ oder Jude, Türke oder Heide, auf, auf Ehre und Gewissen zu urtheilen, ob es nicht Sünde und Schande und Spott sey, daß Leute, die unseren christlichen Glauben verwerfen und bestreiten, sich als Lehrer in unsere Kirchengemeinschaft eindrängen, und besonders bei unseren unmündigen Kindern den

Glauben niederreißen, den sie ihrem Amte zufolge verkündigen, einschärfen und befestigen sollten, und ich stelle es dem anheim, der nach Wahrheit Lebendige und Todte richten soll, ob wir altgläubige Christen nicht, unter diesen Umständen, als ehrliche Leute und als geborene Vormünder unserer Kinder genöthigt sind, uns offenbaren Gegnern unseres Glaubens nicht anzuschließen. Wahrlich, war, was Protestanten wenigstens nicht läugnen, gehöriger Grund zu einer Absonderung von den falschen Theologen in Luther's Tagen, obgleich man auf beiden Seiten sich über den Taufbund und über die Verwerfung aller alten Ketzereien für einig erklärte, so ist eine solche nun offenbar nothwendig, da zuerst und zuletzt über den Glauben und die Taufe, also über das, womit unsere Kirchengemeinschaft offenbar steht und fällt, gestritten wird. Wenn man nicht dabei vor allen ehrlichen Menschen, vor seinem eigenen Gewissen und vor dem Lebendigen, der in's Verborgene sieht, erröthet, so lehrt die Erfahrung, daß gelehrte Leute ihre Worte so drehen und wenden und auf Schrauben setzen können, daß die klarste Sache den Meisten dunkel und verwirrt scheint, aber wir wissen es ja doch auf beiden Seiten, daß wir in Sachen des Glaubens und der Seligkeit grunduneinig sind, und wehe uns, wir mögen übrigens Recht oder Unrecht haben, wenn wir unser eigenes und unserer Kinder geistiges und ewiges Wohl für eine so gleichgültige Sache halten, daß es uns einerlei wäre, ob der Friede des Herzens und die ewige Seligkeit auf diesem oder jenem zweier entgegengesetzter Wege gesucht würde, die unmöglich zu demselben Ziele führen können, es sey denn, daß keine geistige und ewige Wahrheit da seyn sollte, welche Behauptung doch offenbar Verrücktheit und Blasphemie wäre. Ist Jesus Christus nicht wahrer Gott mit dem Vater, so ist es Abgötterei an ihn zu glauben und ihn seinen geistigen Herrn zu nennen, und wäre der Mensch Christus empfangen und geboren wie wir, so könnte er unmöglich Gottes eingeborener Sohn seyn. Wäre der heilige Geist nicht wahrer Gott mit dem Vater und Sohne, so wäre es Abgötterei an ihn zu glauben, und gäbe es im Grunde keine Sündenvergebung, oder sollten unsere Leiber nicht wirklich aus dem Grabe auferstehen, so wäre ja unser Glaube offenbar falsch und unsere Hoffnung thöricht! Ja, wenn ein einziges falsches oder unwahres Wort in dem Glaubensbekenntnisse wäre, welches wir zur Bedingung für die Aufnahme in unsere Kirchengemeinschaft machen, so wäre sie eine lügenhafte und abscheuliche Gemeinschaft, denn sie gibt sich für eine Gemeinschaft der Heiligen aus, gestiftet von Gottes heiligem Geiste und von Gottes eingeborenem Sohne, der nach der Wahrheit Lebendige und Todte richten soll, und eine einzige Unwahrheit zur Bedingung für die Aufnahme in eine solche Gemeinschaft zu machen, wäre ja die muthwilligste, schändlichste Blasphemie, die sich denken läßt! — Könnte das wahr seyn, was man behauptet, beides, daß wir selig werden ausschließlich durch Gottes Gnade ohne alles Verdienst und daß wir selig werden durch unser Verdienst, so könnten wir allerdings auch diejenigen für Genossen unseres Glaubens halten, die unseren Glauben verläugnen und verwerfen, aber da jene Behauptung unmöglich wahr seyn kann, es sey denn, daß es gar keine Wahrheit gebe, so ist die Behauptung unläugbar so falsch, als irgend eine Behauptung seyn kann, und wer die gemacht hat, der muß sie feierlich widerrufen, und die Wahrheit um Verzeihung bitten, bevor irgend ein wahrheitliebender Mann es der Mühe werth, oder auch nur geziemend finden kann, mit ihm ein Wort über etwas, das die Sache der Seligkeit angeht, oder überhaupt über geistige Wahrheit zu wechseln! —

Litterarische Anzeige.

Die Familie Aberley oder dem Aufrichtigen gelingt es. Aus dem Englischen der Miß Grace Kennedy, Verfasserin des P. Clemens. Berlin 1830, bei W. Martius und Comp. Klosterstraße № 17.

Anna Roß, eine Erzählung für Kinder. Von Miß Grace Kennedy, Verf. des P. Clemens. Berlin, Verlag der Buchhandlung von Franklin und Comp. 1830.

Den beiden vorliegenden Schriften merkt man zwar in ihrer ganzen Anlage ihren ausländischen Ursprung an; dennoch sind sie so vortrefflich, und auf das Eine, was Noth thut, hinzuweisen so besonders geeignet, daß wir sie unseren Lesern auf's Angelegentlichste empfehlen. Der Zustand der ungläubigen, ohne Gott dahin lebenden Welt in England, vorzüglich in den höheren Ständen, für welche diese Schriften berechnet sind, unterscheidet sich dadurch sehr von dem Zustande derselben Personen unter uns, daß dort die äußere Form der Religion nicht leicht aufgegeben wird, daß die Grundlehren des Christenthums, wenn auch nur von Wenigen als lebendige Gotteskraft erfahren, doch eine gewisse Anerkennung genießen, welche zuweilen der tieferen Erfahrung Bahn macht; bei uns dagegen ist unter der großen Masse selbst der ehrbareren Welt das Evangelium durch den Rationalismus auch dem Hörensagen nach unbekannt geworden; die Bibel, als ein Buch voll beschränkter Zeitideen und Irrthümer, erscheint ihnen in den Händen langweiliger und geistloser Ausleger wie ein schlechtes Gesetzbuch in den Händen gewissenloser Richter. Es ist ein großer Irrthum, wenn wir uns, wie oft geschieht, einbilden, dieser Zustand sey wesentlich durch die neueren religiösen Bewegungen geändert worden. Die Zahl derer, welche statt jenes völlig gehaltlosen ein gewisses poetisch-sentimentales oder philosophisch-geistreiches Christenthum angenommen haben, ist außerordentlich gering, und bei so Vielen versiegt dieser aus der sündigen, schwachen Natur geflossene Quell nur zu bald in der wüsten Steppe einer unempfänglichen Zeit.

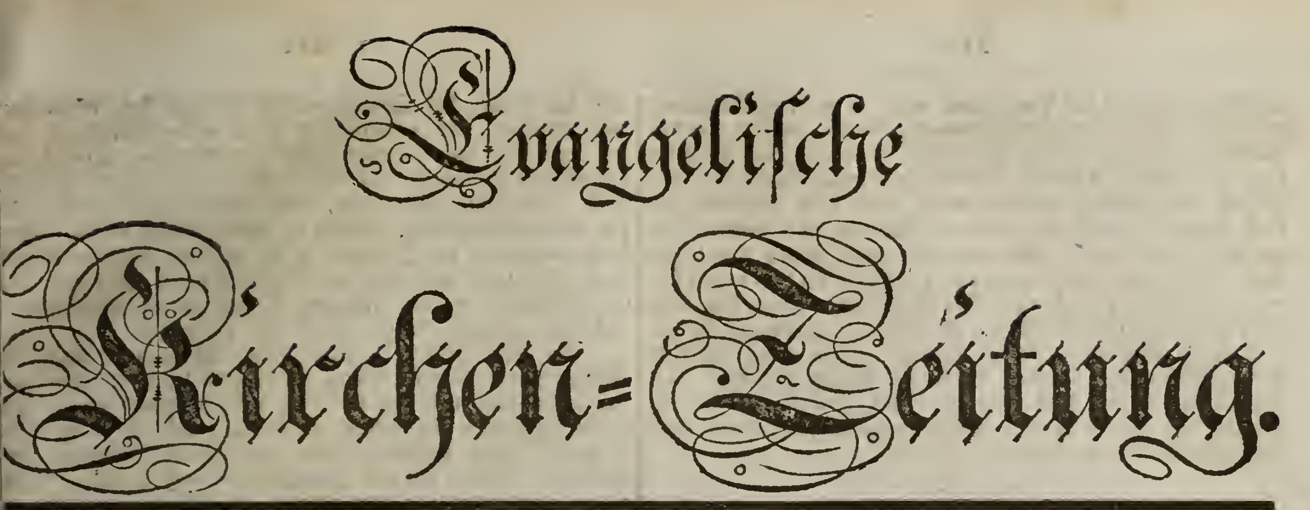
Die erste der beiden oben genannten Schriften stellt uns eine Familie dar, bestehend aus einer Mutter, zwei Töchtern und einem Sohne. Die jüngere Tochter, Gertrud, ist seit Kurzem zu einem entschiedenen Glauben an den Heiland gekommen, und hat Friede, Freude und ein neues Herz und Leben durch seinen Geist empfangen. Die Mutter, voll zärtlicher Anhänglichkeit an ihre Kinder, und einer Art Religiosität, welche die Mitte in Allem halten, Gott und der Welt zugleich dienen und gefallen will, hat die ihr liebere Stille des Schottischen Landlebens auf ihren Gütern aufgeopfert, um ihre Töchter in London in die große Gesellschaft einzuführen. Ihr Sohn, Eduard, überläßt sich indeß den ausgelassenen Vergnügungen reicher Jünglinge. Nach einer kurzen Einleitung folgt ein höchst anziehendes Gespräch zwischen den beiden Schwestern, von denen die ältere, Anna, eben auf einen Ball gehen will, und die geschicktere, jüngere, welche der ernsten Richtung ihres Herzens folgend, zu Hause bleibt, bittet, ihr das Ballkleid zurecht zu machen. Gertrud läßt sich dafür von Anna zum Dank versprechen, daß sie versuchen wolle, den ganzen Abend über den Gedanken festzuhalten, Gott sey gegenwärtig, und sehe alles, was sie denke, rede und thue. Anna weist diese Zumuthung erst als wahrhaft gotteslästerlich von sich; jedes Ding habe seine Zeit; die Religion und der Ball gehörten nicht zusammen. Auf sehr zarte Weise antwortet die Schwester darauf unter Anderem durch die Frage: Wenn sie einmal in den Himmel kommen werde, wo sie doch in Gemeinschaft mit Gott die Ewigkeit zu durchleben hoffe, ob sie wohl glaube, daß es dort

werde Zeiten geben, wo man wünschen werde, aus der Gemeinschaft Gottes sich eine Zeit lang entfernen zu können, um so recht vergnügt zu seyn? — Während die Mutter und die älteste Tochter auf dem Ball sich befinden, besucht der Bruder die zu Hause gebliebene Schwester. Eine gewisse innere Unruhe hatte ihn getrieben, diesen Nachmittag einen Prediger des Evangeliums zu hören, der es mit Kraft und Leben verkündigt. Der Inhalt der, höchst anziehend geschilderten, Predigt, hatte ihm eine Reihe Lebensbilder, zuletzt das seines eigenen, vorgeführt, und tief war er dadurch erschüttert worden. Es wurde zum ersten Mal das Gefühl der Schuld und Strafwürdigkeit vor Gott in ihm lebendig, er sah ein, was ihm früher unbegreiflich vorkam, daß auch ein junges, wie man sagt, unschuldiges Mädchen, wie seine Schwester, mit Wahrheit von diesem Schuldbewußtseyn und der unerträglichen Bürde der Sünde reden könne. Wir möchten hiebei darauf aufmerksam machen, wie in den Englischen Bekehrungsgeschichten dieser Gang des inneren Lebens immer viel ernster und bestimmter hervortritt, als unter uns. Die Verachtung des göttlichen Gesetzes, das sentimentale Spielen mit dem Gefühl der Sünde ist unter uns ein tief in die Evangelischen Predigten selbst eingedrungenes Gift, wovon selten Jemand ganz frei ist. Die Sünde ist dann immer nur das Gefühl der Unlust, der Hemmung des Gottesbewußtseyns, ein Friedensstörer, den man gern los seyn möchte; das Evangelium räumt dies unangenehme Hinderniß aus dem Wege, und gewährt uns heitere, angenehme Gefühle im höchsten Sinne des Worts, ein erhabenes Ideenspiel, ein erhöhtes Daseyn. Dieser antinomistische Sauerteig durchsäuert dann das ganze innere Leben, der heilige Ernst, die strenge Gewissenhaftigkeit, das tiefere Eindringen in die Erkenntniß der Sünde und des Heilandes wird gehindert. Unser „armes Herz" bleibt ein Gegenstand, der auch seine ästhetische Seite der Betrachtung hat, und nie werden wir uns selbst in unserer Verderbtheit ein Gegenstand sittlichen Abscheus; on s'attendrit sur soi-même, wie Fenelon es so schön bezeichnet. — Eduard treibt der Wunsch, seiner bisherigen Gesellschafter sich zu entledigen, zu einer plötzlichen Abreise nach seinen Schottischen Gütern, wohin ihm seine übrige Familie bald nachfolgt. Anna hat indeß seit jenem Ball-Abend gleichfalls eine große Unruhe empfunden, sie entscheidet sich auch, der Welt zu entsagen, allein geräth dabei auf die Abwege eines äußerlichen Pietismus; über diesen Gegenstand hat sie eine lange, sehr anziehend dargestellte Unterredung mit dem Prediger des Gutes. Der Vormund, ein Mann, der früher an Gott geglaubt, aber weil seine irdischen Wünsche nicht befriedigt worden, ganz die Spur zu ihm verloren hatte, kommt um dieselbe Zeit hin und tritt in diesen veränderten Familienkreis ein. Der Schluß der Erzählung ist nicht ganz so treu nach dem Leben, als das frühere; es scheint, daß die Verfasserin mit dem Leben der vornehmen Gesellschaft vertrauter gewesen ist, als mit dem Leben der Landleute. Doch wirkt dieser Mangel nicht grade störend ein, und gewiß werden viele Leser den Eindruck von der Wahrheit mitnehmen, den die Worte des Englischen Titels — der treuer hätte wiedergegeben werden sollen — bezeichnen: The Decision, or Religion must be all, or is nothing (die Entscheidung, oder: das Christenthum muß uns Alles seyn, oder ist uns nichts).

Die zweite Schrift, Anna Roß, ist eine der lieblichsten

und zugleich ernstesten Kinderschriften, die je geschrieben worden. Sie stellt uns ein zehnjähriges Kind dar, welches durch den Verlust beider Eltern schon früh, auch durch äußere Umstände, genöthigt wird, zwischen Gott und der Welt zu wählen. Nach einem zärtlichen Abschiede von ihrer sterbenden, frommen Mutter, welche sie bittend ermahnt, an die große Scheidung des Gerichtstages zu denken, und wenn sie mit ihr wieder vereint werden wolle, sich Christo ganz hinzugeben, kommt Anna, nach der testamentarischen Verordnung ihres Vaters, zuerst auf ein halbes Jahr in das Haus eines reichen, weltlich gesinnten väterlichen Onkels, sodann wieder auf ein halbes Jahr in das Haus des Bruders ihrer Mutter, Murray, eines gläubigen Hochländischen Landpredigers, um dann selbst zu wählen, wo sie bleiben wolle. Der Onkel Roß hat seine kleine Nichte sehr lieb, und seine Frau ist eifrig bemüht, ihren Kindern eine gute, oder vielmehr feine Erziehung zu geben. Mit feinem Takt hat die Verf. die Charaktere in diesem weltlichen Hause gezeichnet; sie sind insgesammt keine schwarzen Bösewichter oder grobe Lasterknechte, sondern in ihrer Art liebenswürdige, gutmüthige Menschen; aber dennoch leben sie versunken in Wohlleben und Eitelkeit, unbekannt mit den Forderungen des göttlichen Gesetzes, ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt. Anna fühlt sich in dieser Gesellschaft, besonders, weil sie Anfangs nicht für sich beten und die Bibel lesen kann, erst gar nicht heimisch; aber da sie fleißig und gehorsam ist, und ihre Cousinen im Lernen übertrifft, da auch ihr Aeußeres für sie einnimmt, wird sie der Liebling des ganzen Hauses, und endlich darüber eitel und hoffärtig. Bewundernswürdig ist die Schilderung des Lebens dieser Kinder miteinander; eine Reihe von Kindergeschichten, die noch dazu immer die tiefsten Saiten berühren, ist hier mit einer Kunst dargestellt, wie sie schwerlich in einer anderen Kinderschrift angetroffen wird. Nachdem das halbe Jahr verstrichen ist, holt der mütterliche Onkel Anna aus dem reichen, vornehmen Hause in der Hauptstadt ab, und führt sie in ein stilles Landpredigerhäuschen im fernen Hochlande ein. In diesem hat aber der Herr seine Wohnung aufgeschlagen; in der ernsten und doch so liebevollen Erziehung der Kinder ist Er der Mittelpunkt, um den Alles sich bewegt; und weil, wo Er ist, Friede und Freude im heiligen Geiste wohnt, ist den Kindern bei aller Beschränktheit des äußeren Lebens und bei aller Strenge der Erziehung doch so innig wohl, wenn die Knaben über die Berge, abwechselnd bald reitend, bald zu Fuß nach der Schule ziehen, oder wenn sie mit den Mädchen am Hügel oberhalb des Gartens bei der untergehenden Sonne ihrem Schöpfer Lieder singen. Endlich kommt die Zeit der Wahl; der väterliche Onkel kommt mit seiner Familie nach dem Hochlande zu einem reichen Freunde, und Onkel Murray führt Anna dorthin. Noch einmal wird ihr der Glanz des Reichthums und des Wohllebens, die freche Ungebundenheit der Sünde und Weltlust mit allen Reizen für das sündige und verderbte Herz gezeigt, sie soll nun wählen; allein vor dem gefahrvollen Augenblick hatte sie kindlich und zuversichtlich den um Weisheit angerufen, der einfältig Jedermann gibt und rückt es Niemanden auf; und sie wählt das gute Theil, kehrt Welt und Reichthum den Rücken zu, und eilt mit dem liebevollen Onkel der stillen Landwohnung wieder zu. — Wir halten diese Geschichte für so anziehend und zugleich so ernst und tief, daß ein nicht zu sehr zerstreutes, nachdenkendes Kind von 10 bis 12 Jahren gewiß nicht ohne Eindruck für sein Herz sie lesen kann; bei manchen dürfte sie wohl dieselbe Entscheidung herbeiführen, worin Anna Roß ihnen vorangeht. Möchte nur der ernste, für weltliche Eltern und Erzieher beschämende und strafende Inhalt des Buches in unserer, ächt-christlichem Sinne so entfremdeten Zeit den Weg ihm nicht allzuoft versperren! —

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 2. April. № 27.

Wovon weiß der Rationalismus nichts?

In Herrn Dr. Röhr's crit. Predigerbibliothek von 1830, Bd. 11. Heft 6. p. 1092., findet sich folgendes Bekenntniß eines Rationalisten:*)

Wir (Rationalisten) wissen Nichts von der Entstehung der Welt und des Menschen, wir wissen nur daß beide da sind; wir wissen Nichts von dem ersten Zustande unserer Stammeltern, Nichts von ihrem Sündenfall und von der Strafe, die sie auf uns vererbt haben sollen, denn Sagen sind uns keine Offenbarung; wir wissen Nichts von Engeln und Teufeln, weil wir uns, bei allem Glauben an das Daseyn von vielerlei vernünftigen Geschöpfen außer und über uns, doch nicht, den Morgenländern zu gefallen, Gott auf einen von dienstbaren Geistern umgebenen Thron setzen, oder in Kampfe mit einem ihm feindseligen bösen Urwesen **) denken können; wir wissen Nichts von einer unmittelbaren Inspiration, welche irgend ein Sterblicher erfahren haben soll, und halten sie für eben so unmöglich als unnütz und überflüssig; wir wissen Nichts von einer communicatio duarum naturarum et idiomatum in Christo, Nichts von einer Höllenfahrt, Nichts vom Zorne Gottes und einer Versöhnung desselben, Nichts von einer Dreieinigkeit, sondern nur von Gott, seinem Sohne und seinem Geiste, Nichts von der Auferstehung der Leiber, Nichts von einem förmlichen Gerichtstage, sondern nur von einer ewigen Vergeltung. In unserer Glaubenslehre fehlen alle diese Capitel und die mit denselben zusammenhängenden Zusätze, Erläuterungen und Folgerungen, u. s. w.

*) Es ist dies eine Stelle eines Sendschreibens des uns sonst nicht bekannten Herrn Dr. Gerhard an Herrn Dr. Röhr „über die angebliche Nüchternheit des Rationalismus," in welchem jener darüber klagt, „daß Schleiermacher, Bretschneider und de Wette, wiewohl Rationalisten des ersten Ranges, sich doch diesen Namen verbitten, dem sie ihre Achtung und Ehre in der theologischen Welt verdanken."

**) Die christliche Kirche lehrt, nach der Schrift, daß der Teufel nicht ein Urwesen, sondern ein geschaffener aber gefallener Geist und der Urheber der Sünde der Menschen sey.

Diese Glaubenslehre ist es, die jetzt unter unseren Predigern und Schullehrern die herrschende ist. Gleichwohl wissen — Dank sey es dem Lichte des Evangeliums, das sonst so helle in Deutschland leuchtete — heute noch fast Alle, selbst die Ungläubigen, unter den getauften Christen bei uns Manches von den meisten der hier aufgezählten Wahrheiten, von denen das Glaubensbekenntniß der Rationalisten Nichts weiß. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß die von Herrn Dr. Gerhard durch sein immer wiederholtes „Nichts" so grell beschriebene gänzliche Unwissenheit durch die rationalistischen Prediger und Schullehrer sich bis jetzt noch von Jahr zu Jahr mehr über das Evangelische Deutschland verbreitet, denn wie gering an Umfang sind die bisherigen Gegenwirkungen der neu erwachten Predigt des Evangeliums! Was uns aber bevorstände, wenn die dicke Nacht jener gänzlichen Unwissenheit einmal auf unserem Vaterlande lasten würde, das können wir mit unserem kurzen Blicke jetzt schwerlich ermessen. Doch können wir aus dem, was wir vor Augen sehen, aus dem Samen der jetzt ausgestreut wird, aus den Früchten, die jetzt schnell reifen, darauf schließen. Der Mund der Wahrheit spricht, und die tägliche Erfahrung bestätigt es: „was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch." Wenn es dahin käme, daß Niemand in Deutschland mehr etwas wüßte von der Erschaffung der Welt und der Menschen, von ihrem Stande der Unschuld und ihrem Falle, vom Zorne Gottes über die Sünde, von dem geoffenbarten Worte Gottes, von der Versöhnung, die Jesus Christus gestiftet hat, und von seiner Wiederkunft zum Weltgericht, dann würden nicht allein die christlichen Kirchen in Deutschland untergegangen, sondern auch die Thronen und Staaten in Trümmer gefallen seyn, und die Barbarei des Heidenthums würde die Zerstörung aller christlichen Cultur begonnen haben. Wir wissen nicht, was Gott in seinem gerechten Gerichte über uns beschlossen hat; uns liegt es ob, auf die Zeichen der Zeit zu merken, zu beten und zu arbeiten, so lange es Tag ist.

Wie viel schwärzer ist doch die Nacht, die uns jetzt bedroht, als diejenige war, auf welche das Licht der Reformation folgte. Man vergleiche jenes furchtbare „Nichts — Nichts — Nichts" mit den Grundwahrheiten, welche die Römische Kirche, wenn gleich durch Menschenlehre verunstaltet, fortwährend lehrt.

Auf die Finsterniß des Papstthums folgte in unserem Vaterlande die schöne Zeit der Gnadenheimsuchung Gottes, von der Luther 1530 aus Coburg an den Churfürsten Johann den Beständigen so lieblich schreibt: „Es wächset jetzund daher die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein, mit dem Catechismo und Schrift wohl zugerichtet, daß mir es in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Mägdlein mehr lernen, glauben und reden können, von Gott und von Christo, denn zuvorhin und noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekannt haben und noch können. Es ist fürwahr solches junge Volk in Ew. Churfürstlichen Gnaden Lande ein schönes Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht ist." Ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab! Denn Finsterniß bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker.

Schreiben der Königin von Polen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, Eleonora Eberhardina von Bayreuth, an Ihro Hoheit den Churprinz von Sachsen, Friedrich August, d. d. Pretsch den 31. October 1717. *)

Mein Sohn!

Wenn du den Jammer sehen solltest, welchen ich über die erbärmliche Nachricht deines unglückseeligen Abfalls von der wahren seeligmachenden Erkenntniß Gottes empfinde, so zweyfele ich nicht, woferne du mit deinem wahren Gott nicht auch deine stets treue Mutter verleugnet hast, dein kindlich Hertze werde über meine häuffige Trähnen brechen. O! Schmertzens-Sohn! Meine Trähnen sind wohl meine Speiße Tag und Nacht, indem ich arme Mutter nicht zeitliche Güther, sondern den Verlust deiner Seeligkeit, den höllischen Schaden deiner Seele beseufftzen und bejammern muß. Ich weine mit Rachel über mein Kind, und will mich nicht tröften laßen, denn es scheinet mit ihm gar aus zu seyn. Aber ist noch nicht alle Schuldigkeit zu dem 4ten Gebothe gegen deine Mutter bey deinen angenommenen Irrthümern in dir verlohren, ach! so höre mich doch durch diesen Trähnen-Brief mit dir reden. Mein Sohn, du Sohn meines Leibes! Höre mich doch, damit dich dein Gott auch höre! Ich bin deine Mutter, mein Sohn; du Fleisch von meinem Fleisch! von mir hast du, wie dein Gewißen dir saget, alle Mütterliche Treue, die dir gewiß versprochen, daß in solchen Dingen, daran uns Christen am allermeisten gelegen, deiner Seele ewige Freude und Seeligkeit betreffend, ich dein Bestes suchen und verlangen werde.

Verfluchte Mutter! eine Seelen-Mörderin und keine Mutter, welche entweder aus unbedachtsamer Uebereilung, blind eingenommener Meynung oder zeitlichen Respects wegen, ihrem Kinde, so auf dem Wege des Lebens begriffen, den Weg zum ewigen und höllischen Schwefel-Pfuhl rathen sollte. Wehe einer solchen Mutter, die müße mit allem Recht nach Christi Ausspruche, Luc. 10, 16., gehasset, und von keinem Kinde gehöret werden. Mich befreyet von dem Argwohn eines so erschrecklichen Beginnens, und giebet mir Zeugniß, daß ich mein Kind aus den Klauen des Satans meinem blutigen Jesu hinzuführen mich bemühet, das unbetrügliche Wort meines lebendigen Gottes, mein wohl unterwiesenes unschuldiges Gewißen, so der strenge Richter der Lebendigen und der Todten, mein Jesus, entdecken wird. Und also zwinget dich, lieber Sohn, deine Mutter, die sich mit hunderttausend Trähnen zu deinen Füßen wirfft, gehorsamst anzuhören, die Sorgfallt, so du auf deine Seeligkeit tragen mußt. Verachte mich nicht auf Anstifften deiner Verführer, daß ich ein Weib, so von Religions Sachen und Streitigkeiten zu urtheilen, und mit dir zu handeln sich unterwinde.

Du weißt ja selber, liebes Kind, daß mich die unendliche Gnade Gottes in einer solchen Kirche hatt laßen gebohren werden, allwo man nach Art der alten heiligen Apostel Kirche, auch denen Weibern in der Schrifft zu forschen, und das ewige Leben zu suchen, willig verstattet, allwo auch Weibs-Persohnen, wie die Groß-Mutter des heil. Timothei Lois und Eunicke, 2 Tim. 1, 5., als Paulus von ihm rühmet, die Glaubens Geheimniße zu erlernen, bei Verlust ihrer Seeligkeit angehalten werden, wann ein jeder gerecht ist, er sey Manns- oder Weibs-Persohn, Ebr. 11, 4. (?) Wie ich diese Vermahnung allezeit in Acht genommen, und das Wort meines Gottes meines Hertzens Lust und Freude seyn laßen, wird dich dein eigen Gewißen überführen. Eben nach diesem wahrhafftigen und unbetrüglichen Worte Gottes, so auch der Höllen Pforten nicht überwältigen können, gründet sich mein Ausspruch, und schreibe mit gebrochenem Hertzen, daß du Unglückseeliger! dich zu einem solchen Glauben verführen laßen, welcher nichts, als die ewige Verdammniß nach sich ziehet. Unsere Gottesgelahrten haben dieses deinen Verführern gründlicher, scharffsinniger und ausführlicher schon längst erwiesen. Ich bleibe bey solchen Beweißthümern, die meine Christliche Klugheit aus ihrer Bibel erlernet. Sollte das eine heilige und seeligmachende Religion seyn, die sich vor der heiligen Bibel, die doch das eintzige Buch, woraus wir unsere Seeligkeit erlernen können, Joh. 20., scheuet! Vor der Bibel als ihrem abgesagten Feinde sich hefftig fürchtet? Ihrem Urtheil sich durchaus nicht unterwerfen will, damit man hinter ihre Falschheit und Betrügerey nicht kommen möge? Das Bibel-Buch, so doch Jesus allen Menschen zu lesen anbefohlen, Joh. 5., ihren Kindern als ein schädlich Buch aus den Händen reißet, und darinnen nachzuforschen, mit Drohung des grausamen Fluchs verbiethet? O verdammliche Lehre! Das Wort, das sie verachtet haben, wird sie nach Christi Ausspruch verfluchen und verdammen am jüngsten Tage, Joh. 12. Sollte nun wohl dieses eine heilige und seeligmachende Lehre seyn, welche dasjenige Mittel unserer Seeligkeit stets spaltet? Mußt du mir armes verführtes Kind solches nicht selbst bekennen? Bekenne mir, was deine Augen gesehen, und deine Ohren gehöret haben. Wo bleibet der Kelch bey Genießung des hochheiligen Abendmahls, welchen doch unser sterbender Jesus so ernstlich angeordnet und eingesetzet hatt?

Spaltet man nicht recht hönisch solche Ordnung? Entziehet man nicht solchen den Communicanten, Jesu recht zum Trotz, und hält ihn vor gantz unnöthig? Mich düncket, es habe über diese Lehre der heilige Geist ein Urtheil gefaßet; wer davon abthut, von der Ordnung Jesu, so wird Gott abthun sein Theil von dem Buche des Lebens und von der heiligen Stadt, Apoc. 22, 19. Hast du nicht gehöret, wie der Mensch mit seinen guten Wercken auch seine Seeligkeit verdienen müße? wodurch das schmertzliche Blut des gemarterten Jesu, gleich als ob es nicht vollgültig zu der Menschen Seeligkeit wäre, gewaltig gelästert wird, da mich doch meine Bibel versichert, daß wir alleine durch

---

*) Dies merkwürdige Schreiben ist unseres Wissens früher noch nie gedruckt worden. Wir theilen es mit als eine Reliquie aus einer früheren besseren Periode unserer Kirche.

Anmerk. der Red.

das Blut Jesu seelig werden, Apocal. 12. Hergegen die durch eigene Wercke den Himmel suchen, den ewigen Fluch auf sich laden, Ps. 111, 20. (?) Sollte das eine heilige und Himmelfahrende Lehre seyn, welche zu muthwilliger und unzähliger Abgötterey, Anruffung der Heiligen, und Niederfallung vor den Bildern, ihre Kinder anweiset, da der klare Ausspruch Gottes ist: Der Abgöttischen ihr Theil wird seyn in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet, welches ist der andere Tod, Apocal. 20. Siehe, elendes Kind (denn ich muß nunmehro schließen, und andere, verdammnißwürdige Irrthümer mit Stillschweigen übergehen, weil die Trähnen die Feder immer zurückhalten), solche verfluchte Lehre, dessen Ende die Verdammniß, hast du leider! angenommen, und in solchen Stricken des Teuffels gehest du bey deinem Papistischen Glauben einher. Ach liebes Kind, bleibt dir dennoch die Bibel so lieb, so lieb dir dein brünstig liebender Jesus selbsten ist, so mache dich wieder los von solchen Stricken des Teuffels: Gehe aus von den Papistischen Finsternissen, damit du auch nicht ihre Plage empfindest, und ich beschwöre dein Gewissen, bekenne nur die Wahrheit, wie denn auch deines Hertzens Gedanken, so mein allwißender Jesus einst offenbahren wird. Ist es nicht wahr, nichts hatt dich zu Annehmung dieser Lehre gelocket, als ein zeitlicher Gewinst, Verheißung eines Ehren Amts und reichen Unterhalts. Aber verachte alle diese Zusage, denn was hilfft es dir, wenn du auch die gantze Wellt gewinnest, und nähmest Schaden an deiner Seele? Meinest du, daß auch die grösten Reichthümer gedeyhen können, da ich bey deinen Boßheiten und Verleugnung Gottes dir zu fluchen von Gott selbst gezwungen werde?

Weist du nicht, daß der Mutter Fluch der Kinder ihre Häußer und Vermögen niederreiße, und dich einstens gar von Land und Leuten verjagen könne?

Wir Evangelische haben einen reichen und gnädigen Gott, der alle, die auf ihn trauen und fromm leben, reichlich versorgen, und ernähren kann und will, der auch, wenn es nöthig, die Elenden erhöhet, und die Hungrigen mit Güthern füllet.

So stehet dir auch, liebes Kind, mein mütterlich Hertze offen, so sich deiner allezeit annehmen wird, ach so erbarme dich doch, mein Sohn, du Sohn meines Leibes, welchen ich mit großen Beschwerden unter meinem Hertzen getragen, und so sorgfältig ernähret habe. Erbarme dich über deine arme Mutter, die du sonst mit Hertzeleyd in die Grube bringen wirst, ja erbarme dich über deine eigene arme Seele, und kehre wieder zu der Evangelischen Wahrheit, damit ich nicht allein hier, sondern auch dort, bey deinen seel. Vätern mit dir in der ewigen Freude bey Jesu leben möge.

In Entstehung deßen, möchte ich wünschen, daß mein Leib dein Grab gewesen wäre, damit ich dich nicht in der höllischen Finsterniß aus dem Schooß Jesu erblicken dürffe.

Nun kehre wieder, liebes Kind, mit dem verleugnenden Petro, damit Gott, dein himmlischer Vater, um Christi Heyl und beständigen Bekenntniß willen, dir deine Fehler vergebe, und ich deine bishero betrübte Mutter zu frohlocken habe: Dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig worden, Luc. 10, 4. O seeliger Tag! o! seelige Stunde, o erwünschte Post, so mich deßen berichten wird. Und darum will ich Gottes Güte Tag und Nacht anruffen, zweyfele auch nicht, Gott werde mein Gebeth und heiße Trähnen erhören, denn es kann doch kein Weib ihres Kindes vergeßen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes, darum will ich in keinem Gebeth deiner, o! du

in der grösten Seelen-Gefahr Schwebender, bey meinem Gott vergeßen,

Deine

dich zwar brünstig liebende, aber auch über deinen erschrecklichen Abfall unaufhörlich seufzende und bitterlich weinende Mutter

Eleonora Eberhardina
von Bayreuth.

Pretsch
d. 31. Octbr.
1717.

Litterarische Anzeige.

Der Rationalismus nach seinen philosophischen Hauptformen und in seiner historischen Gestalt. Von Voigtländer. Leipzig 1830, bei Vogel (kl. 8. br. 84 S. Preis $\frac{1}{3}$ Rthlr.).

Es ist neulich in der Ev. K. Z. (Jahrg. 1830, № 102 u. 103.) eine Schrift gegen den Rationalismus *) angezeigt worden, welche die größte Aufmerksamkeit verdient, da sie unmittelbar vom practischen Leben und Interesse aus die Vertheidigungen und Beschönigungen des rationalistischen Unwesens bündig widerlegt. Ihr Verf. bemerkte in der Vorrede, daß er mit keinem der Gläubigen, die in der Hallischen Sache betheiligt gewesen, in Berührung stehe, und ist bereit, sich zu nennen, wenn man nur erst die mitgetheilten Thatsachen und Gedanken ohne Rücksicht auf Namen erwogen habe. Hier ist nun ein anderes, auch sehr beachtenswerthes Votum gegen den Rationalismus, abgelegt von einem Manne, der ebenfalls (unseres Wissens) noch nie gegen ihn aufgetreten ist und durch seine ganze Betrachtungs- und Ausdrucksweise sich als einen nicht sowohl kirchlich-theologisch wie philosophisch Gebildeten darstellt. Wenn jener Evangelische Geistliche besonders von der Erfahrung aus sich gegen die Vertheidigung wandte, die dem Rationalismus von Seiten des Halbglaubens zu Theil ward, und deshalb für alle Gebildeten schrieb, namentlich aber für die Anhänger irgend eines dem Evangelischen sich annähernden Idealchristenthums, setzt Voigtländer, besonders im ersten Theile seiner Schrift, bei seinen Lesern streng wissenschaftliche Bildung voraus, indem er den Rationalismus von der wissenschaftlichen Seite angreift, und zwar gradezu den frecheren Rationalismus, aber so, daß er ihn durch sein eigenes frechstes Extrem auf sein wahres Wesen zurückführen und über sich selbst in's Klare bringen will.

Wie viele Hauptclassen des Rationalismus es gebe, ist die im ersten Theile der Schrift beantwortete Frage. Die Antwort läßt uns Klarheit und Festigkeit der Ueberzeugung nicht verkennen; die Deduction aber holt für den engen Raum zu weit aus und kann daher nicht so ganz befriedigen (S. 3—16.). Der Verf. spricht hier ausführlicher von den Kirchenvätern, als von den neueren Theologen, Schleiermacher ausgenommen, mit dem er selbst gegen die Identificirung und Vermischung von Christenthum und Philosophie protestirt, den er aber auch anklagt, selber (nach eigenem Geständnisse von einem neuen Systeme der Philosophie ergriffen) dies Gesetz übertreten zu haben (S. 12—14.). Trefflich ist die folgende Untersuchung, welches die Hauptformen der Philosophie (und folglich auch des Rationalismus) seyen. Die Grundeintheilungen Jakobi's und Krug's (als Repräsentanten der zwei gangbarsten Systeme) werden verglichen, und die des Letzteren nach der Jakobi'schen berichtigt, mit Nachweisung eines groben logischen Versehens in Krug's Eintheilung, dem zufolge sein eigenes System mit dem von Spinoza in

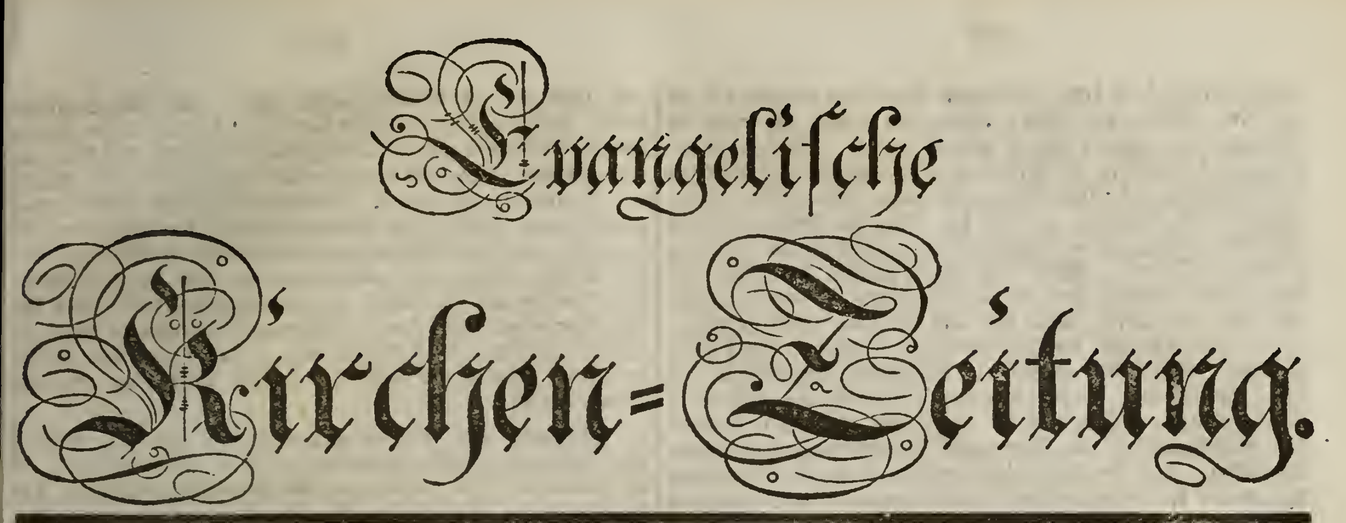
*) Ueber falschen und wahren Protestantismus, u. s. w. (Zerbst bei Kummer.)

eine Classe falle müßte, obgleich er Kant und Jakobi für seine Vordermänner ausgebe, und nicht anstehe, von des Ersteren Critik der reinen Vernunft zu behaupten, sie habe die transcendentale Synthese als absoluten Grenzpunkt des Philosophirens stets im Auge behalten, ob sie ihn gleich nirgends bestimmt angezeigt, dem Anderen aber durch offenbare Verdrehung einer seiner Aeußerungen dieselbe Tendenz beizulegen. Da nun durch Nachweisung jenes Versehens und der Grundlosigkeit dieser abentheuerlichen Behauptungen die Form des Synthetismus wegfällt, so bleiben der Philosophie nur noch die beiden Formen des Dualismus oder Theismus und des Antidualismus oder Antitheismus = Naturalismus (Atheismus und Pantheismus) übrig. Hierauf wird eine andere Eintheilung der Philosophie berücksichtigt, die des Sextus Empirikus, in den Dogmatismus oder Scepticismus (entweder den absoluten, transcendentalen, wie den der alten Academiker, oder den logischen der Zetetiker), welcher letztere aber, als bloß negativ, nicht für ein philosophisches System gelten kann, so daß bloß die Dogmatiker übrigbleiben, welche sich in die zwei Hauptclassen Jakobi's ordnen. Mit dieser doppelten Abtheilung darf aber die neuerlich in der Theologie gemachte Unterscheidung von Rationalismus und Naturalismus nicht verwechselt werden, da diese auf einem willkührlichen, antihistorischen Sprachgebrauche beruht, und nur in der Absicht vorgebracht wurde, den Rationalismus von dem verrufenen Naturalismus zu sondern und mit dem Theismus zu identificiren. Da aber „noch heutiges Tages zwischen natürlicher und Vernunftreligion ganz und gar nicht unterschieden wird," so kann auch der Rationalismus in seinen verschiedenen Systemen entweder theistisch oder antitheistisch seyn. Nun aber kennt nur das Christenthum einen lebendigen Gott, Krug wie Jakobi müßten consequenterweise dies anerkennen, daß nur in ihm die Synthese des Realismus und Idealismus zu finden ist. Krug, der dem Christenthume nur die drei Hauptideen der Kantischen Philosophie läßt, müßte dahin kommen, wohin Fichte und seine Anhänger, welche sich rühmten, durch sie würde „„das Schulgeschwätz von einem lebendigen Gotte niedergeschlagen, damit die wahre Religion des freudigen Rechtthuns sich erheben könne."" „„Die orthodoxen Begriffe der Gottheit (gesteht offen Lessing) sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Ἓν καὶ πᾶν, ich weiß nichts Anderes!"" Die Philosophie als Wissenschaft ist „ein Product des Heidenthums, welches selbst in seinen Platonen den Kosmotheismus nicht verläugnet hat, der zugleich mit der Wissenschaft entstanden ist." Ein rationalisirtes, nach seinem doctrinären Elemente mit der Philosophie des Heidenthums identisch gewordenes Christenthum führt nothwendig zum Pantheismus, und wenn ein Wegscheider auch versichert, die rechte Vernunft könne nur den Theismus billigen, bestätiget die Geschichte des von Xenophanes bis auf Spinoza, vom Ganges bis zum Rheine sich erstreckenden Pantheismus den entgegengesetzten Ausspruch des genialen Jordanus Bruno, bis zum Begriffe Gottes vermöge man durch das natürliche Licht nicht zu gelangen, das bloß zur Erkenntniß einer allvermögenden Weltseele verhelfen könne, sondern nur durch den Glauben an Uebernatürliches, durch ein übernatürliches Licht.

Dies ist kürzlich der Inhalt der ersten Abtheilung, deren Ueberschrift man nun begreifen wird: „Die Philosophen, namentlich Krug und Jakobi. Eine Protestation vom 19. April 1829." Die der zweiten lautet entsprechend: „Die Rationalisten, namentlich Wegscheider und Reimarus. Ein Bekenntniß zum 25. Juni 1830." Wenn es dort sich um die doctrinäre Seite des Christenthums handelte, wird hier die historische besprochen, da in Bezug auf jene der Rationalismus ganz und gar von den Philosophien abhängig und ohne alle Eigenthümlichkeit ist. Es handelt sich um die Auffassung der Person Christi. „Während der Supernaturalismus, richtiger: Christianismus, diesen auffaßt, wie ihn die Apostel begriffen und dargestellt haben, so verläßt dagegen der Rationalismus, richtiger: Antichristianismus, die apostolische Ansicht, und vertauscht sie gegen diejenige, welche ihm von der recta ratio als die wahrscheinlichste dargeboten wird." Die rationalistische Schule fällt also der Sache nach mit der jüdischen Synagoge zusammen. Die Evangelien als Schutzschriften und zur Verherrlichung Jesu, als des theocratischen Christus, von seinen Jüngern verfaßt und aus Pietät mit Mythen ausgeschmückt, können ihr keinen Aufschluß über das nackte Leben Jesu geben. Wegscheider selbst spricht dies aus, daß „man jetzt nach Verlauf so vieler Jahrhunderte sich fast vergeblich mühen werde, die wahre Beschaffenheit der erzählten Dinge zu erforschen" (Inst. §. 49.). Es bleibt ihr also, da sie nicht mit den Aposteln Jesum für den geistlichen Erlöser durch Leiden und Tod halten und seine ganze Person und Geschichte ihnen zufolge von diesem Standpunkte aus betrachten will, keine Wahl, als ihn so zu beurtheilen, wie die Juden, die Pharisäer und das Synedrium (die Einzigen außer seinen Jüngern, welche treue historische Nachrichten von ihm hatten) ihn beurtheilten, als einen weltlichen Erlöser durch Revolution. Wirklich fand auch der scharfsinnige Reimarus in den Lehren von Christi vollgültigem Erlösungstode, seiner Auferstehung und Wiederkunft zum Gericht die drei Hauptartikel des apostolischen Lehrgebäudes; er selbst aber als consequenter und freimüthiger Rationalist adoptirte die angegebene Ansicht des Synedriums. Freilich muß man, wie sein Sohn bemerkte, bedenken, „„daß er sie (die Wolfenbütller Fragm.) in den Jahren 1767 und 1768 schrieb, als man noch Alles nach dem klaren Wortverstande nahm und die neueren Auslegungen, damit sich Manches lenken und wenden läßt, noch nicht aufgekommen waren."" So müßte auch Wegscheider, wenn er geschichtlich verfahren wollte, Jesum entweder für den wahren oder für einen falschen Messias halten, statt daß er jetzt meint, woran nicht einer der Augenzeugen dachte, Jesus sey wohl weder das Eine noch das Andere gewesen, sondern „„habe fast nichts als den reineren Mosaismus gelehrt,"" da er „„sich selbst auf's Festeste überzeugt hatte, er sey der Messias und ein göttlicher Lehrer, entsprechend den Vorstellungen des Volks."" Aber auch hiebei fragt es sich ja noch immer, ob nicht Reimarus Recht habe und Christus entsprechend den Volksvorstellungen ein jüdisch-politischer Messias gewesen sey, der als solcher nothwendig auch als Lehrer auftreten mußte. Sein System ist das allerconsequenteste, und darin liegt sein Beruf, die inconsequenteren, kraftloseren Systeme des antichristlichen Rationalismus niederzuschlagen. Schon Reinhard trennte die Rationalisten in zwei Haufen, deren kleinerer wisse, was er wolle: wahre Rationalisten, die es aber nicht heraussagen, sondern die Masse der Aufgeklärten, die, was sie wolle, nicht wisse, allmählig an stärkeres Licht zu gewöhnen suche. Diesen nun gibt der Verf. schlüßlich das Wort Lessing's zu bedenken: „Wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gerne ihr Kuppler seyn, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen solchen Kuppler der Wahrheit."

Wir wünschen, daß dieser Auszug unsere Leser angezogen und Manche eingeladen habe, die Schrift selbst zu lesen; die Rationalisten, denen dieses Blatt zu Gesichte kommt, werden daraus (denn Schriften gegen ihr System pflegen sie eben nicht gern zu lesen) ersehen, daß ihre Gegner nichts weniger als den wissenschaftlichen Kampf scheuen, während sie sich jetzt so behutsam daraus zurückziehen, aus Furcht, auch das mühsam zusammengeborgte und erhaltene Ansehen noch völlig zu verlieren.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 6. April. № 28.

Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur.

Dieser Gegenstand ist schon früher einmal in diesen Blättern in einem zwar kurzen, aber lebendig geschriebenen Aufsatze (Auch Etwas, das für unsere Zeit Noth thut, Jahrg. 1830, № 15.) in Anregung gebracht worden, und zwar mit solchem Erfolge, daß an mehreren Orten die Einrichtung christlicher Leseinstitute schon begonnen hat, an anderen grade jetzt beabsichtigt wird. Wir finden uns dadurch um so mehr aufgefordert, den wichtigen Gegenstand, der Aufforderung jenes Verf. folgend, nach mehreren Beziehungen weiter zu erörtern.

Den Zweck und Nutzen eines solchen Unternehmens scheint uns der Verf. zu beschränkt zu bestimmen, wenn er es gewissermaßen als ein nothwendiges Uebel, ein kleineres statt des größeren, leider schon vorhandenen, als einen Versuch betrachtet, der nun einmal zu allen Ständen hindurchgedrungenen Lesewuth eine bessere Richtung zu geben, wenn er, wie es scheint, nur von diesem Standpunkte aus den Einwand für widerlegbar hält, als würde hiedurch dem Lesen der heiligen Schrift Abbruch geschehen. Wir läugnen keinesweges, daß auch dieser Zweck statt findet, daß er speciell in unserer Zeit einen bedeutenden Nebengrund abgibt, daß er daher auch bei der Auswahl der Schriften keinesweges unberücksicht gelassen werden darf, daß eine gewisse sonst fast entbehrliche ganze Classe derselben mit vorwiegender Rücksicht auf ihn aufzunehmen sey; allein wir behaupten, daß der Hauptzweck ganz hievon unabhängig ist, daß er bleiben würde, wenn es auch gar keine weltlichen Leihbibliotheken und keine Lesewuth gäbe.

Allerdings ist die heilige Schrift die alleinige und vollkommen genügende Quelle und Norm für unseren Glauben und für unser Leben. Allein, um aus dieser Quelle zu schöpfen, und dieses Richtmaaß auf die rechte Weise anzulegen, bedarf es der lebendigen Anleitung. Ohne sie ist die heilige Schrift für die Meisten ein todter Buchstabe. Diese Anleitung nun gewährt, was das Wesentliche, was den Kern betrifft, allein der heilige Geist, allein es ist ein gefährlicher, der Natur der Sache nnd der Erfahrung widersprechender Irrthum, wenn man wähnt, daß sie den Individuen in ihrer ganzen Vollständigkeit direct und unmittelbar zu Theil werde. Bei jedem Einzelnen stehen Heiligung und Erleuchtung in nothwendiger Wechselwirkung; dem Ungeheiligten und Jedem, insofern er noch nicht geheiligt ist, kann der heilige Geist den Sinn der heiligen Schrift nicht aufschließen. Das Verständniß eines großen Theiles der Schrift setzt einen Reichthum und eine Tiefe der inneren Erfahrung voraus, wie beide bei keinem, auch dem gefördertsten, vollständig, bei dem Anfänger im Christenthum nur ihrem ersten schwachen Anfange nach vorhanden sind. Wird nun in Bezug auf das Verständniß der Schrift Jeder bloß auf die unmittelbare Erleuchtung des heiligen Geistes gewiesen, so ist die nothwendige Folge die, daß jeder Mangel in der Heiligung, jede Unvollkommenheit in der Erfahrung zugleich Irrthümer und Mißverständnisse in der Lehre erzeugen, welche dann wieder auf das Fortschreiten in der Heiligung und in der Erfahrung den nachtheiligsten Einfluß ausüben. Es geschieht auf diese Weise, daß das Ziel jedesmal kein anderes ist, als der Standpunkt, auf dem man sich grade befindet, womit nothwendig aller Eifer erkalten, und alles Weiterstreben erlahmen muß. — Dazu kommt noch ein anderer Grund. Fortgeschrittene Heiligung und tiefe Erfahrung sind zwar die nothwendigen Bedingungen des Schriftverständnisses; doch findet in Bezug auf dasselbe nichts destoweniger bei denen, bei welchen sich diese Bedingungen in gleichem Grade vorfinden, eine große Verschiedenheit statt. Die Schriftauslegung ist eine Gnadengabe, ein Charisma, welches der Herr der Kirche zu ihrem Besten einzelnen ihrer Glieder in ganz besonderem Grade ertheilt, doch so, daß er keinem diese Gabe ohne Maaß gibt, daß vielmehr durch die Vereinigung dieser Gaben, durch die Benutzung des den Früheren zu Theil Gewordenen durch die Späteren der Reichthum der Schrift einigermaßen erschöpft wird.

Es ist daher, auf die Natur der Sache gesehen, von allen Seiten betrachtet, Hochmuth, wenn wir mit Verschmähung alles dessen, was der Geist Gottes Anderen zugetheilt hat, darauf Anspruch machen wollen, einzig durch die unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes das Verständniß der Schrift zu erlangen. Es ist ein nothwendiger Ausfluß der wahren Demuth, wenn wir zu diesem Zwecke alles dasjenige benutzen, was der Herr durch seine geheiligten Werkzeuge seiner Kirche geschenkt hat. Freilich prüfen sollen wir Alles durch den uns einwohnenden heiligen

Geist, weil auch in dem geheiligtsten Werkzeuge Gottes sich neben dem Fleische der Geist, neben dem Lichte von oben die Finsterniß der eigenen Natur geltend macht, diejenigen ausgenommen, bei welchen der Herr das ordentliche Wechselverhältniß von Heiligung und Erleuchtung aufgehoben hatte. Die Unterlassung dieser Prüfung, wie sie die Römische Kirche von ihren Gliedern verlangt, ist ein Erzeugniß einer falschen, vor Gott verwerflichen Demuth. Allein wir sollen zugleich das Beste aus dem ganzen großen, uns von den Männern Gottes hinterlassenen Erbe behalten, Alles das was der Herr ihnen gegeben.

Sehen wir auf die Erfahrung, so gewinnen wir dasselbe Resultat. Wäre die vollständige Erkenntniß der Schrift das Werk des Geistes Gottes in jedem Einzelnen, wie erklärte es sich denn wohl, daß wir in der klaren und richtigen Erkenntniß der Schriftwahrheit ein stufenweises Fortschreiten wahrnehmen, bis endlich, was das Wesentliche betrifft, durch die Reformatoren, welche die Lehre von der Rechtfertigung in den Mittelpunkt stellten und alle übrigen Lehren in die rechte Abhängigkeit von derselben setzten, die höchste Stufe erreicht wurde? Ist es wohl zu erwarten, daß der Einzelne, wenn er seinen Weg wieder von vorne anfängt, dasjenige Ziel erreichen wird, zu dem ganze Jahrhunderte auch bei redlichem Streben nicht zu gelangen vermochten? Wie Manchen sehen wir von jedem Winde der Lehre hin und hergetrieben, von jedem kindischen, längst vernichteten Einfalle fortgerissen, weil er in eitler Selbstgenügsamkeit nur nehmen will, was ihm allein gegeben worden! Wie Manchen sehen wir in Anfechtungen ohne Rath und ohne Trost, weil er in der Schrift das Heilmittel nicht zu finden weiß, was Andere, Erfahrnere und Gefördertere aus dem in ihr liegenden Stoffe bereitet haben! Wie Mancher weiß in schwierigen Fällen nicht, was zu thun und was zu lassen, weil er es verschmäht, in die Versammlung der Weisen zu gehen, und dort sich Rath zu holen!

Ist nun dargethan worden, daß die Lesung der Schriften anderer gotterleuchteter Männer neben der heiligen Schrift nützlich und nothwendig sey, und daß ohne sie der Zweck der Lesung der letzteren nicht vollkommen erreicht werden kann, es sey denn, daß der Segen, der aus ihnen geschöpft werden kann, durch eine lebendige christliche Gemeinschaft theils ersetzt, theils mittelbar erhalten werde, so ist zugleich der Nutzen und die Nothwendigkeit von Anstalten erwiesen, welche den Gebrauch dieser Schriften erleichtern.

Geben wir jetzt einige Bemerkungen über die zweckmäßigste Einrichtung solcher Anstalten. Das Nothwendigste scheint uns hier zu seyn, daß jedes derartige Unternehmen von einem Manne geleitet werde, bei dem Festigkeit der Lehre sich mit Tiefe der Erfahrung und dem Vermögen der Geisterprüfung verbindet. Ein solcher Mann ist für das Unternehmen selbst dann noch erforderlich, wenn wir uns die Auswahl der Bücher, von der nachher, auf's Beste getroffen denken. Wenigstens ist die Benutzung eines christlichen Leseinstitutes nach der bei Leihbibliotheken üblichen Art, mit manchen Uebelständen verbunden und den Zweck des Unternehmens nur zum Theil zu erreichen geeignet. Auch die an und für sich vortrefflichsten Schriften können mehr nachtheilig als vortheilhaft wirken, wenn sie von Solchen gelesen würden, auf deren Zustand sie nicht berechnet sind. So z. B. Schriften, in denen vorwiegend die Früchte des Glaubens hervorgehoben werden, oder auch der Christus in uns, wie Thomas a Kempis, und selbst Arndt's wahres Christenthum und die Sachen von Spener und Franke, bei denen, welche sich noch in dem gesetzlichen Zustande befinden, und den Christus für uns noch nicht fest im Glauben erfaßt haben. So die Schriften, welche auf geängstete Gewissen berechnet, die subjectiven Bedingungen der Rechtfertigung sowohl, wie die Früchte derselben ganz außer Augen lassen, bei denen, welche geneigt sind, die Gnade auf Muthwillen zu ziehen. Außerdem liegt die Gefahr einer gedankenlosen Leserei, der Vernachlässigung der Beziehung auf das Herz, des Zurücktretens der selbstständigen Beschäftigung mit der heiligen Schrift sehr nahe, wenn ihr nicht durch mündliche Hinweisungen auf den Zweck, zu welchem jede Schrift grade diesem Leser dienen soll, durch nachherige Besprechungen über den Inhalt derselben, durch Ermahnungen, nicht über dem Mittel den Zweck, das Verständniß der heiligen Schrift zu vergessen, vorgebeugt wird.

Derjenige nun, welchem natürlicherweise eine solche Leitung des Institutes in jeder Gemeinde obliegt und gebührt, ist ihr Seelsorger. Ist das unnatürliche Verhältniß eingetreten, daß der Seelsorger, weil er nicht für seine eigene Seele gesorgt hat, nicht für die ihm anvertrauten Seelen sorgen kann, so ist sein natürlicher Stellvertreter derjenige unter den Gläubigen, welchem Gott die oben bezeichneten, zu diesem Geschäfte erforderlichen Eigenschaften verliehen, und das Vertrauen seiner Glaubensgenossen geschenkt hat.

Was das Nähere über die äußere Einrichtung des Institutes betrifft, so beziehen wir uns um so mehr auf den früheren Aufsatz, da die dort gemachten Vorschläge sich schon durch die Erfahrung bewährt haben.

Wir kommen jetzt zu der Auswahl der Schriften. Auf die wichtige Frage: „Aus welchen Schriften soll eine solche christliche Leihbibliothek bestehen?" antwortet der Verf. des früheren Aufsatzes: „Aus allen solchen, in denen der Geist Gottes weht, mögen sie sich auch in den verschiedensten Formen bewegen, mag die Uniform auch noch so verschieden seyn, in der sie einhergehen, wenn sie nur zu den christlichen Kriegern, die mit dem Schwerdte des Geistes und dem Schilde des Glaubens unter dem Panier des Kreuzes fechten, gehören." Diese Antwort möchten wir nicht ganz unterschreiben, am wenigsten dann, wenn wir uns einen in jeder Beziehung tüchtigen Leiter des Institutes hinwegdenken, welcher das eine scharfe Prüfung und Sichtung Erfordernde nur denen mittheilt, welche die Gabe dazu besitzen. Auf einen solchen Leiter aber darf um so weniger mit Sicherheit bei der Einrichtung eines solchen Institutes gerechnet werden, da dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt fortbesteht, während die leitenden Personen wechseln. Stimmte man der Antwort des Verf. bei, so müßte man Schriften, wie die von Jakob Böhm, dem Niemand, der seinen Lebenslauf kennt, und der seinen „Weg zu Christo" gelesen, lebendiges Christenthum absprechen wird, wenn nicht gar, was allerdings zweifelhaft seyn kann, die von Gichtel, in die Sammlung aufnehmen. Wie viele wohlgesinnte, aber schwache Christen durch die Lesung dieser Schriften, in denen die Scheidung des Wahren und Falschen, und die richtige Auffassung des ersteren, so geübte geistige Sinne erfordert, von dem richtigen Wege, von der Einfalt in Christo abgeführt worden, ist bekannt. Aufnehmen müßte man Schriften, wie die von Petersen, in welchen die Lehre von der Wiederbringung, dem natürlichen Menschen, und also auch dem Fleische des Christen so angenehm und so sehr geeignet, es gegen den Geist zu stärken, mit allem Feuer der Beredsamkeit, und mit dem Scheine gründlicher Beweisführung aus der Schrift gepredigt wird. Aufnehmen Schriften, wie die mancher gläubigen Katholiken, in de-

nen sich neben anderen Irrthümern ihrer Kirche meist ein größerer oder geringerer Ueberrest der falschen Lehre derselben in Bezug auf die natürlichen Kräfte des Menschen und die Rechtfertigung findet. Bedenkt man nun, wer diejenigen sind, für welche das Institut bestimmt ist, eine sehr gemischte Gesellschaft, deren Mehrzahl sich noch in den ersten Anfängen des geistlichen Lebens und der Schrifterkenntniß befindet, und außerdem nicht Verstandesbildung genug hat, um den blendend vorgetragenen, sich dem alten Menschen ohnehin einschmeichelnden Irrthum von dieser Seite her mit Glück bekämpfen, und nicht psychologischen Scharfsinn genug, um ihn aus seinem wahren Grunde ableiten zu können, — bedenkt man ferner, daß grade unsere Zeit sich in Folge der langen vorhergegangenen Periode des Unglaubens vor allen früheren durch große Unkenntniß und Unklarheit in Bezug auf die reine Lehre auszeichnet, und daß die Gefahr der Irreleitung daher in ihr ganz besonders groß ist, so wird man uns vielleicht beistimmen, wenn wir, ohne dem sonstigen Werthe der auszuschließenden Schriften zu nahe zu treten, und ohne dadurch ein verwerfendes Urtheil über den christlichen Standpunkt ihrer Verfasser zu fällen, vielmehr anerkennend, daß sie für manche Leser in vielfacher Beziehung wahrhaft erbaulich und belehrend seyn können, behaupten, daß für dieses Institut eine strengere Auswahl vorgenommen werden müsse, und daß christliche Gesinnung, oder der Geist Gottes, so im Allgemeinen ein ungenügender Entscheidungsgrund sey. Noch eher würden wir uns entschließen können dem Verf. beizustimmen, wenn wir in irgend einem Gebiete der practisch-christlichen Litteratur an reinen und zugleich im biblischen Sinne geistreichen Schriften Mangel hätten. Allein dies kann gewiß nur derjenige behaupten, welcher diesen Zweig der Litteratur nur obenhin kennt. Wir haben in den meisten Theilen eher Ueberfluß als Mangel, so daß manche an und für sich treffliche Schrift ungelesen und vergessen bleiben muß, weil sie durch noch trefflichere übertroffen wird. — Im Allgemeinen glauben wir als Regel aufstellen zu können, daß nur diejenigen Schriften aufzunehmen seyen, welche aus der Evangelischen Kirche hervorgegangen, in Geist und Lehre mit ihr übereinstimmen. Einzelne Ausnahmen, wie z. B. Thomas a Kempis, die Schriften aus der Brüdergemeinde, verstehen sich von selbst. Durch diesen Grundsatz würde dann auch der wichtige Zweck erreicht, die Einzelnen inniger mit dem Ganzen der Kirche zu verbinden, was um so nöthiger ist, je schlaffer dieses Band durch den Verfall derselben in der Gegenwart geworden. Sich der Glaubensgemeinschaft mit einem Luther, Calvin, Arndt, Müller, Spener, Scriver, Franke, und zugleich bewußt zu seyn, daß man an ihrem Werke fortarbeitet, auf dem Grunde, den sie gelegt, fortbaut, ist ein erhebendes und stärkendes Gefühl. Mit dem Bewußtseyn der kräftigen Gemeinschaft erzeugt sich zugleich jener Gemeingeist, welcher Alles, was das Ganze trifft, als ihn angehend betrachtet, und willig und bereit ist, alle Arbeit und alles Leiden für das Ganze zu übernehmen, welche der Herr ihm auferlegt. — Muß Reinheit in der Lehre im Allgemeinen das Criterium der aufzunehmenden Schriften seyn, so wird dasselbe um so unerläßlicher, je wichtiger die in einer in Frage kommenden Schrift angefochtene, oder falsch dargestellte Lehre ist. Die größte Strenge erfordert hier die Lehre von der Rechtfertigung. Wir würden selbst in Bezug auf die Aufnahme der meisten Schriften des ehrwürdigen Tersteegen Bedenken tragen, weil in ihnen diese Lehre, aufs Gelindeste gesagt, unvollständig vorgetragen wird, indem der Hauptpunkt derselben, die blutige Versöhnung, ganz in den Hintergrund tritt; gegen die Aufnahme des einen Hauptwerkes desselben, des Lebens heiliger Seelen, werden wir uns später noch entschieden erklären.

Wenn wir nun in dem Folgenden es versuchen, nach den Hauptfächern diejenigen Werke anzuführen und kurz zu charakterisiren, welche uns der Aufnahme in eine solche Bibliothek besonders würdig scheinen, so hoffen wir dadurch auch Manchen einen Dienst zu erweisen, welche nicht Gelegenheit haben, zu der Einrichtung eines solchen Institutes beizutragen. Vielleicht werden diese dadurch auf manches Werk, namentlich aus der älteren practisch-christlichen Litteratur, aufmerksam gemacht, was ihnen zur eigenen Belehrung und Erbauung treffliche Dienste thun kann, oder auch ihnen zur Mittheilung an Freunde und Bekannte, nach der besonderen Gemüthsstellung, in der diese sich befinden, als geeignet erscheint. Wir bevorworten dabei nur, daß wir, obgleich wir uns mit Vorliebe mit dieser Litteratur, der wir so viel verdanken, beschäftigt haben, doch durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Anführung des Besten aus jeder Gattung machen, und verwahren uns daher gegen die Voraussetzung, als schließe die Nichterwähnung einer Schrift eine Verwerfung derselben in sich.

Wir machen den Anfang mit den

christlichen Biographien,

einem Mittel der geistlichen Förderung, was in unserer Zeit kaum nach seinem vollen Werthe geschätzt zu werden scheint. Der Verf. bekennt dankbar, daß von dem Gebrauche dieses Mittels an, sich ein neuer Abschnitt in seinem inneren Leben datirt. Es ist um so unentbehrlicher, je weniger Jemanden durch den persönlichen Verkehr mit wahren Christen die Gelegenheit gegeben wird, seine Erfahrungen gegen die ihrigen zu halten. Es erweitert unseren Blick in die Tiefen der göttlichen Gnade sowohl, wie des menschlichen Verderbens; es lehrt uns in dem eigenen Inneren die Wirkungen beider schärfer und strenger scheiden; es bewahrt uns vor jeder verderblichen Engherzigkeit, welche die eigene Führung allen anderen aufdringen will, weil sie nur diese kennt; es gewährt dem Kleinmüthigen Trost, weil sie ihm zeigt, daß der Kampf des Fleisches und des Geistes, den er in sich spürt, auch in den geheiligtsten Seelen nimmer ganz aufhört, weil es ihm eine Menge von Beispielen liefert, daß der Mangel der Empfindung der göttlichen Gnade kein Zeichen des Abfalls, daß es vielmehr oft ein von Gott gesandtes Förderungsmittel des geistlichen Wachsthums ist; das demüthigt den Selbstgenügsamen, indem es ihm zeigt, wie niedrig die Stufe ist, auf welcher er steht, wie zahlreich die sind, welche er noch zu ersteigen hat. Es erfüllt mit einer heiligen Liebe Gottes und Christi und mit einer brennenden Begier, den Fußstapfen dieser Männer nachzufolgen und wie sie das Leben ohne Rückhalt dem Dienste des Herrn zu weihen. Es dient dazu, das Verständniß der Schrift nach manchen Seiten zu befördern, indem es den Inhalt derselben im Leben angewandt, zur Anschauung bringt. Es ist mehr geeignet, wie jede wissenschaftliche Apologetik, den Glauben an die Göttlichkeit der christlichen Wahrheit zu stärken und zu beleben; man fühlt sich von dem Bewußtseyn durchdrungen, daß solche Früchte des Gottvertrauens, der hingebenden Liebe, der Verläugnung nicht an irdischem Stamme wachsen.

Bei diesem großen Segen der Lebensbeschreibungen wäre es sehr zu wünschen, daß wir aus allen Ständen und Classen eine größere Anzahl wahrhaft guter besäßen. Wir meinen solcher, welche es verstehen, das geistliche Leben nicht bloß in seinen allgemeinen bei allen wiederkehrenden Umrissen, sondern zugleich in der dem Einzelnen eigenthümlichen individuellen Bestimmtheit wie-

derzugeben, eine seltene Gabe, deren Mangel die Biographien trocken und langweilig macht und ihnen einen großen Theil ihres Nutzens raubt; ferner, welche die Biographie nicht etwa bloß als Vehikel dazu benutzen, um ascetische Gemeinplätze an den Mann zu bringen, vielmehr sich die einfach und rein geschichtliche, freilich nicht chronikenartige, sondern durch einen höheren Pragmatismus, die Beziehung aller einzelnen Führungen auf den Plan Gottes und die Nachweisung, wie dieser genau auf den Zustand und das Verhalten des Subjectes berechnet ist, beherrschte Darstellungsweise der heiligen Schrift zum Muster nehmen; welche im Ausdrucke jenen widerlichen christlichen Schlendrian vermeiden, der sich in der Wiederholung eines Dutzend verbrauchter, von ihrem Zusammenhange mit der Empfindung losgerissener und dadurch zur bloßen Form und Heuchelei herabgesunkener Redensarten gefällt; welche stets, wie die heiligen Geschichtsbücher, vor Augen haben, daß nur Gott allein die Ehre, dem Menschen aber Schaam und Beschämung gebührt, und sich nicht im practischen Widerspruche gegen die eigene Ueberzeugung von der gänzlichen Sündhaftigkeit des Menschen, zu weltlicher Lobrednerei, zu einer Verdeckung und Beschönigung der menschlichen Schwächen fortreißen lassen, ein Fehler, von dem wohl keine Biographie in solchem Grade frei ist, wie die Selbstbiographie des Augustinus (Bekenntnisse, übersetzt von Gröninger, Münster 1799,*) von Silbert, Wien 1822); endlich, welche die von Gott herrührende Verschiedenheit der Führung strenge zu scheiden wissen von den aus menschlicher Sünde hervorgegangenen Abweichungen, und sich also gleich fern halten von jener Gott meisternden Engherzigkeit, und jener falschen Weitherzigkeit, die sich scheut, an alle, auch die glänzendsten Erscheinungen den Maaßstab des göttlichen Gesetzes anzulegen, das, allgemein gültig, durch keine besondere Führung durchbrochen und aufgehoben werden kann. Biographien, welche alle diese Anforderungen befriedigen, haben wir nur wenige; doch gilt es auch hier, sich an dem Vorhandenen zu begnügen, und sich, obgleich diese Anforderungen in der Idee festhaltend, nicht durch eine falsche, der eigenen Schwachheit uneingedenke Delicatesse des Segens zu berauben, welchen auch das in mancher Beziehung unvollkommene Werk gewähren kann.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Selbst ein Lessing kann in vielen seiner Urtheile zur Zurechtweisung des modernen Afterchristenthums dienen. Als Wieland seine „Empfindungen des Christen" herausgab, schrieb Jener an einen Freund (Briefe Th. I. 1759): „Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wieland oft annehmen, hat mich an Petersen's Stimme aus Zion erinnert. Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wieland würde diesem auf keine Weise schimpflich seyn. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches Genie. Seine Stimmen aus Zion sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt." —

Hierauf führt Lessing den 43sten und 82sten Psalm an:

Psalm 43.

Wie ist die Welt doch so überweise worden! wie hat sich die Magd über die Frau erhoben!

Die Weisheit des Fleisches waffnet sich gegen die göttliche Einfalt, und die Vernunft ficht wider den Glauben.

Die Weisheit setzt sich gegen die göttliche Thorheit; sie meistert Gottes Weisheit, und verfälscht sein großes Wort.

Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommen sie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen u. s. w.

Psalm 82.

Brüder! lasset uns hingehn und unser Leben lassen! Die Wahrheit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen.

Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch sterben als ein Verführer.

Gott sey Dank, daß wir nicht leben als die Uebelthäter! Wir haben zwar unserem Gott gesündigt, aber nicht der Welt.

Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtigt: es ist recht, daß er diesen Leib zerbricht.

Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht jetzt, da wir noch mit unserem Tode preisen unseren Gott?

So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bei ihm hochgeachtet sey, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse.

Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder pflegen! Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unserem Gott.

Wir haben bisher dem Herrn gelebet; so wollen wir nun auch dem Herrn sterben.

Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.

Siehe! wir sehen ihn; o wie freundlich ist er uns! Er führt uns über den Tod. Halleluja! —

* * *

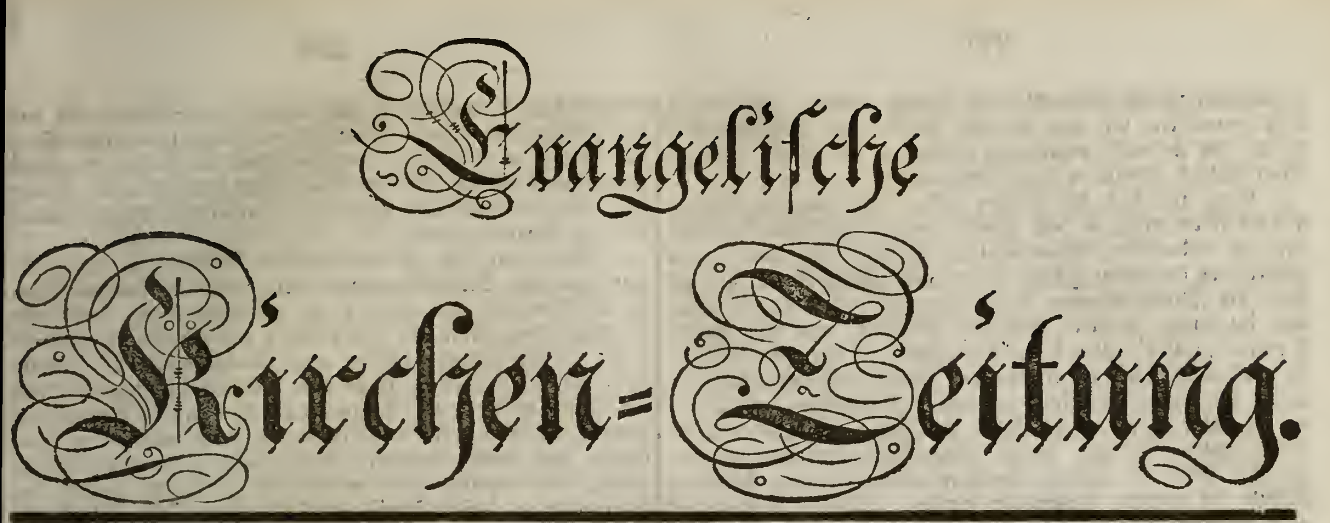
„Was sagen Sie hiezu?" — fährt Lessing fort — „Könnte ich nicht die Verehrer des H. Wieland auffordern, mir erhabnere und pathetischere Stellen in seinen ganzen „Empfindungen" zu zeigen? H. Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätze; Petersen an starken Gedanken, großen Gesinnungen, ohne Zwang, ohne Schwulst. Beide haben die Sprache der heiligen Schrift zu gebrauchen gewußt, nur daß Petersen sie in ihrer edlen Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen verunstaltet hat. Und gleichwohl sind Petersen's Stimmen gar bald verachtet und vergessen worden. Denn — Petersen war ein Schwärmer. Ein Schwärmer! Da liegt es, und daher die Thränen. Das ist das Wort, mit dem man so häufig geschreckt hat und schrecken wird, so daß nun die Sonderung des Gehaltvollen und Vortrefflichen von dem, was wirklich Irrthum und Schwärmerei in ihm oder Anderen war, gänzlich unterblieb. Aber wir sollen uns nicht schrecken lassen durch ein solches Wort, sondern ruhig und unbefangen den Bann lösen, den oft die Unbilligkeit aussprach." —

Also Lessing. —

---

*) Der Uebersetzer übernahm diese Arbeit, um eine Jugendsünde, die ihm nach seiner Bekehrung großen Kummer verursachte, die Uebersetzung des Petronius, einigermaßen wieder gut zu machen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 9. April. № 29.

Ueber christliche Leihbibliotheken, zugleich Uebersicht über die ascetische Litteratur.

(Fortsetzung.)

Wir besitzen mehrere Sammlungen von Biographien, unter denen etwa folgende die wichtigsten seyn möchten. Das „Leben der Altväter" enthält, wenigstens dem ersten Theile nach, nicht sowohl vollständige Lebensbeschreibungen als einzelne Erzählungen aus dem Leben frommer Einsiedler, oft in der Hülle tiefsinniger Allegorie, durchgängig ansprechend und interessant, voll tiefer Beobachtungen über das menschliche Herz, namentlich seinen Hochmuth und seine Scheinheiligkeit. Dem Prüfungsfähigen wird die Bearbeitung des schon von Major in die Evangelische Kirche eingeführten Werkes durch G. Arnold, welcher nach seiner Weise ohne hinzugefügtes Urtheil vollständig gab, was er vorfand, die anziehendste und fruchtbringendste seyn. Für den Zweck eines Leseinstitutes dagegen ist die kürzlich in 6 Heften zu Stuttgardt erschienene, von Burk (Pr. 1½ Rthlr.), die vorzüglichere. Manches Anstößige ist in ihr weggelassen; zahlreiche Anmerkungen erläutern das Schwierige, machen aufmerksam auf das von der reinen Lehre Abweichende, namentlich das falsch Ascetische, und erinnern den Leser an die Anwendung auf das eigene Herz.

Den Vorzug unter allen Sammlungen möchte wohl die Historie der Wiedergeborenen von Reiz verdienen, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in mehreren Ausgaben zu Berleburg herausgekommen, 7 Bde. 8. Der Reichthum des Materials ist sehr groß; die Erzählung im Durchschnitt gedrängt; die Auswahl lobenswerth. Vorsicht ist freilich auch hier zu empfehlen, da separatistische und falsch mystische Grundsätze, wie sie damals in Berleburg herrschend waren, häufig durchblicken. Doch kommen diese Irrthümer nur beiläufig und andeutungsweise da vor, wo das Leben solcher beschrieben wird, welche ihnen ergeben waren; der Verf. sucht nicht geflissentlich Gelegenheit auf, sie geltend zu machen; und eine große Anzahl von Biographien ist ganz frei davon.

Dagegen ist dies Vorherrschen mystischer Grundsätze in einem anderen Werke, dem Leben heiliger Seelen von Teerstegen, 3 Bde. 4. (ein Auszug ist in neuerer Zeit zu München erschienen), so stark, und sie erscheinen in einem so reizenden Gewande und so verführerisch, daß es auf's Aeußerste widerrathen werden muß, dies Werk noch Unbefestigten in die Hände zu geben. Diese „heiligen Seelen" sind sämmtlich männliche und weibliche Mystiker der Katholischen Kirche, in deren Leben sich fast durchgängig alle Mängel des Mysticismus geltend machen, die Verkennung des Christus für uns, der Grundfehler und das einzige allgemein gültige und charakteristische Merkmal des Mysticismus, ein Selbstwirken, damit nothwendig zusammenhängend, weil der Christus in uns von seiner Grundlage losgerissen im besten Falle nie etwas Anderes ist, als eine Mischung aus Menschlichem und Göttlichem, unnatürliche Steigerung des menschlichen Gefühles und der Phantasie, deren Erzeugnisse unbesehen für Wirkungen der göttlichen Gnade ausgegeben werden, Gleichstellung der heiligen Schrift und des inneren Lichtes, hervorgehend aus der geheimen Grundlage alles Mysticismus, dem Semipelagianismus, falsche Ascetik, sehr häufig geistlicher Hochmuth, der sich unter der Hülle der allertiefsten Demuth verbirgt, aber ihrer Wurzel, der Aneignung der zugerechneten Gerechtigkeit Christi, die allein alles Rühmen ausschließt, entbehrt. Alle diese Irrthümer tragen hier den Schein hoher Geistlichkeit, und können deshalb um so leichter das Ziel verrücken, besonders bei Personen von vorherrschender Phantasie, während vorwiegend verständigen Naturen die falsch pietistischen Schriften gefährlicher sind. Doch wollen wir damit keinesweges in Abrede stellen, daß die Lesung dieses Werkes für den Prüfungsfähigen von großem Vortheil sey. Wir wüßten kaum ein anderes, welches eine so richtige und anschauliche Kenntniß des Mysticismus gewährte, sofern er menschlichen Ursprungs ist, des interessantesten unter allen menschlichen Irrthümern, dessen Unterschied von der Evangelischen Wahrheit in unserer Zeit um so wissenswerther ist, je mehr man, weniger wohl mit wissentlicher Unwahrheit, als aus dem dem natürlichen Menschen nothwendig beiwohnenden Mangel an Unterscheidungsgabe in geistlichen Dingen darauf ausgeht, beide zu vermengen. Und was noch wichtiger ist, der große christliche Eifer, der Ernst, und die Selbstverläugnung, wie sie fast in allen Biographien hervortreten, werden uns um so mehr zur Nachahmung anfeuern, je mehr wir darauf Anspruch machen, durch Gottes äußere und innere Gnade den Vorzug der richtigeren Grundlage vor jenen

zu besitzen, welche dadurch ihrer beraubt wurden, daß sie es nicht vermochten, sich ganz von den Banden des Systemes ihrer Kirche, der sie mehr angehören, als es auf den ersten oberflächlichen Anblick scheinen möchte, loszumachen.

Ganz frei von den in den beiden letztgenannten Werken, in dem einen mehr, in dem anderen weniger und ohne die Lichtseite zu verdunkeln, hervortretenden Fehlern, sind zwei andere Werke aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Historie der Wiedergeborenen in Sachsen, von Gerber, 2 Bde., und die letzten Stunden gottseliger Personen, von dem Grafen Henkel, 4 Bde. Nur leidet das erstere, bei einnehmender Einfalt und Kindlichkeit an ermüdender Breite, und das letztere an einem zu großen Ueberflusse ascetischer Digressionen und an einer zu einförmigen, an das falsch Pietistische anstreifenden Darstellungsweise, Mängel, welche jedoch durch den Vorzug, den gesunden Geist der ebenso lebendigen als regelrechten Hallischen Schule bei weitem aufgewogen werden. Dasselbe Urtheil gilt auch in Bezug auf die Lebensbeschreibungen gottseliger Personen, mit einer Vorrede von Rambach, Berlin 1754. Der interessanteste Lebenslauf aus dieser Sammlung, der des Superintendenten Lange zu Brandenburg, den wir früher in der Ev. K. Z. in einem Auszuge lieferten, ist kürzlich von Pfannenberg als erstes Heft einer Sammlung von Lebensbeschreibungen, der wir guten Fortgang wünschen, neu herausgegeben worden (Berlin 1830. Pr. 5 Sgr. Zum Besten der Missionsanstalt.).

Dagegen sind die Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger, Halle 1775 ff., 6 Bde. (herausgegeben von dem Prediger Niemeier), ein Erzeugniß der abgelebten, nur noch im Besitze des Phlegma sich befindenden, Glauben und Werke mit einander vermengenden und moralisirenden, ihrem baldigen Untergange durch den Rationalismus entgegenreifenden Hallischen Schule.

Wenden wir uns jetzt zu der Zeit des wiedererwachten Lebens, so finden wir hier leider nur weniges zu erwähnen; zuerst die beiden Sammlungen des sel. Kanne, Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der Protestantischen Kirche. 3 Thle., Nürnberg 1816—22, und Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe. 2 Thle., Nürnberg 1815, 16. Der Stoff ist in beiden Schriften gut gewählt und die Darstellung anziehend; jedoch kommt namentlich in der ersteren manches Bedenkliche vor, was sie kaum zum allgemeinen Gebrauche geeignet machen möchte. Dahin rechnen wir die Ableitung gewisser Zustände körperlicher Ueberreizung aus außerordentlichen Wundern der göttlichen Gnade, wie in der Geschichte von Hemme Heyen, die Behandlung der gefährlichsten Schwärmereien als göttlicher Führungen, worüber der auf andere Weise Geführte sich kein Urtheil anmaßen dürfe, vielmehr sich in Demuth vor einem solchen Weitergeförderten beugen müsse. Diese Betrachtungsweise, welche, auf das eigene Leben angewandt, der Sünde freien Spielraum gibt, tritt besonders grell hervor in der Biographie von Gichtel, welche Mehreren den ersten Antrieb zur Befreundung mit den höchst verderblichen Lehrsätzen dieses Mannes und somit zum Abfall von der lauteren Wahrheit gegeben hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß bei einer neuen Auflage der sonst so sehr empfehlungswerthen Schrift des theueren Verstorbenen diese Anstöße getilgt, oder durch eingehende Bemerkungen unschädlich gemacht würden.

Schuberts Altes und Neues, 2 Bde., dürfen wir wohl als den Meisten unserer Leser bekannt, und von ihnen nach Verdienst geschätzt und geliebt voraussetzen. Möchten diejenigen, bei welchen diese Voraussetzung nicht eintritt, nicht säumen, sich und den Ihrigen (das Buch ist für Alt und Jung gleich angemessen) den Genuß zu verschaffen, welchen ihnen namentlich der zweite vorzugsweise hieher gehörige Band dieses durch Einfalt, Innigkeit und hervorstechende Gabe der Darstellung ausgezeichneten Werkes gewähren wird.

Gehen wir jetzt zu den einzelnen Biographien, und zwar zuerst zu den Selbstbiographien über. Hier würden vor Allen die Bekenntnisse Augustin's zu erwähnen seyn, wenn wir sie nicht schon früher als Musterschrift erwähnt hätten. Ob sie jedoch zu dem Zwecke, welcher uns zunächst beschäftigt, brauchbar seyen, könnte noch die Frage seyn. Seinen vorwiegenden Hang zur Speculation konnte Augustinus hier um so weniger verläugnen, da seine früheren Verirrungen, deren vollständige Darstellung sein Zweck erforderte, größtentheils speculativer Art gewesen. Bei weitem mehr würde sich zu diesem Zwecke das Gegenstück zu dieser Schrift aus der neueren Zeit, die Selbstbiographie Hamann's eignen, in dem ersten Bande seiner Werke, herausgegeben von Roth, wenn wir von ihr nur eine besondere Ausgabe besäßen. Eine solche verdiente sie um so mehr, da diese Schrift, sich auszeichnend durch edle Einfalt, und ohne eine Spur von der gekünstelten und dunklen Schreibart, in welche der Verf. später verfiel, die einzige des Verf. ist, welche sich zu einer weiteren Verbreitung eignet. — Die „eigene Lebensbeschreibung von Adam Bernd, Evangelischem Prediger, sammt einer aufrichtigen Entdeckung und deutlichen Beschreibung einer der größten, obwohl großen Theils noch unbekannten Leibes- und Gemüthsplage, welche Gott zuweilen über die Weltkinder, und auch wohl über seine eigene Kinder verhängt. Den Unwissenden zum Unterricht, den Gelehrten zum weiteren Nachdenken, den Sündern zum Schrecken, und den Betrübten und Angefochtenen zum Troste," (Leipzig 1738), erwähnen wir hier, weil ihre Lesung nicht nur für jeden Prediger, sondern auch für jeden christlichen Laien von großem Vortheil seyn muß, der sich entweder selbst in ähnlichem körperlich-geistigen Zustande befindet, wie Bernd, oder doch mit solchen zu verkehren hat. Die Hypochondrie in ihren allerhöchsten von dem Wahnsinne zum Theil nur durch eine fließende Grenze geschiedenen Grade, mit allen ihren körperlichen und geistigen Qualen wird hier mit einer Offenheit und Wahrheit geschildert, wie vielleicht sonst nirgends; und kann man gleich von dem wohlmeinenden, aber schwachen und namentlich in der Rechtfertigung selbst der Lehre nach nicht festgegründeten Verf. nicht immer lernen, auf welche Weise man auch hier dem Satan im Glauben zu widerstehen hat, so ist es doch schon viel werth, wenn man durch ihn das eigene und fremde Uebel scharf und genau kennen lernt, weil diese Kenntniß ja die Art und Weise des Widerstandes und der Einwirkung bedingt.

Unbedingt und allgemein zu empfehlen ist die Selbstbiographie des Herrn v. Bogatzky, lange nach seinem Tode zu Halle 1802 herausgekommen. Sie liefert den Beweis, wie der lebendig ergriffene Christus für uns und die stets wiederholte Aneignung seiner Blutgerechtigkeit auch ein von Natur weichliches und schwächliches Gemüth, in einer anbrechenden Winterzeit des Christenthums, männlich kräftigen und zu ausgedehnter christlichen Wirksamkeit geeignet machen kann.

Die Selbstbiographie des treuen Zeugen in der Zeit des Unglaubens, des sel. Jung (Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter), ist besonders merkwürdig durch die in ihr berichteten wunderbaren Erweisungen der speciellen göttlichen Vorsehung, und durch

den kindlichen Glauben, mit dem der Verf. die Spuren derselben durch sein ganzes Leben verfolgt; die ersten Theile behaupten durch ihre Einfalt und Kindlichkeit einen entschiedenen Vorzug vor den letzteren, in denen manchmal Eitelkeit und Selbstgefälligkeit hervortreten möchte. Diese Schrift des Verf. eignet sich vorzugsweise zur Vorbereitungs- und Anfangslectüre, wogegen eine andere Schrift desselben, sein Theobald, 2 Bde. (noch kürzlich in einer neuen Auflage erschienen), deren Anzeige wir hier anschließen, theils weil sich später kein passender Platz für sie finden wird, theils weil sie, obgleich der Einkleidung nach Roman, doch dem ganzen Inhalte nach geschichtlich und zum großen Theile selbstbiographisch ist, nur für diejenigen sich eignet, welche den Christenlauf schon begonnen haben, und der Warnung vor den mannichfachen sich darbietenden Abwegen bedürfen. Der Zweck des Verf. ist, auf die Verirrungen aufmerksam zu machen, welche auch bei christlicher Ueberzeugung und Gesinnung unvermeidlich sind, wenn die Leitung des Lebens nicht der vom Geiste Gottes geleiteten und die Schrift als Norm anerkennenden Vernunft, sondern der Phantasie überlassen wird, welche ihre Ausgeburten für Wirkungen des heiligen Geistes ausgibt.

Die Biographie des Katholischen Pfarrers Boos zu Gallneukirchen bei Linz, später in Sayn, bearbeitet von Goßner, aber als Selbstbiographie zu betrachten, weil sie größtentheils aus Mittheilungen aus den Papieren des Seligen zusammengesetzt ist, macht uns mit einem Manne bekannt, der unter anderen Verhältnissen ein zweiter Luther hätte werden können. Sie verdient insofern die allgemeinste Verbreitung, als Boos die Lehre von dem gekreuzigten Christus mit einer in der neueren Zeit seltenen Klarheit erkannt hatte und predigte, und als sie die Wirkungen dieser Lehre, wie sie noch jetzt den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Anderen ein Geruch des Todes zum Tode ist, anschaulich darlegt. Wir können es freilich nicht billigen, daß der Verf. nicht aus einer kirchlichen Gemeinschaft heraustrat, welcher er dem Geiste und Bekenntnisse nach nicht mehr angehörte, und möchten es zum Theil aus diesem Fehlgriff erklären, daß das Feuer der Anfechtung einen großen Theil seines Baues jetzt, wie es scheint, wieder zerstört hat.

Die eigene Lebensbeschreibung von Köllner (2te Auflage, Basel 1829) schildert den Uebergang eines früher rationalistischen Predigers zu der Gnade in Christo, und seine spätere, zwar nicht glänzende, aber nichts destoweniger gesegnete Wirksamkeit, und liefert, eben so wie die Selbstbiographie des Missionspredigers Voß (Basel 1829), den Beweis, wie zu einer solchen keine hervorstechenden Anlagen und Talente, sondern nur ein demüthiges und gläubiges Herz erfordert werden.

Aus der nicht geringen Anzahl neuerer Englischer Selbstbiographien führen wir hier nur die beiden einzigen an, welche bisher, so viel wir wissen, auf Deutschen Boden verpflanzt worden sind. Diese sind: die des Pfarrers Scott (die Kraft der Wahrheit, eine wahre Geschichte, von Thomas Scott. Herausgegeben von Prof. Dr. Hengstenberg. Berlin bei Oehmigke 1831). Einer näheren Charakteristik dieser höchst interessanten, in England in einer Menge von Auflagen verbreiteten Schrift, von der eine ältere, aber jetzt ungenießbare Deutsche Uebersetzung schon zu Elberfeld 1791 erschienen ist, können wir uns hier überheben, da eine solche schon früher in diesen Blättern (Bd. 1. S. 83 ff.) gegeben worden ist. — Die zweite ist die Biographie des Missionar Martyn (Deutsch, Basel 1824), ausgezeichnet durch Ernst der Selbstprüfung, Tiefe der christlichen Erfahrung, Feinheit und Zartheit der Empfindungen und unermüdlichen, zuletzt das Leben zum Opfer darbringenden Eifer im Dienste des Herrn.

(Fortsetzung folgt später.)

Ueber die Wichtigkeit des geistlichen Priesterthums, mit Bezug auf die Schrift:

Das geistliche Priesterthum, aus göttlichem Wort kürzlich beschrieben und mit einstimmenden Zeugnissen gottseliger Lehrer bekräftigt, von Dr. Ph. J. Spener. Neuer verbesserter und mit einer kurzen Lebensgeschichte Spener's, einer Uebersetzung der Lateinischen Stellen, wenigen Anmerkungen und zwei Anhängen vermehrter Abdruck. Herausgegeben von Wilke, Evangelischem Pfarrer zu Jüdenberg im Herzogthum Sachsen. Berlin 1830. (XXXIV, X u. 159 S. 8. br. Pr. ⅔ Rthlr.)

Den Inhalt der Schrift gibt der Titel selbst ausführlich genug an; die Lebensbeschreibung (nach Hoßbach, S. II.) ist treu und anziehend geschrieben, die erklärenden Anmerkungen des Herausgebers sind ebenfalls gut; die beiden Anhänge enthalten lehrreiche Worte Spener's über die Gebrechen der Kirche und ihre Heilung, und über Conventikel; das Büchlein Spener's selbst, eines der körnigsten, großentheils aus Bibelstellen und Zeugnissen trefflicher Kirchenlehrer bestehend, ist schon rühmlich bekannt genug, als daß es noch der Empfehlung bedürfte. Wie wichtig sein Inhalt an sich sey, kann der kürzeste Ueberblick zeigen. Der schriftmäßige Begriff des geistlichen Priesterthums wird dargestellt und allen Christen, den Getauften und Gesalbten Gottes, beigelegt, und zwar nach allen drei Aemtern eines Priesters: opfern (Ps. 4, 6. Röm. 12, 1. Ps. 51, 8 f. Hebr. 13, 15. Phil. 4, 18.), beten und segnen (1 Tim. 2, 1 ff. Eph. 6, 18 f. 1 Petr. 3, 9.), das Wort Gottes treiben für sich, gegen Gläubige und Ungläubige (Col. 3, 16. Jak. 5, 19 f. 1 Cor. 14, 31. 1 Theff. 5, 14. Hebr. 3, 13. 10, 24 f. Röm. 15, 14. Gal. 6, 1 f. Eph. 5, 11. 1 Cor. 14, 24 f. 1 Theff. 4, 18. 5, 14.). Dies Alles, besonders die Pflicht und der Beruf, auch der sogenannten Laien, selbst die Schrift zu erforschen und das Evangelium zu verkündigen, wird in Frage und Antwort deutlich und sorgfältig auseinandergesetzt und mit einer reichen Sammlung von Bibelsprüchen dargethan, worauf dann die herrlichsten Stellen aus den Kirchenvätern, Luther, Chemnitz, H. Müller, Joh. Gerhard u. A. folgen. — Fassen wir nun die Wirkungen in's Auge, welche die Bibellehre vom geistlichen Priesterthum der Gläubigen in den Herzen derer, denen sie gilt, hervorbringen kann und soll, wie ganz anders gestalten sich die jetzigen Verhältnisse! Eine geistliche Erneuerung der Kirche wird ihre Folge seyn, eine Belebung des todten Wesens und dessen, was sterben will. Zuerst innerhalb der Kirche, der Glaubensgemeinde selbst. Ohne Aufhebung und Verrückung des festen äußerlichen Verhältnisses von Predigern und Zuhörern, Seelsorgern und Pfarrkindern wird sich doch das Verhältniß seinem inneren Gehalte und seiner freien Form nach verändern. Auf beiden Seiten wird vielfacher Nutzen und Segen nicht vermißt werden. Fangen wir bei den Häuptern an, — die Theologen der Schule werden durch die Macht des Lebens, das in der Gemeinde sich entwickelt, dem Leben selbst und der Kirche näher gerückt werden. Die Theologen — die christlichen nämlich — werden das so leicht anklebende, pharisäisch-rationalistische Vorurtheil ihrer Schriftgelehrtenwürde, als der Grundlage der Gottesgemeinschaft, gänzlich fahren lassen und vom Mosisstuhle einer papistischen oder scientifischen Autonomie und Autarkie herabsteigen, um der That, und nicht nur dem Namen nach, Knechte der Knechte Gottes zu seyn; sie werden mehr an ihre Pflichten als an ihre Vorzüge, an ihren Beruf als an ihr Wissen denken lernen; sie werden einsehen, daß die Nahrungsquellen ihrer geistigen Thätigkeit in dem Leben der Kirche gegeben sind, und der Stoff wie die Sphäre ihres Wirkens durch den Glauben der Kirche und seine Bedürfnisse bedingt; sie werden nicht nur für ihre Person erkennen, daß sie Manches, daß sie sehr viel lernen können und sollen von den Laien, die oft theils in einer

strengeren Schule des Lebens sitzen, theils einfältiger und ungeblendeter als sie das Leben und die Zeichen der Zeit nach Gottes Wort zu richten wissen; auch die Wissenschaft selbst werden sie nicht mehr so gewaltsam losreißen und in starrer Trennung erhalten, werden ihr nicht mehr die todte Vergangenheit statt der Gegenwart, wie sie ward und fort wird, zum Gegenstand geben, und das unbegriffene Weltall, die unerforschte Weltgeschichte werden der lautern Offenbarungslehre, den Ansprüchen unserer Zeit weichen müssen. Statt boden-, haltungs- und wirkungslos über die Erde wegzuziehen, gleich einem Gewölk, wird die Theologie wieder in bestimmten Begriffen sich gestalten, auf dem ewig unbewegten Punkte, den Gottes Huld ihr verliehen, als ihrem einzigen Stützpunkte fußen, und von da aus die Erde bewegen. Statt hundert unnützer, *unkirchlicher* Fragen, durch deren Erwägung man theils Zeit und Kräfte verliert, theils den Geschmack an dem besseren Theile der Theologie, theils das Zutrauen zu ihr überhaupt, werden tausend andere eintreten, an die jetzt kaum von Weitem gedacht, und deren Lösung, wenn sie je zur Sprache kommen, dem Ermessen jedes Einzelnen überlassen wird, weil sie freilich nur von einem ganz anderen Standpunkte aus möglich ist. Das Wort Gottes wird in Allem zum Richter erhoben, und das vielfache Bemühen um sein Verständniß und richtige Anwendung, weil es vom gegenwärtigen Leben ausgeht und auf dem allgemeinen Interesse beruht, wird unendlich fruchtbarer werden, als die anstrengungsvollen, aber kraftlosen Versuche, welche bereits seit Jahrzehenden eine sterile, weil unkirchliche, ungöttliche, Wissenschaft unter den mannichfaltigsten Formen zur Begeisterung und Neubelebung der studirenden Jugend und des gesammten Volks, zur geistigen Wiedergeburt Deutschland's unermüdet Jahr aus Jahr ein gemacht, und immer wieder fehlschlagen, verderben und sich selbst vereiteln gesehen hat. Die Gemeinde selbst wird den nächsten Segen davon tragen. Schon ihr Verhältniß zu den Predigern — den gläubigen nämlich — wird ein ganz anderes seyn. Als primi inter pares *) werden diese in der Mitte ihrer Brüder erscheinen, lieblich und segensreich, wie Paulus seinen Timotheus wünscht. Der Kastengeist und Berufsstolz auf der einen, kleinliches Mißtrauen und falsch pietistischer Hochmuth auf der anderen Seite, Neid und Kaltsinnigkeit auf beiden Seiten werden dem Bande der Vollkommenheit Platz machen, das nur die Vollkommenen (1 Cor. 2, 6.) umschlingt. Wenn die Gemeinde sich erwärmen und antreiben wird, dem höchsten Ziele nachzujagen, so wird auch mancher Prediger die moderat evangelischen, hochstaatskirchlichen Ansichten fahren lassen, und statt das Evangelium bloß zum Dienste des Erdenwohls zu gebrauchen, wie Manche thun, die einst die Kräfte der zukünftigen Welt geschmeckt, jedoch dann wieder die Welt liebgewonnen haben, statt bloß einen schwankenden Glauben zu verkünden, vorübergehende Gefühlserregungen anzustreben und seine Gemeindeglieder zur Erwerbung und Beobachtung der nothwendigsten civilen Tugenden aufzufordern, statt Friede, Friede zu predigen, wo doch kein Friede ist, wird er für die Ewigkeit arbeiten, Segen und Fluch vorlegen, Gottes große Strafgerechtigkeit und freie Erbarmung zum Gegenstand, Errettung von der ewigen Höllenpein durch den Glauben in der Heiligung des Geistes zum Zwecke unerschrockener Predigt, unermüdlicher Seelsorge machen. Wie aber im Geistlichen die dem Predigtamte eigene Gabe angefacht werden wird durch den frischen Lebenshauch der Gemeinde, wird er hinwieder in engerer Verbindung mit ihr einen größeren, weiter sich erstreckenden, tiefer eindringenden Einfluß erhalten. Je mehr der Gläubige sich mit der heiligen Schrift beschäftigen, seinen Glauben zu befestigen, seine Erkenntniß zu erweitern und zu berichtigen, Andere zu erwecken und zu erbauen, für Alle aus der Fülle des heiligen Geistes zu beten und Gaben zu schöpfen suchen wird und verstehen lernt, desto mehr wird er seine Schwächen und Mängel empfinden, desto lieber sich an den kenntnißreicheren Erforscher des Gottesworts, den öffentlichen Prediger des Evangeliums, den Vater seiner Gemeinde und ihr Mitglied mit den anderen Kirchen des Herrn in demüthiger Traulichkeit anschließen, und bei ihm in Zweifeln Belehrung, Verwahrung vor Irrthum, Warnung und Rath in schwierigen Verhältnissen, Ermahnung und Stärkung erholen. Der Prediger wird in dem Hause Gottes wandeln, welches die Kirche des lebendigen Gottes ist, nicht von Menschenhänden erbaut, sondern aus lebendigen Steinen auf den allgemeinen und einzigen Grund. In der ganzen Gemeinde aber wird dieses innere und auch sich äußernde, dieses befestigende und auch verbindende Leben, von dem wir ausgingen, das allgemeine Priesterleben der Gläubigen als eines auserwählten, heiligen Volkes, in der Kraft des heiligen Geistes an sich selbst schon die erste, die größte Segnung seyn. Die Tugenden gegenseitiger Gefälligkeit, wie auch die Heiden sie üben, werden in *herzliche* Bruderliebe aus *reinem* Herzen, das lose, steife Verhältniß in das offene, vertrauungsvolle einer Gottesfamilie verwandelt werden; die negative Achtung und äußerliche Höflichkeit wird der gegenseitigen Zucht und Stärkung zum Dienste des Herrn weichen, und statt gesetzlicher Strenge das Gesetz der Liebe und des lebendigmachenden Geistes walten. Und was dieses Leben im Glauben, in der Demuth, Kraft und Liebe, das der Glaube fordert und erzeugt, für die Welt seyn wird, — brauchen wir dies erst noch zu sagen? Gewiß, auch unter den Frommen wird es reinigend wirken, und manches Unlautere nicht nur, auch manchen Unlautern aussondern, als ein faules Glied, das in Selbstbetrug oder Heuchelei sich angehängt hat, die Anderen zu vergiften. In wie viel stärkerem Grade wird diese Scheidung von der offenbaren Welt hervortreten, wenn auch die Kinder des Lichts offenbarer, lauterer, hellstrahlender hervortreten, reingewaschen im Blute des Lammes, geheiliget zu jedem Dienste, bewaffnet mit der ganzen Rüstung des göttlichen Wortes! Wie wird da die *fleischliche* gegenseitige Anziehung wegfallen, durch welche die Einen bewogen werden, am Joch der Ungläubigen mitzuziehen, theilzunehmen an den unfruchtbaren Werken der Finsterniß, sich gleichzustellen den Knechten der Sünde, die Anderen aber nichts lernen, als höchstens, mit einigen von der Oberfläche der Erscheinung, nicht aus der Tiefe der Herzenserfahrung geschöpften christianisirenden Ideen, mit einigen von Gottes Wort fälschlich abstrahirten Gemeinsprüchen und Maximen, mit einem über die Blöße des alten Menschen geworfenen Gewande weltlicher Frömmigkeit und Kirchlichkeit sich zu begnügen, im Herzen aber das lebendige Christenthum zu verachten, das sie nur durch ein so unreines Medium, in einer solchen Zwittergestalt kennen lernten! Und wahrlich, in dieser Scheidung von Licht und Finsterniß, — wie nur Gott, kein Mensch sie hervorbringt, weil der Mensch selbst Finsterniß ist, wie sie im Geistlichen statt finden muß und nur im Geistlichen, weil der Mensch wohl bürgerliche Legalität und Frömmigkeit, aber nicht das geistliche Priesterthum anders erhalten kann, als durch die Geburt aus dem Lichte, — in dieser Scheidung würde sich auch die größte Kraft entwickeln, um die Finsterniß zu durchdringen, die eben so sehr die Vermischung liebt, als sie die wahre Einigung durch Bekehrung und Umwandlung haßt und fürchtet. Wo Zion das Panier Gottes erhöht und um es sich sammelt, für es einsteht, *wie ein Mann*, da sollen auch Schaaren der Heiden herzukommen und anbeten. Denn er, der Herr, hat's daselbst gethan; er hat auch verheißen, es zu thun. Das Ideal uns vorzuhalten, dürfen wir nicht scheuen; denn *wir* wissen, daß es erreicht, erfüllt werden wird. Die Anhänger eigener Meinung mögen trost- und aussichtslos in blinder Entschlossenheit und Verbissenheit nach Zielen ringen, deren Erstrebung sie für ewig unmöglich halten. Wir müssen glauben, daß die Rechte des Herrn den Sieg verleiht, auch über unsere Trägheit, Menschenfurcht, Herzensfinsterniß. Wir müssen schauen wollen, was geschehen soll, denn er hat es verheißen und uns vor Augen gemalt. Ohne diesen Aufblick des Glaubens bleibt alle Vorstellung unwirksam, ob sie auch so genau nach der Schrift gemacht, so stark durch sie begründet ist, wie *Spener's* Unterweisung von unserem Priesteramte. Durch uns soll es geschehen, was Gott thun will, und Heil uns, die er zu Werkzeugen sich erlas. Es ist eine große, theuere, annehmenswerthe Gnade, eine allgemeine Gnade in Zion. Alles Volk soll prangen in heiligem Schmuck und *williglich Opfer* thun (Ps. 110.).

*) „Erste unter den Gleichen."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 13. April. № 30.

Die Grundzüge der Lehre der heiligen Schrift von der Obrigkeit.

Wer aus der Finsterniß der Welt zum wunderbaren Lichte Jesu Christi gekommen ist, dessen heiliger Beruf ist es, alle Theile seines Lebens von dem erleuchten und verklären zu lassen, der gesagt hat: „Siehe, ich mache Alles neu." „Verändert euch," — so ermahnt uns Paulus — „durch Verneuerung eueres Sinnes, auf daß ihr wissen möget, welches da sey der gute, der wohlgefällige, und der vollkommene Gottes Wille, — und Alles, was ihr thut in Worten oder Werken, das thut im Namen des Herrn Jesu Christi." Sind wir hierin nicht treu, so können wir die seligmachende Erkenntniß des Herrn nicht festhalten, sondern fallen wieder der Welt anheim, der wir uns gleichstellen. Die göttliche Wahrheit kann mit keinem einzelnen abgesonderten Theile unseres Wesens und Lebens erfaßt und bewahrt werden. Bleiben wir außer Gott in irgend einer wichtigen Beziehung desselben, so wird der Puls, der Athem des neuen Menschen unterbrochen, und selbst, was wir geglaubt und erkannt, wird für uns wieder kraftlos, ungenießbar und endlich unglaubhaft. Ist dagegen unser ganzes Leben ein Leben in Gott, ein Leben des Kampfes gegen Fleisch und Welt, dann bestätigt die lebendige Erfahrung jedes Tages, jedes Theiles unseres Lebens die Wahrheit des Grundes, auf dem wir stehen.

Furchtbare Versuchungen zu einem solchen practischen Ausgehen aus Gott und zu einer solchen Rückkehr in die Finsterniß der Welt entstehen für die Christen durch den herrschenden Zeitgeist. Alles, was uns umgibt, ist mehr oder weniger von demselben durchdrungen. Die Kirchen, in denen an so vielen Orten todte Menschenlehre das lebendige Gotteswort fast verdrängt hat, Bücher, Zeitungen, gesellige und häusliche Kreise, wie die großen Weltbegebenheiten, Alles trägt den Stempel und das Bild des Zeitgeistes an sich, und bestimmt so oft, ohne daß wir es merken, als könne es nicht anders seyn, aber desto stetiger und gewisser unser Meinen, Fühlen und Wollen; Alles ladet uns ein, uns dieser Welt gleichzustellen, während wir doch mit dem Munde bekennen, daß die „ganze Welt im Argen liegt, und daß die bösen Geister unter'm Himmel es sind, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen." Hier aber gilt, was Christus sagt: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt. — Wer nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger seyn. — Wehe euch, wenn euch Jedermann wohlredet, desgleichen thaten ihre Väter den falschen Propheten auch." Hier soll sich die weltüberwindende Kraft des Glaubens bewähren, der uns ein neues Leben aus Gott gibt, daß wir, unabhängig von Welt und Zeit, frei von allen Menschensatzungen und Meinungen aus seinem Worte und Geiste, der ewigen Quelle alles Lichts, das Licht empfangen, welches unser Leben erleuchtet.

Wenden wir dies nun an auf einen besonderen Gegenstand, welcher jetzt die ganze Christenheit beschäftigt, und nach Gottes Willen beschäftigen soll; denn sein Wort lehrt uns, auf die Zeichen der Zeit zu merken. Aufruhr und Empörung erheben ihr Haupt dreister als jemals, und drohen die Grundlagen aller menschlichen Ordnung umzustürzen. Der einmal losgelassene Funke zündet von Land zu Land und zeigt, daß, wo er zündet, der Zunder bereit war. In den Herzen der natürlichen, fleischlichen Menschen finden jene Gräuel natürliche Alliirte, denn sie sind dem Gehorsam feind, weil sie den nicht kennen und lieben, welchem zu dienen allein wahre Freiheit ist. Daher wird die von allen Seiten ertönende Nachricht davon so oft entweder mit Frohlocken, oder mit stillem Beifall, oder doch ohne ernstlichen Abscheu gegen die unreine Quelle, aus der sie fließen, aufgenommen. Dem wahren lebendigen Gotte durch die Irrlehren der Zeit entfremdet, unbekannt mit den reichen Gütern seines Hauses, sind sie außer Stande, kräftigen Irrthümern Widerstand zu thun, sie haben kein Wort Gottes, um den Satan von sich zu weisen, wenn er ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigt, und ihre verblendeten Herzen mit dem Versprechen, sie ihnen zu geben, bethört. Aber, was noch schmerzlicher ist, auch viele Christen, die nach dem himmlischen Vaterlande trachten, ermangeln der rechten Kraft und des rechten Lichts zu dem so nothwendigen Kampfe gegen diesen Geist des Aufruhrs und der Empörung, weil sie nicht den ganzen Unterricht des Wortes Gottes angenommen haben. So geschieht es, daß so viele unter den Americanischen Christen, — welche so oft in diesen Blättern als leuchtende Beispiele lebendigen Glaubens, der in der Liebe thätig ist, vorgestellt worden sind, wiewohl nicht ohne

Andeutung jener Makel, — ferner ein großer Theil der christlichen Dissenters in Großbritannien und der Französischen Protestanten, die in ihrem finsteren Vaterlande den Namen Jesu bekennen und predigen, nicht annehmen, was Petrus und Paulus, vom heiligen Geiste getrieben, von der Obrigkeit lehren, sondern die Lügensysteme, die von der abtrünnigen Afterweisheit der Freigeister des 18ten Jahrhunderts ersonnen worden, und kein Bedenken tragen, mit Ungläubigen, deren übrige Irrlehren sie verabscheuen, an Einem Joche des politischen Glaubensbekenntnisses zu ziehen. Dem mehr auf consequentes Denken gerichteten Geiste der Deutschen Christen aber wird zwar dieser Contrast leicht zu grell, aber dennoch sind auch unter ihnen, nach unserer Erfahrung, nur Wenige, welche die Lehren der heiligen Schrift von der Obrigkeit gründlich erforschen, klar erkennen, und mit der Liebe und Hingebung umfassen, mit welcher der gefallene Mensch immer dem Lichte des Wortes Gottes entgegen kommen soll. Den Uebrigen sind die Meinungen und die Praxis der Zeit zu stark, um sich ganz davon loszusagen, und die Wahrheit wird so künstlich unter den Irrthum gemischt, daß ihre nicht rein auf das Wort Gottes gegründete Erkenntniß nicht ausreicht, sie frei vom Irrthum und entschieden zum Kampfe für die Wahrheit zu machen. Sie geben es dann wohl ganz auf, über diese Gegenstände zur Klarheit zu gelangen, indem sie dieselben für minder wichtig oder ihrem Berufe fremd halten, oder sich auf eine bloße Passivität beschränken zu können meinen. Allein wie könnte es unwichtig, wie dem Christenberufe (geschweige denn dem besonderen Berufe des Predigers, oder obrigkeitlicher Personen) fremd seyn, über Verhältnisse, in denen wir Alle leben, über Rechte und Pflichten, die wir Alle, Jeder in seinem Maaße haben, die grade jetzt das Interesse, die Leidenschaften, die Sünden der Menschen so sehr entflammen, den Unterricht zu empfangen, den Gottes Wort uns darbietet, und wie können wir meinen, uns durch bloße Passivität vor Irrthum und Sünde, zu denen der Zeitgeist treibt, zu bewahren, wenn wir die Waffen des Lichts und der Wahrheit nicht anhaben?

Wir wollen daher den Versuch machen, den Lesern einige Grundzüge der christlichen Lehre von der Obrigkeit vorzuhalten, in der Hoffnung, dadurch zum Gebete um Erleuchtung und zum Forschen in der Schrift über diesen wichtigen Gegenstand anzuregen, gegen die herrschenden Zeitmeinungen aber ein heilsames Mißtrauen zu erwecken. Erreichen wir nur diese Zwecke, so haben wir nicht vergeblich geschrieben, und vielleicht zu einer gründlicheren und lichtvolleren Darstellung dieser Lehre die Bahn gebrochen.

So wie die ganze Welt, so ist vorzüglich der Mensch zu Gottes Ehre erschaffen, um Gottes Macht, Weisheit und Liebe zugleich zu offenbaren und zu schmecken, ja, indem von dem Wesen Gottes ihm etwas mitgetheilt worden, wie der Vater dem Kinde etwas von seinem Wesen mittheilt, um selbst ein Bild Gottes zu seyn. Denn wir sind göttlichen Geschlechts. Dies ist der letzte, der höchste Zweck seines Daseyns, und darauf zielt Gottes Gebot an den Menschen: „Du sollst heilig seyn, denn ich bin heilig," darauf, nachdem der nach Gottes Bilde heilig erschaffene Mensch gefallen, die Wunder, die Gott gethan hat und thut, um ihn zu erlösen und zu heiligen. Denn nicht allein durch und in Gott, sondern auch für ihn sind alle Dinge.

Diese unendlich tiefe und reiche Grundlehre des Christenthums vom Ebenbilde Gottes ist aber nicht bloß wahr, wenn sie auf die Menschheit im Allgemeinen angewendet wird, sondern Gott hat die menschliche Natur so eingerichtet, daß sich daraus Verhältnisse der Menschen zu einander entwickeln, in denen die Menschen Gottes Bild in dem besonderen Sinne an sich tragen, daß die ursprünglich und eigentlich ihm allein gebührenden Namen und Titel auf sie übergehen, und ein Strahl, ein Abglanz seiner durch diese Namen und Titel näher bestimmten und bezeichneten Gottheit ihnen anvertraut wird. Gott ist der eigentliche Vater aller Menschen, aber er hat durch die Einrichtung der menschlichen Natur auch den Menschen Vaterschaft und Vaterrecht übertragen, und von der Ehre und Macht, welche Ihm als Vater der Menschen gehört, den irdischen Vätern etwas anvertraut, indem er sie zu ehren befiehlt, und diesem Gebote die Verheißung seines besonderen Segens beilegt. Gott ist der Herr über Alles, aber er hat durch die aus seinem Willen hervorgegangene Verschiedenheit der Menschen, Herrschaft und Unterthänigkeit auch unter den Menschen gegründet, und durch sein Wort befestiget und geheiliget, indem er den Knechten Dienst, Gehorsam und Unterthänigkeit gegen ihre Herren anbefiehlt. Er ist der Richter aller Welt, der König aller Heiden, der König zu Zion, aber er hat von seiner Gewalt und Majestät den Richtern und Königen auf Erden etwas geliehen und anvertraut, daß sie in seinem Namen und unter seiner Auctorität richten und herrschen, und durch sein Wort das Recht auf Ehrfurcht und Gehorsam ihnen übertragen. Man würde den tiefen und reichen Inhalt dieser Namen Gottes: Vater, Herr, Richter und König sehr verflachen und verfehlen, wenn man darin bloße Vergleichungen sehen wollte, die sich nur an eine in einer gewissen Beziehung stattfindende Aehnlichkeit anschlössen, wenn man von dem Begriffe irdischer Väter, Herren, Richter und Könige, als von etwas Selbstständigem ausgehen und annehmen wollte, Gott lege sich nur darum diese Namen bei, weil er denselben in einer gewissen Hinsicht ähnlich sey, und sich den Menschen nicht anders als durch solche Bilder offenbaren könne, etwa wie Christus sich eine Thür oder einen Weinstock nennt, oder das Himmelreich mit einem Netze oder einem Sauerteige vergleicht. Gott nennt sich nicht bloß bildlich Vater, Herr, Richter und König, sondern er ist Alles dies in der That und in der Wahrheit, im eigentlichsten und tiefsten Sinne; die irdischen Väter, Herren, Richter und Könige dagegen sind nur Abbilder Gottes, durch welche er sich uns offenbart, aber eben weil es Bilder sind, die Gott selbst gemacht hat, wesentlich richtige, das Wesen des Urbildes wahrhaft enthaltende Bilder, Bilder, die nicht bloß eine Vorstellung von dem Urbilde, von dem Wesen, sondern, in ihrem Maaße, das Urbild, das Wesen selbst uns vor Augen stellen, und denen daher auch, in ihrem Maaße, die Ehre und Majestät des Urbildes gebührt und beiwohnt.

Wir berufen uns zur Begründung dieser Sätze zunächst auf das ursprüngliche Gottesbewußtseyn, das jedem Menschen beiwohnt und ohne Verletzung des Gewissens von Niemand verläugnet werden kann. Nicht allein daß Gott sey, sondern auch, seine ewige Kraft und Gottheit, wird aus seinen Werken ersehen, mithin ist insbesondere aus seinem edelsten Werke der menschlichen Natur, und den daraus wesentlich hervorgehenden Ständen der Menschen, deren Anerkennung das Gewissen fordert, Gott als Vater, Herr, Richter und König zu erkennen. Da aber mit dem Ebenbilde Gottes überhaupt, auch diese Abbilder seines Wesens in der Menschheit verunstaltet sind, und da der natürliche Mensch nach dem Falle von der Erkenntniß auch der klarsten göttlichen Wahrheit durch seine sündliche Willensrichtung sich abwendet, und die Finsterniß mehr liebt als das Licht, so müssen wir uns ferner auf Gottes geoffenbartes Wort berufen

indem wir desselben nicht nur bedürfen um übernatürliche Geheimnisse zu lernen, sondern auch um unser natürliches Gottesbewußtseyn zu reinigen und unser Gewissen, welches der alte Mensch mit Füßen tritt, in seine Rechte wieder einzusetzen. In diesem Worte werden jene Namen Vater, Herr, Richter, König, als Gottes eigenstes Wesen bezeichnend, gebraucht, sogar im Gegensatze gegen die irdischen Abbilder, als denen sie nur in ihrer Maaße, aber nicht im vollsten und erschöpfendsten Sinne, zukommen. Gott ist der rechte Vater über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, sagt Paulus, und Christus verbietet sogar seinen Jüngern, irgend Jemand auf Erden Vater und Meister zu nennen, weil sie nur Einen Vater und Meister hätten. Denselben Gegensatz deuten die Benennungen Herr aller Herren, und König aller Könige an, nämlich, daß gegen ihn alle Herrn auf Erden nur Knechte, alle Könige auf Erden nur Unterthanen sind. Von der anderen Seite ist das Gebot Vater und Mutter zu ehren das erste Gebot, das Verheißung hat, und Christus stellt das Ehren der Eltern und den ihnen erwiesenen Dienst als den wahren Gottesdienst den nichtigen Menschensatzungen entgegen. „Ihr Knechte," sagt Paulus, „seyd gehorsam in allen Dingen eueren leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eueres Herzens und mit Gottesfurcht, als Christo, nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen. Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dient und nicht den Menschen;" und Petrus ermahnt die Knechte „unterthan zu seyn mit aller Furcht den Herren, nicht allein den Gütigen und Gelinden, sondern auch den Wunderlichen." „Ein Sohn soll seinen Vater ehren, spricht Gott bei'm Propheten Maleachi, und ein Knecht seinen Herrn. Bin ich euer Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo fürchtet man mich?" Die Obrigkeit endlich nennt Paulus Gottes verordnete Diener, die das Schwerdt nicht umsonst tragen, sondern als Rächer zur Strafe über die, so Böses thun, und sagt, daß ihnen Schoß, Zoll, Furcht und Ehre gebühre, und Petrus ermahnet, die Könige und Obrigkeiten zu ehren, und ihnen unterthan zu seyn um des Herrn willen, als Gesandten zur Rache über die Uebelthäter, und zum Lobe der Frommen. Christus selbst aber spricht: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist." Wie will man jene in der heiligen Schrift so oft und nachdrücklich behauptete alleinige Vaterschaft, Herrschaft und königliche Würde Gottes mit diesen so starken und eindringlichen Geboten, die irdischen Väter, Herren und Obrigkeiten zu ehren und ihnen unterthan zu seyn, anders in Uebereinstimmung bringen, als so wie es die Apostel in den angeführten Worten selbst thun, indem sie uns lehren, diese von Gott über uns verordneten Menschen als sein Bild und seinen Namen tragend, seine ewige Kraft und Gottheit, sein unsichtbares Wesen uns sichtbar darstellend, anzuerkennen? Wer diese Lehre des göttlichen Wortes in der Demuth, die dem gefallenen und versöhnten Sünder ziemt, mit dem Sinne Christi, der lieber diente, als sich dienen ließ, annimmt, der wird einen unendlichen Reichthum von göttlicher Weisheit und herablassender Liebe darin finden und anbetend genießen. Ja, Gott ist nicht ein Gott, der ferne ist, sondern ein Gott, der nahe ist. Nicht allein in den erhabenen Werken der Natur, die uns umgeben, hat dieser große König seine unendliche Majestät und herrliche Macht uns vor Augen gestellt, — nein, auch uns selbst, die Ordnungen und Verhältnisse, in welchen wir auf diese Welt kommen, in denen wir uns bewegen und leben, hat er zu lebendigen Abbildern seines eigensten Wesens gemacht; er hat sich auch hierin nicht unbezeugt gelassen, ob wir ihn fühlen und finden möchten, denn in ihm leben, weben und sind wir. Es gibt keinen Vater, keinen Herrn, keine Obrigkeit, keinen König, der sich nicht täglich durch das zugleich demüthigende und erhebende Bewußtseyn zum reinen Gottesdienste im Geist und in der Wahrheit erwecken könnte, daß er „von Gottes Gnaden" mit einem Ausflusse, einem Abglanze seiner Macht, seines Rechts, seiner Majestät bekleidet sey, und das edle Amt auf sich habe, seinen Kindern, Knechten, Unterthanen des ewigen Gottes lebendiges Bild vor Augen zu stellen, und sie dadurch in seine selige und heilige Gemeinschaft einzuladen. Es gibt keinen Sohn oder Tochter, keinen Knecht, keinen Unterthan, der nicht den geringsten wie den größesten, den gemeinsten wie den außerordentlichsten Dienst oder Gehorsam, den Väter, Herren oder Obrigkeiten erfordern, in der seligen Gewißheit leisten könnte, nach der Apostel tiefsinnigem Worte, nicht Menschen, sondern Gott damit zu dienen. So leuchtet die Sonne der heiligen Majestät Gottes in unsere niedrigsten Lebenskreise hinein, erhebt uns über den Staub und Koth dieser Welt, und macht uns sehnsüchtig nach dem ewigen Vaterlande, wo, was wir hier im Spiegel sehen, in offenbarer, reiner Herrlichkeit vor uns stehen wird. Alle Herrschaft wird verklärt und gemildert, alle Dienstbarkeit in Gottesdienst verwandelt und geadelt, wo Gottes Wort diese großen Wahrheiten dem Herzen einpflanzt.

Die Obrigkeiten sind also hienach Abgesandte Gottes, seine Beamte, sie haben das Schwerdt von ihm empfangen und sind von ihm beauftragt, sein heiliges Gesetz, so weit dies von Menschen überhaupt, und von jeder Obrigkeit nach dem besonderen Umfange ihrer Macht und ihres Rechts geschehen kann, zu vollstrecken.

Dies ist das göttliche Recht (jus divinum) der Könige und der Obrigkeiten überhaupt, welches ehedem die Christenheit nach dem Worte Gottes mit großer Einigkeit anerkannte, und worin sie die sicherste Bürgschaft alles Rechts und aller Freiheit fand, auf welches Fürsten, nach christlicher Sitte, wenn sie zu ihren Unterthanen reden, mit den inhaltsschweren Worten „von Gottes Gnaden" sich berufen, — Worte bei denen sie zugleich ihrer erhabenen Rechte und ihrer schweren Pflichten sich erinnern, durch welche sie zu allen wahrhaft fürstlichen Gesinnungen, zu standhaftem Muthe, wie zu herablassender Milde sich erwecken lassen sollen; — dies ist das göttliche Recht, gegen welches die blinden Stimmführer unserer abtrünnigen Zeit mit lautem Geschrei sich erheben, in welchem sie nichts als ein Mährchen, vom Aberglauben im Interesse des Despotismus ersonnen, zu finden meinen, und an dessen Stelle sie elende Menschensatzungen zu setzen bemüht sind.

Durch diese Lehre wird zuerst der wahre Grund der obrigkeitlichen Gewalt nachgewiesen und festgestellt; diese wird von dem hergeleitet, von dem sie allein herkommen kann, von Gott, dem alle Gewalt gehört im Himmel und auf Erden. Dies ist ein gewisser und fester Grund, auf dem die Erkenntniß sowohl als das Gewissen von Obrigkeiten und Unterthanen fest beruhen kann, denn nicht allein unser natürliches Gottesbewußtseyn, sondern auch die hellen, klaren Zeugnisse des Wortes Got-

tes überzeugen uns von demselben, und die tägliche Erfahrung, so wie die Lehren der Geschichte zeigen uns die Festigkeit der darauf aufgeführten Rechts- und Staatsgebäude. Alle anderen Versuche, einen Grund der obrigkeitlichen Gewalt nachzuweisen, sind eitel und vergeblich. Ohne auf das leere Geschwätz von einem Volkswillen näher einzugehen, der nirgend vorhanden ist, und wenn er vorhanden wäre, nicht würde erkannt und festgestellt werden können, und wenn er erkannt und festgestellt wäre, unverbindlich seyn würde, bemerken wir nur, daß kein bloßer Menschenwille ausreicht, Menschen, die nach Gottes Ebenbilde geschaffen sind, zu Unterthanen anderer Menschen zu machen, und daß, was bloßer Menschenwille heute baut, Menschenwille morgen wieder zerstören darf und wird. Darum bauten selbst die Heiden ihre Staaten auf eine Grundlage, die sie für eine übermenschliche hielten, denn wäre der Obersatz der Stimmführer unserer Zeit, daß der Wille der Menge die Obrigkeit errichtet habe, wahr, so müßten wir von ihnen auch den gottlosen und widersinnigen Folgesatz einräumen, daß den Unterthanen als solchen das Recht zusteht, ihre Obrigkeiten ein- und abzusetzen. Ja, wenn wir den heillosen Geist der Empörung und des Aufruhrs, der jetzt in der Christenheit wüthet, recht verstehen und kräftig bekämpfen wollen, so dürfen wir nicht verkennen, wie er aus der unverstandenen Wahrheit entstanden ist (da jedem Irrthum eine Wahrheit, und jedem kräftigen Irrthume eine tiefe Wahrheit beigemischt ist, ohne welche er in das ursprünglich für die Wahrheit erschaffene Menschenherz keinen Eingang würde finden können), daß der Mensch, als von göttlichem Geschlecht, nicht dazu geschaffen und geboren ist, einem puren baaren Menschenwillen als solchem zu gehorchen. Aber statt hieraus in Uebereinstimmung mit dem ewigen Worte Gottes, die göttliche Einsetzung, das göttliche Recht der Obrigkeit und den Gehorsam der Unterthanen um Gottes willen zu erkennen, haben die Afterweisen unserer Zeit sich die wahnsinnige Lehre der Volkssouveränität erdacht, wonach die Obrigkeit statt Dienerin Gottes, Dienerin derer ist, die sie beherrschen soll. Aus dieser mißverstandenen Wahrheit kann aber allein die Energie des Wahnes erklärt werden, der vor vierzig Jahren in einem Lande der Christenheit alle Bande des Gehorsams gegen menschliche und göttliche Gesetze, ja die Bande der Sitte und Natur zerriß, um sich dem wüthenden Mordbeile einiger blutgierigen Narren zu unterwerfen. Nicht darin irrten diese Unglücklichen, daß der nackte Despotismus des sündigen Menschenwillens ihnen unerträglich war, sondern darin bestand ihre Verblendung, daß sie in den Menschen, denen sie nach göttlichen und menschlichen Gesetzen gehorchen sollten, eben nur Menschen, und nicht zugleich Beamte Gottes — des Gottes, an den sie nicht glaubten — erkannten, mithin ihnen auch nicht um Gottes willen gehorchten, daß sie die Freiheit in der Losreißung von dem Gehorsam, in dem sie allein zu finden ist, und in den selbstgemachten Satzungen suchten, die eben den baaren Menschenwillen auf den Thron setzten, und dadurch einen blutigen Despotismus herbeiführten, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hatte. Aber diese Kraft des Irrthums kann nur zerstören, nicht erbauen: sobald die Freiheitsschwärmer die vorige Herrschaft zerstört haben, tritt ihre eigene an die Stelle (da die menschliche Natur nun einmal so eingerichtet ist, daß die Schwachen in der Abhängigkeit von den Mächtigen leben müssen), und sie sind genöthigt, eben dieselben alle Herrschaft wesentlich untergrabenden Principien zu bekämpfen, mittelst deren sie sich emporgeschwungen hatten, wie dies die Geschichte unserer Tage so deutlich vor Augen stellt. Daher ist der Versuch, auf dem Willen der Menge eine Obrigkeit zu erbauen, nicht allein gottlos, sondern auch völlig unausführbar, da eben das Princip, welches sie begründen soll, sie auch sofort wieder vernichtet, — eine solche Obrigkeit kann nur durch Lüge und Inconsequenz bestehen, indem sie in der That eine andere Basis hat, und nur, um dem ihr furchtbaren Zeitgeiste zu schmeicheln, den Willen der Menge als ihre Basis anerkennt.

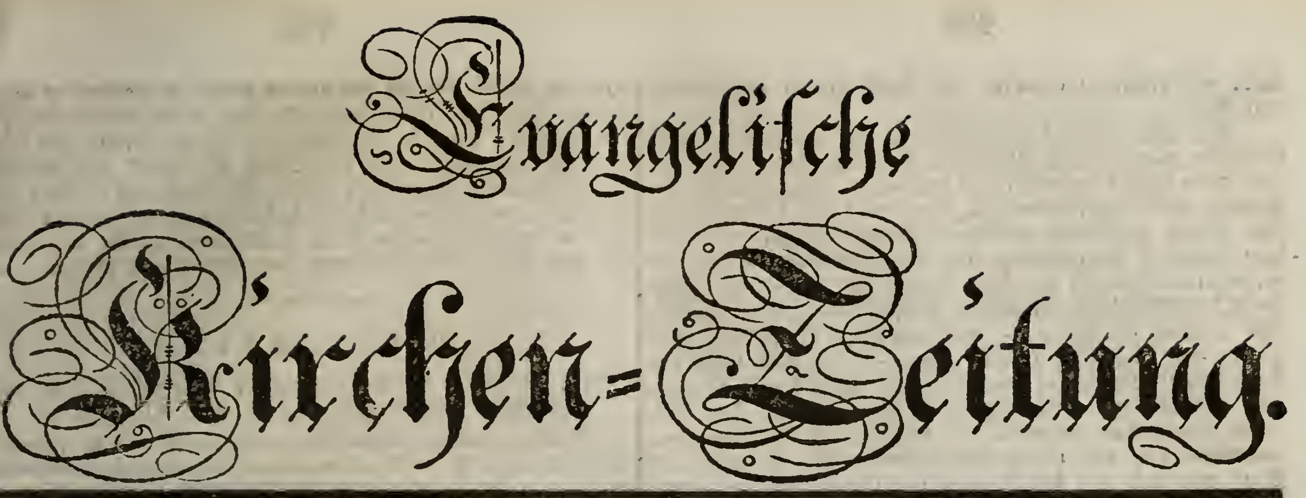
(Schluß folgt.)

Miscelle.

Es ist vielfältig von den Fehlern und Gebrechen des Pestalozzischen Instituts zu Iferten in der ersten Zeit seines Bestehens die Rede gewesen. Ein wenig gekanntes Buch: „Wie Herr Joseph Schmid die Pestalozzische Anstalt leitet, von Jer. Meyer, gewesenem Lehrer an dieser Anstalt, Stuttgardt 1822," enthält hierüber, neben mancher verwerflichen Animosität, viel Wahres und Lehrreiches, zugleich auch eine wohl richtige Beurtheilung des religiösen Standpunktes, auf welchem der edle Pestalozzi stand. Es heißt in diesem Buche: „Die Uebel der Erziehungsweise im Pestalozzischen Institute haben ihre fernste, aber tiefste Wurzel in Pestalozzi's Ansicht von der menschlichen Natur. Wie aus seinen Schriften hie und da deutlich hervorgeht, hält er dafür, daß die menschliche Natur von Geburt an lauter gute Richtungen in sich schließe, und daß diese auszubilden das einzige Geschäft der Erziehung sey. Dies ist allerdings die positive Seite der Erziehung. Aber sie hat auch eine mehr negative, auch die schlimmen Richtungen der menschlichen Natur auszuspähen, und sie, wenn nicht zu vertilgen, doch zu hemmen. Das ist bei weitem der schwerere Theil der Erziehung. Aber Pestalozzi scheint diese Sache gar nicht in Acht zu nehmen, ja er scheint sie zu läugnen, und die Fehler und das Böse im Menschen für nichts Anderes, als für Schwäche zu halten. Aus der Verkennung der bösen Anlage unserer Natur und der daraus resultirenden Vernachlässigung derselben folgt, daß sich die natürlichen schlechten Triebe ungehinderter im Dunkeln entwickeln, welches sie, gleich den Kellerpflanzen, suchen und zu ihrem Wachsthum nöthig haben, wie die guten Eigenschaften, die farbigen, schönen Pflanzen, das Licht. — Als man anfing, den Willen des Menschen für natürlich gut anzusehen, als welchen man in allen Dingen nur selbst gewähren zu lassen habe; da wurde Ungezogenheit die Folge der Erziehung. Daraus folgt Charakterlosigkeit, weil dadurch, daß man bald diesem, bald jenem natürlichen Triebe folgt, nie Einheit in das Wesen kommen kann. Von Rousseau aus hat sich diese Meinung in die Pädagogik eingeschlichen. — Der natürliche Wille ist versenkt in die Unmittelbarkeit der Natur, ist ein Getriebenwerden. So soll aber der Mensch nicht bleiben; er soll sich zu einem Geistigen erheben, dadurch, daß er jene Natürlichkeit abstreift. Die Neigungen oder Triebe müssen in die Zucht des Geistes gesetzt werden." —

Wir setzen die Frage hinzu: Und welche Anstalt ist dazu die rechte, nur von Gott selber zu stiftende und gestiftete? — Die christliche Heilsanstalt! —

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 16. April. № 31.

Die Grundzüge der Lehre der heiligen Schrift von der Obrigkeit.

(Schluß.)

Aber nicht bloß begründet und festgestellt, auch verklärt und gemildert wird die obrigkeitliche Gewalt durch die Lehre von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit. Ehe der zu seinen Unterthanen redende Fürst seinen Fürstentitel noch ausgesprochen, gehen die Worte „von Gottes Gnaden" aus seinem Munde, als spräche er zu ihnen: „Gott ist mein wie euer Herr, sein Wille und Gebot mein wie euer Gesetz; vor diesem Gotte, vor diesem Gesetze sind wir Alle gleich; er wird mich wie euch danach richten, ohne Ansehn der Person. Wenn ich euer Herr bin, wenn ich euch befehle, so geschieht es nur aus seiner Vollmacht." Kann man sich ein kräftigeres Mittel gegen Menschenwillkühr denken, als diese Grundsätze, wo sie in der That geglaubt und angenommen werden? Sie bilden zugleich die erste Grundlage der Rechte der Obrigkeit, und die der ganzen Staatsverfassung; Gottes Gebote werden dadurch als die Seele, als der eigentliche Inhalt des im Lande geltenden Rechts anerkannt, auf welches Recht die Unterthanen nicht minder als die Obrigkeiten sich berufen können, welches für diese eben so heilig, eben so verbindlich ist, als für jene, und durch welches ihre Rechte eben so festgestellt werden, als die der Obrigkeiten. Wie soll man es sich erklären, daß unsere Zeit fast durchgängig die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit mit dem Absolutismus, mit der sinnlosen Irrlehre, die alles Recht aus der Willkühr der Fürsten herleitet, verwechselt, wie anders als daraus, daß der Gott, von dem diese Zeit redet, ein todter Götze ist, der Ohren hat und nicht hört, Augen und nicht sieht, und einen Mund und nicht redet? Des lebendigen Gottes Gesetz, welches in jedes Menschen Herz geschrieben und in seinem Worte auf das Hellste uns offenbart ist, erklären sie für kraftlos, und ihre Menschensatzungen, Constitutionen genannt, die wie Pilze aufschießen und vergehen, die heute ein Staatsmann aus der Weisheit des Tages zusammenstoppelt, und morgen ein aufrührerischer Pöbel über den Haufen stößt, diese hält man, aller Geschichte und Erfahrung zum Trotz, für wirksame Hemmungen des furchtbaren Stromes der menschlichen Sünden und Leidenschaften, wiewohl doch auch diese Satzungen von Menschen gehandhabt werden, und auch nach ihnen Menschen an der Spitze stehen müssen, die die höchste Gewalt in Händen und keinen irdischen Richter über sich haben.

Und so wie durch diese Lehre die Macht der Obrigkeit festbegründet, und zugleich die Ausübung derselben geregelt und beschränkt wird, so wird von der anderen Seite der Gehorsam der Unterthanen dadurch ein Dienst um Gottes willen, sie gehorchen und dienen, wenn sie die Gnade haben, diese Lehre von Herzen zu glauben, wie der Apostel so schön sagt, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen, nicht mit dem Dienst vor Augen als den Menschen zu Gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht. Das ist das große Princip aller wahren Freiheit, mit welchem das Christenthum die Staaten durchdrungen, mittelst dessen es die Herrschaft des Rechts in dem Umfange begründet hat, wie wir es in den christlichen Staaten, und nur in diesen, finden. Kann man sich eine liberalere — wir meinen eine allem Knechtssinn wie allem Despotismus mehr entgegengesetzte — Gesinnung denken, als aus Liebe, um Gottes willen, zu dienen und gehorsam zu seyn, als in die Fußstapfen des Sohnes Gottes zu treten, der es nicht für einen Raub achtete, Gott gleich zu seyn, sondern ein Knecht wurde, und gehorsam bis zum Tode am Kreuz, um den Willen zu thun seines Vaters im Himmel, der vor das ungerechte Gericht der Heiden gestellt, voll Muth und Demuth sprach: „Du hättest keine Gewalt über mich, wäre sie dir nicht von oben gegeben." Wo diese Gesinnung herrscht, da ist schon wahre Freiheit, auch mitten unter dem Drucke der Gewalt, — da, und nur da, ist die Möglichkeit vorhanden, daß auch die Staats- und Rechtsformen sich in einen reinen Ausdruck jener verklärten und gemilderten Herrschaft, und dieser geadelten Unterthänigkeit mehr und mehr verwandeln. Welche furchtbare Verblendung, die Freiheit wo anders als in dem Dienste Gottes, im Thun seines Willens zu suchen, welche Schwärmerei, sie von dem Entfesseln der sündigen Menschennatur, von dem Loslassen der auf Ehre und Besitz gerichteten Leidenschaften, von der Souveränität des Flei-

sches, von denen zu erwarten, die selbst Knechte des Verderbens sind!

Wir gehen für jetzt nicht näher ein auf den reichen Inhalt der Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit, wie er sich mehr und mehr zugleich entwickelt und beglaubigt, wenn wir die Anwendung jener Lehre bis in die einzelnen Theile der unermeßlichen Gebiete des Rechts und der Geschichte verfolgen, und lassen daher auch die Beantwortung der aus ihrem Mißverstande hervorgehenden Einwürfe bei Seite liegen: daß ja doch die einzelnen Obrigkeiten durch menschliche Handlungen, ja durch menschliche Sünden entständen, — daß unwürdige Obrigkeiten keine Bilder und Abgesandte Gottes seyen, — daß diese Lehre den Despotismus begünstige, und auch das rechtmäßigste Streben nach Freiheit, den rechtmäßigsten Widerstand gegen den Mißbrauch der Gewalt verhindere, — daß sie bloß auf Monarchien anwendbar sey, daß sie papistisch-theocratischen Theorien das Wort rede und mit der Toleranz und Gewissensfreiheit unvereinbar sey. Aufmerksame Leser werden in unserer obigen Darstellung der Grundzüge der Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit schon die Principien erkannt haben, durch deren Entwickelung alle diese Einwürfe beseitigt werden. Insbesondere möchten wir diejenigen, denen noch Zweifel übrig bleiben, auf die Betrachtung der Familienverhältnisse hinweisen. Diese einfachen, einem Jeden aus der täglichen Erfahrung bekannten, und größtentheils mit Hülfe eines gesunden Gefühls und richtigen Takts schon verständlichen Verhältnisse beruhen gleichwohl auf denselben Grundlagen wie die verwickelteren, uns fremderen und durch den herrschenden Zeitgeist so sehr verdunkelten Verhältnisse von Obrigkeiten und Unterthanen, es sind daher alle jene Einwürfe auch auf die Familienverhältnisse anwendbar, nur daß hier ihre Beantwortung und Widerlegung leichter und überhaupt die Verdunkelung der Wahrheit schwieriger ist.

Im Ganzen aber wollten wir unsere Leser, bevor wir schließen, noch bitten, einen Blick auf die Resultate der Irrlehren der Zeit über die Obrigkeit, und auf die Resultate der von uns aus dem Worte Gottes entwickelten Lehren zu werfen. Jene, die Irrlehren der Zeit, weisen den lebendigen Gott, die Quelle alles Lichts und alles Heils hinaus aus diesen großen Gebieten des Menschenlebens, verwandeln Staat und Recht in Maschinen, zu zeitlichen Zwecken vom puren Menschenverstande ersonnen und von Menschenhänden gebaut, rauben der Obrigkeit die Majestät, die nur aus dem göttlichen Ursprunge, nie aus der bloßen Zweckmäßigkeit fließen kann, unterwerfen die nothwendig und unter allen Umständen zum Gehorchen, zur Unterthänigkeit bestimmte große Mehrzahl der Menschen, die doch Gottes Bild an sich tragen und zu seinem Dienste geschaffen sind, dem unerträglichen Joche des souveränen sündigen Menschenwillens, und erregen durch dieses der Natur des Menschen wie dem Worte Gottes zuwiderlaufende Unternehmen einen Krieg Aller gegen Alle, in welchem das äußere Elend, das daraus fließen muß, das geringste, das größte Uebel aber die Zügellosigkeit der fleischlichen Gesinnung ist, welche bei denen entsteht, die, in den wichtigsten Verhältnissen ihres äußeren Daseyns von lauter profanen Menschensatzungen umgeben, ohne Gott in der Welt leben. Gottes Wort dagegen gibt uns in allen diesen Verhältnissen seine eigene, Gnade und Wahrheit ausströmende Gegenwart zu erkennen, zeigt uns in den irdischen Fürstenthümern und Herrschaften herrliche Werke seiner Macht und Liebe, weihet und befestiget die Majestät der Obrigkeit, adelt und mildert allen Dienst und alle Unterthänigkeit, und lehrt uns, daß wir überall, wo wir auch seyen, in seinem, des großen Königes und Herren Hause, in welchem er seine Diener, große und kleine, hat, und unter seinem ewigen Gesetze uns befinden, wo wir ihn fühlen und finden können, wo sein Geist uns frei machen will von Sünde und Fleisch, uns erheben über Welt und Zeit, und wo Friede, Wohlstand und Bildung — die Güter, nach denen auch die Heiden fragen — so weit wir ihrer bedürfen, als Zugabe denen zu Theil werden, die am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten. —

Nachrichten.

(Kurze Darstellung der Swedenborgischen Lehre mit Rücksicht auf Erscheinungen unserer Zeit, von Dr. Chr. Ulr. Hahn.)

Bei der immer weiteren Verbreitung der Kirche des Neuen Jerusalem's, die in England bereits 51 ordentliche Gemeinden mit beinahe eben so vielen ordinirten Geistlichen,*) in den Vereinigten Staaten mehr als 20 Prediger und 73 Orte, in welchen Gemeinden oder Glieder dieser Kirche sind, zählt, und die sehr beträchtliche Fortschritte, besonders auch in Schweden, in welchem Lande sich übrigens die Anhänger der Neuen Kirche nicht von der herrschenden Kirche getrennt und sich keine eigene Kirchenverfassung gegeben haben, wonach die Angaben bei Münter (Magazin für Kirchengeschichte u. s. w. Bd. 2. 1796) und Stäudlin (Kirchliche Statistik und Geographie, Bd. 1. 1804) zu berichtigen sind, dann in Rußland, Preußen, Oestreich, Frankreich und Deutschland macht (vgl. Magazin für die Neue Kirche von Tafel. Tübingen 1824. S. 40., 1829. S. 87. und sonst, und Letter to the membres of the Methodist Episcopal Church in the city of New-York, stating etc. by C. M. Thayer. New-York 1821. (S. 25.), fragen gewiß Viele nach dem eigenthümlichen Inhalt der Swedenborgischen Lehre, um dieselbe gehörig würdigen und mit den übrigen religiösen Bewegungen und Ansichten unserer Zeit vergleichen zu können. So wenig aber Einsender ein Urtheil über dieselbe zu fällen sich vorgenommen hat, da er vielmehr gesteht, nicht alle Werke Swedenborg's gelesen und noch weniger die in denselben befindlichen, beinahe unzähligen Hinweisungen auf andere Werke desselben nachgeschlagen zu haben, und mehr historisch, nach den von der Kirche des N. J. selbst ausgesprochenen Hauptartikeln ihres Glaubens, das Wesentliche ihrer Lehre zu geben wünscht; so glaubt er doch das Resultat seiner Untersuchungen, das selbst nach längerem Vergleichen der verschiedenen, sowohl Deutschen als Englischen, Werke Swedenborg's dasselbe blieb, dahin aussprechen zu dürfen, daß nämlich diese Lehre in manchen wesentlichen Punkten von der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern der Protestantischen Kirche abweiche, und zwar namentlich in der Lehre von der Dreieinigkeit und Versöhnung. Uebrigens gelte hier auch der Ausspruch: Komm und siehe.

Was nun die Hauptlehren der Kirche des N. J. betrifft, so theile ich dieselben aus der Schrift von Robert Hindmarsh (A Vindication of the Character and Writings of the Hon. Emanuel Swedenborg etc. Manchester 1821.) mit, wie er dieselben S. 281 bis 286. anführt, und darüber (S. 281.) sagt, daß dieselben von den Gliedern der Neuen Kirche bekannt (professed) und angenommen (embraced) seyen. Eben so findet man auch (vgl. Mag. I. 35 ff.) die Hauptartikel der Neuen Kirche in dem New Jerusalem Church Repository V. 1. No. 1. Jan. 1817. Philadelphia, p. 7 sq. die sofern von wesentlicher Bedeutung sind, da (nach dem Journal of the Proceedings of the fifth general Convention of the Receivers of the doctrine of the New Jerusalem, held at the temple in the city of Philadelphia, on Monday the 3 d. of June 182[illegible]

*) Uebrigens gab es schon 1817 in England 40 Geistliche der Bischöflichen Kirche, die sich von der alten Kirche zu trennen nicht für gut fanden, die aber die Lehren der Neuen Kirche angenommen hatten. Vgl. Mag. I. 40. II. 87.

and continued until Wednesday, the 5 th.) die Anerkennung derselben den neueintretenden Mitgliedern der Kirche zur Bedingung der Aufnahme gemacht worden, dieselben also als die eigentliche Bekenntnißschrift der Kirche des N. J. zu betrachten sind. Damals wurden aber nur 12 Artikel angenommen, weswegen die 3 Artikel bei Hindmarsh, welche in den letzteren nicht stehen, mit einem Sternchen bezeichnet sind. *) Die himmlischen Lehren des N. J. lehren:

I. (1.) Daß Jehovah Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde, ein Wesen von unendlichem Leben, Weisheit und Macht ist, daß Er Einer ist sowohl in Wesen als in Person, in welchem dessenungeachtet eine göttliche Dreieinigkeit ist, bestehend aus Vater, Sohn und heiligem Geist, wie Seele, Leib und Wirkung im Menschen, und daß der Herr und Erlöser Jesus Christus dieser Gott ist.

II. (2.) Daß Jehovah Gott selbst vom Himmel als göttliche Wahrheit herniederkam, welche ist das Wort, und menschliche Natur an sich nahm, in der Absicht, die Mächte der Finsterniß zu bezwingen und zu entfernen, die geistige Welt in Ordnung wiederherzustellen, den Weg zu einer Neuen Kirche auf Erden vorzubereiten und so das große Werk der Erlösung zu erfüllen; daß er durch den Prozeß von Leiden und Versuchungen auch sein Menschliches (humanity) verherrlicht hat, indem er es mit seiner wesentlichen Gottheit vereinigte, und daß Alle, welche an Ihn von Herzen, mit der Erkenntniß und im Leben, glauben, selig werden.

III. (3.) Daß das Wort des Herrn, oder die heilige Schrift, durch göttliche Eingebung geschrieben wurde, daß sie enthält einen innern, geistigen Sinn für den Gebrauch der Engel im Himmel, und einen äußeren natürlichen Sinn für den Gebrauch der Menschen auf Erden, und daß sie in jedem Sinn (in beiden) heilig und göttlich ist. Da nun Gott und sein Wort eines ist, und weil durch dasselbe der Mensch mit dem Himmel verbunden wird, ist es sehr nothwendig, daß die ursprünglichen Bücher des Worts von allen anderen Schriften, welche es auch immer seyen, unterschieden werden. Deswegen werden folgende anerkannt, als die den vollkommenen und vollständigen Canon der heiligen Schrift ausmachen. Im A. T. die 5 Bücher Mosis, Josua, Richter, die 2 Bücher Samuelis, die 2 Bücher der Könige, die Psalmen Davids und die 4 großen und 12 kleinen Propheten, und im N. T. die 4 Evangelien und die Offenbarung. **)

IV. (4.) Daß alles Böse, sowohl in der Neigung als im Denken und im Leben, als Sünde gegen Gott müsse gemieden werden, weil es vom Teufel ausgeht, d. i. von der Hölle, und in den Menschen die Fähigkeit zerstört, die Seligkeit des Himmels zu genießen. Daß hingegen auf der anderen Seite gute Gesinnungen, gute Gedanken und gute Handlungen müssen gepflegt und ausgebildet werden, weil sie Gottes (of God) und von (from) Gott sind, und daß jeder Akt der Liebe Gottes und des Nächsten, der Gerechtigkeit und der Billigkeit, sowohl gegen die Gesellschaft überhaupt, als gegen einzelne Glieder, müssen von dem Menschen wie (as) von ihm selbst gethan werden, jedoch unter der Anerkennung und in dem Glauben, daß sie wirklich und wahrhaftig von dem Herrn sind, der in und durch ihn wirkt.

V.* Daß der Mensch, während seines Lebens in der Welt, in einem Zustand geistigen Gleichgewichts ist zwischen Himmel und Hölle, oder Gutem und Bösem, in Folge dessen er sowohl in geistigen als in natürlichen Dingen freien Willen und die Fähigkeit hat, entweder sich zum Herrn zu wenden, oder sich vom Herrn zu trennen daß soweit er das Werk der Buße thut und in Liebesthätigkeit lebt, gemäß den Wahrheiten des Glaubens, insoweit seine Sünden vergeben sind, d. h. insoweit sein Böses entfernt ist; und daß er in demselben Verhältniß wiedergeboren, oder von Neuem geboren wird durch den Herrn.

VI. (10.) Daß der Mensch nicht das Leben in ihm selber ist, sondern nur ein Aufnehmer des Leben von dem Herrn, welcher allein das Leben in sich selber ist; welches Leben durch Einfluß Allen in der geistlichen Welt mitgetheilt wird, sowohl im Himmel, als in der Hölle oder in dem Mittelzustand, die Geisterwelt genannt; allein es wird von Jedem verschieden aufgenommen, je nach der verschiedenen Beschaffenheit des aufnehmenden Subjects.

VII. (7.) Daß durch die Wirksamkeit der göttlichen Gnade und Vorsehung des Herrn angemessene Mittel der Seligmachung sich über alle Glieder des menschlichen Geschlechts ohne Ausnahme erstrecken; und daß folglich Menschen von jeder Ueberzeugung oder Benennung auf der Oberfläche der Erde, seyen sie nun Christen, Juden, Muhamedaner oder Heiden, können selig werden, wenn sie in gegenseitiger Liebe und Liebethätigkeit aus religiösen Beweggründen leben, angemessen ihrer besten Einsicht und Erkenntniß. Daß aber dennoch die neue und wahre christliche Religion, weil sie mehr unmittelbar von unserem Herrn und Erlöser Jesus Christus, welches allein der einzige Gott im Himmel und auf Erden ist, ausgegangen ist, unter allen Religionen die geeignetste (the most capable) ist, eine feste und innige Verbindung mit ihm hervorzubringen, und deswegen muß sie für vorzüglicher, himmlischer und göttlicher gehalten werden, als jede andere.

VIII. (8.) Daß jedes Ereigniß im menschlichen Leben, sowohl glückliches als unglückliches, unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung der göttlichen Vorsehung steht; daß nichts einem Menschen zustößt oder zustoßen kann, sowohl im Allgemeinen als im Individuellen, das nicht, sowohl in den unbedeutendsten als in den wichtigeren begleitenden Umständen, geeignet ist, auf einem der unendlichen Weisheit allein bekannten Wege zu dem endlichen Nutzen und und Vortheil dessen beizutragen, welcher den Herrn liebt und ihm gehorcht.

IX. (5.) Daß unmittelbar nach dem Tode des materiellen Leibes (welcher niemals wieder angenommen wird) der Mensch wieder aufersteht mit seinem geistigen oder substantiellen Leibe, in welchem er in vollkommenerer menschlicher Gestalt fortlebt, mit jedem Vermögen, dessen Genuß er zuvor hatte; und sein ewiger Zustand, was die Seligkeit oder Unseligkeit künftig betrifft, gänzlich von der Beschaffenheit seines vergangenen Lebens abhängen wird, ob es gut oder böse gewesen ist.

X. (6.) Aber daß in Beziehung auf die Kinder, welche sterben, ehe sie zum Gebrauch ihrer Vernunft und zu der Anwendung ihres eigenen Urtheils gelangen, alle, seyen sie nun getauft oder nicht, in der christlichen Kirche oder außer derselben, oder seyen sie von frommen oder gottlosen Eltern erzeugt, in den Himmel zum Herrn aufgenommen werden, und nach erhaltenem Unterricht oder ihren Fortschritten in Erkenntniß und Weisheit, an aller Seligkeit und Vollkommenheit der Engel Theil nehmen.

XI.* Daß im ganzen Himmel kein einziger Engel ist, welcher anfänglich als ein solcher erschaffen wurde, noch ein einziger Teufel in der Hölle, welcher als ein Engel des Lichts erschaffen wurde und nachher vom Himmel hinausgeworfen worden wäre, sondern daß Alle, sowohl im Himmel als in der Hölle, vom menschlichen Geschlechte sind, die im Himmel, welche in der Welt in himmlischer Liebe und Glauben gelebt haben, die in der Hölle, welche ganz nach den Grundsätzen der Selbstsucht und Weltliebe gelebt haben.

XII. (9.) Daß die wahre eheliche Liebe, welche allein zwischen einem Manne und einer Frau bestehen kann, ein Hauptmerkmal der Neuen Kirche ist, und in der Ehe oder Verbindung des Guten und Wahren gegründet ist, und der Vermählung des Herrn und seiner Kirche entspricht, und deswegen himmlischer, geistiger, reiner und vollkommener, als jede andere Liebe bei Engeln und Menschen ist.

---

*) Swedenborg selbst hat den Lehrbegriff des Neuen Himmels und der Neuen Kirche in der Lehre vom Glauben Nr. 34—37. (II. B. S. 228 ff. der Tübing. Uebers.) und in der geoffenbarten Offenbarung Nr. 67. kurz angegeben, in der Kurzen Auseinandersetzung des Lehrbegriffs der Neuen Kirche aber, welche unter dem Titel: „Revision der bisherigen Theologie," Breslau 1786, Deutsch erschien, Nr. 116. 117. und in der Wahren christlichen Religion Nr. 2. 3. wiederholt. Vgl. Mag. I. 35.

**) Hiezu gab mir Herr Dr. Tafel folgende nähere Bestimmung: Zu bemerken ist übrigens, daß die Neue Kirche die Apostelgeschichte und die Briefe der Apostel keineswegs verwirft, sondern sie für eben so heilig hält, als sie in der christlichen Kirche bisher gehalten worden sind; die eigentlichen Bücher des Worts aber werden höher gehalten als bisher, weil Gott selbst sie gesprochen hat, weshalb sie bis auf das Jota und jedes Häkchen herab inspirirt sind, und einen inneren Sinn in sich schließen, in welchem bloß himmlische Dinge niedergelegt sind.

XIII.* Daß die Taufe und das heilige Abendmahl Sacramente von göttlicher Einsetzung sind, und zwar die Taufe ein äußeres Zeichen der Einführung in die Kirche, das die Reinigung und Wiedergeburt vorbildet, und das heilige Abendmahl für den, welcher es würdig genießt, ein äußerliches Mittel der Einführung in den Himmel und der Verbindung mit dem Herrn, von welchen es auch ein Zeichen und Siegel ist.

XIV. (11.) Daß das letzte Gericht, von dem so häufig in den Evangelien und der Offenbarung gesprochen wird, ist eine Trennung der Bösen von den Guten in der geistigen Welt, wo sie bis dahin in eine Gesellschaft verbunden und vermischt waren, seit der Zeit der ersten Ankunft des Herrn in die Welt bis zu seiner zweiten Ankunft, die jetzt im Jahr 1757 erfüllt ward, als der alte Himmel und die alte Erde, oder die alte Kirche, nach der Schrift vergingen, und die Gründung der Neuen Kirche gelegt wurde, in welcher alle Dinge neu geworden sind.

XV. (12.) Daß also, durch einen Akt der göttlichen Gnade gegen das Menschengeschlecht, das sonst in ewigem Tode untergegangen wäre, die zweite Ankunft des Herrn bereits Platz genommen hat, und bis auf den gegenwärtigen Tag noch immer fortgeht; es ist dies ein Kommen, nicht in Person, sondern in der Macht und in der Herrlichkeit des geistigen Sinnes seines heiligen Wortes, wie es bewiesen ist in den theologischen Schriften seines Knechts Emanuel Swedenborg: und daß also die heilige Stadt, das Neue Jerusalem, jetzt von Gott vom Himmel herabsteigt, als eine Braut zubereitet und geschmückt für ihren Bräutigam. —

Dies sind nun die von der Kirche des Neuen Jerusalem's selbst als ihre Glaubenslehren anerkannten Artikel, treu gegeben. Einsender wünschte nun freilich, bei mehreren einzelnen Lehren, besonders bei Nr. I—VII., aus anderen Schriften Swedenborg's nähere Erklärungen anführen zu können; da ihm aber der sparsam zugemessene Raum, den er bei aller Kürze vielleicht schon jetzt überschritten hat, dies nicht gestattet, so muß er sich mit folgenden wenigen Bemerkungen begnügen, welche der Kürze wegen numerirt werden.

1. Das angeführte Werk von Hindmarsh enthält eine Vertheidigung Swedenborg's und seiner Lehre gegen die durch J. G. Pike von Derby, Joh. Wesley und die Herausgeber des Evangelical Magazine gemachten Einwendungen nebst Aufstellung derselben in 21 Abschnitten. Von demselben Verfasser sind noch einige andere Schriften ähnlichen Inhaltes herausgegeben worden, worunter: A Compendium of the Chief Doctrines of the True Christian Religion or of the New Church, called the N. J. — A Catechisme for the Use of the New Church u. s. w.

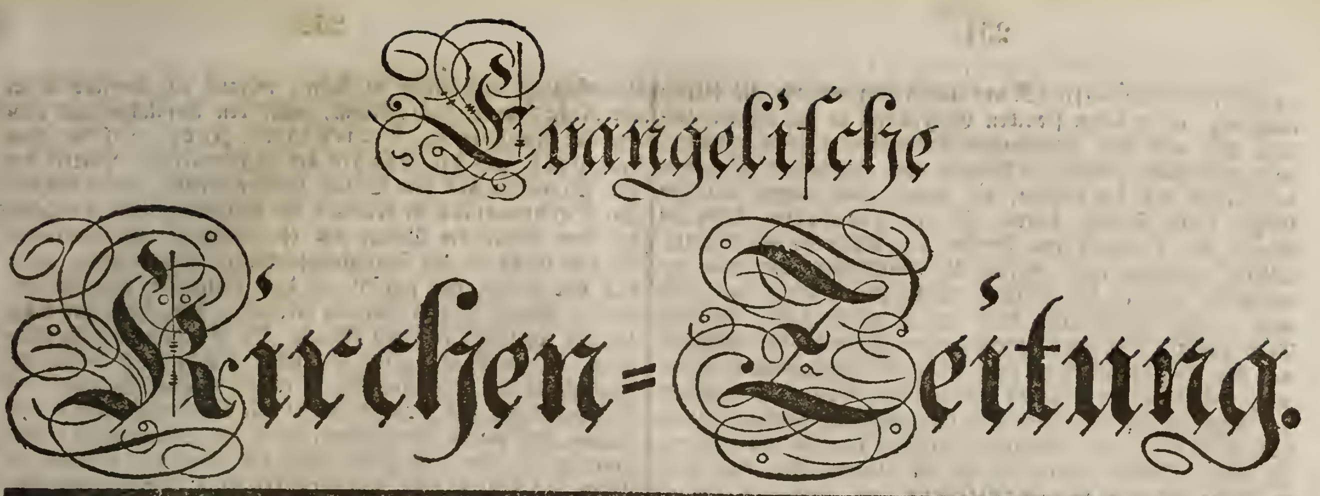
2. Eine in jeder Hinsicht interessante Schrift ist: An interesting Correspondence between the Rev. John Johnson and Miss Elizabeth Jones. Seconde Edition. Philadelphia 1817. Diese Schrift enthält Briefe, welche zwischen Beiden gewechselt wurden, und von der Aenderung ihrer Ansichten, welche ihre Ausschließung aus der Kirche veranlaßten, Nachricht geben. — S. 42. findet sich ein Auszug der Verhandlungen der Session der Presbyterianischen Kirche in Newburgh, vom 2. März 1816, wo es unter Anderem heißt: Die Session war einstimmig der Meinung, daß die Gedanken der Miß Jones über die Trinität schriftwidrig (unscriptural) sind, und daß, indem sie die Persönlichkeit des Sohnes und heiligen Geistes läugnet, sie die Evangelische Lehre von der Versöhnung läugnet, welche für rechtgläubig besonders von der Kirche gehalten wird, deren Glied sie ist. Sie war ferner der Meinung, daß mehrere, den Kindern Gottes theure Lehren müssen aufgegeben werden (abandoned), wenn die Persönlichkeit des Sohnes und heiligen Geistes geläugnet wird u. s. w.

3. Von der Deutschen Uebersetzung des Dr. Tafel erschienen bis jetzt drei große Bände unter dem Titel: Göttliche Offenbarungen bekannt gemacht durch Emanuel Swedenborg u. s. w. 1ster Band mit einer Vorrede von 296 Seiten und der Lehre des Neuen Jerusalem's vom Herrn. 1823. 2ter Band enthaltend 5 Werke von Swedenborg. 1824. 3ter Band enthaltend: Die enthüllte Offenbarung, 1—6 Cap. 1824. (Wenigstens ist mir kein Weiteres bekannt.) — Von dem Magazin erschien das 1ste Heft 1824 (Tübingen) mit einigen apologetischen Bemerkungen; 2tes Heft 1829 mit Nachrichten zur Geschichte der neuen Kirche in Schweden und England.

4. Ferner sind zu nennen: a) Christlicher Catechismus für die Jugend u. s. w. Tübingen 1825. Vgl. über die Lehre von der Trinität S. 17 ff. und der Versöhnung S. 33 ff. b) Vom Neuen Jerusalem und dessen himmlischer Lehre u. s. w. Reutlingen 1821. c) Die Weisheit der Engel von der göttlichen Liebe und der göttlichen Weisheit, von Em. Swedenborg. Stockholm 1821. Es ist ein einiger Gott, von welchem Alles ist, S. 15. Gott ist der Mensch selbst, S. 8. Alles im Universum ist von der göttlichen Liebe und der göttlichen Weisheit Gottes als Mensch erschaffen, S. 32. Es ist bekannt, daß der Mensch in das Böse geboren wird, und daß er es wie ein Erbtheil von den Eltern bekommt, und Andere glauben, daß er es nicht von den Eltern, sondern nur vermittelst ihrer von Adam bekomme; aber dieses ist ein Irrthum, S. 202. Alle Dinge in dem geschaffenen Universum, von dem Nutzen her betrachtet, stellen im Ebenbild den Menschen dar; und dies bezeugt, daß Gott Mensch ist, S. 250. Endzweck der Schöpfung ist: den Himmel des Engels aus dem Menschengeschlecht, also das Menschengeschlecht selbst zu bilden, S. 256. d) Erklärung des Catechismus der Evangelischen Kirche in England, von Clowes, Oberpfarrer der St. Joh. Kirche zu Manchester. (4te Aufl. Manchester 1818.) Uebersetzt aus dem Englischen. Tübingen 1825. Nach Swedenborg's Grundsätzen verfaßt. Vgl. z. B. S. 87 ff. über die Trinität. e) Einige schlichte Antworten auf die Frage: Warum nimmst du das Zeugniß Swedenborg's an? Von einem Geistlichen an seine Gemeinde gerichtet. (4te Aufl. London 1822.) Uebersetzt von Dr. Tafel. Tübingen 1826. f) Ueber die Unsterblichkeit des Menschen, den Zustand des Lebens nach dem Tode und die Kennzeichen einer gewissen Hoffnung auf Seligkeit auf den Grund der Vernunft und göttlichen Offenbarung, von H. Paulus, Finanzrath in Ulm. 1829. Enthält in einer etwas schwerfälligen Sprache manche gute und treffende Bemerkungen; die Uebereinstimmung mit Swedenborg's Ansichten läßt sich aber nicht verkennen. Vgl. z. B. die Ansicht über den jüngsten Tag S. 20., über die Trinität S. 82 ff., über Versühnung S. 91 ff., wo es heißt: Die Versühnung geschah durch eine göttliche Belehrung über göttliche Wahrheiten, durch die Erkenntniß des wahren Gottes und seiner Verehrung, durch diese wurde die Versöhnung mit Gott in der Beziehung wiederhergestellt, als dadurch die Menschen mit ihm wieder verbunden werden. Aus dem Grunde folgt, daß der Glaube, daß die Erlösung und die Versöhnung und die Seligkeit des Menschen einzig auf dem Leiden und Sterben Christi als solchen beruhe, höchst irrig und falsch ist. Das an's Licht gebrachte und durch sein Leiden und Sterben bestätigte Wahre hat nur für diejenigen Erlösung zur Folge, welche die von ihm gelehrte Wahrheit in's Leben übergehen lassen, die Selbverläugnung auf sich nehmen, das Böse und die Neigungen zu diesem Bösen verlassen und dagegen die Liebe zum Guten und zur Wahrheit in sich aufnehmen. — (Andere Schriften, besonders ältere, können hier keine Stelle finden.)

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 20. April. № 32.

Ueber Staatsreligionen, Toleranz und Trennung von Kirche und Staat.

(Fortsetzung.)

In keinem System des Irrthums ist Consequenz möglich, der consequente Rationalismus vernichtet, wie neuerlich so treffend gezeigt worden ist, sich selbst und geht in Pantheismus über, consequenter Pantheismus aber würde völliger Wahnsinn seyn, consequenter Materialismus die Menschen in Thiere verwandeln; — wer würde aber wegen dieser Inconsequenzen die Existenz des Rationalismus, des Pantheismus, und des Materialismus und ihre uns überall umgebende Herrschaft über so Viele, die auf Jesu Namen getauft sind, in den verschiedensten Graden und Schattirungen, wer selbst den überaus traurigen Einfluß dieser Irrlehren auf die Gläubigen, ja, welcher Christ, der sich selbst kennt, die Lähmung läugnen, die sein eigener Glaube, seine eigene Liebe und Hoffnung dadurch so oft erfahren? Wie daher der Rationalismus, Pantheismus und Materialismus Religionssysteme sind, welche mit dem Christenthume streiten, gleichwohl aber die unter dem mehr oder minder starken Einflusse dieser Systeme Stehenden in den verschiedensten Verhältnissen zum Christenthume sich befinden, so ist es auch mit dem oben beschriebenen, nicht minder religiösen als politischen Systeme von Irrlehren. Uebrigens ist es nicht zu verkennen, — und dies bestätigt unsere obige Ausführung — daß bei den Gläubigen unserer Tage jene Irrlehren bei weitem die ungestörte Herrschaft nicht ausüben, als bei den Ungläubigen. Ihr Gift wird bei jenen beständig durch das Gegengift des Christenthums gedämpft, die bösen Quellen im eigenen Innern sind bei ihnen verstopft, aus denen bei den Anderen die Giftpflanzen ihre Nahrung ziehen, und diese selbst müssen endlich verdorren, weil sie auf dem ihnen fremden Boden des wiedergeborenen Herzens nicht gedeihen können. Gebe Gott, daß wir dies insbesondere recht bald bei den Gläubigen in Frankreich, England und America, welche der Geist dieser Zeit betrogen hat, erleben mögen, damit nicht ferner ihr Licht, welches sie so schön vor der ganzen Christenheit leuchten lassen, durch diese Schatten verdunkelt werde. Die in Nordamerica von den Feinden des Christenthums den ernsten Christen jetzt vielfach gemachten Vorwürfe, daß sie von jenen politischen Irrlehren abwichen, und den Staat christlich machen wollten, erregen in dieser Beziehung die besten Hoffnungen, zumal da diese Vorwürfe, wie wir oben in Beziehung auf den Streit über die Posten am Sonntage dargethan haben, offenbar gegründet sind, so sehr auch jene Christen selbst, in ihrer politischen Befangenheit, dieselben abzulehnen bemüht sind.

Ist nun aber jedes Staats- und Rechtssystem auf irgend ein Religionssystem wesentlich gegründet, muß jede Obrigkeit als solche irgend einer Religion zugethan seyn, das heißt, muß sie nothwendig gewisse Lehren von der Gottheit, von dem Menschen und von dem Verhältnisse des Menschen zur Gottheit annehmen, und ihren Regierungsmaximen zum Grunde legen, in ihrer amtlichen Thätigkeit befolgen, die entgegengesetzten aber verwerfen, so ergibt sich von selbst, daß alle die schönen Phrasen der liberalen Staatsmänner und Staatsrechtslehrer von der unbedingten Neutralität der nach ihren Grundsätzen constituirten Obrigkeiten gegen alle Religionen, und einer unbedingten Toleranz derselben nichts als Dunst und falscher Schein sind. Es ist schlechthin unmöglich, daß eine Obrigkeit die Religionen, welche der ihrigen gradehin entgegen sind, und sie wesentlich bekämpfen, eben so behandle, als die Religion, welcher sie selbst zugethan ist. Man muß nur hiebei nicht auf den Namen der Religionspartei sehen, zu welcher eine Obrigkeit sich äußerlich bekennt, sondern die Religion zu ermitteln suchen, welche ihren Regierungsmaximen in der That und in der Wahrheit zum Grunde liegt. Es ist damit, wie mit einzelnen Personen. Wir sehen viele Namen-Christen, die höchst tolerant gegen alle herrschenden rationalistischen, pantheistischen und materialistischen Irrlehren sind, — hauptsächlich darum, weil sie die christlichen Lehren gar nicht, oder auf ganz todte Weise annehmen. Man denke sich aber, daß die Frau, der Sohn eines solchen Toleranten Jesum Christum den Gekreuzigten von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe als seinen Gott und Herrn annähme und anbetete, von der sündlichen Weltlust ausginge, und diese seine Religion mit Wort und That bekennete, kurz, daß er sich der Secte der Mystiker und Pietisten anschlösse, wo würde da die Toleranz des aufgeklärten, indifferenten Mannes oder Vaters bleiben? Vielen unserer Leser werden hier nahe liegende Beispiele einfallen. So tolerirte das

aufgeklärte heidnische Rom allerlei Götzendienste, als Volksreligionen, ja es nahm fremden Götzendienst in den eigenen auf, denn dies war dem herrschenden Polytheismus nicht entgegen, sondern vielmehr gemäß, die Christen aber verfolgte es als Feinde des Reichs und der Götter; der wahre Gott konnte mit den Götzen keinen Frieden halten. Als in Frankreich 1794 im Namen der Vernunft und Freiheit der Atheismus Staatsreligion geworden war, wurden die Gotteslästerungen zwar unbedenklich tolerirt, die christliche Kirche aber verfolgt, und, wie man erzählt, ein Mensch, bloß weil er gebetet hatte, mit dem Tode bestraft. In dem gegenwärtigen Zustande der Gährung und des Uebergangs ist es nicht leicht, die Religionen zu erkennen, welche in den einzelnen Ländern der Christenheit herrschen, das heißt, welche nicht bloß äußerlich anerkannt werden, sondern nach deren Lehren die Machthaber wirklich handeln und regieren. In vielen Ländern dürfte es ein mit Ueberbleibseln des Christenthums verzierter Rationalismus seyn, denn von der einen Seite erfahren die Evangelischen Christen manchen Druck und manche Zurücksetzung, von der anderen Seite würde schwerlich derjenige, der schamlosen Atheismus oder Pantheismus offen ausspräche, oder die Person des Herrn Jesu Christi und die Bibel öffentlich und unverblümt schmähete, völlige Duldung, oder gar gleiche Begünstigung mit solchen, die sich in den gewöhnlichen Schranken des Rationalismus halten, zu erwarten haben. Daß aber diese Eigenschaft des Rationalismus als herrschender Religion nicht schärfer hervortritt, hat wohl seinen Grund theils in der Neuheit, Haltungslosigkeit und inneren Schwäche dieses Systems, theils darin, daß er seine Usurpation den äußerlich noch unangetastet dastehenden Bekenntnißschriften der Evangelischen Kirche gegenüber, auf welche sich — Gott sey es gedankt — die erwachende Kirche als auf ihr gutes Recht beruft, noch nicht hat befestigen können. Die Machthaber des revolutionirten Frankreich's proclamiren jetzt völlige Freiheit und Gleichheit aller Religionen. Allein an der Spitze des Staatsrechtssystems, zu welchem sie sich bekennen, steht die Volkssouveränität, d. h. nicht etwa eine democratische Verfassung, sondern die Entstehung aller Obrigkeit, ohne Unterschied der Regierungsform, aus dem Willen der Menge, und die Verwerfung des göttlichen Rechts der Obrigkeit, welches die Könige und Fürsten der Christenheit mit den schönen und tiefen Worten „von Gottes Gnaden" anerkennen, die sie den Titeln ihrer irdischen Größe voranstellen. Wer daher die Lehren der Schrift von der Obrigkeit annimmt, und danach lebt und handelt, mithin jenes gottlose Dogma verwirft und verabscheut, wie solches nach unserer Ueberzeugung alle Christen, die dem Worte Gottes treu sind, thun müssen, der kann unmöglich von denselben Machthabern, deren Macht er in ihrem Fundamente angreift, in politischer Beziehung eben so behandelt oder gar begünstigt und befördert werden, wie diejenigen, die diese Lehren des Christenthums verwerfen. Die Christen, die treu in der Apostel Lehre bleiben, sind daher, aller gerühmten Toleranz ungeachtet, jetzt in Frankreich ganz eigentlich eine wegen ihrer Religion hinsichtlich ihrer politischen Verhältnisse zurückgesetzte Parthei, und es ist fast undenkbar, daß wenn sie mit den Waffen jener Lehren des Christenthums das Dogma von der Volkssouveränität, und dessen Consequenzen offen bekämpften, nicht auch Strafen und Unterdrückungs-Maaßregeln gegen sie eintreten würden, sofern nur die Herrschaft der jetzigen Machthaber selbst fest genug stünde, um dieselben verhängen zu können; wiewohl man jetzt daselbst sogar noch mit der wahrhaft absurden Idee umgeht, allen Religionen sogar gleiche positive

Unterstützung angedeihen zu lassen, woraus ein dortiges Blatt mit Recht folgert, daß alsdann, außer den Geistlichen und Lehrern der Katholiken, Protestanten, Juden u. s. w. auch der Papst und die Päpstin der schwärmerischen Parthei der St. Simonianer vom Staate würden besoldet werden müssen. In Nordamerica ist ebenfalls die Entstehung aller Obrigkeit aus dem Willen der Menge und die Gleichheit aller Religionen vor dem Gesetz in den Verfassungsurkunden ausgesprochen, allein auch hier würde, wer gestützt auf diese Gleichheit, jene Irrlehre aus der heiligen Schrift öffentlich bekämpfte, Zurücksetzungen mancher Art schwerlich entgehen können. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß in Nordamerica ungeachtet des bei dem Abfall von England in die Staatsverfassung eingedrungenen Deismus und Materialismus, und im Widerstreite mit diesen unchristlichen Elementen, das wahre Christenthum durch die Segnungen der Reformation so festen Fuß gefaßt hat, daß schon jetzt keinesweges bloßer Deismus oder Materialismus, sondern eine Mischung dieser Systeme und des Christenthums als die in der That dem dortigen Staatswesen zum Grunde liegende Religion zu betrachten ist, wie solches unter Anderem daraus erhellet, daß der Congreß den Sonntag hält, und die Flotte mit christlichen Schiffscaplänen versorgt, auch in einzelnen Staaten Verordnungen über die Sonntagsfeier gelten, und eine sehr kräftige Fürsorge der einzelnen Staaten als solcher für das äußere Bestehen der christlichen Kirchen statt findet. Besonders ist dies in den Staaten der Fall, die unter dem Namen Neu-England begriffen werden, und von den Englischen Puritanern des siebzehnten Jahrhunderts gegründet worden sind, welche alle ihre politischen und bürgerlichen Einrichtungen auf das Christenthum und die Kirche gründeten und bezogen, und welchen die jetzt von Gläubigen und Ungläubigen in Nordamerica so einstimmig verlangte gänzliche Trennung von Kirche und Staat ein wahrer Gräuel gewesen seyn würde. Es läßt sich daher auch nur aus der dem practischen Leben allzu sehr zugekehrten und von dem tieferen Denken zu sehr abgewendeten Richtung der Nordamericanischen Christen erklären, wenn diese jene „Pilger" die Gründer ihres Staats- und Kirchenwesens, beständig als ihre Vorbilder preisen, zu ihrer Nachfolge auffordern und sie in höchsten Ehren halten, ohne sich des großen Gegensatzes bewußt zu werden, in welchen sie selbst durch Annahme der Zeitmeinungen über das Wesen der Obrigkeit mit ihnen gerathen sind. Unter diesen Umständen ist gar nicht daran zu denken, daß freche Atheisten oder Pantheisten, die ihren Unglauben mit seinen Consequenzen offen aussprächen, oder gar Heiden, welche, wie in Indien, durch Menschenopfer, oder, wie in Babylon, durch abscheuliche Wollust, ihren Götzen dienen zu müssen meinten, oder, wie in Paris 1793, einer Hure als Symbol der Natur und Vernunft Gottesdienst leisteten, oder Schwärmer, welche etwa, wie ein Prediger des vorigen Jahrhunderts in Deutschland that, die Polygamie für eine heilige Pflicht erklärten, oder welche, wie in England im siebzehnten Jahrhundert geschah, und jetzt von den St. Simonianern in Paris geschieht, das Privateigenthum aus Religionsgrundsätzen bekämpften, oder Papisten, welche, wie im Mittelalter oft geschah, so weit gingen, die Unterordnung auch aller weltlichen Obrigkeit unter den Papst als eine Religionspflicht geltend zu machen, — es ist nicht daran zu denken, daß alle diese in Nordamerica in politischer Hinsicht gleiche Begünstigung und Beförderung mit Protestantischen Christen erhalten sollten, vielmehr würde eine solche Gleichstellung von dem gesunden Sinne dieses Volkes, allen seinen Doctrinen von Tren-

ung von Kirche und Staat, Toleranz u. s. w. zum Trotz, mit Recht als etwas Abscheuliches empfunden und verworfen werden.

Somit glauben wir denn die Richtigkeit dieser Irrlehren aus der Natur der Sache und aus der Geschichte dargethan, und die nothwendige innige Verbindung alles Staats- und Rechtswesens mit der Religion in's Licht gestellt zu haben.

Dritter Artikel.

Wenn nun aber, wie in den beiden ersten Artikeln gezeigt worden, eine Obrigkeit, die selbst ohne alle Religion, gegen alle Religionen neutral wäre, nie vorhanden gewesen und nach der Natur der Sache nie vorhanden seyn kann, so entsteht die Frage, wie gleichwohl die entgegengesetzte Lehre, welche wir jetzt überall verkündigen hören, und welche man an so vielen Orten zu realisiren trachtet, eine so weit verbreitete Herrschaft hat erlangen können. Der tiefste Grund hievon liegt in der natürlichen Abtrünnigkeit des sündigen Menschenherzens, das gern ohne Gott in der Welt seyn, und die Reiche dieser Welt, ungenirt von irgend einer Religion, besitzen und genießen möchte, und in seiner Blindheit nicht wahrnimmt, daß wer von Gott und seiner Wahrheit abfällt, dadurch keineswegs frei, sondern ein Knecht des Fürsten der Finsterniß wird, und daß wer alle Religion abschütteln will, die Religion annehmen muß, die in einem Reiche unter seinem bleiernen Scepter herrscht. Die besondere Veranlassung aber der Verbreitung jener Irrlehre in unserer Zeit, liegt in dem Verfall des Christenthums, welches als herrschende Religion allen Staaten der Christenheit zum Grunde lag, und großentheils noch liegt. An die Stelle des Wortes und Gesetzes Gottes, des Joches Christi, das da leicht und sanft ist, waren und sind großentheils todte Menschenlehren und drückende Menschensatzungen getreten, während das ganze System den Namen des Christenthums fortwährend trägt, und den Politikern unserer Zeit insbesondere Licht und Weisheit mangelt, Wahrheit von Irrthum darin zu scheiden. Daher die Versuche, beides miteinander wegzuwerfen, daher die Erscheinung, daß der anhaltendste, der wüthendste Revolutionsfanatismus in Römisch-Katholischen Ländern sich zeigt, wo ein besonders verderbtes Christenthum alle Staats- und bürgerlichen Einrichtungen mit besonderer Festigkeit umschlungen hielt, daher die furchtbaren Siege der politischen Schwärmer namentlich in Frankreich, Siege, welche von denen, welche nur das Römische Joch schwer drückte, sowohl als von denen, die alles Gesetz Gottes abschütteln wollten, gewünscht und befördert wurden. Daß sie den Staat von aller Religion keineswegs trennten, sondern nur ein deistisches oder materialistisches Religionssystem statt des Christenthums zur Staatsreligion machten, das erkannten die politischen Schwärmer nicht, oder wollten es nicht erkennen, denn sie gaben sich das Ansehen zu glauben, oder glaubten auch wohl wirklich, dieser Deismus oder Materialismus sey so evident, und so sehr ein Theil der menschlichen Natur, daß man ihn als ein besonderes Religionssystem gar nicht betrachten könne, während von der anderen Seite das Christenthum so positiv und so lange Staatsreligion gewesen war, daß alle Angriffe, welche gegen die Existenz einer Staatsreligion gerichtet wurden, nur das Christenthum zu treffen schienen. Dazu kam das Unbestimmte, Laxe und Vage, welches jenen Irrlehren eigen ist, woraus das lockende Trugbild einer allgemeinen unbedingten Toleranz gemacht, und womit die Erhebung des Deismus und Materialismus zur Staatsreligion übertüncht und verdeckt wurde, wiewohl die gräulichen Religionsverfolgungen, welche in der Französischen Revolution aus diesen Systemen hervorgingen, jeden aufmerksamen Beobachter enttäuschen mußten.

Schrecklich sind die Wirkungen dieser deistischen, in der Praxis aber mehr und mehr in lüderlichen Materialismus versinkenden Staatsreligionen. Es wird dadurch das Bewußtseyn der Gegenwart des lebendigen Gottes aus dem ganzen Staats- und Rechtsleben der Menschen verbannt, was sich jetzt in Frankreich auf eine furchtbare Weise an's Licht stellt, — die Kronen werden entweiht, die Majestät der Obrigkeit in den Koth getreten, alles Recht profanirt und zu einer Maschine, die den heiligen Namen des Rechts nicht mehr verdient, herabgewürdigt, der furchtbare Despotismus bloßer Menschensatzungen aufgerichtet, die wilden Leidenschaften des fleischlichen Menschen erweckt, und zügellos auf zeitliche Ehre, auf zeitlichen Gewinn und Genuß, als die höchsten Güter, gerichtet, während es ganz unmöglich ist, alles Experimentirens ungeachtet, ein nur einigermaßen dauerhaftes Staats- und Rechtsgebäude auf diesen atomistischen Sandgrund aufzurichten, wie solches die Tagesgeschichte uns vor Augen stellt. Unendlich dagegen sind die Segnungen der Beherzigung und Anwendung der Lehre der heiligen Schrift von der Obrigkeit. Es folgt daraus das Bewußtseyn der Gegenwart Gottes in Recht und Staat, die Weihung der Kronen, die Heiligung der Majestät der Obrigkeit, die Durchdringung und Belebung alles Rechts und Gesetzes mit dem Odem des Wortes und Gesetzes Gottes, seine Ehre als Ziel aller menschlichen Ordnungen, die Verwandlung alles Menschendienstes in Gottesdienst (1 Ephes. 6, 5. 6.), wodurch der Gehorchende wahrhaft frei, und allem knechtischen Wesen entrückt wird, die Bändigung des fleischlichen Menschen durch den Ernst Gottes, und die Festigkeit der auf den ewigen Fels gegründeten Staats- und Rechtsgebäude, wie solches alles die Geschichte seit einem Jahrtausend bewährt hat.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Kurze Darstellung der Swedenborgischen Lehre mit Rücksicht auf Erscheinungen unserer Zeit, von Dr. Chr. Ulr. Hahn.)

(Schluß.)

5. Zwar nur Uebersetzung einer Schrift Swedenborg's, aber für diejenigen, welche die Lehre Swedenborg's in kurzem Ueberblick kennen zu lernen wünschen, sehr wichtig, ist: Die neue Kirche des Herrn und ihre himmlische Lehre. Nach Kunden vom Himmel. Aus der Lateinischen Urschrift von Hofacker. Aus diesem Werke nur einige wenige Auszüge. 104. Wer selig werden will, hat seine Sünden zu bekennen und Reue zu üben, d. h. nachdem er so die Sünden bekannt und aus demüthigem Herzen um Vergebung gefleht hat, von ihnen abstehen und ein neues Leben nach den Geboten der Liebthätigkeit und des Glaubens führen. 108. Hat der Mensch sich erforscht und seine Sünden anerkannt und Reue geübt, so muß er im Guten beständig bleiben bis an's Ende seines Lebens, sonst wird sein neuer Zustand noch schlimmer, denn sein alter. 109. Abhaltung vom Bösen und Erhaltung im Guten geschieht allein vom Herrn; Böses verschließt dem Herrn den Zutritt. 114. Jeglicher Mensch wird von seinen Erzeugern in Böses der Selbstliebe und der Weltliebe geboren; alles Böse, das durch Gewohnheit gleichsam Natur anzog, erbt auf den Erzeugten fort; dadurch schwillt das Heraberben des Bösen endlich so sehr an, daß das gesammte Eigenleben des Menschen nichts als eitel Böses ist. (Vgl. damit das Vorhergehende, wonach die Erhaltung im Guten und Abhaltung vom Bösen, worin nach dem ersten Satze der

Grund der Seligkeit liegt, nur durch den Herrn geschieht und das Böse dem Herrn den Zutritt verschließt; und dennoch ist bei jedem Menschen, da ja sein gesammtes Eigenleben nichts als eitel Böses ist, dem Herrn der Zutritt verschlossen, also das Mittel, die Seligkeit zu erlangen, abgeschnitten. Wie viel tröstlicher ist die Lehre der Bibel, nach welcher grade den Sündern der Heiland sich zunächst naht [Luc. 5, 31. 32. 15, 1—10. 19, 10 u. s. w.], während nach Swedenborg Gott den Menschen nur in dem Grade sich naht, als sie besser werden; auch werden nach Swedenborg nur die vom Herrn geleitet, welche Gutes und Wahres lieben um des Guten und Wahren willen. Bei welchem Menschen findet aber das ganz und ausschließlich statt?) Dieses Böse widerstrebt gradezu dem geistigen Leben, und zerstört es: wenn der Mensch nicht ein neues Leben vom Herrn empfängt, welches ein geistiges Leben ist, wenn er also nicht von Neuem geboren ist, oder neugeschaffen wird, so ist er verdammt. (Ganz richtig und biblisch, wenn es nur mit dem Uebrigen mehr in Einklang stünde, und vor Allem auf dem festen Grunde Ephes 2, 1 — 10.) 115. Dieses und anderes mehr sind Glaubensstücke, die der Mensch wissen muß, der wiedergeboren werden soll, denn wer sie weiß, kann sie denken, dann wollen, endlich thun und so ein neues Leben haben. 118. Der Herr allein wiedergebiert die Menschen, und ganz nicht der Mensch selbst, noch ein Engel. 96. Der freie Wille ist, mit Selbstbestimmung oder aus dem Willen heraus Gutes üben, und daß in solcher Freiheit diejenigen sind, welche vom Herrn geleitet werden, vom Herrn aber werden geleitet, die Gutes und Wahres lieben um des Guten und Wahren willen. (Vielmehr lieben sie das Gute und Wahre, d. h. Gott und Christum, um des Guten und Wahren willen, weil sie vom Herrn geleitet werden, und weil seine Hand sie hält; denn von Natur ist die Liebe Gottes und Christi nicht in uns.) — Ueber die Dreieinigkeit vgl. S. 194 ff., besonders 198.; über die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung S. 159. Seither erschien eine neue Schrift desselben Uebersetzers: Der Himmel und seine Wundererscheinungen und die Hölle. Vernommenes und Geschautes. Aus der Lateinischen Urschrift von Ludw. Hofacker.*) Tübingen, gr. 8. 1830. (3 Fl. 30 Xr.)

6. Auch in Frankreich wird die Uebersetzung der Swedenborgischen Werke von J. P. Moët verbreitet, und bereits 1826 waren (Paris und Straßburg bei Treuttel und Würz) 10 Werke desselben übersetzt erschienen.

7. Nähere Nachrichten über mehrere in Schweden zur Vertheidigung und Verbreitung der Swedenborgischen Lehre herausgekommenen Schriften,**) so wie über die früher (bis 1802) bestandene exegetisch-philologische, so wie über andere jetzt in Stockholm bestehenden Gesellschaften für Verbreitung der Swedenborgischen Schriften findet man S. 43—76. des 2ten Hefts des Magazins. In demselben kommt auch S. 60 ff. aus zwei Schreiben vom 17. Januar 1826 und 2. Juni 1827, so wie aus dem New Jerusalem Missionary and Intellectual Repository (No. 11. New-York 1824. p. 360.) und New Series, No. 4. (London 1824. p. 331.) die Nachricht vor, daß einige Professoren der Universität zu Upsala, namentlich der Professor der Griechischen Litteratur, Knös (Verfasser der: Conservations avec moi-même sur Dieu, l'homme et le monde), Lundblad, Professor der Theologie und Verfasser der Christna Religionens Hufruslâror (die Hauptdogmen der christlichen Religion), welches Werk als Unterrichtsbuch in den Collegien und Lyceen des Landes eingeführt wurde, und Geyer, die Lehren des Neuen Jerusalem's angenommen haben und eifrig damit beschäftigt sind, sie ihren Studenten zu lehren. Vgl. auch S. 65 — 67. Auch der erste Pfarrer und Vorstand des Consistoriums in Stockholm, O. Wallin, schrieb in seinen Predigten (Otions szelflör dômelse) in dem Geiste der Neuen Kirche. Im Allgemeinen sprach sich der bekannte Schottische Calvinist Haldane in seinem Second Review of the Conduct of the British and foreign Bible Society so aus: Der Swedenborgianismus mache in Schweden reißende Fortschritte unter allen Classen der Gesellschaft. Noch ist das S. 75. angeführte, an die exegetische Gesellschaft in Stockholm vom 19. November 1790 gerichtete Schreiben des Prinzen Karl von Hessen, Generalissimus von Dänemark, so wie die Rede des Königs Karl XIII. bei seiner Einführung in die exegetisch-philologische Gesellschaft (für Herausgabe der Swedenborg'schen Werke) zu Stockholm, gehalten den 29. August 1787, merkwürdig. In diesem letzteren Schreiben heißt es unter Anderem: „Da ich gefunden habe, daß Ihre Ansichten mit den meinigen übereinstimmen, so habe ich mit Vergnügen Ihre Einladung angenommen, mich Ihnen beizuzählen."

8. Nachrichten über England finden sich besonders S. 77 — 87. In London selbst, wo Swedenborg 1772 starb, bildete sich auch 1783 die erste Gesellschaft für Druck und Herausgabe seiner Schriften und 1787 die erste Gemeinde. Jene erste Gesellschaft, die sich bald wieder auflöste, wurde durch zwei andere in Manchester und London, welche immer noch unermüdet thätig sind, ersetzt. Bereits am 1. Juni 1788 wurden zwei Geistliche der Neuen Kirche ordinirt. Die erste von der Neuen Kirche selbst erbaute Kirche ist die zu Birmingham, eingeweiht den 19. Juni 1791. Die 1789, 1790, 1792 gehaltenen General-Conferenzen wurden sehr zahlreich, sogar von Personen aus Schweden und America, besucht; allein schon auf der von 1792 gab es Differenzen der Ansichten in Beziehung auf die Bestellung der Geistlichen (Episcopal- und Presbyterialform), und es wurde, neben anderen Mitteln, dieselben zu heben, eine General-Conferenz der Neuen Kirche in der Neu-Jerusalemskirche in Manchester (14. August 1815) angeordnet und hier mehrere Bestimmungen, besonders in Beziehung auf die Ordination, Amtsverrichtung und Ordnung der Geistlichen gemacht, zu welchen neue Beschlüsse durch die 15te General-Conferenz, 1822 zu Manchester gehalten, beigefügt wurden. Auf der 12ten (1819), 13ten (1820), 14ten (1821) General-Conferenz beschäftigte man sich damit, Maaßregeln anzuordnen, welche erforderlich waren, um der Neuen Kirche ein gesetzmäßiges Daseyn zu geben, und sie mit ihrem Kirchengut zu sichern und unter den Schutz der Gesetze zu stellen. — Eine Missionsanstalt für die Neue Kirche bildete sich 1813 in Manchester und Salford, 1821 eine besondere Missions- und Tractat-Gesellschaft in London, und 1822 eine ähnliche in Irland. Eine Freischule für 200 Knaben wurde 1813, und eine ähnliche für Mädchen 1827 zu London errichtet. —

Mögen diese wenigen historischen Bemerkungen die Aufmerksamkeit mehr auf die Swedenborgianischen Werke lenken und Veranlassung geben, dieselben mit dem Worte Gottes zu vergleichen und nach demselben zu beurtheilen!*)

---

*) Es ist dies weder der Verfasser der bekannten Predigten, noch der Herausgeber derselben und der neuen Ausgabe von Calvin's Institutionen.

**) Vgl. hierüber auch die in Stäudlin's K. G. (4te Ausgabe) S. 479. 480. angeführten Schriften.

*) Uebrigens erschienen schon folgende Widerlegungsversuche in Deutschland die aber großentheils zu wenig auf die Hauptsache, Vergleichung der Swedenborgischen Lehre mit der heiligen Schrift, eingehen: a) Schreiben von Dr. Steudel als Beilage zu Nr. 37. und Nr. 74. des Schwäbischen Merkurs von 1822 b) Christliche Warnung vor Swedenborgischer Lehre, von M. E. G. Barth, 1822. c) Bemerkungen in der Neckarzeitung (Nr. 36. 1822.), der Neuen National-Chronik der Deutschen (Nr. 6. 1822.), dem Hesperus (Nr. 71. 72. 1822.). d) Einige Worte im Sophronizon (4ter Jahrgang 2tes Heft, S. 61. Band 5., Heft 5., S. 37.) —

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 23. April. № 33.

Ueber Staatsreligionen, Toleranz und Trennung von Kirche und Staat.

(Schluß.)

Alles dies indessen hier näher auszuführen, verbieten uns die Schranken dieser Blätter. Wir schließen vielmehr mit der Erwägung einiger Folgerungen aus unserem Satze, daß jede Obrigkeit irgend eine Religion zu ihrer Grundlage haben müsse, und sich schlechterdings nicht neutral gegen alle verhalten könne, und einiger Einwürfe, die dagegen noch gemacht werden könnten.

Zuvörderst müssen Christen, sobald sie sich von dieser Wahrheit überzeugt haben, einsehen, daß in dem großen Streite unserer Tage nicht davon die Rede ist, ob das Christenthum Staatsreligion seyn, oder ob eine völlige Trennung von Kirche und Staat eintreten soll, sondern vielmehr davon, ob das Christenthum oder irgend ein anderes Religionssystem den Rechts- und Staatssystemen zum Grunde liegen, und sie beseelen soll. Wird die Frage so gestellt, so kann die Antwort für Christen von vorn herein nicht zweifelhaft seyn, für Christen, die da wissen, daß sie Alles, was sie thun, in Worten oder in Werken, im Namen des Herrn Jesu thun sollen, daß er, und nur er, der König aller Könige, der Herr aller Herren ist. Sie werden aber auch, nachdem sie diesen wichtigen Gegenstand so aufgefaßt, näher auf die inhaltsreichen Lehren der Schrift vom Ursprunge, dem Wesen und der Bestimmung der Obrigkeit eingehen, welche jetzt von so vielen Christen, die doch ernstlich nach dem ewigen Leben trachten, ganz bei Seite liegen gelassen, oder gar mit Füßen getreten werden; sie werden durch diese Gotteslehren von dem Truge der Menschenlehren frei werden, sie werden nicht länger an einem Joche mit den Ungläubigen ziehn wollen; sondern auch auf diesen wichtigen Gebieten des Lebens als Lichter leuchten in dieser finsteren Zeit, und als gutes Salz der Fäulniß der Welt entgegenwirken. Woher, — so fragen wir die, denen die Augen aufgegangen sind, die da geschmeckt haben das gütige Wort Gottes, und die Kräfte der zukünftigen Welt, indem wir um uns her schauen in die politische Welt, und von allen Seiten die Gluth irdischer Leidenschaften, die Gier des Fleisches nach Ehre und Besitz, das Zerreißen Seiner Bande, das Vonsichwerfen Seiner Seile erblicken, — woher soll Friede in so viel Krieg, Licht in so viel Finsterniß, Ordnung in so viel Zerrüttung kommen, als aus jenem Worte? Sie werden erkennen und thun, was Gottes Wille und Gebot an sie ist, nämlich wie uns Petrus lehrt, unterthan zu seyn aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, daß wir mit Wohlthun verstopfen die Unwissenheit der thörichten Menschen auch dieser Zeit, — als die Freien, und nicht als hätten wir die Freiheit zum Deckel der Bosheit, sondern als die Knechte Gottes.

Von der anderen Seite werden sie die deistisch-materialistischen Staatsreligionen prüfen, welche jetzt das Christenthum zu verdrängen suchen. Frei gemacht von den Blendwerken der Zeit, werden sie den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, der in unseren Tagen so klar vorliegt, einsehen; sie werden von dem Baume, den sie längst als faul erkannt, keine anderen als arge Früchte erwarten, und umgekehrt aus den argen Früchten auf den faulen Baum zurückschließen, sie werden aufhören, wie jetzt noch so Viele thun, mit Vorbeigehung der einfachen, klaren und doch so tiefsinnigen Lehren des Petrus und Paulus, bei Englischen und Französischen Freigeistern, bei Menschen, die Gott nicht kennen, und nicht vom heiligen Geiste, sondern vom Zeitgeiste beseelt sind, Lehre über Obrigkeit, Recht und Staat zu suchen, und die Siege des Aufruhrs, den diese Menschenlehren, die da fleischlich und irdisch sind, entflammen, als Siege des Lichts über die Finsterniß zu begrüßen.

Aber auch diejenigen, welche, ohne durch Gottes Wort und Geist erneuert zu seyn, dennoch unter deren segnendem Einflusse das natürliche Bewußtseyn des Unterschiedes von Gut und Böse einigermaßen bewahrt haben, und die Pflichten der Demuth, der Liebe, der Treue, der Ehrfurcht gegen die Obrigkeit noch gelten lassen, — welche, ohne die Natur und Geschichte des Menschen im Lichte der heiligen Schrift tiefer erkannt zu haben, doch nicht ohne practische Erfahrung der nächsten sie umgebenden menschlichen Verhältnisse sind, werden, wenn sie die Wahrheit, daß aller Obrigkeit irgend eine Religion zum Grunde liegen müsse, erkannt haben, tiefer einzudringen suchen in die Gegensätze, welche die Zeitgeschichte darbietet, sie werden prüfen und erkennen, welches der kämpfenden Systeme, das christliche oder das deistisch-materialistische, mit den Wahrheiten übereinstimmt, die ihr Ge-

wissen, ihr natürliches Gottesbewußtseyn sie lehrt; aus dem dumpfen Angaffen der wüsten Partheikämpfe wird ein ernstes Prüfen der Lehren werden, die sich die Herrschaft streitig machen, — und so wird Mancher zu der seligmachenden Erkenntniß der Quelle alles Lichts, im Gegensatz der Quelle aller Finsterniß, hingeleitet werden, wenn die Scheidewand gefallen seyn wird, durch welche jene Irrlehren den lebendigen Zusammenhang der Gebiete des Staats und Rechts mit den ewigen und höchsten Dingen unterbrochen haben.

So wird eine Scheidung von Licht und Finsterniß, und ein reiner Kampf des ersteren gegen die letztere befördert werden, statt daß in so vielen Kämpfen unserer Tage es meist die Sünde ist, die auf die Sünde losschlägt.

Doch wir können diesen reichhaltigen Gegenstand jetzt nicht weiter verfolgen, sondern wenden uns schließlich noch zu einigen Einwürfen, die man gegen die von uns aufgestellte Lehre von dem nothwendigen innigen Zusammenhange der Religionen mit den Staats- und Rechtssystemen aufstellen wird.

Diese Einwürfe fließen wohl hauptsächlich aus der Erinnerung an das viele Verderben, welches aus der Verschmelzung der christlichen Kirche mit den Staaten sowohl über die Kirche als über die Staaten sich ergossen hat. Man denkt an die Verweltlichung der Kirche seit Constantin dem Großen, an die zahllosen Religionskriege und Religionsverfolgungen, mit denen Kaiser und Päpste die Kirche heimgesucht, und durch welche christliche Staaten sich selbst zerfleischt haben, an alle Gräuel des Papstthums und des Mittelalters, an die selbst nach der Reformation bei den Protestanten fortdauernden harten Bedrückungen um des Glaubens willen, und an die unter ihnen mit Hülfe des Arms der Obrigkeit in fleischlichem Sinne geführten Religionsstreitigkeiten, an das schwere Joch einer durch den Buchstaben tödtenden Orthodoxie, an alle die eben so sehr politischen als religiösen Schwärmer, welche seit der Reformation unter dem Deckmantel höherer Erleuchtung nach politischer Macht ihre Hände ausgestreckt haben, und meint, daß gegen alle diese furchtbaren Uebel, außer in der gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate, und in der daraus fließenden unbedingten Toleranz kein Heilmittel zu finden sey.

Hierauf aber ist zu antworten, daß zuvörderst gegen alle diese Gräuel die unendlichen Segnungen in die Wagschale gelegt werden müssen, welche die mit den Staaten verschmolzene christliche Kirche zu allen jenen Zeiten, an die man bei Aufstellung des Einwurfs denkt, nicht aufgehört hat über die Staaten zu ergießen, und nicht minder aller der Fluch, den heut zu Tage und seit einem halben Jahrhundert der die Toleranz proclamirende Deismus und Materialismus über die von ihm zerrüttete Christenheit ausschüttet. Vorzüglich aber ist zu erwägen, daß nicht das reine, sondern ein höchst verderbtes Christenthum es war, welches das Scepter führte, als jene Uebel die Kirche so wie die Staaten zerrütteten. Wir haben nicht behauptet, daß jede Staatsreligion heilsam, sondern nur, daß irgend eine nothwendig sey; wenn daher ein verderbtes Christenthum neben dem Segen auch Unheil über die Staaten ergießt, Segen, weil es noch Christenthum, Unheil, weil es verderbt ist, so wird dadurch unsere obige Behauptung von der nothwendigen innigen Verbindung der Religionen und der Staaten bestätigt, aber nicht widerlegt. Je reiner das Christenthum ist, welches in einem Lande regiert, desto reiner und reicher sind auch die politischen Segnungen, die es demselben gewährt, wie denn insbesondere der Protestantismus als wahrhaft Evangelisch sich auch dadurch bewährt hat, daß er, als herrschende Religion, so große politische und bürgerliche Segnungen über Deutschland, Großbritannien und Nordamerica (denn auch dort herrschte er in dem Kerne der jetzigen Freistaaten bis vor 50 Jahren fast ausschließlich, und auch jetzt, wie wir oben gesehen, noch großentheils) verbreitet hat.

Man wird aber ferner einwenden, daß eben der Umstand, daß das Christenthum Staatsreligion wird, geeignet ist, es zu verderben, und daß eben derjenige, der das Beste der Kirche wünscht, ihr keine irdische Herrschaft wünschen darf, indem sie dadurch weltlich und fleischlich zu werden Gefahr läuft. Auch dies müssen wir als richtig zugestehen. Schon für jedes geringe Häuflein von Gläubigen ist es, wie mancher unserer Leser aus eigener Erfahrung wissen wird, eine schwere Versuchung, wenn die Reichen und Großen der Erde, so redlich sie es auch meinen mögen, sich daran anschließen. Weltliebe und Heuchelei sind gewöhnlich in ihrem Gefolge. Um wie viel mehr muß dies der Fall seyn, wenn die Herrscher großer Reiche Glieder der Kirche werden, und wenn sie, wie nothwendig geschehen muß, nicht bloß als Individuen, sondern auch als höchste Landesobrigkeiten zum Christenthum sich bekennen. Die Geschichte der Kirche zur Zeit Constantin's, die Geschichte der Reformation, als diese aus dem Feuer der Verfolgung hervorging, und mächtige Fürsten mit Land und Leuten sich ihr anzuschließen begannen, gibt davon Zeugniß. Ja, für die Kirche an und für sich betrachtet, für die kleine Schaar der Wiedergeborenen, ist die Zeit des Druckes und der Verfolgung eine Segenszeit, weil sie darin gegen ihre furchtbarsten Feinde, Weltsinn und Heuchelei, den sichersten Schutz findet. Es kann daher auch, von dieser Seite betrachtet, für die Kirche ein wahrer Segen seyn, für den sie Gott danken muß, wenn die Obrigkeit sie ausstößt, ja selbst wenn sie sie verfolgt, wie denn das herrliche Aufblühen der Nordamericanischen christlichen Kirchen in unseren Tagen mit deren, wiewohl nicht consequent durchgeführten, Trennung von dem materialistisch gewordenen Staatswesen in offenbarer Verbindung steht, und wie bei uns unter dem Schutze rationalistischer Indifferenz das christliche Leben eine Freiheit zu seiner Entfaltung fand, die in früheren Zeiten so nicht statt gefunden haben würde. Aber was wird, während auf diese Art die Kirche sich in den Armen und Geringen concentrirt, oder in ihre Schlupfwinkel verbirgt, oder auf ihren von dem Staatswesen getrennten Gebieten sich entwickelt, was wird unterdessen aus den Reichen und Vornehmen, aus den Verfolgern, aus den Herrschern dieser Erde, aus den Staaten? Kann, darf die Kirche diese Alle ihrer Fäulniß, ihrem Verderben überlassen? Ist sie nicht der kleine Sauerteig, der den ganzen Teig durchsäuern soll? So schwer also auch der Kampf ist, den die Kirche gegen Weltgeist und Heuchelei antritt, wenn sie die Reiche dieser Welt in ihren Schooß aufnimmt, sie muß auch diesen Kampf bestehen, und hat das Wort ihres Herrn zum Schilde: „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich."

Denn es sey fern von uns, zu wünschen, daß die Kirche, um herrschend zu werden, die mindeste Abweichung von dem Worte und dem Wege Gottes sich erlaube. Viel lieber mit Gott unter Verfolgung und Druck als ohne ihn auf den Thronen dieser Welt. Er, der allein Weise, kann zwar, was die Menschen böse zu machen gedachten, gut machen, er kann aus dem Segen, der auch in einem verderbten Christenthume noch übrig ist, durch die Verbreitung desselben über ganze Welttheile, die diese Verderbniß erleichtert hat, reichen Segen hervor-

bringen, — (und dies ist die Geschichte des Papstthums), — denn alle Dinge, auch seine Feinde, müssen ihm dienen, auch ziemt es uns nicht, das Unkraut vom Weizen auf dem Acker der Welt vor der Zeit der Erndte sondern zu wollen, aber wir müssen in dem Worte und Wege der Wahrheit bleiben, und nicht abweichen weder zur Rechten noch zur Linken, und dem Teufel unser Knie nicht beugen, wenn er uns auch, wie unserem Herrn und Meister, die Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit dafür bietet.

Nachdem wir so die Nothwendigkeit der innigen Verbindung der Religionen überhaupt, und der christlichen Kirche insbesondere, so weit diese das Leben der Menschen recht durchdringt, mit den Staaten dargethan, bliebe uns noch übrig zu zeigen, wie verschieden dennoch das Amt des Schwerdtes, welches Gott der Obrigkeit zur Vollstreckung seines Gesetzes anvertraut hat, von dem Amte des Geistes ist, der durch das Evangelium die Kirche baut und regiert, und wie aus den vorgetragenen Grundsätzen keinesweges eine schädliche Vermischung der Kirchen- und Staatssachen herzuleiten ist. Hievon indessen, so wie von der wahren christlichen Toleranz, wie sie nicht auf die materialistische Lehre von der absoluten Trennung von Kirche und Staat gegründet werden darf, ja, damit nicht einmal bestehen kann, wie sie vielmehr aus der rechten Einsicht in die geistliche Natur des Reiches Gottes, welches durch Geist und Wort erbaut, nicht von dieser Welt, wiewohl in dieser Welt ist, fließen muß, und aus der demüthigen Erkenntniß unserer Schwäche, unserer Kurzsichtigkeit und unserer Sündhaftigkeit, verbunden mit dem festen Glauben an das fortdauernde unmittelbare Walten des Herrn in seinem Gnadenreiche, wie er selbst verheißen hat: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende," — und wie nur diese christliche Toleranz, die mit den christlichen Tugenden der Demuth und Liebe zusammenfällt, unter allen Umständen durchgeführt werden kann, davon behalten wir uns vor nächstens mit Mehrerem zu handeln.

Das apostolische Glaubensbekenntniß in der Agende. Eine nochmalige Protestation gegen die liturgische Unwahrheit der Rationalisten.

Herr Dr. Schleiermacher hatte in seinem zweiten Sendschreiben über seine Glaubenslehre geäußert: Es wäre bei der jetzigen, weder christlichen noch heilsamen einseitigen Tendenz, die sogenannten Rationalisten aus der Kirche zu weisen, seine Art oder Unart, daß er aus natürlicher Furcht, das Schifflein, in dem wir Alle fahren, möchte umschlagen, so stark, als es bei seinem geringen Gewichte möglich sey, auf die entgegengesetzte Seite trete. Dies damalige Versprechen fängt Herr Dr. Schleiermacher nun an sehr stark zu erfüllen, und macht wirklich in seinem neuesten Sendschreiben an die Herren v. Cölln und Schulz „recht viel Raum innerhalb des Kirchlichen" für alle nur mögliche „würdige Männer," die des Apostels Wort: Ich glaube, darum rede ich — auch nicht im Geringsten mehr so aus dem N. T. auf sich ziehen können, wie der Apostel es aus dem Alten nahm: So glauben wir auch, darum so reden wir auch — und dennoch fortreden an heiliger Stätte, sogar eben das reden, was sie nicht glauben! Nur Schade, daß wir strenge Altgläubige grade bei solchen gewichtigen Bemühungen, uns über Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht andere Begriffe und ein anderes Gewissen zu machen, je länger je weniger begreifen können: „wie viel freundliche Zusammenstimmung das innerhalb dieses Raumes dem Orthodoxen und Heterodoxen Gemeinsame noch zulasse." Wir wollen vielmehr durchaus nichts gemein haben mit denen, die Böses gut, und Gutes böse heißen; die aus Finsterniß Licht, und aus Licht Finsterniß machen. Wir werden vielmehr, so wie uns die Dreistigkeit der Gegner dazu nöthigt, mit Gottes Hülfe immer nachdrücklicher protestiren gegen das nicht bloß wunderliche, sondern abscheuliche, aus Verstecken und Gestehen gemischte Betragen der Ungläubigen; womit sie sich, in der Gemeinde der Gläubigen die wahre Kirche eigentlich verhöhnend, der vermeinten Kirche, in der sie ihr Wesen treiben, aufzudrängen nicht aufhören. Und darum unterläßt hiemit der Verfasser des Aufsatzes: Das theologische Catheder u. s. w. (Ev. K. Z. 1830, Nr. 44.) auch nach den kürzlich geschehenen ernsten Erklärungen der Ev. K. Z. es ebenfalls nicht, einige Worte zu erwiedern, weniger an den vorhin genannten Theologen, der seine Rede als unpractischen Einfall muthwillig abwies, und die, denen er sich hiemit gleichgestellt hat, als an Alle, die noch Wahrheit und Lüge an heiliger Stätte zu unterscheiden Willens sind auf rechte Erklärung darüber; weniger zur Demonstration, die bei der Lage der Sachen zwischen uns und den Gegnern freilich unmöglich ist, als zur Protestation aus Trieb unseres Gewissens.

1. Zuvörderst wissen wir nicht, ob wir es — in rechtmäßiger Zurückgabe! — schlau nennen sollen, oder wie sonst, wenn es unabsichtlich geschah, daß Schleiermacher gleich bei der ersten Erwähnung in unserem Aufsatze ganz etwas Anderes lieset, als darin stehet, und nun über die vermeintlich thörichte Rede sich erhebet. Wir haben keineswegs, auch nicht von weitem, sagen wollen: Daß ein Rationalist, der die antirationalistische Agende angenommen habe, es unmöglich dabei aushalten könne — oder es ihm etwas Unerträgliches seyn werde, sie stets vorzulesen, — sondern daß er sich entweder aufrichtig bekehren — (wird man doch durch solchen Ton eines berühmten Theologen fast an den Hallischen Bekehrungswalzer erinnert!) — oder sein Amt niederlegen müsse. Das wäre freilich — aber auch nur leider! — grundlos und unpractisch genug. Daß wir dies gutmüthige Zutrauen zu ihrer Ehrlichkeit nicht mehr hegen können, dafür haben viele Rationalisten nun seit geraumer Zeit hinlänglich gesorgt, und es uns leider unwidersprechlich vor Augen gelegt durch ihr ganzes Betragen, daß ihr sogenanntes Gewissen es bei Allem aushalten könne. Ihre Accommodation, deren sie sich je nach Umständen bedienen, um in der Kirche zu bleiben, kennt keine Grenzen, und wenn man neuerlich aus guter Meinung auch nur einige Ehrlichkeit, oder vielmehr noch etwas Gefühl für Ehrlichkeit bei ihnen voraussetzen wollte, so haben sie es immer ärger getrieben, daß wir endlich wohl mit Schrecken einsehen müssen, auf dem Flecke, wo es sonst die Menschen natürlich haben, sey ihr Herz nicht mehr zu finden, und selbst das schlichte Wahrheitsgefühl sey durch ihr verkehrtes System verkehret. Die Kirche mag verlangen, was sie will, sie leisten's bis jetzt, und bleiben doch, was sie sind; es kommt ihnen nicht darauf an, auch geschwind einmal das feierlichste Ja zu sagen, und doch das Nein damit zu vereinigen; Christi Moral ist ihr Losungswort, aber seine Forderung: Euere Rede sey Ja, wo es Ja gilt, Nein, wo ihr Nein meinet! gehet sie nichts an; ja Schleiermacher hat es uns in einer nicht unansehnlichen Zeitschrift so eben ganz unverholen nicht nur verkündiget, daß im schlimmsten Falle auch Viele das orthodoxe Verpflichtungs-Bekenntniß ohne Bedenken unterschreiben, und doch nichts weiter in ihrer Lehrweise ändern würden,

so daß diese Unterschrift nur wie ein leeres Blatt wäre in ihrem Leben!!! sondern er will auch keinen ersten Stein auf solche „bescheidene Männer" geworfen haben, und sagt offen heraus, sich selbst nicht ausschließend: ihnen allen müßte dieser stille, nichts sagende, (?) aber eben deshalb auch nichts verderbende (?) Ausgang der liebste seyn, daß Jeder, der nur nicht in einer offenen (NB. offenen!) Polemik gegen den Geist unseres Bekenntnisses — (was in aller Welt ist denn das noch für ein Geist oder Nichtgeist?) — stände, ganz ruhig seine Unterschrift leistete!!! Da höret es also, ihr Staats- und Kirchenbehörden, was ihr mit diesen Männern anfangen könnt? Sie sagen's euch zum Voraus in's Angesicht, daß sie euch Alles versprechen und Nichts halten werden, — mit solchen einfältigen Mitteln, wie Unterschrift und Verpflichtung, ist diesen Lehrern der reinen Religion und Moral nicht beizukommen! Wenn solche entsetzliche Grundsätze nicht vom gemeinen Troß, sondern von den edleren Hauptleuten der Gegner ausgesprochen werden, da hat wohl alle Hoffnung, sie würden es bei irgend einem Begehren der Kirchenbehörde nicht aushalten können, ein Ende. Wir haben diese Hoffnung, als wir auf die Unvereinbarkeit der Agende mit rationalistischer Gesinnung hinwiesen, auch nicht geäußert; wir suchen auch keine schlauen, d. h. unpractischen Fündlein, um das Unmögliche, daß die Unverbesserlichen sich selbst gefangen geben, und entweder zum Glauben oder zum Austritt aus der Glaubensbekenntniß fordernden Kirche bekehren, zu bewirken; wir wollen nichts als einfach erklären, daß nach unseren Begriffen die Lügner lügen, und protestiren nur unsererseits im Namen der Wahrheit vor Gott und Menschen wiederholt gegen die feierliche Altarlüge der ungläubigen Geistlichen, seit sie sich sogar die Agende haben gefallen lassen.

2. Was ist denn eigentlich der öffentliche Gottesdienst unserer Evangelischen Kirche, was soll er denn von Rechts wegen in jeder Kirche des Herrn seyn und bleiben, so lange dieselbe wirklich eine Kirche und der Gottesdienst ein Gottesdienst bleiben soll? Doch wohl nichts Anderes, als Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, nicht mit den Lippen und zur Lüge; also im Einzelnen doch wohl nichts Anderes, als feierliche Anrufung Gottes in Gemeinschaft, feierliches Bekenntniß, Zeugniß und Unterricht des Einen für und an Alle, nach der Wahrheit, die vor Gott dem Herzenskündiger gilt — indem das Feierliche und Oeffentliche dabei doch wohl nicht in der Versammlung eines großen Haufens liegen soll, sondern darin, daß Alle, die in ein Gotteshaus treten, eben damit vor Gott treten sollen, und vor Gott, unter beständigem Bewußtseyn seiner Gegenwart und steter Andacht zu ihm gesungen, gebetet, gelehret, geredet wird Alles, was an Gesang, Gebet, Lehre oder Rede im Gottesdienst vorkommt. Noch genauer nach der Schrift: Wo zwei oder drei im Namen Jesu versammelt sind, da ist Er mitten unter ihnen, und da ist nun eine Gemeinde, die als Gemeinde beten und zeugen kann; Matth. 18, 17—20., vgl. damit 1 Cor. 14, 25. Es ist traurig, an solche unwidersprechliche Grundwahrheiten die hohen Theologen und Kirchenfürsten erst erinnern zu müssen; aber was kann man anders thun, als dies, wenn dieselben so gröblich verletzt werden durch damit schlechthin unverträgliche Behauptungen? Denn ist alle gottesdienstliche Rede eine feierliche Rede vor Gott, so gehört hieher auf's Entschiedenste, wenn irgendwohin, die aufrichtigste Wahrheit, so ist hier auf's Vollständigste, wenn irgendwo, jede Unwahrheit eine frevelhafte Lüge. Und es ergibt sich die unwidersprechliche Richtigkeit dessen, was die Ev. K. Z. gesagt hat: Daß zwischen einem feierlichen Bekenntnisse vor der Gemeinde Gottes (also vor Gott selbst, in und vor welchem sie allein eine Gemeinde ist) und einem Eide (dessen Nachdruck ja eben auch nur in ausdrücklicher Stellung des Schwörenden vor Gott bestehet) kein Unterschied sey.

3. Wie verhält sich nun insonderheit die bei uns eingeführte Altarliturgie zum Ganzen unseres Gottesdienstes? Dieser feierliche, daß wir so sagen, eidliche Charakter alles Cultus tritt in ihr noch stärker hervor, als in den übrigen Theilen desselben. Bei dem gemeinschaftlichen Gesange kann die völlige Einstimmung jedes Gemeingliedes für das im jedesmaligen Wort ausgedrückte Gebet, Gelübde oder Bekenntniß am wenigsten angenommen oder verlangt werden, sondern bleibt dem Gewissen des Einzelnen, dem ja auch nicht mitzusingen freisteht, überlassen; also daß zwar auch der Gemeingesang nach Sinn und Zweck seiner Anordnung ein einmüthiger seyn und werden soll, jedoch in seiner Wirklichkeit noch das meiste bloß Typische oder Alttestamentliche an dem Neutestamentlichen Gottesdienste enthalten ist. Bei der Predigt tritt es schon schärfer heraus, daß der Diener des göttlichen Wortes nur als aus Gott und vor Gott in Christo reden soll, nicht wie Viele, die das Wort Gottes verfälschen (2 Cor. 2, 17.); und obwohl in der einzelnen Auslegung und Anwendung des Textes der menschlichen Individualität des Predigers, also auch der Prüfung und Beurtheilung des Zuhörers ein gewisser Raum frei gelassen werden muß, so wird doch kaum Jemand, was so Viele in praxi üben, auch in thesi aufzustellen schamlos genug seyn: daß der Mann auf der Canzel wider seine eigene Ueberzeugung lehren und predigen dürfe. Die Kirche des Herrn aber verlangt, daß nur ein von der Wahrheit des göttlichen Wortes Ueberzeugter dasselbe der Gemeinde nach bestem Wissen und Gewissen verkündige. — Nun können wir wahrlich nicht begreifen, wie Schleiermacher mit einmal über die Altarliturgie Sätze aufzustellen sich erkühnt, welche in Ansehung der Predigt zu behaupten er sich doch vielleicht geschämt hätte. Ist denn der Geistliche vor dem Altar anders zu betrachten, als auf der Canzel? Wird denn hier von seinem feierlich-liturgischen Worte weniger „Ueberzeugungstreue" und Einheit seiner subjectiven Gesinnung mit dem objectiven Gehalt des Ausgesprochenen verlangt, als bei der Predigt? Wir meinen, eher noch mehr, wenn man überhaupt unterscheiden wollte. Daß die Predigt, nämlich als Verkündigung des Wortes Gottes, der wichtigste und hauptsächlichste Theil des Evangelischen Gottesdienstes sey, wissen wir wohl; der feierlichste aber und insofern gottesdienstlichste, d. h. dessen Form den geheiligten Charakter des Gottesdienstes am Stärksten aussprechen soll, ist offenbar das im engeren Sinne Liturgische, welches in seinen verschiedenen Elementen, vornehmlich schon den Sacramenten und sodann wenigstens dem gemeinen Gebete, allezeit irgendwie vorhanden war. Daher auch Kirchengebet und Sacrament der Predigt mit richtiger Steigerung nachfolgten, worauf der ebenfalls gleichsam sacramentliche Segen das Ganze in seinem tiefsten Geheimniß zum Schlusse zusammenfaßt.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 27. April. № 34.

Das apostolische Glaubensbekenntniß in der Agende. Eine nochmalige Protestation gegen die liturgische Unwahrheit der Rationalisten.

(Schluß.)

In der Liturgie überhaupt findet sich recht eigentlich „der beständige feierliche Ausdruck des Glaubens christlicher Gemeinden," *) und unsere Preußische Agende insonderheit „bringt die Evangelischen Grundlehren in solchen Gebets=, Bekenntniß= und Lesestücken in sonntägliche Wiederholung, welche den Zusammenhang des Evangelischen Gottesdienstes mit der alten und mit der allgemeinen Kirche auf eine feierliche Weise bezeichnen, auch einzeln betrachtet fast alle irgendwo in der liturgischen Ueberlieferung der einen oder anderen Confession vorkommen." **) Hier ist also grade die Stelle, wo sich das Herz der Gemeinde am deutlichsten aufthun, am höchsten erheben, am vernehmbarsten schlagen soll; hier ist also auch für den Geistlichen, der priesterlich, Einer für Alle, dastehet und betet oder bekennt, die heiligste Stelle, wo seines heiligen Amtes Klarheit am reinsten sich erweisen, am hellsten leuchten, am unzweifelhaftesten sich bewähren soll. Hier soll offenbar werden und wird auch offenbar, ob der Geistliche ein wahrhaft Geistlicher ist, dessen andächtiger Sinn und gläubiges Herz sich zu erkennen gibt im das Wort umschwebenden lebendigen Hauche, wenn der Mund betet oder bekennet. Hier tritt einerseits die Individualität des Einzelnen in stellvertretender Bedeutung ganz hervor, und geht doch andererseits, eben als stellvertretende, wieder ganz auf in der Gemeinde. Hier soll wenigstens in dem Einen die wahre Gemeinde, welche im Geist betet und in der Wahrheit bekennt, sich offenbaren, und dieser Eine, im Bewußtseyn jenes lebendigen Zusammenhanges seiner heiligen Worte mit dem Sinn und Geist der alten und der allgemeinen Kirche, sich selber sonntäglich von neuem weihen lassen zum Diener der Gemeinde, als deren Dolmetscher vor Gott er den Altar betritt, und die ihm durch den Chor antwortet: Der Herr sey mit deinem Geiste! Er soll selber sonntäglich von neuem geloben, was Alle geloben sollten, wenn er in vor Gott gesprochenem, also betendem Zeugniß des Gemeinglaubens Gott bekennet oder preiset (Hebr. הוֹדָה). Wenn er nun nicht einmal im Herzen betet, was sein Mund im Namen der Gemeinde ruft; wenn er nicht einmal wirklich glaubt, wovon er im Namen der Gemeinde mit der ganzen Kirche bezeuget: Ich glaube —; wenn er, welcher die Anderen weihen, segnen, und durch seine Andacht entzünden soll, hintreten kann „im Namen des dreieinigen Gottes" und mit der „Hülfe im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat," um dann — etwas Befohlenes abzulesen, wobei er selber gar andere Gedanken hat: was ist dann eine solche Liturgie anders, als — eine schrecklich tragische Altar=Komödie im entweihten Heiligthume? —

4. So und nicht anders scheint aber wirklich Schleiermacher die Sache in Theorie und Praxis zu behandeln. Er spricht sonderbarer Weise nur immer vom „Lesen" und „Vorlesen," wie Herr Dr. de Wette *) vom „Ablesen," was schon, in solchem Sinn und Zusammenhange gebraucht, ganz unwürdige, verkehrte und verkehrende Ausdrücke sind. Heißt denn das liturgische Lesen eines Gebetes nicht auch beten, das liturgische Lesen eines Bekenntnisses nicht auch bekennen? Aber freilich, wenn die Herren Doctoren sagten: man darf es wohl am Altar bekennen, ohne es wirklich zu glauben, da wäre das arge Unrecht doch gar zu gröblich offenbar! Wir behaupten dagegen, daß ein solches Lesen, Vor=, Ab= oder Herlesen ohne einstimmige Gesinnung des lesenden Geistlichen etwas des Evangelischen Gottesdienstes im höchsten Grade Unwürdiges, und noch viel schlimmer als ein Katholisches Opus operatum sey, weil nicht einmal mit Aberglauben an eine Kraft oder Bedeutung solches leeren Wortes und Werkes geglaubt, sondern gradezu mit dem Heiligen ein freventliches Spiel getrieben wird. Welchem Geistlichen das, was er aus der Agende liest, auch gar nicht ein wenig „mehr durch's Herz gehet," als wenn er ander=

*) Nitzsch theolog. Votum über die Agende, S. 20.
**) Ebendaselbst S. 15.

*) Gedanken über die Lehreinheit der Evangelischen Kirche, im zweiten Hefte der theolog. Studien und Critiken dieses Jahres. Wird, nach den zwei traurigen Erklärungen an der Spitze dieser Hefte, nicht ein ernsteres Wort von einem anderen Mitarbeiter folgen?

wärts darüber disputirt und criticisirt, von dem müssen wir glauben, daß er (um mit der 36sten und 37sten Thesis von Harms zu reden) des ersten und zweiten Buchstabens der Religion, heißet „heilig" und „feierlich," weder mit seiner Vernunft noch mit seinem Gefühle schon mächtig geworden. Wer einer „großen Sammlung und Anstrengung" dazu bedarf, um alle Sonntage eine Viertelstunde vor seiner, NB. seiner, von Gott ihm zur Erbauung angewiesenen Gemeinde die „Evangelischen Grundlehren" so auszusprechen, „daß es bei der so häufigen Wiederholung nicht etwas Mechanisches werde und die Gedanken ganz frei lasse" —: den bedauern wir aufrichtig, und wundern uns nur, wenn ihm nicht auch an dem Vaterunser, ja an jedem immer wieder zu demselben Gott wider dieselbe Sünde und um dasselbe Heil gerichteten Gebete durch die häufige Wiederholung längst aller Geschmack vergangen, wenn er nicht überhaupt, allsonntäglich Kirche zu halten und alltäglich für sein Brodt zu danken längst eben so überdrüßig geworden, als immer wieder den Ornat anzuziehen und Frühstück und Mittag zu essen! Wer noch dazu „überzeugt ist, daß der größte Theil der Versammlung, in Folge der von ihm empfangenen Unterweisungen und Belehrungen, auch nichts Anderes dabei denkt als er" — nämlich theils etwas ganz Anderes, theils wenigstens nichts Bestimmtes, und nun als Evangelischer Geistlicher, als Protestantisch-freier Theologe, als für die Wahrheit kämpfender Rationalist oder Philosoph, sich doch zum Vorlesen einer Liturgie hergibt, wobei er „das nicht vertreten will, was er vorliest" —: den halten wir mit betrübtem Herzen bei all' seiner sonstigen Freisinnigkeit und Freimüthigkeit in diesem Stücke für einen Knecht derjenigen Menschen, „welche die Liturgie ordnen" (1 Cor. 7, 23. Gal. 1, 10.) — und würden ihn unendlich mehr achten, wenn er bei dem beharrlichen Widerspruch gegen die Agende geblieben wäre, als jetzt bei solcher sophistisch-jesuitischen Vertheidigung einer unentschuldbaren Einführung — aufs Gelindeste gesagt, leerer Formalitäten in den Evangelischen Gottesdienst.

5. In der Altarliturgie kommt nun ferner vornehmlich das zu ihr gehörige apostolische Glaubensbekenntniß in Betracht. Es wird zwar von de Wette (in der oben angeführten Abhandlung) die Seitenfrage hingeworfen: „Ob es zweckmäßig gewesen, dieses Symbolum der Agende einzuverleiben?" und wir wollen die Nothwendigkeit oder völlige Zweckmäßigkeit seiner Stellung zwischen den übrigen Stücken auch keinesweges unbedingt vertheidigen. Aber so viel ist doch zu erinnern, nicht nur daß auch — nach Nitzsch — „sowohl im Calvinischen als im Lutherischen ältesten Entwurfe das Symbolum apostolicum sonntäglich vorkommt," — sondern vornehmlich: daß diesem von der ganzen Christenheit bisher einstimmig anerkannten einfachen Urbekenntniß, welches nicht einmal die Socinianer verworfen haben, von Niemanden officiell die Einstimmung verweigert werden kann, der sich nicht eben damit auf eine höchst auffallende Weise außerhalb der Christenheit stellen will. Daher auch die zwölf Evangelischen Prediger in Berlin, welche im Jahr 1825 ein Bedenken wider die Agende bei'm Consistorium einreichten,*) über ein Antasten dieses Heiligthums theils nicht einig geworden waren, theils dergleichen nicht wagen durften. Sie tadeln zwar acht besondere Sätze, Sprüche oder Punkte in den vorgeschriebenen Formularen, fast lauter solche, die hernach wirklich entweder abgeändert oder freigegeben worden sind, ohne das Wesentliche umzustoßen; sie erklären sich auch, nicht ganz mit Unrecht, gegen das Athanasianische Symbolum, welches wir unserentheils liturgisch vorzutragen ebenfalls verweigern würden: aber gegen das apostolische Symbol findet sich in jener Eingabe auch kein Wörtlein! Jetzt aber unternimmt es Einer von den Zwölfen, welche sich damals weislich gegen die Behörde nur also erklärten, vor dem theologischen Publicum auch dieses erste und einfachste Bekenntniß der Christenheit — welches wenigstens festhalten zu wollen doch wahrlich keine Hyperorthodoxie und Ketzermacherei seyn kann! — leichtfertiger Weise — denn anders läßt sich der Ton der ganzen Rede durchaus nicht bezeichnen — von sich zu schieben, weil offenbar nicht nur falsche, sondern sogar unverständliche Sätze darin enthalten seyen! Was sollen wir dazu sagen? Nichts Anderes, als daß unter solchen Verhältnissen abermals, wie durch alle Jahrhunderte hindurch, die Weisheit der vom heiligen Geiste geleiteten alten Kirche in Zusammenstellung der Grundartikel dieses Bekenntnisses sich bewährt. Nur etwa über das, am spätesten allgemein beigefügte: „niedergefahren zur Höllen", wollen wir in stärkerem Grade, als bei allem Uebrigen, eine Verschiedenheit des individuellen Verständnisses dieses, seiner Natur nach dunkleren Artikels gestatten; obwohl irgend eine Anerkennung irgend einer in der Schrift gelehrten Höllenfahrt Christi auch hier gefordert werden muß, und der Ausdruck theils wegen des geschichtlichen Charakters des Bekenntnisses nicht fehlen durfte, um, neben dem „begraben" für den Leib, den Zustand der Seele zwischen Tod und Auferstehung zu bezeichnen, theils einem ganzen, für Erkenntniß des Schriftsystemes nicht unwichtigen Cyklus tieferer Lehren seine gebührende Stelle im allgemeinen Glauben bedeutsam vindicirt hat. Wenn aber auch das: „empfangen vom heiligen Geiste" mit merkwürdiger Naivität als nicht minder undenkbar wie unbiblisch abgewiesen werden soll, so hat die Ev. K. Z. (S. 111.) darauf schon vortrefflich geantwortet. Zwar tritt im zweiten Heft der Studien und Critiken auch de Wette dazu, und äußert, noch mit ganz eigener Bescheidenheit: „Wenn diejenigen Critiker, welche die Unächtheit der ersten beiden Capitel des Matthäus und Lucas behaupteten, Recht behalten hätten, so wäre es erlaubt gewesen, die Vorstellung von der übernatürlichen Empfängniß Christi, die allein dort vorkommt, als unapostolisch aus dem Lehrbegriffe zu verweisen!!" Ei, wie fein sollen alle Vortheile gelten, und auch einmal die Schrift gegen alle geschichtliche Ueberlieferung zeugen, wie sonst die Geschichte gegen die Schrift! Aber, mit Vergunst, immer noch grob genug! Meint man denn, unbegreiflicher Weise, immer noch, daß die Gläubigen, welche in Christo den wirklichen, Mensch gewordenen ewigen Sohn Gottes anbeten, durch solche wunderliche Reden sich würden anfechten lassen? Als wenn wir nicht wüßten, von wie gewaltigem Gewichte die critischen Gründe jener Critiker gegen die ihrem Unglauben so anstößigen Capitel sind! Als wenn nicht offenbar wäre, daß eben die Aufnahme dieses Artikels in das allgemeine Bekenntniß beweiset, er sey von allen Aposteln her einstimmig in der Kirche angenommen gewesen! Oder könnet ihr widerlegen was Nitzsch*) sagt: „Obwohl Christus selbst und die Apostel nur mittelbarer Weise in ihrem öffentlichen Lehren die übernatürliche, heilige Entstehung seines Menschenlebens behaupten, nämlich indem sie behaupten, er sey vom Vater ausgehend in die Welt gekommen, aus göttlichem Stande in den menschlichen übergegangen, und die Fülle der Gottheit wohne leiblich in ihm; so gehet doch schon aus der innersten Mitte dieses Zeugnisses und überhaupt aus dem

---

*) Welches hernach, nebst einer Erklärung des Berliner Magistrates, gedruckt erschien, Leipzig bei Kollmann, 1826.

*) System der christlichen Lehre §. 129.

Glauben an die Eingeborenheit und Urbildlichkeit des Heilandes ein eigenthümliches Ansehn hervor für die urchristlichen Erzählungen, welche seine wundervolle Empfängniß unmittelbar behaupten?" — Oder wisset ihr nicht selber in euerem Gewissen am besten, daß diese „Vorstellung von Jesu übernatürlicher Zeugung," ganz unabhängig von irgend einer speciellen Geschichte darüber, mit allem Anderen so grundwesentlich zusammenhängt, daß sie niemals für sich allein, ohne totale Erschütterung der ganzen Lehre von Christi Person, der Menschen Zustand und dem Werke der Erlösung aufgegeben werden kann? Daß namentlich dieser Zusatz im apostolischen Symbolum: „empfangen von dem heiligen Geiste" die bündige Verwahrung der bekennenden Kirche gegen jede heterodoxe „Erklärung" des vorhergehenden: „eingeborener Sohn" enthält? — Noch ungehöriger ist die andere Behauptung de Wette's, daß der Ausdruck „Auferstehung des Fleisches" unbiblisch sey. Denn „nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, und es sind himmlische Körper und irdische Körper" (1 Cor. 15, 39. 40.). Zwar können allerdings Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht erben, daher es auch nicht heißt: Auferstehung des Fleisches und Blutes, oder: dieses Fleisches;*) wenn aber Jesu auferstandener Leib Fleisch und Bein hatte, wie kein Geist oder Gespenst, so kann doch wohl unser verwandelter Leib, der zugleich unser jetziger Leib der Erniedrigung ist, wenn er seinem verklärten Leibe ähnlich werden soll, ebenfalls Fleisch genannt werden. Auch erlauben wir uns nur die natürliche Gewissensfrage: Ob die meisten Rationalisten wohl mit einer buchstäblichst biblischen „Auferstehung des Leibes" besser zufrieden seyn würden?

6. Doch dem Allen sey, wie ihm wolle, wir kehren zu unserer eigentlichen Hauptsache zurück. Dieses Glaubensbekenntniß, welches bisher in allen Partheien der Christenheit unangefochtene symbolische Gültigkeit hatte, ist jetzt ein vorgeschriebener und angenommener Theil der Altarliturgie, und die Verwandlung des „wir glauben all'" in das „ich glaube," mag sie auch einerseits liturgisch unschicklich seyn, hat doch andererseits grade in der jetzigen Zeit die unverkennbare höchst wichtige Bedeutung, der Gemeinde zugleich eine wiederholte feierliche Gewähr für den persönlichen Glauben ihres Hirten an die Grundwahrheiten des Christenthums zu geben. Wie wird nun aber alles einfache Grundgefühl von der Heiligkeit eines feierlichen liturgischen Bekenntnisses, auf welche wir oben hingewiesen haben, verläugnet, wenn in irgend einem Punkte dem Liturgen frei stehen soll, vor Gott und dessen Gemeinde zu bekennen: Ich glaube —, wo er doch nicht glaubt und andere Ueberzeugungen im Hinterhalte hegt! Wo ist hier die Grenze zu finden, und was wird aus unserem Gottesdienste bei solchen, wahrlich nicht einmal vor der natürlichen Moral zu rechtfertigenden Grundsätzen? Das ist Aufhebung alles Ernstes und aller Würde desselben! Entweihung der heiligsten Stätte der Wahrheit durch Gräuel der Heuchelei! Wir rufen in unserer einfältigen Ehrlichkeit Himmel und Erde, Gott und alle Menschen, die ein Gewissen haben, zu Zeugen, ob die Evangelische Kirche sich so etwas bieten lassen soll, und ob wir nicht das höchste Recht haben, unwiderruflich zu fordern, daß der Geistliche wirklich glaube, wovon er liturgisch vor und mit der Gemeinde bekennet: Ich glaube! Verschluckt doch lieber diese zwei Anfangswörtlein so, daß es Niemand höret, oder saget dafür: Ich soll glauben, ihr glaubet vermuthlich, wir glauben zum Theil, die Kirche glaubet, oder so etwas! Laßt doch lieber als Märtyrer euerer Ueberzeugung — „da ja nichts mehr Beifall und Bewunderung erregt, als das Märtyrthum" — Alles das weg, wozu euer Herz das: ich glaube — nicht setzen kann; aber behauptet nicht so Unwürdiges vom erlaubten „Lesen" dessen, wobei ihr euch das Gegentheil denkt! Wir hoffen zu Gott, daß, nachdem die Sache einmal angeregt worden, dieser Zustand derselben unmöglich auf die Länge bestehen wird; denn der Gott lebet noch, welcher sich nicht spotten läßt. Unterdeß aber dürfen wir nicht aufhören, vor der ganzen Kirche laut und nachdrücklich dagegen zu zeugen, und im Namen der heiligen Wahrheit zu behaupten, daß „das große Wort Unwahrheit, welches nur ein abstractes sey, und jedesmal nur der Natur der Sache nach angewendet werden könne" hierauf mit höchstem Rechte angewendet werden muß, ja daß auch die liturgische Unwahrheit der ungläubigen Glaubensbekenner eine recht feierliche und concrete Lüge ist und bleibt.

7. Von diesem ernsten Standpunkte aus betrachtet, widerlegt sich die sonderbare Rede von selbst: „Daß es für alle supernaturalistischen Ausdrücke, welche in der Agende vorkommen, eben zu diesem Behuf" (zu welchem? zum Behuf der Accommodation an die nun einmal noch nicht ganz zu erschütternde äußere Kirchenform??) „rationalistische Erklärungen in allen Lehrbüchern aus dieser Schule gebe." Es ist mit allem Grunde zu besorgen, daß die „Menge von guten Evangelischen Christen, die nur gar zu leicht irre gemacht werden könnten," wenn der Zustand der Kirche ihnen auf einmal in seiner wahren Gestalt entgegentritt, und um deren willen auch Schleiermacher im äußersten Fall die stille Unterschrift der Symbole wünscht, diese sogenannten „Erklärungen" immermehr als Erklärungen erkennen, und diesen neuen Titel für Widersprüche nicht verstehen wird. Heißt es denn eine Erklärung, wenn ich das Wesentliche des zu Erklärenden aufhebe und läugne? O wie verblendet muß man seyn, um heutiges Tages die Gläubigen noch immer mit solchen scherzhaften Reden abfertigen zu wollen! Und wenn es ferner heißt: daß man sich bei manchen Artikeln des Glaubensbekenntnisses „etwas Bestimmtes gar nicht denken könne," — sogar daß man „niemals habe fassen können, was dabei gedacht werden soll," — so wäre diese Behauptung, wenn aufrichtig gemeint, erstens eine freche Beschuldigung des Unverstandes gegen die ganze Christenheit aller Jahrhunderte, nicht geringe Geister mit eingeschlossen, welche sich bei diesen bis auf uns überlieferten heiligen Worten also so lange nichts gedacht hat, bis die großen Geister heut zu Tage die tauben Nüsse aufknacken und nichts finden, zweitens immer noch keine Entschuldigung für das Ablesen solcher Redensarten. Es ist aber auch nicht wahr geredet, und Schleiermacher und jeder Rationalist weiß im Allgemeinen gar wohl, was sich die Gläubigen dabei denken. Wenn endlich, neben solchen sophistischen Verdrehungen, manche andere Hauptartikel, um die es sich nicht minder handelt, als z. B. das „gestorben" und „auferstanden" für die Läugner des wirklichen Todes und der wirklichen Auferstehung Jesu, das „von dannen er kommen wird" für die, welche die Wiederkunft Christi nur als nie erreichten nebelblauen Schlußhorizont unserer Vorstellung, für „das Dort, welches niemals Hier wird" ansehen, unerwähnt bleiben: so

*) Wie in dem bekannten unrichtigen Verse des alten schönen Liedes: Jesus meine Zuversicht. Obgleich wiederum richtig Cat. maj. art. 3. p. 501.: Exspectamus, ut *haec nostra caro*, cum omnibus suis sordibus et vitiis, abolita et sepulta computrescat, verum *praeclare et magnifice iterum prodeat* etc. Und Form. Conc. p. 649.: *Scriptura perspicue docet*, quod hujus nostrae carnis, quam circumferimus, *substantia* sit resurrectura. Siehe Calvin's Institutiones Lib. III. cap. XXV. sect. 7 et 8. die nachdrückliche Beweisführung.

offenbart sich wohl deutlich genug für Alle, denen der Herr Augen gegeben hat, welches Geistes solche unlautere Vertheidigungen der Unlauterkeit sind. Es bleibt uns also nichts übrig, als öffentlich in Gottes Namen mit gutem Gewissen zu **protestiren**, und in der Stille, man mag uns immerhin darüber auslachen, um die Gnade der Erleuchtung zu bitten für Alle, welche in einem so hohen Grade Recht und Unrecht zu unterscheiden verlernt oder den Unterschied zu verläugnen gelernt haben.

Ein Landpfarrer in der Provinz Sachsen.

N a c h r i c h t e n.

(**Lausanne**.) Wenn der Christ, unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, auch keine Freude an den Empörungen wider die rechtmäßige Obrigkeit eines Landes haben kann noch darf, wenn er auch den wunderlichen Herren willig Gehorsam leistet, so darf er doch nicht vergessen, daß auch die Revolutionen nicht ohne des großen Regenten Zulassung entstehen, der aus dem Uebel von jeher wieder Heil bereitet hat; der mit einer gottlosen Obrigkeit ein Land züchtiget, aber auch diese, wenn sie vergißt, daß sie auch einen Herrn im Himmel hat, wieder züchtigen und demüthigen kann, und darum darf er sich doch wenigstens freuen, wenn er sieht, wie der Herr, unter den heftigsten Stürmen und Zerrüttungen der menschlichen Gesellschaft, sein Reich zu erweitern und den Seinigen, die lange unter hartem Drucke seufzten, Erleichterung zu verschaffen sucht. Dies scheint nun auch eine segensreiche Folge der Revolution im Canton Waadt zu seyn, wo die Regierung ihre treuesten und ergebensten Unterthanen (denn das sind gewiß alle lebendigen, gläubigen Christen) verkannte, sie verfolgen ließ und selbst verfolgte und manche derselben aus dem Lande verbannt hat.

Jetzt ist in diesem Canton die Stimmung günstiger für allgemeine Religionsfreiheit. In verschiedenen örtlichen Versammlungen, in denen die dem Constituant vorzulegenden Wünsche ausgesprochen wurden, hat man sich dahin erklärt, daß künftig alle Culte geduldet werden sollen, so lange sie die öffentliche Ordnung nicht stören, doch sollen die zwei bisher bestehenden Religionsgesellschaften (Evangelische und Katholische) allein vom Staate besoldet werden. Wirklich hat nach einer öffentlichen Einladung in den Zeitungen, am 20. Januar d. J. eine zahlreiche Versammlung von Freunden der Religionsfreiheit aus allen Theilen des Cantons zu Lausanne statt gefunden, die den Professor der Philosophie **Gindroz** zum Präsidenten erwählte, denselben, der auch nachher Präsident des Constituant wurde. Nach mehrstündigen höchst interessanten Erörterungen wurde beschlossen, dem versammelten Constituant den Wunsch auszudrücken, derselbe möge in der neuen Verfassung (Constitution) freie Ausübung aller Culte und vollkommene Freiheit zu religiösen Versammlungen als Grundsatz aufstellen, sie anerkennen und sicher stellen. Ein in diesem Sinne entworfenes Bittschreiben, schon mit vielen Unterschriften versehen, wurde für noch mehrere Unterschriften im Cercle litteraire, dem Versammlungsort fast aller Gebildeten in Lausanne, aufgelegt.

Freilich fand auch an demselben Tage eine große Vereinigung von Geistlichen der Nationalkirche statt, die aber doch auch dahin sich entschied, den Grundsatz vollkommener Religionsfreiheit zu billigen, unter der Bedingung jedoch, daß die Nationalkirche, an deren Organisation Manches wohl geändert werden könnte, erhalten würde. — Wir werden sehen, was der Herr auch dort bereitet und ob diese Religionsfreiheit siegen werde. Noch wenigstens scheint ein Theil der Freiheitstrunkenen der religiösen Freiheit abhold; denn als ein ehemaliges Mitglied der Regierung bemerkte, daß zwei wackere Männer in Peterlingen (Payerne) zum Constituant gewählt werden dürften, und er durchfallen könnte, so wurde der Weinkeller eines seiner Freunde geöffnet, und den Weintrunkenen der Gedanke beigebracht, die zu Erwählenden seyen **Momiers**, worauf ein Held im Weinsaufen sich auf den Tisch stellte und ausrief: Nieder mit den Momiers! — Aehnliches Geschrei bewirkte auch ein Redner in Romainmotier, ein anwesender Geistlicher.

Indeß wünschen doch alle edlern freigesinnten Männer gänzliche Glaubens- und Gewissensfreiheit, und wie sie das ehemalige Verfolgungssystem ansehen, beweist eine Stelle im Nouvelliste Vaudois, wo ein Abschiedsschreiben, das die ehemalige Regierung erließ, und worin sie die unter ihr genossene vollkommene Sicherheit der Personen rühmt, also erklärt wird: in so ferne sie nämlich einen und denselben Glauben mit dem Justiz- und Polizeidepartement oder dem Departement des Innern gehabt hätten. Auch wird heftig die willkührliche Behandlung mehrerer Geistlichen gerügt, die unter der vorigen Regierung, gegen das Gesetz, ihrem rechtmäßigen Richter entzogen und durch despotische Machtsprüche ihres Amtes entsetzt wurden. — Doch noch ist Geduld und Gebet der Gläubigen nöthig, indem auch von vielen Seiten Bittschriften an den Constituant eingehen, die auf Unduldsamkeit gegen alle andere Religionspartheien, außer der National- und der Katholischen Kirche, antragen. Von Yvarrens kamen einhundert und eilf Unterschriften, den Syndic (Schulzen) an der Spitze, mit der Bitte ein, daß kein anderer Cultus tolerirt, noch vom Staate salarirt werden möge. „Uebrigens," heißt es unter Anderem, „verlangen wir die Vernichtung (l'anéantissement) der Momiersecte." Daß aber jede fromme, gläubige, fleißig die Kirche besuchende und im Stillen für sich Gottes Wort lesende Person als Momier gelten muß, ist dabei zu bemerken. Darum schreibt uns eben, als wir dies absenden wollten, ein Freund aus Lausanne Folgendes, das wir zum Schlusse noch mit dessen eigenen Worten mittheilen: „Im gegenwärtigen Augenblick stehen wi in kirchlicher Beziehung in einer Crisis, und mit bangem Warte der Dinge sehen alle Kinder Gottes der Entscheidung entgegen; e treibt der gegenwärtige Zustand der Dinge in's Gebet, man seufzt man betet, man ermahnt, man stärkt, man ermuntert und harret was der Herr über Leben und Tod über seine Gemeinde beschlosse hat. Da Alles politische Freiheit verlangte, so fiel es einigen Christen und Nichtchristen ein, auch religiöse Freiheit zu verlangen; be sonders mehrere Pfarrer in der Nationalkirche ließen ihre Stimm laut dafür hören. Herr **Burnier**, Pfarrer in Rolle, schreibt ein Kirchenzeitung, in welcher er verlangt, gar keine Nationalkirche meh zu haben, ꝛc. Es war überhaupt ein großes Treiben der Freihe wegen. Zuerst schien Alles ganz nach Wunsch zu gehen, aber a einmal drehte sich das Blatt. Man warf den Momiers vor, d Revolution vom December angezettelt zu haben, damit sie Freihe erhielten*) u. s. w. (Kunstgriffe des alten Gouvernements, um wi der von der Volksmasse die Zügel zu erhalten.) Jetzt steht es a der Wage, was der Constituant entscheiden wird; wüßten wir nich daß wir einen Vater haben, der die Herzen leitet wie Wasserbäch so hätten wir Ursache uns sehr zu fürchten, aber so harren wir a des Herrn Hülfe. Von allen Seiten laufen Bittschriften ein, u ein Gesetz zur Verfolgung der Momiers auszuwirken; die Gemüth sind ungemein erbittert, und Beleidigungen mannichfacher Art hab schon statt gefunden. Den lieben Pfarrer **Dupraz** drohten eini Bauern zu tödten, mit Gewehren versehen paßten sie ihm auf, a er in die Kirche wollte, und als sein Suffragant predigte, wurde in der Kirche, während er predigte, geschimpft. Das Schimpfen a der Straße ist wieder ziemlich an der Tagesordnung. Spricht s die neue Constitution nicht zu Gunsten der Kinder Gottes aus, braucht es kein Gesetz zur Verfolgung, die Gemüther sind dergest gereizt, daß man mehr als je einer Verfolgung ausgesetzt ist. Mö der Herr sich über sein Volk erbarmen, damit wir aushalten mög in dieser letzten betrübten Zeit, denn ich glaube, bald, ja wohl b wird er kommen, der Herr aller Herren, und erlösen die Seinige ja wir wollen beten, daß er bald komme. Amen."

*) Es erscheint auch eine besondere Zeitschrift für die Privilegien der Na nalkirche, und eine neue politische verdächtigt bald die Christen als Revolution bald die Liberalen (z. B. Professor **Monnard**) als Momiers.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 30. April. № 35.

Ansprache an die Gemeinden der Provinzial-Synode Jülich — Cleve — Berg.

Gnade sey mit uns und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesu Christo!

Geliebte in dem Herrn! Nachdem unser Herr und Heiland das große Werk der Weltversöhnung vollbracht hatte und von den Todten auferstanden war, trat er zu seinen Jüngern mit der feierlichen Erklärung: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er gab ihnen zugleich die ernste Weisung an die Völker der Erde: lehret sie halten Alles, was Ich euch befohlen habe; und verkündigte ihnen die trostreiche Verheißung: siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Durch das Evangelische Lehr- und Predigtamt ist diese Allgewalt unseres himmlischen Oberhauptes als der unerschütterliche Felsen unserer Ruhe, und sein heiliges Gebot als die untrügliche Regel unseres Verhaltens den Gemeinden verkündiget worden, und die gnadenvolle Gegenwart des Herrn ist und bleibt der Trost aller Gläubigen. Mag es deshalb unter gewöhnlichen Zeitumständen und friedlichen Verhältnissen des kirchlichen und bürgerlichen Lebens überflüssig erscheinen, durch ein Wort brüderlicher Ermahnung auf unseren gemeinsamen Ankergrund hinzuweisen, und zum Festhalten an die heiligen Gebote und Verheißungen des Evangeliums zu ermuntern: so wird doch die gegenwärtige Zeit ein solches Wort nicht allein rechtfertigen, sondern auch um so dringender erfordern, als unser aller Gemüth mehr oder weniger durch die Zeitereignisse bewegt und mit Besorgnissen wegen der Zukunft erfüllt ist. In dieser Zeit, die einen Jeden so laut auffordert zum ernsten Nachdenken, zu eifrigem Gebet und vorsichtigem Wandel, erwarten es mit Recht die Gemeinden der Provinzial-Synode nicht allein von ihren Predigern und Seelsorgern, daß sie sich beweisen als die Wächter auf den Mauern, die bei herannahender Gefahr zur rechten Zeit das Volk warnen: sondern sie fordern es auch namentlich von den Vorstehern der Synode, daß dieselben im regen Pflichtgefühl in ihrer Stellung und nach der ihnen dargebotenen Gelegenheit das ihnen übertragene Aufseheramt wahrnehmen, und allen Gemeinden mit Lehre, Rath und Ermahnung, Gebet und Fürbitte, in aller Willigkeit dienen sollen. Durchdrungen von einem solchen Pflichtgefühl und nicht ohne wichtige Veranlassung geschieht es denn auch, daß hiemit eine brüderliche Ansprache an die Evangelischen Gemeinden der Provinz Jülich, Cleve, Berg gerichtet wird.

Ermuntern wir uns zuerst zu einer dankbaren Anerkennung des Guten, welches unserem Vaterlande und unseren Gemeinden durch die Barmherzigkeit Gottes in so reichem Maaße zu Theil wird. Haben wir nicht das lebendige Wort Gottes, diesen großen, alle irdischen Güter weit übertreffenden Schatz? Dürfen wir nicht unseren Glauben an die heilsame Wahrheit freimüthig bekennen? Haben wir nicht Gelegenheit und Aufforderung genug, uns zu erbauen auf unseren allerheiligsten Glauben? Werden nicht Kirchen und Schulen auch selbst unter den gegenwärtigen drückenden Zeitumständen noch mit den nöthigen Mitteln versorgt? Fehlt es den Lehrern an Aufmunterung zur treuen Wahrnehmung ihres Amtes, und werden nicht alle Anstalten getroffen, daß ein jedes Kind einen Unterricht nach seinem Bedürfniß erlangen könne? Werden nicht Künste und Wissenschaften unter uns geehrt und begünstigt? — Haben wir Mangel an dem täglichen Brodt? Sind nicht zweckmäßige Mittel angewendet, die drohende Theuerung abzuwenden? Werden nicht im Einzelnen noch unzählige Nahrungsquellen geöffnet, wenn gleich im Ganzen Handel und Gewerbe durch unabwendbare Zeitumstände manchen empfindlichen Stoß bekommen haben? Leben wir nicht unter dem Schutze heilsamer Gesetze und Ordnungen? Ist nicht unser Vaterland und unsere liebe Obrigkeit ausgezeichnet durch eine weise Mäßigung, durch eine ruhige Haltung, durch häusliche und bürgerliche Tugenden? Haben wir nicht von Gottes Gnaden den besten König, der in Gerechtigkeit und Milde regieret und uns, so lange es möglich ist, die Segnungen des Friedens bewahren wird? — Sollten wir denn so große und unschätzbare Vorzüge nicht mit dem größten Dank erkennen, sie, so viel an uns ist, mit der gewissenhaftesten Treue bewahren, und uns mit dem redlichsten Eifer bestreben, die würdigste und segensreichste Anwendung von denselben zu machen?

Aber hier ist es, wo unsere Zeit demjenigen, der von einem christlichen Standpunkte aus darauf achtet, ihre dunkle Schattenseite darbietet. Wir werden mit Betrübniß gewahr, daß eine

zahlreiche Menge sich immer weiter entfernt von dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat, nicht allein mit irdischen Gaben und Wohlthaten, sondern auch mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum. Sie verlassen den, welcher der Weg und die Wahrheit und das Leben selbst ist. Wir hören Klagen über Mangel an wahrer Gottesfurcht, und es fehlt gar häufig an demüthiger Unterwerfung unter die ewigen Wahrheiten und heilbringenden Grundsätze des göttlichen Evangeliums. Wir verhehlen uns nicht, daß mit der Aufklärung des Verstandes, insofern sie eine falsche Richtung genommen hat, der Unglaube des Herzens beinahe gleichen Schritt hält. Sehen wir noch auf die beklagenswerthen Aeußerungen eines verderblichen Leichtsinns, auf die zerrissenen Bande der Zucht und Ehrbarkeit, auf die traurigen Wirkungen des Weltsinns und eines sinnlichen Wohllebens, auf die weit verbreitete Herrschaft eines üppigen und hoffärtigen Wesens in dieser Welt, und auf die leider mehr und mehr überhandnehmende Ungerechtigkeit: so müssen wir zu der traurigen Ueberzeugung gelangen, daß diese Welt im Argen liegt, und es bleibt nichts übrig, als der Blick auf den Reichthum der Güte, Geduld und Langmüthigkeit Gottes, die uns zur Buße leitet.

Gehen wir über die Gränzen unseres Vaterlandes hinaus, und vergegenwärtigen uns die bedenklichen Volksbewegungen, die seit der letzten Hälfte des vorigen Jahres statt gefunden haben, die gewaltsamen Störungen öffentlicher Ruhe und Sicherheit, die eben so wohl in ihrem unchristlichen Beginnen als in ihren verderblichen Folgen die nachdrücklichste Warnung in unser Gewissen hineinschreiben; gedenken wir an die beklagenswerthen Verirrungen derjenigen, die ihre heiligsten Obliegenheiten vergessen konnten, und den starken Damm göttlicher und menschlicher Gesetze nicht bloß hie und da durch aufbrausende Leidenschaften überschritten, sondern durch die gewaltigen Wogen des Aufruhrs und der Empörung durchbrochen und dadurch ganze Länder und Völker mit einem namenlosen Elend überschüttet haben: so können wir es nicht verkennen, mit welch einer Gewalt uns diese Zeit mahnet an des Herrn Wort: „Es wird sich empören ein Volk über das andere, und ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen, und alsdann wird die Noth anheben." Schon sehen wir, wie die einfachsten Grundsätze des Rechts durch Betrug der Sünde verkannt, und die sonnenklaren Aussprüche des göttlichen Wortes durch bethörende Leidenschaften verdunkelt oder übermüthig verworfen werden. Den offenbaren Grund aller dieser Uebel und Unordnungen entdecken wir in dem Abfall so vieler Menschen von dem heiligen Evangelio, und in dem Stolze der menschlichen Natur, der sich nicht beugen will unter das evangelische Joch des Gehorsams, der Demuth und der Selbstverläugnung. Schon werden die Sünden der Menschen und die Gerichte Gottes des Allerhöchsten in die Geschichte unserer Tage eingeschrieben. Der Pflichtvergessenheit folgt das Elend auf dem Fuße nach; mit dem Uebermuthe hält die Armuth gleichen Schritt; und unaufhörlich bestätigt sich die alte Lehre: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben."

Was die Zukunft in ihrem dunkeln Schooße birgt, weiß Der allein, der den heimlichen Rath gefaßt hat und ihn wunderbarlich ausführt. Aber wir mögen wohl denken, es werde ein Ungewitter kommen, wenn der Himmel roth und trübe ist. Wir mögen uns wohl sorgfältig hüten, daß wir die Unruhe des Herzens und das ängstliche Warten der Dinge, die da kommen werden, nicht im Rausche sinnlicher Zerstreuungen verscheuchen. Vielmehr wollen wir uns mit Gebet und Glauben waffnen, und mit dem rechten Ernst bedenken, was zu unserem Frieden dient. Die Diener des göttlichen Wortes werden in dieser Zeit näher und inniger zusammenstehen, festhalten an der Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens und jeden Streit aufgeben, außer demjenigen, wer dem Herrn Christo am treuesten dient. Sie werden sich in brüderlicher Liebe vereinigen zur treuen Verkündigung und Befolgung der Lehren und Grundsätze des Evangeliums, und zu einer besonnenen, weisen und gleichmäßigen Führung ihres Amtes. Die Gemeinden der Provinzial-Synode werden wetteifernd mit allen christlich gesinnten Unterthanen unseres geliebten Königs, sich bestreben, in wahrer Gottesfurcht auch die aufrichtigste und treueste Vaterlandsliebe zu beweisen, und allen ihren Vorgesetzten einen willigen und unverbrüchlichen Gehorsam zu leisten. Sie werden das klare und unzweideutige Wort der heiligen Schrift vor Augen haben: „Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat: denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen" (Röm. 13, 1. 2.). Sie werden die apostolische Ermahnung befolgen, daß man vor allen Dingen thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, insbesondere für den König und alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. — Halten wir nur an dem Wort, das gewiß ist; glauben wir nur an Jesum Christum, den einigen Herrscher; bleiben wir nur bei der göttlichen Zusage: wenn ihr stille bleibet, so wird euch geholfen; durch Stillesehn und Hoffen werdet ihr stark seyn; wandeln wir in der Demuth und in dem Gehorsam, den wir zu leisten schuldig sind; und murren und klagen wir nicht, wenn nicht gleich unsere Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung gehen, sondern warten mit Geduld: so werden wir es mit Augen sehen, daß der Herr sich groß und herrlich unter uns beweisen, daß er unseren geliebten König und das ganze Vaterland mit reichem Segen überschütten, und auch unsere Kirche und alle unsere Gemeinden nie verlassen noch versäumen wird; so wird denn unsere Furcht in Zuversicht, unsere Traurigkeit in Freude, und unsere Klage in einen Lobgesang verwandelt werden. Wenn sich Krieg erheben sollte, so fürchten wir uns nicht, und wenn sich auch ein Heer wider uns leget, so erschrecken wir nicht: denn mit Gott können wir Thaten thun; der Herr ist unsere Zuversicht. Wenn wir Glauben haben, so werden wir die Herrlichkeit Gottes sehen. Gott aber des Friedens, der von den Todten ausgeführet hat den großen Hirten der Schaafe durch das Blut des ewigen Testaments, unseren Herrn Jesum, der mache uns fertig in allem guten Werk zu thun seinen Willen und schaffe in uns, was vor ihm gefällig ist durch Jesum Christum, welchem sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Im April 1831. Der abgehende Präses
Dr. Gräber.

Noch ein Wort über den Magnetismus.

So wenig der Einsender des in Nr. 101. dieser Zeitung (vorigen Jahres) enthaltenen berichtigenden Aufsatzes mit seinem geehrten, ihm bis jetzt persönlich ganz unbekannten Gegner einen ausführlichen öffentlichen Streit beginnen wollte und fortzusetzen geneig ist, und so sehr er auch den Schein, als könne er der in Nr. 1[illegible] 17. (dieses Jahres) enthaltenen Erwiederung nicht das letzte Wo

lassen, von Herzen scheuet: so glaubt er doch um der Sache willen noch ein kurzes Wort sagen zu müssen, und um so mehr zu dürfen, je inniger er wünscht und hofft, daß es auch von anderer Seite her nicht das letzte werde gelassen werden.

Irgend ein Uebergewicht persönlicher Beziehung zur Sache, die es allein gilt, zu fügen, konnte mir eben so wenig einfallen, als die Liebe zur betheiligten Person in bloßem Lobe zu suchen, da ich in anderweitigen Ansichten verschieden zu denken auch sonst nicht verhehlet habe. Ob aber die jetzt von dem Herrn Erwiederer ausgesprochene Anerkennung des angegriffenen Mannes auch schon in seinem ersten Aufsatze durchblickte, oder ob nicht vielmehr die meisten Leser der Ev. K. Z., welche Herrn v. Meyer nur von weitem kennen, durch die Art, wie er allein namentlich genannt wurde, mehr als billig gegen ihn gestimmt werden konnten, und ob also eine Hinweisung auf seine ganze Stellung unangemessen war — darüber lassen wir gern die Leser selbst urtheilen. Es wird nun der Vorwurf nicht nur wiederholt, sondern erweitert und allgemeiner begründet, indem behauptet wird: der Grundfehler sey eben jene Unbestimmtheit — nicht nur hie und da des Ausdrucks, wie von uns schon zugegeben wurde, sondern der Ansicht selber, mit welcher Meyer vom Magnetismus lehre; nämlich die bedenkliche Vermischung von Menschlichem und Göttlichem oder Natur und Gnade in der Anweisung des Platzes und Werthes für diese merkwürdige Erscheinung. Diese Vermischung habe aber ihre Ursach in allgemeineren falschen Ansichten überhaupt, in schriftwidriger Lehre vom Glauben und von der Materie.

Der hier angeregte Gegenstand ist so wichtig, tief und allerdings schwierig, hängt auch mit so manchem Anderen, worüber die ganze, von Meyer nur mit vielen Anderen gelehrte tiefere Schrifttheologie und die Theologie seiner Gegner wahrscheinlich nicht einig sind, zusammen, daß Schreiber dieses sich viel zu gering dazu fühlt, in eine vollständige Discussion dieses Gegensatzes — wie er in der Erwiederung deutlicher hervortritt — einzugehen. Abgesehen davon, daß die Ev. K. Z. solchen Verhandlungen sich kaum fernerhin als angemessener Platz dafür öffnen würde. Also nur einige kurze Bemerkungen, um wenigstens diesen Stand der Sache zu bezeichnen.

Einestheils kann ich nicht anders meinen, als daß der geehrte Gegner Meyer's Lehre noch ferner mißversteht, und ihn gewissermaßen behaupten läßt, was er keinesweges so, wie es verstanden wird, behauptet: welche Aeußerung derselbe aber nicht übel deuten wolle, da ein gewisses Mißverständniß die stets unzertrennliche Begleitung — Ursach und Folge zugleich — jeder Ansichtsverschiedenheit ist. Wir verstehen nur das völlig, nach der Grundbedeutung dieses tiefsinnigen Wortes unserer Sprache, in dessen Standpunkt wir selber uns zu stellen vermögen, und besonders in tieferen Gebieten der Erkenntniß ist nur die Einstimmung der Einsicht der Schlüssel zum Verständniß des Ausdruckes, wie die Geschichte der wissenschaftlichen Streitigkeiten überall deutlich beweiset, und wie ich eben darum auch meinestheils gern bekenne, die Gegenrede des Gegenüberstehenden nicht ganz zu verstehen. Nicht so, wie das Böse sich allmählig zum Guten entwickeln soll nach einer diesen absoluten ethischen Gegensatz aufhebenden Ansicht, findet Herr v. Meyer im Somnambulismus irgendwie ein Mittleres zwischen Irdischem und Himmlischem; nicht so, um es nochmals zu versichern, leitet er die magnetistische Weissagung vom heiligen Geiste ab, wie es auch in der Erwiederung wiederum genommen wird. Und wenn die von mir citirten Stellen seiner Schriften dies nicht entschieden genug sagen, und die Aeußerungen der Somnambülen nicht nachdrücklich genug unter das Gericht des allein canonischen und gewissen Bibelwortes stellen sollen, so weiß ich in der That nicht, wie es noch entschiedener und nachdrücklicher ausgesprochen werden könnte.

Anderentheils aber ist nun freilich, so viel wir einander auch wirklich verstehen, eine verschiedene Grundansicht — weniger über das Wesen der Materie, was mir keinesweges der Hauptpunkt scheint, als vornehmlich über das Verhältniß der Gnadenwirkungen zum natürlichen Vermögen vorhanden. Der brüderlich geliebte und geehrte, unbekannte Gegner zieht hier mit der gewöhnlichen Theologie eine so scharfe Gränzlinie, daß, wenn er darin Recht hätte, kein Wort weiter für einen Einfluß des heiligen Geistes auf Somnambülen zu verlieren wäre. Er glaubt seine feste Ueberzeugung hierin offenkundig auf die Schrift zu stützen, und beruft sich wiederholt auf die Schrift, ohne daß es ihm gefallen hat, ausdrückliche Schriftstellen für diesen Begriff einer der Gnade ganz entblößten untüchtigen Natur und einer die Natur entweder sogleich erneuenden oder gar nicht berührenden Gnade anzuführen. „Die Natur hat nichts, was in die Gnade überschwebt" — ganz wohl, das ist auch unsere feste Ueberzeugung, aber eben so klar und gewiß ist uns umgekehrt: daß die Gnade Alles, was sie hat und gibt, nur also für uns hat, daß es auf den mannichfaltigsten Stufen in die Natur überschwebt oder besser hineindringt. Das Entgegenkommen der Natur geschieht freilich nicht aus natürlichem Vermögen — dies in völliger Losgerissenheit, die es überhaupt nicht gibt, betrachtet, — sondern durch den Zug der Gnade; aber die Gnade ziehet doch also, daß nicht mit dem ersten Gnadenempfangen die Natur aufgehört hätte, und so entsteht allerdings für den Zustand — nicht für das wirkende Princip! — ein Etwas zwischen Natur und Gnade, was die Schrift durchgängig gar wohl kennet, indem jedes Menschenherz vom Anfange der Erweckung bis zum Ziele der vollendeten Heiligung ein solches Etwas ist. Insofern ist das, was S. 131. unten aus Meyer angeführt wird, unwidersprechlich, und es handelt sich nur darum, ob wir nach Schrift und Werk Gottes — die man stets wie Apostelgesch. 15, 14. 15. zur gegenseitigen Beleuchtung zusammennehmen muß — diese Herablassung der einwirkenden Gnade in die sie noch trübende Natur, welche auf ethisch-practischem Gebiete kein christlicher Theologe, ja kein Christ bezweifelt, auch auf dem Gebiete der Wunder und Weissagungen anzunehmen berechtigt sind, oder ob es hier durchaus nichts Mittleres geben kann zwischen der ganz rein durchwirkenden Kraft Gottes nnd der ganz gott-los bleibenden Natur sammt allen ihren, auch den ungewöhnlichsten und geistigsten Kräften.

Der Gott, welcher 4 Mos. 16, 22. ein Gott der Geister alles Fleisches heißt (vgl. Hiob 12, 10.), läßt sich, wie den Heiden überhaupt, so auch keinem einzelnen Heiden oder natürlichen Menschen unbezeugt, Apostelgesch. 14, 17. Das ist das wahrhaftige Licht, welches jeden Menschen erleuchtet, und nicht eher ganz aufhören kann, in einem Geschöpfe zu seyn, welches durch dasselbige gemacht ist, als bis die satanische, unwiederherstellbare Finsterniß sich ausgeboren hat, Joh. 1, 9. 10. Darum ist auch in dem natürlichen Menschen noch ein natürliches, und doch ein göttliches Licht, wovon der Heiland Matth. 6, 23. redet, freilich nur ein glimmender Tocht, den das neue Gnadenlicht von Oben wieder belebet, daß er nicht gar auslösche (C. 12, 20.), aber doch eben ein Etwas, eine vis residua, an welche die auferweckende Gnade anknüpft. Dasselbe, freilich gebundene und erstorbene, Grundvermögen des inwendigen Menschen (Röm. 7, 22.), welches nun Meyer im Allgemeinen als Glaubens- oder Bekehrungsvermögen bezeichnet, stellt sich in der besonderen Beziehung auf die außerordentliche Erkenntniß als Ahnungs- oder Divinationsvermögen dar. Wie sich ferner die den unbekannten Gott unwissend verehrenden Heiden (Apostelgesch. 17, 23.) mit demselben inneren Auge gröblich versehen, mit welchem sie das rechte Licht wiedererkennen möchten, sobald es ihnen erscheint; so liegt auch aller falschen und wahren Weissagung dasselbe Substrat der menschlichen Fähigkeit, vom Uebersinnlichen bewirkt zu werden, unter. Der Zustand eines Jesaias und einer pythischen Priesterin ist zwar um den ganzen Himmel dadurch verschieden, daß hier der heilige Geist Gottes, dort ein Dämon der Finsterniß inspirirt; aber daß beide inspirirt werden können, gründet sich doch in einem Vermögen, dessen Daseyn in der menschlichen Natur eben durch die dämonischen Weissagungen des Heidenthums bewiesen wird. Hat nun auch zu den Heiden hie und da mancher gute Sokratische Dämon oder Cornelische Engel geredet, von dem sich's am Tage der Offenbarung alles Verborgenen trotz unserer Läugnung ausweisen möchte, daß unser Christus, der alleinige Herr

und König alles dessen, was guter (oder heiliger) Geist ist, ihn gesendet hatte und also seine Gnade mit dabei war: wie können wir es Gott vorschreiben, ob und wie er zu heutigen Heiden in der Christenheit (unmittelbar oder durch solche Zeichen und Wunder, wie er's ihretwegen für gut findet) reden soll? Auch finde ich darin keine ungebührliche Verwirrung oder Vermischung, daß bei Entbindung eines Vermögens, aus der Geisterwelt zu vernehmen, nun auch der heilige Geist etwas zu vernehmen geben könne. Freilich sind Geisterwelt und Reich des heiligen Geistes nicht ein und dasselbe, was ich nie behaupten mochte, aber der heilige Geist ist doch eben auch ein Geist, und das Geistliche gehört doch unter den allgemeinen Begriff des Geistigen, daher im N. T. ohne Unterschied des Ausdrucks auch πνευματικὰ τῆς πονηρίας (Ephes. 6, 12.) vorkommen. Daß ein natürlicher Zustand, in welchem das Ahnungsvermögen zu einem gewissen Hellsehen, sey es sogar ein dämonisches, entbunden ist, eben dadurch auch der Erkenntniß dessen, was Gott vorhält, näher stehe, können uns schon jene Besessenen lehren, welche den Herrn Jesum als Heiligen Gottes und Sohn des Allerhöchsten bekannten, wie jene Magd in Philippi die Apostel als Knechte Gottes.

Dies sey nur im Allgemeinen gegen die allgemeinen Grundsätze des Gegners erinnert. Wenden wir uns nun insonderheit zum Magnetismus unserer Tage, so wird uns freilich entgegengestellt: hier sey nur eine gewisse Auflösung der körperlichen Gebundenheit, wie sie gewöhnlich zu seyn pflegt (S. 129.). Aber ob die neue Gebundenheit durch bloß physische Kräfte eine absolute sey oder nicht, das ist eben die Frage, welche die — hierin allein competenten, und auch nur vom Erfolg auf den Grund zurückschließenden — Aerzte bisher verschieden beantwortet haben. Uns dünkt, der Theologe habe sich hier einzig und einfach nach dem Ausspruche des Apostels 1 Cor. 12, 3. zu richten: „Darum thue ich euch kund, daß Niemand Jesum verfluchet, der durch den Geist Gottes redet; und Niemand kann Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist.“ Fänden wir deutlichen Grund, daß ein Teufel zur Verwirrung aus den Somnambülen rede, nun so wollen wir ihn reden lassen oder schweigen heißen, je nachdem wir's vermögen; zeigt sich aber, daß sie Jesum nach der Schrift bekennen und in der Hauptsache reden, was zur Erbauung dient — sonstige Berührungen mit der Geisterwelt etwa dahingestellt, — nun so wollen wir's meinetwegen gar nicht Weissagung heißen, sondern natürliche Rede, wie es denn auch von der reinen Weissagung immer sehr verschieden bleibt, aber wir sollen doch auch nicht läugnen, daß irgendwie der heilige Geist mit dabei sey und auch hier auszusprechen gebe, was vor Gott recht ist.

Daß Jemand weissagen und Wunder thun kann, ohne wiedergeboren zu seyn, ja daß Viele im Namen Jesu weissagen, die doch Uebelthäter heißen, lehrt uns der Heiland eben so klar, als der Apostel zugibt, daß man mit Menschen- und (wo möglich auch Engel-) Zungen reden mag, ohne die Liebe zu haben. Daß buchstäblich, wenn nach gewissen Umständen und Verhältnissen es vor Gottes Weisheit zweckmäßig ist, der Geist Gottes zu einem Bileam kommt, und der Herr ihm das Wort in den Mund gibt (4 Mos. 23, 5. 24, 2.), ist schriftmäßig, und durch keine von uns gemachte Theorie aus der Schrift zu löschen. Wobei noch dazu die Ausdrücke in C. 24, 3. 4.*) höchst merkwürdig sind, und sich ungezwungen nur durch Annahme eines dem Somnambulismus ähnlichen Zustandes bei Bileam erklären. Hier wäre also ein entschiedenes Schriftbeispiel, und in solchen Dingen ist eins genug, daß der offenbarende Geist Gottes sich zum entbundenen Wahr- oder Weissagungsvermögen eines außerhalb der heiligenden Gnade stehenden Menschen herabläßt. Aber die Schrift gehet bekanntlich noch weiter, und zeigt uns auch eine Mischung des Aechten und Unächten, oder des Göttlichen und Natürlichen in den Weissagern der apostolischen Gemeinde zu Corinth; denn was hätte sonst die Aufforderung zum Richten, Beurtheilen, Prüfen (1 Cor. 14, 29.) für einen Sinn? Es ist unlängst**) von Dr. Olshausen die Meinung geäußert worden, daß jenes schwierig zu begreifende γλώσσαις λαλεῖν in einer Aehnlichkeit des Zustandes mit dem jetzigen Magnetismus begründet gewesen sey; und in der That, wenn der Apostel ermahnet, daß die Geister der Propheten den Propheten unterthan bleiben sollten, so ist wiederum eine zweideutige Beschaffenheit jenes unwillkührlichen und gewaltsamen Weissagens angedeutet, was mit dem früheren κορινθιάζειν dieser Christen ähnlich zusammenhängen könnte, wie jetzt der Magnetismus mit der „großen körperlichen Erschlaffung“ der Kranken.

Wir behaupten keinesweges, daß jenes Weissagen und das jetzige Hellsehen einerlei sey, machen vielmehr einen ausdrücklichen, freilich nicht scharf zu bestimmenden Unterschied; wir wollen nur beweisen, daß dieselbe Vermischung von Menschlichem und Göttlichem oder Natur und Gnade, welche an Meyer's Lehre, besonders in Ansehung des Magnetismus, gerügt wird, in der Schrift selber als factisch vorkommt. Wenn also unser Gegner fest behauptet: „Eine göttliche übersinnliche Gewalt, die aufhörte rein zu seyn, wäre eben nicht mehr göttlich“ (S. 135.), so hat er ganz Recht, wenn von „Reinheit der wirkenden Kraft“ die Rede ist, indem es Meyer'n nicht einfallen kann, die Reinheit oder Unreinheit in seiner (gewiß mißverstandenen) Aeußerung hierauf zu beziehen; in der „Wirkung“ aber kann sich Reines und Unreines auch bei wunderbaren und weissagenden Zuständen so gut mischen, wie wir gezeigt haben, als im gewöhnlichen Zustande des Christen, wo ein Aufsatz z. B., wie der unsrige, etwas von der geoffenbarten Erkenntniß der Wahrheit, die uns aus Gnaden zu Theil geworden, und zugleich noch etwas von den Irrthümern der Natur enthalten kann. Was endlich die „krankhafte Entblößung der Seele vom Leibe“ betrifft, auf welche Krankhaftigkeit der magnetischen Erscheinungen Meyer (in den citirten Stellen) selber wiederholt aufmerksam macht, so möchten wir nur daran erinnern, daß Einwirkungen des heiligen Geistes mit solchem krankhaften Zustande schon darum nicht schlechthin unverträglich seyn können, da auch in von Gott gewirkten Entzückungen etwas Aehnliches statt findet nach 2 Cor. 12, 2.

So viel glaubte Einsender wiederum, nicht zu seiner, sondern der Sache Rechtfertigung über den Magnetismus noch hinzufügen zu sollen; was die allgemeinen Fragen über die Kraft und Bedeutung des Glaubens an ein Höheres überhaupt auch ohne ausgewickelte Vorstellungen von Gott und Christo, und das Verhältniß des, nicht sich selbst emporsteigernden, aber emporgezogenen menschlichen Vermögens darin zu dem nicht bloß in der Christenheit oder den Christen, sondern überall auf mancherlei Weise ziehenden Zuge der Kraft Gottes — desgleichen über die Bedeutung der Materie und des Sinnlichen in seiner jetzigen Grobheit betrifft: so wäre es wohl sonderbar und unbescheiden, wenn sich in so weitumfassenden Lehren Jemand zum öffentlich vertheidigenden Ausleger der Schriften eines lebenden Mannes aufwürfe. Wir stimmen also in den am Schlusse der Erwiederung angedeuteten Wunsch ein, daß es Herrn v. Meyer selbst gefallen möchte, hier oder anderwärts sich über die gegen ihn erhobenen Bedenken zu erklären, und haben an uns'rem geringen Theil überhaupt nur vor den Lesern der Ev. K. Z. bezeugen wollen, daß auch Andere anders denken, als die erste starke Aeußerung gegen den verehrten Mann, die unsere Vertheidigung veranlaßte, zu erkennen gab.

ϱστ.

*) Der Mann, dem die Augen geöffnet sind (das ἅπαξ λεγόμενον שְׁתֻם הָעָיִן) — dem die Augen aufgethan werden, wenn er niederfällt (נֹפֵל וּגְלוּי עֵינָיִם), vgl. 1 Sam. 19, 24. bei Saul.

**) Studien und Critiken 1829. Drittes Heft. S. 545.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Einladung zur Subscription
auf
Dr. Johann Albrecht Bengels
Leben und Wirken,
meist
nach handschriftlichen Materialien
bearbeitet
von
M. Johann Christian Friedrich Burk,
Pfarrer in Thailfingen und Nebringen.

Unter diesem Titel erscheint bis Ostern 1831. bey dem Unterzeichneten eine ausführliche Lebensbeschreibung des noch immer im In- und Auslande, sowohl wegen seiner Frömmigkeit als Gelehrsamkeit hochgeschätzten ehemaligen Würtemberg. Prälaten J. A. Bengel.

Dieselbe zerfällt in 4 Haupt-Abschnitte. Der erste erzählt seine wissenschaftliche und religiöse Jugend-Bildung; — der zweite seine amtliche Wirksamkeit als Kloster-Präceptor, Prediger, Seelsorger, Prälat, Landstand und Consistorial-Rath; — der dritte berichtet über sein schriftstellerisches Wirken, und zwar zuerst über seine schriftstellerischen Grundsätze, sodann über die von ihm besorgten Ausgaben von Classikern und Kirchenvätern, und über seine ausgezeichneten Verdienste um die Kritik des N. Testaments; ferner über seine exegetischen Schriften, sowohl über die, welche die Erklärung des ganzen N. T. zum Zweck haben, als über diejenigen, welche sich mit der Erörterung der biblischen Zeitrechnung und der Erklärung der Offenbarung Johannis beschäftigen. Eine sehr klare und einfache Darstellung seines ganzen apokalyptischen Systems, in welcher namentlich das die neuere Zeit Betreffende mit besonderer Sorgfalt behandelt ist, und dem durch Mittheilung vieler noch ungedruckten Notizen außerordentliches Interesse gegeben wird, setzt selbst den minder gebildeten Leser in den Stand, sich eine richtige Vorstellung von demselben zu bilden. Bey der Darlegung des Inhaltes

— — —

seiner Schriften über die Brüder-Gemeinde wird gelegenheitlich derjenige Theil der Geschichte der Würtemberg. Kirche erörtert, in welchem letztere mit jener in Berührung kam. Eine Sammlung der kräftigsten Lieder und eine Reihe der interessantesten Briefe Bengels bildet den Anhang dieses Abschnitts. Der vierte stellt Bengels Privat-Leben dar nach seinen häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen, erzählt seine Krankheit und seinen Tod, und schließt mit einer Reihe charakteristischer Anekdoten und Aussprüche des großen Mannes. So viel möglich ist Alles mit seinen eigenen (jedoch überall in deutscher Sprache gegebenen) Worten dargestellt, wozu den Verf. — einen Urenkel Bengels — der Besitz einer ungemein reichhaltigen Sammlung von Original-Briefen, Tagbüchern und andern Aufsätzen in den Stand gesetzt hat.

Wenn — (wie wir bey dem großen Interesse, das diese Schrift durch ihren reichhaltigen, vornehmlich auch auf wahrhaft-christliche Erbauung berechneten Inhalt für Leser aller Stände hat, nicht im geringsten zweifeln) — unser Unternehmen bey dem Publikum die gehörige Unterstützung findet, so wird auch noch ein sauber gearbeitetes Bildniß Bengels beigegeben werden, von welchem die Subscribenten die ersten Abdrücke erhalten. — Das Ganze ist bereits ausgearbeitet, und wird nach vorläufiger Berechnung, sauber gedruckt auf hübschem weißem Papier, ungefähr 36—40 Bogen in gr. Octav — gleich dieser Anzeige — geben.

Um die Anschaffung möglichst zu erleichtern, wird bis zum 1. April 1831. vorläufige Bestellung oder Unterzeichnung angenommen. Der für den Umfang des Buchs äußerst billige Subscriptions-Preis (unmittelbar nach Empfang des Buchs zu berichtigen) ist auf 1 Thlr. 12 ggr. festgesetzt. Wer aber vorziehen sollte, den Betrag gleich bey der Unterzeichnung einzusenden, bezahlt nur 1 Thlr. 8 ggr., und erhält indeß eine Bescheinigung. Später tritt ein beträchtlich erhöhter Laden-Preis ein. — Sammler erhalten das 11te Exemplar unentgeldlich. Briefe und Geld werden sich portofrey erbeten.

Stuttgart, im Jan. 1831.

J. F. Steinkopf.

Unserem Versprechen in der Ankündigung der neuen Ausgabe von Arndts ahrem Christenthume und Paradiesgärtlein gemäß, legen wir hier über e eingegangenen Beiträge öffentlich Rechenschaft ab. Wir bemerken zu-eich, daß wir, der Billigkeit gemäß und in der Hoffnung auf diese Weise n Zweck des Unternehmens um so vollständiger zu erreichen, auch den-nigen die ihrem Beitrage entsprechende Anzahl vou Exemplaren (das xempl. auf Druckpap. zu 12 gGr., auf Schreibpap. zu 1 Rthlr. gerech-t) zur eignen unentgeltlichen Vertheilung zugesandt haben, oder noch zu-nden werden, welche ohne weitere Bedingung sich als Wohlthäter unter-ichnet haben. Hiedurch werden dann die in der Ankündigung angeführten rschiedenen Arten der Beiträge auf eine zurückgeführt. Zu unserer eignen erfügung verbleiben indeß mehrere hundert Exemplare, deren Kosten durch e Beiträge solcher gedeckt werden, welche der Natur der Sache nach sich it der eignen Vertheilung nicht befassen können. Bei der Vertheilung rselben werden wir vorzugsweise öffentliche Anstalten, namentlich Zucht-, rbeits-, Kranken- und Armen-Häuser berücksichtigen. Die vorliegende erechnung zeigt, daß die eingegangenen Beiträge nur bei weitem den ge-ngeren Theil der Kosten für die ganze Auflage decken. Wir haben jedoch e Veranstaltung getroffen, daß der ganze Rest der Auflage für uns noch ne Zeitlang disponibel bleibt, und können daher die Wünsche der sich nerhalb der nächsten Monate meldenden noch insoweit befriedigen, daß e ebenso wie die früheren Unterzeichner 10 Exemplare zur unentgeltlichen Vertheilung à 5 Rthlr. erhalten.

Bis jetzt sind eingegangen:

I. Bei dem Professor Dr. **Hengstenberg**:

1) Von Sr. Majestät, dem Könige 100 Rthlr. 2) Vom H. Fürst 5. v. S. zu W. 30 Rthlr. Desgl. 50 Rthlr. Beitrag eines Ungenann-n 5 Rthlr. 16 Sgr. 3) Von der Traktatgesellschaft zu Glasgow 6 Lv. St. 4) H. T. in Br. 5 Rthlr. 5) aus W. 5 Rthlr. 6) B. in W Rthlr. 7) Fr. v. R. 5 Rthlr. 8) Kl. 2 Rthlr. 9) H. in R. 3 Rthlr.

10) W. 3 Rthlr. 11) G. in W. 5 Rthlr. 12) F. in G. 2 Rthlr
13) R. 1 Rthlr. 14) Kl. 1 Rthlr. 15) H. 15 Sgr. 16) S. 1 Rthlr
17) v. B. in P. 2 Rthlr. 18) v. B. 1 Rthlr. 19) v. d. D. 1 Rthlr
20) v. R. 1 Rthlr. 21) Ey. 10 Sgr. 22) H. 1 Rthlr. 23) R. 1
Sgr. 24) G. 1 Rthlr. 25) v. F. 20 Sgr. 26) Gr. v. E. 3 Rthl
27) W. H. 3 Rthlr. 28) G. in S. 2 Rthlr. 29) Z. in L. 1 Rthlr
30) F. in S. 1 Rthlr. 31) M. in L. 1 Rthlr. 32) Ungenannt 5 Sgr
33) v. B. in D. 1 Rthlr. 34) F. in L. 1 Rthlr. 35) C. v. S. in L
1 Rthlr. 36) D. in L. 10 Rthlr. 37) W. v. S. 1 Rthlr. 38) a. S
20 Sgr. 39) v. L. 2 Rthlr. 40) Ungenannt 2 Rthlr. 15 Sgr. 41
Fr. Gr. v. H. 10 Rthlr. i. Gld., 1 Rthlr. Cour. 42) Ungenannt 3 Rthlr
43) G. in W. 5 Rthlr.

II. Bei Herrn Wohlgemuth:

1) Von Sr. Königl. Hoheit, dem Kronprinzen 20 Rthlr. i. Gl
2) G. 1 Rthlr. 3) B. 3 Rthlr. 4) v. L. 10 Rthlr. i. Gld., 22½ Sg
5) H. 4 Rthlr. 6) M. 1 Rthlr. 7) D. 2 Rthlr. 8) S. 1 Rthl
9) H. 1 Rthlr. 15 Sgr. 10) S. 15 Sgr. 11) R. 1 Rthlr. 12) S
15 Sgr. 13) S. 15 Sgr. 14) B. 8 Sgr. 15) W. 1 Rthlr. 16)
1 Rthlr. 17) Gr. v. R. 1 Rthlr. 18) B. 15 Sgr. 19) W. 1 Rth
20) Gr. v. d. Gr. 2 Rthlr. 21) v. R. 4 Rthlr. 22) Gr. v. D.
Rthlr. 23) v. R. 2 Rthlr. 24) L. 1 Rthlr. 25) B. 2 Rthlr. 2
M. 15 Sgr. 27) St. 1 Rthlr. 28) W. 10 Sgr. 29) v. K. 10 S
30) H. 1 Rthlr. 31) E. 1 Rthlr. 32) H. 1 Rthlr. 33) Kr. 2 Rth
34) v. M. 2 Rthlr. 20 Sgr. 35) W. 5 Rthlr. 36) S. 1 Rth
37) W. 15 Sgr. 38) B. 15 Sgr. 39) G. 5 Sgr. 40) D. 5 S
41) — 10 Sgr. 42) Fl. 1 Rthlr. 43) R. 20 Sgr. 44) H. 10 S
45) Sch. in St. 4 Rthlr. 20 Sgr. 46) L. 1 Rthlr. 47) A. 1 Rth
48) S. 1 Rthlr. 15 Sgr. 49) Z. 5 Sgr. 50) W. 1 Rthlr. 51)
2 Rthlr. 52) W. 10 Sgr. 53) H. 10 Sgr. 54) D. 10 Sgr. 5
P. 1 Rthlr. 56) L. 5 Rthlr. 15 Sgr. 57) v. K. 1 Rthlr. 58)
1 Rthlr. 59) W. 1 Rthlr. 60) S. 15 Sgr. 61) Ch. Ver. 2 Rt
22½ Sgr. 62) Sch. 3 Rthlr. 63) H. 20 Sgr. 64) B. 1 Rthlr. 6
Sch. 1 Rthlr. 66) B. 1 Rthlr. 67) K. 1 Rthlr. 68) S. 2 Rt
69) P. in H. 12 Rthlr. 70) K. 1 Rthlr. 71) B. 5 Rthlr. 72)
in L. 1 Rthlr. 73) W. 2 Rthlr. 74) L. 2 Rthlr. 75) D. 1 Rt
76) Ungenannt 7½ Sgr. 77) U. 1 Rthlr. 78) B. 2 Rthlr. 79) S
1 Rthlr. 80) Aus dem Würtembergischen 31 Rthlr. 5 Sgr.

III. Bei dem Direktor Heller:

1) D. Pr. H. 5 Rthlr. i. Gld. 2) Fr. H. 5 Rthlr. i. Gld. 3) H. v. Sch. 5 Rthlr. 4) Fr. v. S. 2 Rthlr. 5) E. R. 1 Rthlr. 6) R. v. Q. 2 Rthlr. 7) F. v. Q. 2 Rthlr. 8) H. 1 Rthlr. 9) S. 5 Rthlr. 20 Sgr. 10) 3 Ungenannte 10½ Sgr. 11) J. v. Q. 10 Rthlr. 12) Fr. v. Q. 10 Rthlr. 13) E. in Z. 3 Rthlr. 14) B. in K. 4 Rthlr. 15) Gr. v. D. in S. 5 Rthlr. 16) Ungen. 2 goldne Ohrringe. 17) M. in E. 25 Rthlr. 18) Th. in W. 2 Rthlr. 19) v. B. 4 Rthlr. 20) Gr. E. in D. 14 Rthlr. 21) Gr. v. St. 10 Rthlr. i. Gld. 22) K. 10 Sgr. 23) H. 1 Rthlr. 24) K. 2 Rthlr. 25) Ungen. 1 Rthlr. 26) Ungen. in H. 2½ Rthlr. i. Gld. 27) R. 3 Rthlr. 28) Ungen. aus N. 5 Rthlr. 29) St. in B. 5 Rthlr. 30) v. R. in P. 2 Rthlr. 31) G. in B 9 Rthlr. 32) L. in D. 6 Rthlr. 3 Sgr. 33) v. L. 12 Rthlr. 34) F. 5 Rthlr. 35) v. O. und E. 4 Rthlr. 36) Gr. 1 Rthlr. 37) F. 10 Rthlr. 38) Th. 3 Rthlr. 39) Gr. v. S. in B. 2 Rthlr. 40) W. 2 Rthlr. 41) G. 2 Rthlr. 42) B. H. 30 Rthlr. 43) v. K. 4 Rthlr. 44) B. Th. 2 Rthlr. 45) Th. in H. 8 Rthlr. und 2 Rthlr. 46) R. 2 Rthlr. 47) T. in E. 3 Rthlr. 48) B. 2 Rthlr. 49) Z. in Fr. 4 Rthlr. 50) v. G. 5 Rthlr. 51) v. W. in B. 1 Rthlr. 52) Z. in P. 1 Rthlr.

IV. Bei S. Elsner:

1) H. G. v. Th. 5 Rthlr. 2) S. 1 Rthlr. 3) B. 1 Rthlr. 4) K. 3 Rthlr. 5) E. in D. 1 Rthlr. 6) Q. in Z. 2 Rthlr. 7) H. in A. 3 Rthlr. 8) Th. 12 Rthlr. 9) R. in W. 1 Rthlr. 10) H. in W. 2 Rthlr. 11) W. in W. 2 Rthlr. 12) W. in D. 1 Rthlr. 13) Sch. in M. 4 Rthlr. 14) M. in F. 9 Rthlr. 15) S. 1 Rthlr. 16) H. 2 Rthlr. 17) Sch. 1 Rthlr. 18) T. in N. 2 Rthlr. 19) H. in Gr. 1 Rthlr. 20) W. in W. 1 Rthlr. 21) R. in B. 10 Rthlr. 22) L. in Sch. 8 Rthlr. 23) H. 1 Rthlr. 24) N. 2 Rthlr. 15 Sgr. 25) Sch. in A. 2 Rthlr. 26) St. in M. 2 Rthlr. 27) B. 10 Sgr. 28) W. in S. 7 Rthlr. 29) H. in M. 5 Rthlr. 30) W. in P. 22 Rthlr. 10 Sgr. 31) Gl. in L. 2 Rthlr. 7½ Sgr. 32) Kr. 1 Rthlr. 33) M. in B. 4 Rthlr. 34) M. 7 Rthlr. 35) M. in N. 1 Rthlr. 36) Gr. H. in St. 4 Rthlr. 37) L. in N. 2 Rthlr. 5 Sgr. 38) B. in D. 10 Rthlr. 39) O. in N. 3 Rthlr. 40) Pr. v. K. 3 Rthlr. 16 Sgr. 41) Kl. in G. 22 Rthlr. 2½ Sgr. 42) Kr. in L. 34 Rthlr. 43) M. in Sp. 2 Rthlr. 44) Sch. in A. 3 Rthlr. 45) Sch. in N. 10 Sgr.

46) St. in M. 1 Rthlr. 47) L. in H. 5 Rthlr. 20 Sgr. 48) K. i
D. 2 Rthlr. 49) A. in D. 2 Rthlr. 50) S. in C. 1 Rthlr. 51) F
1 Rthlr. 52) K. in G. 2 Rthlr. 53) F. in Gr. 7½ Sgr. 54) K. i
S. 1 Rthlr. 55) v. L. in K. 4 Rthlr. 56) v. B. 3 Rthlr. 7 Sg
57) H. in B. 6 Rthlr. 58) L. in B. 1 Rthlr. 59) S. in R. 2 Rthl
60) N. in D. 5 Rthlr. 61) M. in B. 3 Rthlr. 62) H. in F. 3 Rthl
7½ Sgr. 63) K. in T. 3 Rthlr. 64) Gl. in L. 2 Rthlr. 65) H. i
S. 1 Rthlr. 66) K. 1 Rthlr. 67) H. 1 Rthlr. 68) D. in Sc
5 Rthlr. 10 Sgr. 69) Z. in Sch. 1 Rthlr. 70) F. in L. 1 Rthl
71) R. in L. 1 Rthlr. 72) F. L. in Cr. 32 Rthlr. 73) B. in L
8 Rthlr.

Anzeige.

Seit dem Jahre 1829 besteht in Calw der unterz. Ver-
, der sich's zur Aufgabe gemacht hat, die kleinen Kinder-
riftchen der Londner Traktatgesellschaft nach Teutschland zu
pflanzen, und zu möglichst wohlfeilen Preisen zu verbrei-
. Durch den Beistand der Religious Tract Society in
ndon und andere günstige Umstände ist es uns gelungen,
geachtet mancher Schwierigkeiten das Unternehmen bis-
fortzuführen, und wir haben Ursache zu glauben, daß
tt dasselbe nicht ganz ungesegnet seyn ließ. Es sind von
sen Büchlein, deren eines dieser Anzeige als Probe bei-
t, bis jetzt zehen Numern erschienen, je von 16 Seiten,
in der Regel mit sechszehen Holzschnitten versehen.

Nro. I. Erzählungen einer Mutter für gute Kinder
Nro. II. Kurze Geschichten für gute Kinder.
Nro. III. Der Frau Lehrwohl niedliches Büchlein für Kinder.
Nrh. IV. Ländliche Bilder.
Nro. V. Reisewunder.
Nrc. VI. Du sollst den Feiertag heiligen.
Nro. VII. Erzählungen von Vögeln.
Nro. VIII. Erzählungen von vierfüßigen Thieren.
Nro. IX. Der Riesentödter.
Nro. X. Die Rose.

Der Inhalt ist für Kinder von 6 bis 10 Jahren berech-
, doch können diese Büchlein auch für kleinere Kinder, und
nentlich für Kleinkinderschulen, bei der oft bedauerten Sel-
heit sonstiger zweckmäßiger Bilder recht gut benützt werden.
ese Rücksicht hat uns bewogen, unser Unternehmen auf die-
Wege zur allgemeineren Kunde christlicher Kinderfreunde zu
ngen, und sie zur Theilnahme an demselben einzuladen, und

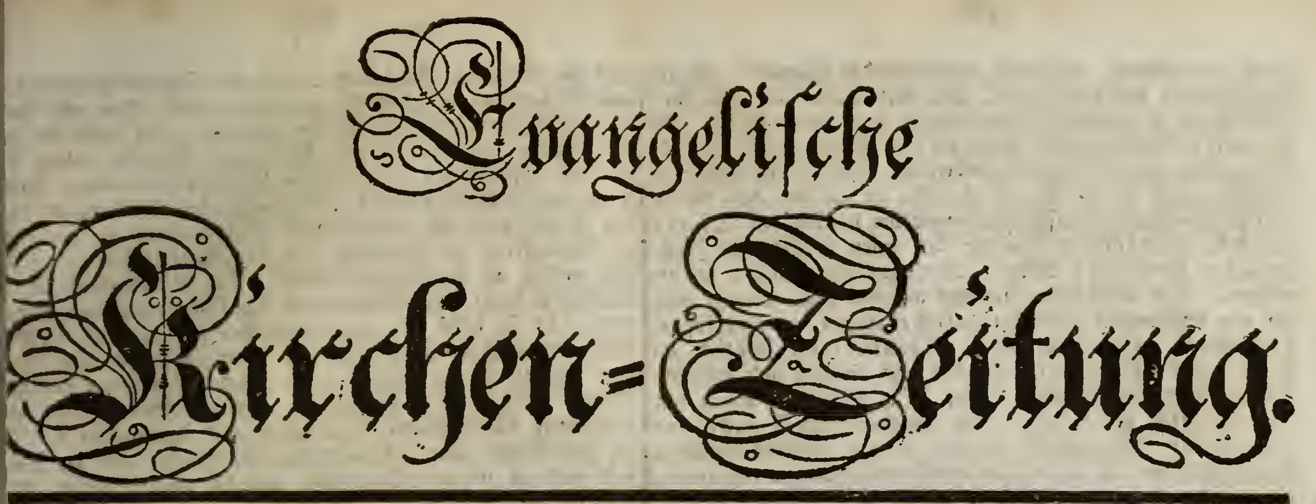
der Absatz, den diese Büchlein bisher auf beschränkteren We-
gen gefunden haben. — die fünf ersten Numern, Auflage vo
10,000 Ex., sind vergriffen, und werden wieder gedruckt —
läßt uns hoffen, daß wir diesem Geschäft in Zukunft ein
größere Ausdehnung werden geben können, besonders da d
Preis so ungemein wohlfeil gestellt ist.

Wir erlassen das Hundert von jeder Numer, deren i
Zukunft ungefähr alle 6 Wochen eine neue erscheinen wird
zu 1 fl. 15 kr. Rheinisch, oder 18 ggr. Sächsisch. Bestellun-
gen werden anzunehmen die Güte haben in Nürnberg d
J. Ph. Raw'sche Buchhandl. und Hr. Pfarrer Brandt in Rotl
in Berlin Hr. J. H. Wohlgemuth, Scharnstraße Nro. 11.
in Hamburg Hr. J. G. Oncken, Erste Neumannsstraße Nro.96
in Elberfeld Hr. C. W. Müller auf dem Heubruch; in Bas
Hr. C. F. Spittler im Fälkle; in Calw bei J. L. Federha
d. Aelt. Es können auch Ex. von einzelnen Numern verlan
werden, und die Abnehmer machen sich dadurch nicht für d
übrigen Numern verbindlich, wenn sie es nicht ausdrückli
bemerken. Unser Wunsch und unsere Hoffnung ist, daß au
auf diesem Wege die Ehre unsers Herrn und Heilandes Je
Christi einen Zuwachs erhalten möge.

Im Januar 1831.

Im Namen des Calwer Tractat-Vereins:

Pfarrer M. Barth in Mittlinge



Berlin 1831. Mittwoch den 4. Mai. № 36.

Neue erfreuliche Erscheinungen im Gebiete der Evangelisch-kirchlichen Litteratur.

Geliebte Brüder, die ihr mit uns trauert über die zerrissenen Mauern Jerusalem's, über den Jammer der Kirche Gottes, ihr erinnert euch noch gar wohl, wie vor Jahresfrist eine fragende Stimme aus euerer Mitte sich erhob und rief: „Hüter, ist die Nacht schier hin!" und der Hüter schwieg und verbarg sich, gleich als ob er, der doch allezeit „hütet und wacht," eingeschlummert wäre auf seiner Warte. Aber mit lautem Geschrei antworteten dem Rufer in der Nacht die Raben von den Erlen am Sumpfe; dichtere Nebel zogen herauf, Irrlichter flackerten hin und her durch die feuchte Nachtluft und spotteten des Thoren, der ihren Schein nicht Licht nennen wollte, sondern verlangend nach dem Morgenstern und nach dem Thau der Morgenröthe seufzte.

Ihr, die ihr damals euere Harfen an die Weiden hinget, deren Seele auf den Herrn wartet von einer Morgenwache bis zur anderen, seyd getrost und danket dem großen Hüter, der über der Finsterniß dieser Welt in dem Lichte seiner ewigen Klarheit waltet! seit jenem ersten Hahnenschrei ist wieder eine große entscheidende Stunde der Nacht vergangen und je mehr und mehr erwacht die Morgenröthe am Saume des Himmels. Die Lerche erhebt sich aus dem frischgeackerten Lande und wecket mit leisem Jubelliede die schlummernde Flur, indem sie in ihrer Höhe vom ersten Lichtstrahl erleuchtet wird, und immer vielstimmiger wird der Gesang der Vögel im Walde, die nach der Finsterniß den Morgen, nach dem trüben Winter die Wiedergeburt der Schöpfung und die Leben hauchende Mailuft verkündigen!

Der große Nothstand unserer Kirche hat seinen Grund unter andern auch in dem Mangel solcher Lehr- und Bildungsmittel, die für die Menge des Volks und derjenigen, die eine allgemeine zeitgemäße Bildung auf kurzem, leichtem Wege sich anzueignen suchen, Kanäle der Wahrheit abgeben und die anderweitigen geistigen Nahrungsmittel, die aus allen Zeiten und Himmelsgegenden unserem Geschlechte aufgetischt werden, gehörig zu würdigen und zu verarbeiten lehren könnten. Denn in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts hatte sich der Glaube meistens in die nicht schreibende und wenig lesende Classe des Volks zurückgezogen; die Classe aber von Gelehrten und Gebildeten, die zwischen den tiefer wissenschaftlich gebildeten Führern des Zeitalters und der großen Lesermenge steht, und die zu gemeinnützigen Schriften, Compendien, Romanen und Erzählungen besonders aufgelegt ist, war bei viel geistiger Reizbarkeit und Neugierde, mit sehr geringer Selbstständigkeit verbunden, am meisten verführbar und geneigt, das Neueste der Zeit, weil es neu war, selbst aufzunehmen und unter der Menge zu verbreiten. So ist nach und nach von dem Garn der täuschenden Lehren ein Netz gestrickt worden, in dem Masche an Masche sich reihet, um es quer über den Strom zu ziehen und Alles, was in irgend einem Maaße gebildet seyn will, vom Bauerknaben bis zum Staatsmann, zu verstricken. Von der Fibel und dem Lesebuche fängt es an, in den höchsten Regionen der Sprach- und Geschichtsforschung, der Poesie und Philosophie endet es. Da aber die Meinungen, ihrer Natur nach, veränderlich sind und sich bald abnutzen, da das Neue immer wieder Neuerem Platz machen muß, so ist in dieser Zeitlitteratur eine grenzenlose Sprachenverwirrung eingerissen, in welcher der Geist der Wahrheit so sehr alle Herrschaft verloren hat, daß als die höchste Weisheit und Liebe der Grundsatz angepriesen wird, Jeden bei seiner Meinung zu lassen.

Diese Vereinzelung und Zerbröckelung der christlichen Gemeinschaft, die hienach bei Tausenden nur noch ein sehr lockeres, äußeres und eben deshalb lästiges Band ist, kann freilich nur durch die Hand des Herrn gehoben werden, durch die Sendung eines in Christo erleuchteten großen Geistes, der mit reichen Gaben von Gott ausgerüstet und den innersten Grund aller Wissenschaften erspähend das göttliche Kraftwort auszusprechen weiß, das die Fackel in alle Kreise des Lebens trägt, den Unrath verzehret und das Mannichfaltige durch die lebendigen Strahlen der Einheit, die im Centrum wohnet, neu belebt und vereinigt. Das ist das Licht, nach dem wir fragen; das ist der Thau der Morgenröthe, wonach wir verlangen: ein neuer Ausfluß aus der ewigen Quelle, welche ist Christus, die Wahrheit und das Leben; ein solcher Ausfluß des Geistes, der nicht bloß einzelne Seelen da und dort zu erquicken und mit dem Herrn zu vereinigen vermag, sondern in allen Regionen der menschlichen Thätigkeit Brunnen öffnet in denen das Wasser des Lebens hervorquillt.

Dieser Geist fehlt uns noch; vielleicht, daß er irgendwo in

einem bescheidenen, unerkannt aufwachsenden Jünglinge sich ein Gefäß bildet: das weiß Gott! Wir aber dürfen uns jetzt schon dankbar an so mancher vorbereitenden Erscheinung freuen, mit der auch in diesem letzten Jahre die auf Gottes Hülfe harrende Evangelische Kirche beschenkt worden ist. Einiges von dieser Art ist schon sonst in der Ev. K. Z. oder in anderen dem Reiche Gottes gewidmeten Zeitschriften empfohlen worden, als Stier's Keryktik, Sartorius Apologie des ersten Artikels der Augsburgischen Confession; Anderes überlassen wir Anderen zu erwähnen. Wir beschränken uns jetzt auf eine kurze Anzeige einiger neu erschienenen Schriften catechetischen, exegetischen, critischen, psychologischen, speculativen Inhalts, an denen wir in diesen letzten Wochen uns erquickt und mannichfaltige Belehrung gefunden haben. Die Verfasser, denen wir diese Schriften verdanken, in den verschiedensten Gegenden des gemeinsamen Vaterlandes zerstreut, in den verschiedenartigsten Wirkungskreisen und wissenschaftlichen Beschäftigungen einheimisch, theils rühmlich beginnende, theils anerkannte Tüchtigkeit neu bewährende Schriftsteller, sind folgende: Harnisch, Zahn, Lisko, Olshausen, Kleinert, Schubert und der nun auch seinem Namen nach nicht mehr unbekannte Verfasser der Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntniß, Karl Friedrich Göschel.

I. Catechetische Schriften.

1. Vollständiger Unterricht im Evangelischen Christenthume (Geschichte und Lehre mit Erbauung). Ein Lehrbuch für höhere Volksschulen, Bürgerschulen, Berufsschulen, Schullehrer-Seminarien und Gymnasien, so wie ein Erbauungsbuch für gebildete Christen; verfaßt von dem Königl. Preuß. Seminar-Director Dr. Wilhelm Harnisch. Halle, Anton und Gelbke. 1831. 8. Th. 1. unter dem besonderen Titel: Die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden. S. XIV und 315. Th. 2. unter dem besonderen Titel: Die Evangelische Christenlehre. S. VI und 241.

2. Das Reich Gottes auf Erden. Handbuch zur biblischen und Kirchengeschichte für Lehrer und reifere Schüler und zum Selbstunterricht, von Franz Ludwig Zahn, Seminar-Director. Erster Theil. Das Alte Testament. Dresden, in der Walter'schen Hofbuchhandlung. 1830. 8. S. XVIII und 445.

3. Die Offenbarungen Gottes in Geschichte und Lehre nach dem Alten und Neuen Testament oder vom Reiche Gottes, von Friedrich Gustav Lisko, Prediger an der St. Gertraudkirche zu Berlin. Hamburg bei Friedrich Perthes. 1830. gr. 8. S. XII und 379.

Es ist merkwürdig und nicht zufällig, daß diese drei Schriften, die eine im Allgemeinen ähnliche Aufgabe von sehr verschiedenen Seiten gefaßt haben, darin übereinstimmen, daß sie die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, namentlich die biblische Geschichte, als Grundlage der Lehre behandeln und mit ihr die Lehre auf verschiedene Weise verflechten, daß sie besonders auch die Wichtigkeit der heiligen Schriften des Alten Bundes erkennen und einsehen, daß, wer Moses und die Propheten verwirft, auch den nicht wahrhaft verstehen wird, von dem sie zeugen und der von den Todten auferstanden ist.

In Nr. 1. erkennt man den vielgeübten und erfahrenen Verfasser von Lehrbüchern und Erziehungsschriften, der das Mannichfaltige leicht in eine einfache Uebersicht zu bringen, den sich gegenseitig ergänzenden Lehrstoff von Geschichte, Spruch und Liedervers zu vereinigen, Alles dem Lehrer und Schüler zu Aufgaben und Wiederholungen handrecht zu machen weiß. Der erste Theil enthält die Geschichte, die von der Schöpfung der Welt bis auf die neuesten Zeiten herabgeht; der zweite Theil die Lehre, die von der Betrachtung der niederen leiblichen Schöpfung stufenweise bis zu Gott aufsteigt und dann in der Pflichtenlehre den, den sie als Kind und Familienglied empfing, durch die erweiterten Lebenskreise der Gemeinde und des Staates hindurch führt und endlich als Weltbürger entläßt. Der Grundgedanke dieses Werkes ist nicht, die Religion und die Offenbarung von Allem, was nicht sie selbst ist, zu unterscheiden und in ihrem reinsten Lichte darzustellen, sondern sie mit Allem, was sich dem Menschen nähert, zu vereinigen, sie in Alles zu verflößen und das Dunkle durch ihren Schimmer zu erhellen. Gottes Wort und gutgeartete Menschenlehre, Canonisches und Apocryphisches, Natur und Gnade, alter und neuer Mensch, Christus und die Welt, sind nicht in strenger Sonderung einander entgegengesetzt, aber eine redliche Liebe zu dem Worte Gottes und zu den Evangelischen Grundlehren durchdringt und durchsäuert das Ganze. Dadurch erhält dies Buch besonders den Charakter eines christlichen Lesebuchs für Bürgerschulen und Bürgerfamilien, und wird als solches gewiß eben so anziehend als gesegnet seyn. Uebrigens ist es allen Lehrern, die mit dem Elementar-Unterricht in Religion und Weltgeschichte zu thun haben, überhaupt Allen, denen es auf dem Titel gewidmet ist, zu empfehlen, mit Ausnahme vielleicht der Gymnasien, wenn man dabei die höheren, die eigentlichen Gymnasialclassen, im Auge hat, die einer größeren Schärfe und Bestimmtheit wohl bedürfen möchten. Wir wollen damit nicht sagen, daß in religiösen Schriften für das Volk diese Schärfe und Bestimmtheit in Lehre und Geschichte*) weniger vorhanden seyn müsse, als in den Schriften, die einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung den Weg bahnen sollen; im Gegentheil, wir glauben, daß sie in der höchsten Meisterschaft bei dem vorhanden seyn muß, der über Evangelische Lehre für das Volk und die Volksschule etwas für diesen Zweck Vollkommenes leisten will, aber sie darf und muß da unter schlichtester Einfachheit und freiester Bewegung verborgen seyn, etwa auf die Art, wie in Christian Scriver's zufälligen Andachten oder auch in Luther's Catechismus. Denn anziehend, faßlich und unmittelbar brauchbar zu seyn, das ist der Charakter der Volksschrift im engeren Sinne; diesen aber eben hat die dankenswerthe Gabe des Herrn Director Harnisch.

Nr. 2. ist die Frucht eines ehrenwerthen Fleißes, eines treuen Bestrebens, den Lehren des Volks und der Jugend durch eine genauere Bekanntschaft mit den heiligen Schriften des A. T. und den Hülfsmitteln, die ihr Verständniß erleichtern, die oberflächlichen Ansichten zu verleiden, welche der frivole Unglaube da und dort ausgestreut hat. Viele brauchbare Auszüge aus erläuternden Schriften, die Vielen unzugänglich sind, viel nützliche

*) Ein Beispiel zur Erläuterung: Petrus Damiani, ein Freund und Verehrer des Papstes Gregor VII., nennt diesen einmal in einem Briefe seinen heiligen Satan. Was könnte man ohne Berücksichtigung des Zusammenhangs nicht daraus schließen, und wie diesen Ausdruck gebrauchen, um ein Charakterbild jenes Mannes mit wenig Worten zu entwerfen! Aber Damiani will dadurch nur mit Anspielung auf Jesu Worte zu Petrus, als dieser ihn gutmüthig in Versuchung führte, seinem Berufe untreu zu werden, dem Nachfolger des Apostel Petrus, den er im Papste sah, sagen, daß er dessen Antrag, wieder in das Geschäftsleben überzugehen, als eine Versuchung ansehe.

Winke, chronologische Uebersichten, ergänzende Notizen aus Profan-Scribenten, eine bündige zusammengedrängte Erzählung der Hauptbegebenheiten des A. T. zeichnen dieses Buch aus, das für jeden Schullehrer und für viele Prediger sich als sehr brauchbares Handbuch bewähren wird. Bei einer zweiten Ausgabe wird der mit unermüdeter Treue thätige Verf., durch das stete Fortschreiten der sich regenerirenden wahrhaft christlichen Bibelkunde unterstützt, manche unvollkommenere Hülfsquelle,*) die er jetzt noch benutzt hat, durch reinere und vollkommenere zu ersetzen nicht unterlassen. Zunächst aber sehen wir mit Erwartung dem zweiten Theile entgegen, der den Inhalt der Schriften des N. T. umfaßt, an den dann der dritte Theil sich anschließen soll, in welchem der Verf. die Kirchengeschichte von dem apostolischen Zeitalter an bis auf unsere Zeit fortzuführen verspricht.

Nr. 3. ist ein Werk, das ganz aus der Berufsthätigkeit eines christlichen Predigers hervorgegangen, einem bestimmten Bedürfnisse entspricht, und in allen seinen Theilen ziemlich ist, was es seyn soll und seyn will. „Die Führungen Gottes mit unserem Geschlechte in ihrem Zusammenhange darzustellen, wie A. und N. T., in Verheißung und Erfüllung, sich gegenseitig ergänzen, wie die Gnadenanstalt des Christenthums im Judenthum vorbereitet worden ist, wie Gottes Absichten mit den Sündern zu Seiner Verherrlichung und ihrer Beseligung sich immer klarer und vollständiger entwickelt haben: dies zu zeigen ist der Zweck dieser Arbeit. Zugleich soll sie die Gotteswürdigkeit der uns gegebenen göttlichen Offenbarung, und wie dieselbe den Bedürfnissen der Sünder vollkommen entspricht, darthun, und ist daher zum Theil apologetisch. Bestimmt ist sie für solche, denen ihr christlicher Glaube Herzenssache, die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens und der vornehmste Gegenstand ihres Nachdenkens ist, und die sich daher gern Grund angeben der Hoffnung, die sie als Christen auf Gottes Wort gründen." Es ist also in diesem Buche die Vereinigung von drei Beziehungen, der dogmatischen, der apologetischen, der catechetischen beabsichtigt, und, wie uns scheint, gelungen. Alles reiht sich an den geschichtlichen Faden an, von der Schöpfung der Welt bis auf die Verklärung unseres Herrn; aber alles Geschichtliche ist überall als Träger göttlicher Offenbarung zum Heile der Menschen gefaßt, und mit durchgehender Herrschaft dieser Beziehung kräftig verarbeitet. Besonders leuchtet dies an der Behandlung der Gesetzgebung auf Sinai hervor, deren Bedeutung für das Reich Gottes in keinem ihrer Theile übersehen ist. Die Eintheilung des Ganzen zerfällt in vier Abschnitte: Die Zeit der Verheißung, die Zeit unter dem Gesetz, die Zeit unter der Gnade und endlich die zukünftige Zeit, wo das Reich der Herrlichkeit erschienen seyn wird. Biblische Begründung, klare Erkenntniß, christliche Besonnenheit und Nüchternheit bei inniger Zuversicht, angemessene edle Sprache, richtiges Maaß in allen Stücken zeichnen dieses Buch so vortheilhaft aus, daß es jedem gebildeten Christen zusagen muß, und Lehrern und Predigern als Muster und Vorbild für die Behandlung der heiligen Gegenstände wahrhaft erbaulich seyn wird. Besonders empfehlen wir dasselbe gebildeten Männern und Frauen, die einen in das innere Wesen der Heilslehre eingehenden Ueberblick der Offenbarungen Gottes noch bei sich vermissen. Es wird bei Vielen, das hoffen wir zuversichtlich, gesegnet seyn, „irrige Vorstellungen zu berichtigen, das Auge für die Gnade Gottes in Christo zu öffnen, das Herz mit Bewunderung der göttlichen Weisheit und Barmherzigkeit zu erfüllen, im Glauben und in der Liebe zum Erlöser zu stärken, und auf den Brunnen des lebendigen Wassers, der in der heiligen Schrift quillt, hinzuleiten, um aus ihrem Schatze Trost, Heil und Gnade zu schöpfen."

*) Die Benutzung Herder's in Erklärung der Schöpfungsgeschichte hat dem Verf. für Auffassung und Darstellung mehr geschadet als genützt. Die zwiefache Zerstörung Ninive's und eine doppelte Assyrische Monarchie ist nach neueren Untersuchungen wohl mehr als zweifelhaft (vgl. S. 323.).

II. Exegese.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. **Hermann Olshausen**, Professor der Theologie an der Universität zu Königsberg. Erster Band, die drei ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte enthaltend. Königsberg 1830, bei **Unzer**. gr. 8. S. XIV und 927.

Wenn ein Prediger über den biblischen Text meditirt und nebst dem Griechischen Original zu seiner Anregung und Belehrung einen biblischen Commentar zu Hülfe nimmt, und da nicht **Luther** oder **Calvin**, oder **Bengel**, sondern **Rosenmüller** oder **Kuinöl** zur Hand hat (Anderer nicht zu gedenken), so wird er sich oftmals weit mehr gelähmt als gefördert finden, indem grade in den gelehrten Auslegungen der neueren Zeit das, was in alle Schrift einführt, das Bewußtseyn der Beziehung alles Einzelnen auf den einen geistigen Mittelpunkt, von dem es ausgegangen ist, zu fehlen pflegt, und somit das geistlich belebende Wesen der Schrift als ertödtet erscheint. Nun haben wir zwar einzelne gelehrte Schriftauslegungen neuester Zeit von **Lücke**, **Tholuck**, **Stier** und Anderen, in denen dieses Wichtigste wieder nach Würden beachtet zu werden beginnt: aber ein Werk dieser Art, das sich über das ganze N. T. zu verbreiten versprach, war bisher noch ein unerfülltes Bedürfniß, und grade ein solches ist dem einsam wohnenden an irdischen Gütern armen Prediger so wie dem Studirenden, der zuerst in Einem Zuge die Schrift im Grundtext sich anzueignen bemüht ist, vorzüglich willkommen, wie dies der erstaunende Absatz von sehr mittelmäßigen Werken dieser Art gezeigt hat. Deshalb wurde schon die erste Ankündigung von dem Vorhaben des Herrn Dr. **Olshausen**, einen Commentar zu den sämmtlichen Schriften des N. T. herauszugeben, gewiß von Allen, denen das Heil der Kirche Christi am Herzen liegt, mit großer Theilnahme aufgenommen. Hier haben wir nun den ersten Theil der ersehnten Gabe. Und wie findest du ihn? fragt der Leser den Referenten. Gewißlich werth, daß du ihn kaufest! Dies ist die erste kurze und entschiedene Antwort, der hier, wo keine weitläuftige Beurtheilung zu erwarten ist, nur folgende Erläuterung sich anschließen mag.

Die ganze Art der Behandlung erinnert uns als an Verwandtes an **Tholuck's** Commentar zum Evangelio Johannis: dasselbe Maaß in Wiederholung von sonst bekanntem gelehrten Apparat, dieselbe Annäherung an den Leser, um gleichsam mit ihm zu besprechen und zu berathen, welche unter den verschiedenen vielleicht möglichen Auslegungen die Beste seyn möchte, auch ein ähnlicher leichter Fortschritt in der Gedankenentwickelung, so daß der Leser mit Selbstthätigkeit und doch ohne große Anstrengung leicht und gern sich belehren läßt, auch sich eines milden Urtheils zu versehen hat, wenn er dem Lehrer gegenüber allenfalls selbst eine andere Meinung zu verfechten geneigt wäre. In solcher liebreichen Conversation führt aber der Verf. den willigen Leser doch je mehr und mehr zum ernsten tiefen Gehalt der

Schrift, wenn dieser in Stellen, wie die vom reichen Jüngling oder vom reichen Manne und dem armen Lazarus sich ihm vertraut. Diese passende Darstellung, die wahrscheinlich großen Theils die Frucht des in wahrer Lehrertreue gepflogenen wissenschaftlichen Umgangs mit Studirenden ist, wird die Ausbreitung und den Segen dieses Werks sehr unterstützen. Zugleich kommt demselben aber wohl auch bei den Lesern, für die es zunächst bestimmt ist, etwas Anderes zu Statten, was wir nach einem höheren Maaßstabe für einen Mangel halten. Der verehrte Verf. steht denen, die von der Inspiration der heiligen Schrift einen zu geringen Begriff haben, insofern ziemlich nahe, als er einen schwerlich zu rechtfertigenden Unterschied zwischen Inhalt und Form macht und mehr, als billig, in der Form als vom Inhalt, d. h. vom Geiste nicht durchdrungen und beseelt zugestehn zu müssen glaubt. In der Einleitung (S. 29.) drückt er sich darüber so aus: „So wenig also der Mantel Jesu er selbst war, so wenig ist das Kleid der Evangelischen Geschichte sie selbst; es ist irdisch und deshalb nicht ohne Flecken, wie Alles, was von der Erde stammt, aber das Innere, welches dieses Kleid umgiebt, ist so fleckenlos, wie der Geist selbst, der es schuf. Der critischen Forschung kann man daher ruhig ihren Gang lassen, ihre ächten Ergebnisse werden der Wahrheit nie schaden; nur die eigenmächtigen Folgerungen aus ihren Ergebnissen auf das innere Wesen der Evangelischen Geschichte muß die Theologie zurückweisen." Man kann dieses gelten lassen, wenn man dabei eben nur an Depravationen durch Abschreiber, oder an mögliche Verwechselung eines Namens (etwa Zacharias statt Jeremias), deren Ursprung man nicht in Handschriften nachweisen kann und deshalb von dem ersten Schreiber selbst ableiten möchte, oder an fragmentarische Aufbewahrung einzelner Aussprüche des Herrn, die die Evangelisten nicht eigenmächtig zu ergänzen sich unterfingen, denken will. Aber wenn der Verf. die Bergpredigt bei Matthäus für eigene Composition des Evangelisten hält, wenn er bei Marcus nur überwiegende äußere Anschaulichkeit ohne analoge Innerlichkeit zu finden meint, wenn er geneigt ist, was offenbar als zugleich innerliche und äußerliche Thatsache erzählt wird, wie die Taufe und Versuchung Christi, nur für innerliche Thatsache zu erklären: so dürften ihn hier die Einflüsse des Zeitgeistes noch umsponnen, nicht sein sonst so gehorsames Ohr geleitet haben. Ueberhaupt geht er weniger in die geistige Tiefe des Schriftwortes ein, als sich nach seinen Grundsätzen erwarten ließ, und wagt sorgloser, als wir vermutheten, die Bahn der exegetischen Tradition in wichtigen Stellen zu verlassen, auch in solchen, wo uns die herrschende Auslegung gegen ihn Recht zu haben scheint, wie in der Erklärung des Lobgesangs der Engel bei der Geburt Christi, und in der Erzählung von der Auferweckung der Tochter des Jairus, die der Herr gewiß nur darum für nicht todt erklärt, weil sie für ihn nicht todt war, d. h. weil er im Begriff war, sie wie eine Schlafende aufzuwecken, gleichwie Abraham, Isaak und Jakob vor Gottes Augen nicht todt sind, obgleich sie gestorben sind: „denn ihm leben sie Alle." Dies sagen wir zur Steuer der Wahrheit im innigen Bewußtseyn dankbarer Liebe und brüderlicher Gemeinschaft mit dem Verfasser, indem wir vertrauensvoll den Herrn der Kirche mit ihm bitten, daß er diese Arbeit für die Arbeiter im Weinberge dahin gesegnet seyn lassen wolle, daß Viele angeregt werden, tiefer und innerlicher die Schätze göttlicher Weisheit zu durchforschen, welche die göttliche Gnade in der heiligen Schrift der Gemeinde vertraut hat.

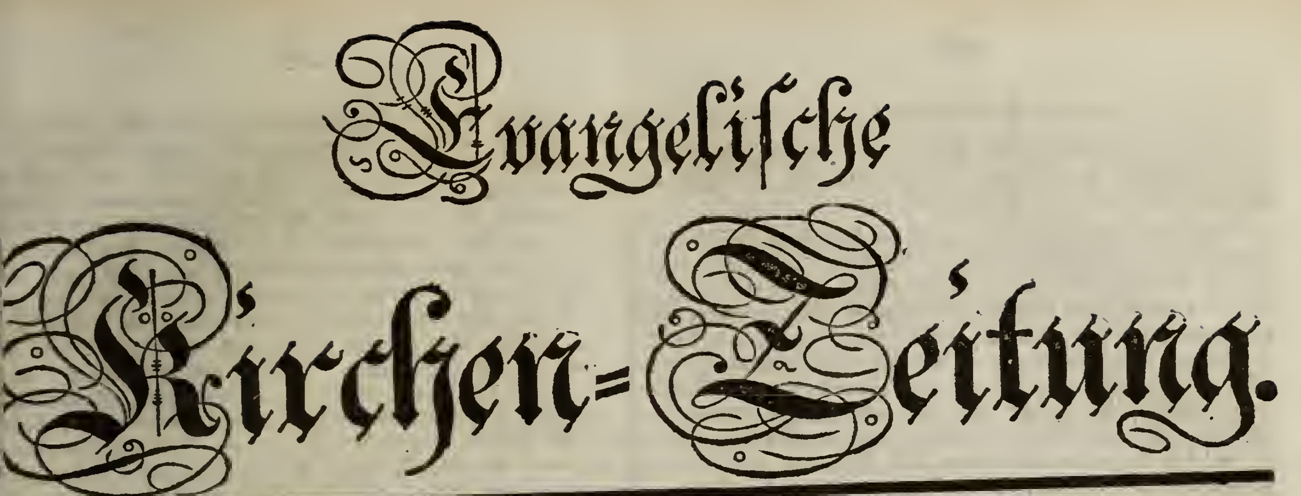
III. Critik.

Ueber die Aechtheit sämmtlicher in dem Buche Jesaia enthaltenen Weissagungen. Ein critischer Versuch von Adolph Friedrich Kleinert, Licentiat der Theologie und ordentlichen öffentlichen Professor der Alt- und Neutestamentlichen Exegese, wie auch der Orientalischen Sprachen an der Russisch-Kaiserlichen Universität zu Dorpat. Erster Theil. (Mit dem Wahlspruch 2 Cor. 4, 13.) Berlin 1829, bei G. Reimer. gr. 8. Vorrede S. XVI. Einl. S. CIV. Abhandl. S. 492.

Es ist dem Gläubigen, der durch das Zeugniß des Geistes, durch das Verständniß des inneren Gehalts und Zusammenhangs des Wortes Gottes dessen Göttlichkeit und so von Innen heraus und von Oben herab die Aechtheit der heiligen Schriften erkannt hat, ein mühseliges unerfreuliches Geschäft, wenn er den von Außen her anstürmenden, aus Mißverstand und Verläugnung des göttlichen Gehalts entsprungenen, aber mit vielem gelehrten Zeug und schimmernden Waffen gerüsteten Zweifeln der sogenannten höheren Critik sich entgegenstellen und sie in alle ihre Irrgänge und Schlupfwinkel verfolgen soll. Dennoch muß dies geschehen, wenn man nicht gradehin die Wissenschaft oder die Kirche, das heißt im Grunde, da die Eine nicht von der Anderen getrennt werden kann, Beide aufgeben will. Daher rüstet Gott, der trotz unserer Uebertretung von der Evangelischen Kirche noch nicht gewichen ist, von Zeit zu Zeit gelehrte Männer mit Geist und Kraft, mit Geduld und Eifer zu diesem Kampfe für die Ehre seines Wortes aus und der Verf. des hier anzuzeigenden Werkes ist ein solcher von Gott erweckter Kämpfer, der gleich durch diese seine erste öffentliche Waffenthat viel leistet und viel verspricht. Er hat vor Vielen seiner Mitkämpfer dies voraus, daß er das Geheimniß der Schwäche seiner Gegner mit größter Ruhe und Klarheit erkannt hat und sich deshalb durch all ihr Waffengeklirr, durch ihre Hypothesen, Citate, Großsprechereien und Vernünfteleien, durch die weitläuftigen Massen von sogenannten Gründen, die sie ihm entgegenstellen, gar nicht einschüchtern läßt. So tritt er denn mit David's Gottvertrauen und mit der Schleuder, aus der, so oft er sie schwingt, jeder Stein, den er hineingelegt hat, des Gegners Schläfe trifft, dem vielköpfigen Goliath des Unglaubens und critischen Eigenwillens entgegen.

Er hat sich zu seinem ersten Kampfe eine der schwersten Aufgaben gewählt und sie, so weit er bis jetzt gediehen ist, mit einer Tüchtigkeit ausgeführt, die eine vollkommene Niederlage des Gegners voraussehen läßt. Nachdem erst kürzlich einer der berühmtesten Orientalisten unserer Zeit Alles zusammengestellt und geschickt hervorgehoben hatte, was sich mit Schein gegen die Aechtheit des letzten Abschnittes der Jesaianischen Weissagungen (Cap. 40—66.) und einiger anderen Stücke desselben Propheten sagen ließ, schien die Sache abgethan: es war nun in der gelehrten Welt auf einige Jahre so gut wie ausgemacht, daß ziemlich die Hälfte des Jesaias einem Pseudo-Jesaias angehören müsse, der ungefähr 200 Jahre später als der ächte Jesaias gelebt haben soll. Die triftigen Gegengründe, die von Jahn, Möller und Anderen angeführt waren, wurden nicht weiter beachtet; die neu hervortretenden Untersuchungen in Hengstenberg's Christologie des A. T. wurden mit einem so entsetzlichen Zorn empfangen, daß der besonnene Leser, der sie gut finden mußte, seinen Augen kaum zu trauen wagte. Da tritt nun eben zu rechter Zeit Kleinert mit einer bis in's Einzelnste den Gegner verfolgenden Forschung auf. (Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 7. Mai. № 37.

Neue erfreuliche Erscheinungen im Gebiete der Evangelisch-kirchlichen Litteratur.

(Schluß.)

Bereits in der Einleitung deckt der Verf. die Fehler in der Methode der Gegner auf, wodurch das überraschende Phänomen sich erklärt, daß einer nicht geringen Anzahl von gelehrten und scharfsinnigen Männern eine willkührliche Voraussetzung als evidente Wahrheit und Ergebniß gründlicher Forschung erscheinen kann. 1) Die Gegner zeigen bei ihren critischen Untersuchungen eine unüberlegte und voreilige Verachtung der Zeugnisse früherer Zeiten, als ob erst im 18ten Jahrhundert die Urtheilskraft geboren und der Geist der Prüfung vom Himmel herabgekommen wäre. Es wird dann an seinem Orte ausführlich die rechte Mitte zwischen sklavischer Anhänglichkeit an angeerbte Vorurtheile und unbesonnener Willkühr gezeigt: dann werden (S. 1—170. der eigentlichen Abhandlung) die Zeugnisse für die Aechtheit der gesammten Jesaianischen Weissagungen im Alten (Jes. 1, 1. 2 Chron. 32, 32. die Anspielungen bei Jeremias, Habakuk, Joel, die Stellen Esra 1, 2—4. vgl. 2 Chron. 36, 22—23., endlich Sirach 48, 22—25.) und im N. T., bei Josephus, den Talmudisten und anderen erwähnt, zum Theil angeführt und, wo es nöthig scheint, mit größter Sorgfalt geprüft. Das Resultat ist, daß gegen 2500 Jahre, nämlich bis auf das Jahr 1670, wo Spinoza in seinem Tractatus theologico-politicus den ersten leisen Zweifel erhob, die critisch-exegetische Tradition für die Aechtheit des ganzen Jesaias zeugt und keine irgend bedeutende Stimme sich dagegen erhoben hat. Man sollte nun erwarten, daß, wenn einzelne Männer Zweifel hegten, diese, einer solchen imposanten Auctorität von zum Theil höchst wichtigen Zeugen gegenüber, die allergenaueste Prüfung anstellen würden, ehe sie solche Zeugnisse verurtheilten, wie zum Beispiel die der Apostel unseres Herrn in Uebereinstimmung mit dem ganzen Israelitischen Alterthum von Hiskias Zeiten an. Statt einer solchen Vorsicht aber findet sich 2) daß die Gegner Hypothesen auf Hypothesen bauen und Unerwiesenes aus Unerwiesenem beweisen: dies wird von S. 171—339. im zweiten Hauptabschnitte der Untersuchung eben an der Hypothese über die vermeintliche Entstehung des Gemisches von Jesaias und Pseudo-Jesaias dargethan. Es wird mit lauter genauen, in's Einzelne eingehenden Forschungen gezeigt, daß diese Hypothese einerseits nicht erklärt, was sie erklären soll, sondern vielmehr ein unauflösliches Problem aufstellt, andererseits auf falschen Beobachtungen, auf unzureichenden Gründen, auf unzulänglichen Hypothesen beruhe. 3) Die Gegner ermangeln des Sinnes für ächte prophetische Hermeneutik, den Gelehrtenfleiß allein ohne den Glauben an das Wort Gottes, wodurch der heilige Geist gegeben wird, nicht verleihen kann. Dies soll nun durch einen Thatbeweis überführend dargethan werden, indem der Verf. den ganzen Propheten Jesaias durchzugehen unternimmt, um die Resultate der ächten prophetischen Hermeneutik den Ansichten, die aus irriger Auffassung entstanden sind, gegenüberzustellen und zu zeigen, daß nicht, wie man behauptet, der prophetische Horizont des vermeintlichen Pseudo-Jesaias von dem des ächten himmelweit verschieden ist, sondern daß die Keime der späteren Weissagungen schon in den früheren des auch von den Gegnern als ächt anerkannten Jesaias liegen. Diese Darlegung ist nun am Ende des ersten Theils bis zum 7ten Verse des 7ten Capitels (mit Ausnahme des einer späteren Prüfung absichtlich vorbehaltenen 3ten Capitels) fortgeschritten, und, wenn auch im Einzelnen, wie natürlich, sich Zweifel oder Gegenbemerkungen machen lassen, so liegt doch schon in der Gesammtheit des bis jetzt Gegebenen die Garantie, daß der Sinn für ächte prophetische Hermeneutik und die Wahrheit der Resultate auf Seiten des Verf. ist. Die Frucht aber, welche die christliche Kirche aus den Zweifeln einer verirrten Critik mittelbar zum Theil schon gezogen hat und immer mehr ziehen wird, ist eine nur desto tiefer eingehende Ergründung des eigenthümlichen und des allgemein-prophetischen Charakters des Jesaias. Der Verf., von dem wir nun scheiden, gehört jetzt seinem Deutschen Vaterlande persönlich nicht mehr an: er würde eine Zierde jeder unserer Universitäten seyn; aber wir gönnen ihn auch dem Auslande, weil die Evangelische Kirche durch Gemeinschaft des Geistes eine und dieselbe ist in allen Landen und die Liebe sich an dem Gut des Nächsten erfreut, wie an dem eigenen.

IV. Psychologie.

Die Geschichte der Seele, von Dr. G. H. Schubert, Professor in München. Stuttgardt und Tübingen bei Cotta, 1830. gr. 8. S. XII und 898.

Unter die Gespenster, vor denen die Theologie des Unglaubens, als vor übermächtigen Wesen, sich fürchtet, oder mit denen sie, als mit ihres Gleichen, gemeinschaftliche Sache macht, gehören die vermeintlichen Resultate der neuesten Naturforschung. Es sind aber auch hier, wie auf dem Gebiete der höheren Critik, unvollendete Untersuchungen, oberflächliche Beobachtungen, willkührliche Hypothesen, die wieder neuen Hypothesen zum Grunde gelegt werden, die Feinde, die den unvorsichtigen Gemüthern Schrecken einjagen. Der Ungläubige sieht in allen Wissenschaften mit den Augen des Unglaubens und kann, mit noch so vielen Kenntnissen im Einzelnen, die Gründe der Dinge, die Wahrheit, die für den, dessen Auge kein Schalk ist, in den Erscheinungen zu Tage liegt, nicht vernehmen. Dagegen muß es den Gläubigen, die nicht in die Einzelnheiten der Naturforschung eingeweiht sind, etwas sehr Erfreuliches seyn, wenn sie grade in ausgezeichneten Naturforschern, wie Steffens, v. Raumer, Schubert, christlichen Glauben und gründliche Naturwissenschaft Hand in Hand gehen sehen. Wer die Schriften von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert, jetzt Professor in München, besonders „die Urwelt und die Fixsterne" und die „allgemeine Naturgeschichte oder Andeutungen zur Geschichte und Physiognomik der Natur" kennt, der wird wissen, wie dieser werthe Mann im Buche der Natur lesen gelernt hat und zu lehren weiß. An die „allgemeine Naturgeschichte," die 1826 erschienen ist, schließt sich nun, wie der Verf. selbst sagt, das hier vorliegende Buch über die Geschichte der Seele, wie ein zweiter, wo möglich tiefer eingehender Theil an. Seit 25 Jahren hat der Verf. die Grundgedanken dazu in sich getragen und zu gestalten gesucht, und daher mag es wohl kommen, daß Alles mit einer Liebe und Fülle ausgebildet ist, die man selten bei den eilig lebenden Menschen so findet. Wenn es wahr ist, was Oettinger sagt, daß Geist da ist, wo jeder Theil wieder ein Ganzes werden kann, so ist dies Werk in eminentem Grade ein Product des Geistes, weil in demselben jeder Theil wieder ein Ganzes geworden ist, ohne deshalb seine Verbindung mit dem höheren Ganzen, dem allgemeinen Zwecke und Gegenstande des Buches aufzugeben. Durch diese Eigenschaft bekommt dieses, seinem Inhalte nach tief wissenschaftliche Buch, den Charakter der Popularität. Es heißt eine Geschichte der Seele: Ton und Farbe des Buches ist aber auch von der Art, daß man sagen kann, die Seele hat die Feder geführt; es ist eine Autobiographie der Seele, wo man ihr Wesen nicht nur aus dem, was sie darstellt, sondern auch aus der Darstellung selbst, wenn man diese hinwiederum zum Gegenstand der Beobachtung macht, erkennt. Die Probleme werden aufgestellt in der Form, in der sie in der Seele erwachen, als sehnsüchtige Fragen des nach Wahrheit und Leben schmachtenden Gemüths; die erkannte Wahrheit wird nicht nur mit scharfem Worte, mit dem Zahn des Geistes festgehalten, sondern geschmeckt, genossen und empfunden. Wißbegierige Jünglinge, in denen Geist und Herz lebt und nach dem göttlichen Geheimniß ringt, das aller Dinge Grund enträthselt, sie scheinen ganz vorzüglich die Leser zu seyn, die der Verf. vor Augen hatte und in deren Seele gleichsam er schrieb. Er gibt Speise, deren Gehalt Manneskraft ist, in der Gestalt von Milch und Honig.

Zuerst muß man das Gebiet der Seele von den zunächst angränzenden Gebieten des Leibes und des Geistes, mit denen sie durch die göttliche Anordnung auf's Innigste verbunden, ja verschmolzen ist, unterscheiden, und so entsteht die für die gründliche Wissenschaft unentbehrliche, zugleich schriftgemäße Trichotomie von Leib, Seele und Geist, die auch unser Verf. zum Grunde legt, wobei ihm eigenthümlich ist eine schärfere Abgränzung der so leicht vermischten Gebiete von Seele und Geist, und eine deutlichere Einsicht in die tief innige Verwandtschaft von Leib und Seele. Der Verf. sieht und weiset nach, wie in dem Leiblichen durchaus eine sinnliche Abschattung von dem ist, was unsichtbar in der Seele liegt. Athmen und Blutumlauf, Verdauung und Ernährung, Muskeln und Bewegung, Stimme und Stimmorgan, Gehirn und Nerven, die verschiedenen Sinne, Schlafen und Wachen, Geschlecht und Zeugung, Tod und Verwesung, Alles dies hat sein Analogon in dem unsichtbaren Organismus der Seele und dienet somit dem kundigen Beobachter, um ihn bei der Erkenntniß der Seele und ihrer Functionen zu leiten. Daher geht denn auch eine sehr sorgfältige Betrachtung des menschlichen Leibes, als der da der Seele Keimträger und Bild, Werkzeug und Gehäuse ist, der näheren Erforschung der Seele selbst voraus. Der Leib aber steht hinwiederum in einem ähnlichen Verhältniß zu der äußeren Natur; sie ist die Hülle unserer Hülle, das Werkzeug unseres Werkzeugs; jedoch wie der Leib Gesetzen der Entwickelung gehorcht, welche nicht von der Seele abhängen und denen hienieden unterworfen zu seyn für die Seele eine stete Uebung des Gehorsams ist, so hat auch die äußere Natur ein von des Menschen Leib und Seele unabhängiges Daseyn und Gesetz ihrer Entwickelung, dem der Mensch selbst, als ein Glied der äußeren Schöpfung, unterthan ist und sich anschließen muß. Man kann daher die Geschichte der Seele nicht gründlich und in ihrem vollen Zusammenhange fassen, wenn man nicht die allgemeinen Entwickelungsgesetze der Schöpfung kennt, wie sie in der Mosaischen Schöpfungsurkunde dem Verstehenden angedeutet sind. Auf diese geht daher auch unser Verf. zurück und beginnt damit sein Werk (S. 1—42.). An diese Grundlage reihet sich dann „die vorbildliche Abspiegelung des Wesens der Seele in der Natur des Leibes" an (S. 43—340.). Nun erst folgt die eigentliche Schilderung der Seele (S. 341—668.). Es ist dem Verf. nicht entgangen, daß das Gebiet der Seele in der heiligen Schrift, wieder mit tiefem Grunde und lichtvoller Ordnung, dreifach eingetheilt wird, wobei leicht der Unkundige sich verwirren kann, weil die Ausdrücke Nêphesch und Rûach, die das Gebiet der Seele und des Geistes bezeichnen, wegen der Armuth der Sprache hier in einem anderen Verhältnisse wieder vorkommen. Die Schrift unterscheidet innerhalb der Seele Nêphesch, Rûach, Neschamàh: Nêphesch, das dem Leibe Verwandte, den Leib Beseelende, was Luther öfters durch Leben übersetzt und was sein Analogon, seinen nächsten sinnlichen Träger im Blute hat; Neschamàh, das dem Geist Verwandte, der die Seele selbst belebende Geisteshauch; Rûach, das zwischen beiden schwebende Mittelwesen selbst, das durch das Organ der Neschamàh Erkenntniß und Willenskraft von Oben empfängt, durch das Organ der Nêphesch belebend, empfindend, begehrend auf den Leib einwirkt. Wie vertraut aber auch der Verf. mit dieser inneren Gliederung der Seele ist, so hat er es vorgezogen, die Analogie der Seele und des Leibes bei der Geschichte der Seele zum Grunde zu legen, weil grade diese Betrachtungsweise auf manche dunkle Punkte ein neues Licht wirft. Vom Gebiet des Geistes und seinen Beziehungen zu der Seele wird S. 669—729. gehandelt.

Bei der innigen Verbindung zwischen Leib, Seele und Geist wird jedes seine Schranken haben, in welchen es waltet; jedes ein Maaß, in welchem es über das benachbarte Gebiet einen Einfluß ausübt; und dieser Einfluß wird gut und böse, der Ordnung Gottes gemäß oder zuwider, mithin heilsam oder verderblich seyn können. Die Beobachtungen und Erfahrungen hierüber enthalten die drei letzten Abschnitte, die von der Herrschaft des Leibes (S. 730—799.), von der Herrschaft der Seele (S. 800—892.) und von der Herrschaft des Geistes (S. 893—898.) handeln. Hier ist von den Einflüssen des Klima und der Nahrungsmittel, so wie der ganzen leiblichen Constitution, von Kunst und Wissenschaft, von Religion und Offenbarung die Rede: und überall spricht der Verfasser, wie ein Sehender von der Farbe spricht.

V. Speculative Philosophie.

Herolds Stimme zu Göthe's Faust, ersten und zweiten Theils, mit besonderer Beziehung auf die Schlußscene des ersten Theils, von C. F. G.....l. Leipzig bei Lehnhold, 1831. kl. 8. S. 115.

Daß alle Geschichte, nicht bloß die des Volkes Gottes, richtig verstanden, das Walten des heiligen Geistes offenbaret und mit dem Zeugnisse, das Gott in seinem Worte von sich selbst ablegt, übereinstimmen muß, daß alle höchsten und edelsten Gaben des Menschen, insbesondere die Gaben der Poesie und der Speculation dazu verliehen und befähigt sind, Gottes Erkenntniß auf eine den Menschen heilsame Weise aufzunehmen und darzustellen, um dadurch je mehr und mehr alles Wirken des Geistes, alle Thätigkeit des Menschen zu heiligen und zu verklären, das ist gewiß bei Allen, die irgend zur Besinnung gekommen sind, eine ausgemachte Sache. Aber die unabweisliche Erfahrung der gegenwärtigen, wie fast aller Zeit, gibt uns die bittere Lehre, daß in der That die menschliche Geschichtsforschung, Poesie und Speculation das Wort Gottes meistens nicht zu verstehen und sich nicht damit zu einigen weiß, wovon man denn bald in Gott oder in seinem Worte selbst (das man dann nicht für Gottes Wort gelten lassen will), bald in den Auslegern dieses Wortes und in der Kirche, am seltensten da, wo man zuerst hätte zusehen und prüfen sollen, bei sich selbst, nämlich in dem Mangel der eigenen Glaubensempfänglichkeit und Glaubenstreue die Schuld sucht. In der gegenwärtigen kleinen Schrift haben wir aber eine neue lehrreiche Gabe eines schon durch viele verschiedene Arbeiten uns werthen Schriftstellers,*) dessen eigenthümliches Talent und besonderer Beruf die philosophische Speculation ist, der aber in dieser Speculation, der selbstständigsten Bewegung des denkenden Geistes, nicht nur sich innig Eins weiß mit Gottes Wort, sondern auch in fremder Speculation, so wie in der weltlichen Poesie und der ihr nahe verwandten Geschichte (denn erst durch den bearbeitenden, darstellenden, im allgemeineren Sinne des Worts dichtenden Menschengeist werden Thatsachen zur Geschichte) durch dialectische Analyse den lebendigen Punkt, wo Gottes Wahrheit in der Menschen Rede und Meinung verborgen liegt, aufzufinden mit Gelingen sich bestrebt. Und so nimmt der Verf. eben so persönlich im Leben, wie als Schriftsteller, die Stelle eines versöhnenden Mittelgliedes zwischen Personen und Geistesgebieten ein, die sich sonst fast überall fremd und argwöhnisch gegenüber stehen. In Göthe's wohlgefälliger Darstellung des Irrthums und der Sünde nach ihrer Wirklichkeit sieht er die Schilderung ihrer Bodenlosigkeit, in der Tiefe dieses aufgedeckten Abgrundes aber die Folie der Wahrheit; er zersetzt mit dialectischer Meisterschaft der Täuschung schwebende Gestalten und rückt die Wahrheit aus dem Nebel der Ferne in den hellen Vordergrund. Die neueste Philosophie, die Einen ihrer Jünger in der Geschichtsforschung bis zu dem Punkte führte, daß er die entschiedensten Gegensätze, die Decretalen des Pseudo-Isidorus und die heiligen Geschichtsbücher des A. T., als verwandte Glieder in Parallele setzen konnte, ist für unsers Verf. speculative Thätigkeit nur ein neues Organ, mit welchem er die Wahrheit, die er in Christo hat, nach allen Seiten wendet und durchschaut.

Jedermann hat die Wahrheit am liebsten in der Form, die durch Naturgabe oder Gewöhnung die seinige geworden ist; in einer anderen Form pflegt man sie von sich zu weisen, ja zu verachten. Der Mensch muß schon viel von der Wahrheit Kraft und Wesen in sich haben, wenn er sie in einer ihm völlig fremden Form verstehen und lieben soll. Besonders gilt dies von den Gelehrten und hohen Geistern, die die Form ihres Seyns und Denkens leicht für die vortrefflichste, ja für die Form aller Formen halten, die allein den Inhalt in seiner ganzen Fülle und Reinheit darzustellen vermag. Das Wort Gottes soll sich mit dem, was dem natürlichen Menschen das Höchste ist, verbinden, die Form davon annehmen und auch in dieser Gestalt sich als das in dieser wie in aller Art Höchste bewähren. Das verlangt der Mensch, der nun einmal (richtig, wenn aus Gefühl seiner Ohnmacht!) fordert, daß die Wahrheit zu ihm herabsteigen und sein Fleisch und Blut annehmen soll, wenn sie ihn von dem Fleisch und Blut, das Gottes Reich nicht ererben kann, erlösen und zu sich hinaufheben will. Wer es bis zu der Bewunderung von Göthe's Faust und bis zu einem leidlichen Verständniß des

*) Da die Schriften dieses Mannes, dessen Geistesentwickelung einen lehrreichen Blick in die Bildungsmomente unserer Zeit gibt, theils ohne seinen Namen gedruckt, theils hie und da zerstreut sind, so wird ein Ueberblick derselben hier Manchem willkommen seyn: 1) Chronik der Stadt Langensalze in Thüringen (der Vaterstadt des Verf.), von Karl Friedrich Göschel. 2 Bde. (bis 1539). 1818 ohne Druckort. 2) Mehrere Aufsätze in der „Berlinischen Zeitschrift für Wissenschaft und Litteratur herausgegeben von Dr. Goedike" in den Jahren 1824 und 1825: a) Paraphrase mit Noten und Parallelen [oder Wilhelm Meister's Wanderbuch]. Bd. II. Heft 1. S. 1—24. b) Bruchstücke aus einem Commentare zu den Versen vor den Wanderjahren. Bd. III. Heft 1. S. 1—17. c) Widersprüche (Ich und Selbst, Hier und Dort, Erbsünde und Erbtugend). Bd. III. Heft 4. S. 321—345. d) Gott, Gemüth und Welt, nach Göthe. Jahrg. II. Heft 4. S. 313—334. e) Ueber das vierzigste Lebensjahr, Beiträge eines Vierzigers. Jahrg. II. Heft 5. S. 1—36. f) Die Rochuscapelle, eine Gewissensfrage. Jahrg. II. Heft 7. S. 205—227. g) Wilhelm Meister's Lehrbrief, von der Kunst und vom Leben. Jahrg. II. Heft 10. S. 126—170. 3) Ueber Göthe's Faust und dessen Fortsetzung, nebst einem Anhange von dem ewigen Juden. Leipzig 1824. 8. 4) Cäcilius und Octavius, oder Gespräche über die vornehmsten Einwendungen gegen die christliche Wahrheit. Berlin 1826. 8. 5) Unterhaltungen auf einer Reise von und nach Naumburg a. d. Saale. Leipzig 1828. gr. 8. 6) Die Wartburg, Altes und Neues aus der Geschichte und aus dem Leben. Leipzig 1826. gr. 8. 7) Familienbilder aus dem Göschel'schen Stammbaume. Naumburg 1829. 8) Von dem Königlich-Preußischen Brandenburgischen rothen Adlerorden. 1829. 9) Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntniß. Berlin bei Franklin. 1829. Nr. 7 und 8. sind nicht in den Buchhandel gekommen.

Schematismus der neuesten Philosophie gebracht hat, kurz, wer sich an der Litteratur unserer Zeit bis zu deren Höhen heraufgebildet, dem kann die christliche Bruderliebe mit dem Becher der Wahrheit nicht milder und annehmlicher nahen, als indem sie an Göthe'sche Aussprüche und Scenen anknüpft und in der Sprache der neuesten speculativen Philosophie redet. Zu diesem Liebesdienste ist unser Verf. berufen; denn er wirft hier das Licht, das er von Gott in Christo durch den Glauben empfing, auf den Weg zurück, auf dem er selbst dem Lichte sich genaht und die enge Pforte des Lichtes gesucht hat, bis er die Allen geoffenbarte und doch grade den Weisen dieser Welt oft so verborgene Thüre (Joh. 10.) fand. Auf vielen Canzeln und in vielen Büchern und Liedern wird den Armen das Evangelium auf eine ihnen sich annähernde Weise gepredigt: den Reichen aber, besonders den Geistig-Reichen viel weniger, und doch bedürfen sie dieser Herablassung vielmehr, ehe man ihnen zumuthen kann, um des Evangelii willen arm zu werden und Ihm nachzufolgen. Freuen wir uns daher, daß wir hier einen Prediger für die armen Reichen vor uns sehen, der den Reichen ein Reicher wird, obwohl er auch in seinem Reichthum arm zu bleiben weiß! Gott hat viel und mancherlei Apostel für seine mancherlei Menschen, die Er selig machen will. Gönnen wir denn auch mit freudiger Anerkennung den Geistreichen einen Mann von ihres Gleichen, den ihnen Gott zum Apostel, zum Herold der Buße und des Glaubens gemacht hat, indem er demselben gestattet hat, das Gewand des Herold in Göthe's Faust anzuziehen.

Nachrichten.

(Ein Beitrag zur Kenntniß des kirchlichen Zustandes von Westpreußen.

In N. im Regierungsbezirk D. fand am 11. März d. J. die Begräbnißfeier des dortigen Pfarrers und Superintendenten der M...-N...schen Diöcese, Herrn ....., statt, eines Mannes, der sich ein hohes Ansehen, nicht bloß bei seiner Gemeinde und bei seinen Synodalen erworben hatte. Viele Jahrzehende hindurch sich in seiner Amtsthätigkeit einer blühenden Gesundheit erfreuend, hatte er endlich im 67sten Jahre seines Lebens einer Krankheit unterliegen müssen, welche ihm länger als ein Jahr fast stets auf dem Siechbette die fürchterlichsten Schmerzen bis zu seinem Tode verursacht hatte. Seiner Beerdigung beizuwohnen waren außer vielen anderen Gästen auch sämmtliche Synodalen, etwa drei und zwanzig an der Zahl, eingeladen, von welchen letzteren jedoch nur zwölf erschienen waren. Nach hiesiger Sitte wurde der Sarg mit der Leiche in die Kirche getragen, und daselbst, wo sich eine ungemein zahlreiche Menge von Zuhörern eingefunden hatte, eine Leichenpredigt und Parentation gehalten. Ein intimer Freund des Verewigten, Herr Pfarrer ..... in H., hielt die Leichenpredigt über einen Text, welchen der Verstorbene selbst hiezu bestimmt hatte: Phil. 1, 23. 24. (ob noch die beiden vorhergehenden Verse dazugezogen waren, kann ich nicht mit Gewißheit sagen). Das Thema lautete: Die schwere Wahl zwischen Leben und Tod, und die beiden Haupttheile: 1) Ursachen derselben, 2) die Entscheidung bleibt Gott überlassen. Nachdem der Redner die in den Textesworten erwähnte Lust des Apostels Paulus abzuscheiden als muthmaßliche Folge einer schweren Krankheit desselben, welche aus 2 Cor. 12, 7. wahrscheinlich werde, erklärt, und sich so eine größere Anwendbarkeit des Textes zubereitet hatte, ließ er Lobeserhebungen folgen, welche wohl den größten Theil der langen Predigt einnahmen. Bei der Belobung seines sittlichen Lebens fragte er mit großer Entschiedenheit: Wer ist wohl unter uns, der an der Seligkeit dieses Mannes zweifeln könnte? Gegen das Ende der Predigt legte er noch des Verewigten Glaubensbekenntniß öffentlich ab, nach welchem er treu gelehrt und gelebt hätte: ein vernünftiges Christenthum, die Anbetung im Geist und in der Wahrheit hätte er stets festgehalten; der Tod Christi, das blutige Opfer, sey das Siegel der Vollendung seiner Lehre und seines Lebens; die Vernunft hätte Christus in ihre Rechte eingesetzt, sie wäre es, welche in des Vaters Schooße gewesen u. s. w. Die Ablegung dieses Glaubensbekenntnisses, für welches sich schließlich der Redner ebenfalls mit ganzer Seele erklärte, und dabei einige Seitenblicke auf die in neuerer Zeit herrschend werdende Scheinheiligkeit und Heuchelei warf, geschah, wie dies besonders bemerkt wurde, auf das ausdrückliche Verlangen des Entschlafenen. Dieser Beklagenswerthe hatte also, trotz der freiwilligen Annahme und Einführung der neuen Kirchenagende, sich in seinen antievangelischen Grundsätzen so fest gesetzt, daß er dieselben sogar noch aus seinem Sarge heraus vor seiner Gemeinde auszusprechen, für angemessen halten konnte. — Nach Beendigung der Leichenpredigt, und eines kurzen darauf folgenden Zwischengesanges betrat der hier allgemein beliebte, auch als Schriftsteller nicht unbekannte Pfarrer Dr. ...... in T. den Altar und hielt die Parentation. Er hatte zum Gegenstande seiner Rede die Lösung der Frage gewählt, welche der Verewigte so häufig gethan, ohne sich dieselbe beantworten zu können. Ich möchte doch gerne wissen, hatte er oft geäußert, warum ich es grade seyn muß, dem so Vieles und Schweres zu leiden auferlegt ist? Der Redner bemühte sich zuerst, derjenigen Beantwortung dieser Frage, welche in der christlichen Ueberzeugung von der Verderbtheit des menschlichen Herzens und deren Strafwürdigkeit vor dem gerechten und heiligen Gott ihren Grund hat, auf's Nachdrücklichste zu begegnen. Diese grausame, diese unchristliche Ansicht, rief er aus, bei allen Verirrungen und Unglücksfällen des Menschen sich Gott sogleich als einen strengen Richter vorzustellen! — Um nun aber die vermeintliche Verkehrtheit in jener Beantwortung vollkommen zu entblößen, zugleich aber auch den Erwartungen, die man von ihm als Leichenredner hegte, zu entsprechen, ging er das Leben des Verstorbenen, seinen wichtigsten Momenten nach, mit überaus großen Lobpreisungen durch; und nachdem er auf diese Weise zu zeigen gesucht, wie der besonders im Leiden sich als musterhaft darstellende Wandel des Verewigten, zu dessen Nachfolge er die Leidtragenden mit Hinweisung auf den Sarg auf's Angelegentlichste ermahnte, jenes Urtheil in seinem Ungrunde thatsächlich darthäte, fand er endlich die Lösung der Frage in Jesu Worten Joh. 9, 3. Er mußte leiden — zum Preise und zur Verherrlichung Gottes.

Dieser einfach und treu erzählte Vorfall wird dem christlichen Leser Stoff zu manchen Betrachtungen geben, denen der Referent nicht vorgreifen will.

(Bern.) Auch uns beschäftigen die religiösen Angelegenheiten viel, ohne uns jedoch Furcht einzuflößen. Die Religionsfreiheit ist ein unschätzbares Gut und eine Nothwendigkeit; wir werden auf die eine oder auf die andere Art dazu gelangen. Das Bedürfniß der Ordnung und der Erhaltung dessen, was Heilsames und selbst Unentbehrliches in unserer gegenwärtigen kirchlichen Organisation ist, wird das Uebrige ausmachen. Unsere Versammlung des Constitua... wird sich mit der Verbindung zwischen Kirche und Staat beschäftigen müssen. Unglücklicherweise ist unter den Commissionsgliedern, wiewohl es unter ihnen sehr ausgezeichnete Männer gibt, keiner, der nicht mehr oder minder ein Fremdling in dieser Sache wäre. Laßt uns daher beten, daß auch der Berner Kirche Heil erwachse, und um des Glaubens willen Keiner mehr sein Vaterland verlassen müsse.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 11. Mai. № 38.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom Reiche Gottes.

(Fortsetzung.)

Dritter Artikel: Gottes Gerechtigkeit und Gnade.

Indem wir die biblische Lehre von der Gerechtigkeit und Gnade Gottes, wenigstens ihren Umrissen nach, vollständig darzustellen beabsichtigen, bemerken wir den Nachtheil, den die Losgerissenheit dieses Artikels von dem über Gottes Heiligkeit und Liebe (s. Ev. K. Z. 1830, Nr. 70—73.) für unseren Versuch nach sich zieht, indem dort die Darstellung des Verhältnisses von Heiligkeit und Gerechtigkeit, von Liebe und Gnade schon eingeleitet war. Wir dürfen aber auch um so mehr auf die Nachsicht unserer Leser hoffen, wenn wir uns gezwungen sehen werden, Mehreres, was in Beziehung auf die ersten Eigenschaften schon gesagt oder angedeutet wurde, in Beziehung auf die anderen zu wiederholen oder fester zu bestimmen.

Durch Vergleichung der verschiedenen Bibelstellen hatten wir einen Begriff der göttlichen Heiligkeit als den wahren erwiesen, den schon die älteren Evangelischen Theologen, die hierin überhaupt mehr Erkenntniß zeigen, als die Mehrzahl der neuen, anerkannten, und einer von ihnen folgendermaßen ausdrückt: die höchste und durchaus alles Fleckens oder Fehls ermangelnde Reinheit in Gott, welche von den Geschöpfen dieselbe Reinheit als Schuldigkeit fordert und allein sie in ihnen zu bewirken vermag.*) Wie Gott selbst uns nur dadurch bekannt ist, daß er mit uns in Beziehung steht, oder vielmehr uns geschaffen hat in Beziehung auf ihn, so offenbart sich jede seiner Eigenschaften nur in seinem Verhältnisse zu uns, durch die Mannichfaltigkeit desselben. Die Heiligkeit Gottes erkennen wir nur in einem besonderen Verhältnisse zu Gott. Denn die Mannichfaltigkeit unseres ganzen Lebens ist nur gesetzt durch die unterschiedenen Eigenschaften des göttlichen Wesens, die er in der Welt abzuspiegeln beschloß, und auf diese muß sich also auch jede Verschiedenheit im menschlichen und weltlichen Wesen zurückführen lassen, die nicht bloß im Scheine, der Frucht unserer Sünde, besteht. So scheidet sich einem Grundunterschiede nach Alles in zwei Classen, die sogleich genannt werden sollen, und man möchte sagen, daß in der Welt zwei Welten bestehen, wenn man nicht bedächte, daß, was ist, webt und lebt, Alles in jede dieser Welten hineingehört oder aus der einen in die andere hinüberspielt, weil Alles, was ist, durch den Zusammenklang aller göttlichen Eigenschaften im Grundworte der Schöpfung hervorgerufen ward. Das Reich der Allmacht hat Alles in sich beschlossen, trägt, bewegt und regiert die Welt, daß kein Wesen davon ausgeschlossen werden mag. Darin waltet ordnend die Erkenntniß Gottes und heißet Weisheit. Und doch kennt der Mensch noch eine andere Beziehung seiner selbst auf Gott, und ist folglich auch in derselben, nicht in jener allein. Freilich ist diese zweite Beziehung, in der er, und in der auch um seinetwillen die unvernünftige Creatur zu Gott steht, ihm nicht mehr recht bekannt und gewohnt, seit er selbst zu den Thieren hinabgesunken ist und gleich ihnen ohne Gott in der Welt irrt. Darum heißt jene Beziehung auf Gott, in der er sich als den Allmächtigen beweist, weil sie uns, wie der ganzen Natur, die natürliche geworden ist, das Reich der Natur (regnum naturae); die andere aber, darein unser Geist zurückkehren soll, das Reich der Gnade (regnum gratiae). Und dieses Reich ist nicht etwa ein neues, es ist nur wiederhergestellt, denn es war von Anfang an, als das Reich der Heiligkeit, und hat nur jetzt einen neuen Namen bekommen, weil durch Adam's Fall der Bund der Werke (ein etwas unschicklicher Name) aufgehoben wurde und sich seither durch Gottes Gnade in einen Bund des Glaubens verwandelt hat, damit die Gnade Gottes, welche Adam aus dem Erdenkloße schuf und in das Reich der Heiligkeit einführte,*) daß er in Gehorsam heilig sey, uns wieder da hinein erhebe aus dem Abgrund der Sünde heraus, damit wir den Heiligen unseren Vater nennen und als seine Kinder — nicht als bloße Werke — heilig seyen, wie er ist.

Wem dieses fremd vorkommen sollte, der vergleiche damit,

---

*) Wörtlich: Summa, omnisque omnino labis aut vitii expers in Deo puritas, munditiem et puritatem debitam exigens a creaturis; sive qua Deus summe purus, mundus et sanctus est, omnisque puritatis et sanctitatis in creaturis autor. Quenstedt.

*) Auch er wird als Kind Gottes dargestellt, Luc. 3, 38.

was er sonst gewiß nie bezweifelt hat, den allgemein anerkannten Unterschied der physischen und der moralischen Natur des Menschen, und frage sich einen Augenblick, ob jener Unterschied von diesem anders verschieden ist, als dadurch, daß er die Doppelnatur des Menschen in ihrem Verhältnisse zu Gott, also in ihrem eigentlichen Ursprunge und bleibenden Grunde ausdrückt? Aber zur physischen Seite des Menschen gehört auch nicht allein sein Körper, — gibt es doch auch eine Natur und Naturlehre der menschlichen Seele, — und der Wille des Menschen, der für den Grund seiner sogenannten moralischen Natur gilt, erstreckt sich umgekehrt sogar über seinen Körper hinaus, in's Gebiet der rohen Natur hinein. So erstrecken sich beide Gebiete, das der Natur und das des Willens, der Nothwendigkeit und der Freiheit, der Macht und der Heiligkeit, neben einander von der niedrigsten Stufe, dem äußersten Werke der Schöpfung hinauf und hinein in das Wesen und den Willen Gottes, des Einfachen und Dreifaltigen, des Wesens der Wesen, und des Vaters aller Persönlichkeit. Sie liegen aber auch in einander, sind und bewegen sich durcheinander, stehen und fließen in der Harmonie alles Lebens. Und diese Harmonie des Ganzen, dessen, was man das Aeußere und was man das Innere zu nennen pflegt, der Realität der Dinge und des Bestrebens der moralischen Kräfte, die Jeder ahnet oder fühlt, selbst wenn er gegen sie anstrebt, und die wir Christen glauben, glauben wir als Werk unseres Gottes und erkennen darin seine hohe, seine souveräne, Ehrerbietung und Anbetung fordernde Herrlichkeit: die Eigenschaft Gottes, zu deren näherer Betrachtung wir schreiten.

Die Harmonie zwischen dem, was unsere Seele will, und dem, was die Dinge sind, die Uebereinstimmung der beiden Gebiete, die wir als verschieden erkannten, ist, weil sie die Harmonie beider und also wechselseitig ist, keinem von beiden untergeordnet, hängt nicht von dem Einen oder Anderen ab; von Gott gewollt, steht sie über beiden, und, einzig absolut, macht sie beide von einander abhängig, daß immer Eins mit dem Anderen übereinstimmt. Nicht Alles, was wir wollen, ist, und nicht Alles, was ist, sollen wir wollen; es gibt ein höheres, gemeinsames Gesetz; auf das sollen wir schauen, daß wir danach wollen und handeln, und von dem werden auch gewiß alle Dinge gelenkt und gestellt, daß sie zu unserem Willen passen.

Dies ist die Ordnung der Welt, moralisch und physisch, und mehr als beides für sich allein; Eines gegen das Andere abwägend, im Anderen abspiegelnd, durch das Andere erregend, beschränkend, wie es der Ordner selbst will. Gott, keinem Gesetz unterworfen, nicht gebunden durch irgend einen Rechtsanspruch, er, in seiner Ewigkeit und Herrlichkeit allein, hat sie geschaffen und sich frei zur Quelle aller Ordnung und alles Rechts gemacht. Er schuf die Welt geordnet, er schuf sie gemäß seinem Willen, und siehe, darum nannte er sie gut. Damit war jeglicher Creatur Gottes Wille geoffenbart und sein Recht und Gesetz war gegeben. Recht ist, was dem gerecht und gemäß ist; alle Sünde ist ursprünglich und eigentlich Unrecht, eine Handlung außer und von dem Gesetze ab (ἀνομια). Das ist Gottes Gerechtigkeit als gesetzgebend, weltordnend, — justitia ordinans, dispositiva, antecedens.

Nach derselben Eigenschaft, nach der Gott die Welt in einer Ordnung schuf, welche als Ausdruck seines Willens unverletzlich ist für jedes Geschöpf, erhält er auch diese Ordnung, weil ja sonst keine Ordnung in der Welt wäre, sondern ein endloser Wechsel verschiedener Ordnungen; Gott, der frei und unabhängig in der Welt seinen Willen verwirklicht, bleibt immer sich selbst gleich, und durch diese seine Unveränderlichkeit, könnte man sagen, bindet er sich selbst an die Ordnung, die er gegeben hat,*) und die, wie er selbst, ewig dieselbe bleibt, ein Spiegel seiner Heiligkeit und eine Verherrlichung seiner Macht, die Bedingung des Wohlbefindens für alle Geschöpfe. Daher nennt ihn die Schrift, weil er Alles, was er schuf, forterhält, den getreuen Schöpfer, und dadurch, daß er dies in derselben Art und Bedingung ihres Daseyns thut, in der er sie schuf, daß er das Gesetz seines Willens unabänderlich geltend macht, daß in der Erhaltung der Welt ihre Ordnung erhalten, also seine Gerechtigkeit offenbart wird, erscheint seine Gerechtigkeit als erhaltend, justitia servans.

Betrachten wir nun die Weltordnung selbst näher, so nehmen wir sie sowohl im Gebiete der Heiligkeit als der Macht wahr, weil sie beide verbindet und bedingt. Gott, dies setzen wir als Christenglauben voraus, will, daß das Geschöpf, das er zu seinem Bilde schuf, in dem innigsten Verhältniß abhängiger Liebe zu ihm stehe, ihn in seinem Lichte schaue, durch seinen Willen bestimmt werde, und alles Andere ihm unterwerfe, in seinem Dienste, zu seiner Ehre gebrauche. Nach seiner freien Liebe hat er es geschaffen, zur Vereinigung mit ihm, und es war gut. Aber nach seiner Heiligkeit zog er sich aus seiner Gemeinschaft zurück, sobald es von ihm sich abwandte, und hob die innige Verbindung seines Geistes mit der sündigen Seele auf. Dies that er nach seiner Heiligkeit, d. h. weil Gott selbst wesentlich rein ist und nie von der Sünde befleckt werden, nie den Ungehorsam und Widerspruch gegen seinen Willen sanctioniren kann. Hätte Gott — was absurd und lästerlich zu sagen ist — in den gefallenen Engeln und Menschen fortgewohnt, wären sie auch als Sünder Tempel des heiligen Geistes geblieben, dann wäre ja die Sünde keine Sünde gewesen, und der heilige Geist wäre kein heiliger. Daß der Mensch Gott verließ, war die Sünde selbst, daß Gott ihn verließ, war wesentliche Bedingung (die eigentlich natürliche Folge) der Sünde. Denn Sünde ist nur möglich, 1) wenn die Heiligkeit voranging, wenn vorher eine Heiligung des Geschöpfes durch die Verbindung mit Gott, als dem Heiligen, statt fand, und 2) wenn die Heiligkeit Gottes, aber nicht die des Geschöpfes, fortdauert, wenn also die heiligende Kraft Gottes aufhört im Geschöpfe zu wirken.**) Aus dieser Erkenntniß ergibt sich nun das Irrthümliche in der Vorstellung mancher Mystiker, als sey die innere Verlassenheit von

*) Wir erwähnten früher (1830, S. 242.) lobend dieser Bestimmung, die auch F. A. Hasenkamp hat, aber auch schon z. B. Tertullian gebraucht, c. Marc., l. II. c. 7. (ut conservaret ea, quae voluit).

**) Vgl. Joh. 15, 6.: „Wenn Jemand nicht in mir bleibt, so ist er abgeworfen, wie das Rebschoß, und ist verdorrt" (nach dem Griechischen). Darauf folgt dann erst die Strafe: „man liest es auf, und wirft es in's Feuer, und muß brennen" (aor. und praes.). Trefflich sagt also Augustin: „Der Mensch hat die Gabe empfangen, daß er dem höchsten Gute anhängen kann. Wenn er aber das nicht will, so beraubt er sich selbst des Guten, und dies ist ein Uebel für ihn. Deswegen folgt denn auch durch die Gerechtigkeit Gottes Pein nach. Denn was ist so unbillig als daß der, der das Gute verläßt, sich wohlbefinde? Aber dies ist durchaus unmöglich. Zwar fühlt man bisweilen den Verlust des höheren Gutes nicht, wenn man das geringere Gut besitzt, was man liebt (um dessen willen man das Höhere verließ). Aber das ist Gottes Gerechtigkeit, daß wer freiwillig das Gut verließ, das er lieben sollte, mit Schmerz verliere, was er geliebt hat, da der Schöpfer der Naturen überall gelobt (verherrlicht) wird." De Genes. ad litt., l. 8, 14.

ott die größte, ja die einzige Strafe der Sünde, und wir
üssen gegentheils behaupten, daß sie es nicht sey, ja daß sie
r eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht Strafe genannt wer-
n könne, da sie nichts Anderes ist, als eine wesentliche Bedin-
ng der Sünde selbst, nichts Anderes als das, was der Sün-
r will. Oder verlangt der Sünder etwas Besseres, als von
ott verlassen, der Kraft und Zucht seines Geistes entledigt zu
yn? Ist dieses Verlangen selbst nicht schon die Verlassung
ottes und somit die Verlassung seiner Heiligkeit, = das Ver-
ssenwerden von der Heiligkeit?

Es war durchaus nothwendig, daß wir uns bemühten, diese
eziehung der göttlichen Heiligkeit auf die Abtrünnigen von der
eziehung seiner Gerechtigkeit zu unterscheiden. Nicht jene, nur
ese verhängt die Strafen. Aber hier entdecken wir auch leicht
e tiefe Wahrheit, deren Mißverstand zu jenem mystischen Irrthum
ranlaßte. In Gottes Gerechtigkeit spiegelt sich seine Heiligkeit
,*) und nur wo diese das Geschöpf verläßt, tritt jene strafend
n. Und umgekehrt, so lange Gottes Heiligkeit im Geschöpfe
h abspiegelt, dem Geschöpfe sich mittheilt, beglückt es auch die
ohlthuende Gerechtigkeit Gottes. In dem ursprünglichen Zu-
ande der Geschöpfe sind sie heilig und glücklich zugleich. Und
iß sie glücklich sind, ist ein Werk der Gerechtigkeit. Aber auch
er hat der Mysticismus eine Verwirrung versucht, oder vielmehr
ne Auflösung des eigenen Wesens der Gerechtigkeit in das der Hei-
gkeit und dieser in nichts. Die Seligkeit, die Belohnung des gu-
n Geschöpfes, sollte nur in seiner inneren Verbindung mit Gott
stehen, und man sprach von einer uneigennützigen Liebe zu
ott, die darin bestehe, daß man ihn liebte, an ihm hinge, mit
m auf's Engste verbunden bliebe, auch wenn man allen Mar-
rn der Hölle, allen Wirkungen seines Zornes preisgegeben
äre, — als ob so etwas sich denken lasse, eine Liebe und
eiligkeit des Geschöpfes, während der Schöpfer lieblos und un-
ilig und ungerecht wäre! **)

Worin besteht denn nun aber, worin offenbart sich das Ei-
nthümliche der Gerechtigkeit Gottes? Nicht, wie wir sahen,
seiner Heiligkeit, weder in ihrer ursprünglichen Verbindung
it den heiligen Geschöpfen, noch in ihrer Trennung von dem
nreinen; sondern darin, daß mit dem Willen und Leben des Ge-
höpfes, das in Gottes Heiligkeit will und lebt, alle Werke Got-
s, so weit sie es berühren, übereinstimmen müssen, um es glück-
ch zu machen, mit dem Abgefallenen und Unreinen aber Alles
Widerspruch steht, zu seinem Unglücke. Es ist die Abspiege-
ng der göttlichen Heiligkeit im Reiche der Allmacht, die Har-
onie der Natur mit dem freien Willen, von Gott gewollt, und
aher auch ihr Widerstreit gegen den sündigen Willen, damit
ie göttliche Ordnung bleibe und nur der Sünder, für sich allein,
ie Unordnung behalte, damit die Ordnung bleibe, die einst für
n war, nun gegen ihn ist, einst ihn beglückte, jetzt ihn zermalmt.

Aber wir sagten, daß diese Harmonie, welche von der Ge-
chtigkeit Gottes begründet wird, wechselseitig sey; und so ist

*) Daher hieß auch den älteren Dogmatikern die Heiligkeit Got-
s seine justitia universalis, essentialis oder besser interna (κατ'
ſω), und die Gerechtigkeit im eigentlichen Sinne wurde, als die
eußerung der Heiligkeit, j. specialis, oder besser externa (κατ'
ξω), rectoria genannt.

**) Trefflich sagt dagegen schon Hugo von St. Victor († 1140),
ne solche Liebe, die den Geliebten nicht besitzen wolle und seine Ga-
n verachte, würde selbst ein Mensch zurückweisen (de sacramen-
s, l. 2.).

es auch. Diese bringt nicht nur das Reich des physischen Da-seyns in Uebereinstimmung mit dem Willen, sie begleitet nicht nur den heiligen Willen mit physischem Wohlseyn (der volle Begriff des „Lebens" in der Schrift), und läßt nicht nur auf die Sünde Entbehrung, Pein und Zerrissenheit folgen (der „Tod"): auch umgekehrt spiegelt Gottes Gerechtigkeit den in der Natur der Dinge ausgesprochenen und durch die Allmacht realisirten Willen Gottes in dem Gebiete des freien Willens, der Heiligkeit ab, als Gesetz der Belohnung und Strafe. Daß der erste Mensch Gott liebend gehorche, war das innere Gesetz, oder richtiger der Trieb und die Richtung seiner Seele, bedingt durch ihre Einigung mit Gott, durch die Offenbarung seiner Heiligkeit in ihr. Daneben aber fand auch eine Manifestation der Gerechtigkeit statt, eine äußere Belehrung über die Art, wie er sich zu verhalten habe, um dem im Reiche der Natur realisirten Willen Gottes gemäß und also glücklich zu leben, und nicht durch einen Verstoß gegen denselben das Uebel sich zuzuziehen, das nothwendig darauf folgen mußte.*) Dieses Gebot konnte übertreten werden, obgleich es der Ausdruck der göttlichen Weltordnung war, denn so geschieht die Offenbarung derselben an das freie Wesen, daß sie seiner Freiheit keinen Eintrag thut; aber nicht konnte umgekehrt der Abfall des Willens von der Heiligkeit die Ordnung der Natur aufheben, in der sich Gottes Heiligkeit unverletzlich und unabänderlich abspiegelt, als im Reiche der Allmacht. Und so konnten wir also sagen, daß die Harmonie zwischen der Heiligkeit und der Macht, der Freiheit und der Gewalt, dem Wollen und der Wirklichkeit, welche die Gerechtigkeit Gottes schafft und erhält, gegenseitig sey, obgleich auf jeder Seite in der eigenthümlichen Art derselben.**) Uebertreten kann die Seele das ihr geoffenbarte Gesetz, aber ohne Ausnahme vertheilt Gott nach diesem Gesetze Wohlseyn und Leiden, je nachdem sie es beobachtet oder übertritt.

Daß die Natur der Dinge den Guten beglückt und den Bösen mit Leiden überhäuft, so wie daß der Mensch von Anfang an weiß, wie er sich zu verhalten hat, um in ihr glücklich zu seyn und nicht zu leiden, ist also ein Werk der weltordnenden Gerechtigkeit des Allherrschers. Jedes einzelne Mal aber, daß jenes geschieht, ist eine specielle Manifestation seiner Gerechtigkeit, die sich dann als richtend (compensativa, judicialis, consequens) zeigt, entweder in Belohnung (remunerativa) oder strafend. Denn nur Gott, der die Dinge in ihrer Ordnung schuf, läßt diese Ordnung wirken. Seine Gerechtigkeit ist ihr Träger, ohne den sie nicht existiren, nicht wirken könnte. Er erhält die Welt nicht bloß (conservatio), er erhält sie auch in Thätigkeit durch seine Einwirkung auf sie (concursus), und das auch nicht bloß in ihrem gegenwärtigen Treiben, sondern mit Bezug auf ihr Verhältniß zur Folgezeit (gubernatio). Und so, als die Art, wie Gott fortwährend die Welt regiert, erscheint denn auch seine Gerechtigkeit als weltregierend, in allen Verhältnissen sich offenbarend, alle bestimmend, — zum Heil oder zum Verderben, justitia gubernans.

So kennen wir nun Gott als den Gründer, Erhalter und

*) Vi justitiae suae dispositivae creaturas intelligentes convenientibus instruit legibus. Hollaz. Vgl. Röm. 1, 32. 28. Zeph. 3, 5.

**) Auch hierauf ist der tiefe Gedanke Thomas von Aquin's anzuwenden, ob auch zunächst in anderer, aber verwandter, Beziehung ausgesprochen: Operatur nempe (Deus) in unoquoque secundum ejus proprietates.

Verwalter des Rechts, als den gerechten Herrn und Richter der Welt, der nach einem Willen das Gute und das Wohl, das Böse und das Uebel unzertrennlich verbindet, und dieses Gesetz sowohl zu erkennen gibt als wirklich vollzieht. Die einzelnen Dogmen, aus denen die gegebene Theorie besteht, sind alle der Schrift entnommen; hier aber ist der Beweis überflüssig, da sie nicht angefochten, sondern nur zur allgemeinen Begründung der folgenden specielleren Sätze vorausgeschickt ist, welche wir aus der Bibel zu vertheidigen haben im Gegensatze zu der Hasenkamp-Menkenschen Lehre. Gottes richtende Gerechtigkeit ist demzufolge die Eigenschaft, welche in den Handlungen seiner Macht seine Heiligkeit offenbart.*) „Stark ist Gott der Herr, der sie richten wird;" „und heilig, daß du solches gerichtet hast;" Offenb. 18, 8. 16, 5. vgl. 6, 10. „Darum hat die Hölle ihren Rachen aufgethan ohne Maaß, daß der Herr Zebaoth erhöhet werde im Recht (durch das Gericht), und Gott der Heilige geheiliget werde in (durch seine) Gerechtigkeit." Jes. 5, 14. 16. vgl. 3 Mos. 10, 1—3. Menken's Erklärung dieses Begriffs ist davon ziemlich abweichend. „Gottes Gerechtigkeit," sagt er, „ist Gottes unpartheiliche Liebe, die den Grad der Seligkeit und Herrlichkeit eines Jeden nach seiner Würdigkeit bestimmt." Die Beweisstelle soll Luc. 19, 12—27. seyn (S. 44.). Weniger einseitig ist die Erklärung noch in Hasenkamp's Br. über w. W. gefaßt: „Gerechtigkeit ist Ihnen doch wohl mit Baumgarten: bonitas proportionalis,**) Ebenmaaß in Güte und Strenge oder Ernst, nach welchem Keiner zu gelinde, auch Keiner zu hart behandelt wird: der Gute es gut, der Schlechte es schlecht bekommt?" (Th. 1. S. 37.) Hier sieht man noch ein Schwanken in der Bestimmung, es ist bereits ein Versuch, die Gerechtigkeit auf die Güte (bonitas) oder Liebe zurückzuführen, aber doch noch mit Anerkennung der Bibellehre von Gottes „Strenge," welcher Ausdruck aber gleich wieder in den milderen Ausdruck „Ernst" verwandelt wird. „Proportionirlichkeit in Güte und Ernst, das ist Gerechtigkeit," sagt Collenbusch (H. 1. S. 198.). Bei Menken finden wir die Auflösung der Gerechtigkeit in eine weise Liebe vollzogen. Seine Definition spricht nur von Graden der Würde und Seligkeit; von Strafe ist nicht die Rede. Und doch hält er den Gedanken der Würdigkeit fest, und sagt in der negativen Erklärung der Gerechtigkeit auch: „Er erhebt und beseligt keines aus Willkühr, und erniedrigt und betrübt keines aus Willkühr" (a. a. O.). Wir könnten also annehmen — und würden es mit Freuden annehmen, — daß er auch von Seiten der Strenge den Begriff der Gerechtigkeit Gottes nicht zu schmälern beabsichtigte, sondern nur einseitig sich ausdrückte, wenn nicht in der Erklärung der strafenden Gerechtigkeit diese Einseitigkeit sich wiederfände, also grade an einem Orte, wo der Blick nothwendig sich auf die Seite der Strenge hätte richten müssen, wenn die Schule überhaupt eine solche anerkennte. Menken selbst sagt von ihr: „Diese besteht darin, daß kein Mensch strenger und schwerer gestraft wird, als die Größe des Vergehens desselben erfordert, und nicht schwerer und länger als zur Besserung nöthig ist" (S. 47.). Und beinahe wörtlich so C. H. G. Hasenkamp, Catech. S. 29.*) Hier wird also die strafende Gerechtigkeit bloß darein gesetzt, daß nicht zu viel gestraft werde — eine rein negative Bestimmung, — aber das eigentliche Wesen der Gerechtigkeit, das ja Menken selbst anerkennen muß, und wovon er gewiß auch im Glauben eine Ahnung hat, wird weggelassen: daß nach Würdigkeit gestraft werde, d. h. grade so viel, als Jemand verdient hat, also weder weniger noch mehr.

Dieser Fehler der Lehre ist nicht zufällig, sondern durch die Consequenz entstanden. Späterhin wird sich zeigen, wie nothwendig es für sie ist, die Gerechtigkeit Gottes auf eine Art zu fassen, deren Halbheit jedem Unbefangenen in die Augen springt. Jetzt genügt es, den nächsten Satz anzugeben, der sich nur so lange halten läßt, als man die Gerechtigkeit Gottes nicht vollständig erkannt hat. Dieser Satz ist der, Gott könne Strafen erlassen, nur theilweise oder gar nicht strafen, wo Strafe verdient worden sey, ohne daß seine Gerechtigkeit dagegen Einspruch thue oder Genugthuung verlange. Vgl. C. H. G. Hasenkamp's Zeitschr. S. 276 ff.**) 281. Blicken wir noch tiefer in den Zusammenhang der Lehre, so tritt uns als ihr letzter Grund eben jene Ansicht von der Liebe als dem Wesen Gottes (im Vorzug vor den anderen Eigenschaften), welche also die Gerechtigkeit selbst ist, insofern sie durch Strafen zu bessern und zu beseligen sucht entgegen, gegen die wir uns schon im vorigen Artikel erklärten weil sie durch die Bibel nicht gerechtfertigt, wohl aber widerlegt werden kann. Wie wenig zu beweisen ist, daß Gott aus Liebe straft, haben wir daselbst hoffentlich schon gezeigt; jetzt betrachten wir, was die Bibel von der Strafgerechtigkeit gradezu sagt und wünschen nur, daß diese Aussprüche recht beachtet und beherzigt werden mögen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) „Die Ehre Gottes ist in den Reden der Israeliten immer der Endzweck dieser Handlungen der göttlichen Gerechtigkeit" (der Belohnung und Strafe). Baumgarten-Crusius Grundzz. einer bibl. Theol. S. 206.

**) Die Definition kommt also aus der Wolfischen Schule. Leibnitz, der übrigens, wie unten gezeigt werden soll, den biblischen Begriff der Strafe nicht ganz aufgab, definirt die Gerechtigkeit durch sapientis bonitas. „Gut ist," sagt er, „wer Alle liebt, so weit es die Vernunft erlaubt. Die Gerechtigkeit also, welche die Neigung der Menschenliebe lenkt, können wir am Schicklichsten, wenn ich nicht irre, als die Liebe des Weisen (caritatem sapientis), d. h. die Liebe, welche den Regeln der Weisheit folgt, definiren." De actorum publ. usu §. 11.; Theod. §. 179.; Considd. ad lib. Hobbes. §. 12.

*) Die vier Bibelstellen, die er hiezu anführt, kommen unten vor.

**) „Ja dreist wiederhole ich's: Die Grundsätze, die jenen Ba[u] [der Kirchenlehre] begründen sollen, „„um des Ansehens des Gesetzes willen [richtiger: um seiner selbst willen, denn dies ist d[ie] Kirchenlehre, jenes die, nur bedingungsweise orthodoxe, Ansicht v[on] Grotius] sey es unabbittlich [unumgänglich] nöthig, daß G[ott] keine Schuld vergebe, er bestrafe sie denn anderswo und wie [in] Christo, dem Sohne Gottes, allein]; alle Menschen seyen unt[er] Gottes Zorn und Fluch [von Natur]; Gott müsse daher Alle oh[ne] Aufhören strafen, wenn nicht ein Anderer dafür Aehnliches litt[,] dies sey Gerechtigkeit Gottes"" liegen sämmtlich außer dem Gebie[t] der Wahrheit, und sind abgeschmackte Fündlein der Menschen u[nd] Teufel" u. s. w. u. s. w.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 14. Mai. № 39.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom Reiche Gottes.

(Fortsetzung.)

Gottes Gerichte sind wahrhaft, er richtet wie die Sache sich verhält. Wer sollte ihn nicht fürchten und seinen Namen verherrlichen? Offenb. 15, 3. 4. 16, 7. Ps. 119, 137 f. Er spricht den Sünder nicht unschuldig, läßt ihn nicht ungestraft, 2 Mos. 20, 7. Der Ungerechte wird so viel, als er ungerecht war, zur Strafe bekommen. Col. 3, 25. Denn Gott vergilt einem Jeden, wie er gethan hat. Matth. 16, 27. Röm. 2, 6. Ps. 62, 13. Spr. 24, 12. Jer. 17, 10. „Die Rache ist mein, ich will vergelten," spricht der Herr. Röm. 12, 19. Hebr. 10, 30. 5 Mos. 32, 35. Ps. 94, 1. „Gott, deß die Rache ist! vergilt den Hoffärtigen, was sie verdienen!" Ps. 94, 1. 2. Klagel. 3, 64. „Wie du gethan hast, so soll dir wieder geschehen, und wie du verdienet hast, so soll dir's wieder auf deinen Kopf kommen." Obad. 15. Ez. 7, 27. Hos. 4, 9. „Nachdem es Recht ist bei Gott, zu vergelten Trübsal denen, die euch Trübsal anlegen — und mit Feuerflammen Rache zu geben über die, so nicht gehorsam sind dem Evangelio unseres Herrn Jesu Christi, welche werden Pein leiden, das ewige Verderben von dem Angesicht des Herrn und von seiner herrlichen Macht." 2 Thess. 1, 6. 8. 9.

Wiedervergeltung und Vollstreckung der Rache (ἀνταποδοσις und ἐκδικησις, גמול), — diese beiden Worte allein sollten klar genug seyn, uns den strengen Begriff göttlicher Gerechtigkeit erkennen zu lassen. Auch wußten sich wirklich diejenigen, denen Alles darauf ankam, ihn zu lindern, und deren Exegese sonst keine Kunstgriffe und Zwangskünste scheute, die Socinianer, nicht anders zu helfen, als daß sie sagten, die Gerechtigkeit Gottes strafe überhaupt die Sünden nicht, sondern nur sein Zorn; daß er strafe, sey also keine seiner wesentlichen Eigenschaften, sondern Sache seiner Willkühr.*) Das war nun consequent, — freilich eine fürchterliche Consequenz, aber nun konnte man doch getrost fortfolgern und war gewiß, zu dem Resultate zu kommen, es habe keiner Versöhnung bedurft, damit Gott, seiner Gerechtigkeit unbeschadet, die Sünden vergeben könne. Nur auf diesen Grundsatz hin, daß die göttliche Strafgerechtigkeit nicht dem Wesen Gottes angehöre, sondern von seinem Willen abhänge, läßt sich auch behaupten, was oben Hasenkamp aussprach. Aber dieser Satz selbst ist grundlos, wie die Evangelischen Theologen beider Confessionen schon lange darthaten, und die Bibel widerspricht deutlich dieser Vorstellung, die eine ärgere Willkühr in Gott setzt, als die crasseste Prädestinationslehre. Es bedarf ja nur einer Verweisung auf die Stellen, in denen von Gott gesagt wird, er sey gerecht, und auf Stellen, die noch tiefer gehen, auf den Grund im Wesen Gottes, auf dem die Verbote des Bösen und die Vollziehung der Strafe beruhen. Nur zu sehr sind wir nämlich gewohnt, seit die Sitte aufgehört, aus dem Stoffe der Welt einen Götzen zu machen, die Gedankenformen, die wir der Welt abgewonnen (davon abstrahirt) haben, an die Stelle und auf den Thron des lebendigen Gottes zu setzen. Gar zu gerne betrachten wir die Ordnung und das Gesetz Gottes, so weit wir es erkannt, als das Höchste, und meinen, daß Gott selbst um dieser Ordnung willen handle, auch gegen seinen Wunsch, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, als ob er nicht zu Allem sich hinneige, Alles liebe, was er festsetzt und ausspricht. Allerdings, wenn aus dem Munde der Gerechtigkeit ein Wort gehet, so soll es dabei bleiben (Jes. 45, 23.), aber Gott ist kein Mensch, daß ihn reue,*) was er beschlossen und geredet hat (4 Mos. 23, 19. 1 Sam. 15, 29. Jer. 4, 28. Ez. 24, 14.). Wenn er die Strafe droht und wenn er sie vollzieht, meint er es gleich ernstlich, und straft nicht etwa, wie menschliche Richter öfters thun müssen, wider Willen, nur des Gesetzes wegen (5 Mos. 28, 63. Spr. 1, 26 u. a.). Die Schrift zeigt uns einen lebendigen Gott, der mehr als ein

*) S. Cat. Racov., qu. 396.: Eam justitiam, quam adversarii misericordiae opponunt, qua Deus peccata punit, nusquam literae sacrae hoc nomine justitiae insigniunt; verum iram et furorem Dei appellant, etc. Und kurz vorher: Si ea justitia Deo natura inesset, nullum peccatum Deus remitteret, sed semper illud puniret.

*) D. h. daß er es um seinetwillen unterlassen oder ungern thun sollte. (Vgl. unten.)

Gesetz ist. Sein Strafgesetz beruht nur auf seinem eigenen, persönlichen Abscheu vor dem Bösen, und aus diesem fließen daher auch alle Strafgerichte. Dieser Abscheu ist beständig, sich selbst gleich, nicht willkührlich und wandelbar, und daher drückt er sich in einem Gesetze aus. Aber, noch einmal, die Offenbarung ist nicht nur eine Offenbarung des Gesetzes, sondern Gottes selbst, und enthüllt uns, wie seine herzliche Liebe zum Guten, so seinen herzlichen Abscheu vor dem Bösen. Das ist die tiefe, oft verkannte Lehre von dem Haß und Zorne Gottes, die doch vom biblischen Christenthume unzertrennlich, ja selbst jedem wahren Theismus unentbehrlich ist. „Die Seele des Herrn hasset den Gottlosen und die gerne freveln," Ps. 11, 5. vgl. Spr. 17, 15. Und diesen Abscheu seiner Heiligkeit vor dem Bösen beweist er in seiner Gerechtigkeit thatsächlich: „Du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt," sagt David; und, fügt er als Folge hinzu: „Wer böse ist, bleibet nicht vor dir." „Die Ruhmräthigen bestehen nicht vor deinen Augen;" warum? „du bist feind allen Uebelthätern." Und noch stärker: „Du bringest die Lügner um;" warum? „der Herr hat Gräuel an den Blutgierigen und Falschen." Ps. 5, 5—7. Denn wie er gerecht ist und die Gerechtigkeit lieb hat, daß die Frommen sein Antlitz schauen sollen (Ps. 11, 7.), so hat er auch Gräuel an den verkehrten Herzen (Spr. 11, 20.); und das Eine ist nicht menschlicher gedacht, nicht weniger wahr, als das Andere. Wie von seiner Liebe gesagt ist und geglaubt wird, daß sie ihn zu Handlungen der Liebe bewege, daß er Mitleiden empfinde, und brenne von Barmherzigkeit, so sagt die Schrift auch, daß er nicht nur im Allgemeinen das Böse verabscheue, — was ein todter, unkräftiger, unheiliger Abscheu wäre, — sondern auch wirklich zürne über alles Böse, wo es ihm entgegentritt. Der Unwille, die Zornglut Gottes (θυμος nennt es das N. T. stark genug) bricht in wirklichem Zorne (ὀργη) aus. „Denn Gottes Zorn vom Himmel wird geoffenbart (es ist nicht bloßer Schein auf Erden, wie Manche sich bereden möchten) über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit." Röm. 1, 18. Der Sünder zieht ihn allerdings sich selbst zu, denn wie wäre sonst Gott gerecht? aber dadurch wird es auch nur um so klarer, daß Gott dem Sünder zürnt und ihn deswegen gerecht bestraft, ganz so, wie er es verdienet hat. „Du nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn, auf den Tag des Zorns und des gerechten Gerichts Gottes, welcher geben wird einem Jeglichen nach seinen Werken, denen die da zänkisch sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Ungerechtigkeit, Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun." Röm. 2, 5. 6. 8. 9. vgl. Eph. 5, 6. Matth. 22, 7. Nicht etwa nur der Gott des Alten Testaments heißt ein „Gott, deß die Rache ist" (Ps. 94, 1.), „denn auch unser*) Gott ist verzehrendes Feuer" (Hebr. 12, 29.), und „schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen" (Hebr. 10, 31.). Deshalb sollen wir ihm dienen mit Zucht und Furcht (Hebr. 12, 28. vgl. 10, 29. Phil. 2, 12.).

*) So glauben wir, was übrigens zur Sache nichts thut, και γαρ hier übersetzen zu müssen. In dem ganzen Abschnitte findet eine Vergleichung der furchtbaren Offenbarungen Gottes im A. T. mit denen in Christo statt, um zu zeigen, daß wir Gott noch viel mehr zu fürchten haben als die Israeliten (vgl. bes. V. 25—27.). Diese Ermahnung schließt nun der Apostel mit einer Anwendung des Alttestamentlichen Grundes (5 Mos. 4, 24.) auf die Christen: Deus noster, qui nos in Christo amat et ad aeternae suae felicitatis participationem vocat (wie die Israeliten zum Besitz Canaan's), *etiam* est ignis consumens. (Limborch.)

Unter den sündigen Menschen ist wahrer, reiner Zorn etwas eben so Seltenes und noch Selteneres als ächte Liebe. Beides sind nach der Schrift göttliche Eigenschaften, und es ist nur unser Fehler, wenn wir sie für ungöttlich achten, weil wir ihre wahre Natur selbst nicht genug kennen. Wir wollen nicht glauben, daß Gottes Zorn immer gerecht ist (Röm. 3, 5 f.), weil wir wohl fühlen, daß unser Zorn immer etwas ungerecht ist (Röm. 2, 1. Jak. 1, 20.). Und obgleich diese menschliche Unvollkommenheit nicht im Geringsten beweist, daß Gott nicht zürne,*) muß sie doch sehr oft als Scheingrund dienen, weil der Mensch — meist aus tieferem, schlimmerem Grunde — die Lehre nicht leiden mag, sondern eine solche verlangt, welche schmeichelnd sein Fleisch kitzele. „Wer," mußte schon Moses fragen, „wer glaubt's aber, daß du so zürnest, und wer fürchtet sich vor solchem deinem Grimm?" (Ps. 90, 11.). Oder ist es denn anders zu erklären, wenn in einer Anleitung zum Unterricht — nicht in den Vernunftwahrheiten, sondern „in den Wahrheiten der heiligen Schrift" die Lehre vom Zorne Gottes, zwar nicht gradezu geläugnet, aber verschwiegen wird? Wenn man sie vergeblich durchsucht, um nur einige Worte der Anleitung zu finden, was man bei den biblischen Redensarten: Zorn Gottes u. dgl., zu denken habe, muß man da nicht glauben, dieses Lehrgebäude habe ein besonderes Interesse, dies mit Stillschweigen zu übergehen? — Moses hatte in seinem Psalm die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens als eine Wirkung des göttlichen Zornes geschildert: „Das machet dein Zorn, daß wir so früh vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen" — und zwar der Zorn über unsere Sünde: „Denn unsere Missethat stellest du vor dich; unsere unerkannte Sünde in's Licht vor deinem Angesicht." Da möchte ich nun gerne vor den ehrwürdigen Menken hintreten, und ihn brüderlich von Auge zu Auge fragen, wie es ihm möglich gewesen sey, die Meinung auszudrücken, die Sterblichkeit und das Elend unseres Geschlechts sey nicht eine Strafe der Sünden, auch nicht bei Adam eine Strafe gewesen, sondern nur eine natürliche Folge seiner Sünde, des Genusses der giftigen Frucht?**) Wenn nun aber schon

*) Wie viel consequenter nicht nur, auch psychologisch richtiger ist die Ansicht Epikurs, als die der Neuern, der von dem Elend und der Vergänglichkeit aller menschlichen Affecte ausgehend (da er keine göttlichen kannte) sie alle, Huld wie Zorn, Gott absprach. Το μακαριον και ἀφθαρτον οὔτε ὀργαις, οὔτε χαρισι συνεχεται· ἐν ἀσθενεια γαρ παν τοιουτον. (Diog. Laërt. X, 139.) *Ex hoc* beatus et incorruptus est, quia nihil curat, neque habet ipse negotium, neque alteri exhibet (Lactant. de ira Dei, c. 4.). Und der alte Pantheist Xenophanes (bei Clem. Alex., strom. l. V. p. 601. ed. de Potter):

„Gar nicht gleich an Gestalt den Sterblichen, noch an Gedanken."

Aber auch die Socinianer eigneten sich Etwas von dieser Consequenz an, indem sie es ungescheut aussprachen, Gott könne (nach ihrer Lehre) auch nicht die Barmherzigkeit als wesentliche Eigenschaft besitzen, weil er sonst gar keine Sünde strafen könnte (quod, si natura Deo inesset sc. misericordia, non posset Deus ullum peccatum prorsus punire). S. Cat. Racov., qu. 396. und vgl. oben.

**) Vgl. Anl. S. 74. f., wo ein bestimmter Gegensatz zwischen natürlicher Folge und Strafe (der Verlust des Paradieses) statt findet, als ob nicht jedes natürliche Uebel, das die Sünde nach sich zieht, aus Gottes Verhängniß erfolge und Strafe sey! Deutlicher noch in den Briefen Th. II. S. 67. und im Kat. S. 38. Und in der Zeitschrift, S. 310. sogar: „Nie wird die eingetretene Sterblich-

ieser einfache Lehrsatz so verkannt wird, wie müssen wir nicht ine noch größere Verwirrung in der ganzen Lehre von Gottes Strafgerechtigkeit erwarten, zu deren Verständniß vor Allem othwendig ist, daß man dabei vermöge, von der Erlösung in Christo abzusehen, und rein das in's Auge zu fassen, was ie Bibel von dem Zorne und den Strafen Gottes an und für ich sagt. Der Tod z. B. ist für Gläubige, wie schon seit achtzehn Jahrhunderten und wohl noch länger gelehrt und geglaubt wird, keine Strafe mehr; ist er es aber deswegen nicht seiner Natur nach? hat uns Christus nicht eben deswegen von ihm befreit, weil er Strafe war, und dieses eigentliche Wesen des Todes vernichtet, so daß für die Gläubigen nichts mehr davon übrigblieb, als der Schein desselben, die bloße Folge unseres natürlichen Zustandes, an dem auch die Gerechtfertigten noch theilnehmen? Ohne die Erlösung ist er wesentlich der Anfang und das Princip der ewigen Pein; Grab und Hölle sind der Schrift ein einziger Begriff; die Bäche des Todes und die Fluthen Belials und die Wasser des göttlichen Zornes Bilder eines und desselben Leidens (Ps. 18, 5. 6. Ps. 88, 6—8.). — Wir wollen indeß uns nicht weiter über das verbreiten, was wir im nächsten Artikel zu betrachten haben, die Ausdehnung des göttlichen Zorns in Bezug auf das gegenwärtige Menschengeschlecht, wobei wir nur zu deutliche Beweise werden vorlegen müssen, daß überhaupt geläugnet wird, die Menschen seyen von Natur Kinder des Zorns. Jetzt kam es darauf an zu beweisen, daß die Strafe in der Schrift als ein Akt der Gerechtigkeit dargestellt wird, die rein um ihrer selbst willen handelt, daß es also, wie Leibnitz sagt, eine Gerechtigkeit gibt, die allein auf der Uebereinstimmung beruht, welche eine Genugthuung zur Aussöhnung der Missethat fordert, also eine Art der Gerechtigkeit, welche eigentlich die rächende ist (vindicativa), und weder die Besserung des Verbrechers, noch die Abschreckung Anderer, noch die Vergütung des Schadens zum Zwecke hat.*)

Es ist bei Allem, was wir hier sagten und sagen mußten, keinesweges unsere Absicht gewesen, zu läugnen, daß viele Strafen Gottes die Besserung zur Absicht haben. Aber läugnen müssen wir, daß dies reine Akte seiner Gerechtigkeit sind, Strafen im strengsten Sinne des Wortes, indem die Strafgerechtigkeit an sich immer und lediglich die Rache zum Zwecke hat. Daß dabei zugleich die Verherrlichung Gottes auch unter den anderen Geschöpfen beabsichtigt und bewirkt wird, leidet keinen Zweifel. Dies ist aber eine Handlung seiner Strafgerechtigkeit nur insofern, als die Anderen durch den Sünder selbst auch beleidigt worden sind. Daß aber außerdem noch die Guten in der Wahrheit und Heiligkeit befestigt werden durch die Strafe des Bösen, ist richtig (3 Mos. 10, 3. 5 Mos. 11, 3—7. Ps. 52, 7—11. 119, 119. 1 Cor. 10, 6. 11. Hebr. 12, 16. 25. 2 Petr. 2. 3.), wird aber nie als Zweck der Strafgerechtigkeit geschildert, sondern ist Sache der weltregierenden Gerechtigkeit. Eben so gehört es auch dieser an, das Uebel, welches durch das Böse entstehen könnte, zu verhüten, und es ist ebenfalls eine falsche Vorstellung, die besonders manchen Christen im vorigen Jahrhunderte sehr nahe lag, obgleich sie in der Bibel nichts für sich hat, die Strafen hätten den Endzweck, den Schaden wieder gutzumachen. Die Idee der Restitution, die überhaupt, z. B. von dem sel. Jung, manche falsche Anwendung erlitt, erhielt dadurch eine völlig unrichtige Beziehung, denn wie könnte Gott durch die Sünde einen Schaden, einen Verlust erleiden, daß er dafür einen Ersatz zu erhalten beabsichtigen und durch Strafen bewirken sollte? Und doch hat auch in die Hasenkamp-Menken'sche Lehre diese Meinung sich eingeschlichen. Schon F. A. Hasenkamp spricht es in den Briefen aus (Th. 2. S. 104. 133—141.), da die erste Sünde ein Mangel an Entrichtung des Gehorsams gewesen sey, so habe Gott nachher nicht Strafe dafür verlangt, sondern Bezahlung des schuldig gebliebenen Gehorsams. Eben so Menken S. 204., und Hasenkamp im Kat., S. 89. Es ist aber klar, daß dieser Ansicht nach die Sünde gar nicht in Bezug auf die Heiligkeit Gottes gefaßt wird, sondern nur als eine augenblickliche Unterlassung einer Schuldigkeit von unserer Seite, die wir auch ein andermal nachholen können, und sie also mit der biblischen Lehre, daß die Bestrafung aus Gottes Abscheu vor der Sünde fließe, und eine Vergeltung (μισθαποδοσια) des Ungehorsams sey, gar nicht zu reimen ist. Vielleicht wurde dieses auch gefühlt, und deswegen im Artikel von der Gerechtigkeit des Ersatzes keine Erwähnung gethan, so sehr die Ansicht davon späterhin in der Lehre von der Erlösung ihren Einfluß äußert.

---

keit der Menschen eine Strafe Gottes genannt." — Ueber Röm. 6, 23. genügt es zu bemerken, daß daselbst der Tod „der Sold, den die Sünde gibt," genannt wird im Gegensatze zu dem Leben, der freien Gnadengabe (χαρισμα), die Gott in Christo Jesu ertheilt. Nicht frei oder selbstthätig, sondern eben aus positivem Verhängniß Gottes belohnt die Sünde ihre Knechte mit Tod. Vgl. das Obige, Spr. 11, 18—21. Hebr. 2, 2.

*) Theod. P. 1. §. 73., wo er trefflich gegen Hobbes und die Socinianer spricht und namentlich bemerklich macht (vgl. Adnott. in libr. de orig. mali, §. 17.), die Läugnung dieser Art Strafen stehe in Zusammenhang mit der der Freiheit. Wer die letztere läugnet, kann wohl zugeben, daß Gott oft die Menschen hart behandle, um sie zur Besserung zu zwingen (wie die Thiere), aber nicht, daß er sie im eigentlichen Sinne strafe. Und umgekehrt muß auch beinahe Jeder, der die Strafen schlechtweg als Besserungsmittel betrachtet, folgerecht die Freiheit der Geschöpfe läugnen. Und zu dieser Consequenz wird auch C. H. G. Hasenkamp einmal fortgerissen, — gewiß unbewußt, — wenn er in der Zeitschrift S. 308. sagt: „Des Gesetzes Ansehen verlangt Gott aus keinem anderen Grunde, als daß die Menschen in Ausübung desselben selig seyen [wir sagen: weil er heilig ist und will, daß wir heilig seyen, und nur in Heiligkeit, also freiwillig, selig], und Er, der Allen helfen will, wäre nicht weise, oder hätte nicht Mittel genug, diesen Willen ganz — zu erreichen?" Wo bleibt nun die Freiheit, wenn Alle selig werden müssen, weil Gottes Weisheit und Macht sie schon zum Gehorsam bringen kann? — Wie sehr verräth aber Hasenkamp den Grund seiner Lehre und wie bestärkt er nicht, was er umstoßen will, wenn er sagt: „Von dieser Seite, als Rächerin des Bösen, darf sie (die Gerechtigkeit Gottes) aber unserem Geiste nie vorschweben, ohne daß wir zugleich den Hauptzweck aller Strafen, welcher Besserung heißt, vor Augen behalten, weil wir sie sonst von ihrem Liebesgrunde in Gott abgerissen und so in einem falschen Lichte sie dachten. Hierin müßten wir bei der gegebenen Erkenntniß Gottes mit freudiger Ehrerbietung auch dann fest und unbeweglich beruhen, wenn von der Besserung, als dem Zweck der Strafen Gottes, gar nichts Bestimmtes geschrieben stände. Aber außer den vielen Winken hierüber [also bloß Winke? und wo sind denn diese vielen?] und außer der diesen Zweck stillschweigend voraussetzenden Sprache des A. und N. T., klagt Gott, daß Viele geschlagen werden und es nicht fühlen, daß sie nach großen Gerichten nicht bußfertig ablassen von ihren bösen Werken, und gibt damit die im Blick auf sie [auf wen?] gehegten Absichten kund" (Ztschr. S. 303.). Es gibt also Liebesabsichten Gottes, die er nicht erreicht, über deren Vereitelung er klagt; wie stimmt das zu dem Obigen? — Ueber unsere Ansicht vgl. im Folg.

Wir betrachten jetzt noch kürzlich die Schriftlehre von der göttlichen Gnade, die uns um so trostreicher erscheinen wird, je mehr wir uns den Aussprüchen über die Gerechtigkeit von Herzen unterworfen haben. Die Summa ist, so viel wir sie zu fassen vermögen, die: Wie Gottes Heiligkeit nicht nur darin besteht, daß er heilig ist in sich selbst, sondern auch dahin wirkt, daß seine Geschöpfe heilig seyen, also ihn in ihnen heiliget, so will seine Liebe nicht nur seine, sondern auch ihre Seligkeit, und er nimmt an dieser Theil, wie an der seinigen, sucht also in ihrer Seligkeit selbst selig zu seyn. Diese innige Theilnahme gegen die, ohne die er selig seyn könnte, heißt die Barmherzigkeit Gottes (רחמים, τα σπλαγχνα του θεου, wörtlich sein Eingeweide), ein Wort, das besonders von der zärtlichen Liebe der Eltern zu ihren Kindern, von der Theilnahme der Glücklichen gegen die Unglücklichen gebraucht wird. Diese Barmherzigkeit erstreckt sich auf alle seine Werke (Ps. 145, 9. vgl. 33, 5.), weil alle ohne ihn unglücklich, ja nichts seyn würden, verhindert aber nicht, daß er gerecht und heilig sey in allen seinen Wegen und Werken (das. V. 17.): „Der Herr behütet Alle, die ihn lieben, und wird vertilgen alle Gottlosen" (V. 20.). Wie kommt es nun aber, daß dennoch eine Rettung statt findet, und ein Weg, auf dem die Gottlosen, die das Gesetz verdammt, gerechtfertigt werden sollen? Die Schrift verweißt uns auf Gottes Gnade.*) Aber wie ist es möglich, daß die Gnade nicht das Gesetz umstoße? Wir erkennen sie in der Erlösung durch Christum, durch die zugleich, wie die Schrift lehrt, die Gerechtigkeit Gottes bewiesen worden ist. Hieraus ersehen wir, daß, wie im fünften Artikel auseinandergesetzt werden soll, der Widerspruch der Gerechtigkeit und Gnade nur scheinbar, daß er nur außerhalb der Erlösung wahr, in dieser That Gottes aber ohne Wahrheit ist, also nur den Ungläubigen zu seyn scheint, vor Gott aber nicht existirt. Die Erlösung, sagten wir, ist ein Werk der Gnade und eine Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit zugleich. Mithin kann die Gnade nicht in dem Willen Gottes bestehn, die Strafe zu erlassen, sondern in dem Beschluß, den, der die Strafe erleiden sollte, davon zu erretten. Dies ist ein wichtiger Unterschied. Wo Erlösung von Strafen statt findet, findet auch Strafe statt, aber nicht so, daß der gestraft wird, der erlöst wird. Die Erlösung besteht nicht darin, daß die Sünde gar nicht bestraft wird, sondern darin, daß die Sünden den Sündern nicht zugerechnet werden (2 Cor. 5, 19.), nicht darin, daß die Strafe überhaupt erlassen wird, sondern darin, daß die Sündenschuld denen erlassen wird,**) die sich damit belastet haben (αφεσις αμαρτιων). Wenn wir auch gar nicht wüßten, wie dies geschah, es müßten uns die Aussprüche der Bibel genügen, welche gleichzeitig behauptet, Gott strafe gerecht und Gott vergebe den Sündern. Dagegen, so lange wir das nicht glauben, es allerdings unmöglich ist, dem Unglauben der Socinianer und Rationalisten an die Erlösung zu widerstehn, die sehr richtig sagen, nichts widerstreite der Vergebung der Sünde so, wie die sogenannte Genugthuung durch Christum; richtig, sagen wir, weil auch wir so schließen müßten, wenn wir so wenig als sie von Sündenschuld und Erlassung derselben den biblischen Begriff zu Grunde legten. (Cf. Cat. Rac. qu. 391.)

*) So heißt die freie Liebe, von der schon im zweiten Artikel die Rede war, die Liebe im Gegensatz zu allem Verdienst (während der Ausdruck Barmherzigkeit sich mehr auf den Zustand des Unglücks bezieht; vgl. Hollaz), wie auch Collenbusch zugibt (H. 1. S. 67.), wobei wir uns jedoch vorbehalten müssen, seinen Begriff vom Verdienst später zu prüfen.

**) Auch Collenbusch sagt, H. 1. S. 31.: „Gnade ist die Erlassung der Schulden." Unter den Schulden kann er aber nur den Mangel an Gehorsam verstehen, den wir durch neuen Gehorsam zu ersetzen hätten. Hat nun aber Christus nach seiner Lehre den vollständigen Gehorsam geleistet, den Gott von uns fordert, was soll unser Gehorsam noch? Hienach müßte ja unsere Verpflichtung zum Gehorsam aufhören, so gut als nach der Kirchenlehre wir aufhören, Strafe zu leiden, weil Christus die Strafe trug.

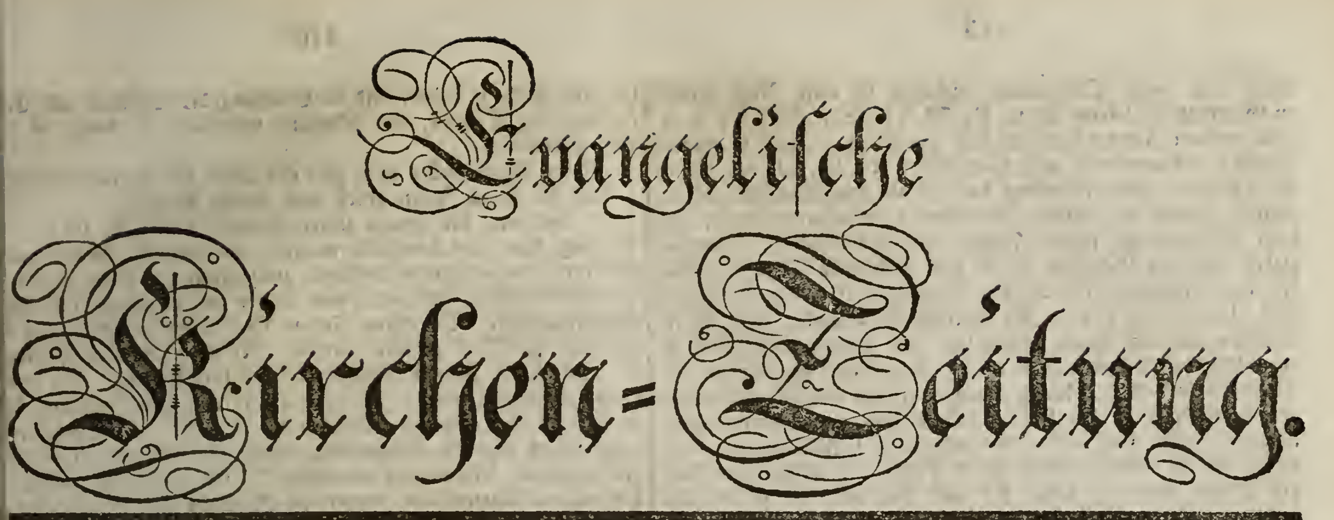
Um aller Verwirrung vorzubeugen, ist es ferner nothwendig, wohl zu unterscheiden die That der Erlösung selbst, welche in der Fülle der Zeit geschah, und den Beschluß, uns zu erlösen, den ewigen Rathschluß Gottes. Jene geschah zwar in der Zeit, aber für die Sünder aller Zeit. Daher wirkte sie auch von Anfang an, und ihre Früchte, die daraus fließenden einzelnen Gnadenerweisungen Gottes, heißen ebenfalls Gnade. Wir dürfen daher den Begriff nicht so einschränken, als wäre in dem Augenblick der Erlösung die einzige That der Gnade geschehen, aber wir dürfen ihn auch nicht so zersplittern, daß wir die Früchte vom Stamme trennen. Weil der Rathschluß der Erlösung ewig ist, konnte sie auch wirken, ehe sie statt fand. Gott bereitete Alles vor auf diese Urthat seiner Barmherzigkeit, in der zugleich die Gerechtigkeit ihre volle Befriedigung finden sollte. Alles geschah im Hinblick auf sie, — was Menken merkwürdiger Weise in der Zeitschrift, S. 359., sehr stark und schön ausdrückt; — und nur „um des einigen Menschen Jesu Christi willen" war „das ganze gefallene Menschengeschlecht ein Gegenstand der Gnade Gottes" geworden. Ohne ihn war es also unter dem Zorne, und folglich, da seine Sendung nichts Natürliches war, sind wir von Natur Kinder des Zorns und nur übernatürlich Kinder der Gnade. Diese übernatürliche Gnade hat aber überall mit der Natur zu kämpfen, und der Mensch hat den freien Willen, ihrem Einflusse sich zu entziehen, also statt nach der Gnade, nach dem Zustande seiner Natur behandelt zu werden.

Aus dieser Vereinigung von Gnade und Gerechtigkeit in der Erlösung, und durch diesen Kampf der Gnade mit der verurtheilten Natur*) entsteht eine Modification der göttlichen Gerechtigkeit, welche sehr passend die ökonomische Gerechtigkeit Gottes genannt wurde, weil sie nur innerhalb der Gnadenökonomie statt findet. Denn da er will, daß allen Menschen geholfen werde, hält er den Zorn zurück (ανοχη) und wartet mit Langmuth (μακροθυμια) auf ihre Bekehrung. „Er war barmherzig und vergab die Missethat, und vertilgte sie nicht; und wandte oft seinen Zorn ab, und ließ nicht seinen ganzen Grimm erwachen," Ps. 78, 38. (vgl. u.). Ja er bedient sich oft der Strafen selbst als Mittel zur Bekehrung und Erbauung, aber, wie bemerkt, nur um Christi willen, welcher der Strafgerechtigkeit völlig Genüge that. Wer selig wird, dessen Leiden sind sicher nur Mittel zu seiner Seligkeit gewesen. Wer im Unglauben bleibt, hat es sich selbst zuzumessen, daß Alles, was er vor seiner Verstockung erlebte, Gutes wie Böses, seine endliche Verdammung nicht verhinderte, und er also die erduldeten Leiden nur als unnütz zu betrachten hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach gemachten Erfahrungen kann es nicht überflüssig seyn, uns hier schon gegen den Verdacht des Flacianismus zu verwahren. Wir verweisen also auf die Concordienformel p. 442. 502. ed. Tittm.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 18. Mai. № 40.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom Reiche Gottes.

(Fortsetzung.)

Menken selbst hat hier aus der Kirchenlehre eine wichtige, trostreiche Unterscheidung (die der justitia vindicativa und paedeutica oder correctiva) in seine Lehre hinüber genommen, die derselben aber eigentlich widerspricht. Auch er unterscheidet zwischen Strafe und Züchtigung und sagt, daß nur die letztere die Christen treffe (S. 275.). Einen Unterschied ihrer Natur aber weiß er gar nicht anzugeben, denn wenn es wahr ist, was daselbst wiederholt wird: „Der Grund aller göttlichen Strafen ist Liebe, und der Zweck aller göttlichen Strafen ist Besserung,"*) und wenn von der Züchtigung ebenfalls gesagt wird, sie sey zur Heiligung unentbehrlich, und durch Wohlverhalten könne man ihr entgehen — so ist doch kein Unterschied der Sache vorhanden.**) Nach der Kirchenlehre aber existirt er so gut als in der Schrift. Strafen (τιμωρια) nämlich sind immer Ausdruck des göttlichen Mißfallens an dem Totalzustand dessen, der gestraft wird, und deswegen nur bei denen möglich, die persönlich außerhalb der Erlösung stehen, sey's daß sie nicht daran glauben, sey's daß sie wieder ungläubig geworden sind. Züchtigungen (παιδεια) dagegen finden nur bei Kindern Gottes statt, die er in der Absicht richtet, daß sie nicht mit der Welt verdammt werden, wie der Apostel ausdrücklich sagt (1 Cor. 11, 32. vgl. 1 Petri 4, 17. Ps. 118, 18. Habak. 1, 12.), und sind also ein Zeichen der Liebe, des persönlichen Wohlgefallens Gottes, gegen die, die er als Kinder genehmigt (Spr. 3, 11 f. Hebr. 12, 5—11.). Sie sollen dadurch von den anklebenden Sünden gereinigt werden; die Reinigung geschieht aber nicht auf physische Weise, durch das Leiden als solches:*) sondern wo eine Seele gereinigt wird durch Leiden, da ist ihr das Leiden ein Beweis der Gerechtigkeit Gottes, läßt sie die Hand seines Zornes fühlen, daß sie fast meint, seine Barmherzigkeit sey im Zorne verschlossen, sie wird gerichtet, und müßte untergehen in diesem Gerichte, wenn sie nicht immer noch der gute Geist Gottes erhielte, daß sie Gott suchte, und von seiner Heiligkeit tiefer durchdrungen, von seiner Furcht mehr als je erfüllt, seiner Gnade sich inniger in die Arme würfe, fester darauf gründete und ihre Erwählung sicher zu machen strebte (Ps. 32. 38. 77. 88. 90, 11—17. und unzählige Male; 1 Petr. 1, 7. 13. 4, 19.). Daher jenes Ringen nach Gewißheit der Gnade, jener Wechsel von Furcht und Vertrauen, Klage und Dank in den Psalmen, die solche Gemüthszustände schildern; und so auch objectiver Seits die Abwechselung von Drohung und Verheißung, Strafe und Trost in den Offenbarungen Gottes, aber so, daß immer die letzteren für die Gläubigen die Oberhand davon tragen, wie umgekehrt für die Verstockten Alles in Fluch ausschlägt.

Eine ganz hieher gehörige Classe von Aussprüchen bilden also alle die Stellen, in denen eine Wandelbarkeit der göttlichen Rathschläge behauptet wird, die wir oben in Bezug auf die Strafgerechtigkeit läugneten. Nicht aus Gerechtigkeit bereut Gott

---

*) Was Röm. 1, 18. Hebr. 2, 2. dafür beweisen soll, ist nicht von Weitem einzusehen.

**) „Alle Prüfungsleiden haben ihren Grund in der Liebe, und werden abgemessen nach der Gerechtigkeit," sagt Collenbusch (H. 1. S. 235.), aber dasselbe sagt ja Menken auch von den Strafen. Der Unterschied: „Kein Mensch kann geprüft werden, wenn er nicht vorher ein guter Mensch geworden ist," — ist richtig, aber immer nur subjectiv. Was S. 306 ff. ausgeführt wird, wie man bei Züchtigungen allen Gedanken an Gottes Zorn entfernen müsse, ist insofern zu beobachten, als man gewiß ist, daß man bei Gott in Gnaden steht, als man an Christum glauben kann und will. Zur Beförderung im Glauben dient aber auch, aus den Züchtigungen abzunehmen, wie furchtbar der Zorn Gottes seyn würde, wenn man durch Unglauben ihn auf sich zöge, und wie groß das Heil der Errettung. Wir dürfen sie nicht gering achten, Hebr. 12, 5.

*) Vgl. 3 Mos. 26, 14—40. Hasenkamp führt im Cat. S. 29. diese Stelle als Beweis an, daß Gott nur zur Besserung strafe. Aber dort spricht Gott zu Israel als zum Volke des Bundes und der Verheißung, dessen Gnadenwahl feststeht und das zuletzt gewiß sich zu Gott bekehren wird (Röm. 11, 25.). Und doch sind auch in ihm die Einzelnen, die bisher, ohne sich zu bekehren, tausendfaches Leiden erduldet haben, nicht zu ihrer Besserung gezüchtigt, sondern vertilgt und verworfen worden. Ausdrücklich ist das ja auch gesagt, daß es schon hier auf Erden Strafen gibt, die nicht bessern; Offenb. 9, 19 ff. 16, 9—11.

irgend eine seiner Drohungen; vielmehr ist diese Reue immer im Gegensatz zu seinem Zorne, Ps. 79, 5 f.; 85.; 103, 8 f. u. a. „In meinem Zorne habe ich dich geschlagen, und in meiner Gnade erbarme ich mich über dich," Jes. 60, 10. vgl. 54, 8. Es findet bei jeder Erlassung der Strafe eine Rücksicht auf die positive Gnade in Christo, auf Gottes errichteten Bund, auf seine Offenbarung, seinen Namen, seine oft bewährte Barmherzigkeit statt, im Gegensatz zu all dem verderbten Thun und Wesen der Menschen; Ez. 21, 44. Dan. 9, 9. 16—18. Ps. 79, 8. 103, 10—18 u. s. w. „Er errettete sie oftmals; aber sie erbitterten ihn mit ihrem Vornehmen und wurden wenig um ihrer Missethat willen. Und er sah ihre Noth an, da er ihre Klage hörete. Und gedachte ihnen an seinen Bund, und reuete ihn nach seiner großen Güte, und ließ sie zur Barmherzigkeit kommen" (Ps. 106, 43—46. vgl. noch 1 Kön. 8, 46—53. Ezech. 16, 60—63.). Und dieser Bund, in welchem es Gott der Strafe gereuete, dehnt sich auf Alle aus, die sich zu ihm bekehren (Jerem. 3, 9. 10.). Nur, wo die Gnade selbst den Sünder verläßt (was später erklärt werden soll), tritt die strafende Gerechtigkeit unaufhaltsam und mit ihrem vollen Gewichte ein, d. h. durch keine Rücksicht auf seine Seele mehr gemäßigt (Spr. 1, 20—32. Ps. 2, 5. 12 u. a.). Im Bund der Gnade dienet sie, weil sie befriedigt worden, und Strafe findet nur in dem Maaße und in der Weise statt, die für die Seele heilsam ist. Darum sind Gottes Gerichte unbegreiflich, weil seine Wege unerforschlich sind.

Viele Mißgriffe sind nun da gemacht worden in Auslegung und Anwendung dieser Bibelstellen,*) die doch alle nur dazu dienen sollten, uns den Glauben zu geben und zu stärken, daß in Gott Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zwei gleich wesentliche Eigenschaften sind, deren Vereinigung auch in der Erscheinung zwar nur so weit uns bekannt ist, als wir das Geheimniß der Erscheinung unseres Erlösers zu erkennen vermögen, aber nichts desto weniger von Anfang an in der Gemeinde Gottes geoffenbart und geglaubt wurde. So sprach der Herr zu Moses, als er vor ihm vorüberging auf Sinai, und rief (2 Mos. 34, 6. 7. nach dem Grundtexte): „Der Herr Herr ist ein Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue:

Der da bewahret Gnade in tausend Glieder,
Und vergibt Missethat, Uebertretung und Sünde; —
Der nicht unschuldig, nicht unschuldig spricht,
Der die Missethat der Väter heimsucht auf Kind und Kindeskind, bis in's dritte und vierte Glied."

Und in diesem Glauben betete Jeremias zu Gott, dem kein Ding unmöglich sey (Jer. 32, 18.):

„Der du wohl thust in die Tausende,
Und vergiltst die Missethat der Väter in den Busen ihrer Kinder nach ihnen."

Denn so frei sich hier Gott zeigt in Austheilung der Strafen,

*) Die Erklärung solcher Stellen und überhaupt dessen, was sonst unbegreiflich ist, der Langmuth, mit der Gott die Welt behandelt, und die seine Strafgerechtigkeit fast verbergen könnte, hatte man schon längst aus der Bibel geschöpft, und es ist um so mehr zu bedauern, daß seither die Erkenntniß durch Aufhebung der Unterschiede wieder verdunkelt ward. Gegen die Socinianer sagt Hollaz: „Oefter und schneller erbarmt sich Gott, als er straft, weil die Welt mit Gott durch Christum versöhnt ist, und er mit zuvorkommendem Willen Aller Errettung, sich Aller erbarmen will: diejenigen aber, die diese Gnade in Christo verschmähen, straft er nur mit nachfolgendem Willen."

die Alle verdient haben, und in Erlassung der Strafen und Ertheilung des Segens, den Niemand verdiente, so wenig ist er doch ungerecht:

„Deine Augen stehen offen über alle Wege der Menschenkinder,
Daß du einem Jeden gebest nach seinem Wandel,
Und nach der Frucht seines Thuns." (Das. V. 19.)

Hieraus kann nun beurtheilt werden, mit welchem Rechte man besonders einige Stellen anführt, zwei gegen die Lehre von der Strafgerechtigkeit überhaupt, eine andere zur Läugnung der Genugthuungslehre. Die ersten, Jerem. 18, 7 f. und Ezech. 33, 14 f. (Zeitschr. S. 277.), gehören unter die oben schon erklärten Stellen, in denen Gott seine Drohungen wieder zurücknimmt. Hasenkamp selbst setzt hinzu: „Sagt nicht Paulus gleich nachher, da er Gal. 3. des Fluches gedenkt, das so spät erst hinzugekommene Gesetz habe die Verheißung, welche Gott früher dem Glauben gegeben, keinesweges vernichtet?" Er muß also einsehen, daß solchen Aussprüchen immer die Rücksicht auf die Verheißung zu Grunde liegt, auf jene Verheißung, die schon Abraham gegeben und mit dem Bundeszeichen der Beschneidung versiegelt war, daß in seinem Samen die Völker sollten gesegnet werden. Es ist also hier wieder von dem Bunde die Rede, den die Gnade Gottes stiftete, und in dem sie den Zorn zurückhält, daß der Mensch Frist habe zu seiner Bekehrung (vgl. Joel 2, 12—14.). — Ferner wird gesagt, daß Gott gegen die Vorstellung, er strafe an einem Unschuldigen, was Andere gesündigt haben, auf's Deutlichste und mit Eifer rede Ezech. 18, 1—4. 20—22., und diese Stelle sey so unmißverstehbar, daß die anderen alle danach ausgelegt werden müßten (Zeitschr. S. 283.). Es lohnt schon der Mühe, sie näher zu betrachten, da sie selbst von den wissenschaftlichen Rationalisten häufig in diesem Sinne urgirt wird, und sich dennoch leicht zeigen läßt, wie sehr diese ganze Argumentation auf einem Mißverständnisse derselben beruht. Für's Erste, scheint uns, sind die Worte Gottes, er werde die Missethat der Väter an den Kindern heimsuchen, 2 Mos. 20, 5. 34, 7., von der größten Klarheit, und es fragt sich also nur, wie der Prophet den Juden sagen könne, dies Sprüchwort solle künftighin nicht mehr unter ihnen statt finden. Dafür haben wir dann die Parallelstelle Jerem. 31, 27 ff. zu vergleichen, in der von demselben Sprüchwort die Rede ist. Da sagt Gott: Es werde eine Zeit kommen, in der er einen neuen Bund machen werde, ungleich dem alten, „welchen Bund sie nicht gehalten haben und ich sie zwingen mußte" (V. 32.). „Und gleichwie ich über sie gewachet habe, auszureuten, zu reißen, abzubrechen, zu verderben und zu plagen, also will ich über sie wachen, zu bauen und zu pflanzen, spricht der Herr. Zur selbigen Zeit wird man nicht mehr sagen: Die Väter haben Heerlinge gegessen und der Kinder Zähne sind stumpf worden. Sondern ein Jeglicher wird um seiner Missethat willen sterben, und welcher Mensch Heerlinge isset, dem sollen seine Zähne stumpf werden" (V. 28—30.). Diese Stelle geht anerkannter Weise auf die Messianische Zeit. Es erhellt also daraus, daß in dieser das neue Gesetz gilt, nach dem Jeder nur für seine besondere Sünde gestraft wird, und mithin auch, daß vorher das entgegengesetzte Recht galt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Unitarier in England.)

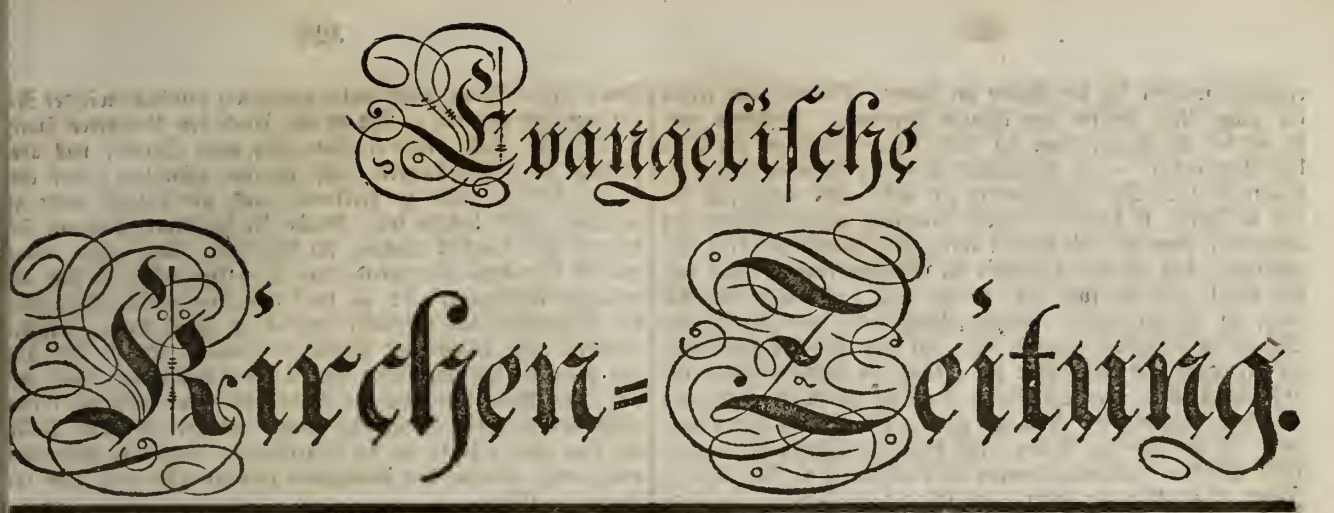
Nach den neuesten Nachrichten ist die Gesammtzahl aller Unitarischen oder Rationalistischen Capellen in Großbritannien 223, da=

on kommen auf England 206, auf Wales 14, auf Schottland 3. Der Unitarianismus entstand zuerst unter den Englischen Presbyterianern, vorzüglich in der Grafschaft Lancaster, welche heut zu Tage etwa ein Viertel aller Unitarier England's enthält. Unter diesen hatte es früher in jeder Gemeinde ein Presbyterium gegeben, mehrere Gemeinden zusammen bildeten eine Classe, und zu Preston in Lancaster wurde eine Provinzial-Versammlung gehalten. Die Independenten finden die Ursach dieses Verfalls in der geringen Theilnahme der Gemeinden bei den Presbyterianern an der Controlle ihrer Prediger; in der Anhäufung des Kirchenvermögens, wodurch der Geist christlicher Liebe innerhalb der Gemeinden immer mehr erkaltet sey, und in der Verwaltung dieses Vermögens durch Männer, deren Frömmigkeit nicht weiter untersucht ward. In neueren Zeiten haben diese Verwalter von Fonds, die zu kirchlichen Zwecken bestimmt waren, meist den Willen der Testatoren ganz unberücksichtigt gelassen, und sie Unitariern übergeben, was vor zwei Jahren sogar die Niedersetzung einer Königl. Commission veranlaßte zur Untersuchung der Verwaltung des Legats einer Lady Hewley. — Am wenigsten ist der Unitarianismus, wie auch die obigen Zahlenangaben zeigen, in Schottland ausgebreitet, am meisten in London und den Englischen Handelsstädten, vorzüglich in Manchester und Liverpool. In Schottland — wo man die kirchliche Bevölkerung nach Kirchensitzen zu rechnen pflegt — befinden sich in den Unitarischen Capellen etwa 1,500 Sitze, doch übersteigt der Kirchenbesuch nicht 300. In Edinburgh versuchte ein Prediger Fox diese Secte zu verbreiten; die Zuhörer seiner „Lectures" (ein Mittelding zwischen Predigten und Vorlesungen) verloren sich aber bald. Die meisten derselben waren Engländer, die sich in Edinburgh aufhalten. Nach einigen Jahren hörte der regelmäßige Unitarische Gottesdienst ganz auf. — In Glasgow wurde 1812 eine Unitarische Capelle eröffnet; im Durchschnitt versammelten sich dort 50—100 Zuhörer. In Paisley (einer Stadt von 50,000 Einwohnern) ist die Zuhörerzahl 70—80. — Ein Artikel des Eclectic Review vom October 1830 schildert den Kirchenbesuch in England so: „Wir wollen die Kirchen eintheilen in überfüllte, in volle, in mäßig besuchte und in leere. Von der ersten Classe, als einer Ausnahme, wollen wir hier nicht sprechen, sie verdanken ihren Zustand dem Talent, dem Eifer oder der Schwärmerei eines Predigers. Die zweite Classe begreift die meisten Kirchen der herrschenden Kirche in sich, worin die Lehren der Reformatoren auf geschickte und eindringliche Weise verkündet werden; ferner die Mehrzahl aller Versammlungshäuser der Dissenters, worin dieselben Lehren von gebildeten und begabten Predigern verkündet werden. Die dritte Classe ist vielleicht die zahlreichste. Hiezu gehört zuerst ein bedeutender Theil aller Pfarrkirchen, welche von den guten, ehrbaren Leuten der Parochie besucht werden, und würden besucht werden, auch wenn der Pfarrer den Islam predigte, ausgenommen bei schlechtem Wetter; ferner gehören zu dieser Zahl einige Versammlungsörter regulärer, orthodoxer Dissenters, in und außerhalb der Städte, welche von eben solchen guten, ehrbaren Leuten besucht werden, die vielleicht etwas besser im Christenthume unterrichtet sind, als ihre Nachbarn in der herrschenden Kirche, und sich sehr hüten vor allen „„Menschenfündlein"" in Lehre und Liturgie, aber nicht im mindesten lebendigeren Glauben haben als andere Leute. Zu der vierten Classe gehören etwa 98 von jedem 100 Unitarischer Kirchen. Drei oder vier ihrer Kirchen in England sind ziemlich voll; dies ist aber nur in großen Städten der Fall, wo es eben so damit geht, als wenn alle Menschen in London auf Einem Fleck versammelt wären, die Zacharias oder Jonas hießen, und man wollte nun sagen: Was sind die Namen Zacharias und Jonas in England doch häufig! — Unter allen Secten gibt es nicht so viel leere Kirchen, als unter den Unitariern. Die Annahme, daß unter 1,000 Pfarrkirchen 125, oder ⅛ die erhabene Stille einer leeren Halle genießen, geht wohl noch zu weit. Unter den Wesley'schen sowohl, als den Calvinistischen Methodisten dürfte es von 100 wohl kaum drei leere Kirchen geben; unter den Baptisten vielleicht fünf bis zehn, unter den Independenten drei bis vier, unter den Quäkern etwa zwanzig; aber unter den Unitariern acht und neunzig! Und die Unitarischen Kirchen sind leer, nicht, weil unsere Zeit eine finstere und fanatische ist, nicht weil Unitarier mit Gefängniß- oder Geldstrafen bedroht sind, sondern weil der Unitarier mit der Bibel in der Hand immer verlieren muß! Die Unitarier selbst schreiben ihre geringen Fortschritte der Ungunst der Zeit zu, durch welche der freie Forschungsgeist gedämpft wird und die Wahrheit sich kein Gehör verschaffen kann. Dies ist aber den offenbarsten Thatsachen zuwider. Während der letzten funfzig Jahre sind in England alle alte, verjährte Meinungen mit stürmischer Gewalt angegriffen worden, so daß, wer sie nur bekämpfen wollte, auf jedem Marktplatze eine Masse Zuhörer in Bereitschaft fand. Es ist zwar allerdings wahr, daß Weltlust und irdischer Sinn den großen Haufen der Menschen unempfänglich machen für religiöse Gesinnungen, und die Frommen daher eine geringe Minderzahl in der Gesellschaft bilden. Aber weder der Zeitgeist noch politische Einrichtungen hindern jetzt die Ausbreitung eines theologischen Systems." — „In London besteht eine „British and Foreign Unitarian Association," deren Zweck ist, im In- und Auslande „das Licht des vernünftigen, liberalen, ursprünglichen, apostolischen Christenthums zu verbreiten." Obwohl die Unitarier verhältnißmäßig die reichste religiöse Gemeinschaft sind, so brachte die Gesellschaft doch im vorigen Jahre nicht mehr als 1,001 Pf. zur Beförderung ihrer Zwecke zusammen! Die Ausgabe geschah 1) für Ankauf und Druck von Büchern 454 Pf. 15 Sh. 11 D.; 2) über 300 Pf. für kirchliche und Missionszwecke im Inlande; und 3) 250 Pf. für ausländische Zwecke. Ihre Missionsunternehmungen in Indien beschränkten sich auf einige Bekehrungsversuche unter den Engländern in Calcutta; und auch diese entgingen dem Vorwurf nicht, daß dies Geld den Feldern entzogen worden sey, wo man seiner am meisten bedürfe." (Sp. of P.) Die Vergleichung dieser Schilderung mit unserem vaterländischen Rationalismus dringt sich Jedem unter uns auf. Vor dreißig Jahren sahen die meisten unserer Berliner Kirchen so aus, wie die Unitarischen in England; jetzt sind viele derselben, welche das Glück genießen, die Predigt des lauteren Wortes Gottes zu hören, überfüllt — freilich auch leider deshalb, weil seit fast hundert Jahren, wo unsere Bevölkerung um mehr als das doppelte gestiegen ist, nicht eine neue Kirche bis jetzt gebaut worden ist. Unsere Rationalisten haben (in der Allg. K. Z.) gestanden, daß der Grund, warum sie nicht rationalistische Tractatgesellschaften errichten könnten, der Mangel an Eifer unter ihnen sey; in eben jenem Blatt warf ein jagdliebender rationalistischer Geistlicher vor einigen Jahren den pietistischen Predigern vor, daß sie viel besser auf der Canzel, als mit der Flinte in der Hand sich zu benehmen wüßten; und vor nicht langer Zeit erschien in demselben Blatt einer der lächerlichsten Aufsätze, die wir uns erinnern gelesen zu haben, worin a priori bewiesen wurde, daß rationalistische Missionen mehr wirken müßten, als orthodoxe, indem der Verf. auf den historischen Beweis für seinen Satz von vorn herein verzichtete!

(Nordamerica.) In keinem Theile der Vereinigten Staaten, wie schon öfters bemerkt worden, ist der Unitarianismus oder Rationalismus so verbreitet, als in einer der ältesten Niederlassungen, in Massachusetts und dessen Hauptstadt Boston. Ueber die Ausbreitung desselben sagt die Zeitschrift Spirit of the Pilgrims (Februar 1831): „Wie in England, so hier, geschah die Trennung ihrer Rechtgläubigen von den Irrgläubigen nicht auf einmal. Viele rechtgläubige Prediger wollten nicht glauben, daß ihre Brüder in der Nähe den Glauben verlassen hätten, und mochten die Gemeinschaft mit ihnen nur auf Grund der bündigsten Beweise abbrechen; und grade während diese unheilige Gemeinschaft fortdauerte, machte hier, wie in England, der Irrthum die größten Fortschritte. Hätte diese trügerische Ruhe fortgedauert, wäre es gelungen, durch Einschläferung des Argwohns der Rechtgläubigen, diese widernatürliche Verbindung zu erhalten, dieses Bündniß der Lebendigen mit den Todten, so wäre zu befürchten gewesen, daß der ganze Leib ohne Hoffnung krank geworden wäre. Doch der vorschnelle Ausbruch des Arianismus in Exeter war vom Herrn bestimmt, die sonst unfehlbar

erfolgte allmählige, unbemerkte Vertilgung aller Evangelischen Frömmigkeit aus unseren Kirchen zu verhindern. Da geriethen die Rechtgläubigen in einen heilsamen Schrecken, und fingen an, die Thorheit ihrer früheren Nachgiebigkeit und Duldsamkeit in Bezug auf falsche Lehre zu bedauern. Für eine kurze Zeit wurden die Fortschritte der Irrlehren gehemmt; aber es war schon zu weit damit gekommen, als daß sie nun unterdrückt werden konnten. Die Gemeinden, welche nun die Rechtgläubigen zu verlassen sich genöthigt sahen, gingen schnell vom Arianismus zum Socinianismus über, und wurden zu dem, was sie jetzt sind, zu Grabstätten der Evangelischen Wahrheit. Die Zeit, welche dieser Trennung voranging, war für die vom rechten Wege Abgeirrten die glücklichste. Während die Rechtgläubigen, entweder aus Unkenntniß ihrer wahren Beschaffenheit, oder weil sie zu duldsam gegen die Irrthümer waren, ihre Kirchengemeinschaft mit ihnen fortsetzten, bekamen sie aus dieser Verbindung Ansehen und Einfluß; bis sie sich zuletzt stark genug fühlten, die Stütze, welche sie früher gesucht hatten, abzuwerfen, und diejenigen von sich auszustoßen, welche sie bei sich gehegt hatten, so lange sie noch schwach waren. Als sie aber von den Rechtgläubigen entlarvt, und die Gemeinschaft mit ihnen abgebrochen worden, da fing ihr System an hinfällig und schwach zu werden; ihre Parthei hat seitdem immerfort abgenommen und wäre schon völlig untergegangen, wäre es ihnen nicht gelungen, sich einiger Stiftungen, welche von Rechtgläubigen und für sie gemacht worden, unrechtmäßiger Weise zu bemächtigen." Merkwürdig ist der politische Stand der religiösen Partheien gegen einander. „Vor zwanzig Jahren war es in der damals regierenden Zeitschrift der „„liberalen (d. h. in Bezug auf Religion liberalen) Parthei,"" dem General Repository, ausgesprochen, daß in Hinsicht seines Glaubensbekenntnisses für einen Laien, der sich Stimmen verschaffen wolle, die beste Politik sey, kein Calvinist zu seyn, indem Katholische (d. h. Alles verallgemeinernde, liberale) Christen leichter einflußreiche Stellen erhielten, als Sectirer. Und von jener Zeit an bis jetzt hat sich jener Satz immerfort bestätigt. Die Trinitarier im Staate Massachusetts begreifen mehr als drei Viertel der Bevölkerung, und mehr als neun Zehntel des politischen Einflusses befinden sich in den Händen von Unitariern. Merkwürdiger Weise treffen die Wahlen auch in den Gegenden, wo der Unitarianismus selten ist, fast immer Unitarier. Es gibt Städte, wo nicht zwanzig Bürger zu den Liberalen gehören, deren Repräsentanten aber jederzeit diese wenigen waren. Ja, während seit vielen Jahren die unitarische gesetzgebende Versammlung Maaßregeln ergriffen hat, die aus dem engherzigsten Sectengeist herfließen, haben Evangelische Männer der verschiedensten Benennungen — sollte man es glauben? — feigherzig ihre Stimme für solche Männer und solche Maaßregeln abgegeben. Letzten Winter wurde von den Repräsentanten verschiedener Theile des Staats dieser Satz bestätigt. Herr **Freemann** von Neu-Bedford, der sich für einen Nothingarier (einen Nichtsglaubenden) erklärte, sagte: „„Was mich betrifft, so scheint es mir, daß die Rechtgläubigen die Dinge dieser Welt zu vernachläßigen pflegen, indem sie sich so emsig mit Dingen, welche nicht für diese Welt gehören, beschäftigen. Wie käme es sonst, daß sie einen so geringen Antheil an den Staatsämtern und Besoldungen haben, daß der Gouverneur, der Staatsrath, die Richter und ein so bedeutender Theil der Repräsentanten und des Senats gegen sie sind? Ich könnte manche Herren in diesem Hause nennen, welche orthodoxe Gemeinden vertreten, obwohl sie entgegengesetzte religiöse Ueberzeugungen hegen."" — „„In der Grafschaft **Berkshire**,"" sagt Herr **Perkins**, „„wo es nicht eine einzige Gesellschaft gibt, welche ein gebildeter Mann liberal nennen würde, und wo man den großen Haufen des Volkes orthodox nennen kann, findet, wie die Geschichte der dortigen Wahlen bezeugt, keine Ausschließung in Bezug auf religiöse Ueberzeugung statt. In der Stadt, welche ich die Ehre habe zu repräsentiren, gehören fast Alle zu jener den Herren so schrecklich erscheinenden orthodoxen Classe, und ich, ihr Repräsentant, bilde vielleicht ganz allein die Minorität."" — Die auf diese Weise herrschende Parthei legt den Rechtgläubigen zur Last: „„daß sie sich bemühen, die Grundgesetze des Staates umzustürzen, und auf ihren Trümmern ein hierarchisches System zu errichten."" Eben deshalb werden von jener Parthei alle Institute und Gesellschaften der Rechtgläubigen mit großem Argwohn angesehen, und die Verleihung von Corporationsrechten (incorporation) ihnen entweder abgeschlagen oder doch sehr verzögert. Als bei einer Erweiterung des theologischen Seminars zu Andover eine Erneuerung der Statuten nothwendig war, wurde die Anerkennung nur unter der Bedingung ertheilt, „„daß kein Student deshalb irgend eines Vorrechts der Anstalt beraubt, oder irgend einer Beschränkung unterworfen, oder das gewöhnliche Abgangszeugniß ihm verweigert werden solle, weil seine Auslegung der heiligen Schrift von derjenigen abwiche, welche in den Glaubensartikeln der Anstalt enthalten sey."" — Eine andere Art der Unterdrückung, welche die rechtgläubige Parthei häufig erleidet, besteht darin: In den meisten Parochialbezirken von Massachusetts, wo es nicht mehr als Eine Religionsparthei gibt, wird die Kirche und der Geistliche von der Stadtgemeinde und der davon unterschiedenen Kirchgemeinde (den nach einem besonders abgelegten Glaubensbekenntniß und Prüfung ihres Wandels aufgenommenen Communicanten) unterhalten. Man sucht nun den Kirchgemeinden ihr Wahlrecht, und damit ihre Selbstständigkeit zu entziehen. Einer Gesellschaft, welche Corporationsrechte nachsuchte, um einen Kirchenfonds zu verwalten, der nach der Stiftungsurkunde „„für die Unterhaltung eines gelehrten, frommen, trinitarischen, congregationalistischen Predigers"" bestimmt war, wurde ihr Gesuch im Senat nur unter der Bedingung bewilligt, daß „„trinitarisch"" ausgestrichen, und die Clausel hinzugesetzt wurde, „„die gesetzgebende Versammlung solle das Recht haben, diese Akte nach Wohlgefallen zu ändern oder zurückzunehmen."" Im Hause der Repräsentanten wurde aber die ganze Bill zurückgewiesen, „„weil dadurch die ewige Fortpflanzung eines besonderen Lehrsystems begünstigt werde."" Als die **Bill zur Incorporation der Mäßigkeitsgesellschaft** (zur Unterdrückung der Trunksucht) im Senat passirt hatte, entdeckten einige Ultraliberale im Repräsentantenhause, daß die meisten Mitglieder Rechtgläubige seyen, und die Verfassung bestimme, daß die Directoren gewählt werden sollten, und daß also aller Wahrscheinlichkeit nach sie immer eine orthodoxe bleiben werde. Es erhob sich daher eine heftige Opposition dagegen, die Unitarier und Universalisten thaten sich in Anstrengungen hervor, die Bill zu unterdrücken, und sie konnte nicht durchgehen ohne die Clausel, daß alle Personen Glieder der Gesellschaft werden könnten, die eine bestimmte Summe zahlten. — Endlich ist die alte Universität des Staats (zu Cambridge) ganz in die Hände der Unitarier gefallen, und wird bloß für ihre Parthei verwaltet." — Der Aufsatz, aus welchem dies entnommen ist, schließt mit folgenden Worten: „Unsere Bitte für unsere Regierung ist, daß ihre Glieder gerechte und heilige Männer seyn möchten, reichlich begabt mit der Weisheit von oben, die da ist keusch, friedsam, gelinde, lässet ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unpartheiisch und ohne Heuchelei; — und für unsere christliche Brüder, daß sie die Gnade empfangen und behalten möchten, mit geziemender Geduld und Mäßigung Alles zu tragen, was sie zu leiden berufen seyn möchten, indem sie ihre Sache dem anheimstellen, der da recht richtet, und der sicherlich alle Ereignisse, selbst die Pläne der Gottlosen zum Besten und zur Verherrlichung seiner Kirche und zur Ehre seines heiligen Namens lenken wird."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 21. Mai. № 41.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom Reiche Gottes.

(Fortsetzung.)

Der Unterschied beider Perioden ist der, daß vor Christo der Bund Gottes einem Volke eigen war, so daß alle Theilhaber in der engsten Verbindung standen, während jetzt ein Jeder derselben, nicht durch seine Verbindung mit Abraham und dessen leiblicher Nachkommenschaft, sondern unmittelbar durch Christum mit Gott verbunden ist. Ferner, daß in jenem Bunde das Gesetz herrschte zu leiblicher Züchtigung, damit der Stolz und die Hartnäckigkeit gebrochen oder die Sünde recht geoffenbart würde, während jetzt Gott über den Kindern des Geistes der Freiheit wacht, „um zu bauen und pflanzen" (vgl. C. 32, 41 f.). Damals fand also eine weit strengere Anwendung des Strafgesetzes statt, „auszureuten und zu plagen," damit Erkenntniß der Sünde statt finde; und diese Stelle bekräftigt folglich die Drohung Gottes im Gesetz Mosis; sie zeigt, daß das Sprüchwort allerdings seine Wahrheit hatte. Seine Wahrheit? Ein Sprüchwort, das Gott bei Ezechiel tadelt? Wir können nicht umhin ja zu sagen, denn derselbe Prophet Jeremias, der die Aufhebung dieses Gesetzes verkündete, erkennt ausdrücklich seine Wahrheit an. Nicht nur die unbeugsamen, mürrischen Juden, auch Jeremias selbst führet die Klage: „Unsere Väter haben gesündigt und sind nicht mehr vorhanden, und wir müssen ihre Missethat entgelten" (Klagel. 5, 7.). Aber hier, wenn irgendwo, gilt die Regel, daß wenn Zwei dasselbe *sagen*, es nicht immer dasselbe *ist*. Der Prophet ist weit entfernt, Gott daraus einen Vorwurf zu machen. Er bestreitet nicht die Gerechtigkeit dieses Gesetzes. Die ungläubigen Juden aber murrten dagegen, als gegen eine Ungerechtigkeit; sie trieben Spott mit dieser Wahrheit, wie sich schon an dem profanen Tone ihres Sprüchwortes fühlen läßt; sie verbargen dahinter nur ihren Unglauben und ihre Halsstarrigkeit. In nichts wollten sie Gott Recht geben, auf keine Weise sich bekehren lassen. Strafte er die Gottlosen, so hieß es: Gott hat Gefallen am Tode des Gottlosen, er will nicht, daß er sich bekehre, sondern daß er sterbe (Ez. 18, 23.); nein, spricht also Gott, wenn er sich bekehrt, soll er leben! Strafte Gott den Gerechten, der wieder abfiel, so hieß es ebenfalls, er handelt unrecht (V. 25.); nein, sagt Gott, er soll sterben! Strafte er den Sohn um der Uebertretung seines Vaters willen, so waren sie mit ihrem Sprüchworte bei der Hand (V. 2.); und nun, da Gott sagt, der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, — sind sie wieder nicht zufrieden und sprechen: „Warum soll denn der Sohn nicht tragen seines Vaters Missethat?" (V. 19.) Fordert Gott zur Buße auf und sagt ihnen, der Gottlose, der sich bekehrt, soll nicht sterben, so ist gleich wieder eine Klage da und ein Vorwand, nicht zu glauben und sich nicht zu bekehren: „Noch sprechen die vom Hause Israel: Der Herr handelt nicht recht" (V. 29.). So glichen sie damals schon den Kindern auf dem Markte, die, wenn man ihnen pfiff, nicht tanzen, wenn man klagte, nicht jammern wollten. Oder was sagt ihnen der Herr? „Sollte *ich* Unrecht haben? *Ihr* vom Hause Israel habet Unrecht. Darum will ich *euch* richten, einen Jeglichen nach *seinem* Wesen. Darum so *bekehrt euch* von aller *eurer* Uebertretung, auf daß ihr nicht fallen müßt um der Missethat willen, u. s. w." (V. 29 ff.) So erklärt sich aus den Reden der Juden ihr Charakter und daraus der Sinn, in dem sie jenes Sprüchwort gebrauchten. Sich selbst wollten sie für unschuldig ausgeben, und bedienten sich dazu mit höhnender Sophistik des göttlichen Gesetzes (vgl. über diesen Charakter C. 20*) und Jes. 28, 13—15.), das sie sehr wohl kannten und dessen Wahrheit sie immerfort erfuhren. Nicht ließen sie sich, wie die Gläubigen, dadurch zur Erkenntniß ihrer eigenen Sünden bringen, nicht traten sie demüthig vor Gott, wie ein Daniel, der die Sünden des ganzen Volks wie die eigenen, die der Väter, wie die der Kinder, schmerzlich empfand und bekannte (Dan. 9, 5—15.), um sich zu bekehren, sondern spotteten darüber, daß Gott nicht ihre Sünden

---

*) Bes. V. 3 und 4.: „Du Menschenkind, sage den Aeltesten Israel, und sprich zu ihnen: So spricht der Herr Herr: Seyd ihr gekommen, mich zu fragen? So wahr ich lebe, ich will von *euch* ungefragt seyn, spricht der Herr Herr. Aber willst du sie strafen, willst du sie strafen, du Menschenkind, so zeige ihnen an die Gräuel *ihrer Väter*." — Bedarf es bei dieser und der ganzen Schilderung noch der Bemerkung, wie sehr sie auch in unserer Zeit paßt?

bestrafe, sondern die der Väter an ihnen. Dadurch nun erhält die ganze Rede Gottes ihre richtige Beziehung. Bekehret euch, so werdet ihr leben, denn ich habe keinen Gefallen am Tode des Sterbenden, — ist ihr Schluß und ihre Summa (V. 32.). Sagte er also: Das Sprüchwort soll nicht mehr unter euch gehen in Israel, so heißt es: Diese Lästerung meines Gesetzes soll aufhören; schweigt und bekehrt euch, oder sterbet mit dem Bewußtseyn, daß ihr nur deswegen die Sünden euerer Väter tragen müßt, weil ihr euch nicht bekehrt (vgl. das ganze 20ste Capitel, bes. V. 33—39.). Jenes Gesetz hatte, wie gezeigt, von Anfang an in Israel gegolten, aber mit ihm auch die Ausnahme, die der Herr hier ausspricht: die Strafe der Väter vererbte sich auf die Kinder, aber die Kinder konnten ihr durch Bekehrung entgehen, konnten ihre Zuflucht zu der Gnade des Herrn nehmen, so gut als die Väter selbst durch Bekehrung der Strafe ihrer Sünden entrinnen konnten (5 Mos. 30, 2 ff. Jes. 55, 7.). Jeder ist schuldig vor Gott, und Gott kann strafen, wo er es für gut hält; die Sünde der Ungläubigen ist eine und dieselbe, und wer selbst das Verderben verdient hat,*) kann nicht klagen, wenn Gott einstweilen den Mitschuldigen unbestraft läßt (Luc. 13, 4 f.), aber an ihm endlich nach langem Warten ein Zeichen gibt (vgl. die symbolische Darstellung Amos 7, 1—9.). Eben so geht aber auch die Gnade auf Alle, und ist Jedem ein Weg der Befreiung offen. „Siehe, alle Seelen sind mein; des Vaters Seele ist sowohl mein, als des Sohnes Seele" (V. 4.), d. h., wie F. v. Meyer richtig bemerkt: „ich sorge für Alle, richte Alle" — Alle kann ich strafen und Alle will ich begnadigen. Wer also sündigt, soll sterben; wer sich bekehrt, entrinnt der Strafe. Eines solchen Sohnes Seele (von anderen ist im Zusammenhang nicht die Rede) soll die Missethat des Vaters nicht tragen und umgekehrt; „sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm seyn, und des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihn seyn" — nämlich, wenn er nicht sich auch bekehrt (V. 20. vgl. 19. 21.).

Bis jetzt haben wir diese Rede des Herrn nur allgemein gefaßt, wie sie auch zunächst für uns Geltung hat, und den Tod als Inbegriff seiner Zornstrafen betrachtet. Wir dürfen jedoch zum völligen Verständnisse derselben nicht übersehen, daß sie eine specielle Bedeutung hatte, daß ihr Gegenstand das damalige Leiden des Israelitischen Volkes und die leibliche Vertilgung vieler seiner Mitglieder war. Grade in dieser Beziehung aber wird es recht klar, zuerst, wie gewiß damals Manche um der Sünden ihrer Väter willen litten, ohne daß sie selbst speciell sich versündigt hatten, und dann, wie sehr dies den Ungläubigen zur Bestärkung dienen mußte, nachdem sie selbst einmal für die Leiden unempfindlich geworden waren. Es geht aber auch aus diesen Umständen hervor, daß wenn Gott hier sagt: Der Gerechte solle nicht sterben, und das ganze Israel solle nicht sterben, wenn es sich bekehre, er von dem gewaltsamen Tode spricht, der den Juden von der Hand ihrer Feinde drohte. Vergeblich hatte der Herr sie ihnen preisgegeben, vergeblich hatte er sie das Gewicht seines Zornes fühlen lassen. „Du bist ein Land, das nicht zu reinigen ist; eins, das nicht beregnet wird zur Zeit des Zorns" (die Strafe wirkt nicht wohlthätig auf dich, wie der Regen auf das Erdreich), läßt er ihm durch den Propheten sagen, E. 22, 24. Jetzt droht er ihnen noch mehr Strafe, will aber zugleich seine Gerechtigkeit noch genauer offenbaren, auf eine Weise, daß sie nicht zu verkennen, und sein Gericht nicht zu mißdeuten und lästern sey. Grade die schuldigen Personen soll diesmal das Unglück treffen, die Gottlosen allein sollen fallen, und die Gerechten eine wunderbare Ausnahme bilden in dem allgemeinen Untergange, da sie sonst nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge mit den Gottlosen zugleich zu leiden haben, um der Sünden ihrer Väter und Mitbürger willen. Es ist dies also eine besondere Veranstaltung Gottes, ähnlich der mit Noah und Lot, eine Ausnahme von der Regel, nach der auch die Gläubigen viel zu leiden haben auf Erden, gemacht, um dem Volke, bei dem aller Glaube an die Gerechtigkeit Gottes verschwunden war, recht sichtbar den Unterschied zwischen Gut und Bös vor Augen zu stellen.

Dies führt uns auf eine andere besondere Aeußerungsweise der im Gnadenhaushalt regierenden Gerechtigkeit, die auch von denen, die wir hier bekämpfen müssen, anerkannt, aber nicht in ihr richtiges Verhältniß gesetzt wird, und über die wir also auch noch ein ausdrückliches Wort sagen müssen, wenn auch nur ein kurzes, weil Alles auf dem schon Gesagten beruht. Es ist dies die erretteude Gerechtigkeit Gottes, die wir nur in der Oekonomie der göttlichen Gnade uns denken können, neben der züchtigenden. Einestheils nämlich glauben wir ganz strenge, daß die reine Gerechtigkeit keine errettende seyn kann, weil sie die heiligen Geschöpfe gar nicht in Leiden kommen läßt. Sogar die Anhänger der Dortrechter Synode läugnen diese Willkührlichkeit in Gottes Gerechtigkeit, nach der er Unschuldige strafen könnte, wie jene Willkührlichkeit, daß er Schuldige ungestraft lasse.*) Anderentheils läugnen wir es deswegen, weil nach der reinen Gerechtigkeit wir Sünder ganz verloren seyn würden. Es ist nur die auf der Erlösungsgnade beruhende Gerechtigkeit,**) deren wir uns getrösten können, sie, deren höchstes Gesetz ist, daß der Gottlose, wenn er glaubt, leben soll. In diesem Vertrauen können wir Gott bitten, daß er uns mit Gerechtigkeit züchtige, also nicht zum Verderben, gleich denen, die ihn nicht anrufen (Jerem. 10, 24 f. im Hebr.). Von der Gnade Gottes hängt alle Errettung ab, wie die Vergebung der Sünden selbst; und nur die Gerechten erhört Gott in ihrer Noth, die er sich erwählet hat (Ps. 109, 21. 79, 9. 39, 9. 34, 18—23. Luc. 18, 7.). Christo war das Gericht und die Gerechtigkeit bestimmt, er hat sie erhalten, daß er den Elenden im Volke Recht schaffe, den Armen helfe und die Unterdrücker zerschmettere (Ps. 72, 1. 4.).

Von dem Verhältniß der Gnade zu den Werken — wobei denn auch die Lehre von der prüfenden Gerechtigkeit geprüft werden soll — werden wir im Folgenden sprechen. Einstweilen schließen wir wieder mit dem herzlichen Wunsche, daß unser Artikel, so hart auch manche Wahrheiten sind, die er aussprach, die Leser weniger abgestoßen, als zur Wahrheit hingeführt habe. Sollte es Einigen befremdlich seyn, daß eine solche Mehrzahl von Beweisstellen dem A. T. entnommen wurde, so wird es ih-

*) Darunter gehören ihrem alten Menschen nach auch die Gläubigen. Aber „obgleich die Gläubigen und Ungläubigen nebeneinander dasselbe Uebel erleiden, sind deswegen doch nicht die Gläubigen und Ungläubigen, die dieselbe Strafe umstrickt, in den Strafen selbst nicht zu unterscheiden." (Heidegger, t. 1. p. 101. Vgl. August. de civit. Dei, l. 1. c. 8.)

*) Heidegger, t. 1. p. 97 sq. — Treffend sagt Hollaz auf die Frage: warum es oft den Guten schlimm, den Bösen wohl gehe? den vollkommen Guten könne es nie übel gehen, aber wir seyen nicht vollkommen gut.

**) Vgl. im vorigen Artikel, warum und wie auch die Heiligkeit Gottes den Gläubigen tröstlich sey. Anderes später.

en doch als natürlich erscheinen, wenn sie bedenken, daß dies ie Schrift ist, auf der die Apostel **fortbauten**, und daß auch oir hier mehr die Eigenschaften Gottes in ihrer Besonderheit nd in ihrer allgemeinen Erscheinung, als in ihrer Vereinigung nd historischen Gestalt in Jesu Christo betrachten mußten. Wir reuen uns aber darauf, späterhin von diesem höheren Gesichtspunkte aus dasselbe darstellen zu dürfen, in der Lehre von der Versöhnung. Jetzt aber — deß sey man überzeugt — war es chon unser Zweck, diese und in ihr die Gnade Gottes zu verherrlichen, und Alles zu der Erkenntniß hinzudrängen: „Die **Barmherzigkeit** Gottes hat das Geschlecht der Menschen jerettet; wenn er sich nicht unser erbarmt hätte, wäre **Alles** veroren gegangen. Sie hat uns, da wir Feinde waren, versöhnt; ie hat das unzählige Gute gethan.“ (**Chrysostomus** zu Hebr. .2., Hom. 32.)

(Der vierte Artikel folgt später.)

Ueber die „Christliche Zeitschrift für Christen, zur Förderung des Evangelischen Glaubens und Lebens.“ Vom Geh. Rath Hillmer. Nürnberg, im Verlage der Raw'schen Buchhandlung.

Der Name des Verfassers, so wie seiner Zeitschrift, hat ich in der Protestantischen Kirche bereits einen guten Klang erworben bei denen, welche wirklich Protestanten sind, und einen übeln bei denen, welche gegen Christum und sein Evangelium protestiren. Dieses zweifache Anerkenntniß ihres Werthes dürfte es daher vielleicht überflüssig machen, vorliegende Zeitschrift noch besser empfehlen zu wollen. Dennoch fühlen wir uns veranlaßt, etwas dazu beizutragen, daß wo möglich noch mehr Leser als bisher mit den Gaben gesegnet werden, welche ein erfahrener, und im Kreuze geübter Jünger des Herrn hier auf den Altar legt. Zu den Eigenthümlichkeiten dieser Zeitschrift gehört für's Erste die große Mannichfaltigkeit hinsichtlich des behandelten Stoffes, und der Form, mit welcher letzter in's Leben tritt. Um diesen Vorzug näher zu beleuchten, nehmen wir am besten eines der bereits erschienenen Hefte selbst zur Hand, welches uns eben zufällt, nämlich das dritte Quartalheft vom siebenten Jahrgang. Es beginnt mit einer Reihe von Psalmen in ungebundener Rede, deren jeder auf seine Weise irgend einen wichtigen Gedanken oft fragend und antwortend behandelt. — So regt der erste Psalm die wichtige, oft einen versuchenden Schauer beschäftigende Frage über die kleine Zahl der Erwählten bei der Unzahl der Berufenen an, die ein Engel, auf den Gräbern stehend, dem bekümmerten Frager beantwortet. Der nächst folgende Psalm besingt die Geheimnisse der göttlichen Erbarmung, wenn sie sich bisweilen, wie die Sonne hinter Wolken, verbirgt, so daß es oft scheint, als hätte der Herr **seine Gnade vor Zorn verschlossen**. — „**Den Abend lang währet das Weinen, und am Morgen das Lachen. Du hilfst mir frühe**“ — so ruft dann jede Seele, die das böse Stündlein überwand. — Die Liebe eilt, sie ist nicht träge noch langsam, und wo sie zu zögern scheint, da ist sie oft am thätigsten. Dieses ist der Grundgedanke des zweiten Psalmes. Der dritte besingt den Versiegelungsakt des Bundes mit Gott in der Vergebung der Sünden durch Christum. Christus **für** mich und in mir und die Feier des Nachtmahls, die der Gekreuzigte mit seinen Jüngern in der Stille hält — dieses ist der Gegenstand des dritten Gesanges. Diesen Psalmen folgen einige rhapsodische Gedanken und erbauliche Bemerkungen. Es liegt ihnen fast immer irgend ein Bibelspruch zu Grunde, der oft mit Gewandtheit auf das innere oder äußere Glaubensleben bezogen, und auf diese Weise practisch erklärt wird. So verschieden nun diese erbauliche Schrifterklärung von der eigentlichen Schulauslegung ist, so sehr hütet sich doch auch der Verfasser vor derjenigen regellosen Willkühr, womit nicht selten manche Erbauungsschriften oder auch Predigten dem Worte Gottes auf eine mystisch-allegorische Weise Gewalt anthun, indem sie dasselbe oft mehr als Prätext, denn als Text, noch öfter sogar als bloßes Motto für ihre Gedanken benutzen. Man sieht überall nicht bloß den erfahrenen Christen, sondern auch den gebildeten Welt- und Menschenkenner und gründlichen Bibelleser, welcher eben genug von der Schultheologie gelernt hat, um sich nicht mehr, wie so Manche, auf die Laieneinfalt etwas einzubilden. Wir können es unmöglich unterlassen, von diesen Evangelischen Rhapsodieen ein Beispiel anzuführen.

„**Gotte was Gottes ist; dem Kaiser was des Kaisers ist.**“ **Der Welt was der Welt ist** — mögen wir (der Schrift und dem Glauben gemäß es deutend) hinzusetzen. — Nicht das Mitmachen mit der Welt, das Mitheulen unter den Wölfen (meinen wir), nicht das der Welt in ihren Eitelkeiten sich gleich stellen. Wie ziemte das Jüngern, die nicht von der Welt sind? Aber nach dem Beispiel seines Meisters soll der Jünger alle Gerechtigkeit erfüllen, den angeordneten oder durch lange Gewohnheit eingeführten äußeren Gebräuchen und Sitten, so weit sie mit den Sitten des Hauses Gottes verträglich, sich fügen, stets eingedenk, daß das Reich Gottes nicht in Kleidung, äußeren Unterscheidungen, auffallenden Abweichungen und Absonderungen besteht. Es gibt sogar Fälle, wo es weiser ist, mit allen Uebrigen irren, als allein weise seyn. *) Wenn ein solcher Fall eintritt, dann wird die Salbung, die Alles lehrt, uns unterweisen, wie weit wir gehen dürfen, wo wir stehen bleiben sollen, und wie die Salbung uns lehrt, „**so ist es wahr und recht.**“

Diese Ausdehnung des Kaiserlichen Rechtes auf das Recht des Reiches dieser Welt auch an die Jünger des Herrn, wird wohl schwerlich als willkührlich betrachtet werden können, und daher hoffentlich unser obiges Urtheil genügend bestätigen. Der Spruch: „**Ihr sollt euere Perlen nicht vor die Säue werfen,**“ wird durch zwei sehr gut passende Geschichten practisch erklärt. Möchten sich dieselben doch recht Viele von denen, welche an der gewöhnlichen Kinderkrankheit der Neubekehrten, der Bekehrsucht, laboriren, wohl zu Nutze machen. Vielleicht würde dann Mancher mit dem heiligen Chrysam-Oel in seinem Lämplein und Krüglein etwas geiziger umgehen lernen.

Wir verlassen, der Kürze wegen, eine Menge dergleichen Rhapsodieen, und gehen nun zu einer Gattung von Unterricht über, welche der Verf. mit besonderer Geschicklichkeit handhabt, nämlich **die Erzählung und die Biographie**. Namentlich kommt in diesem Heft eine Erzählung vor, die fast zu dem Vortrefflichsten gehört, was in dieser Art aus einer christlichen Feder geflossen ist. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, liefern wir hier eine Skizze dieser merkwürdigen Erzählung, die übrigens nicht vom Verf. selbst herrührt, sondern bloß eine Uebersetzung aus

---

*) Dieses gilt z. B. von so manchen Tyranneien der Mode, die sich auch auf Gläubige erstrecken, welche sich als Feinde des Demagogismus solcher oft wunderlicher Herren nicht eigenmächtig entledigen dürfen.

dem Englischen und auch in einem besonderen Abdruck zu Basel (bei Müller) erschienen ist.

Der Ostindienfahrer Kent, ein großes Kauffahrteischiff, segelte am 19. Febr. 1825 mit 20 Offizieren, 134 Soldaten, 43 Frauen, 66 Kindern, 20 Passagiren, und einer Schiffsmannschaft von 148 Personen nach Ostindien. Ein heftiger Sturm nöthigte einen Schiffsoffizier mit einer Laterne in den unteren Schiffsraum zu steigen, um nachzusehen, ob Alles wohl verwahrt und befestigt sey. In dem Augenblicke bricht bei dem großen Schwanken des Schiffes ein Brandtweinfaß. Dem Offizier entfällt die Laterne, deren Licht er eben putzen wollte, dieses zündet den fließenden Brandtwein an, und mit diesem Zusammentreffen zweier an sich unbedeutenden Unfälle sind die Schleußen und Dämme des Unglücks durchbrochen, das nun mit seinen furchtbaren Fluthen über die Seefahrer hereinbricht. Da das Feuer mit heißhungriger Schnelligkeit um sich griff, so ließ der Schiffskapitän zur Löschung des Brandes die mittleren Verdecke öffnen, um dem Wasser den Zutritt zu dem inneren Schiffsraume zu gestatten. Dieses verzweifelte Mittel beschränkte zwar einige Zeit die Wuth der Flammen, allein die einströmenden Wellen brachten nun das Schiff eben so in Wassersnoth, als es vorher in Feuersnoth gewesen war. Bald brach auch das halbgedämpfte Feuer aufs Neue hindurch, und näherte sich mit dumpfem Geprassel der Pulverkammer. In diesem Schreckensaugenblick zeigt sich ein Schiff in weiter Ferne. Die Nothschüsse werden gehört, die Rettungsversuche beginnen, und der größte Theil der Schiffbrüchigen wird gerettet.

In dieser Geschichte vereinigt sich, wie gesagt, alles Vortreffliche, was man vom christlichen Standpunkte aus erwarten kann. Die Schilderung der einzelnen Schreckensmomente in der steigenden doppelten Feuers- und Wassersnoth, so wie der musterhaften Ordnung und Haltung der Offiziere und Soldaten, und der verschiedenen Aeußerungen dumpfer Verzweiflung oder eines unerwarteten Heldenmuthes bei solchen Leuten, denen man in der Stunde der Ruhe oft zu wenig vertraut; alles dieses ist so meisterhaft ausgeführt, daß ein geschickter Künstler eine ganze Reihe höchst interessanter Gemälde danach entwerfen könnte. Denkt man sich nun noch in solchem Getümmel einen seligen, gottergebenen Christen, der ohne rohen Bootsmannstrotz und stoischen Hochmuth bei der vollen Empfindung der ganzen Schreckensgewalt, und bei dem richtigen Blick in die weitgeöffneten Pforten des Todes den Mastbaum umklammernd mit solcher Ruhe den Schauplatz des Verderbens überblickt, daß er es nach überstandener Gefahr bis in die kleinsten Züge zu verfolgen und zu erzählen vermag; so kann man sich ungefähr von dem Werthe und der Bedeutung einer solchen Schilderung eine Vorstellung machen.

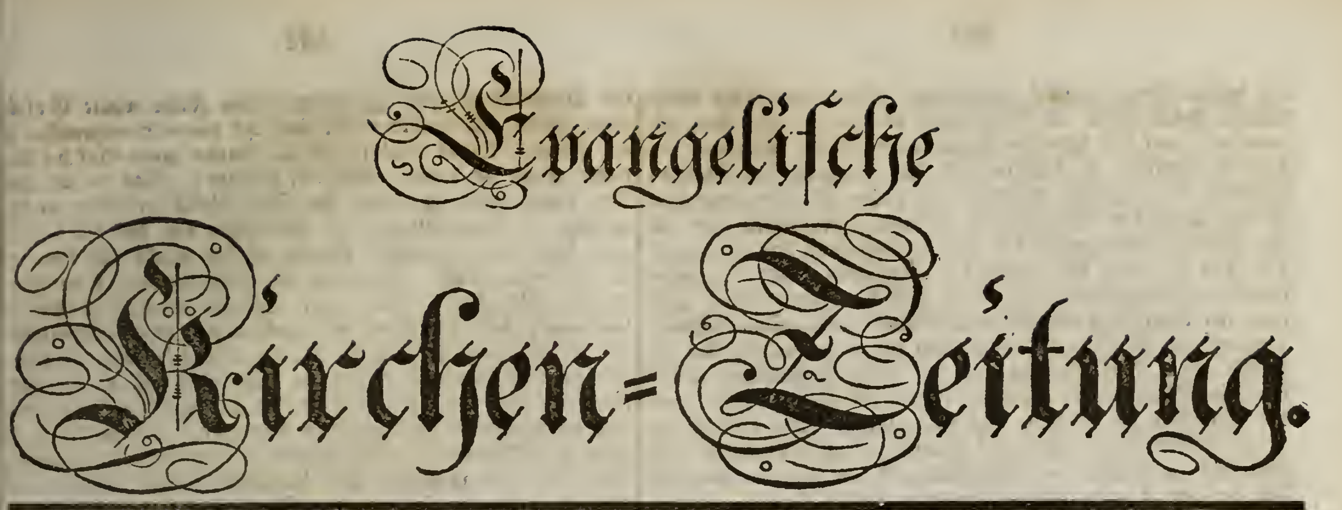
(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Genf.) Daß der liebe Gaussen in Satigny so vielen Widerwärtigkeiten wegen Abschaffung des ganz unevangelischen Catechismus ausgesetzt war, werden Sie gehört haben; man wollte ihn cassiren, allein da einige hundert der vornehmsten Genfer erklärten, daß, wenn dieses geschehe, sie sich von der Nationalkirche trennen und eine eigene Gemeinde mit Gaussen bilden werden, wurde die Cassirung unterlassen. — Die Genfer Academie zeigte kürzlich deutlich ihre Neologie dadurch, daß sie den Studenten verbot, nach der alten Gewohnheit die Briefe der Apostel vor der Predigt vorzulesen. Einige Studenten wurden dadurch zum Nachdenken gebracht und lasen und prüften die Briefe und siehe da, ein Student wurde durch dieses Lesen bekehrt. Professor Chenevière hat eine elende Schrift gegen die Dreieinigkeitslehre herausgegeben. — Die reichen Genfer gehen nun damit um, eine neue Academie auf ihre Kosten mit christlichen Professoren zu gründen. Ich bin sehr begierig, was daraus wird.

(Nordamerica.) Der in einem früheren Artikel der Ev. K. Z. erwähnte Prof. Stuart zu Andover hat im vorigen Jahre herausgegeben: „Exegetische Versuche über einige Wörter der heiligen Schrift, welche sich auf die zukünftigen Strafen beziehen." Der erste der darin enthaltenen Aufsätze untersucht den biblischen Sprachgebrauch der Wörter αἰών und αἰώνιος, und ist früher schon in der Zeitschrift: Spirit of the Pilgrims, August 1829, erschienen. Die anderen betreffen die Ausdrücke Scheol, Hades, Tartaros und Geenna. Die Veranlassung zu diesen Abhandlungen liegt in dem in Massachusetts, und vorzüglich in dessen Hauptstadt Boston verbreiteten Unitarianismus oder Rationalismus, der nicht, wie der unsrige, sein Haupt so dreist erhebt, daß er von Irrthümern Jesu und der Apostel redete, sondern wie es ja früher auch bei uns geschah, durch seichte, verdünnende Bibelerklärungen sich im Schaafskleide einzuschleichen sucht. Eine Seite dieses liberalen Systems ist denn natürlich dort, wie hier das Princip: „Alle Menschen sollen Brüder, und die Hölle nicht mehr seyn." Daher der rein exegetische Standpunkt, welchen Herr Stuart einnimmt. „Wir fragen nicht," sagt er, „was irgend Jemand gern wünschen möchte, daß es wahr wäre, sondern: Was lehrt uns die heilige Schrift? Die Ergebnisse einer philologischen Erörterung dieser biblischen Ausdrücke sind, daß die heilige Schrift und der Erlöser einen Ort der Strafe nach dem Tode uns offenbaren. Ich gehe noch weiter. Kein Ort der Strafe, kein Ort der Seligkeit wird uns beschrieben, der nicht von dem ihm entgegengesetzten durch eine unübersteigliche Kluft geschieden wäre. Man kann diese Stellen wohl wegläugnen; wie man aber die von dem Allmächtigen selbst zwischen Himmel und Hölle befestigte unübersteigliche Kluft entfernen oder sie ausfüllen will, das ist eine Frage, welche diejenigen, die sich mit unseres Heilandes Worten beschäftigen, sich Zeit nehmen sollten, zu überdenken." — Wie sehr in Nordamerica die gelehrten Theologen zugleich sich mit practisch-kirchlichen Gegenständen beschäftigen, zeigt eben dieser Professor, der gelehrteste Exeget, den Nordamerica besitzt, der über die religiöse Freiheit sich in einem Schriftenwechsel mit einem Unitarier, Whitman, befindet, und vor Kurzem eine Schrift herausgegeben hat unter dem Titel: „Versuch über die Preisfrage: Ob der Genuß von Brandtwein oder der Verkauf desselben zu unserer Zeit vereinbar mit einem christlichen Bekenntniß sey?" — Unter den vielen Schriften über practische Gegenstände findet sich auch: „Der geistliche Spiegel, der das Herz des Menschen zeigt als einen Tempel Gottes oder eine Wohnstätte des Satans; durch zehn Kupfer erläutert zu besserer Einsicht in den Zustand der natürlichen Verderbniß des Menschen. Aus dem Deutschen übersetzt." Dies unter uns bekannte, auf eine fast abgeschmackte Weise (als jesuitisch!!) verschrieene Buch hat also auch in die neue Welt sich einen Weg gebahnt! Wir glauben, daß der stärkste Vorwurf, welcher sich ihm machen läßt, etwas Geschmacklosigkeit ist; daß es aber dennoch an vielen Herzen gesegnet worden ist, davon wissen wir Thatsachen anzuführen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 25. Mai. № 42.

Die Giftmörderin Gottfried, nach der Schrift: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried geb. Timm. Nach erfolgtem Straferkenntniß höchster Instanz herausgegeben von dem Defensor derselben Dr. F. L. Voget. Bremen 1831, bei W. Kaiser.

Wer diese Geschichte liest, wird die Behauptung nicht übertrieben finden, daß weder die alte heidnische Fabel der Medea, noch das Lied der Niebelungen von Chrimhilden's Rache, noch die Dichtungen eines Makbeth das Gräßliche derselben nur einigermaßen erreichen. Sie gehört unstreitig mit unter die bedeutendsten Zeichen der Zeit, und es wird dem Leser daher begreiflich seyn, daß sich nach des Verfassers Bericht die Kunde eines solchen Ereignisses mitten in der Christenheit, im Herzen und Mittelpunkte der Europäischen Lichtzone, und aus einer Zeit, die sich die aufgeklärte, liberale und vorzugsweise die cultivirte nennt, bis nach America und China erstreckt. Wir halten uns daher nicht lange bei der Einleitung auf, und liefern zuerst einen möglichst gedrängten und doch zugleich ausführlichen Auszug der Geschichte selbst, um dann unsere Betrachtungen mit denen des werthgeschätzten Verf. zu vereinigen und auszutauschen.

Gesche Margar. Gottfried war die einzige Tochter eines armen Schneiders, der mit seiner Frau in einer vergnügten Ehe lebte, und durch ausgezeichneten Fleiß und knauserige Sparsamkeit sich zu einem angesehenen und wohlhabenden Bürger emporarbeitete. Mit ihr war ein Zwillingsbruder geboren worden, der aber trotz seines traurigen Schicksals dennoch im Vergleich mit der geschichtlichen Bedeutsamkeit der Schwester sehr in den Hintergrund tritt.

Gesche's Eltern gehörten zu den kirchlichen, religiösen und braven Leuten, die man ihrem äußeren Benehmen nach zu der besseren Classe der Bürger zählen muß, obschon von wahrer Gottseligkeit und lebendigem Christenglauben wenige oder keine Spuren bei ihnen zu finden sind. Ehrlich und treu in ihrem Berufe, bei aller Armuth und Sparsamkeit doch mild und wohlthätig genug, gewöhnten sie auch ihre beiden Kinder schon sehr frühe an Arbeitsamkeit, Entbehrung und Ordnungsliebe, und brauchten namentlich die kleine Gesche nicht selten dazu, um ihre Gaben, als z. B. Speisen, Kleider u. s. w. durch sie den Armen in der Stadt zukommen zu lassen. Daß aber diese Mildthätigkeit nicht aus der reinen christlichen Liebe, sondern aus demjenigen Geiste floß, welcher solche Capitale der Almosen auf reichliche Zinsen bei Gott niederlegt, diese Bemerkung wird auch von dem tiefer blickenden Verf. gemacht, welcher diesen Umstand ächt psychologisch zugleich mit dazu benutzt, die nachherige Geschicklichkeit in philanthropisch-religiöser Heuchelei bei unserer Verbrecherin daraus herzuleiten. Gewiß ist, daß die sorglosen unbekehrten Eltern die Gefahr auch nicht von ferne ahneten, die ohne gehörige Evangelische Unterweisung und Warnung für ihren gleißnerischen Liebling aus solchem Almosengeben hervorgehen mußte. Zu den unverdächtigen und vortheilhaften Zeichen ihrer Kinderzucht gehört jedoch die seltene Achtung vor dem elterlichen Worte, und das unbedingte und liebende Hingeben in den Willen, namentlich des Vaters, ein Umstand, der die kleine Gesche schon sehr frühe von einer guten Seite erscheinen läßt. Mit einem Wort, wir sehen hier eine Familie vor uns, wie sie, bürgerlich genommen, gegen eine Ueberzahl von anderen immer als musterhaft dasteht, und in deren Benehmen man durchaus keinen speciellen Grund für eine solche Ausartung eines geliebten Kindes auffinden kann, wovon, wie gesagt, in der Geschichte des Verbrechens alter und neuer Zeit keine Beispiele vorkommen mögen.*) — Legen wir freilich an diesen Haushalt den evangelischen, nicht einen menschlichen Maaßstab, so wird es allerdings klar, wie diese hausbackene Frömmigkeit zu der Entwickelung einer solchen riesenhaften, selbstsüchtigen Bosheit, wenigstens negativ beitragen mußte. Diese Art Frömmigkeit betrachtet ja die Religion bloß als einen dienstbaren Paracelsischen Hausgnomen, welcher seinen Lieblingen die Pferde dick füttert, den Acker bestellen, und bis zum Reichwerden wirthschaften hilft. Weil sie nun nicht Gott selbst, sondern seine Gaben suchend, das Element der Heuchelei und des Pharisäismus in sich hat, folglich selbst von Gott verlassen, allen listigen Anläufen des Teufels bloß gestellt ist, so ist es durchaus nicht anders möglich, als daß sie bei solchen und ähnlichen Versuchungen dem Teufel nur als Instrument zu Vollführung seiner Anschläge dient. Nur müssen wir dabei wiederholt gegen eine specielle Verschuldung

*) Der Verf. selbst nennt diese Geschichte als Jurist beispiellos.

der beiden Eltern ernstlich protestiren. Denn wenn diese selbstsüchtige Frömmigkeit und Kirchlichkeit alle Male, außer dem allgemeinen, auch den speciellen Grund einer solchen Ausartung von Kindern enthielte, so könnten aus der Mehrzahl der Familien durchaus keine anderen Personen als unsere Gesche, entstehen. Welche Ungeheuer müßten aber alsdann legionenweise aus solchen Häusern hervorgehen, die nicht einmal mehr den Schein haben, daß sie leben, und welche die Physiognomie des vornehmen modernen Heidenthums bei'm ersten Anblick erkennen lassen. Obschon wir daher die pharisäischen Steinwürfe gleichgesinnter Selbstgerechten auf die Familie abzuwehren haben, so verdient der geschätzte Herr Verf. dennoch für die tiefere Beleuchtung solcher frommen Gleißnerei in Timm's Hause ein gerechtes Lob, und wir wünschen von Herzen, daß jeder unserer Leser dadurch angeregt werden möge, das höchst lehrreiche Buch wo möglich selbst zur Hand zu nehmen. — Merkwürdig ist hier noch der Umstand, daß der alte Timm, obschon im hohen Grade kirchlich, dennoch die Sonntagsarbeit in vorkommenden Fällen nur allzuleicht selbst seinen Gesellen gestattete, und daß die unglückliche Tochter später mehrere ihrer furchtbarsten Verbrechen grade an einem Sonntage vollbracht hat. Bis in das siebente Jahr berichtet unsere Geschichte von der Unglücklichen nichts weiter, als daß sie der Gegenstand einer ebenfalls ungeheiligten Liebe der Eltern, besonders ihres Vaters, war. Sie wurde der Mittelpunkt des gesammten Wirkens und Lebens ihres Vaters, und hatte es nur der Knauserei desselben zu danken, daß sie, trotz seiner unbewachten Zärtlichkeit, doch nicht durch Genüsse mancher Art verwöhnt, sondern im Gegentheil zur Arbeit und zum Entbehren überstrenge angehalten ward. Dieses gab denn auch die äußere Veranlassung, daß der Lügner und Mörder von Anbeginn das erste Samenkorn des Todes und der Sünde in das Herz des Kindes werfen konnte. Gesche kam nämlich in dem siebenten Jahre mit Gespielinnen zusammen, welche von ihren Eltern zuweilen einige Kleinigkeiten an Geld zum Ankauf unbedeutender Spielsachen, Näschereien u. s. w. erhielten, die aber, wie bekannt, für die kleinen Kinder dieselbe Bedeutung, als die kostspieligen Steckenpferde der großen Kinder zu haben pflegen. Da die kleine Gesche von ihren Eltern nie einen Heller geschenkt bekam, so sann sie darauf, mit List sich selbst Geld zu verschaffen. Wenn sie nämlich Zwieback holte, so ließ sie sich jedesmal solche Stücke geben, die etwas kleiner und folglich wohlfeiler als diejenigen waren, die sie dem erhaltenen Gelde gemäß hätte bekommen müssen. Obschon daher die Mutter jedesmal die Stücke nachzählte, so übersah sie doch das kleinere Format derselben, und so trieb die kleine Diebin ihr Wesen eine lange Zeit mit ununterbrochenem Gelingen fort. Späterhin entwendete sie auch Geld aus der Tasche der Mutter, wußte aber schon damals eine solche Harmlosigkeit und Unschuld zu heucheln, daß der Verdacht nie auf sie, sondern allemal auf ihren nicht liebenswürdigen, verschlossenen und duckmäuserigen Bruder fiel. Dieser Umstand war es denn auch, der sie schon frühe daran gewöhnte, das Leiden Anderer, wenn es mit ihrer Selbstsucht konkurrirte, bei aller äußeren erheuchelten, oft bezaubernden Theilnahme, dennoch mit einer eisigen und grausamen inneren Kälte ansehen, ja dasselbe oft selbst geflissentlich erregen und unterhalten zu können.

So war es denn also der Spieltrieb des Kindes, sammt der gewöhnlichen Gaumenlüsternheit desselben, welcher zu der allmähligen Entwickelung der später so furchtbar auftretenden Selbstsucht und zu dem unseligen Gelingen der ersten wissentlichen Sünde, nämlich der Lüge, der Heuchelei und der Ungerechtigkeit Veranlassung gab. In ihrem eilften Jahre wagte Gesche einen etwas bedeutenderen Diebstahl bei einem Hausgenossen ihrer Eltern. Dieses Mal scheint die Mutter gegen Gesche Argwohn gefaßt zu haben. Mit den Worten: „Daß sie an einen Ort gehen wolle, wo man den Dieb schnell entdecken werde," beruhigt sie ihren Mann, der den Sohn für den Dieb hielt, ging dann auf eine halbe Stunde in die Stadt und kam mit der Antwort zurück: „Ich habe den Dieb gesehen. Eine Frau, der ich Alles klagte, holte einen Spiegel herein, und wie ich hineinsehe, steht der Dieb und guckt mir über die Schultern." Bei diesen Worten faßte sie die Mutter scharf in's Auge. Gesche, obschon auf's Aeußerste erschrocken, rafft jedoch alle Kraft zusammen, um auch jetzt, wo ein Schwerdt ihr durch die Seele schnitt, ihre gewöhnliche Harmlosigkeit zu behaupten. Dieses gelingt ihr auch so vollkommen, daß die Mutter in ihrem Verdachte anfangs bloß irre, und späterhin über die Sache völlig beruhigt wird. Also abermals ein Triumph der Sünde, und zwar in dieser Art der erste über den plötzlich und unerwartet hervortretenden Richter mit dem Flammenschwerdte. — Von jetzt an wagte sie jedoch nichts mehr im elterlichen Hause zu entwenden. Im Gegentheil tritt jetzt bis zu ihrem dreizehnten Jahre eine glückliche Periode ein, wo sie aller Versuchung von Außen entzogen, in tiefer Stille und Arbeitsamkeit lebend, sich selbst einiges Geld erwarb, worüber sie zum Theil selbst verfügen durfte. In dieser ganzen Periode scheint nichts von Bedeutung vorgefallen zu seyn. Bald nachher begann der Confirmandenunterricht unserer Verbrecherin, welcher jedoch, ihrer späteren und unverdächtigen Aussage nach, auch nicht den leisesten erwecklichen Eindruck auf sie gemacht hat. Dennoch scheint sie in ihrem häuslichen Leben nicht ganz ohne religiöse Rührungen gewesen zu seyn. Denn sie erinnert sich, in dieser Zeit nicht selten gebetet zu haben, und durch ein gewisses Buch, „biblische Historien," welches neben der Bibel das einzige im Hause war, oft unwiderstehlich angezogen und gerührt worden zu seyn. Auch ist zu bemerken, daß sie in ihrer Kindheit sehr an Drüsen- und Augenkrankheiten gelitten hat, und daß sie, wie viele dergleichen Kinder, überaus zart und mager war, ein Umstand, der später in psychologischer Hinsicht nicht ohne Bedeutung ist. Diese Lazarusfigur, die ihr bei der Nachbarschaft, vielleicht nicht ohne satyrische Beziehung auf das Gewerbe ihres Vaters, den Spottnamen das Zickelchen zuzog, bildete sich jedoch, wie so oft bei herannahender Pubertät, zu einer zierlichen Nymphengestalt um, die ihrer Schönheit wegen überall, selbst bei ihren Gespielen, bezauberte und den Preis davon trug. So süß nun das Gift der Schmeichelei die Seele des 13—14jährigen Mädchens durchdrang, so hatte sie doch theils durch die in ihrer beschränkten Erziehung liegende Blödigkeit, theils in der Einsicht, vermöge welcher sie Anspruchslosigkeit und bescheidenes Wesen schon frühe als die köstlichste Krone auf dem Haupte der Schönheit ansah, ein Mittel gefunden, die ohnehin bedeutende und allgemeine Theilnahme und Aufmerksamkeit auf sich zu erhöhen und zu befestigen. Genug, sie erwarb sich immer neue Freunde, und was noch mehr ist, auch eine Menge Freundinnen, ohne von dem Zahne des Neides auch nur im mindesten verletzt zu werden. Um diese Zeit wurde ei[n] ihr von den Eltern erlaubt, in einem benachbarten Hause mi[t] anderen Gespielinnen Unterricht im Tanzen zu nehmen. Späterhin wurde von demselben Mädchenkreise auch ein Liebhabertheater eingerichtet und Komödie gespielt, ein Vergnügen, welches schon die ganze Woche hindurch die armen Kinder mit der gespanntesten Erwartung erfüllte. — Bei diesem Spiele stieg

nun der Triumph unserer Gesche als Königin der Bühne und aller Freudenfeste auf den Höhepunkt. Für sie und ihre glänzenden Rollen wurden die schönsten Kleider, der köstlichste Putz, und das Geflimmer mancherlei Geschmeides nach besten Kräften herbeigeschafft. Wenn sie dann am anderen Morgen bei'm Blick in den Spiegel durch den noch übrigen Rosenschimmer der Schminke ihre Schönheit bedeutend erhöht sah, so ließ sie aus Wohlgefallen daran die Farbe so lange stehen, als sie eben hangen blieb. — Mutter Timm aber lächelte dazu. — Diese allerdings schwerere specielle Verschuldung der Eltern bestätigt sowohl des Verf. als auch unser eigenes Urtheil über dieselben hinsichtlich der Bedeutung solcher Religiosität. „Es kostet das Komödienspielen kein Geld, und weil es am Sonntage geschieht, auch keine Zeit, vielleicht wird auch in diesem trüben Wasser ein großer Fisch, nämlich ein reicher Mann, gefangen," so mag wohl Vater Timm das klagende Gewissen bisweilen beschwichtigt haben.

In dieser Teufelsschule machte nun unsere Gesche, wie leicht denklich ist, Riesenschritte in der Kunst zu täuschen, d. h. Gefühle zu verbergen, und deren bis zur Naturähnlichkeit zu erheucheln. Hier war offenbar dem Tiger die Klaue gewachsen, die er nach Belieben verbergen, einziehen oder ausstrecken und gebrauchen konnte. Selbst von der Schminke hatte die Unglückliche bereits die Erfahrung gemacht, daß sie das Erblassen und Erröthen am sichersten bedecke, und daher die Mühe bei der Heuchelei und Verstellung bedeutend erleichtere, ein Nutzen, dessen sie sich zu seiner Zeit, noch außer dem Vortheile in der Buhlerei, trefflich zu bedienen lernte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die „Christliche Zeitschrift für Christen, zur Förderung des Evangelischen Glaubens und Lebens." Vom Geh. Rath Hillmer. Nürnberg, im Verlage der Raw'schen Buchhandlung.

(Schluß.)

Den Schluß dieses Heftes machen, außer einigen Briefen über die Zuläßigkeit der Selbstbiographieen (ein nicht unwichtiges Thema), noch die Herzensergießungen einer nunmehr vollendeten frommen Dame, der Frau Reichsgräfin 38ste Reuß. — Die Form ist ganz wie die von Witschels Morgen- und Abendopfern. Der Geist aber ist natürlich ein anderer und besserer. Zarte Blüthen weiblicher, ächt christlicher Dichtkunst von inniger Salbung duftend, und durch Reinheit, Fluß und Wohlklang einer fein gebildeten Sprache ausgezeichnet. Außer den Erzählungen und Biographieen, die in diesem Hefte vorkommen, ist noch besonders erbaulich und bedeutend im ersten Quartalhefte des achten Jahrganges die Geschichte eines armen, einfältigen, aber hoch begnadigten Böhmen, Johann Gilek, der von einigen jesuitischen Wölfen gepackt, jahrelang auf's Aeußerste zerfleischt und gemartert, durch seinen Glauben die Wuth dieser menschlichen Teufel zuletzt ermüdet und besiegt. Schwerlich wird Jemand diese Geschichte ohne reichen Segen für sich selbst und seinen eigenen Glauben lesen können. Ferner verdient die, in einer anderen Bearbeitung auch schon in diesen Blättern mitgetheilte Bekehrungsgeschichte F. A. Augusti's, eines jüdischen Gelehrten, im vierten Quartalhefte des siebenten Jahrganges, eine rühmliche Erwähnung. Sie ist reich an den merkwürdigsten äußeren und inneren Führungen einer auserwählten Seele, und dürfte die hie und da ermattende Hoffnung für Israel wohlthätig erfrischen.

So viel von der Mannichfaltigkeit dieser Zeitschrift. — Noch bleibt uns von der Eigenthümlichkeit des Geistes etwas zu sagen übrig, der das Ganze belebt und durchdringt. Wir finden nämlich hier den Herrnhutismus in seiner reinsten und edelsten Gestalt, wie er, frei von der oft abstoßenden Manier mancher Brüder aus dieser theueren Gemeinde, mit dem großen Geheimniß des blutenden Opferlammes vorzugsweise sich beschäftigt. — Dieser Geist tritt zuweilen wahrhaft ergreifend hervor, und nimmt den Leser oft unwiderstehlich dahin. Wir selbst haben dieses unter dem Drange und Drucke zerstreuender, höchst schwieriger Lebensverhältnisse erfahren. Das Bild des Gekreuzigten, das uns hier entgegentrat, brachte uns gar bald zum Niederfallen und Anbeten, und das „Friede sey mit dir; alle deine Sünden sind dir vergeben," machte, daß die Wellen des ungestümen Meeres im Herzen sich schnell zur Ruhe legten.

Von Seiten natürlicher Eigenthümlichkeit trägt diese Schrift das Gepräge und die Physiognomie der vornehmen Christenwelt, welche nicht bloß den hartherzigen Egoismus und Stolz der Großen dieser Erde, sondern auch die ungeistliche Herablassung so Vieler aus diesem Stande durch Gnade zu überwinden weiß. Denn daß gar viele der Vornehmen nur den Affen der Demuth, die Herablassung, kennen lernen, ist wohl bekannt, wobei wir übrigens keinesweges behaupten wollen, als haben die Christen aus den niederen Ständen zur wahren Demuth ein Privilegium. Der Bettel- und Lumpenstolz der Armen ist neben dem erwähnten Einfältigkeits- und Laienstolze eine Klippe, woran so Manche scheitern, die sich über die Vornehmheit der Vornehmen, und die Schulpedanterei der Gelehrten oft am bittersten beklagen. Genug, daß unser geehrter Verf. diesen Feind der Vornehmen gehörig verstanden, und mit den rechten Waffen zu behandeln gelernt hat. — Seine Rede ist daher zwar rein, mitunter zierlich und geschliffen, aber auch zugleich sanft und eindringend. Während daher ein Luther die christlichen Volkspropheten und eigentlichen Pfarrherren, und Melanchthon die Gelehrten repräsentirt; so möchte unser Verf. so eine Art Philemon seyn, der das wahre Christenthum der höheren Stände darstellt, und dessen Manier von dem großen und doch so kindlich demüthigen Apostel Paulus in seinem Briefe an Philemon gar lieblich respectirt wird.

Hiebei ist jedoch wohl zu bemerken, daß diese feine Sitte auch nicht von ferne jene Lanigkeit und Halbherzigkeit berührt, wie sie sich in dem neuesten bekannten Hallischen Streit gegen die Usurpatoren unserer Kirche bei so Vielen offenbart hat. Auch unser Herr Verf. hat bei aller Milde dennoch das rechte Salz bei sich. Er hält es nicht mit denen, die den Geist dieser Welt mit dem Geist der Gnade, also Christum und Belial vereinigen und versöhnen wollen, und weiß recht wohl, was die Macht derjenigen in unserer Zeit zu bedeuten hat, die als Diebe und Mörder in den Schafstall Christi eingebrochen sind, um darin zu würgen und zu stehlen.

Nach diesen Bemerkungen möchte es wohl den Anschein haben, als sey es die vornehme und gebildete Welt, welche sich dieser Zeitschrift mit besonderem Nutzen bedienen könne. Allerdings würde es ein Glück seyn für jedes hohe Haus, welches die Stunden der Andacht und Witschel's ungesalzene Morgen- und Abendopfer mit dieser gesunden Seelenspeise vertauscht. Wir fühlen uns aber doch gedrungen hinzuzusetzen, daß sich ein jeder Leser, der Erbauung und Erholung sucht, sey er nun von ge-

lehrter oder von Handarbeit müde geworden, dieser Zeitschrift mit Nutzen bedienen wird.

Da aber alles Wissen und Weissagen nur Stückwerk ist, so kann es nicht fehlen, daß sich auch in unserer Schrift einzelne Unvollkommenheiten zeigen. Schon der Titel mit dem Zusatz: für Christen, nöthigt uns eine kleine Bemerkung ab.

Der Herr Verf. meint unstreitig die Gläubigen im Gegensatz zu den Unbekehrten. Wir wissen aber in der That kaum, wie er diesen Zusatz würde rechtfertigen können. Denn einmal erbittert eine solche ausschließliche Bezeichnung der Gläubigen mit dem Namen: der Christen, die Anderen ohne Noth, und dann sehen wir auch nicht ein, warum man nicht wünschen sollte, daß die Schrift auch unter den Ungläubigen ihre Leser fände. Dazu kommt, daß das Absprechen des Christennamens hinsichtlich der Unbekehrten auch nicht einmal richtig und begründet ist. Sie sind allerdings keine bloßen Heiden. Sie sind durch die Taufe wirklich zu Christen, so wie die Juden durch die Beschneidung wirklich zu Juden geworden, nur mit dem großen Unterschiede, daß sie ihr Christenname, so wie die Taufe selbst, durch ihre Schuld immer noch verdammlicher macht.

Als störend und unpassend sind uns ferner manche Lateinische, Französische, ja selbst Griechische Wörter vorgekommen, die ohne allen Schaden wegfallen können.

Ferner sind uns auch manche der kleineren Dichtungen als nicht streng genug gesichtet und geprüft erschienen. So köstlich auch der Silberblick des christlich-erbaulichen Epigramms in manchen solchen Impromptüs hervorleuchtet, so fehlt es doch auch nicht an solchen, welche matt, nicht selten auch wohl hart zu nennen sind.

Hieher möchten unter anderen folgende gehören:

Lange lebte ich
— ach wie beugt es mich —
nur ein träges Starrsuchtleben ꝛc.

eben so:

Verliebt so in den Heiland sein
Die Seele krank vor Liebespein ꝛc.

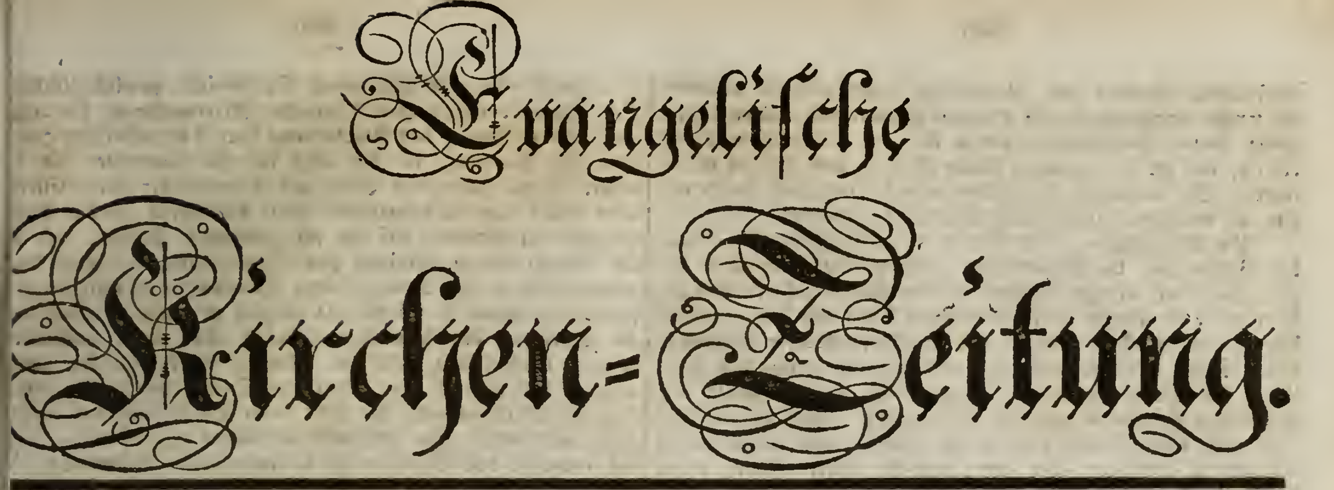
Das Verliebtseyn in den Heiland mit seiner Liebespein dürfte wohl bei manchem Erbauung suchenden, harmlosen Leser, schwerlich aber vor einem Critiker Gnade finden.

Von mehr Belang als dieses ist jedoch eine Unterlassungssünde, deren sich mancher christliche Biograph, namentlich Tersteegen, schuldig macht. Wir meinen eine gewisse Fahrlässigkeit, womit sie das Menschliche und Gebrechliche an ihren Helden entweder ganz mit Stillschweigen übergehen, oder wohl gar dasselbe auf irgend eine Weise ascetisch-mystisch zu verklären suchen. Manchem unserer Leser dürfte hiebei auch der sel. Kanne einfallen, und zwar mit Recht. Wir selbst verdanken Kanne's Lebensbeschreibungen die erste durchdringende Anregung zum Glauben an Christum, können aber doch nicht läugnen, daß uns z. B. der Gichtel'sche Sauerteig in seinem Buche im Anfange manche Kinderkrankheiten zugezogen hat. Wenn wir nun auch nicht behaupten, daß unser Herr Verf. hierin so auffallend wie Tersteegen, oder auch nur wie Kanne, gefehlt hat, so ist er doch nicht ganz von diesem Fehler frei geblieben. Als Beispiel führen wir eine seiner Biographieen an, auf welche diese Bemerkung einigermaßen passend ist, die oben erwähnte Geschichte des Gilek aus Böhmen. Als nämlich an einem Abende die durch Hunger, Peitschenhiebe und harten Winterfrost erschöpfte Natur des Märtyrers von einem erquickenden Schlafe heimgesucht wurde, so wehrte der arme Leidende diesen freundlichen Besuch aus allen Kräften ab, in der Meinung, daß es jetzt Sünde sey, sich mit etwas Anderem als dem Gebete zu befassen. Als aber am Ende dennoch Freund Morpheus die Oberhand behielt, so fühlte sich der arme Gilek nach dem Erwachen den schrecklichsten geistlichen Anfechtungen preisgegeben, deren Folter ihm viel schwerer zusetzte, als der Kerker und die Knute der Jesuiten. Dergleichen übrigens leicht verzeihliche Abnormitäten müßten nach unserem Ermessen in christlichen Biographieen allemal evangelisch beleuchtet und unschädlich gemacht werden. Denn obgleich auch der Stärkste bei außerordentlichen Prüfungen vor dergleichen Ueberspannungen nicht sicher ist, so fordert es doch die Demuth nicht von uns, daß wir das Menschlich-Schwache an irgend einem Zeugen zugleich mit dem Guten anerkennen sollen. Am meisten ist aber der christliche Biograph zu solcher Nüchternheit verpflichtet. Denn außerdem hat das hinreißend Großartige solcher Erscheinungen leicht die Wirkung auf Schwache und Unerfahrene, daß sie das Falsche und Selbstgemachte bei dergleichen Heimsuchungen zugleich mit dem Guten annehmen, und dadurch nicht selten bedeutenden Schaden erleiden, der ihnen durch passende Belehrung leicht erspart werden könnte und müßte. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir noch, daß die christliche Biographie, in ihrer tieferen Bedeutung, ein noch wenig bebautes Feld sey. Auch die besseren Biographen, wie z. B. der verehrte Schubert in München und auch unser Herr Verf., lassen ihre Helden immer mehr als Heilige denn als begnadigte Sünder auf- und abtreten. Man sieht und hört nichts als Glauben, Liebe, Hoffnung, mit manchen zarten Schattirungen interessanter Naivität, und einer Laune, welche zwar zu Verschönerung der Lichtpartieen, aber nicht zur näheren Kenntniß eines armen, oft mit häßlichen Mächten der Finsterniß streitenden Sünders beitragen kann. Sollen daher solche Biographieen ihren vollen Nutzen haben, so muß der Blick etwas tiefer in die Werkstätte des ewigen Lebens eindringen, nämlich in das Sünderherz. Denn nicht bloß der Glaube der Heiligen, sondern auch die Eigenheit ihrer bis an's Ende widerstrebenden Natur gehört zum Ganzen ihres Lebens, und es kann auch letztere in der Hand eines geschickten Biographen dem Herrn zum Preise, und den Lesern zum großen Segen werden.

Was uns aber als der durchgreifendste Mangel erscheint, ist ein zu starkes Vorherrschen der Empfindung über die feste klare und bestimmte Lehre. In dem biblischen Begriffe der Erbauung ist beides auf gleiche Weise enthalten. Eine nothwendige Folge dieses Mangels ist eine gewisse Eintönigkeit, hier um so schwerer zu vermeiden, da der Herausgeber zugleich der einzige Verfasser dieser Zeitschrift ist. In enger Verbindung damit steht die Geringschätzung auch bedeutender Lehrunterschiede, deren Folge die Betrachtungsweise der äußeren Kirchen als bloßer Formen ist, über die sich der Gläubige zu erheben habe.

Dieses wäre es denn, was wir dieser in so vieler Beziehung trefflichen Zeitschrift, die uns, wie gesagt, selbst in Stunden schwerer Anfechtungen eine Friedensbotschaft von Oben gebracht hat, nachzurühmen und nachzusagen wüßten. Möchte der verehrte Verf., als ein guter Haushalter, noch recht lange, recht viel, und für Viele Altes und Neues aus seinem Schatze hervorbringen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 28. Mai. № 43.

Die Giftmörderin Gottfried, nach der Schrift:

Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried geb. Timm. Nach erfolgtem Straferkenntniß höchster Instanz herausgegeben von dem Defensor derselben Dr. F. L. Voget. Bremen 1831, bei W. Kaiser.

(Fortsetzung.)

Dieses äußerliche Scheinleben, welches Gesche führte, mußte an Gefährlichkeit noch bedeutend dadurch gewinnen, daß man außer ihren wirklichen Vorzügen auch noch eine Menge anderer in ihr vorauszusetzen begann, die ihr mangelten. Denn obschon sie einen guten Verstand besaß, so war sie eigentlich doch ohne alle feinere Bildung geblieben. Sie konnte kaum einen Brief schreiben, und mußte sich auch späterhin immer nur mit fremden Federn schmücken. Eine neue Versuchung, es zur Meisterschaft in der Kunst des Lügens zu bringen. Denn um sich fortwährend in diesem nicht Heiligen- sondern Weltscheine einer höheren Bildung zu behaupten, machte sie nun auch Jagd auf allerlei Floskeln aus schöngeisterischen Schriften, und legte sich sogar später eine ordentliche Sammlung davon an, um dann theils mündlich, theils schriftlich bei Gelegenheit Gebrauch davon zu machen. Einige damals vorfallende Heftigkeiten gegen ihre Mutter nimmt der Herr Verf. ganz mit Recht als unbedeutend in der Entwickelung ihrer Bosheit an. Im Gegentheil sind diese Aufwallungen bei ihr noch Zeichen eines Restes freilich nur relativer Wahrheit des Charakters. Unfehlbar würde Gesche bei einer wahren Bekehrung schon damals wie die homöopathisch Geheilten eine Art homöopath-moralische Verschlimmerung erfahren haben, d. h. sie würde erst ihrer immer noch vorhandenen scrophulösen Reizbarkeit mehr oder weniger anheim gefallen und daher eine Zeit lang heftiger und weniger liebenswürdig gewesen seyn, als sie die moralische und chemische Schminke, die sie trug, zu jener Zeit überall erscheinen ließ. Hatten nun die in ihre Tochter verliebten Eltern das Komödienspielen und die Schminke erlaubt, so ist es kein Wunder, wenn sie in der allgemeinen steigenden Vergötterung ihrer Tochter nun auch die Verpflichtung zu sehen meinten, ihr eine höhere Bildung angedeihen zu lassen, als es sich für ihren Stand geziemte. Sie bekam daher in ihrem sechzehnten Jahre Unterricht in der Französischen Sprache, wußte sich aber auch hier durch das Palliativmittel der Intrigue ohne alle Mühe bald das Lob der ausgezeichnetsten Schülerin dadurch zu verschaffen, daß sie sich von einem Bekannten die Exercitia machen ließ, und dann absichtlich wieder Fehler hineincorrigirte, um durch die zu große Correctheit keinen Verdacht zu erregen. In diese Zeit fiel auch nach drittehalbjährigem Religionsunterricht ihre Confirmation. Aber auch diese heilige Handlung ging an dem schon damals innerlich erstorbenen selbsüchtigen Gemüthe der Unglücklichen spurlos und ohne allen Eindruck vorüber. — Von jetzt an wurde sie mehrmals mit zu lärmenden Festen gezogen, die aber begreiflicher Weise auf die Förderung ihres Verderbens, welches jetzt eben eines feineren rectificirten Weingeistes bedurfte, keinen merklichen Einfluß hatten. Mehrere sehr annehmliche Heirathsanträge wurden von ihr mit Scherz und Lachen abgewiesen. Von einer Neigung zum anderen Geschlecht war bis dahin keine Spur an ihr zu bemerken gewesen, eine Erscheinung, welche bei scrophulösen Jünglingen und Mädchen gar nicht selten ist. — Denn, wenn die Scrophelkrankheit in ihrer höchsten Entwickelung nicht den Kretinismus oder Blödsinn herbeiführt, so gibt sie die physische Veranlassung zur frühzeitigen voreilenden Ausbildung der höheren Seelenkräfte, bei auffallendem Zurückbleiben der physischen Kraft und der Entwickelung der Organe.*) Solche Menschen werden daher oft sehr spät mannbar, es müßte denn seyn, daß eine zu nahe Berührung mit verführten Gesellen, und das Verderben der Einbildungskraft durch schlechte Lectüre gewisse Neigungen früher künstlich und gewaltsam erregten.**) — Die eifersüchtige Wachsamkeit der bethörten Eltern auf diese gröberen Feinde hatte daher bei einem offenbar scrophulösen Zurückbleiben einer jungfräulichen Entwickelung bei ihrer Tochter diese Region der Verführung trefflich verwahrt, während sie, wie bekannt, einen viel schlimmeren Feind, nämlich

---

*) Aus diesem Mangel an verhältnißmäßiger Kraft bei voreilendem Verstande läßt sich der oft hohe Grad von Verschmitztheit und der Hang zur Intrigue erklaren, der den scrophulösen Kindern so eigen ist.

**) Die traurige Erfahrung, daß die meisten heimlichen Sünder scrophulös sind, die daher dem Gesagten zu widersprechen scheint, kann natürlich hier nicht mit dem Gesagten ausgeglichen werden.

selbstsüchtige Eitelkeit und fürchterliche Lügenhaftigkeit ungestört im tiefsten Heiligthume des Herzens schalten und walten ließen. Diese öfteren Bewerbungen hatten übrigens dennoch den Erfolg bei ihr, daß ihr der gemeine Name Gesche von nun an widrig wurde. Sie vertauschte ihn daher mit Gesina, und wurde von nun an von ihren Freundinnen Sienchen genannt.

Um diese Zeit — beide Kinder waren 18 Jahr alt — ging der Bruder auf die Wanderschaft. Kaum fühlte sich dieser finstere Geist mit einigen Thalern in der Tasche auf der Straße, so warf er die morsche Fessel knechtischer Zucht und Furcht alsbald hinweg, und wurde in kurzer Zeit ein Ausbund aller Schlechtigkeit. Dieser Umstand vermehrte natürlich die verderbliche Zärtlichkeit der Eltern gegen ihr einziges noch wohlgerathenes vermeintliches Engelskind um ein Bedeutendes. Auch ist um diese Zeit noch einer kleinen Liebelei der Gesche mit einem jungen Manne zu erwähnen, der aber, wie sie später erfuhr, nichts taugte, und den sie daher ohne sonderlichen Kampf bald wieder fahren ließ. Bisher war also Gesche theils durch temperamentliche Kälte, theils durch schamhafte Blödigkeit, theils durch strenge Wachsamkeit der Eltern keusch und rein geblieben, so daß sie überall für ein Muster der Anmuth, Häuslichkeit, Sittsamkeit und Schönheit galt. Von jetzt an tritt aber in unserer Geschichte eine neue Epoche ein, die mit dem ersten Gange in's Theater beginnt, und mit der Wanderung in's Gefängniß endet. Denn es war dies ja der Schritt zu ihrer Bekanntschaft mit ihrem ersten lüderlichen Manne, folglich zu demjenigen moralischen Untergange, und dem Grade der Bosheit, die sie in den Annalen der Geschichte Bremen's unsterblich machen muß. — Zwei Männer, ein wohlbeleibter reicher Schwelger, und ein ausgemergelter, mit ekelhafter Seuche behafteter 25jähriger Greis, ein Wittwer, machten sich beide in der Unterhaltung des Mädchens den Rang streitig. Miltenberg, der Wittwer, begleitete sie nach Hause, und es dauerte nicht lange, als ein Herr Magister R., der als Gelegenheitsdichter, Winkeladvocat und Allerwelts-Diener in der ganzen Sache eine widrige Rolle spielt, mit einem förmlichen Heirathsantrage für Miltenberg bei den Eltern der Gesche eintritt. Die Alten, durch den wurmstichigen Schein des Reichthums ihres künftigen Schwiegersohnes geblendet, greifen mit beiden Händen zu, und Gesche, dieses Mal durch das Gute, was noch an ihr war, nämlich durch eine seltene Hochachtung vor dem Worte des Vaters betrogen, zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieser Mann der rechte sey, weil der Vater mit solcher Wärme für ihn sprach. Wie viel jedoch der Reiz eines vornehmen Haushaltes bei der herzlosen Person dazu beigetragen haben mag, den Gehorsam zu erleichtern, lassen wir unentschieden. Wir übergehen hier, des Raumes wegen, die nähere Charakteristik dieses schlaffen und abgelebten Sünders, so wie die Gräuelgeschichte seiner früheren Ehe mit einer versoffenen buhlerischen Furie. Genug, daß Gesche sein Weib ward, sich mit großer Klugheit, Gewandtheit und mit dem besten Erfolge des zerrütteten Hauswesens annahm, und daß sie auch einige Zeit selbst auf ihren elenden Mann vortheilhaft einzuwirken schien. Zu bemerken ist hier noch ein abermaliger Zug innerer moralischer Erstorbenheit bei ihr. Die Trauung hatte nämlich so wenig Eindruck bei ihr gemacht, daß sie später, trotz ihres trefflichen Gedächtnisses, nicht einmal den Prediger mehr wußte, der sie verrichtet hatte. Dagegen war es ihr noch gut erinnerlich, daß sie aus Hamburg ein Paar seidene Strümpfe zum Brautstaate erhalten, und daß der Koch Schüte das Hochzeitmahl für dreißig Personen bereitet hatte. —

Im Anfang der Ehe befand sich Gesche ziemlich glücklich. Der glänzende Erfolg ihrer häuslichen Reformationen, die allgemeine Bewunderung und Anerkennung ihrer Tüchtigkeit als Hausfrau, die Anbetung, die ihr selbst der Schwiegervater für die bessere Pflege zollte, der Stolz und Triumph der eiteln Eltern, alles dieses war ja begreiflicher Weise hinreichend, ihr das Elend vergessen zu machen, daß sie ein entnervtes Skelett, und einen ekelhaft siechen Wüstling zum Manne hatte, der grade dazu gemacht schien, den Mangel eines Mannes in moralischer und physischer Hinsicht so fühlbar als möglich zu machen. Daß dieses Surrogat des häuslichen Glückes nicht lange nachhalten konnte, leuchtet von selbst ein. Umsonst wurde Gesche immer mehr in das Kostüm einer vornehmen Dame eingekleidet, vergebens bot Miltenberg den Rest seiner Schätze auf, der jungen Frau den immer mehr empfundenen Mangel zu ersetzen. — Jetzt erst erwachte das Weib in ihr in seiner vollen Bedeutung, sowohl in moralischer als physischer Hinsicht, und zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie die drückende Last des großen Nichts einer schimmernden lügenhaften Aeußerlichkeit. — Aber wohin soll sich die Unglückliche in solcher Armuth wenden? In dem ganzen Kreise ihrer Bekanntschaft führt die Geschichte kein einziges menschliches Wesen auf, welches ihr als ein Johannes den Weg zu dem hätte weisen können,*) der die Mühseligen und Beladenen erquickt, der die Hungrigen mit Gütern speiset, und die Reichen leer läßt, der die Seinen tränket mit Wollust als mit einem Strome, und in dessen Lichte sie das rechte Licht zu sehen bekommen. Statt dessen tritt ihr eine Art freilich etwas bornirter Mephistopheles, ein gewisser Gottfried, entgegen, ein Weinhändler, ein junger, hübscher, galanter, überaus flacher Mann, ein Guitarrenspieler, Vorleser, Romanen- und Toilettenheld und sentimentaler Gimpel, der aber eben noch männliche Derbheit, Kraft und Frechheit genug besaß, um bei Damen von der großen Welt, am meisten aber bei einer so ganz äußerlich lebenden Gesina, einen schnellen günstigen Eindruck zu machen. Dieser Gottfried, ein Busenfreund Miltenberg's, macht gleich anfangs bei einem Tanzgelage einen so sichtbaren Eindruck auf die junge Frau, daß es sogar den Eltern derselben auffiel, die ihr deshalb einen Verweis gaben. Miltenberg schien jedoch diese Bekanntschaft gern zu sehen, so daß er sie aus allen Kräften, und zwar unverkennbar mit voller Einsicht in das Schlechte derselben, beförderte. — Jetzt hatte Satanas sein Spiel in vollen Gang gebracht, und es feierte die Hölle mit jenem Thée dansant gewiß ein Freudenfest, welches auch in der Geschichte der Unterwelt Epoche macht. Nun fiel der jungen Frau auch ihre Blässe wieder auf, und sie fand bald genug bei ihrer Bekanntschaft mit der Schminke ein Hülfsmittel dagegen, dessen sie sich bis zum Ende ihrer verbrecherischen Laufbahn fortwährend bediente. Trotz der auffallenden Begünstigung Gottfried's von Seiten der Gesche hielt sich aber letzterer dennoch stets in einer gewissen Ferne, obschon der Ehemann geflissentlich alles Mögliche that, die beiden Schlachtopfer je früher je lieber ihrem Untergange zuzuführen. Diese Zurückhaltung versetzte die Frau in eine anhaltende Melancholie, die sie auf ihre Kinderlosigkeit schob,

*) Ein gewisser Herr Mosees, der später in der Geschichte als ein Dilettant des Frommseyns auftritt, war von der Schlange ebenfalls bezaubert worden, so daß es auch von ihm heißt, wie kann ein Blinder dem anderen den Weg weisen? Doch war dieser arme Mensch der einzige noch, der den Sinn für das Heilige auf Augenblicke in ihr erweckte.

was auch von Niemand bezweifelt wurde. Die lächerlichsten Hülfsmittel wurden nun von allen Seiten mobil gemacht, um den gerechten Gram der jungen liebenswürdigen Frau zu lindern. — Auch der Besuch des Theaters wurde nun angelegentlich zu Hülfe gerufen. Allein Gesche, die erfahrene Schauspielerin, konnte durch keine noch so rührende Scene ergriffen werden. „Sie thun ja nur so," dies gab sie jedes Mal zur Antwort, wenn man sie um den Eindruck befragte, den dieses oder jenes Stück auf sie gemacht habe. — Endlich fühlt die Miltenberg sich schwanger. — Diese Nachricht verbreitet Jubel überall. Mutter Timm ruft eine Kartenschlägerin herbei, schließt sich mit ihr ein, erfährt aber, ihren Mienen und ängstlichem Schweigen nach, nichts Gutes von ihr. Sechs Wochen vor ihrer Niederkunft nimmt Gesche mit ihren Eltern seit sieben Jahren zum ersten Male wieder an der Feier des Abendmahls Theil, was hernach in ihrem ganzen Leben nicht wieder geschah. Also abermals ein Akt der Frömmigkeit, welcher bloß dazu dienen soll, dem lieben Gott ein glückliches Kindbett abzunöthigen. Die Niederkunft ging ohne Anstoß vorüber; allein schon in der vierten Woche zeigten sich an dem Kinde, einem Mädchen, die Spuren der ekelhaften Krankheit ihres Vaters. Von Mutterliebe war bei der Wöchnerin keine Spur zu finden. Desto angelegentlicher suchte sie aber im steten Hinblick auf Gottfried die schädliche Einwirkung des Wochenbettes auf ihre Schönheit durch sorgfältige Pflege baldigst zu entfernen. Um diese Zeit trat ein gewisser Kassow, ebenfalls ein Weinhändler, in nähere Bekanntschaft mit Miltenberg's. Derselbe war, obschon Ehemann und Familienvater, dennoch sehr geneigt, mit der jungen, nun immer mehr vollendeten, Buhlerin ein sündliches Verhältniß anzuknüpfen. Gottfried war eben verreist. Es begannen Lustfahrten auf's Land, Geschenke wurden gewechselt. Eine zweite Niederkunft, die der Gesche, nach ihrer eigenen Aeußerung gegen die Mutter, sehr ungelegen kam, unterbrach jedoch den weiteren Gang dieser Schlechtigkeiten. Die Mutter strafte sie mit den Worten: „Der liebe Gott kann dich dein Kind sehen lassen, und es auch gleich wieder nehmen." — Das Kind kam todt zur Welt. Die Sünderin sah die Mutter an, und die Mutter schwieg. — Kaum war das Wochenbett überstanden, als die Unglückliche zu neuer Buhlschaft ihre Zurüstungen traf. — Zu ihrem großen Verdruß war sie aber durch die Wochenbetten so sehr abgezehrt, daß sie allmählig nicht weniger als dreizehn Korsets übereinander anzog, um ihre allzugroße Magerkeit einigermaßen zu verbergen. — Kurz darauf war denn auch das Verbrechen des Ehebruchs mit Kassow zur Reife gediehen. — Dieser verreisete hierauf auf längere Zeit. An dessen Stelle kehrte bald darauf Gottfried zurück. Dieser zieht nun als Hausgenoß bei Miltenberg's ein, und die Buhlschaft wird natürlich um so eifriger fortgesetzt. Da jedoch bei der neuerwachten Lüderlichkeit Miltenberg's der Wohlstand des Hauses auf's Neue litt, da die junge Frau wie der ungerechte Haushalter große Summen Geldes brauchte, um damit Wohlthaten an Arme zu spenden, durch klug berechnete Geschenke ihre Umgebungen stets in enthusiastischem Athem zu erhalten, und von dem geheimen Brandgeruch des Lasters im Hause die Aufmerksamkeit abzulenken; so fand sich in der reichlich strömenden Quelle ihrer Lügenhaftigkeit und List bald eine neue reiche Fundgrube von Schätzen aller Art. — Sie fing nämlich nun auch ihre Liebhaber zu plündern an. Gottfried war der Erste, der dieses erfuhr. Sie klagte ihm mit Thränen, daß Miltenberg sie stets ohne Kasse lasse, ohne seine Forderungen an sie als Hausfrau deshalb einzuschränken. Gottfried war gar bald bereit, ihr ein Darlehn zu geben, und so hatte denn der Baum der Sünde einen neuen Zweig, nämlich den des Betrugs hinsichtlich fremden Eigenthums, gewonnen, der dann späterhin seine üppigen Früchte trug. Als Kassow von seiner Reise zurückkehrte, entwickelte sich das Lügengenie der Verbrecherin auf eine besonders glänzende Weise dadurch, daß sie die Eifersucht zwischen ihm und Gottfried zu ihrem Vortheile meisterhaft zu lenken verstand.

Wir verlassen nun dieses Schauspiel der Sünde und eilen, von eigenem Ekel getrieben, und aus Furcht, die Leser ohne Noth zu peinigen, derjenigen Epoche zu, wo die Wollust sich, wie so oft bei höheren Graden, mit Grausamkeit vermählt, und die Ehebrecherin nun auch zur Mörderin macht. Vorher aber mußte sie auch noch das Verbrechen des Diebstahls als Durchgangspunkt völlig ausstudiren. Um nämlich die nöthigen Summen zu den bewußten Zwecken zu erhalten, lernte sie nun auch mit Nachschlüsseln umgehen, bestahl ihre eigenen Hausgenossen, und Niemand ahnete auch nur von ferne, daß sie die Diebin sey. Eine Menge anderer meisterlich angelegter Prellereien übergehen wir.

Trotz der entschiedenen Buhlerei mit Gottfried hatte sich jedoch dieser, aus sehr schlechten Gründen wie es schien, nie bis zum thätlichen Ehebruche vergangen.*) — Und doch war er es immer gewesen, zu dem sie eine wirkliche, zuletzt bis zur Naserei gesteigerte Neigung hatte, während sie die anderen ehebrecherischen Bösewichter nur zum Blutsaugen, nämlich zur Prellerei benutzte. Diese räthselhafte Enthaltsamkeit eines so begünstigten Liebhabers beschäftigte nun Tag und Nacht die Phantasie der Verbrecherin. Unglücklicher Weise kam sie auf den Gedanken, als ob noch ein Rest von Gottesfurcht bei Gottfried ihr im Wege stehe. Dieser Wahn erzeugte nun gegen den bisher tolerirten Ehemann einen giftigen Haß. — Abscheuliche Verläumdungen ihres Mannes bei ihren Eltern bewogen diese, daß sie ihr selbst eine Scheidung von Tisch und Bette riethen, und Miltenberg, die moralische Null im Hause, ließ sich diese Veränderung geduldig gefallen. Da auch dieser Schritt nichts half, so schwebte ihr nun die gänzliche Trennung von Miltenberg, als der sicherste Weg zum ersehnten Ziele, vor. Eine Wahrsagerin wurde befragt, und gab zur Antwort: „Daß ihre ganze Familie aussterben, und sie allein übrig bleiben werde, um dann recht gut leben zu können," eine Thatsache, deren Erklärung uns hier nicht weiter aufhalten darf. — Der Wunsch, daß ihr Mann sterben möchte, war von nun an der zweite Schritt zum Morden desselben. Jetzt fiel ihr ein, daß ihre Mutter früher Gift für Ratten und Mäuse gelegt habe, und daß wohl auch Menschen daran sterben könnten. Ein Kotzebue'sches Stück, das sie kurz vorher gesehen, gab ihr die Möglichkeit einer solchen Hülfe noch bestimmter an die Hand, so auch

---

*) Eine Anmerkung des Verf., die wir Lateinisch mittheilen, gibt folgenden Aufschluß hierüber: Solebat enim Gottfriedius venereis illecebris mulieres ad summum cupidinis aestum saepissime excitare, ita quidem, ut veneri non satisfaceret, frigideque abscederet. Wozu wir noch bemerken: Fuit nimirum, ut videbatur, homo etiamsi libidinosus, tamen physice impotens. Dieser Umstand bildet in der That eine Art Angel, um welche sich die Thür der Hölle dreht, um ein Heer ihrer Dämonen zu Beförderung so entsetzlicher Thaten herauszukaffen. Wir wundern uns, diesen wichtigen Punkt, der so viel Licht in der Sache gibt, vom Verf. nicht mehr hervorgehoben zu sehen, als es wirklich geschieht.

Schiller's Räuber, die ihr besonders wohl gefielen, nicht sowohl um der erschütternden Scenen willen, welche, wie gesagt, auf sie keine Wirkung hatten, als vielmehr um des Muthes willen, womit die Verbrechen begangen werden. Der Gedanke, ihrem Manne „etwas zu geben“ (so nannte sie ihre Mordversuche), wurde nun bald genug zum Entschluß. Sie weiß sich von der Mutter Gift, angeblich für Mäuse, zu verschaffen, gibt ihrem Manne davon auf seinem Frühstück, welcher bald danach ausgeht. Die Dosis war jedoch nicht stark genug gewesen. Miltenberg erkrankt bloß sehr heftig eine Woche lang, und da er wieder zu genesen beginnt, gibt ihm seine Medea noch eine Dosis in einer Hafersuppe. — Mit lautem Brüllen und fürchterlichen Krämpfen gab hierauf der Unglückliche nach wenig Tagen den Geist auf, nachdem er vorher noch die rührendsten Beweise von Liebe gegen seine Mörderin an den Tag gelegt hatte. Die Mörderin ließ sich am Sterbebette nicht sehen. Nach seinem Tode trat sie wie eine Siegerin wohlgeputzt vom Toilettentische in's Zimmer, eine Erscheinung, die noch einen Rest von Ungeübtheit in der Kunst zu morden zeigte, und nur durch einen schnell vorübergehenden Verrücktheitsparoxismus zu erklären ist. Trotz dem aber fiel auch nicht der leiseste Verdacht auf sie. Nach Miltenberg's Tode brachte Vater Timm durch ein nicht eben ehrliches Verfahren die Finanzen seiner Tochter wieder in Ordnung, die nun ihr Sattlergewerbe mit Hülfe von Gesellen fortsetzt. Gottfried, der während des Mordes abwesend war, kehrte am Tage vor Miltenberg's Beerdigung von seiner Reise zurück. Von dieser Zeit an hatte die Verbrecherin bisweilen fürchterliche Visionen, die sie dem Wahnsinne nahe brachten, die sie aber doch mit großer Schlauheit zu verbergen, oder zu deuten wußte. Da Gottfried auch nach Miltenberg's Tode begreiflicher Weise seiner Buhlerin nicht näher rückte, noch weniger aber etwas von einer Heirath fallen ließ; so stieg allmählig ein neuer Höllengedanke in ihrer Seele auf. Gottfried schien es nämlich zu wissen, daß ihre Eltern sich schon im Voraus gegen eine Verbindung mit ihm mit großer Entschiedenheit erklärt hatten. Vier Kartenschlägerinnen bestätigten es kurz hinter einander, „daß erst ihre ganze Familie aussterben müßte, und daß sie alsdann recht glücklich leben würde.“ Die rührendsten und stets verdoppelten Liebesbeweise der Eltern, die sich als schuldig an dem unglücklichen Loose ihrer Tochter wohl erkannten, brachten den Entschluß, sie zu morden, nur schneller zur Reife. Daß mit diesem Wachsen einer dämonischen Bosheit auch das der Heuchelei gleichen Schritt hielt, läßt sich denken. Genug, sie vergiftete nicht lange danach erst die Mutter, dann eines ihrer kleinsten Kinder, das ihr ebenfalls hinsichtlich Gottfried's hinderlich schien. Alle diese Opfer ihrer Bosheit pflegte sie in ihren Leiden auf eine Weise, die Alle für sie einnahm. Die Unglücklichen selbst ahneten nicht von ferne etwas von diesen Geheimnissen des Abgrunds, und schieden unter den Beweisen der zärtlichsten Liebe von ihrer Mörderin. Kurz darauf fiel ein älteres Kind, Adeline, auf dieselbe Weise, und nicht lange danach auch der Vater unter ihren Händen. Noch war ein fünfjähriger Knabe übrig, der jedoch ebenfalls bald darauf auf der Bahre lag. Nach dieser Reihe von Verbrechen befleißigte sich die Elende auf's Neue der Mildthätigkeit mit solchem Erfolge, daß auch nicht ein Gedanke des Verdachtes irgendwo gegen sie rege wurde. Uebrigens ist dieser Theil des Buches in psychologischer Hinsicht durchaus keines Auszugs fähig, und muß daher nothwendig von denjenigen selbst nachgelesen werden, welche tiefer in diesen Abgrund der Bosheit einzudringen Lust und Beruf in sich fühlen.

Trotz dem blieb es mit Gottfried, für den sie doch alle diese Verbrechen begangen hatte, ganz bei'm Alten. Eine Geschäftsreise rief ihn auf's Neue hinweg. Siehe da kommt der verlorene Sohn, ihr Bruder, als Krüppel zu ihr aus der Fremde zurück, der jedoch bald genug, als vermeintlicher Anstoß für Gottfried, durch eine vergiftete Portion Fische aus dem Wege geschafft ward. Gottfried, der eben zurückkehrte, wurde nun gradezu, wie wohl vergebens, von ihr zur Heirath aufgefordert. Freilich gelingt es ihr ihn durch allerlei Künste zur Unzucht zu verleiten. *) Sodann gibt sie vor, daß sie schwanger von ihm sey; ein Umstand, welcher sicherlich auch in ihren jetzigen Bekenntnissen immer noch erlogen ist, und den Gottfried in seinem Leben nie von ferne geglaubt hat. Endlich läßt sich (die Geschichte ist ebenfalls als Meisterstück von Intrigue keines Auszugs fähig) Gottfried zur Heirath bewegen, und wird bald nach der Proclamation von der Mörderin ebenfalls vergiftet. Der einfache Grund dieses Mordes scheint übrigens der zu seyn, daß sie sich in Gottfried's Persönlichkeit völlig getäuscht sah. Dazu kam noch, daß er die bestimmte Ueberzeugung hatte, er sey der Vater des Kindes nicht, und daß er überhaupt ein seltsames Grauen vor der Frau zu empfinden begann. Grund genug für sie, ihn fortzuschaffen. Ihre Leibesfrucht hatte sie während dem mehrmals umsonst durch Abortivmittel abzutreiben gesucht. Nach dieser Entzauberung der Unglücklichen hinsichtlich eines so lange ersehnten, durch so viele verbrecherische Opfer erworbenen Gutes, mußte nothwendig in der übermäßigen leidenschaftlichen Spannung ein Nachlaß eintreten. Sie sah sich einsam und verlassen auf einer Brandstätte wandeln, die sie selbst geschaffen. Von einer wahren Reue, von einem gottesfürchtigen Schauder über ihre Thaten zeigten sich jedoch nur wenige Spuren. — „Was hat es mir nun Alles geholfen?“ diese selbstsüchtige, ebenfalls gottlose Klage preßte dann und wann einige Seufzer und Thränen ab. Auch scheint das Muttergefühl bei diesem Waffenstillstande der Hölle zuweilen erwacht zu seyn. Bei'm Anblick froher Kinder mußte sie sich oft in die Stille zurückziehen, um sich auszuweinen. — Eine stille Mondnacht im Garten konnte wohl auch je zuweilen einen leisen Schauder vor sich selbst in ihr erwecken. Auch zeigten sich leise Spuren von Scham, wenn sie sah, wie alle ihre Freunde so aufrichtige Theilnahme an ihr bewiesen. Einmal kam sie sogar auf den Gedanken, sich einem Prediger anvertrauen zu wollen. Allein diese Regungen waren eben nichts weiter als die letzten Todeszuckungen des verletzten Gewissens. Merkwürdig genug hatte auch das Paket Arsenik, was sie aus dem Schranke der Mutter entwendet, grade bis zu Gottfried's Ermordung ausgereicht.

So trat also von jetzt an eine beinahe sechsjährige Pause von Mordthaten ein. Allein Satanas verwendet nicht umsonst so viel Fleiß und Sorgfalt auf seine Zöglinge. Ihre wohlgeübten Höllenkünste sollten späterhin, wo möglich, noch reichere Früchte tragen. Dennoch aber bildet Gottfried's Ermordung einen merkwürdigen Wendepunkt in der Geschichte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Harmonie dieser und anderer räthselhaften Thatsachen mit der obigen Anmerkung würde uns leicht seyn darzuthun, was uns aber ein gütiger Leser gern erlassen wird.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1831. Mittwoch den 1. Juni. № 44.

Die Giftmörderin Gottfried, nach der Schrift:

Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried geb. Timm. Nach erfolgtem Straferkenntniß höchster Instanz herausgegeben von dem Defensor derselben Dr. F. L. Voget. Bremen 1831, bei W. Kaiser.

(Fortsetzung.)

Um die Vollendung und die Reife der Verbrecherin zum Gericht besser zu verstehen, müssen wir nothwendig ihr Leben und Treiben in der nun eintretenden sechsjährigen Mordpause näher in's Auge fassen.

Gottfried's Nachlaß bestand nicht, wie sie anfangs gemeint hatte, in positivem Vermögen, sondern in bedeutenden Schulden. Dazu kam das Mißliche ihrer eigenen Lage, und es concentrirte sich daher ihre geistige Thätigkeit von nun an auf Geldbetrug. Sie stellt das Bild des ungerechten Haushalters auf eine merkwürdige Weise lebendig dar. Noch immer war sie als christlich-starke Dulderin der Gegenstand der Bewunderung und des Mitleids. Bedeutende Summen wurden ihr daher von verschiedenen Freunden vorgeschossen. Nach der Geburt eines todten Kindes meldeten sich auch wieder eine Menge Freier um die reizende, in stiller Trauer liebenswürdig schmachtende und seelenstarke Wittwe. Ein Herr X., ein reicher Kaufmann, ebenfalls Ehemann und Familienvater, tritt dabei als begünstigter Liebhaber auf den Plan. Dieser X., obgleich eben so pfiffig, als schlecht, durchschaut zwar einigermaßen die Geldprellereien seiner Buhlerin, wird aber dennoch ziemlich lange von ihr am Narrenseile geführt. Der oben erwähnte widrige Magister N. fährt ebenfalls fort, mehrere Bewerber bei der Wittwe einzuführen. — Ein gewisser Herr Mosees, der oben schon genannte, zieht zur Wittwe in's Haus, und wird, wie es scheint, wenn auch nicht in jeder Hinsicht, der Nachfolger des Gottfried. Dieser Mosees war ihrer Aussage nach sehr religiös, ging fleißig in die Kirche, und bereitete sogar seinen Bruder durch gemeinschaftliches Beten mit ihm zur Confirmation vor. — So verdächtig nun die Frömmigkeit eines jungen Mannes erscheinen muß, der die furchtbare Leere in dem Herzen einer solchen Person nicht bald durchschaut,*) und sein Herz an ein so leeres und eitles Wesen hängen kann, so ist es doch nicht zu läugnen, daß er mehrmals durch sein besseres Beispiel und durch seinen größeren Ernst kräftige Regungen des Bessern in ihr erweckte. Er ist und bleibt derjenige, der immer noch am besten auf die Unglückliche, unter allen ihren Anbetern und Bekannten, gewirkt hat. — Genug, sie lebte damals, nach ihrer eigenen Aussage, mit ihrem Hausgenossen „sehr glücklich, einig und zufrieden." In dieser Zeit beschäftigte sie sich auch mit Traumbüchern; ein neues Zeichen des mit der tiefsten Ruchlosigkeit wohl verträglichen Aberglaubens.**) Ein neuer Freiwerber, Herr Leber, der auch recht von der Leber weg, ganz nach der gottlosen und leichtfertigen Weise dieser Welt, seinen Antrag machte, wurde deshalb abgewiesen, weil sie sich bereits zu sehr dem Geldbeutel ihres Buhlen, des X., verpflichtet und verschuldet hatte. Um diese Zeit wurde denn auch in Geldsachen eine falsche Handschrift von ihr geschmiedet. Die Sorge für ihr Alter eines Theils, so wie auch der für ihre psychologische Feinheit sprechende Glaube, daß der Umgang mit unschuldigen Kindern ein zerrüttetes Gemüth aufheitern, ja sogar den Ausbruch von Wahnsinn verhüten könne, bestimmte sie dazu, immer einen kleinen Mädchenkreis durch Geschenke und erheuchelte mütterliche Innigkeit an sich zu fesseln. Die innere Leere und Unruhe, die zuweilen unerträglich für sie

---

*) Wir bemerken hier nochmals, daß die Gottfried bisher in allen Zweigen der Heuchelei, die Pietisterei ausgenommen, eine Meisterin geworden war. Wenn wir daher auch gern zugeben, daß sie auch noch die Sprache Canaan's gar bald, und die biblisch-frommgläubige Jüngerin Christi spielen gelernt haben würde, so war es doch damals nicht, und ist auch bis zu ihrer Verhaftung nie der Fall gewesen. Denn daß sie z. B. Dräseke's Predigten eifrig zu lesen vorgab (was aber erlogen war), wird wohl Niemand als ein Zeichen von Pietisterei ansehen.

**) Was die erwähnten dreizehn Korsets betrifft, so scheint hier ebenfalls der Aberglaube mitgewirkt zu haben. Wahrscheinlich wollte sie sich auf doppelte Weise damit helfen. Einmal um die Magerkeit zu verbergen, und dann, um sich durch die Zahl 13 vor allem Uebel schußfest zu machen. Mutter Timm hatte ihr ohnedem in Schwangerschaften allemal Zauberwurzeln in den Rock eingenäht.

das Symptom der eigentlichen tiefer liegenden Selbstsucht des Menschen im Verhältniß zu Gott. Auch der unbekehrte Mensch kann das Scheußliche dieses gesellschaftlichen Egoismus oft in ziemlichem Umfange erkennen. Er ringt aber eben so vergeblich dagegen wie gegen jedes andere Symptom jener Urkrankheit der ursprünglichen Selbstsucht gegen Gott, und es ist völlig vergebens, wenn man ihn auch als Egoisten bezüchtigt und kräftig überführt. — Kann auch ein Mohr seine Farbe und ein Pardel seine Flecken wandeln? so sagt die Schrift, und die Erfahrung bestätigt es. Wir kennen einen Jüngling, der wegen mancherlei guter Anlagen sehr beliebt war. Eine besondere Eigenheit, die ihn am meisten bei den Leuten werth machte, war Naivität und Aufrichtigkeit. Letztere erstreckte sich aber nur bis auf einen gewissen sehr gefährlichen faulen Fleck in seinem Herzen. Sobald seine Selbstsucht an diesen Sumpf gerieth, so blieb sie allemal stecken, und er benutzte seine bekannte und anerkannte Aufrichtigkeit recht teuflisch dazu, um sich bei seinen Freunden mit dieser Nebelkappe bei Gelegenheit unsichtbar zu machen. Er selbst kannte das Abscheuliche und Satanische dieses Hanges zur Intrigue nur gar zu gut, und weinte manche Thräne deshalb in seinem Kämmerlein. So oft sich ihm Jemand mit Herzlichkeit nahte — ein Glück, was ihm häufig zu Theil wurde — trat das Gefühl seiner persönlichen Gefährlichkeit, und seines giftigen leidenschaftlichen Egoismus allemal lebhaft vor seine Seele. „Wüßtet ihr nur — so dachte er — was ihr für eine Schlange an mir in den Busen aufnehmt. Sobald ich an euerem Herzen erwärmt bin, werde ich euch doch mehr oder weniger mit meinem Giftzahne verletzen. Aber was hilft es? geliebt muß ich einmal seyn. Ohne Liebe kann und mag ich nicht leben. So nehmet nun mich, die Schlange, im Busen auf." Dieser fürchterliche, oft bis zum Wahnsinn folternde Widerspruch in seinem Innern dauerte auch grade so lange, bis ihm durch das Wort Gottes das Geheimniß der ursprünglichen Selbstsucht im Verhältniß zu Gott, als die Quelle seiner Bosheit und seiner Leiden, aufgeschlossen ward. Da wurde es ihm klar, weshalb sein qualvolles Herumpfuschen an dem einen Symptome des Grundübels, des geselligen Egoismus, die sittliche Grundkrankheit nur verschlimmern mußte. — Das Flicken eines neuen Lappen auf den alten, zerlumpten Bettlerrock des unbekehrten natürlichen Menschen mußte ja, nach des Herrn Wort, den Riß immer ärger machen. Je kräftiger der Most des Neutestamentlichen Gesetzes in der Seele braust und gährt, desto schneller müssen ja die alten Schläuche des unwiedergeborenen Willens bersten, so daß beides umkommt, Schlauch und Wein. Jetzt warf er sich dem Arzt der Kranken, Jesu Christo, in die Arme, und hörte auf, sich an seinem Uebel eigenmächtig und ohnmächtig herum zu quälen. „Gleichwie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden" — dieses Wort durchdrang sein Inneres. Von der Schlange der Sünde zu Tode verwundet, wagte er einen Glaubensblick auf den gekreuzigten Heiland, und siehe! das Wonnegefühl der Genesung durchdrang seine Seele. Er lernte Gott in Jesu aufrichtig lieben und hatte nun in dem Worte der Versöhnung die Perle des Lebens erkannt, für die er gern alles Andere verkaufte. In Christo hatte er nun den Freund gefunden, der ihn über die Welt, über sich selbst und alle Creatur erhob. Jetzt sang er fröhlich:

Und ob Johannes mit mir weinte,
Er ist mir mehr als tausend Freunde.
Will auch ein Engel mich umfangen,
Kein Seraph stillet mein Verlangen.
Du arme Creatur — fahr hin,
Nun ich in Jesu selig bin.

Mancher unserer Leser wird sich bei dieser Schilderung vielleicht getroffen fühlen. Denn ach wie Viele seufzen noch jetzt unter der Last der Sünde und des Gesetzes, welches schon dem Apostel Paulus den Ruf erpreßte: „Das Gute, das ich will, thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das thue ich." Möchten sie doch Alle recht bald an sich selbst gründlich verzagen, und an denjenigen glauben lernen, welcher das große Wort gesprochen: „Siehe! ich mache Alles neu."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Nordamerica.) Seit Januar d. J. erscheint zu Andover im Staate Massachusetts eine theologische Zeitschrift, betitelt: The Biblical Repository, herausgegeben von Herrn Edw. Robinson, außerordentlichem Professor am theologischen Seminar daselbst, welcher sich lange zu Berlin und Halle aufgehalten, und vor einem Jahre in sein Vaterland zurückgekehrt ist. Das Januarheft enthält folgende Artikel: 1) Theologische Ausbildung (education) in Deutschland, vom Herausgeber. — 2) Erklärung des 16ten Psalms, vom Professor Stuart, dem Verfasser eines Commentars zum Briefe an die Hebräer (Andover 1828), welcher auch in einigen Deutschen gelehrten Zeitschriften recensirt worden ist. — 3) Die grammatisch-historische Interpretation, vom Dr. Hahn in Leipzig (aus den theol. Studien und Critiken), übersetzt vom Herausgeber. — 4) Bemerkungen über Hahn's Definition von Interpretation und einige damit verwandte Gegenstände, vom Professor Stuart. — 5) Grammatische Genauigkeit der Schriftsteller des N. T., vom Professor Dr. Tittmann zu Leipzig, übersetzt vom Herausgeber. — 6) Theologische Litteratur und Bildung in Italien, vom Professor Dr. Tholuck zu Halle, übersetzt vom Herausgeber. — Litterärische Notizen, vom Herausgeber. — In dem ersten Artikel findet sich eine ausführliche Beschreibung der Deutschen Universitäten, sehr lebendig und charakteristisch. Als Grund, warum bei der großen Freiheit des Studentenlebens auf denselben dennoch so viel gelernt werde, wird unter anderen Folgendes angeführt: „Die Deutschen Fürsten halten die ganze Staatsgewalt in ihren Händen; darum gibt es keine Ehrenstelle, kein Amt, vom Staatsminister bis zum kleinsten Dorfschulmeister, das nicht direct oder indirect von der Regierung abhinge. Es gibt keine Juristen, als die mit den Gerichtshöfen in irgend einer Verbindung stehen; keine Aerzte, ohne Sanction der dazu bestimmten Behörden; die Kirche selbst ist ganz abhängig vom Staat. Niemand kann sich dem Dienste seines Heilandes widmen, und sein Evangelium verlorenen Sündern verkündigen, außer in dem von der Regierung vorgeschriebenen Wege. Wollte er es versuchen, ohne sich den vorgeschriebenen Formen unterworfen zu haben, so würde kein Ort in Deutschland sich finden, wo ihn nicht Gefängnißstrafe oder Verbannung träfe." In dieser übertriebenen Schilderung wird gar nicht erwähnt, daß es in jedem Staate Deutschland's geduldete Secten gibt, in welchen Vieles von dem möglich ist, was der Verf. als nicht ausführbar dargestellt hat. Man sieht übrigens aus dieser Beschreibung, wie wenig ein Engländer oder Americaner sich in unseren Zustand hineinfinden kann, so wenig, als wir in einen dem seinigen ähnlichen; wo die Kirche ohne die ausdrückliche Anerkennung der Obrigkeit besteht und gedeiht, wenn sie auch manche äußere Ansprüche und Güter fahren lassen muß.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 4. Juni. № 45.

Die Giftmörderin Gottfried, nach der Schrift:

Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried geb. Timm. Nach erfolgtem Straferkenntniß höchster Instanz herausgegeben von dem Defensor derselben Dr. F. L. Voget. Bremen 1831, bei W. Kaiser.

(Schluß.)

Doch wir kehren nach dieser kleinen Abschweifung wieder zur Betrachtung der vorliegenden Geschichte zurück. Der Stand der Sündenknechtschaft und des geselligen heißhungrigen Egoismus, von dem wir eben reden, ist nämlich der natürliche, angeborene Sündenstand des Menschen. Die Schrift nennt ihn den Stand des natürlichen Menschen, der nichts vom Geiste Gottes vernimmt, dem das Wort vom Kreuze, d. h. von der Versöhnung durch den Opfertod Christi, eine Thorheit ist, der die Creatur, also sich selbst, zum Gegenstand der höchsten Liebe und des Gesammtstrebens macht, folglich das erste Gebot übertritt, Abgötterei treibt, unter dem Zorne Gottes steht, und dessen Erbtheil, wenn er nicht durch den Glauben an Christum erneuert wird, die Verdammniß ist. Da nun Gott sich in Christo offenbart hat, da Niemand zum Vater kommen kann, als durch den Sohn, so tritt diese ursprüngliche Selbstsucht ganz bestimmt und offenbar in der Verwerfung desjenigen Heils hervor, wie es in Christo auf Erden erschienen ist. — Der Unglaube also, der Christum von sich stößt, ist die nächste Frucht und Folge derselben, und als solcher die Quelle aller einzelnen Sünden und Verbrechen. Der Ungläubige, der aus Hochmuth, Fleischeslust oder Trägheit *) den Erlöser und mit ihm Gott selbst verwirft, sagt sich ja förmlich von Gott los, und bleibt freiwillig in der angeborenen Entfremdung von Gott stehen, ein Verhältniß, das, wie bei der Gesche und ihren Eltern, mit einer gewissen Religiosität, äußerlichen Ehrbarkeit und einem guten bürgerlichen Wandel recht wohl bestehen kann. Doch nicht genug, daß diese Selbstsucht Gott die Ehre raubt und sich selbst und die Creatur vergöttert. Es gesellt sich nun auch zu ihr der Geist der Lüge, der zuerst den Sünder selbst belügt, indem er seine Götzenbilder und Schattengüter für reelle Güter, ja für Gott selbst unterschiebt. Hat sich aber der Mensch einmal selbst belügen lassen, so ist es begreiflich, daß er nun als ein treuer Diener des Lügners und Mörders von Anbeginn seinen Egoismus im Leben ebenfalls auf alle Weise zu schminken und als wahre Liebe zu verkaufen sucht. Hätten daher die armen Eltern der Gesche ihren Heiland wirklich als das höchste Gut, nämlich als Gott selbst, gläubig umfaßt, so würden sie vielleicht etwas weniger reich an irdischen, aber desto reicher an solchen Gütern geworden seyn, wonach die Diebe nicht graben, und welche die Motten nicht fressen. Sie würden nicht als lebendige Beispiele das Wort des Apostels bestätigt haben: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viele schädliche, thörichte Lüste." Sie hätten dann Gott als den Vater ihres Herrn Jesu Christi wirklich nicht — um kurz zu seyn — aus Geiz geliebt, sondern darum, daß er um ihrer Sünden willen seines eingeborenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für sie als Opfer ihrer Schuld in den Tod gegeben hat. — Diese aufrichtige Liebe zum Herrn würde die elterliche Liebe zu ihrem Kinde von den selbstsüchtigen Schlacken der Natur gereinigt, und dadurch ihre Augen helle gemacht haben, um zu sehen, welch ein Verderben auch in ihrer Seele wucherte. Die Hülle äußerlicher Scheintugenden, bei innerer Oede und Leere, würden sie bei aller Einfalt und Beschränktheit bald durchschaut, und diese Wüste durch Fürbitte, Belehrung und Ermahnung aus Gottes Wort unablässig bearbeitet und vielleicht mit mancher Zähre rein göttlicher, heiliger Elternliebe befeuchtet haben. Sie würden ihr Kind, das durch Christi Blut theuer erworbene Eigenthum und Unterpfand, nicht in die Teufelsschule eines Liebhabertheaters haben gehen lassen. Der elende, an physischem und ökonomischem Vermögen wurmstichige Miltenberg würde sammt seinem fatalen Freiwerber, dem Herrn Magister R., ohne Weiteres abgewiesen worden seyn. So würde die christliche Leitung ihres Kindes dasselbe innerlich und äußerlich ganz anders gestellt haben, als es wirklich geschah. Mit einem Wort, es läßt sich aus dieser ursprünglichen Selbstsucht,

*) Hochmuth (gnostischer oder ascetischer Art), Fleischeslust (Sinnlichkeit und gesellige Eitelkeit) und Trägheit, dieses sind die drei Pfahlwurzeln der ursprünglichen Selbstsucht, die, in dem Boden des Unglaubens einwuchernd, das Heer der einzelnen Sünden hervorbringen.

war, bewog sie auch dazu, ihr Wohnhaus zu verlassen, und anderwärts als Mietherin zu wohnen. — Ein Besuch in Stade, wozu man sie aufforderte, kam ihr daher ganz gelegen. Dort wurde sie als ein hochwerther Gast sehr gefeiert, und aus einer vornehmen Gesellschaft in die andere, gleichsam im Triumph für ihre Wirthe, geführt, die sich durch solchen interessanten Besuch geschmeichelt fühlten. Der große Styl des Lebens, den sie dort führte, erschöpfte jedoch ihre Kasse bald genug. Um ein Darlehn wagte sie Niemand gradezu anzusprechen, und machte daher eines Tages großen Lärm im Hause, als sey ihr die bedeutende Kasse aus dem Koffer entwendet worden, die sie mitgebracht habe. Eine strenge Criminaluntersuchung gegen die ohnehin schon verdächtige Dienstmagd, die ihr unvermuthet über den Hals kam, machte einen Eid von ihrer Seite nöthig, daß sie wirklich bestohlen sey, den sie auch, wie sich leicht denken läßt, ohne Weiteres leistete. — So wurde also, gleich als ob sie durchaus in keinem Verbrechen unerfahren bleiben dürfte, auch der Meineid ihren bisherigen Schandthaten beigesellt.

Von Stade nach Bremen zurückgekehrt, machte ihr ein junger Modehändler einen neuen Heirathsantrag. Allein seit *Gottfried's* Tode hatte sie eigentlich bloß darum alle Lust zum Heirathen verloren, weil ihre geschminkten Wangen, ihr elfenbeinernes Gebiß, ihre dreizehn Korsets, und die anderen Uebertünchungen ihres bis zur Knochendürre abgezehrten Körpers die unvermeidliche Entlarvung in der Ehe scheuten. — Auch war Herr X. immer noch ein Hinderniß für eine Ehe. — Demungeachtet gab sie *Zimmermann* das Jawort, und zwar darum, weil sie nun zu neuen Geldprellereien neue Minen anlegen und sprengen mußte. Als Braut pries sie nun *Zimmermann's* Frömmigkeit, der so gern in *den Stunden der Andacht* las, und zeigte sich über ihre Wahl sehr glücklich. Er hatte ihr ja unter andern auch folgendes Verslein in's Stammbuch geschrieben:

Die *Güte*, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlassen. *)

Zimmermann, der indeß von einigen Freunden vor dem räthselhaften Weibe gewarnt, und wirklich wankend gemacht worden war, wurde jedoch durch meisterliches Intriguenspiel allemal desto fester an sie gefesselt. Kaum war das Verlöbniß mit ihm gefeiert, so bekam dann auch er nach sechs Jahren die erste Portion Arsenik, den sich die Verbrecherin auf's Neue hatte zu verschaffen gewußt. Der Unglückliche durfte aber nicht schnell sterben. Medea hatte durch lange Uebung die Dosis kennen gelernt, welche grade hinreichte, bei öfteren Wiederholungen ein menschliches Leben zu zerstören. An seinem Krankenbette mußte sie sich ja ganz besonders als liebende Pflegerin zeigen. Auch galt es ja ein gutes Vermächtniß hiebei zu erobern. Zu gleicher Zeit mußte sie aber auch der alten, vieljährigen Freundin *Maria etwas geben*, theils darum, weil sie etwas zu tief in ihr Verhältniß mit X. geschaut hatte, theils auch deshalb, um ihre tröstenden Besuche abzuschneiden, und sich die Mühe eines erheuchelten Schmerzes gegen sie zu ersparen. Ihre Rolle, als abermals verwittwete Braut, spielte sie so trefflich, daß ihr die Eltern *Zimmermann's* aus Mitleid zu ihrer Zerstreuung den Ausverkauf im Laden ihres Sohnes überließen. Dieses Glück übertraf ihre kühnsten Erwartungen bei Weitem, und ein tüchtiger Griff in das Eigenthum der Schwiegereltern füllte ihre erschöpfte Kasse mit neuen Schätzen an. Mit diesem Gelde machte sie nun eine Reise nach Hannover. Die köstlichsten Kleider, die sie aus *Zimmermann's* Waarenlager gestohlen hatte, setzten sie dort in den Stand, als vornehme Dame herrlich zu figuriren. Sie logirte bei einem Herrn *Kleine*, und machte auch dort, wie in Stade, durch ihr interessantes Wesen großes Aufsehen. Sie galt als eine edle Menschenfreundin und musterhafte Dulderin. Man stritt sich, so zu sagen, um die Ehre, sie zu bewirthen, brachte ihr sogar Nachtmusiken u. s. w. Sie spielte meisterlich die innige Freundin, die theilnehmende Trösterin, die geistreiche Gesellschafterin, die über ein ungeheures Schicksal großartig erhabene musterhaft religiöse Heroin, an deren Größe man sich wie an einer Sonne wärmen und erquicken konnte. Ihre Fertigkeit war groß, einen stummen Schmerz zur Schau zu tragen, der theils aus Seelenstärke, theils aus geselliger Liebe mit einem in unterdrückten Thränen glänzenden Lächeln erscheint, Niemand zur Last fällt und auch Niemandes bedarf. Nach Bremen schrieb sie die naivsten und zärtlichsten Briefe an die Jugendfreundin *Maria* zurück, deren Gesundheit sie ebenfalls durch Gift vorher zerrüttet hatte, und welche nun an der Wirkung desselben unbeschreiblich litt.

Erst im November kehrte sie nach Bremen zurück, und zwar in ihre eigene Wohnung. — Neue Geldverlegenheit brachte sie bald darauf zur Vergiftung einer langjährigen Freundin, *Lucia Meierholz*. Kurz darauf mußte auch Herr *Mosees* durch Gift erkranken, und es traten nun eine Menge theils wirkliche Tödtungen, theils Giftverletzungen ein, deren Grund oft schwer zu enträthseln ist. — Leicht könnte man auf den Gedanken kommen, als habe sie es aus *bloßer Lust an den Qualen der Vergifteten* gethan. Allein uns scheint der Grund, psychologisch genommen, etwas tiefer zu liegen. Das fortwährende Gelingen ihrer Höllenkünste hatte nämlich die Furcht vor Entdeckung allmählig beseitiget. Deshalb traten auch bei ihr diejenigen Stunden der inneren Abspannung der Seelenkräfte ein, welche als Mutter der Langenweile das Einerlei des Lebens oft, freilich auf eine bloß fleischliche Weise, schmerzlich empfinden läßt. Dazu kommt, daß ihr die Fertigkeit im Morden längst schon alles Gefühl des Schauders benommen hatte. Ihr sanguinisch-weichliches, an stete Rührungen und Spannungen gewöhntes Gemüth schmachtete daher nach Beschäftigung, ungefähr eben so wie der Säufer nach Spiritus, der geistesleere Türke nach Opium, und der vornehme Müßiggänger nach Parforcejagden und Schicksalstragödien. — Wir sind daher für unsere Person vollkommen davon überzeugt, daß die Unglückliche oft bloß darum Gift gegeben habe, um sich durch das wirkliche Leiden ihrer Schlachtopfer in eine ihr angenehme theilnehmende Spannung zu versetzen. Zugleich mußte auch ihre ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Krankenpflege ein Mittel für sie seyn, um sich als theilnehmende Trösterin der Leidenden neue Liebe, Gunst und Bewunderung zu erwerben, ein Genuß, welcher nun einmal in ihrem ganzen Leben das unentbehrliche Element ihres eiteln Sinnes gewesen war. — Diese beiden Gründe scheinen uns vollkommen zur Erklärung dieser Thatsachen auszureichen, und wir können es daher leicht begreifen und auch glauben, daß die Verbrecherin

*) Es ist merkwürdig, wie die große *Gesina*, die Welt, die eigentlichen Namen der Dinge so gern verändert. — *Gesche* nannte den Vergiftungsakt ein „*etwas geben*." — So nennt auch die Welt umgekehrt den lieben himmlischen Vater, unseren Herrn und Gott, immer lieber bloß „*die Vorsicht, den Himmel, die Güte*" u. s. w. — Beide haben auch Grund genug zu dieser Vermummung. Denn wenn sie beides, nämlich die Sünde auf der einen, und Gott auf der anderen Seite zu deutlich benennen, so kommt zu viel Licht in die Sache und in ihr Leben selbst.

n ihren Verhören oftmals den Grund dieser Handlungen wirklich selbst nicht anzugeben wußte. Diese selbstsüchtige Triebfeder in ihrer Seele lag allerdings zu tief verborgen, als daß sie, die nie einen Blick in ihr Inneres gethan, davon eine Ahnung hätte haben können. — Wir glauben es ihr daher unbedenklich, wenn sie bei der Inquisition auf mehrere solche Vergiftungen in die Worte ausbrach: „Ach Gott, ich weiß es selbst nicht, warum ich es that. Es war mir eben so als hieße es in mir, du sollst ihnen etwas geben, und so gab ich ihnen etwas." Diese Ansicht ist es denn auch, die der geehrte Herr Verf. über diese Erscheinung ausgesprochen hat, und die wir, wie gesagt, unterschreiben müssen.

Wir übergehen übrigens nun eine Menge solcher Giftquälereien und wirkliche Morde, als z. B. an der Ehefrau des Herrn Rumpf, der ihr das Haus abkaufte, und einer gewissen Beta, einer langjährigen Dienerin und enthusiastischen Verehrerin der Gottfried. — Eine neue Reise nach Hannover tritt sie, mit einer guten Portion Arsenik bewaffnet, deshalb an, um ihren dortigen ehemaligen so gütigen Wirth, Herrn Kleine, einen großen Verehrer von ihr, ebenfalls zu vergiften. Sie war ihm Geld schuldig, die Zahlung rückte heran, und der Greis mußte bald darauf schrecklich gemartert unter ihren Händen fallen.

Um diese Zeit empfand die Verbrecherin bisweilen einen Vorschmack des göttlichen Zorngerichts. Als im Jahre 1827 Bremen in Wassersnoth gerieth, so war es ihr, als suchten die Fluthen allein sie unter Tausenden. Gewisse Nervenzufälle, als z. B. öfteres viertelstündiges Erblinden, Visionen und dergleichen Erscheinungen deuten auf die zuweilen erwachenden Schrecknisse ihrer Seele. Diese Qualen wurden dann immer mit neuen Vergiftungen auf kurze Zeit beschwichtigt. Merkwürdig ist hiebei die Anhänglichkeit der Elenden an das Leben. Sie scheute den Tod, und wagte es auch nie, selbst nach ihrer Arretirung nicht, die vielerprobte Kraft des Arseniks an sich selbst zu versuchen. Dieses läßt sich aus der Weichlichkeit erklären, womit sie von jeher alle Körperschmerzen gefürchtet hatte. So taub und fühllos sie gegen fremdes Leiden war, so empfindlich war sie gegen eigene Beschwerden geworden.

Immer noch ahnete Niemand etwas von den Geheimnissen der Gottfried. Nur vox populi meinte, daß die Frau einen giftigen Athem haben möchte, der Alle tödte, die in ihre Nähe kämen. Nicht lange vorher hatte selbst ein angesehener Prediger, der von ihr deshalb angesprochen worden war, öffentlich in der Kirche für die christlich starke Dulderin gebetet. Schwerlich muß jedoch der Geistliche vorher mit ihr selbst gesprochen haben, was wohl gut gewesen wäre. Denn zum Glück hatte ihre Bosheit nicht eine scheinheilig-christliche Richtung genommen, so daß sie also für jeden Anfänger im wahren Christenthum auf den ersten Blick als ein weiblicher Windbeutel erkennbar war. Sie war ganz eine Dame von der großen Welt, die durch Schiller und Göthe allmählig einigermaßen vornehm classisch aufgestutzt, durch die Stunden der Andacht *) ästhetisch-religiös geschminkt, auch nicht die entfernteste Erkenntniß des Christenthums hatte. In ihrer ganzen Geschichte kommt der Name Jesus unseres Wissens nur einmal vor, und zwar in einem Verse, den sie im Gefängniß singt. Ihre frommen Stichwörter waren immer nur die Schiboleths der sogenannten Gebildeten von Himmel, Vorsicht, dunklen Wegen des Geschicks, und was dergleichen unchristliches Zeug mehr ist. Hätte also der erwähnte Prediger vor dieser Fürbitte erst mit der Verbrecherin selbst gesprochen, so würde er bald genug erkannt haben, daß er hier keine christliche Dulderin, sondern eine flache eitle religiöse Schwätzerin vor sich habe, wenn wir auch nicht glauben, daß er den Schleier hätte lüften können, der ihre höllische Seele bedeckte. Es mag übrigens diese Geschichte eine Warnung für Prediger seyn, daß sie mit den Beiwörtern fromm, andächtig, christlich, Dulder, Nachfolger Jesu von heiliger Stätte herab etwas vorsichtiger umgehen lernen.

*) In den Stunden der Andacht hatte sie eben mit einer Freundin gelesen, als sie ein liebliches Kind derselben ebenfalls vergiftete.

Die Endschaft ihrer Verbrechen fand sich übrigens, wie immer, in ihrem unbegreiflichen Glücke. Nachdem sie ein und dreißig Menschen, darunter ihre beiden Eltern, ihre drei Kinder, ihren Ehemann, zwei ihrer Verlobten, und außerdem noch viele andere Personen theils durch Gift getödtet, theils mehr oder weniger an ihrer Gesundheit verletzt, immerwährend in Ehebruch und Unzucht gelebt, mehrere falsche Eide geschworen, und viele Diebstähle begangen hatte, schlug ihre Stunde, und das Gericht des Herrn kam über sie. Sie hatte nämlich ihr Haus an einen gewissen Rumpf verkauft, dessen Ehefrau sie bald genug hinwegschaffte, und an dem sie ihre Künste ebenfalls, wiewohl vergebens, versuchte. Man schöpfte Verdacht, sie wurde arretirt, gestand allmählig Alles, und erhielt als Urtheil höchster Instanz den Tod durch das Schwerdt, dessen Vollziehung auch nicht ausblieb. — Höchst betrübend ist es, daß wir von ihrem Ende eben nicht viel Erfreuliches zu berichten haben. Selbst bei der Bekleidung mit dem Sterbeanzuge zeigten sich die unverkennbaren Spuren der alten Eitelkeit. Vielleicht daß der zu erwartende Nachtrag ihrer Geschichte im Gefängniß durch unseren Herrn Verf. noch etwas Besseres erscheinen läßt. *)

Wenden wir uns nun von dieser Geschichte zu demjenigen, was uns der Herr darin sagen will, so wird es sich finden, daß wir Alle nicht Ursache haben ein „ich danke dir Gott" gen Himmel zu senden, sondern mit dem Zöllner an unsere Brust zu schlagen, und das „Gott sey mir Sünder gnädig" von Herzensgrund zu beten. Diese Mahnung geht denn auch in der Vorrede seines Buches von dem geehrten Verf. aus, den wir um folgender Aeußerung willen unseren Lesern gern eben so werth machen möchten, als er uns selbst dadurch geworden ist. „Ja — sagt er — man möchte die hier erzählten Verbrechen beispiellos nennen, aber wie schon angedeutet wurde, ihre Quelle fließt mehr oder weniger in jedes Menschen Brust. Es ist die Grundursache alles sittlichen Elends, alles Unfriedens, aller Verbrechen, aller Sünde, aller Empörungen im Innern des Einzelnen, wie in dem Leben der Völker — es ist die Selbstsucht. — Möchte diese Geschichte den Blick Vieler über das Wesen ihres Innern schärfen ꝛc.

Freilich wäre es gut gewesen, wenn der Herr Verf. das Wesen dieser Selbstsucht noch besser mit dem Worte Gottes, dem Evangelio beleuchtet hätte. Es könnte nämlich scheinen, als meinte er diejenige Aeußerung der Selbstsucht, wie sie sich im Verhältniß des Menschen zum Menschen offenbart. Dieser gesellige Egoismus, wie er denn auch in der Geschichte unserer Verbrecherin allerdings als die nächste, nicht aber als die entfernte und erste Ursach ihrer Verbrechen erscheint, ist bloß

*) Dieser Schluß der Geschichte ist übrigens nicht aus vorliegendem, sondern einem anderen Buche entnommen, welches aus Hitzig's Annalen besonders abgedruckt ist (Berlin bei Ferdinand Dümmler 1831.).

das Symptom der eigentlichen tiefer liegenden Selbstsucht des Menschen im Verhältniß zu Gott. Auch der unbekehrte Mensch kann das Scheußliche dieses gesellschaftlichen Egoismus oft in ziemlichem Umfange erkennen. Er ringt aber eben so vergeblich dagegen wie gegen jedes andere Symptom jener Urkrankheit der ursprünglichen Selbstsucht gegen Gott, und es ist völlig vergebens, wenn man ihn auch als Egoisten bezüchtigt und kräftig überführt. — Kann auch ein Mohr seine Farbe und ein Pardel seine Flecken wandeln? so sagt die Schrift, und die Erfahrung bestätigt es. Wir kennen einen Jüngling, der wegen mancherlei guter Anlagen sehr beliebt war. Eine besondere Eigenheit, die ihn am meisten bei den Leuten werth machte, war Naivität und Aufrichtigkeit. Letztere erstreckte sich aber nur bis auf einen gewissen sehr gefährlichen faulen Fleck in seinem Herzen. Sobald seine Selbstsucht an diesen Sumpf gerieth, so blieb sie allemal stecken, und er benutzte seine bekannte und anerkannte Aufrichtigkeit recht teuflisch dazu, um sich bei seinen Freunden mit dieser Nebelkappe bei Gelegenheit unsichtbar zu machen. Er selbst kannte das Abscheuliche und Satanische dieses Hanges zur Intrigue nur gar zu gut, und weinte manche Thräne deshalb in seinem Kämmerlein. So oft sich ihm Jemand mit Herzlichkeit nahte — ein Glück, was ihm häufig zu Theil wurde — trat das Gefühl seiner persönlichen Gefährlichkeit, und seines giftigen leidenschaftlichen Egoismus allemal lebhaft vor seine Seele. „Wüßtet ihr nur — so dachte er — was ihr für eine Schlange an mir in den Busen aufnehmt. Sobald ich an euerem Herzen erwärmt bin, werde ich euch doch mehr oder weniger mit meinem Giftzahne verletzen. Aber was hilft es? geliebt muß ich einmal seyn. Ohne Liebe kann und mag ich nicht leben. So nehmet nun mich, die Schlange, im Busen auf." Dieser fürchterliche, oft bis zum Wahnsinn folternde Widerspruch in seinem Innern dauerte auch grade so lange, bis ihm durch das Wort Gottes das Geheimniß der ursprünglichen Selbstsucht im Verhältniß zu Gott, als die Quelle seiner Bosheit und seiner Leiden, aufgeschlossen ward. Da wurde es ihm klar, weshalb sein qualvolles Herumpfuschen an dem einen Symptome des Grundübels, des geselligen Egoismus, die sittliche Grundkrankheit nur verschlimmern mußte. — Das Flicken eines neuen Lappen auf den alten, zerlumpten Bettlerrock des unbekehrten natürlichen Menschen mußte ja, nach des Herrn Wort, den Riß immer ärger machen. Je kräftiger der Most des Neutestamentlichen Gesetzes in der Seele braust und gährt, desto schneller müssen ja die alten Schläuche des unwiedergeborenen Willens bersten, so daß beides umkommt, Schlauch und Wein. Jetzt warf er sich dem Arzt der Kranken, Jesu Christo, in die Arme, und hörte auf, sich an seinem Uebel eigenmächtig und ohnmächtig herum zu quälen. „Gleichwie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden" — dieses Wort durchdrang sein Inneres. Von der Schlange der Sünde zu Tode verwundet, wagte er einen Glaubensblick auf den gekreuzigten Heiland, und siehe! das Wonnegefühl der Genesung durchdrang seine Seele. Er lernte Gott in Jesu aufrichtig lieben und hatte nun in dem Worte der Versöhnung die Perle des Lebens erkannt, für die er gern alles Andere verkaufte. In Christo hatte er nun den Freund gefunden, der ihn über die Welt, über sich selbst und alle Creatur erhob. Jetzt sang er fröhlich:

Und ob Johannes mit mir weinte,
Er ist mir mehr als tausend Freunde.
Will auch ein Engel mich umfangen,
Kein Seraph stillet mein Verlangen.
Du arme Creatur — fahr hin,
Nun ich in Jesu selig bin.

Mancher unserer Leser wird sich bei dieser Schilderung vielleicht getroffen fühlen. Denn ach wie Viele seufzen noch jetzt unter der Last der Sünde und des Gesetzes, welches schon dem Apostel Paulus den Ruf erpreßte: „Das Gute, das ich will, thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das thue ich." Möchten sie doch Alle recht bald an sich selbst gründlich verzagen, und an denjenigen glauben lernen, welcher das große Wort gesprochen: „Siehe! ich mache Alles neu."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Nordamerica.) Seit Januar d. J. erscheint zu Andover im Staate Massachusetts eine theologische Zeitschrift, betitelt: The Biblical Repository, herausgegeben von Herrn Edw. Robinson, außerordentlichem Professor am theologischen Seminar daselbst, welcher sich lange zu Berlin und Halle aufgehalten, und vor einem Jahre in sein Vaterland zurückgekehrt ist. Das Januarheft enthält folgende Artikel: 1) Theologische Ausbildung (education) in Deutschland, vom Herausgeber. — 2) Erklärung des 16ten Psalms, vom Professor Stuart, dem Verfasser eines Commentars zum Briefe an die Hebräer (Andover 1828), welcher auch in einigen Deutschen gelehrten Zeitschriften recensirt worden ist. — 3) Die grammatisch-historische Interpretation, vom Dr. Hahn in Leipzig (aus den theol. Studien und Critiken), übersetzt vom Herausgeber. — 4) Bemerkungen über Hahn's Definition von Interpretation und einige damit verwandte Gegenstände, vom Professor Stuart. — 5) Grammatische Genauigkeit der Schriftsteller des N. T., vom Professor Dr. Tittmann zu Leipzig, übersetzt vom Herausgeber. — 6) Theologische Litteratur und Bildung in Italien, vom Professor Dr. Tholuck zu Halle, übersetzt vom Herausgeber. — Litterärische Notizen, vom Herausgeber. — In dem ersten Artikel findet sich eine ausführliche Beschreibung der Deutschen Universitäten, sehr lebendig und charakteristisch. Als Grund, warum bei der großen Freiheit des Studentenlebens auf denselben dennoch so viel gelernt werde, wird unter anderen Folgendes angeführt: „Die Deutschen Fürsten halten die ganze Staatsgewalt in ihren Händen; darum gibt es keine Ehrenstelle, kein Amt, vom Staatsminister bis zum kleinsten Dorfschulmeister, das nicht direct oder indirect von der Regierung abhinge. Es gibt keine Juristen, als die mit den Gerichtshöfen in irgend einer Verbindung stehen; keine Aerzte, ohne Sanction der dazu bestimmten Behörden; die Kirche selbst ist ganz abhängig vom Staat. Niemand kann sich dem Dienste seines Heilandes widmen, und sein Evangelium verlorenen Sündern verkündigen, außer in dem von der Regierung vorgeschriebenen Wege. Wollte er es versuchen, ohne sich den vorgeschriebenen Formen unterworfen zu haben, so würde kein Ort in Deutschland sich finden, wo ihn nicht Gefängnißstrafe oder Verbannung träfe." In dieser übertriebenen Schilderung wird gar nicht erwähnt, daß es in jedem Staate Deutschland's geduldete Secten gibt, in welchen Vieles von dem möglich ist, was der Verf. als nicht ausführbar dargestellt hat. Man sieht übrigens aus dieser Beschreibung, wie wenig ein Engländer oder Americaner sich in unseren Zustand hineinfinden kann, so wenig, als wir in einen dem seinigen ähnlichen; wo die Kirche ohne die ausdrückliche Anerkennung der Obrigkeit besteht und gedeiht, wenn sie auch manche äußere Ansprüche und Güter fahren lassen muß.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 4. Juni. № 45.

Die Giftmörderin Gottfried, nach der Schrift:

ebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried geb. Timm. Nach erfolgtem Straferkenntniß höchster Instanz herausgegeben von dem Defensor derselben Dr. F. L. Voget. Bremen 1831, bei W. Kaiser.

(Schluß.)

Doch wir kehren nach dieser kleinen Abschweifung wieder ur Betrachtung der vorliegenden Geschichte zurück. Der Stand er Sündenknechtschaft und des geselligen heißhungrigen Egoisnus, von dem wir eben reden, ist nämlich der natürliche, angeorene Sündenstand des Menschen. Die Schrift nennt ihn den Stand des natürlichen Menschen, der nichts vom Geiste Gottes ernimmt, dem das Wort vom Kreuze, d. h. von der Versöhnung urch den Opfertod Christi, eine Thorheit ist, der die Creatur, ilso sich selbst, zum Gegenstand der höchsten Liebe und des Geammtstrebens macht, folglich das erste Gebot übertritt, Abgöttei treibt, unter dem Zorne Gottes steht, und dessen Erbtheil, venn er nicht durch den Glauben an Christum erneuert wird, ie Verdammniß ist. Da nun Gott sich in Christo offenbart at, da Niemand zum Vater kommen kann, als durch den Sohn, o tritt diese ursprüngliche Selbstsucht ganz bestimmt und offenar in der Verwerfung desjenigen Heils hervor, wie es in Christo auf Erden erschienen ist. — Der Unglaube also, der Christum von sich stößt, ist die nächste Frucht und Folge derselben, und als solcher die Quelle aller einzelnen Sünden und Verbrechen. Der Ungläubige, der aus Hochmuth, Fleischeslust oder Trägheit *) den Erlöser und mit ihm Gott selbst verwirft, sagt sich ja förmlich von Gott los, und bleibt freiwillig in der angeborenen Entfremdung von Gott stehen, ein Verhältniß, das, wie bei der Gesche und ihren Eltern, mit einer gewissen Religiosität, äußerlichen Ehrbarkeit und einem guten bürgerlichen Wandel recht wohl bestehen kann. Doch nicht genug, daß diese Selbstsucht Gott die Ehre raubt und sich selbst und die Creatur vergöttert. Es gesellt sich nun auch zu ihr der Geist der Lüge, der zuerst den Sünder selbst belügt, indem er seine Götzenbilder und Schattengüter für reelle Güter, ja für Gott selbst unterschiebt. Hat sich aber der Mensch einmal selbst belügen lassen, so ist es begreiflich, daß er nun als ein treuer Diener des Lügners und Mörders von Anbeginn seinen Egoismus im Leben ebenfalls auf alle Weise zu schminken und als wahre Liebe zu verkaufen sucht. Hätten daher die armen Eltern der Gesche ihren Heiland wirklich als das höchste Gut, nämlich als Gott selbst, gläubig umfaßt, so würden sie vielleicht etwas weniger reich an irdischen, aber desto reicher an solchen Gütern geworden seyn, wonach die Diebe nicht graben, und welche die Motten nicht fressen. Sie würden nicht als lebendige Beispiele das Wort des Apostels bestätigt haben: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viele schädliche, thörichte Lüste." Sie hätten dann Gott als den Vater ihres Herrn Jesu Christi wirklich nicht — um kurz zu seyn — aus Geiz geliebt, sondern darum, daß er um ihrer Sünden willen seines eingeborenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für sie als Opfer ihrer Schuld in den Tod gegeben hat. — Diese aufrichtige Liebe zum Herrn würde die elterliche Liebe zu ihrem Kinde von den selbstsüchtigen Schlacken der Natur gereinigt, und dadurch ihre Augen helle gemacht haben, um zu sehen, welch ein Verderben auch in ihrer Seele wucherte. Die Hülle äußerlicher Scheintugenden, bei innerer Oede und Leere, würden sie bei aller Einfalt und Beschränktheit bald durchschaut, und diese Wüste durch Fürbitte, Belehrung und Ermahnung aus Gottes Wort unablässig bearbeitet und vielleicht mit mancher Zähre rein göttlicher, heiliger Elternliebe befeuchtet haben. Sie würden ihr Kind, das durch Christi Blut theuer erworbene Eigenthum und Unterpfand, nicht in die Teufelsschule eines Liebhabertheaters haben gehen lassen. Der elende, an physischem und ökonomischem Vermögen wurmstichige Miltenberg würde sammt seinem fatalen Freiwerber, dem Herrn Magister R., ohne Weiteres abgewiesen worden seyn. So würde die christliche Leitung ihres Kindes dasselbe innerlich und äußerlich ganz anders gestellt haben, als es wirklich geschah. Mit einem Wort, es läßt sich aus dieser ursprünglichen Selbstsucht,

*) Hochmuth (gnostischer oder ascetischer Art), Fleischeslust (Sinnlichkeit und gesellige Eitelkeit) und Trägheit, dieses sind die drei Pfahlwurzeln der ursprünglichen Selbstsucht, die, in dem Boden des Unglaubens einwuchernd, das Heer der einzelnen Sünden hervorbringen.

der Quelle des practischen Unglaubens, die ganze verkehrte innerliche und äußerliche Führung der *Gesche* durch die Eltern genügend erklären. Wir weisen daher nochmals auf unser obiges Urtheil zurück, daß in einer solchen Erziehung nothwendig der allgemeine, wenn auch nicht specielle Grund von dem nachmaligen Verderben ihres Kindes zu suchen sey, und daß unter ähnlichen Umständen unter Gottes Zulassung ganz dieselben Verbrechen in solcher Lügenatmosphäre gedeihen können.

Was die Verbrecherin selbst betrifft, so geht aus ihrer ganzen Geschichte deutlich genug hervor, wie dieselbe Selbstsucht und derselbe widerchristliche Unglaube mit einer reichen Dosis Aberglauben versetzt, das Element ihres Lebens gewesen sey. Dieser Unglaube nun gebar erst diejenige gesellschaftliche Selbstsucht, von welcher der Verf. redet, und welche von Gottesfurcht entblößt und mit Lügenhaftigkeit, wie immer, gepaart, sie anfangs bloß ihren kindischen Spieltrieb und ihre Näscherei durch Betrug befriedigen lehrte. — Als die jungfräuliche Eitelkeit erwachte, so mußte Naivetät, Bescheidenheit und Mildthätigkeit und katzenartiges Anschmiegen den Tribut der Anerkennung und Schmeichelei für sie einsammeln. Als die mächtigeren Triebe der Weiblichkeit, durch eine unglückliche Ehe gesteigert, plötzlich und mächtig hervortraten, war dieser bisher nie gebrochene Egoismus gar bald im Stande, das sechste Gebot erst innerlich mit Leichtigkeit zu übertreten. Als der unglückliche Gegenstand ihrer Neigung, aus den bekannten Gründen den Enthaltsamen spielend, durch den Jahre langen Basiliskenhauch der Sünde diese verhaltene Flamme angeblasen hatte, da war von dem innerlichen Ehebruch bis zum Mord des Ehemannes nur ein kleiner Schritt. — Als die Ausbeute dieses Mordes des Ehemannes, der Eltern und Kinder nicht die gehoffte war, als bei zunehmenden Jahren der Egoismus der Natur, die gröbere Fleischeslust von selbst allmählig daran gebend, sich in Nahrungssorge auflöste, so wurde nun die einmal gewonnene Fertigkeit im Morden für einen anderen Zweck, nämlich für den Erwerb und Diebstahl angewandt. Als bei steigender Gefühllosigkeit gegen fremdes Leiden in Stunden der gewöhnlichen Lebensstille, Einförmigkeit und Eintönigkeit die Langeweile ihre Macht an ihr bewies, da mußte die innere Leere durch selbsterregte Tragödieen belebt und ausgefüllt werden. Die gewöhnlichen Theatermorde genügten ihr aber bekanntlich nicht. Die Schauspieler *thaten ja nur so*. Sie mußte *wirkliches* Leiden sehen, theils um afficirt, gerührt, beschäftigt und in Spannung zu bleiben, theils um durch ihre Meisterschaft in der Krankenpflege die Binde der Arglosigkeit immer fester um die Augen ihrer Freunde zu ziehen. Als ein Uebergangspunkt zu diesem letzten und höchsten Grade egoistischer Bosheit sind übrigens noch diejenigen Vergiftungen zu betrachten, welche dann geschahen, wenn ihr eben Jemand mehr oder weniger lästig und unbequem wurde. Dann mordete sie frisch weg ungefähr eben so, wie wir eine Mücke todtschlagen, die uns ein wenig inkommodirt. Also erst Mord aus Wollust, dann Mord aus Habgier, dann Mord aus übler Laune, und endlich Mord aus Langerweile.

Und wer hätte wohl diese Stunden des fürchterlichen Seelenstillstandes nicht mehr oder weniger aus Erfahrung kennen gelernt? Die Stunden nämlich, wo die gewöhnlichen Anregungen des täglichen, selbst auch eines vielbeschäftigten Lebens, nicht zureichen, um eine ganz andere Region der Seele, nämlich *den Geist*, mit dem nothwendigen Nahrungsstoffe zu versehen? Wo es öde und finster in den schönsten Thälern ist, die der kalte Nebel drückt? — Wo ein Nachen schwankt auf dem Strome, dem aber der Fährmann fehlt, und wo die Seele ohne Flügel und Schwingen keinen Ausgang zu den fernen blauen Rettungsbergen findet? Ja dieses sind die Stunden wo Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, über unserem Haupte aufgeht, und wo das Licht des Himmels die Nebeldünste erst niederdrückt, um sie dann völlig zu zerstreuen. — Wie Viele sind es aber wohl, welche in diesen Augenblicken ihre Zuflucht zu demjenigen nehmen, der ihnen grade dann am nächsten steht? Sehen wir nicht die Meisten dann erst recht mit Hülfe des Teufels auf ein Surrogat des höchsten Gutes sinnen? Ist es ein Wunder, daß der Sünder, der die natürlichen Genüsse bereits bis zur Erschöpfung kennt, auf die greulichsten und unnatürlichsten Erregungsmittel fällt? Ist es nicht klar genug, warum die Geschichte die hauts gouts eines faulenden Wildprets, der Päderastie und anderer Gräuel namentlich in der Historia Augustorum der Menschheit als Brandmale aufgedrückt hat? Wundern wir uns noch, warum die Menschen bei den nahe rückenden Gerichten Gottes immer lustiger werden, Bekehrungswalzer dichten, und wenn wir sogar an unserer *Gesina* die Erfahrung machen, daß man auch aus Langerweile morden könne? Geliebter Leser, kömmt dieses Angstständlein einmal wieder über dich, wo dich das Einerlei des Lebens wie ein ungeheurer Abgrund angähnt, wo dir Weib, Kind, Freund, Talent, Amt und Ehre, ja Krone und Scepter als eine bloße bittere Satyre gegen dich selbst erscheint, dann denke an das Wort des Herrn: „*Siehe! ich stehe vor der Thür und klopfe an; so Jemand aufthut, zu dem will ich eingehen, und das Abendmahl mit ihm halten.*"

Ja dann falle auf dein Angesicht und bete den Gekreuzigten an, weil er dir näher ist als je. Rufe ihn und sprich: Herr Jesu, du Sohn David, gehe nicht vorüber. Heile mich, du Arzt der Seelen, der ich krank und elend bin. Christe, du Lamm Gottes, der du trägest die Sünden der Welt, erbarme dich mein.

Siehe da die innere vollendete Geschichte eines Egoisten, wie wir Alle sind von Natur. Denn auch wir Alle lieben von Hause aus immer nur uns selbst in den Creaturen, und unsere Zärtlichkeit gegen Andere, selbst gegen unsere Kinder und nächsten Blutsfreunde, ist, wenn sie nicht durch Gnade geheiligt wird, nichts als das Lecken eines Löwen, welcher, wenn er einmal einen Tropfen Blut herbeigeleckt und gekostet hat, auch den besten Wärter und Pfleger zerreißt. Der Egoismus der Natur, im Unglauben wurzelnd und mit der Lügenhaftigkeit gepaart, hat daher hier nach weiser Zulassung Gottes seine ganze Bahn durchlaufen. — Während Millionen anderer Egoisten, die (uns selbst nicht ausgenommen) nicht um ein Haar besser sind von Natur als *Gesina*, durch Gottes Finger beschränkt, das „bis hieher und nicht weiter" verkennend, sich selbst und ihrer Güte es zuschreiben, wenn sie nicht als Mörder und Verbrecher auf dem Schaffote endigen; so hat es hier der Weisheit Gottes gefallen, einen Sünder einmal die Keime seiner Bosheit bis zur völligen Reife entwickeln zu lassen. *Gesina* ist daher ein Spiegel, den der Herr unserer verderbten Zeit aus Erbarmen vorhält, und worin ein Jeder das Bild seines natürlichen Ichs wieder erkennen soll. — Darum so hört es Alle, die ihr noch der Welt, euch selbst und der Natur anhangend, von einer wahren Bekehrung, von der Wiedergeburt durch den Glauben an Jesum nichts erfahren habt. Hört und sehet, damit ihr nüchtern werdet von des Teufels Strick. Seht und erkennt in der *Gesina* das Bild eueres eigenen natürlichen, nicht durch die Gnade umgewandelten und neugeschaffenen Herzens, so wie eueres ganzen weltlichen, geselligen Treibens, euerer Pickeniks, euerer Kränzchen, schöngeisterischen Klubbs, Salons, Assembleen, und wie die Schulen des geschminkten, lügenhaften Egoismus, der Intrigue und

moralischen Toilettenkünste sonst noch heißen. Nehmet es zu Herzen, ihr selbstsüchtigen Herr=, Herr=Sager, ihr geistlich todten Abendmahls= und Kirchengänger, hört und sehet ihr männlichen und weiblichen Buhlschwestern, ihr zuckersüßen Intriguanten, Theaterhelden, Stundenderandachtsleser, und sanguinisch=weichlichen und weinerlichen Almosenspender. Merkt und vernehmt es ihr hartherzig=egoistischen Gefühlsjäger, die ihr nach den Schmetterlingen selbstischer Empfindung haschet, um dieselben als Sonnettensträuße in eueren Sammlungen aufzustecken, und mit eueren Thränen ein Bravo zu verdienen. — Ihr Herren und Damen mit überaus keuschen Ohren, die ihr das Wort Hurerei, wie Gesche das Vergiften, pfiffig in's Gebildete übersetzt, während euere Herzen voll Unreinigkeit sind, und euere Augen voll Ehebruchs. — Hört es vor Allen auch ihr, die ihr, wenn ihr kein General=pächter=Vermögen habt, kein Bedenken traget, ein Amt in der Kirche anzunehmen. Wer ist wohl in der Giftmischerei erfahrener, die Bremer Gesina oder ihr? Während Gesina ein und dreißig Menschen bloß am leiblichen Leben verletzte, wie viele sind es wohl, die durch das Gift euerer Lehre an ihren Seelen gemordet worden sind, und von denen die Schrift sagt: Der Sünder wird um seiner Sünde willen sterben, sein Blut aber will ich von deinen (nämlich des falschen Propheten) Händen fordern? Seyd ihr es nicht, über die der Herr einst öffentlich das Wehe! rief? Habt ihr nicht den Schlüssel zum Himmelreich? Macht ihr aber wohl Gebrauch davon für euch oder für Andere? Oder wehrt ihr nicht vielmehr allen denen, die aus des Satans Stricken entrinnen, und das Himmelreich an sich reißen wollen? Seyd ihr es nicht, die durch Schalkheit der Menschen und allerhand Täuscherei die Leute zu verführen erschleichen? Seyd ihr es nicht, welche die Giftmischereien der Welt und des Teufels, ja das ganze Wesen der Erbsünde in ein System bringen, und denselben den Ablaß ertheilen? — Ja, blicket nur hin mit uns auf dieses Bluttheater in Bremen und gestehet es, daß ihr Alle, vorzüglich aber ihr Volksverführer, ihr Nikolaiten unserer Zeit, bei diesem fürchterlichen Drama eine Rolle spielt.

Höre es aber auch du alte liebe Stadt Bremen, was dir der Herr in dieser Unglückspredigt sagen will. Oder meinst du, es komme von ungefähr, daß in deinem Schooße eine solche Riesenschlange der Bosheit aufgezogen und genährt worden ist? O! nein! Es gibt kein Ungefähr. Es ist kein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht schaffe. *) Weißt du wohl noch, wie du dich neulich gebehrdetest, als ein treuer Seelsorger eine Seele retten wollte, die sich in diejenige Schule verirrt hatte, worin die Gesche die Vortheile des Schminkens zuerst methodisch lernte? O so denke daran, und an noch so manches Andere, woran es grade jetzt zu denken frommt. Wohl dir, wenn es dir recht kräftiglich gesagt wird, was zu deinem Frieden dient.

Aber hör' es auch, o Christenheit! Hör' es an, nimm es zu Herzen, o Kirche des Herrn. Schlage an deine Brust und weine, daß der Herr dich hat stinkend werden lassen vor den Heiden in China und America. — Er will auch dir etwas durch die Bremer Gesina sagen, — du sollst erwachen von dem Schlafe, und die erste Liebe wieder suchen, die du verlassen hast. Du sollst deinen Kindern nicht mehr so viel Schlangen statt des Brodtes geben lassen. Du sollst wachsamer werden und diejenigen schärfer in's Auge fassen, welche die Predigt des Unglaubens allenthalben, selbst in deinen Gemächern erschallen lassen. Du sollst sie prüfen, als Lügenapostel erkennen, und als solche verwerfen. Das ist deine Schuldigkeit. Wo nicht; so weißt du, was der Geist des Herrn den Gemeinden sagt. Auch dir und deinem Engel hat der Herr gepredigt. Gesina hat in deinen Thoren ein furchtbares Wehe gerufen — der Geist der Selbstsucht, mit Gewalt oder List gewappnet, hat seine Schaaren gerüstet. Die Schwerdter sind entblößt, und die Bogen gespannt. Der Brand des Aufruhrs lodert hoch am Himmel empor. Wirst du dich nicht bekehren und Buße thun, so könnte der Herr dein Silber auf's Lauterste fegen.

*) Versteht sich hier bloß durch seine Zulassung, indem er der Bosheit nach seinem Ermessen hie und da einen freieren Spielraum läßt.

Und wohl dir, wenn er dich noch im Ofen des Elends auserwählt machen wollte. Aber es könnte noch Schrecklicheres geschehen. Er könnte deinen Leuchter umstoßen, der Ehebrecherin einen Scheidebrief geben, und Pharao's Verstockung könnte der Lohn deiner Hurerei werden wider den Herrn und seinen Gesalbten.

Nun so höret es auch ihr, geliebte Brüder, die ihr euch nicht schämet in der Bremer Gesina euer natürliches Bild zu erkennen, wie es eben der Fürst dieser Welt durch die angeborene Sünde entstellt hat. Nehmt mit uns diese Geschichte als einen Ruf an, daß wir mit erneuter Kraft von Oben die strauchelnden Kniee und matten Hände erheben sollen. — Ja, wir wollen beten, daß der Herr die wohlverdienten Strafen von uns abwende, die Strafe durch Feuer= und Wassersnoth, durch Empörung, Krieg, Pest, Erdbeben und Hunger, oder, was noch mehr ist, die Strafe, daß wir der Lüge glauben, die kräftigen Irrthümer unserer Zeit vergöttern, und der Sünde preisgegeben werden, darum, daß wir den Ruf zur Buße so schlecht geachtet, und sein Werk bisher so lässig getrieben haben. Erkennet und bekennet es, daß der Egoismus der Gesina, mit Lügenhaftigkeit gepaart, auch auf dem Acker des Herrn, so oft die Leute schlafen, seinen Samen ausstreut. — Laßt es euch sagen, daß die in das Heiligthum eingebrochenen Feinde nicht durch das Rappiergefecht der Schule, durch Dialectik, sondern durch Gebet, Kreuz, Verläugnung und gesunde Zeugnisse von Christo dem Gekreuzigten zu entfernen sind. — Laßt euch nicht weiß machen, als sey der Bau unserer Kirche nach dreihundertjähriger Arbeit bis auf den Schlußstein einer speculativen Dogmatik fertig geworden. Ach nein! Was jetzt noch übrig ist von der Stadt Zion, das ist wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerte Stadt. Jetzt gilt es nicht zu disputiren und sich in der falsch berühmten Kunst zu exerciren, sondern, mit Hammer und Schwerdte angethan, wechselsweise auf dem alten Grunde ein Neues zu bauen und zu streiten, vor Allem aber zu beten, und zwar anhaltend zu beten. Sodann gilt es, Brodt für die hungernden Kindlein herbeizuschaffen. Denn an Milch und Brodt ist Mangel, und die Kindlein im Hause können ihre Blöße nicht mehr decken. Ja! wir wollen ja nicht etwa hoch hinaus fahren, die wir noch an den Anfangsgründen eines guten Bekenntnisses und einer ächten Predigt zu lernen haben. Laßt uns daher erst einen ordentlichen Catechismus machen, wenn etwa der Lutherische nicht mehr gut genug ist. Ist er aber noch gut genug, so wollen wir daraus lernen und lehren. Wir glauben aber, daß an dem Lutherischen Catechismus noch mehr zu lernen sey, als Manche meinen.

So höret es denn endlich, ihr Kainsseelen, deren Hände vom Bruderblute rauchen. Höret es, ihr Alle, die ihr Brandmal im Gewissen habt, über denen das Schwerdt des Nachrichters bereits gezuckt ist, oder die noch unerkannt in der Blüthe ihrer Bosheit dahin wandeln. Vielleicht, daß diese Blätter auch dem Einen oder Anderen von euch in die Hände fallen. Glaubt es

uns auf das Wort, daß wir uns nicht besser achten als euch. Wir wissen, daß wir gleich theuer erkauft, erworben und von der Gewalt des Teufels, der Sünde und des Todes erlöst sind, als ihr. Jesus Christus hat für uns Alle bezahlt. Er hat eueren und unseren Schuldbrief zerrissen und an's Kreuz geheftet. Dasselbe Lösegeld ist auch für euch gegeben. Ihr wißt es nur noch nicht, welch' eine Liebe es ist, die ihre Arme ausstreckt nach euch. Nehmt sie gläubig an. Der Heiland der Sünder ist auch für euch in den Tod gegangen, und nun er zur Rechten Gottes sitzt, wirbt er täglich um euere Seelen. Stoßt ihn nicht weg von euch. — Wer zu ihm kommt, den will er nicht hinausstoßen. Er nimmt die Sünder an. Kein Mörder, Ehebrecher oder Dieb oder Meineidiger, also auch ihr nicht, ist von dem Heile ausgeschlossen. Seht aber vorher in diesen Spiegel des Verderbens einer Gesina, gebt Gott und der Wahrheit die Ehre und sprecht: „der Mann hat Recht — so bin ich, und nicht anders." Habt ihr noch Lügenstoff in euerem Herzen, werft ihn heraus. Behaltet nichts zurück, denn wenn ihr jetzt noch redlich seyd gegen den Herrn, so kann er euch von allen Gebrechen heilen. Denket daher noch zu rechter Zeit an die Thränen des Herrn, die er über Jerusalem weinte. Auch euch will er noch jetzt versammeln wie die Henne ihre Küchlein unter ihren Flügeln. — Wie aber dann, wenn auch ihr nicht wollt gerettet seyn? — Nun wohlan, so laß dich retten, o Sünder. Heute, heute, da du seine Stimme hörest, so verstocke dein Herz nicht länger. Hast du einen Freund, so beichte ihm, nachdem du vorher vor dem Herrn gebeichtet hast. Fällt dir die Bibel oder sonst ein gutes Buch, vielleicht Arndt's wahres Christenthum in die Hände, so lies darin. Die Stimme, die dich etwa davon abhalten will, ist vom Teufel. Laß dich nicht betrügen. Oder ist dir das Wort zu hoch, kannst du es nicht fassen, daß der Herr auch für dich Vergebung habe, ist es dir ein Geheimniß, wie solch ein schwarzes Ungeheuer, von allen Sünden rein gewaschen, mit weißen Kleidern der vollkommenen Unschuld angethan, mit allen Heiligen des Alten und Neuen Bundes vor dem Throne Gottes Halleluja singen soll? So gehe nur hin und frage ihn selbst. Ja, rufe nur Jesum deinen Heiland an, und sprich mit ihm, er wird dir antworten und sagen: Ich bin gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Du wirst das Wort hören: Es wird Freude im Himmel seyn vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten. Er wird es dir klar machen, was es heißt: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Dann wird dir das Schwerdt des weltlichen Richters nicht mehr schrecklich seyn. — Ja gewiß, du wirst von selbst hingehen und deinen Richter um die Strafe bitten, die du durch Missethaten verdient hast. Willst du aber noch nicht glauben, so rufe einen Seelsorger herbei. Frage ihn aber vorher, ob er ganz auf dieselbe Weise, wie du, nämlich ohne alles eigene Verdienst, als armer Sünder durch das Blut Jesu Christi mit dir selig werden wolle? — Sieh ihn dabei scharf an, und frage ihn als vor dem Angesicht Gottes. Zaudert er, stockt er, macht er Ausflüchte; so ist er selbst eines Seelsorgers und einer Bekehrung noch bedürftig. — Dann schicke nach einem anderen. Es gibt, Gott Lob, in Bremen wie überall noch Leute, welche von Herzensgrunde mit dir beten können: „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser."

Nachrichten.

(Aufforderung und Bitte an christliche Menschenfreunde.)

Unter Frau Henriette v. Wurmb in Rudolstadt besteht seit 1822 eine Privat-Hülfserziehungsanstalt für ganz verlassene Mädchen durch milde Beiträge, worüber zweimal, von 1822 bis 1824 und von 1825 bis 1826 gedruckte Rechnung abgelegt wurde. Seit dieser Zeit gingen aber diese Beiträge so ein, daß die würdige Vorsteherin dieser Anstalt die Druckkosten einer öffentlichen Rechnungsablage zu scheuen und die Ersparung derselben zum Besten der Anstalt vorzuziehen sich veranlaßt finden mußte. Alle Glaubigen, die sie näher kennen, werden ihr diese öffentliche Rechenschaft ihrer Ausgabe und Einnahme auch gern ersparen, weil sie, die liebendste, treueste Mutter der armen, hülfsbedürftigen Kinder und ihrer sie unterstützenden Haushälterin, so fest steht in dem Vertrauen aller Glaubigen auf die Heiligkeit des Grundes, auf welchen sie ihren Tempel zum Preise des Herrn gebaut hat. Darum wirkt sie auch mit des Herrn Segen zu aller wahren Christen Freude, und erzieht ihre Zöglinge in der Erkenntniß Jesu Christi.

Unterzeichnete und Alle, die diese Anstalt kennen, müssen dieses bezeugen, und sie muß ihnen am Herzen liegen, daher wir denn die Gelegenheit ergreifen, auch auswärtige Freunde unseres Herrn und Heilandes um Beiträge für diese ganz im Glauben bestehende Anstalt zu bitten. Möge Er, dem daran gelegen, daß Keiner verloren gehe, unsere Bitte mit Seinem Segen begleiten!

Eichenberg und Neustadt a. d. Orla im Februar 1831.

Heinrich Löber, Pastor. Gottlob Christoph Schwabe.

(Bemerkung des Einsenders an die Redaction der Ev. K. Z.)

Vielleicht ist es Ihnen auch ohne mein Erinnern bekannt, daß die Vorsteherin dieser bereits viele Jahre bestehenden Rettungsanstalt für verwahrlosete Kinder, die Mutter des Premierlieutenants v. Wurmb ist, welcher unlängst als Missionär nach dem südlichen Africa durch die Barmer Missionsgesellschaft abgesendet wurde. Dieser war das einzige Kind der Frau v. Wurmb, und es läßt sich leicht denken, daß diese Trennung, obschon von beiden Theilen im Glauben beschlossen und ausgeführt, dem Mutterherzen dennoch nicht wenig gekostet habe. Für diesen schmerzlichen, zeitlichen Verlust bei einem herannahenden Alter und kränklichen Körper, findet die würdige Frau und theure Bekennerin Jesu Christi einigen Ersatz in der Erziehung derjenigen Kinder, welche ihr vom Herrn als theure Pfänder seiner Erbarmung zugeführt werden. Die Ursachen, weshalb ihre Anstalt weniger als andere bekannt ist, sind zum Theil in dem vorstehenden Berichte angegeben. Einsender dieses, der sich von der ächt christlichen und zugleich vielfach geübten und bewährten Methode der Frau v. Wurmb überzeugt hat, hält es daher für seine Schuldigkeit, diesen Bericht zweier verehrter Männer mit einigen empfehlenden Zeilen zu begleiten.

Geliebte Mitgenossen des Heils, das in Christo erschienen ist, laßt euch doch diese Bitte einer selbst verwaisten Waisenmutter recht zu Herzen gehen. — Sendet auch ihr ein Scherflein in ihren Gotteskasten. Laßt ihre stille und so bescheidene Bitte recht kräftig in euere gläubigen Herzen dringen. Segnet ihr schweres, beharrliches und verborgenes Wirken mit euerer Theilnahme in der Fürbitte und in Gaben der Liebe, so wie sie euere Kräfte gestatten, und glaubt es mir, daß ihr an dieser verehrten Bekennerin Jesu Christi eine Fürbitterin finden werdet, deren Gebet diese irdische Gabe reichlich belohnen kann.

Alle diejenigen, die sich hiedurch bewogen fühlen, der Waisenanstalt der Frau v. Wurmb etwas von ihrem Ueberfluß mitzutheilen, werden gebeten, ihre Gaben entweder an Herrn Kaufmann Elsner, Spandauer Straße Nr. 40., an Herrn Schwabe in Neustadt a. d. Orla, oder an Herrn Pastor Loeber in Eichenberg bei Kahla a. d. Saale, zu besorgen. Der Empfang wird dann am gehörigen Orte dankbar angezeigt werden.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 8. Juni. № 46.

Herr Dr. Steudel in Tübingen und die Ev. K. Z.

Unter dem Titel: „Mein Verhältniß zu den Rationalisten und zu der Ev. K. Z. Eine zuletzt abgenöthigte Erklärung von Dr. J. Ch. F. Steudel.“ (48 S.), ist kürzlich ein Aufsatz aus dem Jahrgang 1831 der Tübinger Zeitschr. für Theol. in besonderem Abdruck erschienen, dessen ausführlicherer Beleuchtung wir uns nicht entziehen können, um so weniger, da die Punkte, in denen Herr Dr. Steudel seine Differenz von der Ev. K. Z. erklärt, ihm mit einem nicht ganz unbedeutenden Theile ihrer Leser gemeinsam sind. Indem wir ihn, den in so vieler Beziehung Verehrungswerthen, gewiß nicht zu ihrem Schaden, gewissermaßen als ihren Repräsentanten beachten, gewinnen wir zugleich den Vortheil, daß wir uns nicht versucht fühlen, zum Ueberdrusse unserer Leser, die individuelle Seite des Streites zu sehr hervorzuheben, obgleich die Ausführlichkeit, mit der sie in der vorliegenden Schrift behandelt worden, es uns leider unmöglich macht, sie gänzlich unberührt zu lassen. Wir wünschten, der Herr Verfasser hätte lieber die Principien der Ev. K. Z. angegriffen, statt die einzelnen Handlungen ihres Herausgebers, welche, einige Consequenz vorausgesetzt, das nothwendige Resultat derselben waren. Hätte er dieses Verfahren beobachtet, so würde es ihm wohl leichter geworden seyn, sich einer gewissen Gereiztheit zu entschlagen, durch welche gewiß jeder christliche Leser dieser Schrift, und sollte er auch in den Principien mit dem Herrn Dr. Steudel vollkommen übereinstimmen, schmerzlich berührt wird, während die gemeinsamen Gegner sich hierüber, so wie über jede scheinbare Trennung der Gemüther unter denen freuen, die sich durch ein so starkes und unzerreißbares Band für verbunden erklären.

Die Veranlassung, welche Herrn Dr. Steudel diese Erklärung seiner Ansicht nach abgenöthigt hat, ist kurz folgende. In einem Aufsatze: „Ueber die zweckmäßigste Art christlicher Einwirkung auf nichtchristliche Angehörige“ Jahrg. 1827, Nr. 49., war unter anderen christlichen Theologen auch Herr Dr. Steudel namentlich aufgefordert worden, über diesen, eine vielseitige Betrachtung erfordernden Gegenstand seine Stimme abzugeben. Mit wahrer Freude empfing die Redaction den Aufsatz, in welchem Herr Dr. Steudel dieser Aufforderung entsprach. Allein diese Freude wurde bei der Durchlesung bald getrübt. Der Aufsatz enthielt Manches, was der Redaction als sehr bedenklich, und dessen Aufnahme ihr als eine grobe Verletzung der von Anfang an von ihr zu Grunde gelegten leitenden Grundsätze erschien. Er behauptete, es sey eine höchst falsche Maxime, wenn man glaube, seine Angehörigen zu der Anerkennung ihrer vollen Verdorbenheit führen zu müssen. Im Gegentheil, es komme darauf an, seine Angehörigen auf das Gute und Werthvolle in ihrer Natur aufmerksam zu machen, und sie mit Liebe zu diesem Guten, und mit dem Streben zu erfüllen, dieses Gute zum Alleinherrschenden zu machen. Sey dieses Streben einmal vorhanden, so werde man sich an Jesum zuerst zwar nur als an das Muster der Tugend anschließen, bald aber auch fühlen, daß man seiner zugleich als des Erlösers und des Versöhners bedürfe. Die Redaction, indem sie sich nach ihren später zu rechtfertigenden Grundsätzen nicht entschließen konnte, diesen auf einer sehr hohen Ansicht von der Güte der Menschennatur beruhenden Behauptungen die Aufnahme zu ertheilen, und indem sie auf der anderen Seite es der hohen Achtung gegen Herrn Dr. Steudel, so wie dem Vortheile der Leser schuldig zu seyn glaubte, die in anderen Beziehungen werthvolle Mittheilung nicht ganz zu unterdrücken, schlug nach Berathung mit mehreren erfahrenen hiesigen und auswärtigen Freunden einen Mittelweg ein. Einer der letzteren übernahm es, aus der Mittheilung des Herrn Dr. Steudel einen sich als solchen ausdrücklich ankündigenden Auszug, mit Weglassung jener bedenklichen Stellen, und außerdem desjenigen, was ihr mit der früheren gemeinsam war, sonst wortgetreu, zu liefern. Leider wurde der Herausgeber durch die vor einer zur Herstellung seiner Gesundheit unternommenen Badereise sich häufenden Geschäfte genöthigt, die Absendung eines die Gründe seines Verfahrens entwickelnden Briefes an Herrn Dr. Steudel bis zu seiner Rückkehr aufzuschieben. Der Ausführung des Vorsatzes nach derselben kam ein Brief des Herrn Dr. Steudel zuvor, welcher sich in starken Ausdrücken über angethanes Unrecht, wie es noch nie gegen ihn ausgeübt worden, beschwerte. Der Herausgeber bat in der Antwort um Verzeihung wegen der verzögerten brieflichen Verständigung. Er entwickelte, um jeden Verdacht einer beabsichtigten persönlichen Kränkung zu beseitigen, die Grundsätze, durch welche sein Verfahren

geleitet worden. Er machte darauf aufmerksam, daß die Ev. K. Z., nach Titel und Ankündigung, ein Organ der Evangelischen Kirche seyn wolle, wovon eine nothwendige Folge die sey, daß die Mannichfaltigkeit entgegengesetzter Ansichten nur außerhalb des Gebietes der durch den Evangelischen Lehrbegriff gebildeten Einheit, freien Spielraum haben könne, daß, sobald die Redaction diesen Standpunkt verlasse, die gegen die Gegner angenommene Stellung als anmaßend und unbegründet erscheinen, das Vertrauen der Mehrzahl der christlichen Leser getäuscht, der Subjectivität des Herausgebers ein gar zu großer Spielraum eröffnet, und dadurch der großen Anzahl der ihm an Alter und Einsicht überlegenen Mitarbeiter Unrecht gethan werden würde. In der Meinung, daß von diesem Gesichtspunkte aus sich Herr Dr. Steudel am Leichtesten mit dem gegen ihn beobachteten Verfahren aussöhnen würde, da dasselbe auf diese Weise nicht als das Resultat subjectiver Willkühr, sondern der unpartheiischen Ausübung eines Gesetzes erschien, welches über dem Herausgeber sowohl, wie über den Mitarbeitern steht, wurde absichtlich in diesem Briefe kein Versuch gemacht, dem Herrn Dr. Steudel den Widerspruch nachzuweisen, in welchem seine Ansicht von der menschlichen Natur der innigsten Ueberzeugung des Herausgebers gemäß gegen die eben so klaren, als zahlreichen Aussprüche der heiligen Schrift steht. Diese Nachweisung, so wie sie bei Irrthümern in Glaubenssachen, sobald diese sich schon über das Gebiet des Zweifels hinaus erhoben haben, und mit fester und entschiedener Gewißheit behauptet werden, überhaupt selten ihren Zweck erreicht, nur dann, wenn die Nachweisung grade mit lebendigen, das Gemüth für ihre Annahme empfänglich machenden Einwirkungen von Oben zusammentrifft, weil der Irrthum ein nothwendiges Erzeugniß des ganzen geistigen Zustandes ist, der nur durch Gott geändert werden kann — ließ am wenigsten in dem gegenwärtigen Fall einen günstigen Erfolg erwarten. Der Herausgeber mußte voraussetzen, daß sein Freund und Gegner als gelehrter Theologe dem Amte und der Sache nach, den ganzen Reichthum von Schriftbeweisen kenne, womit die gründlichen und geschickten Vertheidiger der Lehre unserer Kirche sie auch in dieser Beziehung, und in ihr ganz besonders, da die betreffende Lehre von jeher als die wichtigste erschien, und zugleich eine der angefochtensten war, gegen alle Angriffe sicher zu stellen sich bemüht haben. Wie konnte er sich nun wohl mit der eitlen Hoffnung schmeicheln, durch einen Brief, dem seine überhäuften Geschäfte nur einen geringen Umfang erlaubten, dasjenige zu bewirken, was jene gründlichen, mit allem gelehrten Apparate versehenen, aus der innersten Tiefe des göttlichen Wortes und der christlichen Erfahrung geschöpften Beweisführungen nicht zu bewirken vermocht hatten? Freilich, hätte der Herausgeber voraussetzen können, daß Herr Dr. Steudel durch dieses sein Verfahren zu der sonderbaren Voraussetzung geführt werden würde, als entsage er diesem Beweise als einem solchen, der nicht mit objectiver Gültigkeit geführt werden könne, als stütze er seinen Glauben in dieser Beziehung auf die symbolischen Bücher, und sey entschlossen, diese gegen die Schrift geltend zu machen — eine Voraussetzung, so vorwurfsvoll, daß die leidenschaftslose Liebe sie nicht gewagt haben würde, ohne sich vorher von ihrer Richtigkeit zu versichern — so würde er wenigstens, wie er es hier gethan, die Gründe entwickelt haben, welche ihn bewogen, für jetzt diese Beweisführung bei Seite zu lassen.

Der Herausgeber hatte gehofft, daß mehr noch als seine ausdrückliche Bitte, das Bewußtseyn der Einheit in der Hauptsache nicht durch das des Gegensatzes in einer einzelnen, allerdings practisch bedeutenden Lehre unterdrücken zu lassen, der ganze milde und versöhnende Ton des Briefes seine Wirkung nicht verfehlen werde. In dieser Hoffnung sah er sich durch die Antwort des Herrn Dr. Steudel schmerzlich getäuscht. Der Eingang zeigte, daß Herr Dr. Steudel von dem Gefühle einer erlittenen persönlichen Kränkung so sehr beherrscht wurde, daß dasjenige, was der Herausgeber grade in dieser Beziehung vorbeugend bemerkt hatte, von ihm ganz unbeachtet blieb. Er findet es unerträglich, „daß ein Mann, der seit länger als einem Vierteljahrhundert dem Dienste des Evangeliums sich ergeben, und durch die Art, wie er seine Bahn betreten, die innigste Zuneigung eines Storr, Heß, Müller, Flatt u. s. w. sich erworben hat, und durch jedes Fortschreiten auf derselben in den auf der Gemeinschaft mit unserem einzigen Herrn und Heiland gegründeten, nie getrübten geistigen Bund sich immer treuer und fester hineingezogen sehen durfte, nun die Ergebnisse seiner Forschung und Hingabe an die vielfach erprobte Wahrheit des Evangeliums einem Glaubensgerichte unterworfen sehen soll —, welches aus Männern besteht, welche kaum in der Kindheit standen, als der Herr ihn würdigte, nicht unfruchtbar für sein Reich zu wirken." Der Verf. behauptete dann, der Herausgeber bleibe dem Grundsatze, von dem aus er sein Verfahren gerechtfertigt habe, selbst nur so lange treu, als er es bequem finde; zum Beweise berief er sich auf den Aufsatz über die Erbsünde in Nr. 71 und 72., Jahrg. 1829, welcher gewiß in umgekehrter Richtung mit den Bekenntnißschriften eben so wenig vereinbar sey, vielmehr ausdrücklich von ihnen verworfene Ansichten rechtfertige, und durch die in ihm herrschende Klügelei und verschraubte Behandlung des Wortes Gottes, eben so großes Aergerniß gegeben habe, wie durch seine schaurigen Ergebnisse. Er richtete dann seine Polemik in sehr starken Ausdrücken gegen den Grundsatz selbst, und erklärte schließlich seinen Entschluß, sich in dem nächsten Hefte der Tübinger Zeitschrift von der Ev. K. Z. förmlich mit den Worten lossagen zu wollen: „Außer dem, was diese Zeitung ausdrücklich unter seinem Namen (und zwar nicht in bloßem vorgeblichen Auszuge) gegeben habe, dürfe ihm an derselben und namentlich an dem Geiste, welchen gewisse hervortretende Richtungen derselben darlegen, auch nicht der entfernteste Antheil zugeschrieben werden." Diese Erklärung trug um so mehr den Charakter einer förmlichen und gänzlichen Lossagung, da in ihr auch nicht mit einem Worte einer die Differenz überwiegenden Einheit zwischen dem Verf. und der Ev. K. Z. gedacht wurde. Der Herausg. würde die Sache allein der Leitung des Herrn überlassen haben, wenn nicht Herr Dr. Steudel selbst ihn zu einem Urtheil über sein Vorhaben aufgefordert hätte. Er bat Herrn Dr. Steudel dringend, sich doch mehr auf den Standpunkt des, wenn auch nach seiner Meinung irrenden Bruders zu versetzen, und des Gewissens desselben zu verschonen, ohne dessen Verletzung er ja, die angenommen irrige Ansicht einmal vorausgesetzt, nicht anders handeln konnte; er machte aufmerksam auf die Versündigung gegen den Herrn, welche eine solche Erklärung in sich schließen würde; er berief sich darauf, daß Herr Dr. Steudel, obgleich Mitarbeiter an anderen vorwiegend rationalistischen Zeitschriften, wie z. B. die Allg. K. Z., es doch nie für nöthig gehalten habe, sich von ihrem Geiste öffentlich loszusagen. Daß dieses Schreiben nicht ohne Wirkung geblieben, zeigte zwar nicht die briefliche Antwort des Herrn Dr. Steudel, wohl aber die öffentliche Erklärung desselben in der Tübinger Zeitschrift, Jahrg. 1830, Heft 1. p. 130. Diese war in einem von der früher beabsichtigten sehr verschiedenen Tone abgefaßt

err Dr. Steudel erklärte im Eingange, daß er aufrichtig das el ehre, für welches diese Zeitung zu wirken suche, daß er ihr n Herzen ferneres schönes Gedeihen und Segen von Oben zur örderung wahrhaft christlicher Ansichten und eines wahrhaft christlhen Sinnes wünsche. Diese Verschiedenheit der beabsichtigten ıd der wirklich erschienenen Erklärung hat Herr Dr. Steudel seiner Schrift in Schatten gestellt, und dadurch den Schein rvorgebracht, als ob die gegen die erstere gerichteten brieflichen emerkungen des Herausg. die letztere betreffen, gegen welche rselbe, wenn er sich auf den Standpunkt seines verehrten reundes versetzte, nur wenig einzuwenden haben konnte, etwa ır die Unnöthigkeit einer solchen Erklärung, da Niemand daran nkt, die sämmtlichen Behauptungen und Ansichten eines Blats jedem Mitarbeiter desselben beizulegen.

Der Herausg. war froh, diese Erklärung als den Schlußein der ganzen unerfreulichen Verhandlung ansehen zu können, ıd brach daher die betreffende Correspondenz ab. Leider aber gab sich bald eine Gelegenheit zu neuen Differenzen. In dem chreiben eines Predigervereins in dem Königreiche Würtemberg, v. K. Z. Jahrg. 1830, Nr. 55., war in Bezug auf die Stellung r Herrn DD. Neander und Steudel zu der Ev. K. Z. r gemeinsame Ausdruck der Lossagung gebraucht worden. iesen Ausdruck in Bezug auf Dr. Steudel nicht in einer nzugefügten Anmerkung zu beschränken, wurde der Herausg. ıdurch verleitet, daß er die öffentliche Erklärung aus den Brien des Herrn Dr. Steudel ergänzte, auf welche, selbst mit inschluß des letzten mit der öffentlichen Erklärung gleichzeitigen, eser Ausdruck vollkommen paßte. Bald darauf empfing er eine ır die Ev. K. Z. bestimmte Erklärung des Herrn Dr. Steuel, welche jedoch in einer so leidenschaftlichen Sprache geschrien war, und die Liebe gegen die dem Herausg. als sehr ehrenerth bekannten Verfasser jenes Briefes so sehr verletzte, daß es m Herausg. rathsam erschien, nur ihren zur Sache gehörigen nhalt, und diesen vollständig, in einer Anmerkung zu dem Vororte der Ev. K. Z. Jahrg. 1831 S. 22. mitzutheilen. Jetzt, diese Erklärung in der Schrift des Herrn Dr. Steudel fentlich vorliegt, glaubt der Herausg. getrost voraussetzen zu ürfen, daß dieses Verfahren bei jedem unbefangenen Leser einer weiteren Rechtfertigung bedarf. Wir glauben darauf chnen zu dürfen, daß Herr Dr. Steudel einsehen werde, wie er von allen Seiten befehdete Herausg. kein Interesse dabei aben konnte, die Differenz mit ihm, den er in seinen Briefen ıst flehentlich gebeten hatte, das Bewußtseyn der Einheit im errn nicht in sich verdunkeln zu lassen, über den wirklichen Beand herauszuheben. Ueber die nun folgenden Briefe des Herrn r. Steudel schweigen wir, und freuen uns, dies zu können, sie in der vorliegenden Schrift nicht berührt werden; nur it Widerstreben und mit dem schmerzlichsten Gefühle haben wir isher das von der anderen Seite der Oeffentlichkeit übergebene handelt. Warum hat doch unser verehrter Gegner ein solches ebergewicht persönlicher Beziehungen in die Sache gebracht? Warum hat er nicht lieber sich darauf beschränkt, die Principien er Redaction anzugreifen, deren nothwendige Folge das Verıhren gegen ihn war? Warum hat er nicht lieber dem Herrn ie Entscheidung darüber überlassen, ob die Redaction ihm, oder der Redaction Unrecht gethan, und statt dessen das Publicum ım Richter aufgerufen? Unsere armen Personen stehen und llen dem Herrn; die Schrift und die Erfahrung so vieler Jahrunderte von den verderblichen Wirkungen des Gegentheils erahnen uns laut, sie in den Hintergrund treten zu lassen. Leiden nicht etwa auch die Aussprüche des Apostels gegen die Corinther, 1 Cor. 6, 1 ff., auch auf diesen Fall eine analoge Mitbeziehung, und hätte nicht ihre in dem christlichen Bewußtseyn eine so starke Stütze findende Betrachtung unserem Gegner ein anderes Verfahren empfehlen sollen?

Gehen wir jetzt zur Beleuchtung der sachlichen Differenzen über, so zieht unseren Blick vor allen anderen die über die natürliche Beschaffenheit des Menschen auf sich. Je durchgehender der Verf. in dieser Schrift von dem Bewußtseyn aus redet, daß er seine Theologie in dieser wie in allen übrigen Beziehungen einzig und allein auf die heilige Schrift gründe, je wiederholter und offener er seinen Gegnern den Vorwurf macht, daß sie vorgefaßten Meinungen und der symbolischen Auctorität zu Liebe die ihnen entgegenstehenden so sehr klaren Aussprüche der Schrift entweder ignoriren, oder durch geschraubte und gekünstelte Erklärung verdrehen, desto mehr sollte man doch erwarten, daß er, weder wollend noch erwartend, daß man seiner bloßen Versicherung traue, sich sorgfältig bemüht habe, seine Ansicht — die von der vorwiegenden Güte der Menschennatur — aus der Schrift als die richtige zu erweisen. Allein in dieser Erwartung finden wir uns sehr getäuscht. So freigebig der Verf. mit dem Vorwurfe unevangelischer Behauptungen ist, so hat er doch für seine Ansicht nur drei Stellen angeführt, und diese nur beiläufig und zerstreut, ohne auch nur einen Versuch zur Rechtfertigung der ihnen gegebenen Deutung zu machen. Wie nothwendig aber eine solche gewesen, wenn die Berufung auf sie auch nur den Schein der Rechtmäßigkeit gewinnen sollte, wird die folgende Betrachtung derselben zeigen.

„Wir werden auf diesem Punkte der Entwickelung uns wohl zu hüten haben, unserem Angehörigen die Anerkennung völliger Verdorbenheit, das Zugeständniß, als ob er nichts Gutes in sich hätte, abdringen zu wollen. Wie ganz anders ist das Verfahren Jesu, welcher, als der reiche Jüngling ihm versicherte (Marc. 10, 20.), die von Jesu genannten Gebote von Jugend an beobachtet zu haben, ihn liebend ansah, und auf das Eine hinwies, was ihm noch fehlte! — Möge uns die Liebe nachfühlen lehren jenen liebenden Jesusblick, schätzen lehren den mit Aufrichtigkeit dem Guten zugewandten Sinn!" (p. 24.)

Diese Stelle ist aus dem ursprünglich für die Ev. K. Z. bestimmten Aufsatze. Es möchte scheinen, daß sie nach der Deutung des Verf. selbst nach seinem Systeme zu viel beweise. Denn sollte wohl wirklich seine Vorstellung von der Güte der Menschennatur bis zu der Annahme gehen, daß ein Mensch bloß durch seine natürlichen Kräfte sich bis zu einem solchen Grade der Vollkommenheit erheben könne, daß er nur in einem einzelnen Punkte noch des Beistandes der göttlichen Gnade bedürfte? Daß er, falls auch diese Stufe, mit derselben Kraft wie die übrigen, von ihm erstiegen würde, ohne Christi Blut und Gerechtigkeit, ohne seinen Geist, ohne den Niemand sein ist, selig werden könnte? Und doch läßt sich gar kein Grund denken, warum derjenige, der auch nur in einem Punkte durch eigene Kraft ganz vollkommen ist, es durch dieselbe nicht auch in allen übrigen werden könnte. Sollte denn der Verf. die einzelnen Handlungen so ganz von ihrem Grunde in der Gesinnung losreißen, daß er annähme, es könne auch nur eine einzige vollkommen gute Handlung verrichtet werden, ohne eine vollkommen gute Gesinnung, und sollte er nicht einsehen, daß das Nichtvorhandenseyn der letzteren und somit jeder einzelnen vollkommen guten Handlung, aus der Weigerung des Jünglings hervorgehe, der Anforderung Christi, den er als göttlichen Gesandten anerkannte,

Folge zu leisten, daß demnach, was er über seine vollkommene Gesetzeserfüllung sagt, nicht etwa von Christo durch seinen liebenden Blick anerkannte Wahrheit, sondern die traurigste, ihm den Eingang in das Reich Gottes und den Zutritt zur wahren Gerechtigkeit verschließende, auf Hochmuth beruhende Verblendung sey? Sollte ihn der schreiende Widerspruch nicht beunruhigt haben, in welchen die Stelle nach dieser Auslegung mit zahllosen Aussprüchen der heiligen Schrift und mit der inneren und äußeren Erfahrung jedes Christen geräth? Konnte es ihm entgehen, daß nach dieser Deutung die Stelle zugleich einen unwiderleglichen Beweis gegen die vollkommne sittliche Güte Jesu liefert? Denn sobald die Absicht Christi verkannt wird, den Jüngling durch Eingehen auf seinen Standpunkt zur Selbsterkenntniß zu führen, so muß ja auch der Ausspruch Christi: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott," als von den Voraussetzungen des Jünglings unabhängige Wahrheit gelten.

Doch die nähere Betrachtung der Stelle selbst wird am besten zeigen, wiefern sie geeignet sey, Herrn Dr. Steudel's Ansicht zu bestätigen. Die Antwort Christi auf die Anrede des Jünglings: „Was muß ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben habe," erhalten wir vollständig erst durch die Vereinigung der betreffenden Stellen bei Matthäus auf der einen, und bei Marcus und Lucas auf der anderen Seite. Schon der erste Theil derselben, bei Matth. 19, 17., nach der richtigen Lesart: „Was fragst du mich über das Gute? Niemand ist gut, denn der einige Gott," liefert einen schlagenden Gegenbeweis nicht allein gegen Herrn Dr. Steudel's Erklärung unserer Stelle, sondern auch gegen seine ganze Ansicht von der menschlichen Natur. Sie enthält einen deutlichen Tadel der Ansicht des Jünglings, wonach das Gute als etwas außer Gott, durch den eigenen Willen und die eigene Kraft des Menschen Erreichbares erschien; sie deutet darauf hin, daß das Gute in dem Menschen nur ein aus Gott, der Quelle alles Guten, Mitgetheiltes seyn könne, daß daher Jeder, welcher glaube, es selbstständig, ohne vorher in die durch die Sünde gestörte Vereinigung mit Gott zurückgetreten zu seyn, errungen zu haben, in unseliger Verblendung befangen sey. Sie enthält eine indirecte Ermahnung, mit Wegwerfung aller bisherigen eingebildeten Gerechtigkeit, auf dem Wege der Buße und des Glaubens die wahre Gerechtigkeit zu suchen. Dies ist so klar, daß es sich selbst Grotius mit Gewalt aufdrang. Er bemerkt: „Jesus aber, indem er diesem Irrthum begegnet und zugleich uns ein Beispiel der Bescheidenheit gibt, sagt, es gebe nicht viele Quellen des Guten, sondern nur eine einzige, Gott. Er deutet eben dadurch an, es sey nicht hinreichend, daß das Gute uns bloß gezeigt werde, wenn nicht Gott, das Gemüth erleuchtend, uns Kräfte ertheile, wohin gehört, was unten folgt u. s. w." Ist nun Gott die Quelle alles Guten, wie kann dann ferner von einem größeren oder geringeren Guten in der Natur des Menschen, als solcher, die Rede seyn? — Denselben Zweck, den, die Pelagianische Verblendung des Jünglings zu heilen, haben die folgenden uns bei Marcus und Lucas erhaltenen Worte des Herrn: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott." Der Jüngling hielt Christum zwar für einen weisen, in göttlichen Dingen erfahrenen Lehrer, aber doch für einen bloß menschlichen, der durch größere Kraftanstrengung eine höhere Stufe des Guten erstiegen habe, als die, auf welcher er sich zu befinden wähnte. Das mit Emphase ausgesprochene Prädicat gut, ging aus demselben Wahne der Menschenvergötterung hervor, wie seine Frage, was er thun solle, das ewige Leben zu erlangen, auf der Voraussetzung beruhend, es komme nur darauf an, sich aus eigener Kraft gewisse Verdienste zu erwerben, denen dann das ewige Leben als schuldige Belohnung folge. Indem daher Christus dieses nach der Ansicht des Jünglings von seiner Person ihm nicht zukommende Lob ablehnt, fordert er ihn auf, einen tieferen Blick in sein eigenes Inneres zu thun und sich aus den Banden der Selbsttäuschung zu befreien — ein Verfahren, welches oft mit Glück von erfahrenen Seelsorgern nachgeahmt worden, indem sie im Angesichte sich, und in sich die menschliche Natur erhebender Selbstgerechten, ihre eigene Ohnmacht und Gebrechlichkeit darlegten. Bei den folgenden Worten Christi: „Wenn du in's Leben eingehen willst, so halte die Gebote," muß die Beziehung auf die Frage des Jünglings und seine ganze Gemüthsstellung genau in's Auge gefaßt werden. „Diese Stelle" — sagt Calvin — „haben Einige von den Alten, denen die Papisten [jedoch nicht die besseren Ausleger der Römischen Kirche, vgl. die Stellen bei Calov z. d. St.] gefolgt sind, so ausgelegt, als lehre Christus, wir können durch die Beobachtung des Gesetzes das ewige Leben verdienen. Allein Christus sieht nicht auf das, was die Menschen vermögen, sondern er antwortet auf die vorgelegte Frage, was die Gerechtigkeit der Werke sey, nämlich die, welche das Gesetz bestimmt. Und gewiß ist es so, daß Gott in seinem Gesetze die Weise, gerecht und heilig zu leben, umfaßt hat, worin die Gerechtigkeit besteht. Denn nicht vergeblich hat Moses den Ausspruch gethan: „„Wer dies thut, wird darinnen leben;"" ferner: „„Ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen, daß ich euch heute das Leben gezeigt habe."" Es kann daher nicht geläugnet werden, daß die Beobachtung des Gesetzes die Gerechtigkeit sey, durch welche, wenn Jemand das Gesetz vollkommen beobachtete, er das Leben sich erwerben würde. Aber weil wir Alle der Herrlichkeit Gottes ermangeln, so kann in dem Gesetze nur Fluch gefunden werden, und es bleibt uns nichts übrig, als zu der Gnadengabe der Gerechtigkeit unsere Zuflucht zu nehmen. Daher stellt Paulus eine doppelte Gerechtigkeit auf, die des Gesetzes und die des Glaubens, die erstere setzt er in die Werke, die andere in die reine Gnade Christi. Hieraus schließen wir, daß diese Antwort Christi eine gesetzliche ist, weil der nach der Gerechtigkeit der Werke fragende Jüngling zuerst belehrt werden mußte, daß Niemand vor Gott gerecht geachtet werde, als wer, was unmöglich ist, dem Gesetze genugthue, damit er, seiner Schwäche überwiesen, sich unter den Schutz des Glaubens begebe. Also, weil Gott denen, welche sein Gesetz erfüllen, das ewige Leben verheißen hat, so müßte dieser Weg eingeschlagen werden, wenn nicht die Schwäche unseres Fleisches hindernd entgegenträte; aber durch unsere elende Beschaffenheit, lehrt die Schrift, werde es nothwendig, daß uns dasjenige geschenkt werde, was wir durch Verdienste nicht erlangen. Wenn Jemand einwendete, vergeblich werde uns die Gerechtigkeit im Gesetz vorgehalten, deren niemals Jemand theilhaftig werden könne, so antworte ich, weil sie eine Schule ist, durch welche wir zu der Gerechtigkeit aus Gnaden geführt werden, sey sie keinesweges überflüssig." Kürzer Bengel: „Was zu thun sey, frägt der Mensch; aber das glauben geht vorher. — Jesus verweist die Sichern auf das Gesetz; den Zerschlagenen bringt er den Trost des Evangeliums."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 11. Juni. № 47.

Herr Dr. Steudel in Tübingen und die Ev. K. Z.

(Fortsetzung.)

Diese Absicht Christi, den Jüngling zu dem Bewußtseyn zu ihren, daß er nicht vermöge auf dem bisher betretenen Wege zur Seligkeit zu gelangen, gibt sich auch darin kund, daß er unter den Geboten des Gesetzes nur die der zweiten Tafel nennt, bei denen unbewußte und bewußte Heuchelei sich und Andere nicht so leicht urch das Vorgeben, das Gesetz vollkommen erfüllt zu haben, äuschen kann, so wie darin, daß er das Gebot, die Eltern zu hren, zuletzt nennt, weil bei ihm das Gewissen den Jüngling ichter seiner mangelhaften Befolgung überführen konnte, als bei en vorhin genannten, wenn sie nicht in ihrer tieferen Bedeuung, sondern in der dem Pelagianismus eigenthümlichen Aeußerchkeit aufgefaßt wurden, und dann noch den ganzen Inhalt der weiten Tafel in dem Jeden, der nur einigermaßen sich selbst ennt, tief beschämenden Gebote: „Du sollst deinen Nächsten lieen als dich selbst," zusammenfaßt. Die Gemüthsstellung, aus er die Antwort des Jünglings hervorging, können wir wiederum icht besser bezeichnen, als mit den Worten Calvin's: „Das Gesetz mußte ihm todt seyn, da er sich so gerecht träumte; denn enn er sich nicht heuchlerisch geschmeichelt hätte, so war es die este Erinnerung zur Erlernung der Demuth, wenn er seine Flecken und Unreinigkeiten in dem Spiegel des Gesetzes schaute. Aber trunken von thörichtem Selbstvertrauen, rühmt er sich frech, r habe von Jugend auf vollkommen seine Schuldigkeit gethan. Paulus bekennt, daß es ihm eben so ergangen; er sey überzeugt ewesen, er lebe, so lange des Gesetzes Kraft und Bedeutung ihm erborgen geblieben; aber als er empfunden, was das Gesetz beeute, habe er daraus eine tödtliche Wunde empfangen." — Auf iese Antwort sah Jesus den Jüngling liebend an. Dieser Blick er Liebe aus einem Jesusauge galt nicht dem befleckten Kleide er Selbstgerechtigkeit des Jünglings, sondern seiner Person, die uch in ihrem tiefsten Falle derjenige, welcher gekommen war as Verlorene zu suchen, bei alle seinem Hasse gegen die Sünde icht aufhören konnte zu lieben. Es war ein Blick, welcher mehr ls die kräftigste Predigt geeignet war, die dichten Nebel des Wahnes zu zerstreuen, welche die Seele des Jünglings umnacheten; ein Blick der Erbarmung, welcher den, der seine Seele in's Verderben stürzte, weil er sie erhalten wollte, der Grausamkeit gegen sich selbst anklagte. Diesen Blick begleitete eine Anforderung an den Jüngling, welche den letzten und stärksten Angriff gegen seine Selbstgerechtigkeit enthielt: Eins fehlt dir; gehe hin und verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, und du komm, folge mir. Er wurde hier an seiner empfindlichsten Seite angegriffen. Das irdische Gut war dasjenige, was seine Selbstsucht grade mit krankhafter Liebe umfaßt hatte, während sie bei Anderen, von dem einzigen wahren Gute losgerissen, sich an ein anderes von den Scheingütern dieser Welt anklammert. Er hatte den Herrn als von Gott gesandten Lehrer anerkannt; er wagte es nicht, ihn jetzt als solchen zu verwerfen; denn der die Worte Christi begleitende Geist Gottes hatte grade während dieser Unterredung und durch dieselbe seine Ueberzeugung von seiner göttlichen Sendung noch mehr befestigt; sein Gewissen bezeugte ihm, daß seine sündige Liebe zu den irdischen Gütern nur durch die Entfernung des geliebten Gutes ertödtet werden könne. Und doch fühlte er sich unvermögend, der Anforderung Christi zu entsprechen. Für jetzt ging er hinweg, aber wir dürfen nicht zweifeln, daß ein Stachel in seiner Seele zurückblieb, der ihn später, wenn er sich nicht verstockte, zu Christo hinführen konnte. Das ganze Gebäude der Selbstgerechtigkeit wankt, wenn ihm nur erst eine Stütze hinweggenommen worden. — Das: „Wenn du willst vollkommen seyn," oder das: „Eins fehlt dir noch," schließt sich zunächst an die falsche Einbildung des Jünglings, allem Uebrigen schon genügt zu haben, an, welche der Herr nicht directe bekämpfen wollte, weil er die Fruchtlosigkeit dieser Art des Angriffes voraussah. Es hat aber auch, von dieser Beziehung abgesehen, seine volle Wahrheit. Bei der speciellen Richtung, welche die Selbstsucht dieses Jünglings genommen, war grade in diesem Einen Alles beschlossen. Was ein Anderer, dessen Selbstsucht sich auf einen anderen Gegenstand geworfen hatte, wohl vermocht hätte, die Trennung von den irdischen Gütern ohne Wiedergeburt von Oben, vermochte er nicht ohne dieselbe. — Wir schließen unsere Betrachtung dieser Stelle mit einer treffenden Bemerkung von Lyser über das ganze bei dieser Gelegenheit beobachtete Verfahren Christi. „Wie ein Arzt, wenn er einen Kranken hat, der aus Wahnsinn seine Krankheit nicht erkennt, ihn zum Tanzen und Laufen auffordert, damit er, nachdem er

dadurch seine Schwäche erkannt, den Arzt und die Arzenei desto leichter zulasse; so stellt Christus zuerst das Gesetz mit seinen Verheißungen vor, damit, weil das menschliche Gemüth aus einer Art von geistlichem Wahnsinn sich viel mit seiner Tugend schmeichelt, es durch den Versuch selbst erfahre, daß es das Gesetz nicht mit vollkommenem Gehorsam erfüllen könne, und also lerne, daß es eines Arztes bedürfe, und einer anderen Gerechtigkeit zum ewigen Leben."

Allein auch für seinen speciellen Zweck, den, zu zeigen, daß wir nicht darauf ausgehen dürfen, unsere Angehörigen zum Geständniß ihrer völligen Verdorbenheit zu führen, hätte Herr Dr. Steudel die Stelle nicht unglücklicher wählen können. Sie beweist grade das Gegentheil. Freilich erhalten wir aus ihr, verglichen mit der anderen Hauptstelle, welche wir Herrn Dr. Steudel entgegenstellen, Joh. 3, 1., die wichtige Lehre, daß die Art und Weise, mit der wir in dieser Beziehung auf unsere Angehörigen einzuwirken suchen, immer mit christlicher Weisheit ihrem Zustande und ihrer Individualität angepaßt werden muß, ohne daß wir jedoch darum je unser Ziel aus den Augen verlieren dürften. Bei Nicodemus war neben der Selbstgerechtigkeit ein tiefes Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit; der Wahn des Pelagianismus, wie er von der Schule überliefert in seiner verderbten Natur einen Anschließungspunkt gefunden, hatte nimmer die tiefe, durch den heiligen Geist angeregte Sehnsucht statt der Scheingerechtigkeit die wahre zu erlangen ersticken können. Ihm tritt daher Christus von vorn herein mit der baaren und klaren Anforderung entgegen, die gänzliche Verderbtheit seiner Natur anzuerkennen: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir: wenn Jemand nicht von Oben geboren wird, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen," und: „Was vom Fleische geboren wird, ist Fleisch; und was vom Geiste geboren ist, ist Geist." Er ermahnt ihn, nicht ferner Feigen zu lesen von den Disteln und Trauben von den Dornen, sondern durch das schwere Opfer der gänzlichen und unbedingten Verurtheilung seines alten Menschen die neue Geburt von Oben zu erkaufen; seine Anrede an ihn ist nur eine individuelle Anwendung des Ausspruches, daß man vorher den Baum gut machen müsse, ehe man gute Früchte von ihm erwarten dürfe. Bei dem Jünglinge schlägt er einen anderen Weg ein. Sein Inneres liegt, wie das des Nicodemus, vor seinen Blicken offen, noch ehe es sich in Worten kund gibt. Er sieht, daß seine Ansicht von dem Wesen sittlicher Vollkommenheit so niedrig, seine Einsicht in das Gesetz so dürftig, seine Selbsterkenntniß so geringe, seine Sehnsucht so schwach ist, daß die directe Anforderung zur Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit bei ihm ganz abprallen wird. Er sucht ihn daher auf Umwegen zu ihr hinzuführen.

Bevor wir zu der zweiten Beweisstelle des Herrn Dr. Steudel übergehen, müssen wir eine allgemeine Bemerkung vorausschicken. Durch die ganze Schrift des Herrn Dr. Steudel zieht sich die Verwechselung zweier ganz verschiedener Ansichten hindurch, der von der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur, und der von der gänzlichen Verderbtheit jedes nicht wiedergeborenen Individuums. Daß zwischen beiden ein großer Unterschied statt finde, geht wohl schon daraus hervor, daß wir uns mit Herz und Mund eben so entschieden zu der ersteren bekennen, als wir die letztere verwerfen, und die ganze gegen sie gerichtete Polemik des Herrn Dr. Steudel als uns eben so wenig treffend betrachten, wie unsere großen Vorgänger. Es bleibt ewig wahr: was vom Fleische geboren ist, ist Fleisch, nicht eine Mischung von Fleisch und Geist. Aber eben so wahr bleibt es, daß in jedem menschlichen Individuo, wenigstens in jedem, welches innerhalb des Bereiches der göttlichen Gnadenanstalt lebt, und durch die Taufe das Unterpfand der Theilnahme an ihren Segnungen erhalten hat — die Frage, inwiefern auch in den übrigen, ist für unseren Zweck eine müßige, — neben dem Verderben der Natur der heilige Geist, in verschiedenem Maaße, je nach Verschiedenheit des größeren oder geringeren Widerstrebens, und des göttlichen Rathschlusses in Bezug auf die Zeit, zu welcher Jeder zum Heile gelangen soll, thätig ist, um es zu Christo hinzuführen und zur völligen Durchdringung durch die Gnade vorzubereiten, bis entweder diese völlige Durchdringung — so nennen wir sie nur relativ, in Bezug auf den früheren Zustand, nicht absolut — erfolgt, oder die Sünde wider den heiligen Geist, die Verstockung gegen die äußerlich und innerlich dargebotene, zur Wiedergeburt hinreichende Gnade, begangen, und der Mensch dadurch auf ewig aus dem Reiche des Lichtes ausgeschieden, und der Finsterniß anheimgegeben worden ist, welche er mehr liebte als das Licht. Durch diese Unterscheidung zweier ganz verschiedener Ansichten, ist Alles abgeschnitten, was gegen die der Kirche, welche zugleich die unsrige ist, mit einigem Scheine aus der Erfahrung an sich selbst und an Anderen, und aus der Schrift vorgebracht werden könnte; Alles trifft nicht sie, sondern nur die mit ihr vermengte. Dagegen verliert die Ansicht von der theilweisen Güte der Menschennatur jeden scheinbaren Stützpunkt, den sie nur dadurch gewinnen kann, daß sie, was der vorbereitenden göttlichen Gnade angehört, auf die menschliche Natur überträgt, und also Schrift und Schrift in einen schreienden Widerspruch mit sich verwickelt. Werke dieser vorbereitenden göttlichen Gnade waren die Gebete und Almosen des Cornelius, welche nach Apostelgesch. 10, 4. vor Gott gekommen, eben so viele Zeugnisse, daß er nunmehr reif sey um zum vollen Genusse des Heiles durch die Erkenntniß des Gekreuzigten zu gelangen. Von dieser vorbereitenden göttlichen Gnade sind ergriffen alle die, welche nach V. 35. Gott fürchten und Recht thun, und dadurch zur Aufnahme in das Reich des Herrn geeignet sind. In ihrer Aller Fleisch wohnt nichts Gutes; sie können nichts Gutes denken oder thun aus sich selbst, als aus sich selbst; das Wollen und das Vollbringen kommt ihnen nur von Gott. Aber grade indem sie das Verderben ihrer Natur zwar noch nicht seinem ganzen Umfange nach und in seiner ganzen Furchtbarkeit klar erkennen, was nur dem Wiedergeborenen, und auch diesem nur insofern möglich ist, als er wiedergeboren ist, aber doch in den Stunden, wo der Geist Gottes sich in ihnen besonders wirksam erweist, dunkel fühlen und ahnen, werden sie dadurch getrieben, sich seiner Leitung hinzugeben, bis sie bei fortgesetzter Treue zum vollen Durchbruche gelangen und das Kindlein geboren wird. — Hieraus ergibt sich denn auch, wie unsere von Herrn Dr. Steudel (p. 38.) anstößig gefundene Behauptung, daß zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß eine unermeßliche Kluft befestigt sey, zu verstehen ist — nicht so als ob wir zwischen den Individuen scheidend, die große Menge derselben unbedingt dem Reiche der Finsterniß, das kleine Häuflein der Wiedergeborenen unbedingt dem Reiche des Lichts zutheilten, sondern nur so, daß wir gegen jede Brücke protestiren, wodurch man die gefallene Menschennatur und Gott, das Fleisch und den Geist mit einander in Verbindung setzen und vermengen will, gegen jeden Vertrag zwischen beiden, bei welchem das Fleisch mehr bekommt, als nichts, gegen jene grausame Barmherzigkeit, welche dem Menschen mit Kräften schmeichelt, die er nicht besitzt, und dadurch sich selbst und Andere abhält, die Hülfe da zu suchen, wo sie allein zu

iden ist. Auf die Individuen gesehen, haben wir nie anders s anerkannt, daß diejenigen, welche, weil das Fleisch in nen noch vorherrscht, dem Reiche der Finsterniß zugesprochen erden müssen, doch insofern schon einen geringeren oder größe- n Antheil an dem Reiche des Lichts haben können, als der eist in ihnen thätig ist; daß auf der anderen Seite die eigent- chen Bürger des Reiches des Lichts, die Wiedergeborenen, in enen der Geist das herrschende Princip ist, in diesem Leben nie ollkommen von der Theilnahme an dem Reiche der Finsterniß efreit werden, dem jeder aus der Natur, nicht aus der Gnade ervorgehende Gedanke, jede Regung des Fleisches angehört.

Wir können nach dieser Vorbemerkung getrost zu der zweiten Beweisstelle des Herrn Dr. Steudel (p. 23.) übergehen, auf die e um so mehr Gewicht zu legen scheint, da er klagt, daß sie, bgleich ewig gültig, doch so vielfach wenig beachtet werde. Es nd die Worte des Herrn Joh. 3, 20.: „Wer Arges thut, der asset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit thut, der ommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, daß sie n Gott gethan sind." Wir begeben uns bei dieser Stelle von orn herein aller Aushülfen, welche die unnöthige Verlegenheit üherer Ausleger erfunden hat. Wir erklären nicht mit Au- ustinus das Thun der Wahrheit durch die Erkenntniß des Elendes und der gänzlichen sittlichen Ohnmacht; wir behaupten icht mit Bengel, Heumann und Tholuck, daß das thun ier nur das thun wollen, das redliche Streben bezeichne; wir eziehen nicht mit Lampe den ganzen V. 21. auf den Zustand er Gläubigen und Wiedergeborenen, und behaupten doch, daß Herr Dr. Steudel auch hier wieder eine Stelle für seine Ansicht angeführt hat, welche ihr zur schlagenden Widerlegung ient. Dies kann schon von vorn herein nicht anders erwartet erden. Denn wie könnte wohl der Herr in derselben Rede, n der er die menschliche Natur so tief erniedrigt hatte, ihr die Fähigkeit zuschreiben, die Wahrheit zu thun, d. h. Handlungen u verrichten, welche nicht nur objectiv der Norm des Gesetzes ugemessen sind, als welche auch der sich selbst überlassene Mensch us Selbstsucht verrichten kann, sondern auch subjectiv aus der on dem Gesetze verlangten Gesinnung hervorgehen? Allein auch bgesehen von dieser hier so nahe liegenden Anwendung der Regel, aß keine Auslegung der Analogie des Glaubens widersprechen ürfe, eine Regel, welche nur der nach dem Gegenstande modi- icirte Ausdruck des allgemeinen Gesetzes der Auslegung ist, daß eder Schriftsteller aus sich selbst erklärt werden müsse, und daß nan ihm, falls er sich sonst vernünftig zeigt, keine Widersprüche ufbürden dürfe, liefert die Stelle, ganz für sich genommen, en Beweis, daß in ihr nicht die Rede ist von Werken, welche er Mensch durch die Kräfte seiner eigenen Natur, sondern von olchen, die er durch die Kraft der vorbereitenden Gnade Gottes thut, ähnlich denen des Cornelius und derer, welche Gott fürch- ten und Gerechtigkeit wirken. Die Werke derer, welche die Wahrheit thun, werden bezeichnet als solche, welche in Gott (ἐν θεῷ) gethan sind. Bei dem jetzigen Standpunkte der bibli- chen Philologie bedürfen wohl Behauptungen wie die des Gro- tius, daß in Gott hier stehe für: nach Gott, Gott wohlge- fällig (ἐν pro κατά, secundum naturam et voluntatem dei) keiner Widerlegung mehr; die Zeiten der grammatischen Herr- schaft des ehrwürdigen, in so vieler anderen Hinsicht hochverdien- ten Storr sind jetzt glücklicherweise vorüber. Das in kann nur den Gegenstand bezeichnen, in welchem die, welche die Wahr- heit thun, bei ihren Handlungen ruhen, den Quell, woraus sie die Kraft zu ihnen schöpfen. So lange sie in sich selbst blieben, waren ihre Werke böse; nun sie aber durch Gott in Gott sind, thun sie, insofern sie schon ihm sind, die Wahrheit, und dieser durch Gottes Gnade in ihnen gewordene Anfang führt sie, die nicht etwa des besseren, aufrichtigen Strebens ihrer Natur, son- dern der Wirksamkeit des heiligen Geistes in ihnen sich froh bewuß- ten, zum vollen Lichte des Evangelii, das sie nach dem besseren Theile ihres selbst, nach dem ἐγὼ πνευματικόν, gegen welches das ἐγὼ σαρκικόν vergeblich ankämpft, nicht zu scheuen haben. „Wo ist also" — sprechen wir mit dem Apostel — „der Ruhm? Er ist aus. Durch welches Gesetz? Durch der Werke Gesetz? Nicht also, sondern durch des Glaubens Gesetz."

Wir wenden uns jetzt zu dem dritten Schriftbeweise des Herrn Dr. Steudel (p. 43.). „Es gibt eine Demuth, welche — eben denselbigen Menschen, welcher gesündigt hat, als geeignet zur Sinnesänderung mit Hülfe des göttlichen Geistes nimmt, und sich jener Verdammung alles dessen, was Gott schuf, und wie Gott es schuf, scheu enthält. Vielmehr gedenkt sie der Mahnung unseres Herrn, daß wir werden sollen wie die Kinder, als welcher das Reich Gottes sey, während er ja, hätte er jene absolute Verdorbenheit des Menschen angenommen, uns hätte warnen müssen zu werden wie die Kinder, indem ja in diesen, je zarter desto concentrirter und völliger die ganze von der Gnade noch nicht durchdrungene Verworfenheit der menschlichen Natur sich finden müßte."

Herr Dr. Steudel scheint hienach eine völlige Unsündlich- keit der Kinder anzunehmen, so daß sie in dem Zustande geboren werden, in dem Adam aus Gottes Schöpferhänden hervorging. Dies wird auch bestätigt durch eine andere Aeußerung (p. 41.), wo er behauptet, die Sünde werde zu etwas Aeußerem, leicht verzeihlichen gestempelt, wenn die Wurzel der Schuld irgend anderswo als in die Untreue des Einzelnen gelegt werde. Wir haben demnach hier einen Gegensatz gegen die Lehre der Evan- gelischen Kirche von der Sünde vor uns, welcher den der Rö- mischen Kirche bei weitem übertrifft, und sich von dem vollkom- menen Pelagianismus nur dadurch unterscheidet, daß hier doch die Nothwendigkeit des Beistandes der göttlichen Gnade zur Til- gung der wirklichen, aus der eigenen Untreue hervorgegangenen Sünden des Einzelnen zugestanden wird. Wie sich diese Ansicht des Herrn Dr. Steudel von der menschlichen Natur mit sei- ner tiefen Ehrfurcht vor der heiligen Schrift verträgt, bleibt uns noch immer ein Räthsel, würde es aber noch mehr seyn, wenn wir nicht aus seinen Schriften wüßten, was alle seine Verehrer zugestehen werden, daß das Gefühl für das Gezwungene einer Erklärung nicht immer lebhaft genug bei ihm ist, um ihn vor derselben zu bewahren, daß er vielmehr in dieser Beziehung nicht ganz frei von der exegetischen Eigenthümlichkeit seines trefflichen Lehrers Storr ist, von dem Winer (Grammatik des N. T., 3te Aufl. p. VII.) bemerkt, es würde ihm nicht unmöglich oder auch nur schwer gewesen seyn, jeden beliebigen Sinn in den Worten der Apostel zu finden, wenn man ihm die Aufgabe ge- stellt hätte — freilich insofern übertrieben, als dabei nicht beach- tet wird, daß in vielen Fällen sein von dem Geiste Christi durch- drungenes Herz es ihm nicht bloß schwer, sondern unmöglich machte, einen anderen Sinn in den Worten der Schrift zu finden, als den richtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuesten christlichen Predigtlitteratur.

(Fortsetzung.)

16. Die Geschichte des Römischen Hauptmanns Cornelius. Zwei und zwanzig Homilien über das zehnte Capitel der Apostelgeschichte. Von Joh. Linder, Pfarrer in Zyfen und Decan &c. (Basel 1830. Zu beziehen durch C. F. Spittler. 8. br. VIII und 218 S. Pr. ¾ Rthlr.)

Mit kurzen Worten wird hier das bekannte, und doch noch so oft dem Mißverstande unterworfene Capitel zusammenhängend, genau und überall wahrhaft practisch erklärt. Der Ton ist zunächst für Landleute gewählt, und wir zweifeln nicht (wenn wir's auch nicht aus der Erfahrung wüßten), daß eine solche grade Rede, die die Sache so einfach ausspricht, als sie verstanden werden muß, wenn sie auch etwas trocken wäre — (es gibt eine gewisse biedere Trockenheit) — ihre Wirkung thun muß. Dabei werden auf die verschiedenen Verhältnisse, Sünden und Bedürfnisse des Herzens und Lebens, wie es der Text mit sich bringt, allseitige, schnelle, aber treffende Blicke geworfen; und was die Lehre betrifft, so spricht der Verfasser selbst seinen Grundsatz (S. 163.) aus: „Ein Evangelischer Zeuge soll die ganze Wahrheit sagen; so will, so gebietet es Gott." Die Auslegung ist, wie bemerkt, gesund und kann Manchen zur Beherzigung und Nachahmung empfohlen werden. So namentlich in der 13ten Homilie (über V. 36. 37.), die mit scharfer Widerlegung des Irrthums auch Schärfe zur Vernichtung der Sünde, die ihn erzeugt und erhält, verbindet, was, besonders bei solchen Schriften, höchst nöthig ist.

Wir verlassen diese Predigten, der Vorrede ausführlicher erwähnen zu können, in der wir von S. V—VIII. eine Erklärung über die neuere Theologie finden, die der Sache nach füglich als eine Stimme in der Hallischen Angelegenheit betrachtet werden kann, obgleich sie zunächst ein Zeugniß für die Wahrheit der biblischen Theologie gegen die ideale ist. „Die neuere Theologie (sagt der Verf.) nimmt auch für sich den Zunamen der evangelischen in Anspruch, und eignet sich in mancher Hinsicht die Sprache derselben zu. Daß aber beide nicht nur der Form, sondern dem Wesen nach verschieden sind, muß, meiner Ansicht nach, fort und fort klar ausgesprochen werden.

Um es kurz zusammenzufassen: Die neueren Theologen verstehen unter dem Worte Gottes ganz etwas Anderes, als die, welche bisher Evangelische genannt wurden. Jenen ist die buchstäbliche Wahrheit der biblischen Geschichte Nebensache; uns ist sie die Hauptsache. Die neueren Theologen haben einen idealen Christus, wir haben einen historischen. Sie sprechen: Wir haben erkannt und geglaubt; wir sprechen: Wir haben geglaubt und erkannt (Joh. 6, 69.). Sie sagen: An einen blutenden und sterbenden Heiland glauben, heißt sein Christenthum in dunkle Gefühle und Orientalische Opferbilder hüllen. Wir sagen: Ein Heiland ohne Blut und Wunden ist ein selbstgemachter, unbiblischer, ohnmächtiger Heiland; denn in seinem Blute liegt, nach der Schrift, die Kraft der Versöhnung. Sie wollen reformiren, bis zu einem sogenannten Urchristenthum, und gestehen, daß sie rücksichtlich des Verstandes von der Versöhnungslehre auch von den Aposteln selbst einigermaßen abweichen. Wir glauben dadurch auf dem Wege fortzuschreiten, den die Reformatoren eingeschlagen haben, daß wir, wo möglich, im Lehren, Erklären und Urtheilen noch genauer bei dem Buchstaben der Schrift bleiben, als sie, und mit ihnen festhalten an dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Wir lehren das Gegentheil von dem, was die neueren Theologen lehren. Entweder irren sie, oder wir irren. Wir können unmöglich beiderseits Evangelische Christen seyn! — —

Beiderseits frei zu bekennen, was wir glauben, und einander in aller Liebe, nicht nur in gelehrten Schriften, sondern auch vor allem Volke zu sagen: Wir haben zwei verschiedene Religionen, — das sind wir uns und unseren Deutschen und Schweizerischen Mitchristen schuldig! — —

Sagt nicht, es könne das Volk den Streit der Wissenschaft doch nicht erfassen, und es verliere nur den einfältigen Glauben, bei dem es sich so glücklich fühle. Gesteht doch endlich zu: Es handelt sich hier nicht um wissenschaftliche Ansichten, denn in solchen können auch wir selbst von einander abweichen; es handelt sich um's Haben und Nichthaben, um's Seyn und Nichtseyn. Und wäre das Volk hierin im Irrthume, so könnte es in keinem Falle glücklich heißen.

Ueberdies hört ja doch Jedermann von eueren Meinungen, wie von den unserigen. Es ist ja doch die Seelenruhe von Tausenden gefährdet durch die Frage: Wer hat recht? Und wenn wir darum auch vom Streiten keinen Nutzen sehen, so könnt ihr doch unmöglich fordern, daß die Liebe, die wir euch schuldig sind, so weit gehen soll, daß wir das Bekennen der Wahrheit aufgeben. — —

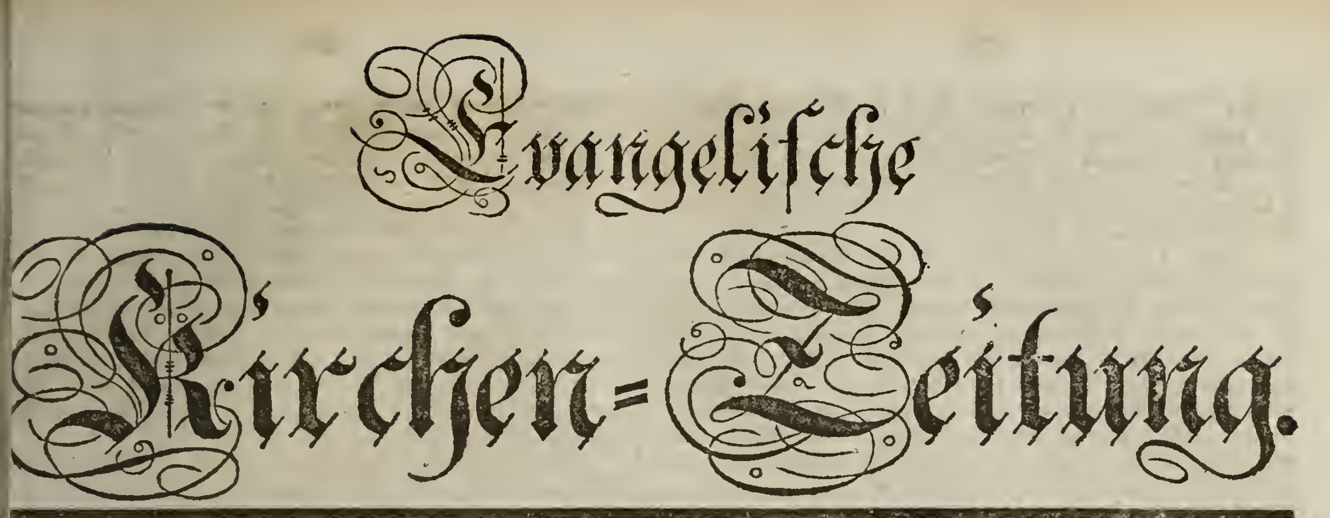
Wir wollen nicht läugnen, daß wir mehr zu verantworten haben als ihr, und daß von unserer Seite oft sehr gefehlt wird. Wir sprechen im Bewußtseyn unserer guten Sache gar leicht ohne die gehörige Liebe und Demuth. Wären wir doch hierin treuer! Schon längst würde den Redlichen unter euch, und ihrer sind Viele, der Widerspruch, in dem ihr mit euch selbst steht, auf's Herz und auf's Gewissen gefallen seyn.

Es muß euch ja doch unheimlich zu Muthe seyn, so oft ihr auf die Canzel tretet, wenn ihr bedenkt, daß ihr selbst das Wort in einem anderen Sinne auffasset, als ihr es dem Volke wiedergebt, und eine Doppellehre habt, gleich den Vedas der Indier. Laßt euch mit treuherzigem Ernste sagen, daß ihr euch eine große Verantwortlichkeit aufladet, indem ihr es mit der Wahrheit so wenig genau nehmet. Eine solche Lehre kann doch unmöglich im Tode den wahren Trost gewähren. Jesus will durch seinen Geist zu eueren Herzen, wie zu den unsrigen reden. Wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme!" — —

Wir zweifeln nicht, daß dieses Bruchstück aus der kraftvollen Rede des Herrn Decans Viele unserer Leser bewegen wird, sich das Buch anzuschaffen. Auch ist der Erlös desselben für den Bau eines neuen Schulhauses seiner Hauptgemeinde bestimmt, die eine solche Unterstützung vielleicht jetzt um so mehr bedarf, da das Dorf, wie politische Blätter meldeten, zu Anfange dieses Jahres durch die Insurgenten um seiner Treue willen Verwüstungen erlitt, bei denen auch der Herr Verf. längere Zeit in Lebensgefahr geschwebt habe. Bei Erwähnung dieser Vorfälle können wir nicht umhin, auf den Erlaß eines anderen hochverehrten Baselschen Geistlichen, des Herrn Antistes und Archidiacon Falkeysen, an die Diener der Kirche, aufmerksam zu machen, der neulich im homilet. liturg. Correspondenzblatt (Nr. 12.) mitgetheilt wurde, so wie auf die in derselben Nummer enthaltene Predigt und andere Aufsätze in dem genannten Blatte, betreffend die politischen Bewegungen der Zeit.

(Fortsetzung folgt später.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 15. Juni. № 48.

Herr Dr. Steudel in Tübingen und die Ev. K. Z.

(Fortsetzung.)

Dennoch aber bleiben unter den so sehr zahlreichen Stellen der heiligen Schrift, welche gegen diese Ansicht von der menschlichen Natur sprechen, nicht wenige übrig, bei denen wir uns eine andere Erklärung auch nicht einmal als möglich denken können, und welche zum Theil selbst von den befangensten Rationalisten als gegen sie beweisend, obgleich nicht für unsere aufgeklärtere Ansicht bindend, anerkannt werden. Aus dem A. T., das von Herrn Dr. Steudel mit uns als Quelle der göttlichen Offenbarungen anerkannt wird, führen wir beispielsweise nur folgende an, Gen. 6, 5.: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist nur böse immerfort," wozu Calvin: „Moses bedient sich hier einer sehr nachdrücklichen Ausdrucksweise. Es wäre schon genug gewesen, wenn er gesagt hätte, ihr Herz sey sündhaft, aber damit nicht zufrieden, sagt er: „„Das ganze Gebilde der Gedanken ihres Herzens,"" und fügt hinzu das nur, als ob er verneinte, daß auch nur ein Tropfen Gutes beigemischt sey. — Obgleich Moses hier von der Bosheit redet, welche damals in der Welt überhand genommen hatte, so wird hieraus doch gut und passend eine allgemeine Lehre abgeleitet, und die Stelle wird von denen nicht etwa verdreht, welche sie auf das ganze menschliche Geschlecht ausdehnen. So wenn David sagt, Alle seyen abgefallen, untüchtig geworden, es sey nicht der Gutes thue, auch nicht einer; ein offenes Grab sey ihr Schlund, beklagt er zwar die Gottlosigkeit seines Jahrhunderts, Paulus aber bezieht ohne Bedenken diese Ausdrücke auf alle Sterblichen aller Zeitalter, und mit Recht: denn es ist keine bloße Klage über wenige Menschen, sondern eine Beschreibung des menschlichen Gemüthes, in seiner Verlassenheit vom Geiste Gottes. Es wird daher durch diese Worte zunächst die Hartnäckigkeit der Menschen verdammt, welche Gottes Gnade schon zu lange gemißbraucht hatten, zugleich aber gezeigt, wie die menschliche Natur beschaffen ist, wenn sie von der Gnade des Geistes verlassen wird." Noch schlagender ist Ps. 51, 7.: „Siehe, in Sünden bin ich gezeugt, und in Schuld hat mich meine Mutter empfangen." Diese Stelle widerspricht gradezu der Lehre von einer bloß individuellen, im Fortgange der Entwickelung sich erzeugenden Sünde des Menschen, sie zeigt, daß die Sünde das Erbtheil ist, welches wir mit auf die Welt bringen, wie dies selbst de Wette nicht zu läugnen wagt. Dasselbe beweist Hiob 14, 4.: „Wie kann ein Reiner von einem Unreinen kommen? auch nicht einer," wozu selbst Umbreit bemerkt: „Uebrigens liegt in dem Verse allerdings die ächt Orientalische Idee der Erbsünde, als der durch die natürliche Fortpflanzung von den Eltern den Kindern angeborenen menschlichen moralischen Unvollkommenheit." Aus dem N. T. berufen wir uns nur auf zwei Stellen, weil diese so klar, so bestimmt, so jeder anderweitigen Deutung unfähig sind, daß sie jede weitere Beweisführung unnöthig machen. Die erste ist die schon früher behandelte, Joh. 3. Ist das was vom Fleische geboren ist, Fleisch und nur Fleisch, wie kann man dann noch wagen, von einer bloß individuellen Sünde, von vollkommener Reinheit der Kinder zu reden? Die zweite ist Eph. 2, 3.: „Wir waren von Natur Kinder des Zornes." Selbst nach der monströsen Erklärung: wir waren von Natur zornmüthige Kinder, würde diese Stelle für unseren Zweck ihre Beweiskraft nicht verlieren. Sie würde dann nicht mehr für die Erbsünde als Schuld, wohl aber noch für sie als Uebel zeugen, und hierauf kommt es für jetzt uns einzig an. Nach der richtigen Erklärung aber, wie könnten wir wohl Alle von Natur unter dem göttlichen Zorne stehen, wenn wir nicht Alle von Natur Sünder wären? Haßt Gott etwa das Werk seiner Hände? Kann sein Zorn, der Abscheu des Heiligen vor der Sünde, wohl einen anderen Gegenstand haben als die Sünde selbst? Sollte Gott Unrecht thun und der Allmächtige das Recht verkehren?

Aber nicht nur die Schrift, auch die Erfahrung, nicht nur die des vom Geiste Gottes erleuchteten, sondern zum Theil selbst die des natürlichen Menschen, zeugt laut gegen diese Ansicht von der menschlichen Natur. „Die Menschen" — sagt Plato im zweiten Buche der Republik — „sind von Natur böse, und können nicht dahin gebracht werden, der Gerechtigkeit zu leben." „Der Mensch" — sagt Cicero, de republica — „wird von einer stiefmütterlichen Natur an's Licht gebracht, mit nacktem Körper, mit gebrechlichem und schwachem Geiste, ängstlich zu Beschwerden, niedrig zur Furcht, schwach zur Arbeit, geneigt zu Lüsten, das göttliche Feuer in ihm erstickt." „Ohne Laster wird Niemand geboren," sagt selbst der leichtsinnige, oberflächliche Ho-

ratius. „Daß ein verdorbener Hang im Menschen gewurzelt seyn müsse" — bemerkt Kant in der Schrift: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft — „darüber können wir uns bei der Menge schreiender Beispiele, welche uns die Erfahrung an den Thaten der Menschen vor Augen stellt, den förmlichen Beweis ersparen."

Gehen wir nun zur speciellen Betrachtung der Stelle über, welche Herr Dr. Steudel für seine Ansicht anführt, so geht schon aus dem Vorhergehenden hervor, daß sie unmöglich den ihr von Herrn Dr. Steudel beigelegten Sinn haben kann. So gewiß nach dem Ausspruche des Herrn die Schrift nicht gebrochen werden kann, so gewiß kann Schrift und Schrift sich nicht widersprechen. Nimmer auch kann derjenige Sinn der richtige seyn, welcher einen Ausspruch der Schrift in unauflöslichen Widerspruch mit der Erfahrung bringt. Und welcher tiefere Beobachter möchte es denn wohl läugnen wollen, daß in dem Kinde zugleich mit den ersten Aeußerungen des Bewußtseyns auch die Sünde sich zu erkennen gibt? Wie sehr die Ansicht von der Kinderunschuld der Erfahrung widerspreche, und wie sie daher, bei der Erziehung zu Grunde gelegt, die traurigsten Folgen haben müsse, das zeigt sich deutlich an dem Beispiele des von dieser Ansicht geleiteten Pestalozzi. Daß dieselbe sein ganzes Werk zerstört, daß sie wie ein Wurmstich die Frucht seiner angestrengten Bemühungen vernichtet habe, wird jetzt, weil die Thatsachen zu laut zeugen, selbst von den nicht gläubigen sachkundigen Beobachtern zugestanden. — Aehnliche Erfahrungen waren es, welche kürzlich einen bekannten rationalistischen Gelehrten, Herrn Dr. Goldhorn in Leipzig, zur Abfassung einer Schrift gegen die Uebertreibungen in der Behauptung der Unschuld der Kinder veranlaßten.

Es ist eine doppelte Stelle der Schrift, auf welche Herr Dr. Steudel anspielt. Die erste Matth. 18, 1 ff. (vgl. Marc. 9, 34 ff. Luc. 9, 46 ff.). In die Mitte der über den Vorrang im Reiche Gottes streitenden Apostel stellt der Herr ein Kind und spricht: „Wahrlich ich sage euch, es sey denn, daß ihr umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." Die zweite ist Matth. 19, 13 ff. (vgl. mit Marc. 10, 13 ff. Luc. 18, 15 ff.) Kinder werden zum Herrn gebracht, daß er ihnen seinen Segen ertheile. Die Jünger sind unwillig darüber, weil sie, wie die späteren Gegner der Kindertaufe, das verborgene Walten des Geistes Gottes auch in den Seelen der Unmündigen nicht kennen, und daher meinen, diejenigen, welche noch keiner äußeren Belehrung empfänglich sind, haben mit Christo nichts zu schaffen. Sie schelten die, welche im kindlichen Glauben die Kinder herzugebracht, als solche, welche dem Herrn unnützerweise die kostbare Zeit verderben. „Aber Jesus sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich."

Was nun die erstere Stelle betrifft, so ist unverkennbar, daß Christus das Kind nur als Typus gebraucht, um die Beschaffenheit seiner Jünger darzustellen, wie dies schon daraus hervorgeht, daß er V. 5. sogleich vom Bilde zur Sache übergeht. Nichtsdestoweniger aber muß zugegeben werden, daß der Typus mit der bezeichneten Sache, wenn auch nicht durch das Band vollkommener Gleichheit, doch einer gewissen Aehnlichkeit verbunden seyn muß, und daß diese Aehnlichkeit in einem mit solchem Nachdrucke ausgesprochenen Worte des Herrn keine bloß zufällige und unwesentliche seyn kann. Wir nehmen nicht einmal mit den meisten Auslegern, namentlich den Kirchenvätern, vgl. ihre Stellen bei Suicer II. 547., an, daß diese Aehnlichkeit sich bloß auf dasjenige beschränke, was dem Herrn Veranlassung zu seiner symbolischen Handlung gegeben hatte, daß das tertium compar tionis allein die Anspruchslosigkeit und Demuth bilde. Obglei sie sich hierin gewiß vorzugsweise äußert, so liegt doch in de allgemein gehaltenen Ausspruche nichts, was die alleinige B schränkung hierauf rechtfertigte, und diese darf um so wenig statt finden, da der zweite Ausspruch eben so allgemein ist, u bei ihm nicht aus einer vorhergehenden Veranlassung ein schei barer Grund zu seiner Beschränkung entnommen werden kan Auch legen wir kein Gewicht darauf, daß in dieser zweiten Stel nicht dieser steht sondern solcher. Wir treten vielmehr d Bemerkung Calvin's bei: „Durch dieses Wort bezeichnet sowohl die Kleinen, als die, welche ihnen ähnlich sind. De abgeschmackt schließen die Anabaptisten die Kinder aus, von we chen vielmehr der Anfang gemacht werden mußte."

Was ist es nun, was die Kleinen zum Bilde der Wiede geborenen passend, und was sie zugleich zur Wiedergeburt sel geeigneter macht, als die Erwachsenen, ohne daß dennoch in dies Lehre ein Widerspruch liege gegen die vollkommene angebore Verderbtheit der menschlichen Natur?

Wir müssen hier die Bemerkung vorausschicken, daß w die Frage ganz bei Seite lassend, in welchem Verhältnisse d göttliche Gnade zu heidnischen Kindern stehe, uns hier auf de Boden der göttlichen Heilsanstalten befinden, innerhalb deren g kein Zweifel seyn kann, daß die Gnade in den Kindern mit d ersten Lebensentwickelung ihre verborgene Wirksamkeit begin Als Unterpfand derselben diente unter dem A. B. das nach gö lichem Befehl schon am achten Tage zu ertheilende Bundeszeich der Beschneidung; unter dem N. B. ist an ihre Stelle die Ta getreten, beides nach dem Worte und der Verheißung Gott nicht etwa bloße äußere Ceremonien, sondern Pfänder und Sie der himmlischen Segnungen, welche, so wahr Gott nicht lüg kann, die Gewißheit gewähren, daß der Herr dem, welchem ertheilt worden, falls er sich nicht freventlich verstockt, neben d leiblichen auch die geistliche Geburt gewähren, und jedes vor reitende Mittel anwenden wird, um zu derselben hinzuführe Nimmer dürfen wir also mit Herrn Dr. Steudel annehm daß in den Kindern die menschliche Natur rein, in ihrer Gesc dertheit von der göttlichen Gnade erscheine. Sie bringen ganze verdorbene menschliche Natur mit auf die Welt. Al die ersten Aeußerungen derselben werden von lebendigen Gege wirkungen des heiligen Geistes begleitet. Und diese Gegenw kungen finden bei den Kindern keinen so kräftigen Widersta wie bei den Erwachsenen; dies ist die Ursache, warum sie wohl zum Bilde der Wiedergeborenen passend, als auch zum Ei tritte in das Reich Gottes selbst geeigneter sind. In der ve derbten menschlichen Natur liegen die Keime zu allen wirklich Sünden, aber sie schießen erst empor, wenn sie durch die fo geschrittenere geistige Entwickelung und durch Anregung von auß Nahrung erhalten. Ein ganzes Gebiet der Sünde, die Fl scheslust, liegt, obgleich der Anlage nach vollkommen vorhande doch der Aeußerung nach ganz außer der Sphäre des Kinde weil diese einen gewissen Punkt körperlicher Entwickelung vorau setzt. Der Mensch ist ein geborener Zweifler; aber in dem Kin findet die Zweifelsucht noch keinen Stützpunkt in dem entwicke ten Verstande; es wird noch nicht durch die Beobachtung d in dem sichtbar Erscheinenden waltenden eisernen Gesetzes d Abfolge von Ursache und Wirkung gehindert, sich über die Nat zu ihrem Schöpfer zu erheben. Der Mensch ist von Natur ei Heuchler; aber das Kind vermag die Güter noch nicht zu schätze zu deren Erreichung die Heuchlermaske vorgenommen wird; e

besitzt noch nicht die Klugheit, um sie mit Erfolg vorzunehmen. Der Mensch ist von Natur mißtrauisch; aber das Kind ist noch nicht fähig die Erfahrungen zu machen, welche diesem Mißtrauen eine scheinbare Berechtigung geben; ihm kommt nichts als Güte und Liebe entgegen, weil Niemand sich durch ein Kind gehindert, Niemand durch ein Kind seine Selbstsucht beschränkt sieht. Der Mensch trachtet von Natur nach hohen Dingen; aber das Kind weiß die Vortheile nicht zu würdigen, welche ein hoher Rang, welche Ehre und Reichthum zur Befriedigung der Selbstsucht gewähren; zugleich dringt sich das Bewußtseyn seiner Abhängigkeit und Hülflosigkeit ihm von allen Seiten auf, und erhält es in der Demuth, während der Erwachsene sich leichter über seine Kräfte täuschen kann. Der Gifthauch der Verführung bleibt dem Kinde ferner, weil Niemand es als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke gebrauchen kann. Zwar auch in dem zartesten Kindesalter äußert sich schon die Selbstsucht; aber sie tritt so grade und unverholen hervor, die Gegenstände, an denen sie sich äußert, sind in den Augen der Erwachsenen so geringfügig, daß diese Flecken das liebliche Bild des Wiedergeborenen nur wenig entstellen. Alles dies aber, was das Kind zum Bilde der Wiedergeborenen geeignet macht, erleichtert ihm auch zugleich den Eintritt in das Reich Gottes. Die Gnade hat in ihm nur mit dem angeborenen Verderben selbst, nicht mit dem furchtbaren Beistande zu kämpfen, den dasselbe durch die Waffen eines ausgebildeten Verstandes, der sich Alles angeeignet hat, oder doch anzueignen vermag, was im Laufe von Jahrhunderten die durch die Sünde verfinsterte Vernunft gegen die göttliche Wahrheit ausgesonnen hat, durch die Reizungen einer schon erregten Sinnlichkeit, durch die Fähigkeit und durch die Gewohnheit der Lüge und der Heuchelei erhält. Daher der hohe Werth einer christlichen Erziehung, welche, statt wie die unchristliche, die Keime des Bösen vor der Zeit zu entwickeln, jeden zündenden Funken von dem Zunder abhält und also der innerlich wirkenden Gnade freien Spielraum gewährt. Wie tief die Eindrücke sind, welche unter solchen Verhältnissen durch sie gemacht werden, zeigt die Erfahrung, daß ein großer Theil der Bekehrungen auf den Grund christlicher Empfindungen der frühesten Jugend geschieht, welche durch ein langes Sündenleben ganz unterdrückt zu seyn schienen. — Uebrigens hätte der Herr nicht jedes Kind den Aposteln als Bild der Wiedergeburt vorstellen können. Diese Wahrheit hat sich gleichsam verkörpert in der Tradition, daß das Kind der heilige Ignatius gewesen. In zahlreichen Fällen eilt die wirkliche Sünde dem Alter voran, und der Keim treibt fast zu gleicher Zeit Blätter, Blüthen und Früchte, meist durch Schuld schlechter Erziehung und Verführung, nicht selten aber auch ohne dieselbe, zum Beweise, was die menschliche Natur ist, wenn sie von der Gnade verlassen wird, die oft nach dem weisen Rathschlusse ihres Spenders für eine Zeit lang den Menschen sich selbst überläßt, um ihn, nachdem er seine Ohnmacht und sein Elend in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt, nachher desto kräftiger ergreifen zu können.

Nachdem wir also alle Schriftbeweise als ungültig dargethan haben, welche Herr Dr. Steudel für seine Ansicht anführt, bleibt uns noch ein Zweites übrig, die positive Rechtfertigung der in dem früher angeführten Aufsatze über die Erbsünde enthaltenen, von Herrn Dr. Steudel als schriftwidrig in den stärksten Ausdrücken bezeichneten Behauptungen. Wenn wir gleich wünschen müssen, daß Herr Dr. Steudel einen Theil des Raums und der Zeit, welche in seiner Schrift der Behandlung persönlicher Verhältnisse gewidmet sind, auf die Rechtfertigung seines verwerfenden Urtheils aus der Schrift verwandt hätte, da wir gar nicht absehen, welchem Zwecke eine christliche Streitschrift dienen soll, wenn sie nicht durchgängig aus ihr ihre Waffen entnimmt, so wollen wir doch eben wegen dieses Wunsches uns desto sorgfältiger hüten, gleichem Vorwurfe zu unterliegen.

Die von Herrn Dr. Steudel (p. 29.) ausgehobenen Sätze sind folgende:

„Die Sünde steht nicht bloß auf dem Individuo, wie auf einem guten Acker, sondern umgekehrt stehen die Individuen auf der Sünde, müssen, gleichwie Bäume, welche allen ihren Saft aus einem Giftboden einsögen, nichts als eitel Gift in Gestalt eines Baumes seyn könnten, eben so nichts als eitel Sünde in Gestalt eines Menschen seyn. — Keinesweges tragen Adam's Nachkommen den Fluch, der durch Adam's Fall auf sie gekommen um fremder Sünde willen. Vielmehr sind sie selbst es eben so gut, wie Adam, welche die Sünde begingen, wodurch wir Alle gottlos wurden, und nun mannichfach sündigen. Denn nicht das Individuum in Adam, sondern das ihn wie uns bedingende, aus ihm wie aus uns bestehende Menschengeschlecht war es, welches sich in jener Sünde von Gott losriß."

Wir wundern uns zuvörderst, wie Herr Dr. Steudel die in diesem Satze ausgesprochene Ansicht als einen neuen, unerhörten Irrthum betrachten kann. Zum Beweise, daß sie vielmehr die in der Kirche herrschende ist, berufen wir uns beispielsweise nur auf die Aussprüche dreier ihrer ausgezeichnetsten Säulen und Lichter aus den verschiedensten Jahrhunderten, Augustinus, Anselmus und Gerhard.

Aus den zahlreichen, zum Theil von Gerhard angeführten Stellen des Augustinus heben wir die de civ. dei l. XIII. c. 14. aus: „Gott schuf den Menschen gut, er, der Urheber der Naturen, nicht der Sünden; aber der Mensch, durch eigene Schuld verdorben und gerecht verdammt, erzeugte verdorbene und verdammte. Denn wir Alle waren in jenem Einen, als Alle jener Eine verdarb. Noch war uns nicht besonders die Form erschaffen und ausgetheilt, in welcher wir Einzelnen leben sollten, aber es war schon vorhanden die samenhaltende Natur, aus welcher wir fortgepflanzt werden sollten. Und da diese durch die Sünde geschändet und in die Banden des Todes verstrickt, und gerecht verdammt worden, so konnte aus dem Menschen kein Mensch von anderer Beschaffenheit geboren werden. Und hiedurch entstand denn, von dem Mißbrauche des freien Willens ausgehend, die Reihe dieses Elendes, welche das menschliche Geschlecht, dessen Ursprung verdorben, dessen Wurzel angefressen ist, von Uebel zu Uebel bis zu dem Verderben des zweiten Todes führt, der kein Ende hat, diejenigen allein ausgenommen, welche durch die Gnade Gottes befreit werden."

Anselmus (cur deus homo, c. 23.): „Die ganze menschliche Natur war in jenen, und außer ihnen war nichts von ihr. Daher wurde sie ganz beraubt, geschwächt und verdorben." Gerhard (loci theol. ed. Cotta IV. p. 316.): „Jene Sünde ist für uns keine fremde. Denn so wie Adam als Haupt des menschlichen Geschlechtes sündigte, und wie die durch ihn mitgetheilte menschliche Natur die eigenthümliche einer jeden aus ihm erzeugten Person wird, so wird auch das Verderben der Natur durch die Fortpflanzung mitgetheilt. Und so wie nach Hebr. 7, 9. der Stamm Levi in Abraham eingeschlossen dem Melchisedek den Zehnten darbrachte: so sind auch wir, die wir in dem sündigenden Adam verborgen lagen, in und mit ihm nicht bloß verdorben, sondern auch des göttlichen Zornes schuldig geworden."

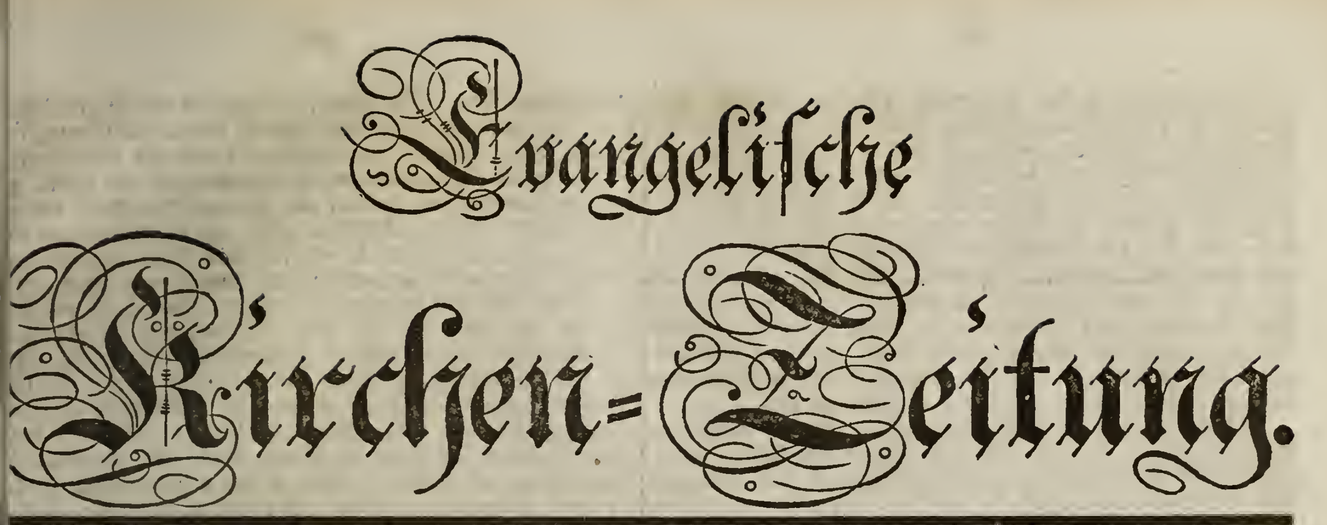
Doch wir sind weit entfernt, uns durch die Berufung auf diese Zeugnisse hocherleuchteter Theologen, die nur insoweit Bedeutung haben, als sie den bescheidenen Forscher von raschem und oberflächlichem Aburtheilen über diese Lehre zurückhalten werden, den eigenen Beweis zu ersparen. Da wir das gänzliche Verderben der menschlichen Natur, und zwar als ein solches, welches von der Geburt an dem Menschen einwohnt, nicht etwa erst durch die einzelnen wirklichen Sünden entsteht, sondern sie hervorruft, schon in dem Vorhergehenden dargethan haben, so bleibt uns nur noch ein Doppeltes zu beweisen übrig: 1) daß dieses Verderben nicht ein bloßes Uebel, daß es vielmehr, wie die Augsburgische Confession sagt: „wahrhaftiglich Sünde sey, und verdamme alle die unter den ewigen Zorn Gottes, so nicht durch die Taufe und den heiligen Geist wiederum neu geboren werden; — 2) daß diese Schuld aus der Theilnahme aller Nachkommen an der Versündigung des Stammvaters abzuleiten sey. Hätten wir für beides auch keine speciellen Beweisstellen aus der Schrift, so würde es doch schon als nothwendige Folge aus dem bereits Erwiesenen, dem natürlichen Verderben des Menschen, auf unsere Anerkennung Anspruch machen.

Fassen wir dies natürliche Verderben mit **Zwingli** bloß als Uebel, als Krankheit, nicht als Schuld auf, so verwickeln wir uns in unauflöslichen Widerspruch gegen die Lehre der Schrift von Gottes Gerechtigkeit, und sind zugleich genöthigt, unser Gewissen für eine Lüge zu erklären.

1. Ist das angeborene Verderben ein bloßes Uebel, so müssen wir consequent mit **Menken** sagen, der Mensch komme mit einem Unrechte von Gott auf die Welt, und dies Unrecht muß uns dann als in demselben Grade als furchtbar erscheinen, als das durch dasselbe hervorgebrachte Uebel nach Schrift und Erfahrung furchtbar ist. Ohne unsere Schuld kommen wir auf die Welt „voller böser Lust und Neigung, ohne wahre Gottesfurcht, ohne wahren Glauben an Gott," und die diesen Zustand nothwendig begleitende innere Unseligkeit, hat noch ein Heer der furchtbarsten äußeren Leiden zum Gefolge. Fluch begegnet uns überall in uns und außer uns, und doch haben wir keinen Fluch verdient. „Es ist allhier ein Jammerthal, Angst, Noth und Trübsal überall, des Bleibens ist ein' kleine Zeit, voll Mühseligkeit, und wer's bedenkt ist immer im Streit — Was ist der Mensch? ein Erdenkloß, vom Mutterleib kommt er nackt und bloß, bringt nichts mit sich auf diese Welt, kein Gut und Geld, nimmt nichts mit sich, wenn er hinfällt." Wo bleibt da die göttliche Gerechtigkeit? Müssen wir nicht mit unserem Schöpfer hadern, der **selbst** den Anforderungen nicht entspricht, die er in seinem Gesetze an seine schwachen Geschöpfe macht? — Wir wissen, daß man dieser fürchterlichen Consequenz durch die Bemerkung auszuweichen sucht, das natürliche Verderben dürfe nie abgesehen von der Erlösung betrachtet werden, Christus mache das Unrecht wieder gut, mit welchem der Mensch auf die Welt komme. Allein diese Antwort kann uns nicht als genügend erscheinen. Schon deshalb nicht, weil die Erlösung in der Schrift durchgängig nicht etwa, was anzunehmen sich auch gewiß jedes christliche Gefühl sträuben wird, als Wiedergutmachung angethanen Unrechtes, sondern als ein reines Werk der freien göttlichen Gnade bezeichnet wird. „Aus Gnaden seyd ihr selig geworden, und dieses nicht aus euch; Gottes Gabe ist es." Hat Gott uns nur gegeben, was er zu geben schuldig war (wir müssen leider thöricht reden), wie verträgt es sich dann mit seiner Wahrhaftigkeit, daß er die Abtragung einer Schuld in eine zu unendlichem Danke verpflichtende Wohlthat verwandelt? Und dann, werden etwa durch diese Wohlthat die Qualen wieder gut gemacht, die Jeder erduldet hat, bevor er zum Glauben gelangte? Und wird diese Wohlthat etwa Allen zu Theil? Spricht nicht der Herr selbst: „Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum ewigen Leben führt, und **Wenige** sind, die darauf wandeln?" Man antwortet: Es ist die eigene Schuld derer, welche die Erlösung verschmähen, wenn sie der Sünde und dem Tode preisgegeben bleiben. Wohl! Aber hebt diese Schuld etwa — daß wir abermals thöricht reden — die Schuld Gottes auf? Warum hat er sie in einen Zustand versetzt, worin sie dasjenige als Wohlthat suchen müssen, was sie mit Recht verlangen konnten? Warum hat er die traurigen Folgen der ihnen ganz fremden Sünde ihres Stammvaters auf sie übergehen lassen, und sie also der Versuchung ausgesetzt, ihr Heil zu verscherzen? Man fühlt das Gewicht dieses Einwandes, und sucht sich, wie Irrthum stets den Irrthum gebiert, durch die ganz schriftwidrige Lehre von der Wiederbringung (nicht zu verwechseln mit der Lehre von dem Fortgehen der Heilsanstalten auch nach dem Tode für diejenigen, welchen die Gnade in diesem Leben nicht innerlich und äußerlich auf wirksame Weise dargeboten worden), aus der Verlegenheit zu ziehen. Aber auch damit erreicht man nicht seinen Zweck. Sind etwa die vorhergehenden Qualen für nichts zu rechnen? Ist es etwa eine Kleinigkeit, Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, von dem Quell alles Lebens getrennt, ein trauriges Daseyn durchzuweinen? Wird der reine Spiegel der göttlichen Gerechtigkeit nicht eben so wohl getrübt, wenn Gott sein unschuldiges Geschöpf auf einen Augenblick, als wenn er es auf ewig unverdientem Elende preisgibt? Man beruft sich darauf, die Herrlichkeit, zu welcher wir in Christo gelangen, sey größer als die, welche wir in Adam verloren. Die Schrift sagt dies, aber konnte der Mensch nicht auf einem anderen Wege, als durch das schaurige Todesthal der Sünde zu dieser höheren Herrlichkeit geführt werden? Das Gegentheil zu behaupten wäre gottlos; denn die Sünde erschiene dann als etwas zu dem göttlichen Heilsplane nothwendig Gehörendes, Gott, was fern sey, als Urheber der Sünde. Konnte nicht, so wie Gott den rein und gut geschaffenen ersten Menschen durch seine bildende Gnade, wenn er nicht gefallen wäre, zu immer höherer Ausbildung der in ihm dem Vermögen nach vollkommenen Anlagen geführt haben würde, auch bei allen späteren Menschen die bildende Gnade dieses Geschäft übernehmen? — Also: so wahr als der Mensch verdorben auf die Welt kommt, als der Schrei, mit dem er sie betritt, nach der Bemerkung des **Augustinus**, ein Symbol desjenigen ist, was seiner auf ihr wartet — so wahr als der gerechte Gott nur den Schuldigen straft —, so fest können wir versichert seyn, daß dasjenige, was wir auf die Welt bringen, nicht etwa bloß ein durch fremde Schuld entstandenes Uebel, daß es vielmehr unsere eigene Schuld, daß es wahrhaft Sünde ist, welche den Zorn des heiligen Gottes über uns herbeizieht.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 18. Juni. № 49.

Herr Dr. Steudel in Tübingen und die Ev. K. Z.

(Fortsetzung.)

2. Durch die Annahme eines bloßen Erbübels erklären wir unser Gewissen für eine Lüge. Der Mensch kommt unfrei zur Welt; seiner Natur überlassen muß er sündigen und kann nichts anders als sündigen, wenn es gleich in seinem Vermögen steht, etlicher Maßen äußerlich ehrbar zu leben. Freilich vermag er jeden einzelnen Ausbruch der Sünde durch den Beistand der jedem Verlangenden ertheilten Gnade Gottes zurückzuhalten. Aber daß er nicht, der nur schwach nach ihr verlangt, oder die dargebotene gar verschmäht, ist doch immer, auf's Gelindeste gesagt, großen Theils eine Folge der angeborenen Sünde, wenn gleich daneben das auch dem gefallenen Menschen gebliebene Vermögen, der Gnade zu widerstreben, sich hiebei äußert, und hiedurch zugleich bis auf einen gewissen Grad eine Zurechnungsfähigkeit der einzelnen Sünde begründet wird. Hienach nun sollte man erwarten, daß das Gewissen dem Menschen jede einzelne Sünde nur zum Theil, nur insofern zurechnen werde, als er der göttlichen Gnade den Zugang zu sich verschlossen hat. Davon aber findet sich grade das Gegentheil; schonungslos und unbedingt rechnet das Gewissen, wo es einmal erwacht ist, jede Sünde ganz zu, und zwar die Sünde an und für sich, nicht bloß den Widerstand gegen die Gnade. Und mit den Aussprüchen der auch dem gefallenen Menschen gebliebenen Offenbarung durch das Gewissen stimmen die seiner äußeren Offenbarung durch das Wort vollkommen überein. Ueberall erscheint der Mensch als für seine ganze Sünde Gott verantwortlich; nirgends wird dieselbe, wie es nach dieser Annahme doch seyn müßte, zwischen ihm und Gott gleichsam getheilt. An den beiden einzigen Stellen, in welchen man vielleicht etwas dergleichen finden könnte, Ps. 51, 7. und Hiob 14, 4., spricht sich nur die tiefe Empfindung des Sünders aus, daß der Quell und die Wurzel seiner wirklichen Sünde, die Erbsünde, wenn auch schuldvoll, doch als etwas einmal Vorhandenes, *jetzt* außerhalb des Bereiches des freien Willens eines Jeden Liegendes, auf die göttliche Barmherzigkeit Anspruch mache. Sehen wir auf die Erfahrung, so bestätigt sich uns vollkommen, was wir von vorn herein aus der Lehre der Schrift von dem vollkommenen Verderben unserer Natur abnehmen konnten. Auch das schauderhafteste Verbrechen erscheint uns nicht als ein Resultat freier augenblicklicher Bestimmung des Willens, sondern wir können seine Genesis immer aus früheren Zuständen nachweisen, und die Beobachtung dieser früheren Zustände führt uns immer auf den trüben Quell des angeborenen Verderbens zurück, theils directe, theils indirecte, insofern von ihm ja auch Alles ausgeht, was bei dem Einzelnen von außen den in ihm liegenden Keim der Sünde befruchtet, die ganze Masse der uns umgebenden Sünde. So entsteht also zwischen Erfahrung und Gewissen, zwischen Schrift und Schrift, sobald die Erbsünde geläugnet wird, ein unauflöslicher Widerspruch. Folgen wir der Erfahrung und der Lehre der Schrift von dem angeborenen Verderben, so fällt die Zurechnungsfähigkeit des Menschen weg, oder beschränkt sich doch nur auf das wieder großentheils aus der angeborenen Sünde hervorgehende Widerstreben gegen die Gnade; folgen wir der lauten Stimme unseres Gewissens und den Aussprüchen der Schrift über die wirklichen Sünden, so gehört jede Sünde allein uns als unsere Schuld an. Die furchtbaren Folgen dieses Widerspruches können nur bei denen wenigstens großen Theiles wegfallen, welche von der Gnade ergriffen sich ihn verdecken, und nur den letzteren Stimmen Gehör geben. Bei den von der Gnade nur oberflächlich Berührten treten sie nur zu deutlich hervor. Folge der Läugnung der Erbsünde ist jene so allgemeine Verblendung, womit man jede Sünde, wenn man sie, oft ganz richtig, aus Temperament und körperlicher Beschaffenheit abgeleitet hat, von sich abgewälzt zu haben glaubt, immer von dem geheimen Bewußtseyn ausgehend, nicht selten es auch offen aussprechend, daß das Gewissen ein übermäßig strenger, ja ungerechter Richter sey, bis dasselbe endlich fast gänzlich zum Schweigen gebracht ist. Folge jener Läugnung der Erbsünde ist jenes sich in der neueren Zeit allgemein kundgebende Bestreben, auch von dem verruchtesten Verbrecher die Zurechnungsfähigkeit zu entfernen, und, wenn man nicht gar Alles aufbietet, ihn von der bürgerlichen Strafe zu befreien, ihn doch als ein Opfer darstellt, welches, nicht etwa ihm selbst zur *wohlverdienten* Strafe, sondern nur Anderen zum abschreckenden Beispiel, fallen müsse. Ja wir behaupten es kühn, diese Läugnung der Erbsünde ist, so wie eins der furchtbarsten Erzeugnisse der Sünde, so zugleich die mächtigste Ursache der sittlichen Versunkenheit der Zeit. Selbst

bei denen, welche sie der Lehre nach festhalten, schwächt das, theils durch Schuld des natürlichen Verderbens, theils durch die Einflüsse der Zeitansicht, nur zu oft verdunkelte Bewußtseyn um dieselbe, den Abscheu vor der Sünde, und somit das Verlangen, durch Christi Blut von ihr gereinigt, und durch seinen Geist geheiligt zu werden, und jemehr wir dies an uns selbst erfahren, desto fester sind wir überzeugt, daß diejenigen unter den Gläubigen, welche diese Lehre bekämpfen, dies nur thun, indem sie sich über ihr innerstes Bewußtseyn täuschen, daß sie dasjenige als Lehre bestreiten, was sie selbst in der Empfindung haben, ohne daß wir deshalb die Annahme dieser Lehre für etwas Unwichtiges halten könnten, da der Gegensatz der Lehre und der Empfindung auf die letztere schwächend zurückwirken muß.

Steht es nun aber fest, daß das angeborene Verderben wahrhaft Sünde ist, und will man nicht hiebei stehen bleiben, sondern das Wie der Sache näher erforschen, so sind überhaupt nur zwei Annahmen möglich, die der Präexistenz, des vorirdischen Daseyns jeder einzelnen Seele, in dem sie durch eigene Schuld in die Sündenknechtschaft gerathen seyn soll, in der sie geboren wird, um hier auf der Erde, als einer Art von Besserungsanstalt durch das Eingehen in die von Gott gestiftete Heilsordnung von ihr befreit zu werden, — oder die von dem Verf. des Aufsatzes über die Erbsünde vertheidigte Annahme einer Theilnahme an der Sünde Adam's. Die erstere Hypothese hat in Erfahrung und Schrift gleich starke Gründe gegen sich. Was die erstere betrifft, so wird bei ihr das Verhältniß von Eltern und Kindern als ein bloßes Scheinverhältniß, oder doch als ein solches betrachtet, was sich bloß auf den Körper bezieht. Schon diese unnatürliche Trennung von Leib und Seele ist ganz gegen die Erfahrung, und zudem lehrt diese täglich, daß zwischen Eltern und Kindern neben dem leiblichen auch ein sehr enges, durch die Erzeugung vermitteltes geistiges Verhältniß besteht, daß sich die Temperamentstugenden der Eltern sowohl, wie die Temperamentsfehler derselben auf die Kinder vererben, daß sich bei den letzteren in der Regel dieselben speciellen Richtungen der Allen gemeinsamen Selbstsucht wiederfinden, so daß sie sich durch ganze Geschlechter, ja durch ganze Völker verfolgen lassen. — Gehen wir zur Schrift über, so finden wir auch hier diese Abhängigkeit durchgängig ausgedrückt. In ein und derselben Weissagung z. B. wird die Sinnesart Ismaels und die des ganzen von ihm abstammenden Volkes, als mit ihm eine Einheit bildend, zusammengefaßt. Die geistige Individualität, welche Jacob an seinen einzelnen Söhnen wahrnahm, trägt er Gen. 49. ohne Weiteres auf die ganzen Stämme über. Und dieser innige Zusammenhang des Stammvaters und seiner Nachkommen zieht sich durch die ganze Schrift, namentlich durch das A. T., und prägt sich selbst in der Sprache ab, indem der Name des Stammvaters zugleich zur Bezeichnung des ganzen Geschlechtes dient. Was aber noch näher zu unserem Zwecke gehört: durchgängig erscheint das ganze Menschengeschlecht als in der gänzlichsten Bedingtheit durch seinen Stammvater stehend. „Adam" — heißt es Gen. 5, 3. — „zeugte ihm ähnlich, nach seinem Bilde." Die Annahme mehrerer Ausleger, daß sich die Aehnlichkeit nur auf eine einzelne Eigenthümlichkeit beziehe, ist hier eben so willkührlich, wie bei dem göttlichen Ebenbilde, um so mehr, da der Verf. durch die Häufung des Ausdruckes die Aehnlichkeit so geflissentlich als eine totale hervorhebt. Die ganze menschliche Eigenthümlichkeit, die Sünde, welche nach der vorhergehenden Erzählung einen so hervorstechenden Bestandtheil derselben bildet, mit eingeschlossen, ging von Adam durch die Zeugung auf seine Nachkommen über. Der Fluch, welcher auf der ganzen Natur liegt, der Tod des Menschen, erscheint überall nicht etwa, wie es nach dieser Hypothese seyn müßte, als eine von Gott sogleich bei Errichtung der angeblichen Besserungsanstalt auf Erden getroffene Veranstaltung, sondern als eine nach dem Abfall des ersten Menschen und um desselben willen von Gott getroffene Anordnung. So Gen. 3, 16 ff., wo das über Adam ausgesprochene Urtheil sich offenbar zugleich auf die damals noch nicht außer ihm vorhandene Nachkommenschaft bezieht. Suchen sich die Vertheidiger der Lehre von der Präexistenz von dieser Stelle durch die Annahme der allegorischen Interpretation des ganzen Abschnittes zu befreien, so stehen uns doch nicht weniger deutliche Stellen aus dem N. T. zu Gebote, bei denen diese Annahme ganz unzulässig ist. So 1 Cor. 15, 21. 22.: „Denn da durch einen Menschen der Tod, so ist auch durch einen Menschen die Auferstehung der Todten. Denn so wie in Adam (sich in ihm als ihren Stammvater befindend) Alle sterben, so werden auch in Christo (in ihn durch den Glauben aufgenommen) Alle belebt werden." V. 49.: „Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, so werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen." — Endlich sprechen gegen die Lehre von der Präexistenz noch diejenigen Stellen, worin das angeborene Verderben als ein durch die Zeugung mitgetheiltes dargestellt wird, wie im A. T. Ps. 51, 7. Hiob 14, 4.; im N. T. Joh. C. 3. Ist nun also unter den zwei überhaupt möglichen Annahmen die eine entschieden unrichtig und zwar aus Gründen, welche zugleich die Richtigkeit der anderen darthun, so bliebe uns nichts übrig, als uns zu der letzteren zu bekennen, auch wenn für dieselbe keine ausdrücklichen Zeugnisse der heiligen Schrift vorhanden seyn sollten.

Diese letztere Voraussetzung ist aber so entschieden unrichtig, daß gewiß nur dogmatische Befangenheit sie aufstellen konnte. Wir besitzen nicht nur Stellen, in welchen, wie Ephes. 5, 3. das natürliche Verderben nicht etwa als bloßes Uebel, sondern als Sünde dargestellt, sondern auch wenigstens eine Hauptstelle in welcher bestimmt und ausführlich die Zurechenbarkeit der Erbsünde aus der Theilnahme des ganzen in Adam vorhandenen Menschengeschlechts an seiner Sünde dargestellt wird. „Der eigenthümliche Sitz dieses Artikels," sagt Gerhard mit Recht „ist Cap. 5. des Briefes an die Römer." Namentlich gehör dahin V. 12. „Derhalben, wie durch einen Menschen die Sünd ist gekommen in die Welt, und der Tod durch die Sünde, un ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, diewei sie alle gesündigt haben." Die Gegner der Lehre von der Erbsünde erlauben sich hier den Kunstgriff, die Sache so darzustelle als könne die Stelle nur nach der allerdings philologisch unbegründeten Erklärung des Augustinus: in welchem Alle sündigten, auf die Theilnahme der Nachkommen an der Sünd Adam's bezogen werden, und als führe die richtige Erklärun des ἐφ' ᾧ durch weil, wie sie schon Luther und Calvin g ben, nothwendig die Beziehung auf die wirklichen Sünden nac sich. Allein daß die Beziehung auf die Theilnahme an der Sünd Adam's von dieser falschen Auffassung unabhängig sey, zeigt scho das Beispiel derjenigen Ausleger, welche, ungeachtet sie die letztere verwarfen, dennoch die erstere behauptet haben. Die Theilnahme an der Sünde Adam's liegt nach ihnen in dem ἥμαρτον weil Alle sündigten, in Adam nämlich, oder weil sie an der e nen Sünde Adam's und daher auch an ihren Folgen Theil nal men. So schon Chrysostomus: „Da jener fiel, wurden and diejenigen, die nicht von dem Holze gegessen hatten, durch ih sterblich, weil sie in seinem Falle mitbegriffen waren." Calvin

So wie Adam bei seiner ersten Erschaffung nicht nur für sich, ondern auch für seine Nachkommenschaft die Gaben der göttli-)en Gnade empfangen hatte, so hat er durch seinen Fall in ch unsere Natur verderbt, entstellt, geschändet, vernichtet. Wir aben Alle gesündigt, weil wir Alle von dem natürlichen Ver- erben angesteckt sind." Bengel: „Es wird hier nicht gehan- elt von der wirklichen Sünde der Einzelnen; Alle haben gesün- igt, da Adam sündigte, wie Alle heilsam gestorben sind, da Christus starb." Gerhard (l. c. p. 321.): „Der Tod drang indurch auf alle Menschen, weil alle sündigten, das ist, weil ldam, der Vater des menschlichen Geschlechts, als Repräsentant ller Nachkommen, welche durch die fleischliche Zeugung von ihm bstammen, sündigte, er, welcher nach dem göttlichen Bilde ge- haffen, nicht allein für sich, sondern auch für die ganze Nach- ommenschaft jene Gaben empfangen hatte." Für diese Erklä- ung und gegen die zuerst von Pelagius vorgetragene, wonach ich das: „weil Alle sündigten," auf die wirklichen Sünden der Einzelnen beziehen soll, sprechen folgende Gründe. 1) Das also ὥστε) weist hin auf den Zusammenhang Aller mit dem Haupte er Gattung, wogegen wenn das: „sie haben gesündigt," von en wirklichen Sünden erklärt wird, der Tod nicht als eine Folge ieses Zusammenhanges, sondern der Handlungen jedes Einzelnen rscheint. 2) Ein Hauptgrund liegt in V. 13. 14. Es läßt ch, falls man nicht äußerst gezwungen erklären will, nicht ver- ennen, daß diese Verse den Beweis des Satzes enthalten, daß lle Menschen an der Sünde Adam's Theil genommen haben. Man sieht aber gar nicht ein, wozu dieser Beweis dienen soll, venn man das: „sie haben gesündigt," von wirklichen Sünden ersteht. Diese beiden Verse stehen auch außerdem in so directer Beziehung auf unseren Zweck, daß wir uns ausführlicher mit hnen beschäftigen müssen. Der Beweis, welchen der Apostel in hnen für die Theilnahme aller Nachkommen an der Sünde Adam's führt, ist folgender. Schon vor der Gebung des Mo- aischen Gesetzes herrschte zwar die Sünde schon unter den Men- chen, aber die Sünde war doch, als That des Einzelnen be- achtet, eigentlich nicht strafbar, weil zur Strafbarkeit der Sünde rfordert wird, daß sie mit Bewußtseyn um das göttliche Gesetz egangen werde. Dennoch aber traf alle Menschen, von Adam is Mose, obgleich sie, von ihm abgesondert gedacht, nicht wie r, ein positives göttliches Gebot übertreten hatten, die Strafe er Sünde, der Tod. Folglich müssen sie um einer anderen Ur- ache, als ihrer eigenthümlichen Sünden willen, gestraft worden eyn, und diese kann keine andere seyn als die Theilnahme an er Sünde Adam's. So schon Chrysostomus: „Nicht die Sünde der Uebertretung des Gesetzes war es, die über Alles Verderben brachte, sondern die der Uebertretung Adam's. Und woraus wird dies erwiesen? Daraus, daß auch vor dem Ge- setze Alle starben." Bengel erläutert die Sache durch einen treffenden Vergleich. Die Hauptursache, sagt er, ist die erste Sünde. Diese hat uns getödtet, wie ein Räuber, der nach ei- nem Morde gestohlen hat, um des Mordes willen bestraft wird, obgleich der Diebstahl nicht unbestraft bleibt, sondern in der Strafe des Mordes mitbegriffen wird. — Man hätte dem Apostel ge- gen die Richtigkeit seiner Beweisführung vielleicht einen Einwurf aus seinen eigenen früheren Worten, 2, 12 ff., machen können. Besitzen, wie dort gesagt wird, alle Menschen ein in's Herz ge- schriebenes Gesetz, so kann, scheint es, der Tod auch bei denen, die vor dem Gesetze sündigten, füglich als Strafe ihrer eigenen Sünde betrachtet werden. Allein dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer. In der Wirklichkeit nämlich ist das in's Herz ge- schriebene Gesetz so sehr entstellt und verdunkelt, daß die Men- schen für den größten Theil ihrer Handlungen nicht zurechnungs- fähig sind, sobald die von Paulus hier bekämpfte Meinung an- genommen wird, daß das angestammte Verderben des Menschen bloß ein Erbübel und keine Erbsünde sey. Wenn Paulus nun hier sagt, die Sünde sey ohne Gesetz nicht zurechenbar, so sieht er ab von der Erbsünde, und betrachtet jeden Einzelnen nur für sich; dagegen C. 2. faßt er die Erbsünde und die wirklichen Sünden zusammen und mißt den Menschen an dem göttlichen Gesetze; alsdann erscheint die Unkenntniß des Gesetzes, die von der Erbsünde abgesehen den Sünder entschuldigen würde, als verschuldet, und der Sünder wird mit vollem Rechte von Gott verdammt. 3) Dazu kommen mehrere andere Stellen desselben Abschnittes, in welchen der Tod als die Strafe, nicht etwa der eigenthümlichen Sünden der Einzelnen, sondern der Sünde Adam's dargestellt wird, an der alle seine Nachkommen Theil genommen. So heißt es V. 15., durch das Vergehen des Einen seyen Alle gestorben; V. 16., durch Eines Sünde seyen Tod und Ver- dammniß über Alle gekommen; V. 17., durch die eine Sünde des Einen Menschen habe der Tod die Herrschaft erhalten; V. 18., das Vergehen Adam's habe über alle Menschen Verdammniß gebracht; V. 19., wegen des Ungehorsams Adam's seyen alle seine Nachkommen als Sünder behandelt worden. Wie könnte nun wohl der Apostel hier, wie es nach der neueren Erklärung geschieht, gradezu im Widerspruche mit sich selbst, den Tod als die Strafe der wirklichen Sünden der Einzelnen darstellen? 4) Nimmt man diese letztere Erklärung an, so raubt man der Gegenüberstellung Adam's und Christi, darauf beruhend, daß so wie in Adam Alle sündigten und starben, so in Christo Alle ge- recht und selig werden, ihre ganze Bedeutung.

Wir können jetzt getrost zu dem zweiten von Herrn Dr. Steu- del als anstößig bezeichneten Satze des Aufsatzes über die Erb- sünde übergehen.

„Geht man von der Vorstellung aus, daß die Erbsünde bloß eine fehlerhafte Eigenschaft unseres individuellen Menschen sey, so muß Alles, was die Schrift lehrt, von der Dreieinigkeit, von dem Sohne Gottes und des Menschen, von der wahrhaften Buße, von der Wiedergeburt, von dem Leben aus Gott, von der Kindschaft, von dem ewigen Leben, Summa der ganze Kern der Schrift, ungenießbar und unnütz werden."

Den Commentar zu diesem Satze liefern folgende Stellen Luther's, die wir aus einer großen Masse ähnlicher ausheben. „Niemand darf gedenken, daß er werde ein theologus werden, oder die heilige Schrift recht lesen, oder hören wolle, der den Schaden der Erbsünde so klein macht, oder geringe achtet, oder aber denselben noch nicht recht versteht. Ja kein Mensch ist, der die Kraft der Erbsünde genugsam bedenken, oder verstehen könne. Denn wir sollen nicht gedenken, daß es so ein geringe oder leicht Ding sey, darum Gott seinen Sohn gesendet hat, daß er ein Opfer uns zu erlösen worden ist. Die Papisten lehren, es sey die Erbsünde in der Taufe gar hinweggenommen, und es bleibe nur allein ein kleiner Zunder und Schwachheit des Fleisches, oder eine Neigung zu sündigen. Derhalben verstehen sie auch nicht, was Gnade oder Vergebung der Sünde, auch nicht was der heilige Geist Gottes sey." (Werke, Walch, II. p. 2235.)

„Darum sollte man nicht so sicher solche vielfältige Verder- bung der Natur glimpflich, oder klein, sondern groß machen, näm- lich daß der Mensch von Gottes Bild, von Gottes Erkenntniß, in Gotteslästerung, in Haß und Verachtung Gottes, ja das noch mehr ist, in Feindschaft gegen Gott gefallen ist, ich geschweige

des grausamen Tyrannen, des Teufels, welchem diese elende Natur um der Sünde willen unterworfen seyn muß. Darum, sage ich, soll man solches groß machen, darum, daß wo man die Größe des Schadens und der Krankheit nicht recht erkennt, man auch die Arzenei nicht erkennet noch begehret; denn je mehr du die Sünde verglimpfen und gering machen wirst, je mehr wird auch die Gnade gering und klein werden." (Werke, I. p. 261.)

Wir gestehen gerne zu, daß der Verf. des Aufsatzes die Sache etwas auf die Spitze gestellt hat; wir wünschten, er hätte, wie wir dies schon früher gethan, ausdrücklich zwischen Lehre und Empfindung geschieden, und bemerkt, daß die Bestreitung der ersteren nicht nothwendig das Nichtvorhandenseyn der letzteren einschließe, welche vielmehr bei jedem Christen als solchen, ja als Minimum bei jedem Menschen sich vorfinde, und wenn er auch noch so sehr bemüht sey, die laute Stimme der inneren Erfahrung zum Schweigen zu bringen. Wir wünschten, er hätte hinzugefügt, was sich freilich bei dem billigen Leser, auf den man aber in einem Blatte wie die Ev. K. Z., und namentlich bei dem Vortrage einer Lehre wie diese, nicht immer rechnen darf, von selbst verstand, daß er es nur mit einer ideellen Person, mit einer solchen zu thun habe, welche, ohne durch die Gnade Gottes zu einer heilsamen Inconsequenz verleitet zu werden, alle mit Nothwendigkeit aus dieser Lehre hervorgehenden theoretischen und practischen Ergebnisse sich aneignete. Daß auf eine solche, und also auch auf jedes Individuum, insofern es ihr ähnlich ist, dasjenige, was der Verf. von ihr aussagt, vollkommen paßt, ist von ihm selbst so klar und bündig nachgewiesen worden, daß wir nur auf ihn verweisen dürfen. Die Läugnung der Erbsünde muß consequent auch zur Verwerfung der durch Christum erworbenen Gerechtigkeit führen; ist die Sünde bloß fehlerhafte Eigenschaft des individuellen Menschen, so vermögen wir nicht einzusehen, zu welchem Ende der Sohn Gottes die menschliche Natur annahm. Je geringer die Sünde alsdann erscheint, desto schwächer ist unser Wunsch, durch eine höhere Hand von ihr befreit zu werden, desto matter unsere Sehnsucht nach der Reinigung in dem Blute Christi, desto lauer unser Dank für dieselbe. „Es ist sicher," sagt Gerhard, „daß die Größe der uns durch Christum erwiesenen Gnade nicht erkannt wird, wenn nicht die Größe der Sünde erkannt worden; aus der Gefahr der Krankheit wird der Werth der Arzenei geschätzt." Unsere natürliche Neigung, immerfort an dem alten Gewande zu flicken, erhält durch diese Lehre stets neuen Vorschub; ist es doch auch ohne sie schwer genug, von seinen eigenen Werken zu ruhen, und Gott allein in sich wirken zu lassen. Wo die Lehre von der Erbsünde recht in's innerste Bewußtseyn hindurchgedrungen, wird der Pharisäismus in seiner tiefsten Wurzel ertödtet. Man erkennt da die Sünde des ganzen Menschengeschlechts als die seinige; nichts Menschliches hält man von sich fern. Da spricht man mit Paul Gerhard: „Nun was du Herr erduldet, ist alles meine Last: Ich hab' es selbst verschuldet, was du getragen hast;" und: „Ich, ich und meine Sünden, die sich wie Körnlein finden des Sandes an dem Meer, die haben dir erreget das Elend, das dich schläget, und das betrübte Marterheer. Ich bin's, ich sollte büßen, an Händen und an Füßen gebunden in der Höll. Die Geißeln und die Banden und was du ausgestanden, das hat verdienet meine Seel." Da erzeugt sich das rechte Mitgefühl mit der sündigen Welt; auch die Sünde des größten Verbrechers fühlen wir als die unsrige; es ist unsere Natur, die in ihm sündiget; er ist nur das, was wir jeden Augenblick werden können, wenn es dem Herrn gefiele, seine Hand von uns abzuziehen, und uns uns selbst zu überlassen.

(Schluß folgt.)

M i s c e l l e.

(U e b e r B i l d e r b o g e n.)

Wie ist doch der Geist, der zu dieser Zeit sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, auf allerlei Weise geschäftig, seiner argen Sache Eingang in die Gemüther zu verschaffen, und selbst Kinderseelen schon in ein leichtfertiges, loses und lüsternes Wesen zu verstricken! — Zur Unterhaltung und Ergötzung der gemeinen Volksjugend pflegen bekanntlich Papierhändler, Buchbinder und Landkrämer zu einem geringen Preise Bilderbogen feil zu haben. Früherhin konnte man die gewöhnlichen Darstellungen derselben, wie geschmacklos gewählt, wie schlecht gezeichnet und illuminirt sie in der Regel auch seyn mochten, doch in sittlicher Hinsicht für unbedenklich halten und in ihrer Art als Hülfsmittel gelten lassen, die Anschauung bei den Kindern des Volks, ohne directe Gefährdung ihrer Seelen, zu üben und zu bilden. Seit einiger Zeit indessen stellen häufig dergleichen Bogen zwar bessere Zeichnungen, dagegen, ihren Sujet nach, desto schlechtere, und zum Theile selbst arg anstößige, die Phantasie befleckende und böse Lüste aufregende Abbildungen dar! Ein solcher, mit seiner Darstellung gewiß nur nachtheilig auf Kinderseelen, für welche besonders doch dergleichen nur gekauft zu werden pflegt, einwirkender Bilderbogen ist mir neulich in die Hände gekommen, und es erscheint mir als Pflicht, auf denselben und neben ihm auf viele seines Gleichen, damit Schaden abwehren können, die dazu den besonderen Beruf haben, aufmerksam zu machen. Er führt die Ueberschrift: Hallischer Stiefelknechts-Galopp, und ist nach der Unterschrift bei D. F. Gerlach in Halle erschienen, bei eben demselben, dessen Bilderfibeln, wegen ihrer Anstößigkeit und Unbrauchbarkeit, die Königl. Regierung zu Magdeburg sich veranlaßt gefunden hat, durch eine Verfügung vom 30. Mai 1826 den Eingang in die Volksschulen zu untersagen. Ich kann leider aus Erfahrung dafür zeugen, daß die Darstellung des gedachten Bogens dem fleischlichen Sinne der Volksjugend nicht übel gefällt, und daß insonderheit die den Bildern beigefügten elenden Reime weit besser behalten werden und viel fließender von den Lippen gehen, als die in der Schule aufgegebenen Wochensprüche, ja daß sogar mit dergleichen Bildern Confirmanden vor ihrem Scheiden aus der Schule sich unter einander beschenken. Es ist nämlich eine in manchen Gegenden übliche alte Sitte, daß die durch den Schulverband einander lange nahe und befreundet gewesenen Kinder, wenn nun auf Anlaß der Confirmation ihre Trennung von einander bevorsteht, durch Bilder, die sie mit ihren Namen zu bezeichnen pflegen, sich gegenseitig ihr Andenken zu erhalten suchen. Sonst — noch vor etlichen und zwanzig Jahren — waren es Christus- und andere fromme Bilder, welche zu diesem Zwecke um die Confirmationszeit die Jugend bei den Papierhändlern, Buchbindern und Krämern suchte; jetzt aber sind es — selbst auf dem Lande — bunte Darstellungen aus Komödien, Opern und Tänzen, und sogar — Bilder, wie sie der bezeichnete Bogen darreicht!!

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 22. Juni. № 50.

Herr Dr. Steudel in Tübingen und die Ev. K. Z.

(Schluß.)

Der dritte und letzte von Herrn Dr. Steudel anstößig [gef]undene Satz ist folgender: „Es ist eine heillose und in ih[re]n Folgen fürchterliche Begriffsverwirrung, wenn der natürliche [M]ensch, als solcher, sich Gottes Kind im eigentlichen Sinne nennt, [wi]e jetzt nicht nur häufig im gemeinen Leben geschieht, sondern [au]ch in Predigten und Büchern als die schönste, rührendste, er[he]benste Lehre vorgetragen wird." Herr Dr. Steudel bemerkt [da]gegen (S. 35.), eben weil Gott Aller Vater sey, sey ja die [E]rlösung von ihm allen Menschen zugedacht. Allein wir hätten [ge]wünscht, daß er auch nur eine einzige Schriftstelle angeführt [hä]tte, worin Gott der Vater aller natürlichen Menschen genannt, [un]d hierauf der Rathschluß der Erlösung gegründet werde. Wäre [G]ott der Vater aller Menschen, wie könnte dann der Herr [J]oh. 8, 42. die Anmaßung der Juden, welche behaupteten, seine [K]inder zu seyn, mit den Worten zurückweisen: „Wenn Gott euer [V]ater wäre, so liebtet ihr mich?" Liegt nicht etwa in diesen [W]orten der allgemeine Satz eingeschlossen: Jeder, der Gottes [K]ind ist, liebt Christum? Und findet sich dieses Criterium ei[ne]s Kindes Gottes wohl bei allen natürlichen Menschen vor? [H]eißt es nicht vielmehr Joh. 1, 11.: „Er kam in sein Eigen[th]um und die Seinen nahmen ihn nicht auf?" Wäre Gott [sc]hon von Natur der Vater aller Menschen, wie könnte dann [eb]endaselbst V. 12. gesagt werden: „Denen aber, die ihn auf[na]hmen, gab er die Macht, Gottes Kinder zu werden, die an [se]inen Namen glauben?" Werden diese etwa was sie schon wa[re]n, oder schließt nicht vielmehr das Werden eine Veränderung [i]n den entgegengesetzten Zustand in sich? Das einzige, was man [fü]r die entgegengesetzte Ansicht anführt, ist die Anrede: unser [V]ater, in dem Gebete des Herrn. Allein die ganze Beschaf[fe]nheit dieses Gebetes zeigt, wie dies auch von allen christlichen [A]uslegern anerkannt wird, daß dasselbe nur für Gläubige be[st]immt ist. Nur diejenigen können, nach Röm. 8, 15., Abba, [li]eber Vater, rufen, welche an die Stelle des früheren Geistes [d]er Furcht den Geist der Kindschaft empfangen haben. „Es [is]t" — sagt Calvin — „eine thörichte, ja eine wahnsinnige [A]nmaßung, Gott als Vater anzurufen, außer insofern wir Christo einverleibt als Söhne anerkannt werden." Wie Herr Dr. Steudel sich von Stellen befreit, wie die Röm. 8, 14., „so viele ihrer vom Geiste Gottes getrieben werden, die sind Gottes Kinder," wo das sie und nur sie auf das Nachdrücklichste durch das: so viel ihrer, und das diese, ausgedrückt wird, können wir auch nicht einmal ahnen. So gewiß aber die Lehre von der allgemeinen Kindschaft Gottes eine schriftwidrige ist, so gewiß ist sie auch eine höchst verderbliche, eins der ärgsten Erzeugnisse des Pelagianismus, des Hochmuthes, der, statt sich für einen Bettler zu erkennen, sich für einen König hält. Wer strebt wohl nach dem, was ihm fehlt, wenn er es schon zu besitzen glaubt? Es wird durch diese der Natur süße Lehre von einer erträumten Kindschaft das Gewissen eingeschläfert, und die durch den heiligen Geist erweckte Sehnsucht nach der wahren Kindschaft erstickt.

Herr Dr. Steudel bezeichnet schließlich die Ergebnisse des ganzen Aufsatzes als schaurig. Auch wir erkennen sie in Bezug auf den natürlichen Menschen, sofern er entschlossen ist, ein solcher zu bleiben, als solche an. Aber kann dies wohl gegen ihre Richtigkeit, muß es nicht vielmehr für dieselbe beweisen? Je schauriger aber die Ergebnisse dieser, wie jeder sich an das Wort Gottes haltenden Untersuchung abgesehen von Christo sind, desto freudiger sind sie für den, welcher Ihn kennen gelernt hat. Je tiefer er Paulo nachfühlen lernt, wenn er ausruft: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes," mit desto innigerer Empfindung spricht er auch mit ihm das: „Ich danke Gott durch Jesum Christum unseren Herrn." Denn wo die Sünde mächtig geworden, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden. Wie sehr grade diese Lehre das Gemüth zu erheben und zu erweitern vermag, indem sie es nach allen Seiten für die Ströme der göttlichen Gnade, für die Besprengung des Blutes Christi öffnet, das dürfen wir nicht bloß aus ihrer Natur, das können wir auch aus den lebendigen Beispielen derer beweisen, für die sie der Mittelpunkt ihres ganzen geistigen Lebens geworden war. Es wird hinreichen, einen Luther und einen Paul Gerhard zu nennen. Allein dieser Lehre verdankt die geistliche Poesie der Evangelischen Kirche die unendlichen Vorzüge, welche sie vor der früheren besitzt. Wir reden nicht von dem hochpoetischen Charakter, welchen der reine Gegensatz — der Mensch nichts, der Herr Alles — besitzt. Wir ma-

chen nur darauf aufmerksam, wie überall die mit der tiefsten Innigkeit ausgesprochene Liebe zu Christo die tiefste Empfindung des eigenen gänzlichen Elendes zur Grundlage hat, und aus ihr emporwächst.

Wir gehen jetzt zu einem zweiten Hauptpunkte, zu der Vertheidigung des Principes über, von welchem die Redaction der Ev. K. Z. geleitet wurde, als sie dem Aufsatze des Herrn Dr. Steudel die vollständige Aufnahme versagte. Sehen wir hier, weil diese Untersuchung sich mit der vorigen unmittelbar berührt, zuerst, ob die Redaction diesem Principe durchgängig gefolgt ist, oder ob sie es nur vorgeschoben, wo es ihr bequem war, namentlich gegen Herrn Dr. Steudel. Wir glauben, daß das erstere hinreichend erwiesen ist, sobald wir dargethan häben, daß das einzige Beispiel, worauf sich Herr Dr. Steudel zum Beweise für das letztere berufen zu können glaubte, keine Beweiskraft hat. Dieses Beispiel ist eben jener Aufsatz über die Erbsünde. Dieser soll nach p. 35. im Widerspruche gegen die formula concordiae die Sünde zur Substanz des Menschen machen und die Ansicht, daß sie nur ein Accidens sey, verwerfen. Gesetzt nun, es sey dem also, so würde sich die Abweichung des Verf. des Aufsatzes von den Bekenntnißschriften, von der des Herrn Dr. Steudel so unterscheiden, daß der erstere, in der Sache mit allen Bekenntnißschriften vollkommen übereinstimmend, sich eines von einer einzelnen Bekenntnißschrift und zwar einer solchen zweiten Ranges verworfenen, allerdings unbequemen Ausdruckes bedient hätte, während Herr Dr. Steudel in der Sache selbst, in einer in allen Bekenntnißschriften nicht bloß beiläufig vorgetragenen, sondern recht geflissentlich hervorgehobenen, ja den Kern derselben, das Herz ihrer Opposition gegen die Römische Kirche bildenden Lehre abweicht, deren Gegner, diejenigen, „welche die Natur fromm machen durch natürliche Kräfte (dieser, durch eine unbewußte Reminiscenz von dem Herausgeber der Ev. K. Z. in dem Vorworte zu diesem Jahrgange gebrauchte Ausdruck, wird durch ein seltsames Mißverständniß von Herrn Dr. Steudel [p. 43.] zum Gegenstande einer schweren Anklage gemacht) zu Schmach dem Leiden und dem Verdienste Christi," schon in dem ursprünglichsten und gültigsten Symbole der Evangelischen Kirche, der Augsburgischen Confession, verworfen werden. Der Verf. des Aufsatzes hätte sich dann dasselbe zu Schulden kommen lassen, was weiland Flacius, und daß dieser nicht in der Sache von der Kirchenlehre abwich, daß er nur auf einem unbequemen Ausdruck hartnäckig bestand, der, wenn er in der in den philosophischen Schulen gewöhnlichen Bedeutung genommen wurde, freilich einen schweren Irrthum involvirte, den er aber eben so sehr verabscheute als seine Gegner, wird jetzt nach der gründlichen Beweisführung von Plank (Geschichte des Protestantischen Lehrbegriffs V. 1. p. 348 ff.) wohl allgemein zugestanden. Schon der billige Walch bemerkt (Religionsstreitigkeiten innerhalb der Lutherischen Kirche I. p. 77 ff.): „Er wurde bloß durch das Wort Accidens verwirrt gemacht, indem er dachte, es bedeute selbiges nur eine solche zufällige äußerliche Eigenschaft, die bei einer Sache seyn und nicht seyn könne, und daraus schloß, es könne die Erbsünde kein Accidens seyn, weil dieselbe nimmermehr von dem Menschen abzusondern." Hätte der Verf. des Aufsatzes sich nun desselben Fehlers schuldig gemacht, wie Flacius, so würde doch auch ihm zu Gute kommen, was Walch (p. 80.) zu dessen Entschuldigung sagt: „Es ist nicht zu vergessen, daß er in der That dabei eine gute Absicht gehabt, und gesucht, die Tiefe des menschlichen Verderbens so groß als nur immer möglich vorzu-

stellen, und wohl nicht verdient, daß man ihn unter die Ketzer zählt." Allein wir müssen selbst diese Abweichung vom richtigen Ausdrucke als eine dem Verf. des Aufsatzes von Herrn Dr. Steudel aufgebürdete betrachten. Der Aufsatz enthält sich ganz der philosophischen Schulsprache; die Ausdrücke Substanz und Accidens in ihrem Gegensatze kommen gar nicht vor. Wie kann sich der Verf. daher einer Abweichung schuldig gemacht haben, welche bloß und allein, bei völliger Uebereinstimmung in der Sache, in dem verkehrten Gebrauche dieser Ausdrücke und dem hartnäckigen Bestehen auf demselben beruht? Der Verf. bedient sich allerdings der Ausdrücke: Die Sünde habe den ganzen Grund des Daseyns des Menschen umgewandelt, sie habe dem ganzen Daseyn des Menschen ein neues Gesetz und Wesen gegeben u. s. w. Allein, sollte dies etwas gegen ihn beweisen, so würde Luther einer noch weit schwereren Verdammniß unterliegen. Dieser beschreibt an zahlreichen Stellen die Erbsünde als die ganze Natur, die von Vater und Mutter geboren werde, er sagt, der Mensch sey eine massa perditionis, nicht allein ein Sünder, sondern die Sünde selbst, das ganze Wesen sey nur Sünde, wir seyen nichts denn Sünde; alle Welt sey die Sünde selbst. Aus den bei Arnold (Kirchen- und Ketzerhistorie I. B. 16. c. 29. §. 8.) gesammelten Stellen, führen wir hier nur einige an. Er sagt in der Vorrede zum Römerbr. (Walch 1 S. 110.): „Sünde heißt in der Schrift nicht allein das äußerliche Werk am Leibe, sondern alles das Geschäft, das sich mit reget und weget zu dem äußerlichen Werke, nämlich des Herzens Grund mit allen Kräften. — Ohne solchen Verstand dieses Wortes wirst du diese Epistel Pauli noch kein Buch der heiligen Schrift nimmermehr verstehen. Darum hüte dich vor anderen Lehrern, so dies Wort anders brauchen, sie seyen auch wer sie wollen, ob es gleich Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Origenes und ihres gleichen, ja noch höher wären." Derselbe zu Ps. 51, 5. (Th. 5. S. 685. 776.): „Er redet hier nicht von etlichen äußerlichen Thaten, die er gemacht habe, sondern von der Materie, daraus er gemacht ist, und spricht: Der menschliche Same, das ist der Same, daraus ich gezeuget bin, der ist gar durch die Sünde verderbt; der Thon oder Leim, daraus das Geschöpf gemacht ist, taugt gar nichts und ist verdammt. Was soll ich mehr bekennen? Also bin ich, also sind alle Menschen. Die Empfängniß, das Wachsen und Zunehmen des Menschen — das ist allzumal Sünde. — Ein böser Baum bin ich, und von Natur ein Kind des Zornes und der Sünde, und darum so lange dieselbe Natur und Wesen in uns und an uns bleibet, also lang sind wir Sünde und müssen sagen: Erlaß uns unsere Schuld! bis daß der Leichnam untergehe. Der Adam der muß sterben und verwesen, ehe denn Christus ganz erstehe." Was Plank (l. c. p. 396.) zur Rechtfertigung Luther's in Bezug auf diese Darstellungsweise bemerkt, das gilt vollkommen auch für unseren Verf. und zugleich für den Herausgeber.

Wir gehen jetzt, nachdem wir dargethan haben, daß dem Herrn Dr. Steudel entgegengehaltene Princip wirklich durchgängig das die Redaction leitende gewesen ist, zur Begründung dieses Principes über. Diese liegt schon in dem Titel unseres Blattes. Ein Blatt, das sich als eine Zeitung, als Organ der Evangelischen Kirche ankündigt, würde dem gerechten Vorwurfe der Unredlichkeit unterliegen, und das Vertrauen der, die kirchliche Auffassung der christlichen Wahrheit mit fester Ueberzeugung als die schriftgemäße anerkennenden Leser täuschen, wenn es Aufsätze aufnähme, welche die wesentlichsten Lehren der Kirche, statt sie zu begründen und zu vertheidigen, angreifen

als Menschenfündlein darzustellen suchen. Noch bestimmter ist diese Verpflichtung gegen die Leser in der auf jedem Umschlage wiederholten Ankündigung ausgesprochen. Dazu kommt noch ein anderer Grund. Der Herausgeber ist sich bewußt, auf die freieste und selbstständigste Weise, durch Schrift und Erfahrung, ohne irgend eine menschliche Auctorität, die er in Glaubenssachen verabscheut, zu seinem Glauben gelangt zu seyn. Handelte es sich hier um menschliche Meinungen, um theologische Ansichten, so würde er gewiß, wie Herr Dr. Steudel verlangt (p. 44 ff.), das Unsichere der menschlichen Erkenntniß beherzigend, nie sich abschließen, stets sich bewußt bleiben, daß das, was ihm jetzt als das Richtige erscheint, doch später noch durch erneute Forschung und durch äußere Belehrung eine Berichtigung erhalten könne. Allein, sind es vielmehr die einfachen Grundwahrheiten des Christenthums, um die es sich handelt, so müssen wir die Anforderung einer solchen Unsicherheit entschieden zurückweisen. Die Schrift selbst sagt, es sey ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde und sich nicht umhertreiben lasse von jedem Winde der Lehre. Wäre solche Unsicherheit Pflicht, wäre sie nicht vielmehr eben so wie die Festigkeit in der Behauptung des Schriftwidrigen Sünde, so wäre das Werk des Herrn unvollkommen, und seine Verheißung, daß wer an ihn glaube, die Wahrheit erkennen werde, nichtig. Den Ausdruck dieses seines Glaubens fand der Herausgeber in dem Lehrbegriffe unserer Kirche wieder, namentlich in der Augsburgischen Confession, welche sich sorgfältig jeder Vermengung des Glaubens und der Theologie enthält. Die Wahrnehmung dieser seiner freien Uebereinstimmung mit der Kirche trieb den Herausg., sich dieser Kirche mit inniger Liebe anzuschließen, voll Dankes gegen den Herrn, daß er das Licht seiner Wahrheit hier, nicht wie früher durch alle Jahrhunderte in einzelnen Individuen oder kleinen Secten, sondern in einer großen Gemeinschaft so hell und klar scheinen lassen. Nur auf Grund dieser Uebereinstimmung wurde es ihm möglich, was ihm außerdem sein Gewissen nicht verstattet haben würde, sowohl ein öffentliches Lehramt in dieser Kirche, als auch die Herausgabe der Ev. K. Z. zu übernehmen. Bei der letzteren nun verband sich die durch Titel und Ankündigung übernommene Verpflichtung trefflich mit den inneren Anforderungen, welche dem Herausg. durch sein Gewissen gestellt wurden. Bei der Festigkeit, mit der er die Grundwahrheiten des Christenthums erfaßt hatte, bei der Klarheit, mit welcher er das practisch Schädliche jeder Abweichung von denselben einzusehen glaubte, würde er auf seinem Standpunkte sich durch die Herausgabe eines Blattes versündigt haben, welches auch nur neben der Vertheidigung der Wahrheit die des Irrthums enthielte, und durch ein buntes Gewirre subjectiver Meinungen der Theologen die gegenwärtig auf dem kirchlichen Gebiete herrschende Verwirrung, die ohnedem schon groß genug ist, vermehrte. Daß der Herausg. das Recht hatte auch diesen subjectiven Grund bei der Feststellung der Principien der Redaction mitsprechen zu lassen, wer möchte das wohl läugnen? Wenn Herr Dr. Steudel (p. 33.) sich gedrungen fühlte bei der Herausgabe seiner Zeitschrift das formale Princip der Evangelischen Kirche, die Anerkennung der heiligen Schrift, an die Spitze zu stellen, wer möchte dem Herausg. wohl das Recht absprechen, neben demselben auch das materiale, die Lehre von der Rechtfertigung, mit allem was aus ihr nothwendig hervorgeht und mit ihr eng zusammenhängt, geltend zu machen?— Wie Herr Dr. Steudel (l. c. p. 31.) auch von seinem Standpunkte aus gegen diesen Grundsatz einwenden könne, daß dadurch die Gedanken manches treuen Jüngers des Herrn und redlichen Forschers in seinem Worte unterdrückt werden, können wir kaum begreifen. Denn 1) gibt es ja ein so weites Gebiet, welches der Kirche und jedem treuen Jünger des Herrn der Natur der Sache nach gemeinsam seyn muß, und der Erfahrung nach gemeinsam ist, und die Redaction der Ev. K. Z. hat nie daran gedacht, irgend einen treuen Jünger des Herrn von der Arbeit auf diesem gemeinsamen Gebiete abzuhalten. Sie ist immer von dem Grundsatz ausgegangen, welchen Herr Dr. Steudel selbst (p. 33.) aufstellt, „daß der Mensch nicht befugt sey, Anderes zu berücksichtigen, als das was vorliegt." Sie hat, um nur eins zu erwähnen, mit der größten Bereitwilligkeit einen früheren Aufsatz des Herrn Dr. Steudel aufgenommen, weil derselbe, obgleich mehrere Erklärungen von Schriftstellen enthaltend, welche nach der Ueberzeugung des Herausg. unrichtig waren, doch in Bezug auf die Lehre sich innerhalb der vorgesteckten Schranken hielt. Sie kann sich überhaupt das Zeugniß geben, daß sie innerhalb dieser Schranken sich liberal bewiesen, und nie bemüht gewesen ist, subjectiven Ansichten, auch den liebsten, durch die Ausschließung des Entgegengesetzten alleinige Geltung zu verschaffen, gewiß, wie dies durch Beispiele erwiesen werden könnte, mehr als manche andere theologische Zeitschrift, welche das Schild der Liberalität an der Stirne trägt. Dieses ihr Zeugniß von sich selbst wird um so unverdächtiger seyn, da es zugleich eine Verpflichtung für die Zukunft enthält, und Jedem freistellt seine Wahrheit zu prüfen, — freilich so, daß man sich stets erinnert, daß bei der Entscheidung über die Aufnahme auch der sonstige Gehalt einer Mittheilung und die Rücksicht auf das Interesse der Leser in Betracht kommt, welches letztere z. B. durch in der gewöhnlichen Manier angestellte Verhandlungen „über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung" wenig befriedigt wird. 2) Was aber die Abhandlung desjenigen betrifft, worin ein treuer Jünger des Herrn (nach unserer Ansicht nicht als solcher) von den Grundlehren der Kirche abweicht, so hat Herr Dr. Steudel ganz vergessen, daß es ja eine Menge anderer Wege gibt, auf denen ein solcher seine Absicht, den Kirchenglauben aus der Schrift zu berichtigen, erreichen kann. Der Vorwurf würde nur dann gerecht seyn, wenn die Ev. K. Z. das einzige, zur Verhandlung theologischer Materien in Deutschland privilegirte Blatt wäre, oder wenn der Herausg. auch nur wünschte und verlangte, daß die Stimme, welche er in seinem Blatte nicht laut werden lassen kann, überhaupt schwiege. Von einem solchen Wunsche und Verlangen ist er aber weit entfernt. Was einmal vorhanden ist, trete frei hervor; denn nur so kann es gründlich ausgerottet werden, wenn es sich bei der Beleuchtung aus dem Worte Gottes als nicht probehaltig erweist. Herr Dr. Steudel thut dem Herausg. sehr Unrecht, wenn er ihm vorwirft, er wolle, daß die von einander Abweichenden eine nicht vorhandene Einheit simuliren, um der Sache Christi nicht zu schaden. Auch wenn er den letzteren Erfolg befürchtete, würde der Herausg. doch nie ein solches Verfahren selbst befolgen, noch Anderen dazu rathen. Wahrheit ist unter allen Umständen heilige Pflicht, und es heißt einmal, wir sollen nicht Böses thun, damit Gutes heraus komme. Die Folgen stehen in Gottes Hand und können nie unsere Handlungen bestimmen.

Wir sind bei der Erörterung der beiden Hauptpunkte so ausführlich gewesen, daß wir jetzt, um die Geduld unserer Leser nicht zu mißbrauchen, zu Ende eilen müssen. Wir können dies auch um desto eher, da die übrigen Vorwürfe, welche Herr Dr. Steudel (p. 37 ff.) gegen die Ev. K. Z. erhebt, namentlich gegen das Vorwort dieses Jahrgangs, eigentlich nur Resul=

tate der schon beleuchteten Grundverschiedenheit sind. So namentlich, wenn er im Gegensatze gegen die Bezeichnung des Rationalismus als geborenen und geschworenen Feindes Christi und seiner Kirche bemerkt, man dürfe nur die Augen öffnen, um einsehen zu müssen, daß bei denen, welche als Rationalisten sich selbst bezeichnen, mehr oder weniger manche der kostbarsten Grundlagen für das Gedeihen alles Christlichen, sogar manche der wesentlichsten Ideen des Christenthums anerkannt seyen. Hier übersieht Herr Dr. Steudel, daß die Bemerkungen der Ev. K. Z. gegen den Rationalismus als solchen, und gegen die einzelnen rationalistischen Individuen, nur insofern sie am Rationalismus Theil haben, nicht insofern sie von der Gnade mehr oder weniger berührt sind, gehen. Daß aber der Rationalismus als solcher in einem durchaus feindlichen Verhältnisse zu Christo und seiner Kirche stehe, kann man nur dann läugnen, wenn man selbst noch Manches für christlich hält, was nicht aus Gott, sondern aus der verderbten Menschennatur hervorgegangen. Daß jede wirkliche Neigung zu Christo, jeder Zug des Vaters zum Sohne, welcher sich bei den Individuen zu erkennen gibt, mit der zartesten Schonung zu behandeln sey, haben wir stets, und namentlich noch in dem neuesten Vorworte anerkannt, und uns vor dem Herrn darüber gedemüthigt, daß die Praxis in dieser Beziehung manchmal hinter der Theorie zurückgeblieben ist. — Wenn Herr Dr. Steudel sich durchgängig als einen solchen hinstellt, welcher Christum als den alleinigen Herrn und Meister anerkenne, uns als in einer traurigen Vermischung des Menschlichen und Göttlichen befangen, so vergißt er, daß es auch in Corinth eine Parthei gab, welche sich rühmte, allein Christi zu seyn. Es heißt auch hier: zum Gesetz und zum Zeugniß! Jeder Anspruch der Art ist so lange unbegründet, bis er sich aus der Schrift gerechtfertigt hat, und daß diese Rechtfertigung wenigstens in der vorliegenden Schrift nicht enthalten ist, glauben wir genügend nachgewiesen zu haben. — Die Aeußerungen des Herrn Dr. Steudel über die Hallische Angelegenheit findet sich vielleicht ein anderer Mitarbeiter veranlaßt zu beleuchten. Wir wünschten, Herr Dr. Steudel hätte die betreffenden Aufsätze der Ev. K. Z. aufmerksamer berücksichtigt; er würde dann gefunden haben, daß in ihnen die Lösung der von ihm aufgestellten Bedenken und die Widerlegung der seiner abweichenden Ansichten schon enthalten ist. Die Sache wieder von vorn anzufangen, können wir uns nicht überwinden. Ein anderer, bisher unbetheiligter Mitarbeiter könnte ihr wenigstens durch Neuheit in der Darstellung Reiz verleihen.

Wir erklären schließlich, daß nicht die Verschiedenheit in mehreren keineswegs unwichtigen Dingen, noch weit weniger aber die Härte, mit welcher in dieser Schrift manche Vorwürfe ausgesprochen werden, uns je abhalten wird, in Herrn Dr. Steudel einen Mitgenossen auf dem Wege zur Seligkeit, einen Jünger des Herrn, vor dem wir uns in so vieler Beziehung demüthigen müssen, einen Arbeiter in seinem Weinberge, mit Herz und Mund anzuerkennen, und uns in dem mit ihm eins zu fühlen, worin wir wirklich mit ihm eins sind, bis wir dereinst, es sey hier oder dort, hinan kommen zur vollkommenen Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes.

Erklärung, den Magnetismus betreffend.

Ein in der Ev. K. Z. aufgetretener Beurtheiler meiner Aeußerungen über den Magnetismus, und mein mit ϱσ𝓇. unterzeichneter gütiger Vertheidiger, wünschen beide eine Erklärung von mir. Ich bin dazu bereit, besonders aus schuldigem Danke gegen letzteren, da im Uebrigen dessen gründliche, aus den Akten und aus der Bibel geschöpfte Widerlegung der Angriffe schon für sich genügen könnte, und ich mich nur höchst ungern in persönliche Discussionen einlasse. Gott und die Zeit werden, was ich aus Gnaden empfangen zu haben glaube, rechtfertigen oder verwerfen. Auch habe ich nicht die mindeste Vorkenntniß von der Dazwischenkunft meines Fürsprechers ϱσ𝓇. gehabt. Sie ist also wohl um so gewisser aus reiner Wahrheitsliebe geschehen.

Es liegen keine geringe Schwierigkeiten einer Verständigung über Dinge der fraglichen Art 1) in dem einzigen Mittel derselben, der Sprache, und der Bedeutung ihrer Worte; 2) in den vorgefaßten systematischen Begriffen, die man vermöge seiner eigenthümlichen Bildung besitzt, und welche zugleich auf die Bestimmung des Sinnes der Sprachbestandtheile einwirken; 3) in der Lebensführung, Erfahrung und Richtung eines Jeden, die wieder auf die Begriffe und auf deren Austausch einen nothwendigen Einfluß äußern. Der Grund oder Complex dieser Dreiheit von Hindernissen heißt: menschliche Unvollkommenheit und Vereinzelung, und wir können uns niemals gegen Jedermann vor Mißverständnissen verwahren, oder mit aller Anstrengung denjenigen zufrieden stellen, der sich nicht auf gleichem Standpunkt mit uns befindet.

Vor allen Dingen muß ich bemerken, daß ich über den Magnetismus nicht für solche geschrieben habe, welche dessen Bekanntschaft nie gemacht, ihrer nicht bedürfen, oder sie von sich ablehnen. Ferner, ich habe ihn nothgedrungen beobachten müssen, aber, meinem Berufe gemäß, nie ihn, sondern diejenigen Ergebnisse desselben empfohlen, welche für den christlichen Glauben und dessen wissenschaftliches Zubehör Bestätigungen und Erläuterungen darbieten, und weswegen er sich in seinen verschiedenen neueren Gestalten und Potenzen kund geben mußte. Denn die Mittel, deren sich Gott zur Ueberzeugung und Belehrung der Menschen bedient, sind überaus mannichfach, schließen nichts im ganzen Bereich der Dinge aus, und pflegen oft unerwartet und beschämend für die menschliche Kurzsichtigkeit einzugreifen; wie denn die magnetistischen Erscheinungen, von der Materie aufsteigend, Materialisten und Rationalisten strafend unter die Hände kommen mußten. So betrachtet hat und behält dieses neue oder vielmehr erneuerte Phänomen unstreitig bleibenden Werth, wenn es sich auch ganz verlöre. Wäre es mir erlaubt, so könnte ich unter Anderen einen würdigen und angesehenen Prediger nennen, der durch ein gutes Buch über den Magnetismus vom Rationalglauben zum biblischen übergeführt wurde. Wer die Sache nicht so benutzt, beweist nichts gegen die Sache, sondern gegen sich und seine Harthörigkeit. Wer sie aber zum Hören nicht nöthig hat, überlasse sie Anderen.

J. F. v. Meyer.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 25. Juni. № 51.

Erklärung, den Magnetismus betreffend.

(Fortsetzung.)

Der Magnetismus, an sich so alt als die Welt, hat seinen ʒigen Namen von der ersten Art erhalten, in welcher er gegen ̈nde des vorigen Jahrhunderts oder in dessen letzten Jahrzehen- en als körperliches Heilmittel gebraucht wurde, womit sich aber ald weitere Beziehungen des Ausdrucks verbanden. Er ging dann vom magnetischen Schlaf zum Schlafwachen, Schlafreden, ellsehen, zur physischen und metaphysischen Speculation über, der nach dem technischen Ausdruck, wurde spiritualistisch. Aus ieser Periode habe ich Dictate bekannt gemacht, die etwas älter ls meine schriftstellerische Laufbahn, aber ächt und ehrenwerth nd („Wahrnehmungen einer Seherin," theils in den Blättern . h. W., theils einzeln in zwei Bänden). Ihren Ursprung kenne h wie meine eigenen Verhältnisse. Seitdem gab es, vielleicht ehr wie je, natürliche oder spontanee Zustände dieser Art, an anz von einander entfernten Orten und Personen; dies ist That- che, woraus Jeder folgern mag, was er für wahrscheinlich hält. ndlich trat sogar hie und da hellsehender Schlaf in christlichen usammenkünften ein, theils durch Einsegnung, theils von selbst nter der Erbauung. Man glaubte die Weissager der Apostel- it wieder zu besitzen, man hielt es entschieden für Gabe des eiligen Geistes. Was diese Meinung erweckte, waren die er- abenen Reden dieser theils ganz ungebildeten Seher und Sehe- nnen; ihr Inhalt war meist ganz christlich, strafend, ermahnend, elehrend, verkündigend; sie predigten Buße und Christum. Auch ieses ist Thatsache. Die Reden waren aber nicht alle gleich erkwürdig, manchmal unbedeutend, manchmal irrig in unwesent- chen Stücken. Mehr als ich wünschte darüber angegangen von olchen, welche diese Erscheinungen hochhielten, rieth ich stets zur Demuth, zur Vorsicht, zum schriftgemäßen Richten der Aussprüche 1 Cor. 14, 29 ꝛc.), zum Festhalten am Worte Gottes und Ge- et, und zur Ueberzeugung, daß überall keine solche Gabe an ch selbst selig mache; ich fand nachher meine Warnungen in nzelnen Fällen gerechtfertigt; ich konnte aber unmöglich behaup- en, daß der biblische Glaube an Jesum Christum und sein Evan- elium, den Manche auf diesem Wege gewonnen oder bestätigt rhalten hatten (denn auch dieses ist Thatsache), nicht seligma- chend sey. Ich beugte mich vielmehr vor dem wunderbaren Rathe des Herrn, der zwar mich selbst auf ganz anderer Bahn, diese aber auf der ihnen angemessensten zur Erkenntniß geführt hatte, und wollte seine mannichfaltige Wirksamkeit durch keine Theorie einengen. Vielleicht dienen diese zuverlässigen Angaben zur Er- läuterung des obigen dritten Punktes, und zur sachgemäßen Di- rection des Urtheils, namentlich über meine Theilnahme an einer Sache, die von Partheien in entgegengesetzter Richtung verhan- delt und mißbehandelt wurde. Es gehören alle die oft wunder- vollen Symptome nicht weiter hieher, die sich bei einer oder der anderen Art von seherischen oder magnetistischen Krisen und in de- ren Folge einstellten. Um aber Alles zu sagen, füge ich hinzu, daß ich sogar gehadert habe mit Personen, welche den Magne- tismus und seine Erzeugnisse überschätzten. Hieraus möchte nun deutlich seyn, daß man mich (von dem ja die Rede ist), so we- nig als den Magnetismus kennt.

Mein Beurtheiler rügt an mir die Unbestimmtheit („Man- gel genau begrifflicher Darstellung ꝛc."), und setzt meinen, ihm nicht scharf genug abgeschnittenen Ansichten strenge Unterschiede der Begriffe und Ausdrücke entgegen. Vor allen Dingen kommt es auf die Sache und nicht auf Worte an; diese helfen, wie schon bemerkt, nur unvollkommen zur Erkenntniß jener. So- dann, wenn die menschliche Behandlung der Wissenschaft zum Behuf des systematischen Unterrichts, Ein- und Abtheilungen und die genauesten Wortbegrenzungen für nöthig hält, so kann sie darum noch nicht ihren subjectiven Typus dem Gegenstand als wesentlich aufdringen, der sich in ihm darstellen soll. Fra- gen wir aber nach diesem unbefangen, so werden wir zwar Ab- solutes genug, aber auch nicht wenig Relatives, sowohl in der Natur als in der heiligen Schrift und in ihrer Sprache finden, dessen Verkennung das menschliche System, dem es nun an den Uebergängen mangelt, brüchig und zum Stückwerk macht, wenn es auch noch so vollständig schiene, und dadurch so mancherlei Systeme mit ihren Classificationen, Terminologien und Polemi- ken veranlaßt, während nur ein einziges der absoluten Wahrheit seyn kann. Dieses letztere baut sich nicht zusammen wie ein Gezimmer, sondern wächst als ein lebendiges Holz aus einem lebendigen Keim. Es ist so wenig fertig als ein Baum, setzt aber stets homogene Zweige an. Sein Muster ist die Bibel

mit ihrer wenig logischen Außenform; nur mit dem Unterschied, daß sie als Offenbarung an sich nicht fortzuwachsen hat, wohl aber in uns hinein, oder mit anderen Worten, daß wir in sie und ihren Geist frei hineinwachsen müssen. Da über den Sinn keines Buchs mehr als über den ihrigen gestritten, da keinem Buche mehr als ihr der Vorwurf von Widersprüchen gemacht worden ist: so sollte uns dieses billig ein Fingerzeig seyn, wie Vieles bei ihren, allein ewigen Formeln der christliche Denker zugleich in's Auge zu fassen hat, um weder Verwechselungen zu begehen, noch falsche Unterschiede aufzustellen, indeß eine ängstlich geschiedene Begriffsbildung, als willkührlich und naturwidrig, den Zusammenhang der Dinge zernichtet. Absolut ist eigentlich nur Gott; auf zweiter Stufe (die erste ist die des Seyns, die zweite die des Offenbarwerdens) folgt erst die Möglichkeit, daß Satan und das Böse als absolutes Wesen ihm gegenüber treten kann. Zwischen diesen beiden absoluten Punkten liegen dann einige Haupt- und unzählige andere vermittelnde Erscheinungen; Gott aber ist so absolut und unbeschränkt, daß seine Kraft sich auch noch in seinem absoluten Gegensatz äußert. Denn da in Gott allein das Princip des Lebens liegt, im Satan aber das Princip des Todes, so könnte dieser nicht leben, noch den Zorn (den Gegensatz des allein Guten) fühlen, wenn ihn nicht das Leben aus Gott erhielte. Wahrlich ja! „von Ihm, durch Ihn, zu Ihm, und in Ihm sind alle Dinge." Was wollen wir nun von den Wesen und Kräften sagen, die nicht der Satan selbst sind? Oder was wollen wir davon sagen, daß auch der Heiligen Gottes keiner ohne Tadel ist, und er noch in seinen Boten Thorheit findet? daß die Himmel vor ihm nicht rein sind, und der Sterne Klarheit so verschieden ist? — Man spricht von Natur und von Gnade, und das mit Recht. Ist aber die Natur keine Gnade, und die Gnade keine Natur? Alle gute Gaben mittelst der Natur gegeben, sind Gnade; und alle Gaben der insonderheit also genannten oder geistlichen Gnade sind eine Natur in ihrer Art, eine neue Natur. Die alte ist die von der Sünde durch den Satan vergiftete, die neue ist die von dem heiligen Geist durch Christum wiedergeborene und geheilte. Spricht doch die Schrift ausdrücklich von einer göttlichen Natur (2 Petr. 1, 4.). Wie? ist nicht von Natur ein Mensch besser als der andere, wiewohl auch der Wiedergeborene vor Gott in täglicher Buße stehen muß? Oder war Cornelius nicht werth geachtet, daß ihm ein Engel gesandt wurde, damit er den Heiland kennen lernte? War es nicht („vorbereitende") Gnade, was ihn als Heiden so weit gefördert hatte? Stand er aber schon in der eigentlichen Gnade? Und wer unter uns steht in der absoluten Gnade des Lebens, die erst unser künftiges Erbtheil ausmacht? Und wie weit reicht jede, und wie weit steht Jeder von uns in einer oder der anderen Gnade? — So wenig vermögen die Abgrenzungen für die Wirklichkeit, aus denen endlich gar Schwärmereien entstehen, wenn z. B. die vermeintlich Wiedergeborenen auf keine Weise sündigen zu können wähnen, selbst wenn sie den fleischlichen Lüsten dienen, weil Johannes es gesagt habe; oder wo man sich den Kopf darüber zerbricht, ob die Cetaceen unter die Säugethiere oder unter die Fische gehören. Damit ist aber auch die Vermischung der Categorien nicht gutgeheißen, vor welcher man sich durch Scheidewände allzu unbequem zu verwahren sucht, und welcher man nur durch richtige Würdigung des Bedingten und Unbedingten, des Allgemeinen und Besonderen, der Arten und genetischen Verstufungen desselben Dinges, und der wirklichen Mischung des Verschiedenen entgeht. Die sogenannte „genau begriffliche Darstellung," der Abkömmling der mittelalterlichen Scholastik, ist nicht die der heiligen Schrift, welche höchst frei die gewöhnlichsten Sprachelemente zu ihren sinnvollen Aussprüchen mit innerer Angemessenheit gebraucht, und ist keine Schutzwehr gegen Mißdeutung, sondern, weil ein Jeder sich seine eigenen Begriffe eigen ausprägt und umschränkt, und keine Allgemeingültigkeit hier zu erringen ist, eine Mutter jenes großen Babels in Theologie und Philosophie, und aller jener Wortstreite, die nur die Erkenntniß der Harmonie der Dinge (eine noch wenig angebaute Wissenschaft) in Harmonie verwandeln wird.

Unter Vielem, was ich bei der Beobachtung des Magnetismus (denn ich habe ihn nie mit Händen geübt) gelernt habe, ist ein Punkt, ohne welchen die Anthropologie des Theologen durchaus nicht rathen kann und stete Fehlschlüsse gebären wird; das ist der Unterschied zwischen Seele und Geist, als zweien im Menschen verbundenen, sein Inneres ausmachenden Bestandtheilen (nicht bloßen Kräften des Innern), welche die Bibel ausdrücklich nennt und unterscheidet (1 Thess. 5, 23. Hebr. 4, 12 ꝛc.), ohne daß man so lange Zeit in der gewöhnlichen Lehre (denn es ist auch längst von Einzelnen geschehen) gehörig darauf geachtet hat; und hier zeigt sich gar, daß die systematischen Scheidekünstler, anstatt genauer Trennung, vielmehr eine arge Vermengung sich zu Schulden kommen lassen. Im Menschen, als einem wirklichen Abbilde des Universums, einer kleinen Welt, stellen sich die drei Hauptglieder alles Daseyns: Geist — Seele — Körper, vollständig dar. Was nun zum Mittelgliede gehört, das ist (wiewohl sein Gutes nur von Gott stammen kann) entfernter von dem Wesen Gottes, als das höchste Naturglied, das Geistige, und insonderheit der Geist des Menschen, der Hauch oder Funke Gottes, dessen Freiheit im jetzigen natürlichen Zustand unterdrückt, oft wie abwesend ist (vgl. Jud. V. 19.), und der Entbindung durch den heiligen Geist, seinen Ursprung, bedarf. Denn wir sind göttlichen Geschlechts (Apostelgesch. 17, 29.). Die Seele aber ist der eigentliche Sitz oder Brennpunkt des Hellsehens und aller natürlichen Weissagung; wie sie im gemeinen Wachen mit der sichtbaren Natur in Verbindung steht (Vernunft für sie hat), so im Schlafwachen mit der unsichtbaren Welt und den unsichtbaren Gründen des Sichtbaren, je nachdem das Auge der inneren Natur mehr oder weniger offen, heller oder trüber ist; und der Geist, welcher durch sie sieht, ist dabei der Grund ihres Selbstbewußtseyns, ihres Urtheils, ihrer Sprache, wird auch leicht mit ihr frei. Dieser Zustand kann auf mehr denn eine Weise eintreten. Ist nun aber dieser Zustand und sein Sehvermögen der heilige Geist? Gewiß nicht, sofern der heilige Geist einen Gegensatz macht mit den natürlichen Kräften, die dennoch von der reinen Schöpfung her nur in ihm ihren Grund haben. — Ist aber der heilige Geist gehindert, sich der Seele in diesem ihrem isolirten Zustande, wo sie durch äußere Eindrücke nicht gestört ist, besonders und unmittelbar mitzutheilen? Ich sehe nach Joh. 3, 8. keine Möglichkeit eines Hindernisses, weder bei eigentlich Magnetisirten, noch bei anderen Ekstatischen, vielmehr eine offenere Gelegenheit, die er bei wahren Propheten in der höchsten Bedeutung *) durch eben diese Ekstase selber schafft. — Ist aber jede Ekstase vom heiligen Geist erfüllt? Mit nichten, sondern was in ihr des heiligen Geistes ist oder nicht, das muß sich anderweit erproben, und wir, die wir geistlich seyn sollen, müssen es nach demselben Geist und nach dem biblischen Glauben, oder auch nach dem Erfolg beurtheilen.

---

*) Es gibt auch Propheten in mehrerlei Bedeutung nach der heiligen Schrift, nach der alten Eintheilung des A. T. ꝛc.

e kann auch wohl vom Lügengeist erfüllt seyn. Wer aber die reierlei Gattung der Dinge: das Geistige, Seelische und Leibche, nebst ihren Unterarten, nicht kennt, zu deren Mittelstem lles Astralische, Magische, Magnetische, oder wie man es sonst ennen mag, gehört, der kann mich unmöglich verstehen, wenn h von höherer Natur, von Halbwunder u. dergl. rede. Ver aber einzelne Ausdrücke so beschränkt, daß er z. B. unter em Glauben nur den christlichen Glauben versteht, der doch uch wieder doppelt und mehrfach (ein seligmachender, ein wunerthätiger) ist, während es gar mancherlei Glauben, selbst einen euflischen, gibt, der kann meine Worte nicht verstehen. Wie rei hält sich die apostolische Definition des Glaubens (Hebr. 1, 1.) von jeder Schranke! — Das anscheinend Vage und laxe meiner Begriffe ist also nicht etwa ein unbewußter Manel an Bestimmtheit, sondern ein bewußtes Trachten nach wentlicher und umfassender Bezeichnung dessen, was eine freie Anschauung der göttlichen und natürlichen Dinge und ihres unüugbaren Zusammenhangs mir darbietet, in Entsagung auf jedes igene System und dessen Kunstwörter, und in alleiniger Abhängkeit von dem geschriebenen Canon, an den ich glaube, und velchen zu bearbeiten ich nur durch dieselbe freie Erkenntniß aus Gnaden fähig geworden, sofern ich es geworden bin. Ihr verlanke ich überhaupt alles Gute, was auch mein Beurtheiler an neinen Leistungen erkennt; und indem ich diese sämmtlich für nvollkommen halte, glaube ich, daß einem Anderen auch eine ollständigere Gehabung dessen, wonach ich trachte, in Begriff nd Wort verliehen werden könne, vielleicht bereits verliehen sey, weifle jedoch, daß auch ein solcher je und je werde verstanden verden. Ich hätte hier noch mehr von einer Universalsprache u reden, welche unsere heilige Schrift vornehmlich spricht; es vürde aber viel zu weit führen. Es gehört jedoch noch dieses ieher, daß die scholastische Methode, in sich abgeschlossen und rweiterter Ansicht schwer fähig, in letzterer leichtlich wieder Paricularismen sieht, welche dem ihrigen entgegenstehen, daher von Platonismus, Neoplatonismus, Kabalismus u. dgl. in eben diesem particularistischen Sinne redet, indeß Plato und seine Schule, ie ursprüngliche Kabala, und alle Schulen der Völker, selbst nach dem Anerkenntniß der Bibel, manches Betrachtenswerthe und Belehrende darreichen, und der Herr des zwiefachen Israels sich nirgends an seiner Creatur, die ihn suchte und verehrte, unbezeugt gelassen hat. Hiemit soll keinesweges jener Indifferenismus des Glaubens gepredigt werden, der zu den Krankheiten unserer Tage gehört; sondern wem es an critischer Gabe fehlt, um Reines vom Unreinen zu scheiden (Jerem. 15, 19. nach bericht. Uebers. Hebr. 5, 14.), der bleibe hier zurück.

Was nun die neuerdings beigebrachten Auszüge aus meinen Schriften anlangt, so habe ich gesagt (Bl. I. 181.): „Im Magnetismus entfaltet sich nicht das Göttliche, sondern die Empfänglichkeit für dasselbe 2c." Der Beurtheiler faßt das so auf, als ob ich gesagt hätte, die Entfaltung, die der Magnetismus wirke, müsse schlechterdings das Göttliche betreffen, ja an sich göttlicher Art seyn. Das habe ich nicht gesagt; sondern der Sinn ist im Gegentheil der: Wenn sich im magnetischen Zustande eine göttliche Wirkung äußert, so hat diese nicht der Magnetismus aus dem Menschen entfaltet (wie nach einem häufigen Irrthum der Moralisten im Sittlichen unser eigener Wille thun soll), sondern ihn nur dafür empfänglich gemacht. Man sehe doch, wie die Musik, 2 Kön. 3, 15., für die Weissagung empfänglich macht, obgleich sie nicht der heilige Geist ist. Die Einsamkeit, die Nüchternheit und andere Dinge machen für göttliche Einflüsse empfänglich, sind aber nicht der göttliche Einfluß, und können eben so wohl dem Ungöttlichen Raum verschaffen oder dazu anregen, wie namentlich die Musik. Wer hat jemals die Leere eines Gefäßes mit demjenigen verwechselt, dessen es voll werden soll? oder den stärkenden Trank, welcher etwa die Nerven des Dichters behaglich spannt, mit seiner Poesie? — Wenn ich ferner sage, der Creatur werde ihre Stelle angewiesen, daß sie stehe in ihrem weiblichen Ursprung, nämlich im heiligen Geist: so ist diese Stelle, wo die Creatur hingewiesen wird, nicht der Magnetismus oder die Krise; es kann aber in der Krise, oder Ekstase der Creatur ihre Stelle angewiesen werden, wo sie stehen soll, und diese Stelle ist für uns Alle der heilige Geist, hier im inneren Leben des Glaubens und dort in ganzer Vollständigkeit; ja, auf jener hohen Stufe übersinnlicher Empfänglichkeit können ganz besonders Kräfte des heiligen Geistes, nämlich Glaube und dessen Weisheit, eingeathmet werden — wo habe ich gesagt, daß dieses nothwendig geschehen, oder daß man sich zu dem Ende magnetisiren lassen müsse? — und dieser Glaube kann sich nun, in das gesunde, wache Leben übergehend, als herzliche Gottseligkeit darstellen — wovon ich Fälle bei vorher ungläubigen und gleichgültigen Personen kenne. Unter der „rechten Betreibung jenes physischen Thuns" endlich ist zu verstehen eine solche, die selbst geistlicher Art ist, nämlich die im Andenken an die Gegenwart Gottes und mit Gebet geschieht, wie billig eine jede ärztliche Behandlung von Kranken, der Arzt heile mit welcher Art Mitteln er will, geschehen sollte (vgl. Jac. 5, 14. 15.). Wenn also mein Beurtheiler fragt: „Wer ist das Entwickelnde?" und glaubt, dieses könne dann nur die unmittelbare geistliche Gnadenwirkung des heiligen Geistes seyn: so vergißt er, daß bei'm Magnetismus oder bei der Ekstase im Allgemeinen, nicht unbedingt von einer Entwickelung für die Dinge des Reiches Gottes die Rede ist, sondern überhaupt für Wahrnehmungen und Einflüsse, denen durch den normalen Sinnenzustand der Weg versperrt ist, durch eine natürliche, oft spontane Entwickelung des inneren Vermögens aber geöffnet wird. Greift hier eine besondere Gnadenwirkung des heiligen Geistes ein, weil es ihm gefällt, sich hier zu offenbaren, so wird er auch in dem leiblich Kranken geistliche Gesundheit, Glauben, himmlische Weisheit und Liebe, göttlichen Frieden und Freude des Reiches Gottes entwickeln, oder vielmehr der Seele einflößen; und dieses ist dann der „allerschönste Preis" des Magnetismus; aber der Zoo-Magnetismus war nur Gelegenheit, gab öfters besondere Gelegenheit dazu, ist jedoch nicht im mindesten nöthig, um dieses Kleinod zu erwerben. Weil wir indessen zu träge sind, danach zu ringen, so ist es uns neuerer Zeit im Magnetismus zur Strafe vorgehalten worden, damit wir ohne denselben durch Glauben, Bitten und Anklopfen es suchen und uns nicht länger auf Menschenweisheit, welcher Art sie auch sey, verlassen sollen. Man vgl. Joh. Arndt's wahres Christenthum, besonders das 3te, 5te und 6ste Buch, und werde vor allen Dingen Nichts, wie dort geschrieben steht. Das ist die wahre Empfänglichkeit.

In der folgenden ausgehobenen Stelle (B. III. 75.) werde ich der Willkühr der Benennung beschuldigt, und beziehe mich hier zuerst auf das oben Gesagte. Es ist dabei in den angeführten Worten in der Ev. K. Z. ein Druckfehler: „nur von ihm Entzündetes," soll heißen: „neu von ihm Entzündetes." Der Beurtheiler sagt nun: „Wirkt eine Naturkraft, so ist der Zustand natürlich; wird eine Naturkraft mittelbar oder unmittelbar vom heiligen Geist erregt, so tritt ein übernatürliches Agens ein." Ich habe nicht gesagt: „vom heiligen Geist er-

regt;" sondern ich habe gesagt: „da die starre Natur durch eine sie meisternde Kraft frei wird" — „nicht als etwas neu von ihm Entzündetes ꝛc." Was aber „aus schlafender Naturkraft sich regt," das muß ein Zustand seyn, welcher über der jetzigen gemeinen Natur ist; und da die jetzige gebundene Natur des Menschen ursprünglich im göttlichen Ebenbilde, mithin in der Freiheit des heiligen Geistes stand, welches Eigenthum des Menschen in ihm verkehrt, verfinstert und gefesselt ist: so kann zwar nur eine gänzliche Verwandlung ihn zu seiner erstmaligen Würde erneuern, und erhöht diese sogar noch weit vermöge der göttlichen Kräfte der Erlösung; jedoch ist schon jede Art und jeder Grad der Entbindung des Innern zur Freiheit des Wahrnehmens, Empfindens, Wollens und Wirkens, etwas, worin das ursprüngliche Geistesleben sich wiederum regt und an den Tag gibt, sey es auch so wenig als es wolle. Dahin gehören eine Menge psychologische Erscheinungen. Das Wort mittelbar in jener Stelle der Blätter ist also der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes entgegengesetzt, und heißt so viel als: vermittelst der in die Urnatur gelegten Kräfte des heiligen Geistes kommt eine solche Entwickelung (nicht als Akt, sondern als Status, eine solche Entwickeltheit) auch von ihm her, wenn irgend eine meisternde Kraft, als nächstes Mittel, die starre Natur entbindet. Was dabei der Beurtheiler von der öfteren Abhängigkeit der manipulirten Kranken von ihrem Magnetisirarzt u. s. w. aus Schubert beibringt, gehört ganz wo anders hin; man kann von einer Seite frei seyn, und von der anderen gebunden. Sogar können die intellectuellen Kräfte des Menschen sich sehr frei bewegen, und die moralischen unter der Sünde gefangen seyn, oder auch umgekehrt. Man merke aber besonders Folgendes. Wenn einem leiblich Blinden das leibliche Gesicht geschenkt wird, so hat er die gemeine Naturfreiheit des Sehens wieder. Wenn einem seelisch Blinden, wie wir insgemein sind, das Gesicht für seelische Gegenstände, für das Fernsehen, Zukunftsehen u. s. w. sich aufthut, so hat er die mittlere Sehfreiheit; und diese kann er durch irgend eine Kraft oder Veranlassung, die nicht der heilige Geist ist, von innen oder außen erhalten, in ihrer Vollkommenheit und höchsten Beziehung aber, wie die biblischen Propheten, nur durch den heiligen Geist, wo er dann selbst recht eigentlich im Geist ist (ein Ausdruck, der auch wohl die Entzückung oder Ekstasis überhaupt bezeichnen kann), und wo sein Geist an diesem Schauen vollen Antheil nimmt. Daß aber das seelische Sehen an sich auch bei natürlichen, bei ungebesserten, ja bei sehr bösen Menschen statt haben kann, beweisen unzählige Beispiele.*) Endlich wenn wir gründlich erkennen unser Nichts, unsere Thorheit und Sünde, und den Heiland, der uns rechtfertigt, heiligt und selig macht: so schließt sich uns geistig Blinden das höchste Sehen, dessen wir im jetzigen Leben insgemein fähig sind, das Sehen unseres Geistes auch im Glauben,**) den allein der heilige Geist „neu entzündend" wirkt, und „unmittelbar erregt," als ein „übernatürliches Agens" (wobei es gleichgültig ist, ob wir leiblich und seelisch blind oder sehend sind), künftig aber, bei der verklärten Auferstehung des Leibes, uns alles Sehen, unschiedlich und im höchsten Grad, erneuern und erhöhen wird.

*) Seitdem die Bremer Missethäterin Gottfried geb. Timm Menschen vergiftet hatte, bekam sie Visionen, deren erste man mit Unrecht für bloß subjective Folgen der Gewissensbisse halten würde; denn sie sündigte höchst leichtsinnig fort.

**) Daher dann die Armuth des Geistes, Matth. 5, 3. vgl. Joh. 9, 39.

„Daß die Scheidung zwischen Natur und Geist Gottes nicht eine willkührliche, sondern eine von der heiligen Schrift gemachte ist," ist sehr wahr. Die heilige Schrift macht aber auf der anderen Seite keine Scheidung zwischen dem Geist Gottes, der die Natur hervorgebracht hat, und der sie wiedergebiert. Es ist ferner eben so wahr, daß die Wirkungen des Geistes Gottes in der heiligen Schrift und von Christo selbst häufig mit Naturwirkungen verglichen werden, eine Analogie, die ohne innere Verwandtschaft gar nicht möglich wäre. Es ist nicht minder wahr, daß Gott und sein Geist, persönlich in Naturformen, als Licht, Feuer, Wind u. s. w. sich bezeichnen und erscheinen. Doch wenn dieses der Beurtheiler aus Mangel an Erkenntniß des Zusammenhangs und der angestammten Symbolik der Dinge für unerheblich erklären wollte, so bleibt wenigstens übrig, daß Gott allerwärts wirksam, und, wenn auch durch Stellvertretung, gegenwärtig ist, außer in der Sünde, die denn diejenige Natur constituirt, welche mit Gott einen absoluten Gegensatz macht. Wenn er aber sagt: „Wo Höheres [soll wohl heißen Göttliches] sich im Magnetismus wirklich zeigt, da sind es die Wunder der Gnade im begnadigten Herzen des Kranken, nicht Wunder des Magnetismus als solchen" — so weiß ich nicht, wo ich jemals das Gegentheil gesagt hätte.

Man sage aber doch: War das Manna in der Wüste eine natürliche oder eine übernatürliche Speise? War es ein natürliche: wie kann es in der Schrift Himmelsbrodt und Engelbrodt heißen? War es aber eine übernatürliche: wie sagt doch der Herr, nein, Er sey das Brodt vom Himmel? Wer nun dieses beantworten kann (es ist zwar in den Blättern geschehen), der kann sich auch auf meines Beurtheilers Bedenklichkeiten antworten.

Man sage doch: War Bileam ein göttlicher Prophet oder ein teuflischer? War er ein teuflischer: wie nennt er denn Jehova seinen Gott, ob er gleich nicht von Israel war, und erhält Weissagung von ihm? War er ein göttlicher: wie geliebte ihm doch der Lohn der Ungerechtigkeit so, daß er Unzucht stiftete, und dafür ein Ende mit Schrecken nahm?

Man sage doch: Haben die Weisen von Morgenland (mit dem auffallenden Namen Magier betitelt) aus der Natur oder durch die Gnade gewußt, daß der Heiland geboren sey? Was trieb doch diese Heiden (denn daß sie Israeliten gewesen, ist eine ganz falsche Hypothese) zum Besuch im Jüdischen Lande? Und wie bekamen sie doch, als bloße Naturkündiger, Orakel im Traum gleich Joseph?*) Was war aber ihr Stern?

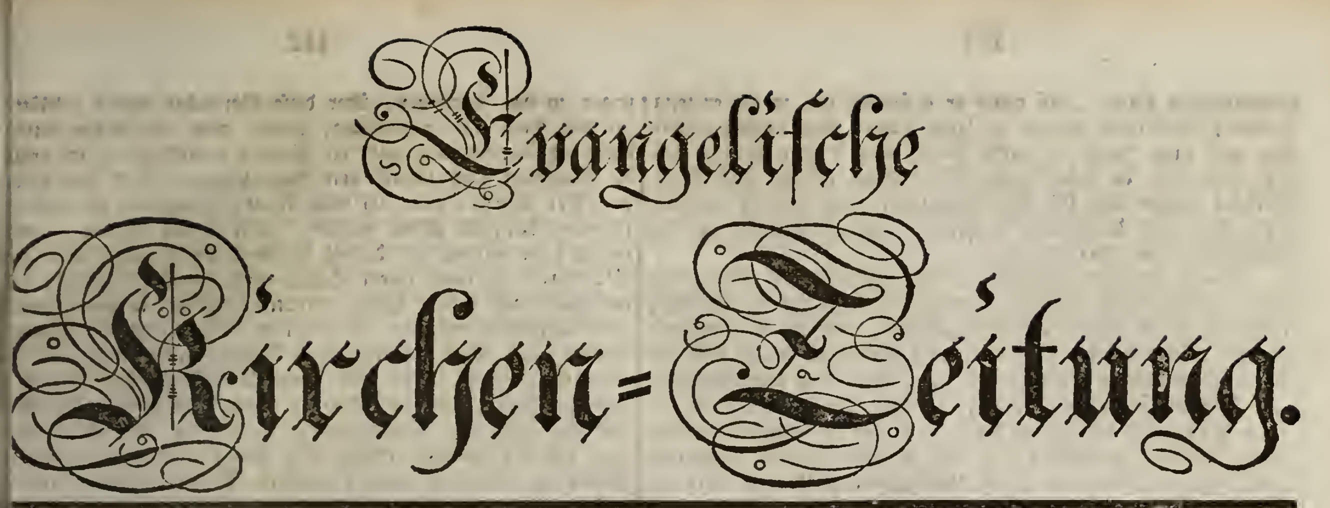
Ging es natürlich oder übernatürlich zu, daß Jacob durch die buntgeschälten Stäbe so viel Vieh gewann? — Was hat dem göttlichen Propheten Moses die Weisheit der Egypter genützt, daß er darin erzogen werden mußte, und worin bestand sie? — Warum wurden die Künstler der Stiftshütte mit dem Geist Gottes erfüllt, oder warum Simson von dem Geist des Herrn angethan, da er doch nur Muskelkraft zu üben hatte? Sind das etwa Hebraismen?

J. F. v. Meyer.

(Schluß folgt.)

*) Matth. 2, 12. und V. 22. stehen gleiche Ausdrücke.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 29. Juni. № 52.

Erklärung, den Magnetismus betreffend.

(Schluß.)

Aber ich werde gar umgekehrt angeklagt, daß ich die Sinnlichkeit und Materialität mit der Sünde verwechsele, während ich die Natur ehre, und sie mit der Gnade und dem Geist Gottes vermischen soll. Wie läßt sich das erklären? Unstreitig muß entweder mein Beurtheiler oder ich in den Unterschieden und Verwandtschaften nicht zurecht wissen. Wenn er aber bei einer Argumentation von mir sagt: „Herrscht hier nicht reine Verwirrung?" so finde ich keine, es sey denn die er selbst hineingetragen hat; es wird daher schwer werden, ihm meine Meinung zu verdeutlichen. Mag noch Folgendes hier stehen. Das Natürliche ist gar vielerlei; sofern es aber dem göttlich Geistigen und dem heiligen Geist entgegengesetzt ist, so ist es insonderheit 1) das Seelische und 2) das Materielle oder die gemeine Sinnenwelt, in deren Banden und Trieben die menschliche Seele durch die Sünde von Natur liegt, und mit ihr gemeinschaftlich so verdorben wie verkettet ist, daher sinnlich und seelisch hier gleichbedeutend wird. Aus diesem Grunde nennt die erste Epistel an die Cor. 2, 14. den unwiedergeborenen oder ungeistlichen Menschen einen seelischen (psychischen), d. i. bei dem die am Sinnlichen klebende Seele die Uebermacht über das edlere Bewußtseyn des Geistes hat; und wenn Luther das einen natürlichen (physischen) übersetzt, so ist es zwar mit obiger Bemerkung übereinstimmend, aber doch unscharf und untreu; die Berichtigung liest sinnlichen, weil dieses ein gemeinverständlicheres Surrogat für seelisch ist. Dies auf die Note S. 133. und auf beide Noten, über deren letzte jedoch schon oben das Weitere. Wenn nun der Beurtheiler an das Fleisch, an den Leib der Sünde und des Todes erinnert wird, und hiemit all das Unzählige verbindet, was die heilige Schrift in dieser Beziehung sagt und beispielsweise vor Augen hält: so wird er meine wahren Ansichten von Sinnlichkeit und Materialität nicht für unbiblisch erklären können. Alle fernere Consequenzen, die er mit vielen Worten aus meinen Aeußerungen zieht, würden sich ihm anders darstellen, wenn es mir möglich wäre, ihm diejenige Consequenz anschaulich zu machen, in welcher Gott und die Schöpfung von Oben herab durch die Leiter stehen, worauf Gottes Boten und Kräfte ununterbrochen auf- und niedersteigen. Weitere Erörterungen können nur zu Wortstreitigkeiten führen, welche am besten dadurch abgeschnitten werden, daß ich jedem Leser und dem Beurtheiler insonderheit seine Meinung lasse, sollte er auch in offenbaren Vorurtheilen befangen seyn (z. B. daß der Hades aus dem N. T. unerweislich sey), und auf 1 Cor. 4, 1 ff., besonders auf die Worte verweise: „Darum richtet nicht vor der Zeit 2c." Zum Schluß aber wollte ich mir noch zweierlei ausbitten, nämlich:

1) Daß, wenn man an meinen Sagopalmen etwas Genießbares findet, man das Uebrige denjenigen überlassen möge, die etwas daraus zu machen wissen. Denn das Palmengeschlecht liefert Mancherlei zu verschiedenem Bedarf, und selbst die „Stacheln" haben ihren Nutzen.

2) Daß, wenn mir freundliche Achtung bezeigt wird, solches nie auf Unkosten Anderer, z. B. des Dr. Kerner, geschehen möge; daß vielmehr, wenn Jemand aus seiner Erfahrung Dinge an den Tag gibt, die wir nie erlebt haben, die uns unglaublich scheinen und widerwärtig sind, wir ihn nicht sofort verurtheilen, sondern die Sache dahin gestellt seyn lassen und nur fragen mögen, ob ein solcher Mann sich als Gegner des christlichen Glaubens bewiesen habe oder nicht. —

Aber indem ich hiemit schließen wollte, werde ich später auf's Neue gemahnt, mich zu verantworten, wenn gleich der Angriff nicht ausdrücklich auf mich gerichtet ist. Es geht so in Einem hin, und hängt mit Obigem genau zusammen; es wird also nicht unerlaubt seyn, weil ich doch einmal reden soll. In dem Märzheft der Ev. K. Z. Nr. 22. wird in der Geschichte der Margaretha Peter zu Wildispuch der Wahn derselben, verlorene Seelen erlösen zu können, erklärt aus „einem in Süddeutschland besonders verbreiteten Irrthum," nämlich „der phantastischen Ansicht vom Hades, als einem unbestimmten, schwebenden Mittelreich, in welchem Bös und Gut in seltsamer Mischung kämpfend durch einander wogt, und zur Entscheidung des Kampfes oft menschliche Hülfe — von der [heißt es] die Schrift, selbst mißverstanden, nichts weiß — in Anspruch nimmt. Die sogenannte Seherin von Prevorst ist ein eben so bekanntes als klägliches Opfer dieses Wahns; sie ist aber auch merkwürdiger Weise ein Beweis, wie sehr sich der christliche Glaube dagegen sträubt u. s. w." Ganz anders, heißt es, hätten es die altgläubigen Prediger gemacht. „Sage dem Geist," belehrte grade vor hundert Jahren ein Sächsischer Prediger eine Bauermagd, die ihm über solche

Erscheinungen klagte, „daß wenn er gestorben sey, so sey er selig gestorben, und dann brauche er keine Hülfe, oder unselig gestorben, und dann habest du weder Beruf noch Pflicht, ihm zu helfen; sage ihm, du habest nicht in der Bibel gelesen, daß Abgeschiedene wieder auf der Erde erscheinen, um selig zu werden, wohl aber daß der Teufel erscheine in allerlei Gestalt, um die Menschen zu verführen!"

Dieses bequeme Dilemma ist nun grade so viel werth, wie seine hundertjährige Quelle, nämlich die damalige Kirchenlehre, besonders eines Theils der Evangelischen, daß die Verstorbenen alsbald entweder ewig selig oder ewig verdammt seyen, und daß alle, oft unläugbare Spukereien ganz allein dem tausendgestaltigen leidigen Satan zugehörten, worüber der dickleibige höllische Proteus des Erasmus Francisci verglichen werden kann. Etwas vorsichtiger hat sich in dieser Sache benommen der selige Spener in einem theologischen Bedenken über die Frage: „Ob nach der heutigen meisten Theologen Meinung alle Geister oder deren Erscheinungen pure und absolute vor Teufel oder Teufelsgespenster zu halten?" wo er antwortet: „Teuflische Gespenster und englische Erscheinungen können wir nicht läugnen; ob aber außer denselben beiden Arten noch andere Erscheinungen seyn mögen, darüber kann ich zu keiner Gewißheit kommen. Unmöglich kann ich alle solche Erscheinungen, davon mir manche bekannt worden sind, und an deren Umständen ich nicht zu zweifeln habe, dem Teufel zuschreiben; hingegen hat es auch viele Schwierigkeiten, wem ich sonsten dieselben heimschreiben wollte, maßen sich bald gefährliche Folgen vor Augen stellen" — nämlich die Furcht vor einem Riß in die angenommene Kirchenlehre.

Ich habe mehrmals über den Hades geschrieben, zuerst in dem so betitelten Büchlein zur Vertheidigung meines sel. Freundes Jung-Stilling, hernach in den Blättern und anderwärts. Wenn nun der Verfasser des angeführten Aufsatzes den Hades (nebst der Fürbitte und Predigt des Evangeliums an die Todten) einen Irrthum, einen Wahn schilt, und ihn ferner als phantastisch zu charakterisiren sucht: so wird es erlaubt seyn, ihm zu sagen, daß er übel unterrichtet sey. Daß die Seherin von Prevorst ein klägliches Opfer dieses Wahns, zugleich auch ein Beweis sey, wie sehr sich der christliche Glaube dagegen sträubt, ist etwas durchaus Neues, das nur in der Verstellung des Verf. entstanden. Es wäre fürwahr besser, Dinge, von denen man nichts weiß, dahin gestellt seyn zu lassen, wie der ehrwürdige Spener, und für das Eine, das Noth ist, mit seinen eigenen Waffen zu streiten, als diejenigen anzufechten, welchen zu gleichem Zweck andere, und wohl nicht unweisere verliehen sind. Jener Tadel geht allerdings mich an, der von sich reden soll.

Es kommt aber noch etwas Weiteres. Es heißt dort: „Ein anderer Satz dieser Lehre" (des Vicar Ganz, der auf die Schwärmer zu Wildispuch so großen Einfluß hatte) „ist der, daß das eheliche Verhältniß eine Folge des Sündenfalls sey, ein Satz, der hinreicht, um einen Blick auf eine lange Kette von Irrthümern thun zu lassen, welche zwar zunächst nur die Geschichte der Schöpfung und des Paradieses betreffen, aber eben deswegen die gesunde biblische Totalansicht des Urzustandes und der menschlichen Natur, wie sie war und seyn soll, auf das Heilloseste verkehrt. Augenscheinlich entspringt daraus die falsche Ascese, die wir schon früher bei Morf wahrnahmen, in der Ganz ihn bestärkte, und welche, da er dieser teuflischen Lehre (1 Tim. 4, 1 ff.) folgte, gewiß nicht wenig dazu beitrug, daß er der Versuchung unterlag."

Ich war vermuthlich der erste, der, außer den kurzen Anzeigen in den Zeitungen, über diese Geschichte schrieb (Blätter, 5te und dann 6ste Sammlung, welche man nachzusehen bittet), daher ich damals auch noch die Namen unterdrückte; ich erhielt die Nachricht sehr schnell von Augenzeugen. Daß der Leutpriester Meyer (den ich nicht kenne) gleichzeitig mit mir geschrieben hat, ist jedoch möglich. Die letzten Worte: „nicht wenig dazu beitrug ꝛc." könnte ich durch Particularia bestätigen Margaretha hatte ihrem Schwängerer zuvor die leibliche Gemeinschaft mit seinem Weibe verboten, und fiel in einem schwachen Augenblick mit ihm. Wenn nun dieses (wie der Zwangs-Celibat) mit Recht ein teuflisches Verbot heißen kann, und das eheliche Verhältniß keine Folge des Sündenfalls ist: so ist doch die Lehre, daß die thierische Natur des jetzigen Menschen mit der Art ihrer Fortpflanzung eine Folge des Sündenfalls sey, daß die leibliche einfache Ehe dem entstandenen fleischlichen Triebe zur Ordnung gegeben worden, die für Manche drückend und ein Gegenstand der Selbstverläugnung, und deren Wohltha für Manche nicht einmal zu erringen ist, und daß die Keuschhei eine christliche Tugend sey, keine teuflische Lehre. Diese Lehre, die durchaus nicht mit dem schwärmerischen Verbot des ehelichen Beischlafs verwechselt werden darf, verkehrt auch nichts, un bringt keine falsche Ascese hervor, sondern bringt das Verkehrte und Heillose zurecht, und gibt Aufschluß über die tausend Räthsel und Qualen des jetzigen Geschlechtsverhältnisses, ja des ir dischen Lebens überhaupt. Was der Verf. für gesunde biblisch Totalansichten von dem Urzustand und der menschlichen Natur hat und wie er Matth. 19., 1 Cor. 7. und viel Anderes in der heiligen Schrift erklären will, wird ihm mit Vergnügen anheimgegeben; er warte nur noch ein wenig damit. Wahrscheinlich ha er hin und wieder etwas bei mir gelesen, das ihn in Eifer gesetzt hat, wie der Hades. Daß ich jedoch bei dem jetzigen Zustande des Menschen die leibliche Beiwohnung der Ehe für Gottes Ordnung halte bei Allen, denen nicht ausnahmsweise da Gegentheil gegeben ist (Matth. 19, 11.), wird man hoffentlic schon meiner gesunden Vernunft zutrauen, wonach ich nicht wäl nen kann, daß die Welt aussterben soll. Ich glaube es abe auch längst erklärt und bewiesen zu haben.

Was man übrigens über mich und meine Schriften fern in der Ev. K. Z. direct oder indirect sagen mag, darauf sey m vergönnt zu schweigen, indem die Zeit Manchem, der mich z richten vermeint, von selbst klar machen möchte, was eine dreißi jährige Führung in den Wegen Gottes mich gelehrt hat.

J. F. v. Meyer.

Litterarische Anzeige.

„Der Tod des ältesten Sohnes. Von Cäsar Malan, Evan gelischem Prediger in Genf. Aus dem Französischen. Zu Besten des Martinstiftes in Erfurt." — Erfurt, im Martin stifte und in der Maring'schen Buchhandlung (F. W. Otto Ladenpreis $7\frac{1}{2}$ Sgr. 1831.

Der bekannte kräftige Beweis: „Komm her und siehe dürfte auch für diejenigen gelten, welche sich noch nicht mit de Gedanken befreunden können, daß unter anderen Zeugnissen fi die Wahrheit auch der christliche Roman seine Geltung hab Begreiflich ist es freilich, daß der schreckbare Mißbrauch der Dic tung aller Art, der namentlich in unserer Zeit nicht allein al Schranken und Dämme der inneren Wahrheit, sondern auch d Zucht und Sitte durchbrechend, grade diese Form der Poesie a meisten geschändet hat, manchen wahren Jünger des Herrn geg diese Form christlicher Lehrweise am meisten und am längst mit Mißtrauen und Widerwillen erfüllen muß. Als christlich

Roman dürfte daher vielleicht auch vorliegendes Büchlein, obschon ganz ohne seine Schuld, hie und da Vorurtheile zu besiegen finden, und es dürfte Mancher aus Mißtrauen verleitet werden, sich und den Seinigen den Segen desselben zu verkümmern, oder wohl ganz vorzuenthalten. Dazu kommt noch, daß so Viele von denen, welche sich bisher an diese Gattung christlicher Dichtung und Belehrung wagten, wenig oder gar keinen Beruf dazu hatten, und daß sie bei dem allmählichen Bankerutt der weltlichen Kunst hinsichtlich des Stoffes nur zu oft aus bloßer Verzweiflung in das Gebiet des christlichen Lebens hineinbrachen, und einige heilige Gaben daraus entwendeten, um sie dann ganz auf die unheilige und selbstsüchtige Weise dieser Welt zum Zeitvertreib und Gelderwerb zu benutzen. Ja selbst bessere Erscheinungen dieser Art erinnerten nur zu oft an das Wort des Apostels, womit er seine Epistel schließt: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern," und ließen das Element ungebrochener Weltliebe, Selbstbespiegelung und Eitelkeit nur zu sichtbar durch die Hülle des christlichen Gewandes hindurchblicken. Endlich ist auch der Ernst unserer Zeit von der Art, daß man es nicht leicht begreiflich findet, wie ein um sein Seelenheil und um das Heil der Kirche ernstlich besorgtes Gemüth sich mit Poesieen befassen könne, die bei aller Reinheit des Stoffes und der Form dennoch einem bloßen Spiele ähnlicher, als einem zeitgemäßen und heiligen Ernste seyn dürften, und die daher wohl für friedliche, aber nicht für so kriegerische Zeiten passen möchten, als die unseren sind. Allen diesen Bedenklichkeiten, die wir als Zeichen eines wahren ungefärbten Glaubens achtungsvoll anerkennen, setzen wir weiter keine anderen Gründe als die der Erfahrung entgegen. Wenn ein aufrichtiger Israelit, ein Nathanael, fragt: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen," und wenn ein wahrhaft christliches Gemüth bedenklich zweifelt, ob ein christlicher Roman etwas wahrhaft Reines und Heiliges enthalten und geben könne, oder ob er nicht am Ende eine Entwürdigung des Heiligen zum eiteln Spiele sey: so begnügen auch wir uns mit der Antwort: „Komm her und siehe." Lies dieses Büchlein eines gottseligen Mannes, und urtheile dann selbst. Wir hoffen, daß dann ein christlicher Leser die Hand auf den Mund legen, und sich von einem Vorurtheil befreiet sehen wird, welches übrigens, wie gesagt, sehr natürlich und begreiflich ist, ja für einen gewissen Standpunkt persönlicher Gefahr sehr heilsam seyn kann. Denn allerdings müssen wir die Abwesenheit dieses Vorurtheils bei manchen halberweckten und unlautern Gemüthern nicht als Beweis von wahrer Gottseligkeit und einer durch Kreuz und Erfahrung gewonnenen christlichen Freiheit, sondern bloß als das Zeichen fleischlicher Sicherheit und ungebrochener Weltliebe erkennen. Allein, dabei bleibt es doch immer ein Vorurtheil, das nur eine Zeitlang und für Einzelne als Krücke dienen kann, und welches bei einem wahren Fortschreiten in der Gottseligkeit nothwendig von selbst fallen muß. Das Lesen dieses trefflichen Büchleins dürfte daher nicht Wenigen einen doppelten Nutzen gewähren. Der reiche evangelische, aus der Tiefe des göttlichen Wortes und aus der Fülle christlicher ernster Erfahrungen geschöpfte Stoff ist ganz dazu geeignet, eine gesunde Erbauung zu gewähren. Namentlich ist es eine sehr practische und ergreifende Darstellung von der Lehre der Rechtfertigung, welche als glänzender Lichtpunkt in der Geschichte hervortritt. Dies ist der eine Nutzen des Büchleins. Dazu kommt, daß sich mancher Leser alsbald von dem erwähnten Vorurtheile befreit sehen dürfte, welches doch immer mit mehr oder weniger anderen verschwisterten falschen Ansichten zusammenhängend, auch manche practische Mißgriffe und gesetzliche Härten in sich verbirgt. Letztere aber beschränken bekanntlich den segensreichen Einfluß auf Ungläubige nicht wenig, erwecken manchen unnützen Streit und zersplittern oft, zum Schaden für die gute Sache, die Kraft der Gnade.

Wir gehen jetzt mit unseren Lesern den Inhalt des Büchleins kürzlich durch, doch so, daß wir das Beste darin nur ahnen lassen, um dieselben wo möglich zum Selbstlesen zu bewegen. Es ist dieses Büchlein in Briefen geschrieben. Ein junger Studirender, auf einer Ferienreise begriffen, berichtet einem Freunde von den täglichen Ereignissen derselben. Der erste Brief erzählt die Ankunft Hippolyt's (so heißt der Briefsteller) auf einem Schlosse, in einer ächt christlichen Familie, die auch seinem Correspondenten recht wohl bekannt war. Karl, der älteste Sohn des Hauses, ebenfalls ein Studirender, ein Freund Arthur's (so heißt der Correspondent) und Hippolyt's, ist schon seit mehreren Tagen ebenfalls, wiewohl vergebens, erwartet worden. Die Familie ist deshalb etwas besorgt. Einige liebliche Betrachtungen über die Natur, die an Gotthold's zufällige Andachten erinnern, so wie die Schilderung einer häuslichen Erbauung, beschließen den ersten Brief.

Zweiter, dritter und vierter Brief.

Ein reitender Bote meldet Karl's baldige Ankunft, berichtet aber auch zugleich, daß er unterwegs gefährlich krank geworden sey, und als Kranker in den nächsten Tagen eintreffen werde. Der Bericht des Arztes läßt auf große Gefahr schließen. Karl kömmt mit seinem Arzte an, sein Fieber ist aber so heftig, daß der Arzt selbst den Besuch der bekümmerten Eltern im Krankenzimmer verbieten muß. — Zu bemerken ist noch, daß Karl bisher alle christlichen Ermahnungen seiner Eltern hartnäckig zurückgewiesen hat. Er ist der Einzige in einem seligen christlichen Familienkreise, welcher der mächtigen Ansprache elterlicher Liebe, so wie den Bitten einer liebenden Schwester widerstanden hat, und der also von den christlichen Segnungen der Familie bisher ausgeschlossen geblieben war. Die Sorge für sein ewiges Heil überwiegt daher bei weitem den elterlichen Schmerz bei dem Gedanken an einen nahen Tod desselben. Der Arzt, ein gelehrter, gebildeter und geschickter Mann, aber zugleich auch ein heftiger Feind des Evangeliums, sucht alle religiöse Einwirkung auf seinen Patienten abzuwehren. Sehr interessante und ganz aus dem Leben gegriffene Scenen zwischen ihm und den Eltern machen diesen Theil des Büchleins sehr unterhaltend und erbaulich zugleich. Der Arzt erklärt nicht ohne nachdrückliche, ja bittere Bestimmtheit, daß diese Art schwärmerische Einwirkung auf den Kranken seinen Tod herbeiführen, oder doch beschleunigen werde. Die Eltern dagegen erklären eben so bestimmt, daß sie lieber ihren Sohn verlieren, als ihn in solchen Augenblicken ohne evangelische Zusprache lassen wollten. Der Arzt schweigt und fügt sich, wiewohl nicht ohne fortgesetzte Erklärung und heftige Angriffe gegen die Evangelische Wahrheit, in das Unvermeidliche. Jetzt kommt auch ein gläubiger Geistlicher auf dem Schlosse an. Er geht zum Kranken, und seine Gespräche mit ihm sind scharfe, geflügelte und treffende Pfeile aus dem Köcher der Wahrheit in das Herz des Kranken, welches noch von Weltliebe und Selbstgerechtigkeit voll, einer heilsamen Verwundung bedurfte. Diese Behandlung des Kranken ist so musterhaft, daß man diesen Theil des Büchleins nur mit großer Rührung, ja selbst mit Nutzen für die Seelsorge lesen kann. Der Kranke, von dessen geängsteter Seele allmählig das Schuldbekenntniß unter Schmerzen geboren wird, erkennt den verdammlichen und Gott entfremdeten Zustand, in dem er sich bisher befunden. — Noch aber sträubt sich das eigenwillige Herz gegen das Wort vom Kreuze, und gegen die demüthigende Lehre: daß wir ohne alles Verdienst allein durch

den Glauben gerecht werden sollen und können. Umsonst sucht er in sich selbst einen Ausweg aus dem Labyrinthe, in dem er sich befand, und eine Rettung aus dem Fluche des Gesetzes. Endlich bricht das Licht der Gnade hindurch. — Das Blut der Versöhnung, die Fülle des Heiles in dem Leiden desjenigen, der als Hirte seiner Schafe für die Heerde geschlagen worden ist; das für uns verdienstliche Ringen des Fürsten des Lebens mit Tod und Teufel, seine Seelenangst und sein Seufzen unter dem heiligen Zorngerichte des Vaters — dieses in alle Ewigkeiten tönende Lied von dem Lamme, das erwürget war — alles dieses bricht wie ein Strom des Lebens in die geängstete Seele des Sterbenden. Die Schilderung des allmähligen, anbetenden, sich über Grab und Tod, ja über alle Himmel erhebenden Staunens einer erwachenden Seele über solches neue Licht, ist frei von aller romanhaften Uebertreibung und so ganz nach der Natur geschildert, daß Jeder, der eigene Erfahrungen von dergleichen Scenen am Krankenbette hat, nur die reichste Selbstanschauung des Verf. darin erkennen kann. — Besonders rührend ist noch die sichtbare Umwandlung einer bloß natürlichen, in die brüderlich-geistliche Kindesliebe, und es gehört mit zu den Schönheiten des Büchleins, daß es alle wohlbekannten Lebenszeichen einer vom Tode erwachenden Seele wenigstens in einzelnen Silberblicken auf dem Sterbebette schnell nach einander aufleuchten läßt. — Es wird mit einem Worte ein geistliches Geburtsfest am Sterbebett des Erstgeborenen gefeiert, welches der Himmel so fühlbar mit zu begehen pflegt. Wie sich nun der Kranke durch das Zeugniß des heiligen Geistes innerlich als Kind Gottes versiegelt weiß, mit frohem Erstaunen die reichlich zuströmende Fülle kräftiger Erkenntniß offenbart, und sich mit den Anwesenden im Geiste so Eins fühlt wie noch nie, bittet er noch um die Erlaubniß, das Hausgesinde um sein Bett zu versammeln, damit es sein Sündenbekenntniß und die Versicherung seiner Begnadigung von ihm selbst vernehmen könne. Wie Manchen hat er geärgert, dem er abbitten muß, wie Manchem ist er Dank für Beweise der Liebe schuldig, die er verkannt und verachtet hat. — Die Eltern, welche eine zu große Erschöpfung fürchten, setzen sich anfangs dagegen, geben aber doch zuletzt nach, als er auf seiner Bitte beharrt. Die Leute kommen also, und es fließen, nach des Herrn Verheißung, Ströme des lebendigen Wassers auch von seinem sterbenden Leibe. Selbst der Arzt wird bewegt, und scheidet mit dem Geständniß, daß die hohe Burg seiner Selbstgerechtigkeit und des Stolzes auf sein Wissen mächtig erschüttert sey. — Nach diesen Ergießungen der Gnade versucht es der Feind noch einmal, seine Beute festzuhalten. Schwere Anfechtungen lassen dem Sterbenden das Wasser bis an die Seele kommen. Ob es auch gewisse Wahrheit und keine Täuschung sey, was er so lebendig erfahren? Ob es wirklich einen Heiland gebe, der alle unsere Sünde auf sich genommen, und wenn es einen gibt, ob seine blutige Versöhnung auch grade ihn nicht ausschließe? — Diese und ähnliche Zweifel thürmen sich wie schwere Wetterwolken auf. Doch der Herr ist nahe denen, die zerbrochenes Geistes sind. Die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg. Der rechte Kämpfer wird auch hier gekrönt, und geht mit Segen und Halleluja von den Glückwünschen der obschon tief verwundeten Eltern und Freunde begleitet in die Wohnungen des Friedens hinüber.

Dieses ist die einfache Geschichte. — „Also eine Bekehrungsgeschichte? — Nun ja, das ist das ewige Einerlei von Buße, Anfechtung, Bekehrung, Wiedergeburt, Erleuchtung, wie es immer und immer wiederkehrt, das ist das alte Lied, das wir so oft und so eintönig von euch vernehmen." — So hören wir Manche von denen höhnend entgegnen, welche es wahrscheinlich vergessen haben, daß ihre Romanhelden das ewige Einerlei von Liebe und Leiden, von Treue und Untreue, Jammer und Jubel, von Trennungen und Hochzeiten darstellen. Wie kömmt es doch, daß ihr dieses ewigen Einerlei nicht satt und müde werdet? — So lange dieses nun nicht geschiehet, so laßt wenigstens auch unsere Weise gelten. Allerdings tönt auch hier ein uraltes Lied, ein Lied, das schon David und Jesaias sangen, nämlich das Lied vom Lamme, das erwürget ist, und welches würdig ist zu nehmen Preis, Macht, Anbetung und Ehre. Wohl dem, der nicht müde wird, dieses Lied im Glauben mitzusingen. Wohl dem, welchem Christus das Brod des Lebens stets neu und schmackhaft ist, und der sich noch im hohen Alter mit den Engeln Gottes über einen Sünder freuen kann, der Buße thut. So viel von dem Guten und Schönen an dem Büchlein. Dabei können wir aber einige Mängel daran nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Was nämlich zuerst den Titel betrifft, so wäre es wohl besser, wenn er den Ausgang der Geschichte nicht enthielte. Es ist dieses ein Verstoß gegen eine an sich gültige Regel. Der Titel muß bloß die Hauptidee eines Buches andeuten, nicht den Ausgang der Geschichte, welche als Träger derselben, so zu sagen als bloße Lesemutter dient. Eben so wäre es wohl gut gewesen, wenn der Herr Verf. seinen reichen und ernsten Stoff nicht so sehr zusammengedrängt hätte. — Der Leser wird zu schnell von einer ergreifenden Scene zur anderen geführt, und es bieten sich im Ganzen zu wenig Erholungs- und Ruhepunkte dar. Für einen Tractat paßt solche didaktische Fülle wohl, nicht aber für einen christlichen Roman. — Uebrigens gereicht dieses dem Verf., von einer anderen Seite betrachtet, eher zum Lobe als zum Tadel. Denn es wäre ihm wohl ein Leichtes gewesen, durch Einwebung einer reicheren und bestimmteren Charakteristik der handelnden Personen und einiger minder ergreifenden und ernsthaften Begebenheiten, so z. B. von Spaziergängen, ländlichen und häuslichen Friedensscenen, Besuchen u. s. w. diesen Mangel zu ersetzen. Daß aber der Verf., von seinem großen Gegenstand übernommen, diesen nicht ganz unwichtigen Theil einer Dichtung übersehen hat, dieses dürfte ihm wohl leichter zu vergeben seyn, als wenn er, wie so manche Andere, die innere Salbungslosigkeit mit allerlei plastischem Spielwerk übertüncht hätte. Dennoch bleibt es immer wahr, daß eine solche wohlgeordnete plastische Vertheilung des erbaulichen Stoffes in einer Erzählung nicht bloß für weltliche, sondern auch für gläubige Leser sein Gutes habe. Namentlich dürfte mancher finstere Erdensohn, dem die Sprache der Seligen begreiflicher Weise wie ein schauriger Schwanengesang vorkommt, durch diese etwas schwerfällige Häufung des geistlichen Stoffes abgestoßen, das Büchlein zu seinem großen Schaden vielleicht früher aus der Hand legen, ehe er es bis zu Ende gelesen hat. Sollte demnach diese Art christliche Poesie allmählig Eingang finden, so dürfte die Berücksichtigung dieser an sich wichtigen plastischen Regel vielleicht von Bedeutung seyn. Namentlich müßte die persönliche Charakteristik der handelnden Personen sorgfältiger gehalten werden, als es hier geschieht. Denn es ist nicht genug gethan, daß man denselben das Wort der Wahrheit in den Mund legt. So wie das Leben selbst den Glauben in vielfachen Gestalten und in unendlicher persönlicher Mannichfaltigkeit erscheinen läßt, eben so muß auch eine solche Dichtung einem Garten gleichen, worin von der Sonnenblume bis zum Veilchen herab eine jede Pflanze des himmlischen Vaters auf ihre eigene Weise von dem Born des Lichts und des Lebens trinkt und zeugt. Dazu kömmt, daß die Schüler der bloß weltlichen Dichtung auf diesem plastischen Gebiete eine Art Verjährungsrecht exerciren, mithin, wie kraft eines Privilegiums, ihre Geißel gegen diejenigen erheben, die sich darauf zu ergehen wagen, und daß man ihnen ohne Noth nicht Gelegenheit zu irgend einer Rüge geben muß.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß Eltern ihren erwachsenen Kindern, so wie Freunde den Freunden und Lehrer den Schülern ein sehr passendes Geschenk mit diesem Büchlein machen können.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Einladung zur Subscription.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin wird erscheinen:

Geschichte der teutschen Reformation,

von

D. Philipp Marheineke,

ordentl. Professor an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität und Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin; Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse.

Zweite verbesserte und vervollständigte Auflage. 3 Theile. 8.

Dieses Werk, dessen erste zwei Theile zuerst zum Reformationsjubiläum des Jahres 1817 erschienen, hat durch die darin versuchte eigenthümliche Darstellung der Reformation in dem ursprünglichen Lichte und der alterthümlichen Denk- und Rede-Weise, mit Verläugnung alles eigenen vorgreifenden Urtheils raisonnirender Klugheit, — wodurch die Wahrheit und Lauterkeit der Geschichte dieser denkwürdigen Begebenheit nur zu oft und zu sehr entstellt worden ist, — eine solche Theilnahme bei christlich gesinnten Gemüthern gefunden, daß die erste nicht geringe Auflage sehr schnell vergriffen worden ist. Mancherlei andere Studien hinderten indessen seit mehreren Jahren den Verfasser, eine neue Ausgabe zu bearbeiten.

Bei der Säkularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession war aber die Nachfrage deshalb bei ihm so anhaltend und dringend, daß er, theils hiedurch angeregt, theils durch den Geist jenes Festes neu bewegt, sich entschlossen hat, nicht nur die nöthige neue Auflage der ersten zwei Bände, mit mancherlei Verbesserungen und Zugaben zu veranstalten, sondern auch den dritten Band hinzuzufügen, und so die Geschichte bis zu Luthers Tode und dem Religionsfrieden herabzuführen, und damit das Werk in demselben Sinn und Tone, worin es begonnen worden, zu beendigen. — Möge dies Buch, — dem von allen Seiten das Zeugniß gegeben worden ist, daß eine reinere Anschauung von dem Werke der Glaubensverbesserung, als durch ihn, nicht wohl zu erreichen sey, und daß es den Leser in die große That und Verhandlung jener Zeit selbst versetze, — auch bei seinem neuen Erscheinen, wie früher, segensreich wirken, und zur Belebung und Befestigung des ursprünglichen evangelischen Geistes beitragen!

Wir werden dieses werthvolle Werk auf gutes weißes Papier mit neuen Lettern drucken, und wollen, um es auch

minder Bemittelten zugänglich zu machen, für diejenigen, welche bis Ende dieses Jahres darauf unterzeichnen, für sämmtliche drei Theile den mäßigen Preis von $3\frac{1}{3}$ Thlr. statt finden lassen, wovon die eine Hälfte bei der Unterzeichnung, die andere Hälfte bei Empfang der ersten beiden Bände (zur Oster-Messe 1831) zu entrichten ist. — Der Ladenpreis wird ein Drittel höher seyn. — Die Besitzer der ersten Auflage von Th. 1. 2. können den dritten einzeln erhalten.

Bestellungen nehmen alle solide Buchhandlungen an.

Ferner ist daselbst herausgekommen:

D. Theodor Heinsius

(ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium)

Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft.

Vierte, durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe.
5 Theile. 8. 1825—1830. 5 Rthlr.

Diese neue sehr bereicherte und verbesserte Auflage eines für die Erlernung der Muttersprache schon längst als nützlich anerkannten Werkes, ist nun vollendet, indem dazu auch vor Kurzem der fünfte Band erschienen ist. Selbiges vereinigt, wie bekannt, alle Hülfsmittel, die dem Lehrer und Lernenden, zum Unterricht sowohl als zur Uebung in der deutschen Sprache erforderlich sind, von einem Schriftsteller, dessen Ruf durch seine vieljährige Wirksamkeit hinlänglich gegründet ist, wie denn seine „kleine Sprachlehre für Schulen und Gymnasien" (12te Auflage. Berlin 1829 $\frac{1}{2}$ Rthlr.) bereits vielfältig eingeführt wurde. Die Einrichtung des Ganzen geht aus folgender Uebersicht der Titel jeder einzelnen Abtheilung hervor.

Band 1. Sprachlehre der Deutschen. $1\frac{1}{3}$ Rthlr.
Band 2. Vorschule der Sprach- und Redekunst, oder theoretisch-praktische Anleitung zum richtigen Sprechen, Schreiben und Verstehen der deutschen Sprache. $1\frac{1}{2}$ Rthlr.
Band 3. Der Redner und Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. $\frac{2}{3}$ Rthlr.
Band 4. Geschichte der deutschen Litteratur, oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen bis auf die neusten Zeiten. $1\frac{1}{2}$ Rthlr.
Band 5. Stoff zu Ausarbeitungen, freien Vorträgen und Reden, in einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben, Stylproben und Dispositionen. Ein Handbuch für Lehrer. 1 Rthlr.

Mit diesen besonderen Titeln ist auch jeder Band für die angezeigten Preise einzeln zu haben. Dieser schon sehr gering gestellten Preise ungeachtet, wird dem Käufer des Ganzen doch noch eine Erleichterung gewährt, indem dieses (142 Bogen) ihm fast 1 Thaler wohlfeiler, für 5 Thaler erlassen wird, wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Unterzeichneter bestellt hiedurch bei der Buchhandlung

Exemplar Marheineke, Geschichte der teutschen Reformation. 2te Ausgabe. 3 Theile.

Exemplar Heinsius' Teut oder Lehrbuch ꝛc. 4te Ausgabe. 5 Theile.

, den 183

(Name)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

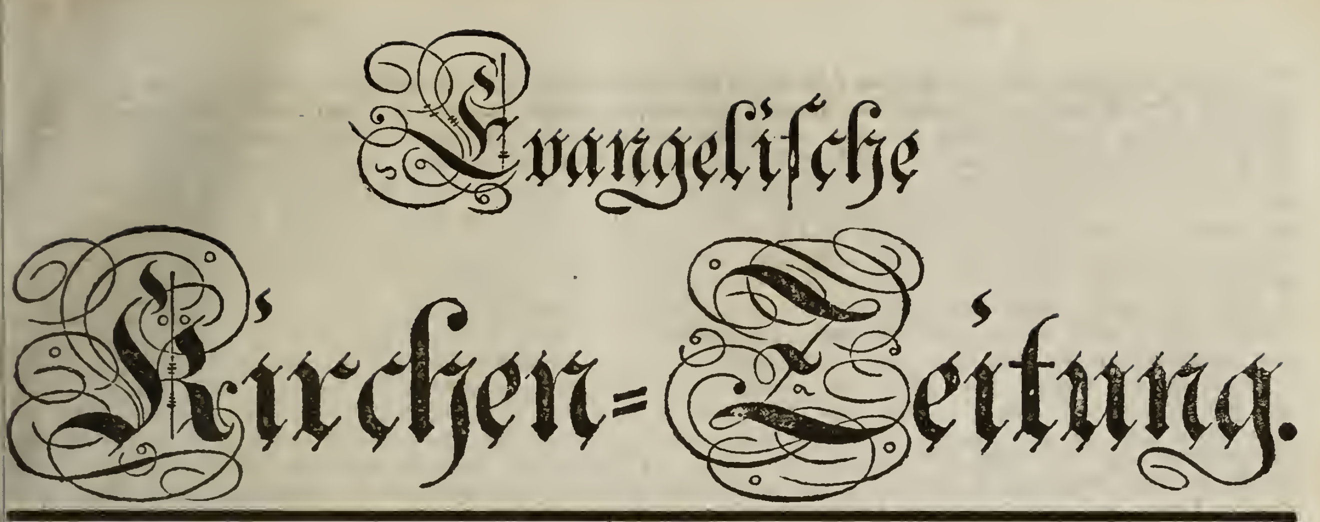
von

E. W. Hengstenberg,
Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzt. ord. Professor an d. Universität zu Berlin.

Neunter Band.

Juli bis December 1831.

Berlin,
bei Ludwig Oehmigke.



Berlin 1831. Sonnabend den 2. Juli. № 53.

Ueber Catechismen, besonders in Hinsicht auf den an sie zu machenden Anspruch auf kräftige Mithülfe zur Wiederbegründung einer lebendigen Christenthumserkenntniß in den Evangelischen Gemeinden, mit Bezugnahme auf die Schrift: „Leitfaden für den christlichen Religionsunterricht." Berlin, bei Duncker und Humblot. 1831. kl. 8. 71 S.

Wir dürfen es auf den Grund leidiger Erfahrungen dreist behaupten, die grob rationalistische und dem biblischen Christenthume, selbst in so weit es Lehre ist, widrige Denkungsart, die in der großen Masse der Evangelischgenannten dieser Zeit verbreitet ist, schreibt sich im Ganzen immer noch weniger her von dem Verschweigen der Bibellehre bei'm Religionsunterrichte, durch welches man den meisten Genossen der jüngeren, jetzt den Zeitton bestimmenden Generation, die Evangelische Wahrheit vorenthalten hat, auch weniger von den durch Stadt und Land außerhalb der Schriftlehre sich bewegenden Predigten und kirchlichen Vorträgen, auch weniger von den fast in allen geselligen Kreisen des großen Haufens gemein gewordenen geringschätzigen und spottenden Reden über Gottes Wort, alten Glauben, Frömmigkeit, Beten u. dgl., als vielmehr von der nun schon während eines Zeitraums von drei, vier Jahrzehenden, unter Darreichung eines gereinigt geheißenen, leichter faßlichen und bequemeren Christenthums im Unterrichte der Jugend, geflissentlich betriebenen Ableitung und Verführung der Gemüther von der wahren Evangelischen Lehre, welchem Treiben die von dem rationalistischen Zeitgeiste eingegebenen zahlreichen Catechismen die größesten Begünstigungen bereitet haben. Wer selbst, wie Schreiber dieses, — es zählt derselbe fast vierzig Jahre — schon in früher Kindheit einen aufklärerischen, gegen alles Wunderbare in der heiligen Geschichte und gegen alles der sogenannten gesunden Vernunft Unbegreifliche, Verdacht einflößenden Religionsunterricht, und zwar in einer gemeinen Bürgerschule, empfangen hat; — wer hierauf, wie Schreiber dieses, in den Classen des Gymnasiums unter dem Namen Religion, kaum je etwas Anderes gehört hat, als zuerst breite Declamationen über Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Fleiß, Ehrgefühl rc., wie sich etwa durch das Zuspätkommen eines Schülers, durch einen Schmutzfleck in einem Exercitienbuche, durch eine flüchtig gefertigte Arbeit rc. dem Lehrer der gewünschte Anlaß dazu bot, sodann trockene, schematisirte Darstellungen der Pflichtenlehre nach Maaßgabe der herrschenden Popularphilosophie, nachher das positiv Christliche, das etwa noch in den Paragraphen des Niemeyer'schen Lehrbuches dem Schüler begegnete, verwässernde Tiraden, verbunden mit verständelnden Erläuterungen einzelner Abschnitte der Evangelien nach Anleitung des Paulus'schen Commentars, und endlich die bekannten — allerdings mit einer gewissen Eindringlichkeit dargereichten *) — Beweisführungen für das Daseyn Gottes, für die Unsterblichkeit der Seele, für die moralische Nothwendigkeit des Uebels in der Welt, denen sich auch wohl propädeutische Erörterungen über einzelne Objecte der wissenschaftlichen Theologie anreiheten; — wer es ferner, wie Schreiber dieses, aus Erfahrung weiß, daß von Jahr zu Jahr eine gleich ihm in der Unterweisung zur Gottseligkeit arg versäumte Jugend, deren Genossen künftig in die Reihen der Gebildeten und voraussetzlich auch im Christenthum Wissenden einrücken sollten in der sechs-, höchstens achtwöchentlichen, etwa nach Ribbeck's Leitfaden zum christlichen moralisch-religiösen Unterrichte rc. und ähnlichen Lehrbüchern, ertheilten Confirmandenunterweisung der Geistlichen ebenfalls nicht viel oder gar nichts Besseres, als in den Religionsstunden der Schule, dargereicht bekommen hat; — wer, wie Schreiber dieses, nicht über die spätere Verminderung, sondern Vermehrung dieses Unwesens auf den Gelehrtenschulen, beson-

*) Die Pietät gestattet es dem Ref. nicht, die Anmerkung zurückzuhalten, daß dem hiebei ihm vorschwebenden, sehr ausgezeichneten Schulmanne — er war des Gymnasiums Rector — das dankbarste und hochachtendste Anerkenntniß seines auch in christlicher Hinsicht wohlthätigen Einwirkens auf seine Schüler gebührt. Zwar auch er war von den jene Zeit beherrschenden Vorurtheilen nicht ganz frei geblieben. Indessen er war dabei der Seltenen einer, die von dem alten Amos Comenius als viri desideriorum bezeichnet werden, und nahm die Seinen noch mehr für sich ein durch die christliche Grundstimmung seines Wesens, als durch seine ungemeine, tiefe Gelehrsamkeit.

ders seit der Besetzung vieler der erledigten Lehrerstellen mit sogenannten reinen Philologen die sprechendsten Zeugnisse hat, und Aehnliches, wie z. B. die geschehene Vorlesung von Stellen aus Göthe's Wahlverwandtschaften, Behufs der Erbauung der Zöglinge eines Pädagogiums in der wöchentlichen Abendbetstunde, aus dem Bereiche seiner Erfahrungen nicht wegzuschaffen vermag; — wer, wie Schreiber dieses, in den letzten zehn Jahren die moralische Verworfenheit, die unverhüllten materialistischen und atheistischen Grundsätze, den groben, ohne Scheu in Lehre und Leben ausgesprochenen Epicuräismus so manches Lehrers und Erziehers an gerühmten Gymnasien und Pädagogien kennen gelernt hat (und ist es wohl wahrscheinlich, daß grade nur auf dem Gebiete, durch welches Ref. hingegangen ist, alles dies Arge vorhanden sey?) —: der wird, bei dem tiefen und bitteren Schmerze über die also durchgesetzte Entfremdung des gebildeten und halbgebildeten Geschlechtes dieser Zeit von der Evangelischen Wahrheit, sich doch nicht eben darüber verwundern können, daß es ist, wie es ist, daß die Unwissenheit in der christlichen Lehre, daß die Entschiedenheit gegen eine positive Offenbarung, daß die Abgeneigtheit gegen Alles, was unter einem biblisch-christlichen Charakter auftritt, daß das Ungebundenseynwollen von jeder sich als göttlich ankündigenden Auctorität, daß selbst die Verzichtleistung auf ein irgendwie von sittlichen Triebfedern bewegtes Leben bei einer großen Menge unserer jetzigen Gebildeten und Halbgebildeten so ungeheuer zugenommen hat, daß sie in zahlreichen Fällen auch nicht einmal mit dem Scheine des Gegentheils sich zu umgeben wissen, und nur denjenigen Christen, die von dem practischen Verkehre mit der Welt mehr abgeschieden leben, in einer minder ungünstigen Gestalt erscheinen mögen. — Und wer nun ferner, wie Ref., von seiner Berufsstellung aus, bei'm Lichte des Evangeliums achtsam auf die sogenannte Christenthumsunterweisung hingeblickt hat, wie sie während einer Reihe von Jahren an so vielen Orten, besonders gewisser Districte, der Jugend des Volks zu Theil geworden ist und noch zu Theil wird, wer, wie Ref., es weiß, daß in vielen Schulen und von vielen Pfarrern nach Catechismen unterrichtet wird, welche die Evangelische Wahrheit verflachen und den Zugang zu ihrem tieferen Gehalte verschließen, wie, um aus unzähligen Beispielen nur eins anzuführen, deren einer der von dem Superintendenten Parisius zu Gardelegen herausgegebene ist;*) — wer, wie Ref., vielmals Zeuge gewesen ist von den traurigsten Mißhandlungen des göttlichen Wortes im Unterrichte der armen Volksjugend,*) und dann vielleicht ebenfalls von einem solchen Verwüster des Heiligthums Schwarz auf Weiß es nachgewiesen bekommen hat, daß derselbe zu den vorzüglichsten Schullehrern seines — hinsichtlich der Schulenpflege vielgerühmten — Kreises gehöre; — wer endlich, wie Ref., viel zu verkehren gehabt hat nicht mit einem, sondern schon mit manchem Bildner der Volksjugend, der, ungeachtet des im Schulzimmer sich stets wiederholenden Geredes von der Bestimmung des Menschen, immer verständiger, aufgeklärter und besser zu werden, mit den schnödesten Werken der Finsterniß sein Leben besudelte, ja wohl selbst gegen die ihm anvertrauete Jugend sich als gefährlichen Verführer zu unnatürlichen Lastern bezeigte, und der dennoch, weil man aus Menschenliebe (!) das bürgerliche Gesetz nicht zum Einschreiten kommen lassen mochte, als Jugendlehrer fortwirken durfte: gewiß, der wird unter den Bitterkeiten des Schmerzes über den augenscheinlichen tiefen Verfall des christlichen Glaubens und Lebens unter unserem evangelisch geheißenen Volke, gleichwohl des Befremdens über die Erscheinung sich erwehren können, daß ein den freisinnigen Denkglauben der Hirten noch weit überbietender Rationalismus unter der Heerde in vielerlei Weise sich kund gibt, daß, wo jene Jesum wenigstens als einen vorzüglichen Lehrer gelten lassen und rühmen, unter dieser sich deren schon finden, die es keck verneinen und läugnen, daß je ein Jesus in der Welt gewesen sey, wo jene den lieben Gott weit ab von den Menschen hinter seinen von Ewigkeit her geordneten Naturgesetzen doch noch statuiren, unter dieser schon in ziemlicher Anzahl solche sich nachweisen lassen — und zwar Genossen des Mittelstandes sowohl, als auch zur niedrigsten Volksclasse Gehörige, — die bereits darüber hinaus sind, noch

---

*) Dr. Martin Luther's kleiner Catechismus, erklärt und mit nöthigen Zusätzen vermehrt zum Gebrauche für die Jugend rc. Zweite Aufl. Leipzig 1816. Barth. Grade durch Catechismen dieser Art, deren dem Dinterianismus huldigende Verfasser sich geflissentlich, ohne freilich in den meisten Fällen zu wissen, was sie Arges thun, an die symbolischen Ausdrücke der Kirche anschmiegen, wird das arme Volk auf dem sichersten Wege um seinen Evangelischen Glauben betrogen. Der obgedachte Catechismus von Parisius z. B. folgt bis auf das vierte und fünfte Hauptstück genau dem Gange und den Worten des Lutherischen Catechismus. Wie aber, das ersehe man an diesem einen Exempel:

Wodurch hat Jesus die Menschen erlöset und beglückt? Nicht mit Gold oder Silber, sondern 1) durch seine göttliche Lehre. Er verbreitete eine bessere Lehre von Gott und seiner Verehrung unter die Menschen; lehrte sie Gottes Willen kennen, und wie sie sich seines Wohlgefallens werth machen könnten; er machte sie aufmerksam auf ihre höhere Bestimmung zur Tugend und Seligkeit; 2) durch sein Beispiel, durch welches er uns ein Muster der Nachahmung rc. gegeben hat; insbesondere aber 3) durch sein Leiden und Sterben, wodurch er Alles, was er die Menschen gelehrt und für sie gethan hatte, bestätigte, und ihnen die trostreiche Versicherung verschaffte, daß ihnen Gott ohne Versöhnopfer gnädig seyn, und ihnen die Schuld und Strafe der Sünde erlassen wolle wenn sie an ihn glauben und seine Lehre befolgen" Hiemit sind zu vergleichen desselben Verf. weitere Expectorationen für Lehrer in seinen Materialien zu Catechisationen. Magdeburg 1812.

Es werde auch noch des Nutzens gedacht, den, nach eben diesem Catechismus die christliche Taufe gewährt: 1) der Getaufte wird in den Lehren des Christenthums unterrichtet und christlich erzogen; er nimmt an den öffentlichen Gottesdiensten und den heiligen Gebräuchen der Christen Theil, 2) er kann sich alle Wohlthaten des Christenthums zueignen und es gebrauchen zur Belehrung und Besserung, zum Troste und zur Beruhigung, 3) er genießt die Rechte, welche in christlichen Ländern den Christen zugesichert sind, z. B. freie Religionsübung, daß nichts von ihm gefordert wird, was wider die Grundsätze des Christenthums streitet, die Aufnahme in gewisse Gesellschaften, Zünfte und Aemter.

*) Z. B.: Was wird uns im dritten Gebote befohlen? Den Feiertag zu heiligen. Was sind Feiertage für Tage? An denen man ohne dringende Noth nicht arbeiten soll. Welches ist für Landleute der wichtigste Feiertag? Das Erndtedankfest rc. Oder: Warum steht da, Gott ist die Liebe? Weil er den Menschen gern Gutes und Liebes erzeigt. Thut das Gott bei Allem, was er thut? Ja. Er hat doch aber deine Eltern abbrennen lassen; ist das Gutes und Liebes? Nein. Denke doch aber daran, wer verdient etwas dabei, daß deine Eltern abgebrannt sind? Die Zimmerleute und Maurer. Was erzeigt nun Gott den Zimmerleuten und Maurern durch den Brand? Gutes und Liebes. Inwiefern ist also Gott, auch wenn er Feuersbrünste schickt, die Liebe? Weil er u. s. w.

n das Daseyn Gottes zu glauben, und die den Ratio- listen mit seiner Gotteslehre nicht minder für einen Lüg- r ausgeben, als den Bibelgläubigen mit der seinigen, ob sie bei auch zu sagen pflegen, daß ja freilich dergleichen Lügen, mit in der Welt nicht Alles drüber und drunter gehe, nöthig hen; oder die in dem Falle, daß die physische Weltansicht ih- n practischen Sinne noch keine consequente Richtung zu ge- n vermocht hat, doch einzig und allein hinsichtlich der Durch- lfen, deren sie sich für das äußere zeitliche Leben bedürftig hlen, an unseren Herrgott — nach ihrer Ausdrucksweise — h halten.*)

Setzen wir nun den Fall, daß fortan in den Gymnasien vohl, als in den höheren und niederen Volksschulen, als auch den Lehrstunden der Geistlichen ein Christenthumsunterricht h wieder Bahn breche, den ein solcher Geist durchdringe, als welchem der vorliegende Catechismus geschrieben ist, so ist ja ilich zu fröhlichen Hoffnungen auf die allmählige Rückkehr angelischen Lebens in viele völlig erstorbene Glieder der Kirche ter Grund vorhanden. Wir wollen nicht sagen, daß eben die- s Lehrbüchlein, empföhle sich dasselbe auch in weiten Kreisen n Gebrauche, als allen den Ansprüchen genügend sich dar- llt, welche auch von denjenigen Lehrern, die sonst mit dem ben, ehrwürdigen Verf. dieselbe Glaubensrichtung haben, an en Leitfaden zur Unterweisung im Worte Gottes, billig ge- acht werden müssen. Vielmehr möchten sich auch von Seiten rer, die mit dem Verf. keine Heiligung ohne den Glau- en für möglich halten, aber auch eben nur um der eiligung willen dem Glauben einen so großen Werth ilegen, — denn dies ist unverkennbar die in dem Büchlein h offenbarende Grundansicht — manche erhebliche Ausstellun- n gegen diese Verarbeitung des Lehrstoffes erheben. Allein s Zugeständniß wird dem theuren Verf. nicht fehlen, daß sein

*) Ref. folgte vor etlichen Jahren neben einem armen Land- nne dem Sarge der plötzlich verstorbenen Ehefrau desselben. Un- t den dem betrübten Wittwer gegebenen Hinweisungen auf die zu- nftige bleibende Stadt, welche wir als Pilgrimme durch diese Welt suchen hätten, entgegnete er auf einmal: „Sagen Sie mir das ht! Ich bin aufgeklärt genug, daß ich einsehe, so wenig das Vieh, nn es geschlachtet ist, noch fortlebt, so wenig auch wir!“ Auf an ihn gerichtete Bitte, auf diesem ernsten Wege, wo der liebe tt ihn an sich zu ziehen suche, möge er sich doch nicht so schreck- von Ihm lossagen, erwiederte er: „Halten Sie mich ja nicht gottlos! Ich bin ja auch, wie Sie wissen, erst vor etlichen Ta- n zum heiligen Abendmahle gegangen, und komme in die Kirche, oft es sich thun läßt. Wenn ich also auch mir es nicht denken nn, daß wir nach dem Tode noch fortleben, so halte ich doch et- as auf unseren Herrgott. Ach, unser einer braucht ihn ja auch nöthig. Wenn er einem nicht Kraft und Gesundheit zum Ar- ten gibt, und das Korn nicht gerathen läßt, was fängt man dann n!“ — Analog diesen Aeußerungen ist das Bezeigen vieler unter weren Leiden Seufzenden und auf einem schmerzlichen Kranken- er Hinsterbenden unter dem niederen Volke der jetzigen Zeit. Sie chten sich nicht vor der Hölle, sie sehnen sich auch nicht nach dem immel, — sie begehren nur das Aufhören ihrer leiblichen Noth, äußere Ruhe des Todes und Grabes. Selbst das heilige Abend- ahl wird von solchen öfter, als man es glauben möchte, nur ge- ssen, damit in seiner Kraft die Krankheit sich breche, und weder die Genesung, oder ein baldiger, aller Qual entreißender d eintrete. Ref. hat diesen Aberglauben bei Leuten angetroffen, sonst in ihrer Weise sehr rationalistisch aufgeklärt dachten.

Leitfaden, der übrigens zunächst nur auf die Unterweisung der Confirmanden berechnet zu seyn scheint, von dem Geiste des lebendigen Glaubens an das Evangelium innig durchdrungen ist, eine ungemeine Innigkeit der Liebe zu Christo vom Anfange bis zum Ende bekundet, und in einer kurzen, faßlichen und eindringlichen Frageweise seinen Inhalt verarbeitet.

Doch wenden wir uns nun dazu, diesen Inhalt und den erwählten Lehrgang kürzlich näher zu bezeichnen, woran wir sodann einige, unter Rücksichtnahme auf den wandelbaren Zeitgeist und auf das ewig unwandelbare Wort Gottes, uns erheblich däuchtende Ausstellungen knüpfen wollen.

Der Verf. geht in der kurzen Einleitung davon aus, Gott habe die Absicht mit den Menschen, daß sie von aller Sünde und von allem Elende gänzlich befreit, vollkommen heilig und selig werden sollen. Dies ergebe sich daraus, daß er uns seine Gesinnungen und Rathschlüsse, so wie die Bedingungen unseres Heils offenbart habe. Demnach habe der christliche Religionsunterricht zu seinem Gegenstande einmal die von Gott offenbarten Lehren, die wir auf Glauben annehmen, und sodann die Tugenden und Pflichten, durch deren Ausübung wir unseren Glauben beweisen sollen. Nach diesen einleitenden Bemerkungen wird von S. 2—35. die „Glaubenslehre“ und von S. 35—71. die „Sittenlehre“ (der Gebrauch dieses nur in der Ueberschrift vorkommenden, bei der Begriffsverwirrung unserer Zeit gewiß unzulässigen Namens wird durch nichts vorbereitet) abgehandelt. In dem ersten Theile geht der Verf., nachdem er kurz auf die Schrift, als die Quelle der christlichen Glaubenslehre, hingewiesen hat, sofort zum apostolischen Symbolum über, das er als eine kurze und von allen Partheien in der christlichen Kirche als richtig anerkannte Darstellung der christlichen Glaubenslehre bezeichnet. Die drei Artikel desselben, die vollständig abgedruckt sind, bestimmen ihm nun (doch nicht durchweg) seinen Lehrgang und sein Lehrmaterial. Nach dem ersten Artikel wird in vier Abschnitten 1) von Gott, seinem Daseyn, Wesen und Eigenschaften, 2) von der Schöpfung und Vorsehung, 3) von den Engeln (nur auf einer einzigen Seite unter den drei Fragen: Was vermuthet die Vernunft und was lehrt die Schrift in Betreff der Engel? Welches sind die Gesinnungen und Verrichtungen der guten Engel? Kann es schädlich seyn zu glauben, daß es böse Geister gibt?), 4) von dem Menschen gehandelt. Der zweite Artikel (soviel die Ueberschrift besagt) wird in den beiden Abschnitten 1) von Christo und von der Erlösung, und 2) (auffallender Weise) vom ewigen Leben erörtert. Der dritte Artikel ist als Ueberschrift nur abgedruckt bis zu den Worten Gemeinschaft der Heiligen, und der ihm untergelegte erste Abschnitt handelt von dem heiligen Geiste und der Wiedergeburt, der zweite von der Kirche, der dritte vom Worte Gottes, der vierte von den Sacramenten. Der zweite Theil des Büchleins, die Sittenlehre, enthält die fünf an Umfang einander sehr ungleichen Abschnitte, 1) von der christlichen Gesinnung, 2) von der christlichen Fürsorge für uns selbst, 3) von der christlichen Fürsorge für den Nächsten, 4) von den Verhältnissen, und 5) die zehn Gebote. Der erste von diesen hat noch die Unterabtheilungen: 1) Frömmigkeit, 2) Selbstverläugnung, 3) Vertrauen, 4) Nächstenliebe, 5) Beten.

Den sachkundigen Lesern wird es nach diesem Schema von der Vertheilung des Catechismuslehrstoffes, wie dieselbe in dem Büchlein geschehen ist, wohl von vorn herein zweifelhaft erschei-

nen, ob nicht eines Theils der Logik weniger eingeräumt sey, als es in einem Catechismus, besonders der gegenwärtigen Zeit, für erforderlich geachtet werden muß, und ob anderen Theils in die gedachten Rubriken, unter Beibehaltung der präcisen Schrift- und Kirchensprache, das Alles wirklich hineingebracht sey, was ein kirchlicher Catechismus nothwendig befassen muß. Und allerdings, es liegen hier der Critik einige gewiß nicht ungerechte Bedenken nahe. Wir wollen indessen davon absehen, und das Büchlein sogleich nach seinem Verhältnisse zu der Evangelischen Kirchenlehre betrachten. Zu einzelnen Bemerkungen der angedeuteten Art wird sich uns beiläufig der Anlaß bieten.

Ein Leitfaden bei der Christenthumsunterweisung der Evangelischen Jugend zu seyn, dazu ist, nach einer Andeutung S. 30., dieser Catechismus bestimmt. Demnach haben wir mit Recht die Anforderung an ihn zu machen, daß es, wie einer Seits das objectiv formale Princip der Evangelischen Kirche — die heilige Schrift — so anderer Seits ihr objectiv materiales Princip — die Lehre von der Rechtfertigung — sey, wodurch sein Inhalt und seine Form sich auf das Bestimmteste modificirt zeige. Nun ist es unverkennbar, der theure Verf. hat ein lebendiges Bewußtseyn der Sünde und des ihr entquillenden Elendes, und eben so ein lebendiges Bewußtseyn des allein in Jesu Christo, dem wahren Gottes- und Menschensohn, bereiteten Heilmittels gegen das furchtbare Verderben, dem durch die Sünde die Menschen verfallen sind; wie denn gleich der Anfang seines Leitfadens S. 1., in Uebereinstimmung mit dem Heidelbergischen Catechismus, auf die sündige und durch die Sünde unglückliche Verfassung der Menschen, und somit auf ihre Erlösungsbedürftigkeit hinweist. Wir müssen es aber gleichwohl bezweifeln, daß es durch diesen Leitfaden, es habe ihn denn ein, wie der verehrte Verf., in der Schule des heiligen Geistes tüchtig durchgebildeter Lehrer in Händen, zu einem starken und tiefen Sündengefühle bei den Catechumenen und mithin zu einer recht lebhaften Begnadigungssehnsucht gerathen werde. Zu dem Ende möchte es wohl damit noch nicht genug seyn, daß S. 14. auf die Frage: Was ist Sünde? geantwortet wird: „Es ist Alles, was dem göttlichen Gebote entgegen ist, das höchste göttliche Gebot ist aber, Gott zu lieben über Alles, und den Nächsten als uns selbst. Die Selbstliebe, welche mit diesem Gebote streitet, ist also das eigentlich Sündliche in uns, und der Quell aller bösen Gesinnungen und Thaten." Nein, es bedarf erfahrungsmäßig, auf daß dem natürlichen verkehrten Herzen die Sünde als wahrhaftig sündig, und die Erlösung als wahrhaftig erlösend erscheine, eines recht geflissentlichen Treibens des mit tiefer göttlicher Weisheit aus der einen Wurzel: Du sollst Gott lieben über Alles, in eine Menge verschiedener Zweige ausgehenden Gesetzes, weshalb mit Recht die dem Dekalog in Luther's Catechismus zugewiesene Stelle als sehr bedeutsam erscheint. Doch hievon auch abgesehen, Ref. kann sich, fest darauf stehend, daß im evangelischen Christenthume die biblisch-kirchliche Rechtfertigungslehre das große Alles bedingende und verknüpfende und in Alles eingreifende Princip seyn müsse, durchaus nicht davon überführen, daß es zweckmäßig seyn könne, zumal in der gegenwärtigen, einer evangelischen Heranbildung der zarten Jugend so sehr entbehrenden Zeit, die Catechumenen bei dem ersten Artikel des Symbolums durch die gemein üblichen Verhandlungen üb[er] Gottes Daseyn, Wesen, Eigenschaften :c. so lange aufzuhalte[n,] um dadurch bei der besten Absicht mehr oder weniger den Wa[hn] in ihnen zu begünstigen, es könne der Mensch schon in seinem natürlichen Zustande bei einem unwiedergeborenen Herzen zu einer wahren Erkenntniß Gottes gelangen. Nein, es wird ent[schieden] schieden viel damit versehen, daß man die Catechumenen, ehe man es noch ernstlich auf die Wirkung des Sündergefühles und des Erlösungsbedürfnisses bei ihnen abgesehen hat, zu einem fa[st] systematischen Wissen von Gott, seinem Wesen, seinen Eigenschaften u. s. w. zu bringen sucht. Besonders bedenklich ist dies i[n] einer Zeit, wie die unsrige, wo diejenigen Catechumenen in seh[r] geringer Zahl sich finden, die auch nur mit den Anfängen de[r] Erkenntniß ihrer Sündigkeit und der auch ihnen geltenden Ve[r]söhnung Christi in die Unterweisung ihrer Seelsorger komme[n.] Schlummert doch, unter dem Einwirken des sicher und sorgl[os] machenden rationalistischen Geistes, bei Großen und Kleinen, [bei] Alten und Jungen, bei Hohen und Niederen im gewöhnliche[n] Falle das Bewußtseyn der Sünde in so auffallender Weise, da[ß] wer viel beobachtet hat, sich vergeblich nach einer gleichen, ebe[n] so allgemeinen Erscheinung in einer früheren Zeit der Kirche um[-] sehen dürfte. Von den vielen Namenchristen unter den Gebi[l]deten ist es bekannt genug, wie wenig sie sich als Sünder a[n-] erkennen wollen. Aber selbst der gemeine Mann ist an viele[n] Orten bis dahin gebracht, daß er das Wort Sünde höchsten[s] noch in der Predigt und Beichte sich gefallen läßt; soll es ein[e] bestimmte Beziehung auf sein und seiner Kinder subjectives De[n]ken und Handeln erleiden, so klingt es ihm häufig beleidiger[n] und ehrenrührig. Man sage ihm von der ihm und seinen Ki[n]dern, in denen er gemeiniglich eigenliebisch sich selbst gelobt od[er] getadelt findet, inwohnenden Sünde, von der Geneigtheit sein[es] Herzens und ihrer Herzen zum Bösen: Nein, wird hundert M[al] für ein Mal die Entgegnung lauten, das ist zu arg von u[ns] gedacht, dergleichen steckt in unserem Geblüte nicht, man hat freilich seine Feinde, deren einer, merke ich wohl, hat mich du[rch] böse Nachrede verkleinert. Kurz, höchstens von Schwachhei[ten] und Fehlern will er in Absicht auf sich, und von Unarten u[nd] Ungezogenheiten in Absicht auf seine Kinder geredet wissen, [aber] nicht von Sünden, geschweige denn, daß es ihm nothwen[dig] däuchten sollte, für das, was er nicht als Sünde erkennt, w[as] nach seinem Versichern nun einmal in seiner Natur liegt, [was] Gott ihm doch anerschaffen habe, Gnade und Vergebung [bei] Gott zu suchen. Setzen wir nun den Fall, es werde eine [so] so geartete junge Schaar nach diesem Leitfaden im Worte G[ot]tes unterrichtet, so findet zugeständlich schon der Anfang, es [sey] Gottes Absicht mit den Menschen, sie von ihren Sünden g[näd]lich zu befreien, sehr schwer einen Anknüpfungspunkt in den [Ge]müthern.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 6. Juli. № 54.

Ueber Catechismen, besonders in Hinsicht auf den an sie zu machenden Anspruch auf kräftige Mithülfe zur Wiederbegründung einer lebendigen Christenthumserkenntniß in den Evangelischen Gemeinden, mit Bezugnahme auf die Schrift: „Leitfaden für den christlichen Religionsunterricht.“ Berlin, bei *Duncker und Humblot*. 1831. kl. 8. 71 S.

(Schluß.)

Angenommen aber, es sey wirklich dem Lehrer unter dem Segen Gottes gelungen, von vorn herein in den Kindern die ersten demüthigenden Regungen eines gewissen Schuldbewußtseyns und Sündergefühles zu wecken, so müssen dieselben fast nothwendig wieder ersterben, wenn er nun sofort sie wieder hineinführt in den Bereich ihrer Verstandesreflexionen, wenn er ihnen Beweise für das Daseyn Gottes vorhält, die fürwahr — wenigstens an dieser Stelle — wie hunderte von Erfahrungen bezeugen, dem Volke und seiner Jugend nichts beweisen, sondern, hat in diesem Betrachte der Unglaube mit seinen Banden die Gemüther schon bestrickt, diesem Unglauben seinen Besitz schon lassen müssen, und hingegen, stimmt das Verhandelte zu einem in Gemüthe irgendwie bereits erwachten Gottesbewußtseyn, demselben schwerlich zu einem kräftigeren Leben verhelfen, wohl aber die Seelen — an dieser Stelle — in Absicht auf dasjenige zerstreuen, was zunächst und vor Allem in sie eingepflanzt zu werden verdiente. Eben so ist es nachher mit der hier, trotz aller practischen Anknüpfungen, nur metaphysisch sich gestaltenden Bestimmung des Wesens Gottes und seiner Eigenschaften, und auch mit dem Lehrinhalte über seine Schöpfung, Erhaltung und Regierung, in welchem Betrachte obenein die Popularität, die Begriffs- und Ausdrucksschärfe des bei jedem neuen Versuche wohl zu benutzenden Spener'schen Catechismus in diesem Leitfaden nicht ganz erreicht wird. Von dem Allen soll ja freilich mit Fleiß gelehrt werden; nur hier ist, so gewiß die Lehre von der Rechtfertigung das einen Evangelischen Catechismus durchdringende Lebenselement seyn soll, noch nicht der geeignete Platz dazu. Das junge, im Christenthume nichts weniger als heimische Gemüth, bekommt hier nur Begriffe dargereicht, anstatt daß Alles bei ihm zunächst darauf hinarbeiten sollte, ihm unter göttlichem Segen durch Weckung des Sündergefühls und des Glaubens an den Versöhner zu dem neuen Leben aus Gott zu verhelfen. Es will uns däuchten, als habe dies auch der geliebte Verf. dieses Leitfadens dunkel in seiner Seele getragen. Er kann es, obwohl er sich, aus Nachgiebigkeit gegen das Bestehende, zu diesem jetzt gewöhnlichen Lehrgange bequemt hat, nicht lassen, schon, wo er vom Wesen Gottes handelt, sodann bei'm Bezeichnen der göttlichen Eigenschaften, ferner auch bei der Lehre von der göttlichen Vorsehung, immer auf Christum, als den Mittler zwischen uns und dem Vater mit ergreifender Innigkeit hinzuweisen, wobei denn freilich der Uebelstand eintritt, daß mit Christo, nach seiner Person und nach seinem Werke, eine Bekanntschaft vorausgesetzt wird, die doch, nach diesem Gange, erst das Folgende dem Schüler zu geben beabsichtigt. Kurz, und um mit Einem Alles zu sagen, den Herrn und seine Zeugen und Apostel finden wir auf diesem Lehrwege durchaus nicht. Nirgends sehen wir sie, selbst nicht in der zu Gunsten der gerügten Methode häufig allegirten Stelle Apostelgesch. 17, 22 ff., erst weitläufig versuchen, denen, an welche ihr Wort sich richtete, das Daseyn Gottes zu beweisen, sodann ihnen von seinem Wesen und von seinen Eigenschaften eine vollständige Belehrung zu geben, ferner ihnen aus den Lehrstücken von der Schöpfung und Vorsehung Alles, was sie davon nothwendig zu glauben hätten, darzureichen. Nirgends vernehmen wir, daß sie erst nach einem mehrtägigen oder gar mehrwöchentlichen Unterrichte in der allgemeinen Gotteslehre, auf den Kern und Stern der Schrift, auf den Erlöser und die Erlösung hingewiesen hätten. Nein, wie Johannes der Täufer auf Buße drang und die Nähe des Verheißenen verkündigte, so eröffnete der Herr selbst mit der Predigt der Buße und des Evangeliums vom Reiche Gottes sein Lehramt. Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Thut Buße und glaubet an das Evangelium! So wird uns der Beginn seines Lehrens beschrieben, und in gleicher Weise der Beginn des Lehrens seiner Boten und Zeugen vor und nach ihrer Geistestaufe. Selbst Paulus in Athen (Apostelgesch. 17.) hatte in der Synagoge und auf dem Markte alle Tage zu denen, die sich herzu fanden, das *Evangelium von Jesu und von der Auferste-*

hung (vgl. V. 17 und 18.) verkündigt, und als er nun auf den Areopagus geführt ward, nahm er zwar dort mit hoher Weisheit des rechten Anknüpfungspunktes in den Gemüthern seiner Zuhörer wahr, aber nur wenige Minuten — so sehen wir ihn wieder in dem Mittelpunkte des Evangeliums unter den Worten (V. 30.): Gott hat die Zeit der Unwissenheit übersehen ꝛc. Haben nun obenein die Missionserfahrungen der jüngsten Zeit es auffallend bestätigt, daß unter den verschiedensten Heiden das Bemühen, ihnen zunächst von Gott, seinem Wesen, seinen Eigenschaften und seinen Werken die schriftmäßige Erkenntniß einzuflößen, wenig oder gar nichts zum Aufbau des Reiches Gottes in ihnen vermocht hat, dagegen das sofortige Hinweisen auf Jesum, den zur Versöhnung für ihre Sünde Gekreuzigten, in tausend Fällen reich gesegnet gewesen ist: so läßt sich doch in der That nicht einsehen, warum wir bei'm Catechismusunterrichte, zumal da ein großer Theil des jungen Geschlechts dieser Zeit, ebenfalls noch völlig im heidnischen Wesen befangen, in unsere Lehrstunden kommt, nicht denselben Weg einschlagen sollten. Demzufolge machen wir denn an den Leitfaden, dessen wir uns als Diener der Evangelischen Kirche bei unserem Christenthumsunterrichte bedienen sollen, den Anspruch, daß er schon durch seine formale Anordnung für das ihn durchdringende Evangelische Rechtfertigungsprincip Zeugniß gebe.

Zu dem Ende, dünkt uns, bedarf es besonders in unserer Zeit, zunächst eines einleitenden Abschnittes, der es durch eine anschauliche lebendige Darstellung des Herrn in seiner heiligen, niedrigen und hohen, leidenden und verherrlichten Gestalt, in welcher die Schrift ihn zeichnet, darauf absehe, die Catechumenen in ein ähnliches Verhältniß zu Ihm zu versetzen, in welchem sich diejenigen zu Ihm befanden, die einst mit ihren Augen Ihn sahen und mit ihren Ohren Ihn hörten. In diesem Abschnitte würden sich, wie von selbst klar ist, zugleich die Grundzüge der Lehre von der heiligen Schrift, als der einzig sicheren Quelle dessen, was dieser vor die Anschauung geführte, unvergleichbare Jesus von Nazareth war und wollte, that und lehrte, zu seiner Erniedrigung und zu seiner Erhöhung erfuhr, füglich darstellen lassen. Die Lehrstücke von der Sünde und von der Erlösung würden dann in die nächstfolgenden Abschnitte gehören, wobei wegen des genauen Zusammenhanges jener Stücke mit der Lehre vom Urzustande des Menschen, vom göttlichen Ebenbilde und vom göttlichen Gesetze eine gedrungene Verhandlung über Gott, als den in heiliger Liebe wirkenden allmächtigen Schöpfer der Welt und der Menschen (nach der Analogie der ersten Capitel der Genesis und des ersten Artikels), so wie über das Gesetz des Heiligen und Gerechten, als das von Ihm zunächst zur Weckung des Sündenbewußtseyns geordnete Mittel (erstes Hauptstück) eben in dem von der Sünde handelnden Abschnitte anzuknüpfen seyn dürfte. In einem besonderen Abschnitte über Gottes Wesen und Eigenschaften, über sein Erhalten und Regieren zu lehren, können wir nicht für practisch halten. Was hierüber zu sagen ist, findet viel angemessener seinen Platz eines Theils, wo die Rechtfertigungs- und Heiligungslehre von selbst darauf hinweist, anderen Theils in demjenigen hinter jene Lehren hinauszuschiebenden Abschnitte des Buches, der etwa die Ueberschrift: Von dem Troste der Gläubigen unter Leiden und Anfechtungen, führen könnte, welchen Abschnitt wir bei seiner großen practischen Wichtigkeit ungern in den meisten, auch der besseren Catechismen vermissen. Hier dürfte nun auch — um dies beiläufig zu erinnern — zur Förderung eines fröhlichen Wissens im Glauben von dem lebendigen Gott und von seiner Größe und Herr-

lichkeit, eine practische Anleitung zulässig seyn zum Reflectiren
über die Welt, über ihre Zufälligkeit und die gleichwohl in ihr
wahrnehmbare Ordnung und Zweckmäßigkeit, eben so über die
Sehnsucht des Herzens nach dem höchsten Gute und über die in
der Brust zeugende Stimme des Gewissens. Denn solche An-
leitung gestaltete sich hier, wo das junge Gemüth, hat es dem
Geiste Christi Raum gegeben, bereits zum Leben aus Gott und
in Gott gelangt ist, nicht mehr als ein Versuch, das Daseyn
Gottes erst zu beweisen, von welchen Versuchen ja freilich schar
aber treffend Jacobi in Uebereinstimmung mit Theophilus von
Antiochien bemerkt, daß sie nur auf die Vertilgung des natür-
lichen Glaubens an Gott (des Gottesbewußtseyns) hinwirken. —
Vor Zertrennung und Zersplitterung des Zusammengehörigen, die
in dieser Weise erfolgen würde, braucht man sich übrigens kaum
zu fürchten. Ist es doch, genau besehen, nur deshalb zusammen-
gehörig, weil uns die wissenschaftliche Dogmatik daran gewöhnt
hat, es grade nur in ihrem Zusammenhange anzuschauen; in ei-
nem practischen Lehrbuche aber kann und wird für dieselben Ob-
jecte eine ganz andere Verknüpfung anzurathen seyn. Zudem
bleibt ja immer der Ausweg, das um des practischen Interesse
willen von einander Gerissene am Schlusse des Lehrganges noch
in der gewöhnlichen Ordnung zusammenzustellen, wobei der Schü-
ler um so besser auf dem Gebiete, durch welches er hingeführ
worden ist, heimisch werden wird. Aus diesen Bemerkungen er
gibt sich nun von selbst, inwiefern wir uns nicht zu Gunsten de
Form des uns vorliegenden Leitfadens, so wie mancher andere
sonst löblichen Catechismen erklären können.

Eine erheblichere Frage ist nun aber: Wie verhält sich die
ses Leitfadens Inhalt zu der Grundlehre unserer Evangelische
Kirche, zu der Lehre von der Rechtfertigung? Der vo
uns hochgeachtete Verf. sagt S. 30.: „Es sey das Unterschei-
dende der Evangelischen Kirche, daß sie die heilige Schrift für
die einzige Quelle der göttlichen Lehre erkenne, und die Recht
fertigung allein aus Gnaden, durch den Glauben, mit Ausschli
ßung alles eigenen Verdienstes erwarte." Wir zweifeln nic
daran, daß dies Unterscheidende der Evangelischen Kirche de
Herr Verf. auch in seine Ueberzeugung aufgenommen, daß er d
Rechtfertigung tief und lebendig erfahren habe. Die Ausstellun
gen, die wir in dieser Beziehung zu machen haben, können dah
nur den dogmatischen Ausdruck treffen, dem wir engeres Anschließe
an die heilige Schrift, und eine größere, jede Mißdeutung ve
hütende Bestimmtheit wünschen möchten. So macht sich n
mentlich in der Darstellung des Verhältnisses der Heiligung u
des Glaubens eine gewisse Unklarheit bemerklich, die wir we
entfernt sind für etwas Anderes, als für eine solche zu halte
Daß der Verf., ächt evangelisch, keine Heiligung ohne den Gla
ben für möglich hält, brauchen wir wohl nicht erst zu sage
Allein nähme man einige Ausdrücke des Verf. in ihrer ganz
Strenge, so würde er dem Glauben nur deshalb einen so hoh
Werth beilegen, weil er in demselben das einzige Mittel zur He
ligung sieht. Nicht bloß, daß der ehrwürdige Verf. durchw
die Folgeordnung „heilig und selig" beobachtet, nein, ausdrü
lich heißt es S. 36.: „Die Liebe zu Gott allein kann uns z
Seligkeit führen, weil Seligkeit nichts Anderes ist, als Gemei
schaft mit Gott, die nur durch Liebe gestiftet werden kann," fe
ner S. 20.: „Die Heiligung ist der Zweck der Sündenverg
bung," sodann S. 61.: „Das vornehmste der wahren Güter
die aus dem Glauben hervorgehende christliche Gesinnung" (ob
S. 36. wird Gott als das höchste Gut bezeichnet) vgl. S. 35
wo die christliche Gesinnung beschrieben wird als ein Erfülltsei

Innern mit Liebe zu Gott. Nun ist uns wohl bewußt, -viel Scheinbares für nicht wenige Gläubige, zumal in unserer it, diese Ansicht von dem Endzwecke des Versöhnungswerkes risti hat; wir sind auch nicht gemeint, antinomistisch dem ern- n Streben nach Heiligung irgendwie entgegen zu reden. Gleich- hl müssen wir dagegen uns sträuben, daß der Glaube nur halb so hoch zu stellen sey, weil er die Heiligung erzeugt. Nein, en wir mit Melanchthon, „nicht weil er irgend welche ugenden in uns hervorbringt," sondern weil er von Außen Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit uns zuführt, rum hat er für uns seine höchste Wichtigkeit. Die deutlich- n Zeugnisse der Bibel verbieten uns das Zugeständniß, daß ächst als Mittel zur Heiligung der Glaube an das erlösende erdienst Christi so werth und theuer zu achten sey. In der chrift lesen wir nicht: „Gott hat seinen eingeborenen Sohn geben, auf daß Alle, die an Ihn glauben, zur Heiligung langen, vielmehr, daß sie nicht verloren werden, son- rn das ewige Leben haben;" eben so: „Diese sind ge- chrieben, daß ihr glaubet — und durch den Glauben das Le- n habet. Das ist das Zeugniß, daß uns Gott das ewige ben hat gegeben, und solches Leben ist in seinem Sohne. laube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein aus selig. So du mit deinem Munde bekennest — und glau- t in deinem Herzen, — so wirst du selig. Das ist je ge- ßlich wahr, und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen in die Welt, die Sünder selig zu machen." Kurz, Schrift führt nicht darauf, daß der Glaube nur als Mittel : Heiligung Werth habe, sondern vielmehr als das Mittel ge- n das Verlorengehen und zum Leben und zur Seligkeit llt sie ihn dar, wobei sie freilich deutlich lehrt, daß wer zum ben und zur Seligkeit (durch die Wiedergeburt) hindurchge- ungen sey, es nicht lassen könne und dürfe, allen Ernstes der eiligung nachzujagen. Demnach haben wir in der Schrift die ngekehrte Ordnung dieses Catechismus. Nach ihm, wenn man, ie gesagt, seine Ausdrücke vereinzelt, und in ihrer ganzen Strenge mmt, scheint es gelten zu sollen „heilig (mit ächter Liebe zu ott erfüllt) und dann selig," nach ihr gilt es aber „selig (durch n Frieden mit Gott in Christo) und dann heilig." Es ist hier er nicht unwichtig, auch über den Ausdruck zu wachen und u die möglichste Bestimmtheit zu geben, da diese Umkehrung r Schriftordnung, wenn sie mit Bewußtseyn vorgenommen wird, f jeden Fall einer klaren Einsicht in die biblische Recht- rtigungslehre, durch deren lebendiges Ergreifen unsere Evan- lische Kirche so herrlich ist, bedeutenden Eintrag thut, wie sie un auch entschieden das gottgefällige Trachten nach Heiligung hmt, statt es zu fördern, mag es auf den ersten Blick auch an- rs scheinen. Denn je weniger der Mensch, unter Mitwirkung r in ihm sich bildenden heiligen Gesinnung, je bestimmter er dagegen allein vermöge des Opfers und Verdienstes Christi r Gemeinschaft mit Gott und zu der in ihr eingeschlossenen eligkeit gelangen will, desto gewisser wird er von sich ab- und lein in Gott hineingeführt, und desto sicherer gedeiht bei ihm e wahre Heiligung. Dies ist es, was der reinen, Evangelischen echtfertigungslehre auch in Absicht auf das nach Gottes Sinne n dem Menschen zu gewinnende Ziel der Heiligkeit, einen so rwürdigen, großen Charakter gibt. Dem in der Rechtfertigung beinden Menschen ist es, nach Zinzendorf's treffendem Aus- ucke, gegeben, heilig zu seyn; das Heiligseyn ist für ihn ein rivilegium und eine Seligkeit. Eben so bestehen, nach r Schrift, unsere Reformatoren darauf, nicht, daß die Liebe zur Seligkeit führe, sondern umgekehrt, daß der mit Sünden- vergebung, Leben und Seligkeit begnadigte Mensch gewiß in der Liebe wandeln werde. „Ihr gedenket mit Augustin," schreibt Melanchthon an Brentius, „daß der Mensch durch den Glauben insofern gerecht werde, weil wir durch den Glau- ben den heiligen Geist empfahen, daß wir also gerecht seyen durch Erfüllung des Gesetzes aus Hülfe des heiligen Geistes. Dieser Verstand setzt aber und gründet die Erfüllung auf unsere Reinigkeit oder Vollkommenheit. Die Erneuerung, so der heilige Geist in uns wirket, soll zwar dem Glauben fol- gen, wir werden aber dadurch vor Gott nicht gerecht. Darum sehet gar nicht auf die Erneuerung, noch auf's Gesetz, sondern habet nur Achtung auf die Verheißung und haltet's für gewiß, daß wir um Christi willen gerecht, d. i. angenehm vor Gott sind und Frieden des Gewissens finden, und nicht um dieser Er- neuerung willen. — Diese Sache werdet ihr leichtlich verstehen, wenn ihr des Augustini Verstand und Meinung fahren lasset; auch wird euch, als ich hoffe, unsere Apologia dazu dienen und dazu helfen, wiewohl ich von so wichtiger Sache noch schlecht und furchtsam rede, welches auch nicht kann ver- standen werden ohne Kampf des Gewissens." Und Luther sagt in einem Zusatze zu eben diesem Briefe Melanchthon's an Brentius: „Ich pflege also zu gedenken, als wäre in mei- nem Herzen gar keine Qualität oder Tugend, die Glauben und Liebe heiße, sondern ich setze es gar auf Christum und sage, meine formalis justitia, d. i. gewisse, be- ständige, vollkommene Gerechtigkeit, daran kein Mangel, noch Fehl ist, sondern ist, wie sie vor Gott seyn soll, die ist Christus, mein Herr. Auf daß ich mich also frei mache und heraus wirke von dem Anblick des Gesetzes und der Werke, ja auch von dieses Christi, der mir vorkommt und verstanden wird, als sey er entweder ein Lehrer oder Geber. Nicht also! Sondern ich will, daß er selbst meine Gabe und Lehre sey, daß ich Alles in ihm habe, wie er spricht: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, sagt nicht, ich weise oder gebe dir den Weg, die Wahrheit und das Leben, als wirkte er solches in mir, und wäre doch anderswo außer mir; nein, in mir soll er seyn, bleiben, leben, reden (2 Cor. 5.), auf daß wir würden in ihm, in Christo (nicht in der Liebe und folgenden Gaben) die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt (eigentlich die Gerechtigkeit Got- tes)." Auch in der Behandlung anderer Lehren läßt sich eine ge- wisse dogmatische Unklarheit manchmal nicht verkennen. Dane- ben gibt sich zuweilen ein zu starkes Bestreben kund, der Lehre des Christenthums das Anstößige, was sie für den natürlichen Menschen hat, durch Mildern und Verschweigen zu benehmen, wobei es uns zu sehr außer Acht gelassen zu seyn scheint, daß die christliche Liebe stets auf dem Grunde der Wahrheit ru- hen muß.

Die Wiedergeburt ist dem Verf. nach S. 27. allerdings nicht unser, sondern auch (dies auch ist wohl ein Druckfehler statt nur) des göttlichen Geistes Werk. Aber bei der Beschreibung des Zustandes der Wiedergeborenen ist ihm nicht der Hauptcha- rakter, daß sie aus Gnaden durch den Glauben Verge- bung der Sünden haben und gerecht vor Gott und Gottes Kinder geworden sind (vgl Tit. 3, 5—7.) — dessen wird gar nicht gedacht — sondern daß sie, „wie sie zu- vor die Welt und sich selbst liebten, nun anfangen, Gott über Alles zu lieben, ihren Willen dem seinigen zu unterwerfen, ihn zu suchen und in der Gemeinschaft mit ihm ihre höchste Selig- keit zu finden." Ferner wird gesagt, „es kann in Absicht auf

ihren Eintritt ein Augenblick vor dem anderen wichtig und bedeutend seyn; aber eigentlich muß die Hinwendung zu Gott an jedem Tage erneuert werden, und so schreitet auch die Wiedergeburt unser ganzes Leben hindurch fort, bis wir dem Herrn gleich werden, weil u. s. w." Hier ist klar, daß der Verf. unter der Wiedergeburt die Erneuerung mit begreift, ja eigentlich nur die letztere beschreibt. Dies läßt sich aber aus der Schrift nicht rechtfertigen. Nach ihr geschieht die Wiedergeburt, als Anfang des neuen Lebens, auf einmal, und nur die Erneuerung durch tägliches Wachsen und Zunehmen. Es heißt nicht, wer aus Gott geboren wird, der sündigt nicht, auch nicht, wer da glaubet, daß Jesus sey der Christ, der wird aus Gott geboren, auch nicht Alles, was aus Gott geboren wird, überwindet die Welt, sondern immer geboren ist (γεγεννημενος vgl. Joh. 3, 9. 5, 1. 4. 18.). Eben so sagt Jacobus nicht, Gott zeuget uns nach seinem Willen, sondern er hat uns gezeugt (Jac. 1, 18.), und Petrus nicht, als die von Neuem geboren werden, sondern als die von Neuem geboren sind (1 Petr. 1, 23.) und Paulus nicht, das Alte vergeht, siehe, es wird Alles neu, sondern, das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden (2 Cor. 5, 17.). Wohl aber wird ein stetes Fortschreiten der Erneuerung gefordert. Daher sagt treffend Spener, durch die Wiedergeburt erlangen, durch die Erneuerung erweisen wir den Glauben.

Wir erwähnen endlich noch der Lehre vom Reiche der Finsterniß, deren Behandlung in diesem Catechismus wir für sehr ungenügend halten müssen. Es möchte scheinen, daß der verehrte Verf. sich bei dem Vortrage dieser Lehre zu sehr von der Furcht, mit der herrschenden Zeitansicht in Conflict zu kommen, und dadurch der ganzen christlichen Wahrheit den Zugang zu erschweren, habe leiten lassen. Die Aeußerungen, welche über diese Lehre vorkommen, beschränken sich auf diese: „Es kann nicht schädlich seyn zu glauben, daß es böse Geister gibt, denn die Schrift lehrt uns, daß sie uns nie wider unsern Willen zum Bösen verleiten können. Wir werden uns hingegen zu einer größeren Wachsamkeit und Treue erweckt fühlen, wenn wir bedenken, daß die Feinde Gottes und seines Reiches über unseren Abfall sich freuen würden," S. 12. „Wenn wir sprechen: Dein Reich komme! bitten wir, daß Gottes Reich immer gewaltiger hereinbreche, und daß wir sammt unseren Brüdern, indem wir uns gänzlich Christo, als unserem Herrn, ergeben, von aller Gewalt der Finsterniß gänzlich befreit werden," S. 58., sodann noch (vielleicht): „Wir bitten, wenn wir sprechen: Erlöse uns von dem Uebel! daß Gott uns vor aller Nachstellung des Bösen bewahren ꝛc. wolle," S. 60. Man sieht also, selbst die Namen Teufel, Satan ꝛc. sind geflissentlich vermieden, wahrscheinlich in der Meinung, es werde durch ihre Nennung dem der Teufelslehre abgewandten Zeitgeiste ein unnöthiger Anstoß gegeben. Allein der Anstoß bleibt nicht nur bei solchem Verschweigen, sondern er wird nur viel schlimmer. Aus der Bibel läßt sich nun einmal der Teufel und sein dem Reiche Gottes entgegen stehendes Reich nicht wegschaffen. Da kann es nun fürwahr nur zur Bestärkung des fleischlichen Sinnes und zur Nährung des Unglaubens gegen das göttliche Wort dienen, wenn

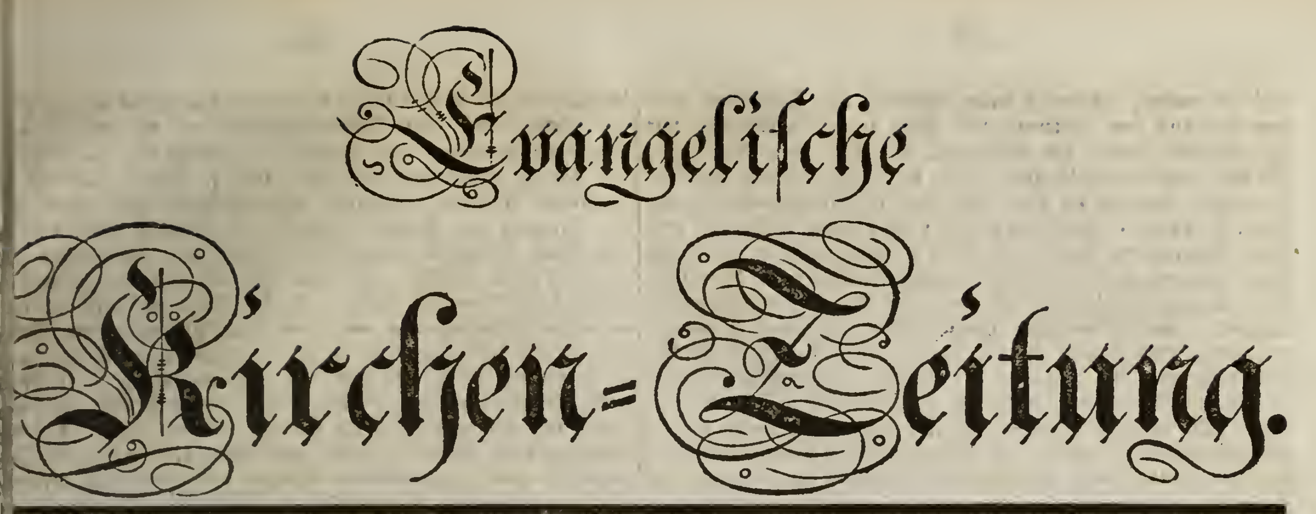
der Catechismus eines als gläubig sich kund gebenden Verfasser
beflissen scheint, die strengen und scharfen Ausdrücke der Bib
zu mildern, und ihnen ihr Schneidendes zu benehmen, eben s
werden auch die Ausdrücke: Hölle, Verdammniß, sorgsam ver
mieden. Ach, wie manche Beispiele könnten wir anführen vo
völliger Verwerfung des göttlichen Wortes, zu welcher es b
Gemüthern, die zur Zeit ihrer Catechismusunterweisung für
göttliche Wahrheit sich wohl empfänglich zeigten, später un
dem mittelbaren Einflusse des in Nachgiebigkeit gegen den Ze
geist geschehenen Verschweigens und Bemäntelns gewisser Schrif
zeugnisse, insonderheit den Teufel und sein Reich betreffend, g
rathen ist! Wir begehren also mit Recht von einem Evangel
schen Catechismus, daß er mit klaren und dürren Worten na
der Schrift die Lehre vom Satan und vom Reiche der Finste
niß vortrage, wobei sich es denn von selbst versteht, daß wir vo
Teufel nicht bloß, wie es Herr Dr. Schleiermacher gestatt
will, unter der Voraussetzung geredet wissen wollen, es sey jed
Einfluß desselben im Reiche Gottes wahrhaft aufgehoben, sonde
vielmehr unter Anschmiegung an die deutliche Bibellehre, d
fort und fort von seinen mächtigen und listigen Anläufen
Gläubigen bedrohet werden. Ob wir zu dieser Anforderung
rechtigt sind, kann um so weniger fraglich seyn, wenn es gew
ist, daß grade die Lehre vom Satan und seinem Reiche zu ei
tieferen Erkenntniß des inneren Wesens des Bösen hinführt, u
daß sie die kräftigsten Warnungen vor dem feineren Abfalle v
Gott ertheilt, weil sie uns die Sünde nicht bloß als etwas V
einzeltes und auf die Menschen Beschränktes anschauen hei
sondern als eine Zerrüttung, die sich bis in's höchste Geisterre
hineinzieht, und weil sie uns ein Reich weiset, das dem Rei
Gottes schroff gegenüber steht, und unter dessen Gewalt sich z
lich und auch ewig befindet, wer nicht, als ein rüstiger Strei
Christi, im lebendigen Glauben an seinen Namen, den entsch
densten Kampf gegen dasselbe erwählt (Apostelgesch. 26, 18. Ma
25, 41.). *)

Doch — wir brechen hier ab, ob wir auch, mit Rücksi
nahme auf den mit großer Sachkenntniß verfaßten Aufsatz ü
die Catechismusangelegenheit von einem anderen Mitarbeiter
der Ev. K. Z. **) noch Manches anzumerken hätten. —
theure, von uns ungekannte Verf. dieses Leitfadens wird un
gegen denselben erhobene Erinnerungen, von denen wir uns
wußt sind, sie im Drange der Liebe gemacht zu haben, auch
nerseits — wir sind dessen in guter Zuversicht — mit der L
aufnehmen, die sein ganzes Büchlein athmet, und wir wüns
lebhaft, daß dasselbe auch in dieser Gestalt, sammt den übr
für den Geist des Glaubens zeugenden Catechismen, die in n
rer Zeit erschienen sind, unter dem gnädigen Walten Go
dazu mithelfen müsse, daß sein arg verstörtes Zion mit M
wieder gebauet werde! —

*) Vgl. „Zwei Hauptmomente dafür, daß in der Satans
ein bedeutender dogmatischer Gehalt liegt" in Tholuck's litt.
zeiger für Theologie und Wissenschaft überhaupt. Jahrg. 1830

**) Im Januarheft d. J. Beantwortung der Frage: W
bei Abfassung eines neuen Evangelisch-kirchlichen Catechismus
beobachten?

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 9. Juli. № 55.

Das Evangelium und der Zeitgeist in Frankreich.

Es ist eine der traurigsten Wirkungen der kräftigen Irrthümer, mit welchen Gott unsere Zeit züchtiget, daß auch so viele Christen von ihrem lähmenden oder vergiftenden Einflusse nicht frei bleiben. Mit welchem heiligen Ernste, mit welcher Furcht Gottes haben wir, die wir des Herrn Namen bekennen, in dieser argen Zeit unseren hohen Beruf zu betrachten. Wir sollen das Salz der faulenden Welt seyn, wir sollen als Lichter leuchten mitten unter dem verkehrten Geschlechte. Wie sollten wir daher nicht bitten um Seinen Geist, forschen in Seinem Worte, um die Geister recht prüfen zu lernen, um kein Unreines anzurühren; wie sollten wir, die wir des Herrn Gefäße tragen, nicht sorgfältig seyn, auszugehen und uns abzusondern von den Ungläubigen und Abtrünnigen, und nach dem reinen Gottesdienste trachten, uns von der Welt unbefleckt zu erhalten! Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Wenn das Licht finster wird, wie groß wird dann die Finsterniß selber seyn!

Solche Gedanken und Empfindungen waren es, die das neulich uns zugekommene Märzheft der *Pariser Archives du christianisme* in uns anregte. Wir sind mit deren Herausgebern im Glauben und in brüderlicher Liebe verbunden, wir sind durchdrungen von dem wichtigen und schweren Beruf der *Französischen Protestanten* auf dem Schauplatze des Kampfes zwischen Papstthum und Unglauben die Wahrheit, wie sie in Jesu ist, zu bezeugen, diese Wahrheit, die allein im Stande ist, ihr finsteres Vaterland zu erleuchten, und aus seinen nun fast ein halbes Jahrhundert dauernden Zerrüttungen zu erretten. Und deshalb müssen wir um so lebhafter und inniger, als Glieder Eines Leibes, mitfühlen und mittragen, was sie und den Kampf betrifft, der uns, wie ihnen, verordnet ist.

Jenes Heft der Archives betrachtet den *Katholicismus und Protestantismus in ihrem Verhältnisse zu einander, und zum Geiste unserer Zeit*, insbesondere zu den neuesten Begebenheiten in *Frankreich*, und begrüßt die *Revolution der Julitage* als willkommene Besiegerin des Katholicismus.

Fern sey es von uns, unseren Evangelischen Glaubensgenossen zuzumuthen, den heiligen Kampf gegen die Irrlehren und Mißbräuche des Papstthums jemals aufzugeben, den die Reformatoren mit den Waffen des Geistes und Wortes so siegreich geführt haben. Dieser Kampf wird nicht aufhören, so lange aus der gefallenen menschlichen Natur, die ihr gänzliches Verderben und die allgenugsame Gnade Gottes in Jesu Christo nicht erkennen will, dieselben Irrlehren und Mißbräuche sich entwickeln. Aber sehet zu, geliebte Brüder, mit welchen Waffen, mit welchen Verbündeten ihr kämpft, ob es auch wirklich Irrthum und Sünde ist, wogegen ihr Krieg führt; hütet euch, Fleisch für eueren Arm zu halten, fremdes Feuer, wie die Söhne Aaron's, auf des Herrn Altar zu bringen, und mit einem *Ahab*, wie der fromme König *Josaphat* gegen des Propheten Warnung that, einen Bund zu schließen, daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten!

Christen sollen auch bei ihren Brüdern, christliche Kirchen in anderen christlichen Kirchen Irrthum und Sünde nicht gut heißen, sondern in der Kraft der Wahrheit angreifen. Aber soll ein solcher Krieg, — wie es der Zweck eines jeden Krieges seyn muß, der im Namen und mit dem Schwerdte des Friedefürsten geführt wird, — soll ein solcher Krieg den Frieden erkämpfen, so muß vor allen Dingen zum lebendigsten Bewußtseyn gebracht und anerkannt werden, was uns mit den bekämpften Christen gemein ist, was sie noch in der Verbindung und Gemeinschaft mit Christo erhält. Nach der ungläubigen Welt hin müssen wir mit ihnen für Einen Mann stehn; wir müssen die Wahrheit offen bekennen, welche sie, wie uns, von der Welt scheidet, und, wenn wir diesen gemeinschaftlichen Grund gemeinschaftlich vertheidigt haben, dann erst dürfen wir angreifen, was bei und in ihnen nicht aus dem Geiste, sondern aus ihnen selbst kommt. So legen treue Unterthanen, wenn Feinde oder Empörer Thron und Land gefährden, ihre inneren Streitigkeiten einstweilen bei Seite, und sammeln sich um ihren Fürsten, bis jene geschlagen sind und keinen Vortheil mehr daraus ziehen können. Als *Petrus* in Antiochien die Christen aus den Heiden unter das jüdische Gesetz zwingen wollte, widerstand ihm *Paulus* unter Augen und bekämpfte ihn öffentlich vor der Gemeinde (Gal. 2, 11 – 14.); aber er war gewiß weit entfernt, sich mit den aufgeklärten Antiochenern oder Römern gegen den *Petrus* zu verbinden, so sehr diese auch mit ihm den Versuch, die Heiden jü-

bisch zu machen, verworfen haben würden; ihre Aufklärung war dem **Paulus** nur Finsterniß, und ihnen gegenüber **Petrus** nur sein geliebter Bruder und Mitapostel, mit welchem er bereit war, für den gemeinsamen Grund, Jesum Christum, in Noth und Tod zu gehen. Und als die durch das Licht der Reformation erleuchteten **Deutschen Fürsten** und **Städte** 1530 zu **Augsburg** ihren Glauben vor Kaiser und Reich bekannten, ließen sie es sich sehr angelegen seyn, in ein und zwanzig Artikeln ihrer Confession die „Summe der Lehre" zusammen zu stellen, von welcher sie meinten, „ihre Widersacher könnten darin nicht uneinig mit ihnen seyn, weil dieselbe in der heiligen Schrift klar gegründet, und dazu auch der gemeinen christlichen, ja Römischen Kirche, so viel aus der Väter Schriften zu vermerken, nicht zuwider sey." Sie baten die Gegner, bei der Uebereinstimmung in diesen Hauptartikeln, und da das darin enthaltene Bekenntniß christlich und göttlich sey, hinsichtlich der streitigen ihre Gründe mit Billigkeit und Gelindigkeit aufzunehmen. Bei Aufstellung jener ein und zwanzig Hauptartikel aber verwarfen sie ausdrücklich die den gemeinsamen Grund antastenden Irrlehren, und waren weit entfernt, deren Bundesgenossenschaft gegen die Irrthümer und Mißbräuche des Papstthums in Anspruch zu nehmen.

Wenden wir dies nun an auf die Stellung unserer Protestantischen Brüder in Frankreich gegen die Römische Kirche einerseits, und andererseits gegen den daselbst herrschenden Zeitgeist und die von ihm beseelte Parthei, welche in den Julitagen gesiegt hat. Die Römische Kirche glaubt noch, mit uns, an den lebendigen, heiligen und gerechten, gnädigen und barmherzigen Gott, der alle Dinge und den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat. Der herrschende Zeitgeist hat entweder alle Ueberzeugung von Gottes persönlichem Daseyn und Wesen verloren (wie jetzt auch in Frankreich die St. Simonianer offen als ihre religiöse Ueberzeugung aussprechen, des weit verbreiteten Materialismus nicht zu gedenken), oder bloß einige todte deistische Abstractionen festgehalten, Worte, in denen sonst ein christlicher Inhalt war, dessen Ueberreste sich aber immer mehr verflüchtigen und verlieren; von dem Ursprunge der Welt glaubt und weiß er nichts; den Menschen läßt er aus der bloßen Sinnlichkeit, Wildheit oder Thierheit sich entwickeln. Die Römische Kirche betet die hochgelobte Dreieinigkeit an, und erkennt Jesum Christum, den Gekreuzigten, für ihren Gott und Herrn; sie lehrt, daß der Mensch durch den Betrug des Satans und seine eigene Sünde aus dem Stande der Kindschaft und Unschuld unter Gottes Zorn, und unter die Gewalt des Todes und des Teufels gefallen ist, daß Jesus Christus durch seinen Tod unsere Sünde versöhnt, und durch seine Auferstehung Leben und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht hat, daß er gen Himmel gefahren ist und zur Rechten Gottes sitzt, von wo er wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Dem herrschenden Zeitgeiste ist die geheimnißvolle Lehre von der Dreieinigkeit, wie den ungläubigen Juden und Muhamedanern, die darin drei Götter sehen, Aergerniß und Thorheit; alle jene großen Thatsachen, die den Hauptinhalt des Christenthums ausmachen, erscheinen ihm fabelhaft oder ungewiß; der Mensch bedarf nach ihm keiner Gnade, keiner Versöhnung. Die Römische Kirche glaubt und lehrt, daß ohne die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes Niemand das in Christo ihm verkündete Heil annehmen kann, und daß er durch die Kraft dieses Geistes geheiligt und erneuert werden muß, und daß namentlich die Gnadenmittel der Kirche die Träger dieser göttlichen Gnadenwirkungen sind, die den Menschen bis zum Eintritt in's ewige Leben fördern und vollenden. Dem herrschenden Zeitgeiste sind die Gnadenwirkungen des heiligen Ge[...]stes Schwärmerei und Selbsttäuschung, und die Kirche, auf[s] Günstigste betrachtet, eine Anstalt, die Masse da, wo Gericht und Polizei nicht hinreichen, im Zaum zu halten, und ihr e[in] Surrogat dessen zu gewähren, was der Aufgeklärte seiner ei[ge]nen Vernunft und Tugend verdankt. Das ewige Leben aber [ist] ihm etwas schlechthin Ungewisses, weshalb auch sein Dichten u[nd] Trachten desto gieriger auf diese Welt sich richtet. „Die Rö[]mische Kirche" — so drücken sich die Archives selbst in de[m] angeführten Aufsatze aus — „stellt ihren Anhängern die Wahr[]heit, welche frei macht und heiligt, noch immer vor Augen, wi[e]wohl entstellt durch ihre Zusätze und Auslegungen; sie bring[t] ihnen den Namen Jesu Christi, diesen großen Namen, den ei[n]zigen, der uns gegeben ist im Himmel und auf Erden, daß w[ir] darinnen selig werden." Was weiß aber der herrschende Zei[t]geist von dem seligmachenden Namen Jesu, von einer befreie[n]den und heiligenden Wahrheit?

Wir glauben nicht, daß unsere Pariser Brüder uns ei[ne] zu schwarze Schilderung des Zeitgeistes vorwerfen werden. U[nd] in Deutschland tritt er täglich in dieser Gestalt vor Auge[n;] und, wenn wir die Geschichte der Freigeisterei in Frankreich se[it] einem Jahrhundert, die öffentlichen Reden und Schriften d[er] Stimmführer der daselbst jetzt herrschenden Parthei, die Erei[g]nisse selbst, wie sie seit einem Jahre sich drängen, und endli[ch] den Charakter materialistischer Frechheit betrachten, den der U[n]glaube in Römisch-Katholischen Ländern an sich zu tragen pfleg[t,] so dürfen wir nicht zweifeln, daß dieser Unglaube von der finst[e]ren Gluth politischer Leidenschaften erhitzt, den bei uns herrsche[n]den Rationalismus auf der Bahn des Abfalls noch hinter si[ch] zurückläßt. Man wird uns übrigens nicht so mißverstehen, a[ls] maßten wir uns ein Urtheil über alle Individuen, die zu der [in] Frankreich herrschenden Parthei gehören, oder gar über die Meh[r]zahl der Franzosen an. Unsere theueren Protestantischen Brüd[er] in Paris sind uns ja selbst Beweise genug, wie durch eine [he]same Inconsequenz Männer, die sich hie und da vom Zeitgei[st] überwältigen lassen, dennoch die Wahrheit festhalten können, [die] sie einmal ganz frei machen wird von Allem, was nicht aus G[ott] ist. Wir reden von den Stimmführern, den Tonangebern, welc[he] den Gang der Begebenheiten leiten und das Urtheil und d[ie] Meinungen der Menge bestimmen. Die St. Simonianer w[i]dersprechen (in ihrem Blatte: l'Organisateur) der Charte v[on] 1830 in's Angesicht, wenn diese, mit gesetzlicher Auctorität, [die] **Thatsache** feststellen will: daß die Katholische Religion die R[e]ligion der Mehrheit der Franzosen sey, — und behaupten, [es] sey vielmehr gleichgültiger Unglaube, indifférence, die Religi[on] der Mehrheit der Franzosen. Aber, wir brauchen aus die[ser] trüben Quelle nicht zu schöpfen, sondern können auf die Archiv[es] selbst uns berufen, die in ihrem vorjährigen Septemberhefte laut darüber klagen, daß nach den Julitagen, die sie, mit d[er] herrschenden Parthei, als eine Errettung aus großer Gefahr b[e]trachten, „kein Aufheben der Herzen zu Gott, keine Danksagun[g] oder Hoffnung, die sich über diese Erde erhöbe, laut geworde[n] ist, weder in den Zeitungen noch in den Addressen an den Thro[n] noch in den Kammern, kurz nirgends, bei keinem der Stimm[]führer der öffentlichen Meinung, worin sich auf eine schrecklic[he] Weise die den jetzigen Franzosen eigenthümliche Gleichgültigke[it] gegen die Religion gezeigt habe, so daß man der Zukunft v[on] Frankreich nur mit Betrübniß und Furcht entgegen sehen könne[.] Sollen wir noch an die Verwüstung der Kirchen und das Ur[n]stürzen der Kreuze in der Hauptstadt einer der größesten Nati[onen]

n der Christenheit erinnern, und an die Nachgiebigkeit der Machthaber, die sich volksthümlich nennen, die noch übrig gebliebenen Kreuze bei Seite zu schaffen?

Betrachten wir nun die Ansicht und Darstellung der Archives von den Angriffen des Zeitgeistes, und der durch ihn bewirkten Umwälzungen auf den Katholicismus.

„Der Katholicismus hat die Vergangenheit nicht wieder beleben, die Gegenwart nicht behaupten können; die Fortschritte der Civilisation, die Entwickelung der Bestimmungen der Menschheit läßt keine Zukunft für ihn übrig. Die menschliche Gesellschaft ahnet einen neuen Zustand der Dinge, eine neue Lebensperiode, sie trachtet danach, sie schreitet dahin fort; so ist sie durch den Katholicismus hindurch gegangen und entfernt sich mehr und mehr von ihm" — „Durch seine Allianz mit der Monarchie und mit allen den Auctoritäten, die das Bestehende schützen und die Fortschritte der Gesellschaft aufhalten wollten, durch die Hilfe, die er ihnen versprach, durch die Verkündigung, daß er allein den Abgrund der Revolution schließen könne, hoffte er sich zu halten und seine Herrschaft wieder zu gewinnen. — — Aber die neuesten Begebenheiten haben auch dies letzte Bollwerk von Grund aus umgestürzt. — Die Fürsten und selbst die Völker riefen ihn an als den Beschützer der sogenannten Legitimität und des so genannten göttlichen Rechts, woraus sie den Grundartikel ihres politischen Glaubensbekenntnisses gemacht zu haben schienen. Der Katholicismus wurde der Verkündiger dieses Glaubens, — und indem er die Throne auf den Altar stützte, begrüßte er das Morgenroth der glücklichen Tage, wo der Altar sich noch einmal über die Throne erheben würde. Zwei und siebzig Stunden sind hinreichend gewesen, seine Arbeiten und seine Hoffnungen zu vernichten." „Der neue gesellschaftliche Zustand, dem wir entgegen gehen, beruht wesentlich auf Gewissens-, Prüfungs- und Meinungsfreiheit. Die Rechte des Einzelnen sind ihm heilig, er erlaubt Jedem, sich seine Ueberzeugungen selbst zu bilden, und sie laut auszusprechen, wenn sie nur der öffentlichen Sicherheit nicht schaden. Der Katholicismus ist von Grund aus den großen Principien entgegengesetzt, welche von Tage zu Tage mehr die Gesellschaft durchdringen und leiten; er wollte sie fesseln und beengen, sie haben seine Ketten und Schranken mit Gewalt gesprengt und durchbrochen. Der Katholicismus trachtet, den ganzen Körper der Gesellschaft mit einem und demselben Geiste zu beseelen. Er redet nur von Einheit. Er will nichts Geringeres als aus dem ganzen menschlichen Geschlechte ein einziges Ganzes machen, eine Masse, gleichartig in allen ihren Theilen, wo Licht, Bewegung und Leben vom Haupte der Kirche ausströmen, welches den Glauben beherrscht, so wie es die Kirche regiert. Alles was scharfe Meinungsverschiedenheiten erscheinen als ein Uebel, als eine Gefahr, der man auf alle Weise begegnen muß. Niemand darf sich seinen Glauben selber machen, Alle müssen ihn empfangen, wie er ihnen vorgehalten oder auferlegt wird; sich davon Rechenschaft geben wollen, ist schon Frevel und Empörung. Alle Geister, alle Gewissen, alle Herzen müssen sich in den Staub beugen vor dem untrüglichen Ausleger des Evangeliums und der Tradition, vor dem lebendigen Orakel der Wahrheit. Mit ihm brechen, heißt, sich von dem Quell aller Barmherzigkeit, aller Gnade des Himmels entfernen, sich von Jesu Christo selbst trennen, der dem Fürsten der Apostel die Gewalt der Schlüssel anvertraut hat, das Recht, die ewigen Wohnungen zu öffnen und zu schließen. Während Alles sich bewegt und erneuert, während die Welt nur in beständigen Verwandlungen fortschreitet, behauptet der Katholicismus stets derselbe zu bleiben, rühmt er sich seiner Unbeweglichkeit und unveränderlichen Dauer. Er muß, der Geschichte zum Trotz, behaupten, daß kein Wechsel ihn berührt hat, — sich verändern, und es eingestehen, würde seinem Daseyn ein Ende machen." „Man braucht nur diesen Grundgegensatz zwischen der jetzigen Bewegung der Gesellschaft, der allgemeinen Richtung der Meinungen und der Begebenheiten einerseits und dem Katholicismus andererseits, erkannt zu haben, um sich zu überzeugen, daß diese alte Form des Christenthums, entstanden in längst vergangenen Zeiten und für Geistes- und Herzensbedürfnisse, die nicht mehr vorhanden sind, unserer Zeit unmöglich zusagen und sich keine Zukunft versprechen kann; daß der zunehmende Verfall des Katholicismus nicht aus zufälligen, vielleicht bald zu entfernenden Ursachen herrührt, sondern seinen Grund in den Fortschritten der menschlichen Gesellschaft selbst hat, welche sich nothwendig, sey es nach und nach oder gewaltsam, alles dessen entledigen muß, was ihre Entwickelung hemmt, was dem neuen Geiste, der sie beseelt, sich entgegenstellt."

Man möchte sich fast verleitet fühlen, herannahende Siege der Römischen über die Evangelische Kirche zu fürchten, wenn man sieht, wie Protestanten im Bunde mit dem Zeitgeiste grade das in der ersteren angreifen, was von ewiger göttlicher Wahrheit durch die Gnade des Haupts der Kirche, allem menschlichen Wahne zum Trotz, wenn auch unter dem trübenden Einflusse der ihr eigenthümlichen Irrthümer, in ihr übrig geblieben ist. „Den ganzen Körper der menschlichen Gesellschaft mit einem und demselben Geiste beseelen," alle Vielheit zu der ewigen seligen Einheit zurückführen, in welcher der nach Gott geschaffene Geist allein Ruhe findet, alle Menschen zu Gliedern Eines Leibes machen, die „Licht, Bewegung und Leben von ihrem einigen Haupte empfangen," ist das nicht recht eigentlich das große Gnadenwerk Gottes des heiligen Geistes, der die ganze Christenheit auf Erden, als die Eine Heerde zu dem Einen Hirten sammelt, und sie erleuchtet und heiligt, und bei Jesu Christo erhält, im rechten einigen Glauben? Ist es nicht wahr, daß „mit Ihm, dem heiligen Geiste, brechen, aus dieser Einheit austreten, so viel heißt, als vom Quell aller Gnade und Barmherzigkeit sich entfernen, sich von Jesu selbst trennen, der Seiner Kirche das Amt der Schlüssel anvertraut hat?" Jesus, da er in den Tod ging, auf daß er die Kinder Gottes, wie Johannes sagt, zusammen brächte, betete mit der ganzen Inbrunst Seines Geistes: daß sie Alle Eines seyen, gleich wie Er und der Vater, daß sie so auch in Ihm und dem Vater Eines seyen, damit durch dieses Gnadenwunder die Welt an Ihn glauben lerne. Und wir, die wir uns nach Seinem Namen nennen, sollten das Streben nach Einheit zu den charakteristischen Merkmalen des Papstthums rechnen, und mit dem Geiste dieser abtrünnigen Zeit uns verbinden, der jedes verfinsterte Menschenkind lehrt, „seinen Glauben" nicht von Gott, dem „Quell alles Lichts" „zu empfangen," sondern „sich selber zu machen," der uns von Allem frei zu machen verspricht, nur nicht von der Gewalt des Teufels, der Sünde und unseres eigenen Selbst, der uns in den Zustand zu bringen verheißt, den schon Jesaias so lebendig beschreibt, und aus dem der Sohn Gottes uns erlöst hat: „Wir gingen Alle in der Irre, wie die Schafe; ein Jeder sah auf seinen Weg?" Man antworte nicht, daß die Archives nur die Einheit, welche das Papstthum sich anmaßt, angreifen. Stellen sie dieser denn die wahre Einheit, welche Gott schafft, stellen sie ihr den Einen Hirten und die

Eine Heerde entgegen? Nein, sondern die inhaltslose Willkühr der vereinzelten Individuen, von denen Jeder „sich seine Ueberzeugungen selber bildet und seinen Glauben selber macht" (se faire soi-même sa croyance ist ihr Ausdruck). Je mehr im Papstthum sie den vergiftenden Einfluß der Pelagianischen und die Kirche verweltlichenden Irrthümer fanden, desto mehr mußten sie das Wahre in den auch in ihrer Entstellung immer noch erkennbaren christlichen Lehren der Römischen Kirche nachweisen, und sich durch die in Frankreich vielleicht besonders verderbte Praxis derselben nicht irre machen lassen. Ein evangelischer Bekämpfer des Papstthums müßte zeigen, wie dasselbe jene herrliche Einheit durch seine angemaßte Menschenherrschaft und Menschensatzungen grade gestört und verhindert hat, indem dieselbe nur durch Gottes Geist, wenn wir uns vor Ihm, „dem untrüglichen Ausleger des Evangeliums und der Tradition, dem lebendigen Orakel der Wahrheit, in den Staub beugen," und durch Gottes Wort, wenn wir alle unsere „Meinungsfreiheit" gefangen geben unter den Gehorsam des uns „vorgehaltenen Glaubens," gestiftet und erhalten werden kann. Freilich müßte man bei einem solchen Kampfe auf das Bündniß mit dem Zeitgeiste gänzlich verzichten, und wie Gideon, nach Entlassung der großen Menge, mit Dreihunderten des Herrn Krieg führen. Denn dieser wahren und wesentlichen Einheit ist unsere Zeit, welche die Souveränität der fleischlichen Vernunft*) anbetet, viel mehr Feind, als der scheinbaren Einheit, welche die Römische Kirche durch äußeres Kirchenregiment und Ceremonien darzustellen bemüht ist. Denn mit dieser kann Unglaube und Sünde leicht Frieden, oder wenigstens Waffenstillstand, auf billige Bedingungen schließen, wie die Geschichte des Papstthums lehrt. Müßten wir uns also vor dem Geiste der „zwei und siebzig Stunden," vor den „großen Principien der Zeit, die alle Ketten und Schranken sprengen und durchbrechen," vor dem „neuen Geiste," der das Jahrhundert beseelt, fürchten (wie uns denn Fleisch und Unglaube bei dem Blick auf die Zeit eine solche Furcht wirklich manchmal einflüstern wollen), so hätten wir noch viel mehr Ursache das Feld zu räumen, als die Römische Kirche. Aber — wenn sie noch so sehr rufen: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile" — „der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer." Der alte Geist, der in uns ist, ist stärker als der „neue Geist," der in der Welt ist, er versiegelt uns das Wort aus dem Munde der Wahrheit: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht."

Aber auch diesen wesentlichen Grundcharakter des Christenthums, Unveränderlichkeit und ewige Dauer, lassen unsere Brüder in Paris sich verleiten, als eine Anmaßung des Papstthums mit den Waffen des Zeitgeistes anzugreifen. Ihre Angriffe klingen öfters, wie aus den Zeitschriften der St. Simonianer entnommen, wie auf ihre Evolutionslehre mit ihren critischen und organischen Epochen gegründet. Die Römische Kirche lehrt eine große Wahrheit, wenn sie behauptet, daß, „während Alles sich bewegt und erneuert, während die Welt nur in beständigen Verwandlungen fortschreitet," die Kirche Jesu Christi stets dieselbe bleibt, wenn sie „die Unbeweglichkeit und unveränderliche Dauer" dieser Kirche rühmt, wenn sie allen Bewunderern der „Fortschritte und Entwickelungen der Gesellschaft" in's Angesicht sagt, daß sie an Adam's alter Krankheit leiden, und diese alte Krankheit nur durch das alte Heilmittel, die Erlösung durch Jesum Christum geheilt werden kann. Auch hier muß der Kampf der Evangelischen gegen Römische Irrthümer grade die entgegengesetzte Richtung nehmen. Nicht als eine „alte," sondern als eine durch Neuerungen entstellte Form des Christenthums griffen die Reformatoren das Papstthum an; schon das Wort Reformation bezeichnet die Herstellung des alten, des ursprünglichen Zustandes. Grade das Verkennen der uralten Geistes- und Herzensbedürfnisse der gefallenen Menschen, und des im Paradiese schon verkündigten Mittels, sie zu befriedigen, der Unglaube an den tiefen Fall der menschlichen Natur und an die Allgenugsamkeit der Gnade Gottes in Christo, hatte diese Neuerungen hervorgebracht, die man mit menschlicher Klugheit den Bedürfnissen der Zeit anschmiegen wollte. Auch lehrt die Erfahrung, daß die Formen des Katholicismus dem Geiste unserer Zeit, so fortgeschritten und aufgeklärt diese auch seyn will, immer noch weit mehr, ja oft in hohem Grade zusagen, und daß sie sich wenigstens immer viel leichter darin zu schicken weiß, als in das Wesen des Christenthums: Thut Buße und glaubet an das Evangelium. Mancher unserer Leser wird sich erinnern, wie Mortimer in Schiller's Maria Stuart gewiß aus der Seele vieler Protestanten und Römisch-Katholischen unserer Zeit, die Herrlichkeit des Hochamts in der Peterskirche in Rom mit der Puritaner dumpfen Predigtstube vergleicht. In Deutschland trat nach der Periode des nackten Unglaubens in der Evangelischen Kirche, zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Zeit ein, wo sehr viele vom Lichte nur angeschienene, nicht gründlich erleuchtete Personen, eben weil sie die Fäden, die sie an die Welt knüpften, nicht ganz zerreißen mochten, in den Schooß der Römischen Kirche eilten; und aus denselben Gründen sind in der neuesten Zeit Uebertritte zu ihr in England häufiger geworden. Der Englische Geschichtschreiber Gibbon, ein bitterer Feind des Christenthums, sagt von der Reformation, daß sie zwar durch Schwächung der Macht des Papstes und durch Vorbereitung der Aufklärung sehr gut gewirkt, daß aber, wenn die Reformatoren ihren Zweck erreicht hätten, ihre geheimnißvollen Lehren von der Sünde, der Gnade, dem Glauben, der Wiedergeburt u. s. w. in die Herzen der Völker zu pflanzen, eine ärgere Verfinsterung und Geistesknechtschaft daraus gefolgt seyn würde, als unter dem Papstthume statt fand. Hätten die Evangelischen daher keinen Verbündeten über den Wolken, den die Welt verschmähet, weil sie ihn nicht kennt, müßten sie die Gunst des Geistes dieser Zeit, durch das, was „ihm zusagt," suchen, so würden sie in der Concurrenz mit dem Papstthume übel bestehen. „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb, dieweil ihr aber nicht von der Welt seyd, sondern ich euch von der Welt erwählet habe, so hasset euch die Welt." So sprach der Allerverachtetste, der keine Gestalt noch Schöne hatte, die der Welt gefallen hätte, den sie anspieen und kreuzigten; und seine Knechte sollten meinen, größer zu seyn als ihr Herr, und denen gefallen zu können, die ihn verfolgt haben?

(Schluß folgt.)

*) Von diesem Dogma unserer Zeit ist die politische Irrlehre von der Souveränität der Menge nur eine nahe liegende Anwendung.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 13. Juli. № 56.

Das Evangelium und der Zeitgeist in Frankreich.

(Schluß.)

Aber was sollen wir unseren Französischen Brüdern sagen, nn sie, noch auf den Ruinen des Thrones ihrer Könige ste- nd, die Lehre von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit dem tholicismus zuschreiben und zum Vorwurf machen? Sollen r ihnen, die jetzt mit dem schönen Liebeswerke beschäftigt sind, er protestantischen Familie in Frankreich eine Bibel zu ver- affen, die Stellen der Schrift in's Gedächtniß zurückrufen, die s lehren, daß die Obrigkeiten von Gott verordnet, Gottes iener sind, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der ommen, daß durch Ihn herrschen die Fürsten und alle Re- nten auf Erden, und daß ihre Majestät ein Abglanz der Sei- gen ist, ein von Ihm selbst geschaffenes Bild der Hoheit des errn aller Herren, des Königs aller Könige? Oder ist mit eser Lehre etwa zu vereinigen die Lehre von der Volkssouve- nität, welche die Unterthanen zu Herren, die Herren zu elen- n Sklaven der herrschenden Launen des Zeitgeistes macht? die ine überlegene Macht, kein selbstständiges Recht, wozu sie nicht enigstens wähnt, ihre Einwilligung gegeben zu haben, anerken- n will, und die in der That erst in dem St. Simonismus re consequente Vollendung erhalten hat? Nicht Fürsten und Völker, nicht der Katholicismus, sondern der heilige Geist, Pe- rus und Paulus, haben diese Lehre zum „Grundartikel es politischen Glaubensbekenntnisses" der Christen emacht, und nicht allein die „zwei und siebzig Stunden" er Julinswoche, sondern alle Jahre oder Jahrhunderte, die der err dieser Welt noch gönnt, werden veralten und vergehen wie n Kleid, aber diese Gotteslehre wird nicht vergehen. Wir wün- hen von Herzen, daß alle Gläubigen in Frankreich durch Got- es Wort, und nicht erst durch die schrecklichen Erfahrungen, die hnen bevorstehen, lernen mögen, daß die Thronen der Christen- eit in der That nur auf dem Felsen des Wortes und Gesetzes Gottes, nicht aber auf dem Flugsande der Meinungen und Nei- gungen der Menge feststehen, daß auch die Gewaltigen der Erde nur sicher wohnen können unter den Zweigen des Baumes, der us dem Senfkorn erwachsen ist, und daß das „Schließen des Abgrunds der Revolutionen" nur von der Rückkehr zu dem Gehorsam des Herrn im Himmel zu hoffen ist, dessen priesterliches Königreich „über alle Reiche dieser Welt sich erhebt." Der Geist der Prüfung freilich, den die Archives unserer abgefallenen Zeit als charakteristisch zugestehen, wird sie dazu nicht in den Stand setzen. Denn er ist ein ruhmräthiger Zweifelgeist, der stolze Worte redet, da nichts hinter ist, der alle Herrschaft verachtet und nicht erzittert, die Majestäten zu lästern, der Freiheit verheißt und selbst des Verderbens Knecht ist (2 Petr. 2.), seine Anhänger nicht hindert, den Stimmführern der Zeit ihre dem Fleische schmeichelnden Meinungen ohne Prüfung nachzubeten. Der Herr wolle ihnen vielmehr den wahren Geist der Prüfung dazu ver- leihen, der uns die Geister unterscheiden lehrt nach dem ewigen Worte, den Geist, der selbst alle Dinge richtet, und von Nie- mand gerichtet wird.

Und wir dürfen hoffen, daß Er es thun wird, und daß unsere Französischen Brüder sich durch diesen Geist werden in alle Wahrheit leiten lassen. Derselbe Aufsatz, der uns die obi- gen schmerzlichen Betrachtungen abdrang, bekennt sich zu der Lehre von der Rechtfertigung durch die freie Gnade Gottes in Jesu Christo, als der Grundlage und dem Mittelpunkte des gan- zen Christenthums, und als dem Kern der Kraft, Wiedergeburt und himmlisches Leben in dem Sünder zu wirken. Hier reichen wir ihnen die Bruderhand; dieser Glaube wird uns nicht todt noch unfruchtbar lassen, sondern was noch übrig ist in uns von Welt, Fleisch und Finsterniß, kräftig überwinden, und uns von ei- ner Klarheit zur anderen leiten. Er sey unser Kleinod und un- sere Waffe, sey der kleine Sauerteig, der uns selbst, unsere Brü- der, die mit uns den Namen Christi tragen, und endlich die ganze Menschheit durchsäuren, das Licht, das uns in alle Wahr- heit leiten möge.

Als wir diesen Aufsatz grade schließen wollen, erhalten wir das Juniheft der Archives, welches uns in den so eben aus- gesprochenen Hoffnungen bestärkt, und neue Blicke in die innere und äußere Stellung unserer Französischen Brüder thun läßt. Es enthält: „Neue Betrachtungen über das Verhält- niß des Christenthums zu dem gegenwärtigen Zu-

stande von Frankreich," von dem Pastor Félice zu Bolbec, in denen ausgeführt wird, daß die Rückkehr zum Christenthume das einzige Mittel sey, Frankreich aus seiner jetzigen politischen Krisis zu retten und auf einen festen Rechtszustand zurückzuführen, oder, wie der Verf. sich ausdrückt, die schwere Aufgabe zu lösen, wie die „Freiheit" mit der „Ordnung" zu verbinden sey. Die ernste Einfalt, womit der Verf. diese Wahrheit, die ihm als Christen gewiß und theuer geworden, festhält und eindringlich entwickelt, ist uns um so merkwürdiger, wir möchten fast sagen, um so ehrwürdiger gewesen, da er sich sonst über den politischen Gesichtskreis des liberalen Zeitgeistes fast nicht erhebt, sondern die gewöhnlichen Redensarten desselben als baare Münze annimmt und wieder ausgibt, z. B. Aufklärung, freie Verfassungen, liberale Institutionen, große Julinstage, ja selbst das la Fayettische: „Freiheit und öffentliche Ordnung" auf den Fahnen der Nationalgarde, über welche Worte er mit wahrhaft rührender Unbefangenheit das Wort: „Evangelium" hinüber geschrieben zu sehen wünscht. Wie hell muß das Licht des Glaubens in dem Herzen des lieben Verf. scheinen, daß es durch diese Wolken hindurchleuchten und ihm die große Wahrheit zeigen kann, die den Hauptinhalt seines Aufsatzes ausmacht. Nur an dem Dogma der Volkssouveränität erlaubt er zu zweifeln. „Die Souveränität," sagt er, „welche man dem Volke beilegt, und von welcher man ihm „„allzuoft"" vorredet, ist nichts anderes als die Souveränität von drei bis viermal hunderttausend Personen über drei bis vier Millionen Familienhäupter." Auf jene drei bis viermal hunderttausend, welche die eigentlich allein herrschende Mittelclasse bilden, komme also Alles an, da sie alle Macht in Händen hätten. Nun werde aber diese Mittelclasse, im Ganzen betrachtet, durch bloße Meinungen, Interessen und Leidenschaften in Bewegung gesetzt, und ermangele aller festen Grundsätze, namentlich derjenigen Rechtlichkeit und Sittlichkeit, die allein dem politischen Charakter einer Nation, wie eines Einzelnen, eine solide Haltung geben könne. Es sey daher dieser eigentliche Souverän von Frankreich den zerstörenden Wirkungen seiner eigenen Selbstsucht preisgegeben, dieser Grundsünde, der menschlichen Natur, welche sich mit um so heftigerer Begierde auf die Welt werfe, je mehr sie durch Unglauben oder Wahnglauben von dem lebendigen Gotte abgesondert bleibe. Und für diese tödliche Krankheit, welche Frankreich jetzt schon in die unbehaglichste und ängstlichste Unruhe versetze, in der Folge aber alle Keime der Freiheit und Ordnung zu zerstören drohe, gebe es kein anderes Heilmittel, als das Evangelium, welches die Gläubigen zu neuen Menschen mache, ihre Häupter zum Himmel erhebe, sie dadurch in den Stand setze, auch in ihren irdischen Verhältnissen feste und gewisse Schritte zu thun und ihnen die Liebe in's Herz gebe, welche allein Licht und Frieden in die Streitigkeiten und Partheiungen der irdischgesinnten Menschen zu bringen vermöge. Wie es nun aber mit dem Einflusse des Christenthums auf die Menschen stehe, die Frankreich jetzt beherrschen, darüber läßt der Verf. sich dahin aus:

„In England und America glaubten diejenigen, die das Christenthum und die freien Staatsverfassungen aus Erfahrung kennen und überzeugt sind, daß diese ohne jenes nicht bestehen können, unsere großen Tage (die Julitage) als das Wiedererwachen des Christenthums begrüßen zu können. Sie hofften, diese aufgeklärten Männer, die zugleich vortreffliche Bürger und treue Diener Christi sind, daß Frankreich, da es freier geworden als jemals, nun auch christlicher werden, und daß durch den Sieg der Rechte des Volks auch das Evangelium neu erstehen würde. In der Naivetät ihres Eifers *) wollten sie uns daher tausende von Exemplaren des Wortes Gottes anbieten, um sie unter das Französische Volk zu vertheilen. Aber bis jetzt sind ihre und unsere Hoffnungen grausam getäuscht worden. Warum sollte ich hier den Schmerz nicht aussprechen, den Andere gew[iß] wie ich empfunden haben? Weit gefehlt, daß Frankreich dem Christenthume sich nähern sollte, scheint es vielmehr das Wenig[e] von Religion, was es noch hatte, fahren zu lassen. Als Napoleon mit seinen siegreichen Legionen Europa unterjochte, legte er doch manchmal wenigstens das Schwerdt ab, um den Namen des Herrn der Heerschaaren in Seinem Heiligthume anzurufen. **) Aber seit zehn Monaten (wenn man einige arme Handarbeiter ausnimmt, die einen Diener des Altars herbeigerufen haben, um die noch offenen Gräber ihrer Gefährten einzusegnen) hat kein öffentlicher Akt, kein christliches Wort in de[n] Staatsverhandlungen die Franzosen daran erinnert, daß es einen Gott über dieser Welt, und eine Zukunft jenseits des Grabes gibt. Selbst der einfache Ausdruck „„Vorsehung"" ist seitdem aus den amtlichen Reden verbannt. Weil man unter dem vertriebenen Königshause Römischen Einfluß gefürchtet hat, will man deshalb bis in den Atheismus hinein sich zurückziehen? und sind wir so weit herunter gekommen, daß wir den Vorwurf der Bigotterie fürchten, wenn wir eine Sprache führen, welche selbst das heidnische Rom in den verderbtesten Zeiten der Kaiserherrschaft beibehalten hat? — Nicht bloß das Kreuz Christi, welches zu allen Zeiten denen ein Aergerniß und eine Thorheit war, die das Evangelium nicht annahmen, sondern Gott selbst soll aus unseren politischen Reden verbannt seyn? — — Unser Vaterland also sollte das erste Beispiel eines solchen systematischen Unglaubens geben! — Nach so unerhörten Begebenheiten, in denen die ganze Christenheit den mächtigen Finger Gottes erkannt hat hat sich keine Stimme unter den Großen unseres Volks erhoben, um dem Herrn der Welt die Ehre zu geben, keine Zung[e] hat seinen heiligen Namen genannt, und wenn die künftigen Geschlechter die Urkunden dieses neuen Königthums lesen, so wer[den] den sie glauben können, daß zwei und dreißig Millionen Me[n]schen ohne Gott in der Welt lebten!"

Nach diesen so gerechten Klagen bekämpft er den Irrthum der, wie er sagt, diese Feindschaft gegen das Christenthum besonders anregt, als ob nämlich dasselbe den Despotismus begün[stige], stige, und zeigt, wie grade das Evangelium die Menschen wah[r]haft gleich mache, gleich in der Erkenntniß und dem Gefühl ihre[s] Falls und Verderbens, gleich in dem Bedürfniß eines Heiland[s], gleich in der Gewißheit, daß dasselbe Gericht Gottes sie erwarte.

„Der Kaiser Alexander, wenn er als Christ vor de[n] Füßen des Herrn sich niederwarf, mußte dem elendesten Leibeig[e]nen seines ungeheueren Reiches sich vollkommen gleich fühlen; [so] wenig als der Bettler auf der Gasse konnte er ein Verdien[st] vor Gott bringen; wie dieser mußte er errettet werden aus Gn[ade]

---

*) Die „Aufklärung" und Naivetät ist allerdings sehr groß, und wir sind sehr geneigt, den guten Willen dieser Männer, so vi[el] als nur immer möglich, anzuerkennen; an ihrer Erfahrung i[n] Beziehung auf politische Freiheit aber und auf das Verhältniß d[es] Christenthums zu derselben müssen wir billig zweifeln, wenn wir b[e]trachten, was sie hofften und wie sehr sie sich irrten.

**) Der jetzige Beherrscher der Franzosen soll sich alles Besu[]chens des öffentlichen Gottesdienstes gänzlich enthalten.

n, durch den Glauben an den Sohn Gottes, der unsere Sün- n getragen hat an dem Holz."

Der Unglaube dagegen, der von dieser wahren Gleichheit chts wisse, lasse die drückenden Ungleichheiten dieser Zeitlichkeit unvermittelter Schroffheit neben einander bestehen, die Ungleich- it der Körperkräfte, der Geburt, der Talente, des Besitzes.

Möchte doch der geehrte Diener des Worts, mit dem wir iere Leser in diesem Artikel bekannt zu machen uns freuen, die oßen wesentlichen Wahrheiten, die er hier so glücklich ergreift, cht fest halten, und ihnen weiter nachgehen, wie bald würde frei werden von der Herrschaft der Phantome, mit welchen e politischen Schwärmer unserer Tage mit so unerhörter Drei- gkeit uns zu berücken versuchen! So hätte er, wie die Gleich- it, so auch die Freiheit der Christen neben dem göttlichen Rechte r Obrigkeit entwickeln können aus den tiefsinnigen und reich- altigen Worten des Paulus: „Wer ein Knecht berufen ist n dem Herrn, der ist ein Gefreieter des Herrn, dessel- igen gleichen, wer ein Freier berufen ist, der ist ein necht Christi." Laßt uns, geliebte Brüder, nur erkennen nd schmecken, was in diesen Worten liegt, welche die irdische errschaft und Knechtschaft nicht bloß anerkennen, sondern auch eiligen und verklären, zugleich aber den lebendigen Inhalt der reiheit uns vor Augen stellen, mit welcher der Sohn Gottes ns recht frei macht, und die wesentliche Gleichheit uns an- haulich machen, die Gottes Knechte, Gottes Kinder, mitten in r reichen Mannichfaltigkeit der Glieder Seines großen Reiches der That genießen, dann wird uns nicht mehr gelüsten nach en schmutzigen Trugbildern von negativer Freiheit und öder Gleich- eit, welche diese Zeit aus der Entfesselung des Fleisches und aus Bahn und Lüge zusammenflickt, und wir werden, wenn unsere erzen erst recht nüchtern geworden von dem Rausche der Zeit, it Freuden hineinschauen in die klaren Tiefen der jetzt so ver- essenen Lehren der Schrift über diese wichtigen Gegenstände. Man vergleiche, zu gründlicherer Erforschung des inwendigen Sin- es derselben, was, in ähnlicher geistreicher Zusammenstellung in er obigen Stelle Paulus Röm. 6. von den Knechten der Ge- echtigkeit sagt, die da frei sind von der Sünde, und Jacobus on dem niedrigen Bruder, der sich seiner Höhe, und dem eichen, der sich seiner Niedrigkeit rühmen soll.

„Was wollt ihr" — so ruft der Verf. in seinem Liebes- ifer zuletzt noch aus — „was wollt ihr an die Stelle des Evan- eliums setzen, ihr Staatsmänner? Möge man noch einige Zeit, nöge man noch Menschenalter hindurch glauben, des Christen- hums entbehren zu können, — möge ein Mensch, mögen Millio- en Menschen irren, was falsch ist, bleibt falsch, und der Irrthum rägt seine bittere Frucht. Während die Lügenpropheten rufen: „Friede, Friede!"" eilt ein ganzes Volk dem Abgrunde u, und es kommt der Tag, wo es verschwunden ist, wie ein Morgentraum, mit seinen Gesetzen, seinen Sitten, seiner Unab- ängigkeit und seiner Zukunft. Die Nachbarvölker suchen es und nden es nicht wieder; seine Stätte kennet es nicht mehr. Gro- er Gott, sollte das unsere Bestimmung seyn! Soll Frank- eich ein zweites Klein-Asien werden, soll es unter den Fluch Gottes fallen, weil es vom Christenthume sich losgesagt hat? nd sollen seine ungeheueren Gebeine, in der Wüste zerstreut, em Wanderer aus fernem Lande sagen, daß der Ewige die ver- äßt, die Ihn verlassen?"

Nein! so möchten auch wir mit dem geliebten Verfasser ntworten, und wir glauben so antworten zu dürfen, so lange der Herr sich solche Zeugen daselbst erhält, und wenn es auch, wie Abraham fürbittend sagte, nur funfzig, oder dreißig, oder zehn wären.

Nachrichten.

(Berlin.) So eben ist hier die „Nachweisung über Einnahme und Ausgabe, gedruckte und vertheilte Schriften ꝛc. des Hauptvereins für christliche Erbauungsschriften in den Preußischen Staaten aus dem Jahre 1830" erschienen. Diese so segensreiche, der lebhaftesten Unterstützung der Christgläubigen werthe Gesellschaft hat leider im Jahre 1830 an Beiträgen nur 633 Rthlr. 8 Sgr. 5 Pf. und für verkaufte Schriften und aus einigen anderen außerordentlichen Gaben 778 Rthlr. 6 Sgr., zusammen 1541 Rthlr. 16 Sgr. 5 Pf. eingenommen. Welche Lauheit zeigt dies unter den Christen unseres Vaterlandes an, daß das heilsame Werk der Verbreitung von Erbauungsschriften so wenig Unterstützung findet! Im vorigen Jahre theilte die Ev. K. Z. zur Beschämung unserer Landsleute etwas von dem großen Eifer der Nordamericanischen Christen mit; ein Prediger in der Mark Brandenburg las dies in der Versammlung einigen seiner Gemeinglieder vor, und sie brachten sogleich die Summe von 4 Rthlr. zusammen, welche sie dem hiesigen Hauptverein übersandten; wir haben aber von ähnlichen Wirkungen nichts weiter gehört. Leider zählt der Verein auch nur zwei Tochtergesellschaften, zu Glogau und zu Görlitz. Wenn bald vielleicht über unser Vaterland eine Nacht hereinbricht, wo Niemand wirken kann, wie wird uns da die Thätigkeit der Kinder dieser Welt beschämen! — Aus dem Vorwort zu der „Nachweisung" heben wir wörtlich Folgendes aus: „Je mehr wir in der jetzigen schweren Zeit die traurigen Spuren des Unglaubens und des Abfalls von Gott um uns her wahrnehmen, und sich die unausbleiblichen Folgen hievon in Sittenverderbniß aller Art und in Umwälzung aller göttlichen und menschlichen Ordnung deutlich kund thun, um desto mehr fühlen wir uns gedrungen, an unserem Theil durch Verbreitung christlicher Schriften auf das Wort Gottes, den Grund unseres Glaubens, hinzuweisen, und dadurch in den Irrenden und Abgewandten Buße und Sinnesänderung zu erwecken. Daß wir hiebei grade in der jetzigen Zeit einen besonderen Widerspruch finden würden, haben wir ruhig erwartet, und es hat auch nicht an Schmähungen und Verunglimpfungen gefehlt, indem die Stimmführer der Ungläubigen grade unsere Tractate und deren Verbreitung mit besonderer Bitterkeit angegriffen, und unser Bemühen als Pietismus, Mysticismus u. dgl. gescholten haben. Schmerzlich hat es uns jedoch betroffen, daß durch eine Verfügung des hohen Ministerii der geistlichen Angelegenheiten mancherlei Mißverständnisse und Irrungen bei den Behörden über unsere Wirksamkeit entstanden sind, welche die Verbreitung unserer Schriften an vielen Orten gehindert haben, und worüber wir uns daher nothgedrungen umständlicher äußern müssen. Das hohe Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat nämlich durch die Verfügung vom 21. April 1829 angeordnet, daß alle von uns herauszugebenden Schriften außer der gewöhnlichen Censur noch der Prüfung einer besonderen, dem Ministerio unmittelbar untergeordneten Commission unterworfen werden sollten; und es ist diese Bestimmung später auch auf die Schriften auswärtiger Vereine gleichen Zweckes, und namentlich auf den in Hamburg bestehenden Niedersächsischen Verein ausgedehnt worden. Demgemäß sind die Herren Oberpräsidenten der verschiedenen Provinzen aufgefordert worden, die Vertheilung der außerhalb der Preußischen Staaten gedruckten Erbauungsschriften nur dann zu gestatten, wenn dieselben von der gedachten Commission genehmigt worden, und es ist gleichzeitig auch die alljährliche Einreichung genauer Verzeichnisse solcher [auswärtiger] in ihren Bezirken vertheilten Erbauungsschriften verlangt worden. In Folge dieser Bestimmungen, welche sogleich den Regierungen, und von diesen den

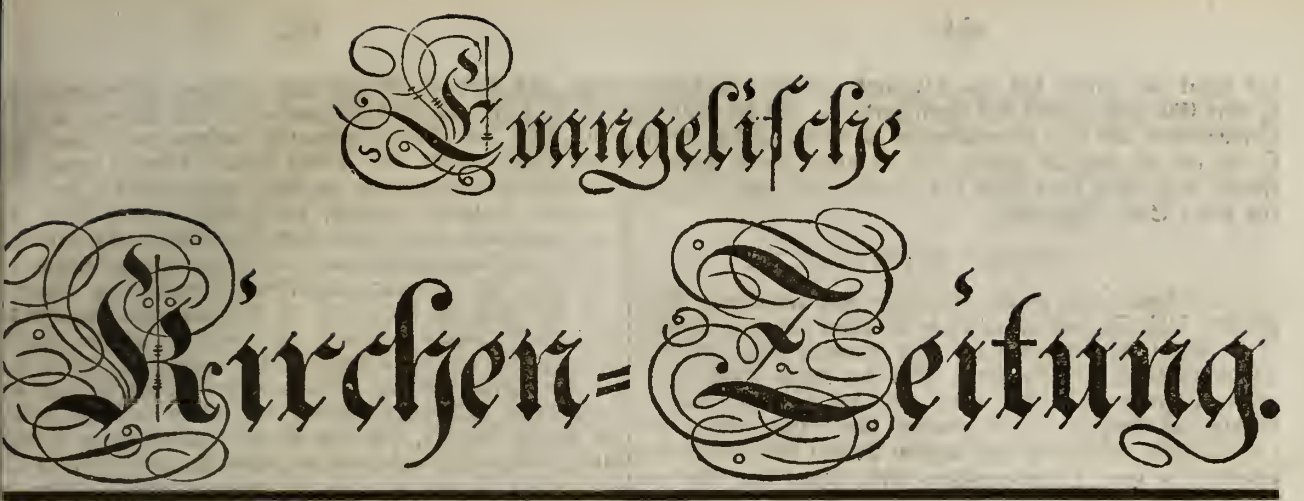
Landräthen, Burgemeistern, Superintendenten :c. mitgetheilt worden, sind nun durch Mißverstandnisse mancher Art der Verbreitung auch unserer Schriften viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden. Nicht allein, daß man an manchen Orten von den einzelnen Theilnehmern unseres Vereins eine genaue Angabe der von ihnen vertheilten Schriften nach Titel, Verfasser, Druckort u. dgl. gefordert, so ist man an anderen Orten noch weiter gegangen, und hat die vertheilten Tractate von den Empfängern abfordern, ja hie und da selbst durch Gensd'armen wegnehmen lassen, und manche Theilnehmer haben sich deshalb von unserem Verein ganz lossagen wollen. Wir sind nun freilich überzeugt, daß ein solches Verfahren von dem hohen Ministerio nicht nur nicht beabsichtigt, sondern sogar in hohem Grade gemißbilligt seyn wird, und es bürgt uns hiefür die in wiederholten hochgeehrten Schreiben desselben uns bezeugte lebhafte Theilnahme an unseren Verhandlungen, welche sich sogar durch mehrmals gezahlte, nicht unbedeutende Geldbeiträge thätig gezeigt hat." Im weiteren Verfolge drückt dann die Gesellschaft die Hoffnung aus, daß jene Maaßregel, welche zu den Mißverstandnissen Veranlassung gab, werde aufgehoben werden, und schließt also: „Nach dieser Auseinandersetzung fühlen wir uns gedrungen, allen unseren Freunden hiedurch die Versicherung zu geben, daß, so lange die Allerhöchsten Orts ertheilte Genehmigung der Statuten unserer Gesellschaft nicht förmlich zurückgenommen wird, wir auch zu jeder Zeit ohne Scheu von dem Rechte Gebrauch machen werden, was uns dadurch zugesichert worden ist. Ist unser Werk aus Gott, was wir ohne alle Anmaßung und Beziehung auf unsere eigene Schwachheit, doch darum glauben annehmen zu dürfen, weil unsere Schriften die ewigen Wahrheiten seines Wortes den Menschen an's Herz zu legen suchen, so kann auch keine Menschenmacht solches Werk dämpfen, denn es steht ja unter dessen Schutze, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Wie schwer würde aber eben darum unsere Verantwortlichkeit werden, wenn wir bei seinen Verheißungen je zaghaft werden wollten! Und in einer so bewegten Zeit, wie die unsrige, wo die Eingriffe in Gottes heilige Ordnung und die Verwirrung aller auf solche Ordnung gegründeter menschlicher Verhältnisse immer verderblicher hervortreten, da sollten wir schweigen wollen von dem Einen, was Noth thut, von dem Wort der Wahrheit, die fest steht, wenn Alles um uns her wanken will, und die in ihrer göttlichen Kraft allein dem sicheren Verderben Einhalt thun kann? Nein, nicht schweigen, nicht ruhen, sondern fortwirken sollen und wollen wir auf dem Wege, der uns noch offen steht! Darum, geliebte Brüder, lasset uns laufen mit Geduld in den Kampf, der uns verordnet ist, und grade jetzt das apostolische Wort wohl beherzigen: „„Seyd fest und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß euere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.""

(Judenbekehrung.) Wie in unserer Zeit so heftig und anstrengend von beiden Seiten gekämpft wird, und während im Großen und Ganzen das Reich des Gottes dieser Welt um sich greift, im Stillen und Kleinen das Reich Gottes festen Schrittes vorschreitet! Das von so vielen wahren Christen selbst verachtete, oder doch in seiner Wichtigkeit verkannte Werk der Judenbekehrung hat zwar nicht Schaaren von neuen Bekennern der christlichen Kirche zugeführt, aber es hat auch seit Errichtung der Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden nie still gestanden. Einer der drei Missionare, die die Gesellschaft jetzt unterhält, hat vor kurzem über seinen Aufenthalt in einer von Juden sehr zahlreich bewohnten Stadt*) Folgendes berichtet: „Ich verließ diesen Ort nach einem Aufenthalt von 3½ Monaten. Wenn ich auf das Werk sehe, das ich hier treiben soll, so muß ich Gott preisen, denn wenn auch nicht Schaaren zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, so sind doch unter den Christen einige Seelen gründlich bekehrt worden, und was die Israeliten betrifft, so kann ich, Gott sey gelobt, mit Freuden sagen, ich bin überzeugt, daß ich nicht vergeblich dort gewesen. Viele Israeliten denken gewiß jetzt ganz anders über das Christenthum als vormals, und mancher erkennt es in seinem Herzen als Wahrheit an. Freilich rettet dieses Anerkennen die Seelen nicht, aber es muß doch dem Glauben vorausgehen, und ist also ein Schritt vorwärts. Die dortigen Juden stehen, bis auf wenige Ausnahmen, so, daß jeder einzelne zum Christenthume übertreten würde, wenn sie alle überträten. Wenn die Stunde gekommen seyn wird, bedarf es bloß eines Impulses, um die dortige Judengemeinde in eine Christengemeinde zu verwandeln. So weit ist vorgearbeitet durch mancherlei göttliche Fügungen; und diese Vorarbeit ihrer Vollendung näher zu bringen, dazu hat, so hoffe ich zu Gott, auch mein Aufenthalt beigetragen. Das Christenthum erscheint den Juden nicht mehr so verächtlich, als früher, wo sie sich zuweilen ein Vergnügen gemacht haben, Christen um die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit oder der Fleischwerdung des Sohnes Gottes zu befragen und diese Lehren als Abgeschmacktheiten darzustellen, wenn die Christen ihnen nicht bündige Antworten zu geben vermochten. Jetzt hat sich das Blatt gewendet, sie haben vor der Wahrheit schweigen lernen, und wenn ihnen ihre Irrlehren und Menschensatzungen vorgehalten wurden, haben sie auch nicht bestehen können. Zwei ächt evangelische Christen, welche oft unseren Gesprächen beigewohnt haben, reden jetzt, wenn's die Gelegenheit mit sich bringt, mit den Juden, und da sie oft Zeugen ihrer Niederlagen in unseren Unterhaltungen mit ihnen gewesen sind, gehen sie mit Freudigkeit an das Werk, so daß sich die Juden wundern. Der Herr wolle geben, daß Israel, nachdem es verstummt ist vor der Wahrheit, bald mit freudigem Aufthun seines Mundes Jesum preise als den Erlöser Israels!"

(Aberdeen in Schottland. Aus Briefen.) In unserem Lande wird unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch genommen durch die Papisten. So gering ihre Zahl in unserem Lande ist, so sind sie doch seit der Emancipationsbill über alle Maaßen dreist und muthig geworden. Ueberall machen sie Convertiten, errichten Schulen und Collegien. So hat sich denn auch bei uns eine Reformationsgesellschaft gebildet, von der einige Mitglieder das Land durchreisen und öffentlich mit den Katholiken Disputationen halten. Die thätigsten Männer der Muttergesellschaft sind Herr Gordon und Herr Armstrong, eifrige, beredte und in Controversmaterien sehr geübte Männer. Vor kurzem kamen sie auch zu uns nach Aberdeen; sechs Tage hinter einander sprachen sie täglich einige Stunden wider den Abfall der Römischen Kirche vom reinen Evangelium. Mehrere Katholiken nahmen das Wort gegen sie, und der erfreuliche Ausgang war, daß wirklich mehrere Personen aus der Katholischen Kirche austraten.

*) Wir bedauern sehr, aus leicht erklärlichen Gründen jede nähere Andeutung unterlassen zu müssen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 16. Juli. № 57.

Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften.

Daß die Kunst, von dem Gesetz der Sittlichkeit ntbunden, also von der Idee der Heiligkeit unabängig, sich nach Regeln und Principien bewege, die ie in sich selbst habe und finde, dieser bereits zur fixen eitidee gewordene Wahn, dürfte wohl keinem unserer Leser fremd eblieben seyn. Leider lehrt auch die Erfahrung, daß sogar Eiige von denen, die nach dem Herrn fragen, von dieser Seuche erührt, in einem Siechthum des Glaubens befangen sind, das ich hoffentlich bei dem Ernst der Zeit bald zur vollen Gesundeit entscheiden wird. Obgleich nun schon der alte Plato nanentlich in seiner Republik ganz kunstgerecht gegen solchen fixen Wahn protestirt; so konnten doch weder seine noch andere Delamationen etwas dawider ausrichten, und zwar darum nicht, veil dieses ästhetische Uebel zu tief in einem viel wichtigeren ittlichen Grundübel der Menschennatur begründet ist, was nun inmal kein menschliches Auge für sich allein entdecken und erennen kann. Ueberhaupt scheint das berufsmäßige Wirken gegen ieses Symptom des erwähnten Wurzelübels den Grund des Mißingens in sich selbst zu haben. Es fällt nämlich die erwähnte ixe Idee bei der Behandlung jenes sittlichen Grundübels zuleich mit hinweg, und der Sieg über dieselbe muß daher als Zugabe bei einer glücklichen Heilung der Grundkrankheit selbst ungesucht sich darbieten. Von dieser Ueberzeugung geleitet, haben wir es ganz zeitgemäß gefunden, den innigen Zusammenhang zwischen Unheiligkeit, Unsittlichkeit und Afterästhetik nach Kräften darzuthun, nicht etwa deshalb, um die Kunst, so viel uns vergönnt, aus ihrer dermaligen Knechtschaft befreien zu helfen (was weder unser Beruf, noch der Beruf dieser Blätter seyn dürfte); sondern vorzüglich darum, weil dieser schädliche Irrthum eine Menge verderblicher practischer Folgesätze nach sich zieht, welche den falschen Propheten in der Kirche als außerkirchliche und doch die Kirche verwüstende Waffe von jeher zu Gebote gestanden. Denn während die falsche Lehre die Charybdis ist, welche eben diejenigen verschlingt, die sich innerhalb der Kirche dem Verderben preisgeben; so ist die Afterkunst die Scylla, welche auf dem außerkirchlichen weltlichen Gebiete eine Unzahl von denen in den Abgrund zieht, welche, von dem warmen Anhauch des Urschönen angeweht, etwa Miene machen, dem Reiche des Grundhäßlichen Ade zu sagen, ohne jedoch das Sprüchlein recht zu beherzigen: „Rein ab und Christo an, so ist die Sach' bald abgethan."

Eine Reformation der Aesthetik und der Kunst kann daher, wie gesagt, unser nächster Zweck nicht seyn. Wir zeigen bloß den Zusammenhang der Unheiligkeit und der Afterkunst, und hoffen dadurch Manche auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche letztere nicht etwa bloß für den reineren Geschmack, sondern vorzüglich hinsichtlich des ewigen Lebens und ewigen Todes nothwendig mit sich führt. Sollten jedoch unsere Betrachtungen etwas vermögen, die wahre Kunst und Poesie dem reineren Blicke ein wenig näher zu rücken, so nehmen wir dieses als eine schätzbare Zugabe dankbar an.

Zu unserem Zwecke schien uns nichts besser geeignet, als eine Beurtheilung der Göthe'schen Wahlverwandtschaften, von dem Standpunkte einer höheren Kunsttheorie aus betrachtet. Wir geben daher für's Erste den Roman selbst mit möglichster Treue, im gedrängten Auszuge wieder, und streuen in den Text einige vorläufige Bemerkungen ein, um auf diesen gegebenen Materialien unsere Schlußabhandlung über wahre und falsche Aesthetik und Kunst desto sicherer zu gründen.

Erstes Capitel.

Eduard, ein reicher, junger, neuvermählter Baron, trifft nach einer angenehmen Beschäftigung in seiner Baumschule mit seiner Gattin in einer Mooshütte des neuerstehenden Lustgartens zusammen. Er benutzt diese trauliche Stunde, seiner Gattin einen Wunsch zu offenbaren, den er schon lange, ohne ihn auszusprechen, heimlich mit sich herumgetragen hatte. Sein Jugendfreund, ein Hauptmann außer Dienst, befindet sich in einer peinlichen Lage, der Geschäftslosigkeit. Eduard rückt daher mit dem Wunsche, den Hauptmann in's Haus zu nehmen, gegen Charlotten hervor. Er verspricht ihr, so wie dem Gedeihen seines ganzen großen Hauswesens die erfreulichsten Früchte von der gediegenen und allseitigen practischen Bildung dieses Mannes. Charlotte zeigt sich gegen diesen lebhaften Wunsch etwas spröde. Sie hält ihm den reichen Stoff von Erfahrungen vor, die sie nach einem langen getrennten Verhältnisse gegenseitig auszutauschen haben, und

daß irgend ein Dritter das eben beginnende glückliche Verhältniß in ihrer Ehe wahrscheinlich nur stören werde. — Als ihr Eduard's Beredtsamkeit alle diese Einwendungen zu Boden schlägt, beruft sie sich auf ein gewisses Gefühl, das ihr nichts Gutes weissage. Hiemit wird dann für's Erste das Gespräch mit einer Artigkeit von seiner Seite abgebrochen.

Zweites Capitel.

Der Baron, ein reicher, verzogener und verwöhnter Sanguiniker, fühlt sich zum ersten Male bei einem lebhaften Wunsche in der Ehe schmerzlich gehemmt. Am folgenden Tage wird das gestrige Gespräch von Charlotten selbst auf einem Spaziergange wieder aufgenommen. Sie gesteht ihm, daß sie einen ähnlichen Wunsch seit Langem in sich getragen habe. Eine Nichte von ihr, Ottilie, welche mit ihrer eigenen Tochter (sie war Wittwe gewesen) in einer Pension erzogen wird, scheint ihr nicht am rechten Platze zu seyn. Sie hofft, dieselbe an ihrer Seite besser gedeihen zu sehen, und verspricht sich von der Entwickelung einer so tiefen (?) Natur einen großen Gewinn für ihr eigenes Herz. — Diese Geständnisse ergreift Eduard mit Begeisterung, und es ist ihm kein Zweifel, daß sowohl der Hauptmann als auch Ottilie ohne Weiteres in ihren Kreis müssen aufgenommen werden. Als sie eben noch darüber hin und her redend in's Schloß zurückkehren, wird ein wunderlicher Fremder gemeldet. Er heißt Mittler, war früher Pfarrer gewesen, hatte mit großem Glück den Winkeladvocaten gemacht, späterhin das große Loos gewonnen, sein Amt niedergelegt und ein Landgut gekauft. Sein jetziges Lieblingsgeschäft, ja sein eigentlicher Beruf, wie er meinte, war die Entwirrung schwieriger Aufgaben in Familien. Mit Kleinigkeiten ließ er sich jedoch nicht ein. Wenn nicht Alles auf der Spitze und auf dem Spiele stand, so blieb er passiv. Je schlimmer aber die Verhältnisse waren, desto munterer war er auf seinem Posten. Es war ihm daher die Nachricht von einer Verlegenheit der jungen Eheleute höchst willkommen. Als er aber die Sache vernommen, wird er verdrießlich, daß man ihn in solcher Kleinigkeit um Rath fragt, und daß es nichts Schlimmeres gibt. Nur in solchen Fällen sagt er ihnen für die Zukunft seine Hülfe zu, läßt sich auch weiter nicht halten, und eilt ärgerlich davon. Endlich werden die Eheleute einig, daß der Hauptmann kommen solle. Der Brief wird geschrieben; Charlotte begleitet ihn mit einigen Zeilen, schreibt aber etwas hastig und beklommen, und macht einen Tintenfleck auf's Papier, der immer größer wurde, als sie ihn wegwischen wollte. Eduard fügt hinter demselben eine zweite Nachschrift bei, worin er denselben als ein gutes Zeichen dem Freunde scherzhaft darstellt.

Dieser Anfang des Romans ist nun, was die äußere Anlage betrifft, unübertrefflich zu nennen. Die Fäden zu den kommenden Begebenheiten sind wahrhaft meisterlich angelegt und der Styl zu der möglichst classischen Reinheit durchgebildet. Die Episode mit Mittler ist jedoch schon bei'm ersten Wurfe unglücklich gerathen, und es ist dieser Mittler in seiner späteren Entwickelung ein durchaus gezwungener, langweiliger, völlig mißrathener Charakter, eine Sache, welche in der Folge sich noch deutlicher bestätigen wird. Für einen bloßen Narren ist er nämlich zu ernsthaft, und für einen humoristischen Menschenfreund viel zu albern und flach.

Drittes Capitel.

Der Hauptmann kam. Er wurde in den neuen Anlagen herumgeführt, bekam den einen Flügel des Schlosses zur Wohnung, und hatte in Kurzem seine Bücher, Instrumente, Papiere u. s. w. aufgestellt und geordnet. Bald hatte er auch das ganze Gut des Barons geometrisch aufgenommen, was Allen große Freude machte. Die beiden Freunde bekamen immer mehr mit Oekonomieeinrichtungen zu thun, und waren fast immer zusammen. Charlotte dagegen, welche noch dazu in dieser Zeit dem Hauptmann einen Tadel ihrer Parkreformen abgelockt hatte, ließ ihr Lieblingsgeschäft liegen, weil sie den Mangel fühlte, und beschäftigte sich mit einer ausgedehnten Correspondenz. Um diese Zeit kam auch ein Brief aus der Pensionsanstalt, welcher das alte Lob der jungen Baronesse und eben so die Klagen über die Bildungszähigkeit Ottilien's wiederholte. Hinsichtlich letzterer fügte die Vorsteherin noch als räthselhafte Erscheinung ein öfter wiederkehrendes halbseitiges Kopfweh bei. Eben so wurde es noch als seltsam bemerkt, daß das übrigens wunderschöne Mädchen fast gar nicht esse, und sogar mit einer Art von List eines oder das andere Gericht bei Tische zu umgehen suche. — Der Gehülfe in der Anstalt hatte diesem Bericht eine Beilage zugefügt. Er bestätigt das Lob der Vorsteherin hinsichtlich Luzianen's (der jungen Baronesse), gibt dagegen die Verschiedenheit seines Urtheils über Ottilie unverholen zu erkennen. Er sieht in Ottilie die Keime eines großen ungewöhnlichen Charakters. „Sie lerne nicht" — sagt er — „als eine, die erzogen werden, sondern als eine, die erziehen will; nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin."

Man sieht nun wohl schon ziemlich deutlich, was diese seltsamen Züge, nämlich das halbseitige Kopfweh, das nymphenartige Essen, und der Widerspruch der beiden Pensionsvorsteher hinsichtlich Ottilien's zu bedeuten haben. Meister Shakespeare hat nicht umsonst seine Deutschen Kunstjünger bedeutungsvolle und doch scheinbar kleinliche Winke als Weckmittel der Aufmerksamkeit auf die künftigen Helden zu geben gelehrt, nur mit dem großen Unterschiede, daß er hier gewöhnlich nicht bloß willkührlich und abentheuerlich, sondern gründlich und ächt psychologisch verfährt,*) was wir hier vermissen. Denn wir müssen gestehen, daß dieses halbseitige Kopfweh in der That so viel sagt wie nichts, und daß es in der vorliegenden Geschichte weder psychologisch noch physiologisch von der mindesten Bedeutung ist. — Was aber das beunruhigende Fasten betrifft, so hätte die Vorsteherin bei einiger Erfahrung leicht auf den Gedanken kommen können, daß Ottilie sich etwa heimlich in der Speisekammer möchte schadlos halten. — Wer die seltsamen Launen junger, namentlich hysterischer, sich eben entwickelnder Mädchen kennt, der wird auch wissen, daß sie sich oft aus unbewußter Eitelkeit darin gefallen, nur heimlich, nie öffentlich sich satt zu essen, eine Erscheinung, deren moralisch-physische Bedeutung wir hier nicht weiter entwickeln wollen.**) Für den wahren Psychologen hat daher dieser räthselhafte Zug durchaus keine andere Wirkung, als daß er sowohl die Vorsteherin als auch den Dichter, am meisten aber diejenigen belächelt, die in solchen halbverdauten anthropologischen Erfahrungen hinsichtlich des Romans eine tiefe Bedeutung suchen, ja vielleicht gar ihren eigenen Stumpfsinn beklagen, der solche ästhetisch-psychologische Feinheiten nicht fassen könne. Von mehrerer und wahrer

*) So wird z. B. die allmählige Entwickelung des Wahnsinns in König Lear gar nicht selten von psychischen Aerzten in ihren Schriften eben so wie eine wahre Geschichte psychologisch benutzt.

**) Ein ähnlicher höchst merkwürdiger Zug des Hysterismus ist das oft mit beinahe übermenschlicher List fortgesetzte Affectiren seltsamer, Aufsehen erregender Krankheiten.

chologischer Bedeutung ist jedoch die Verschiedenheit des Ur-
eils zwischen Lehrer und Lehrerin. Aus dem Allen geht aber
hl deutlich genug hervor, daß Ottilie die Heldin in diesem
emälde sey.

Viertes Capitel.

Die strenge Ordnungsliebe des Hauptmanns, sein Fleiß,
ne ausgebreiteten Kenntnisse, sein Auskaufen der Zeit hatte in
s etwas liederliche Regiment des Barons bald einige Haltung
bracht. Das Gut war nun trigonometrisch vermessen, und nun
lten die eigentlichen ökonomischen Reformen beginnen. Es wurde
dem Behuf ein Hausarchiv unter des Hauptmanns Leitung
dem einen Flügel des Schlosses eingerichtet. Ein alter Schrei-
, mit dem der Baron bisher stets unzufrieden gewesen war,
wickelte unter des Hauptmanns Leitung eine unerwartete Tüch-
keit. Nach vollbrachtem Tagewerk wurde die Hausfrau be-
ht. Geistreiche Gespräche, Vorlesen, Besuche, Musik u. s. w.
ßen dann gewöhnlich dem Leben einen hohen Reiz. Charlotte
r an ihrem Theil nicht zurückgeblieben. Küche und Keller
ren in besseren Stand gesetzt, und die Hausapotheke um ein
es Theil erprobter Mittel bereichert worden. Wegen der Nähe
Teiche hatte der Hauptmann auch alle nöthigen Rettungs-
äthschaften für Verunglückte herbeigeschafft. Auch die Blei-
sur der Küchengeschirre sammt den gefährlichen Kupfergefäßen
ßte vor dem kenntnißreichen Hausfreunde die Musterung passi-
, und was das Beste von Allem war, so wurde noch ein
tiger Landchirurgus verschrieben, und mit einem guten Ge-
te angestellt. — Das feierabendliche Vorlesen hatte Eduard,
trefflicher Declamator, übernommen. Dabei durfte ihm aber
mand in's Buch sehen, weil ihm dieses unerträglich war.
arlotte, die einst daran nicht dachte, und ihm bei'm Lesen über
Achsel sah, bekam deshalb einen etwas heftigen Verweis.
ein hier zeigte sich ihre gesellige Gewandtheit in ihrer ganzen
ärke. Sie lenkte das Gespräch klüglich ab und stellte den
pfindlichen Gatten geschickt zufrieden, indem sie die Rede auf
Buch brachte, woraus eben gelesen wurde. Dieses handelte
chemischen Verwandtschaften, und Charlotte bat sich hierüber
Hauptmanne Belehrung aus, welcher sich nun so populär
möglich über den Begriff chemischer Wahlverwandtschaften
reitete. Der Sinn dieses Gesprächs ist aber kürzlich folgen-
: Jede noch so innige chemische Verbindung zweier Körper
durch Hinzunahen einer anderen chemischen Zusammensetzung
elöst werden, wenn die Ingredienzien der letzteren zu denen
ersten Composition eine wechselseitige innigere Beziehung ha-
So hat sich z. B. der Körper A mit dem Körper B (eine
ure mit einem Kali) chemisch verbunden. Eine andere Zu-
mensetzung von C und D kömmt hinzu, und nun hat A zu
und B zu C eine stärkere Verwandtschaft. Die bisherigen
bindungen lösen sich, die Körper wechseln mit der Wahl, und
ntstehen ganz neue Producte aus den alten Compositionen.
e Wahlverwandtschaft wurde nun nach manchen geistreichen *)
schengesprächen vom Baron scherzweise auf ihr geselliges Ver-
niß angewandt. Da nämlich der Hauptmann den Baron
er, als ein dritter chemischer Körper, etwas von der Frau
zogen hatte, so sollte nun Ottilie als ein vierter hinzugethan

*) Wenn wir hier und sonst wo das Wort geistreich von
leichen Menschen gebrauchen, so wollen wir dieses ein für alle
nicht anders verstanden wissen, als wie man ungefähr eben so
Wort spirituosa von geistigen Getränken braucht.

werden, um sich dagegen mit Charlotten zu verbinden, und die Geschichte der Wahlverwandtschaften in ihrem Kreise vollkommen nachzubilden.

Dieser Scherz war übrigens eine Kaiphasweissagung im schlimmen Sinn, welche denn auch keine andere Bedeutung hat, als wie sie die Geschichte selbst an die Hand gibt. Die Liebe nämlich, der psychische Geschlechtsinstinct, ist es, welcher die unauflösliche Verwandtschaft bildet. Die Ehe als eine ganz gemeine Pharmazeutenoperation verbindet zwar auch zwei Menschen, und zwar oft fest genug, aber doch nicht so fest, daß sie nach dem Gesetz dieser erotischen Wahlverwandtschaft nicht aufzulösen wäre. Dieser Instinct erotischer Sympathie ist daher an sich heilig und infallibel, und die Ehe, die nicht hierauf begründet ist, kann sich als ein error in calculo natürlich nur so lange halten, als der verwandtere Körper nicht dazwischen tritt. Findet nun ein solches pharmazeutisches Ehepaar sein C und D, so fließen die verwandten Seelen alsbald in Eins zusammen. Die Ehe ist moralisch aufgelöst, und wenn sie nicht auch bürgerlich getrennt werden kann, so ist es als ein Märtyrerthum für das Heiligste zu betrachten, wenn sich die verwandten Seelen so lange sehnsüchtig verzehren, bis sie entweder (wie Werther) den Leib als den Träger dieses irdischen Ehebandes gewaltsam abwerfen, oder sich in ihrem Leide allmählig von selbst ablösen, um in dasjenige romantische Land hinüberzugehen, wo die Gesetze des Herrn ein Ende haben, und wo der Wille der Natur die höchsten Triumphe feiert. Daß aber die heilige Schrift diesen türkischen Himmel den Ort nennt, wo solche Märtyrer der Sünde allerdings ihren vollen Willen, nämlich die Verdammniß haben, diese Lehre hat in dem Alkoran der sogenannten Gebildeten bekanntlich keine Stelle. — Behalten wir übrigens das Bild von den chemischen Verwandtschaften bei, so lassen sich noch ganz andere, und zwar passendere Analoga daraus gewinnen. Wenn nämlich ein gewisser Grad von Hitze oder gar die Gluth eines Reverberirofens auf gewisse chemische innig verbundene Compositionen wirkt, so lösen sich oft auch solche, die sonst unzertrennlich sind. — Bei dem Knallsilber und Knallgolde ist bekanntlich schon die durch Schlagen erregte Hitze im Stande, eine Zersetzung durch Verpuffung und heftige Explosion zu verursachen. So sind denn auch die Ehen der sogenannten Gebildeten in der Regel freilich nichts mehr als Compositionen, die am Ende bei leisen Berührungen einen Knalleffect machen, und es darf uns daher nicht befremden, daß auch das ganze Buch mit einem solchen Knalleffecte endet. Es würde übrigens unverständig seyn, diese Ansichten fingirter Romanpersonen so ernstlich zu nehmen, weil sich der Fabeldichter immer das Hinterpförtchen der Fiction offen erhält, um seine persönliche Ansicht von der Sache ungefährdet zu erhalten, wenn wir nicht befugt wären, grade hier den Wendepunkt und die eigentliche Idee des ganzen Romans zu erkennen. Ein Thor würde daher derjenige seyn, der Göthe's ganzes Leben, seine Schriften und sein Publicum kennt, und nicht grade hier in diesem chemischen Wahlverwandtschafts-Räsonnement seine eigenste Meinung, ja die practische Ansicht der ganzen herrschenden Kunstjüngerschule wieder erkennen wollte.

Fünftes Capitel.

Es kommen Briefe aus der Pension. Luziane hat bei einer öffentlichen Prüfung abermals eine Menge Lorbeeren geerndtet, während Ottilie sich selbst und dem Lehrerpersonal durch ihr linkisches Wesen nur Verdruß verursacht hat. Ottilie, die keinen Preis erhielt, hatte sich nach dem Bericht des Lehrers, wäh-

rend die anderen Mädchen mit ihren Gaben lärmten, ruhig in ein Fenster gelehnt. „Mein Gott, wie kann man doch so dumm aussehen, wenn man es nicht ist" — so hatte sie die Vorsteherin unmuthig angefahren. Der Hülfslehrer hatte bemerkt, wie sich Ottilie bei diesen Worten verfärbte. Von Theilnahme für das bildschöne Mädchen hingerissen, macht er nun Charlotten nochmals auf verborgene Anlagen aufmerksam, die über kurz oder lang bei ihr hervorbrechen müßten. Zugleich beschreibt er, beinahe wie in das Mädchen verliebt (was sich auch später bestätigt), eine bittende Gebehrde der Ottilie, welcher Niemand widerstehen könne. Sie drücke nämlich die flachen Hände, die sie emporhebe, zusammen, führe sie gegen die Brust, neige sich ein wenig nach vorn, mit einem Blicke, der allemal entwaffne. Die Familie beschloß hierauf, Ottilien zu sich zu nehmen. Eduard sprang auf, kehrte nach seiner Bemerkung als B zu seinem A, ja zu seinem A und O zurück, und schloß die Gattin innig an die Brust.

Sechstes Capitel.

Ottilie kam. „Es ist ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen," sagte Eduard zu seiner Frau am anderen Morgen. Unterhaltend — versetzte Charlotte mit Lächeln — sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan? — So? — erwiederte Eduard — das wäre doch wunderbar!

Ottilie fand sich bald in die häuslichen Arbeiten und Freuden. Als ein charakteristischer Zug wird noch der Umstand angeführt, daß Ottilie die Federn bei'm Schreiben allemal scharf schnitt, die ihr Charlotte deshalb abgeschrieben hinlegte, um ihre etwas harte Handschrift loser zu machen. — Ein feiner, beinahe chiromantischer Zug, nicht ohne Bedeutung bei Allen denen, die eine ungewöhnliche melancholisch = phlegmatische Originalität entwickeln. Nur Schade, daß diese vorbereitete hohe weibliche Originalität sich in der Geschichte so wenig gerechtfertigt hat. Die ängstigende Mäßigkeit im Essen kommt abermals in Erinnerung. Auf Befehl Charlotten's kleidet sich Ottilie etwas prächtiger, eine Metamorphose, die ihre Schönheit bedeutend erhöhet. Dadurch wurde sie den Männern, nach der Bemerkung des Dichters, „ein wahrer Augentrost." „Denn wer solche Schönheit anblickt" — so heißt es weiter — „den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst, und mit der Welt in Uebereinstimmung." Was nun das erste, nämlich die Talismanskraft der Schönheit gegen jegliches Uebel betrifft, so widerlegt die Geschichte dieses Dogma von selbst, denn ohne die Wirkung eines solchen Augentrostes würde dieselbe unmöglich so trostlos geendet haben. Das zweite kann man gelten lassen. Denn der sinnliche Anblick der sinnlichen Schönheit ist allerdings am besten dazu geeignet, den Sünder mit der Sünde und der Welt gar schnell in Uebereinstimmung zu bringen. Eine weitere Schilderung von der Grazie, dem leisen und doch kräftigen Wirken Ottilien's im Hause, von ihrem kaum hörbaren Gange, von ihrer Dienstfertigkeit, vermöge deren sie z. B. auch etwas aufhob, das die Männer fallen ließen, und weshalb sie von Charlotten getadelt wurde, übergehen wir. Letzteres entschuldigte Ottilie damit, daß sie einst gehört habe, wie König Karl der Erste von England vor seinen Richtern stehend das goldene Knöpfchen vom Stocke habe fallen lassen. Er habe sich umgesehen, und Niemand habe es aufgehoben. Seit der Zeit sey es ihr unmöglich gewesen, Jemand diesen Liebesdienst nicht zu erweisen. — Neue innere und äußere Reformen in ökonomischer und polizeilicher Hinsicht beschließen das Capitel. Und nun ist das Haus geschmückt und mit Besemen gekehrt.

Siebentes Capitel.

Dieses Capitel beginnt das oben ausgesprochene Dogma von der Talismansnatur der Schönheit kräftig zu widerlegen. Ottilie und Eduard auf der einen, und der Hauptmann und Charlotte auf der anderen Seite üben die Gesetze der anziehenden Wahlverwandtschaft. Die Lust hat bereits empfangen, und ist eben daran, die Sünde zu gebären; die Schilderungen dieser beginnenden Ehebrechereien sind aber von der Art, daß man sie ohne sich selbst fremder Sünde theilhaftig zu machen, nicht abcopiren darf. Der Dichter ist übrigens weit davon entfernt zu ahnen, daß er nicht etwa die Liebe, sondern die Genesis des Ehebruchs mit warmer Theilnahme schildere, und er kömmt daher nun ganz in das Gebiet derjenigen Afterkunst, welche den Opiumrausch als wahres Wohlseyn und als Normalzustand kräftig erregten Psyche darstellt, und welche also, der Urida der Schönheit zuwider, das Grundhäßliche als schön in das Gebiet der Aesthetik einzustehlen weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(London. Aus Briefen.) Der Papismus tritt bei uns stärker auf als je, desto eifriger bemüht sich die Reformationsgesellschaft ihm entgegenzuwirken. Sie denkt daran, ihre Arbeit selbst auf den Continent zu erstrecken, wie denn die Missionare der Continentalgesellschaft bereits in Frankreich und an der Spanischen Grenze manch verirrte Gemüther zur reinen evangelischen Wahrheit zurückgerufen haben. Die Gefahr, die uns mitten in diesem Zeitalter des Unglaubens von Rom her bedroht, ist in der That so groß, daß selbst unsere alten Universitäten Oxford und Cambridge aus dem Schlaf erwacht sind, und Controversvorlesungen gegen die Römische Kirch halten, wie einst im Zeitalter der Reformation. — Neulich war ic bei der Eröffnung von Exeter Hall gegenwärtig, einem Gebäud das ausdrücklich zu dem Zweck religiöser Versammlungen durch freiwillige Beiträge erbaut worden ist. Der Hauptsaal faßt 4—500 Menschen; es liegt am Strande, in dem Stadttheil, wo der größ Zusammenfluß von Menschen ist. Auch sind Comptoire damit verbunden, welche den Zwecken der verschiedenen religiösen und philanthropischen Gesellschaften dienen werden. Bei der Eröffnung war an 3000 Menschen gegenwärtig. Da sah man aus allen religiö Partheien diejenigen vereinigt, deren Namen in allen Angelegenheiten des äußeren und inneren Menschenwohls obenanstehen. Ich neben Herrn Sims, jenem trefflichen Mann und ernsten Chri der zu dem Zwecke durch die Länder der Katholischen Kirche Reise gemacht hat, um zu erfahren, was wohl diese Kirche von stalten besitze, die bei uns Nachahmung verdienen, und darüber Buch herausgeben wird. Die Versammlung wurde durch Absingu des 100sten Psalms eingeweiht, worauf Herr Daniel Wilson Einweihungsgebet sprach.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 20. Juli. № 58.

Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften.

(Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

Ein neues Projekt wegen Errichtung eines Lusthauses dem chlosse gegenüber führte die Wahlverwandten öfter in's Freie. duard und Ottilie fanden sich dann gewöhnlich in einsamen Mühlen u. s. w. Der Hauptmann und Charlotte ließen sich diese bsonderung ebenfalls gar gern gefallen. Eduard fing an, Ge- chte vorzulesen, „in deren Vortrag" — um mit dem Verf. zu den — „der Ausdruck einer reinen, (!) doch lei- enschaftlichen Liebe zu legen war." — Ottilie konnte m hiebei so lange und so viel sie wollte in's Buch sehen. Statt npfindlich zu werden, rückte er ihr dann desto näher, um es r bequem zu machen. Charlotte und der Hauptmann bemerk- n dieses mit Lächeln. Eine Menge anderer solcher verliebter ändeleien am Klavier, bei'm Theetisch u. s. w. füllen von nun i viele Seiten an. Genug, daß der Hauptmann so gut wie harlotte dieses Feuer bereits hell emporlodern sah, ohne etwas nderes dabei zu empfinden, als was dergleichen kältere und enn man will — im Sündigen geübtere und vorsichtigere Welt- enschen zu empfinden pflegen. Sie selbst waren ja bereits in n Zauberring der Wahlverwandtschaft eingetreten, und konnten daher gar wohl leiden, daß ihnen der Weg der psychischen hebrecherei so leicht durch Andere gebahnt wurde. Demunge- chtet wich der Hauptmann Charlotten aus, sobald er bemerkte, aß zwischen ihnen beiden etwas mehr als bloße Freundschaft i Werden sey. Sie suchte ihn einige Tage vergebens auf den wohnten Stellen im Parke. Als sie aber die Ursache dieses urückziehens errieth, da achtete sie den Mann um so mehr, und un beginnt eine allerdings nach dem Leben entworfene Schil- erung derjenigen Tugendkämpfe, wie wir sie in ähnlichen Fällen ei allen derartigen Verstandes- oder Gefühls-Natur-Menschen i den gebildeten Ständen gewahr werden. — Sie fühlen eini- ermaßen den Stächel des Gesetzes. Das Gewissen klagt. Mehr ber noch als dieses ist es das Gefühl verletzter Selbstehre, as Surrogat des Gewissens, und der klarere Blick in die bit- ren Folgen der Sünde, als in die Sünde selbst, der sie nun i einem ohnmächtigen Ringen und Kämpfen mit einem Feinde treibt, dem sie nicht gewachsen sind, und mit dem ihr ungehei- ligter Wille in immerwährendem Einverständniß bleibt. Denn grade dieser Rest von Furcht vor der Sünde, der solche augen- blickliche Entsagungen herbeiführt, erweckt bei dem Sündenge- nossen eine schädliche Bewunderung, und dieses ist eben der Kö- der, den der Satan bei solchen Tugendhelden benutzt, sie an das Laster und Verderben fest zu bannen. Diese sogenannte Tugend ist ja die sicherste Angel, womit das Laster seine Beute fängt. Immer ist es die Firma der Tugend, unter welcher die Betro- genen ihre vergifteten Gaben wechselseitig austauschen, bis sie endlich dem Feinde völlig unterliegen, und den Tod, der Sünde Sold, empfangen. Möchten sie doch Alle aus Röm. 7. lernen, daß das Gesetz allein nur tödten, und daß nur der Glaube an denjenigen erretten könne, der für die Gottlosen, d. h. für alle Menschen, gestorben ist. — Uebrigens wissen wir recht gut, daß manche unserer Leser bei diesen ernsten Betrachtungen über ei- nen bloßen Roman unsere Schwachheit und Einfalt bemitleiden werden. — Mögen sie es. — Wir lassen uns nicht irre machen, und nehmen diese Confessionen aus dem innersten Leben der so- genannten gebildeten Welt für vollen gültigen Ernst. Sowohl der Dichter als seine Bewunderer halten einmal Charlotten und den Hauptmann für Tugendhafte, einem leidenden Liebespaare gegenüber, und es ist hier abermals die bloße Afterkunst, welche die Ehebrecherei der Welt auf der einen Seite als ein unschul- diges Märtyrerthum der Liebe, und auf der anderen als das Bild der kämpfenden Tugend, folglich als etwas Aechtes aufzu- dringen sucht. Auch hier sehen wir die getreue Schilderung ei- ner abnormen, bösen, also grundhäßlichen Gemüthsrichtung als Normalidee und als ächtes Abbild der Urschönheit trügerisch auf- gestellt. Mehr hievon an einem anderen Orte.

Neuntes Capitel.

Das neue Lustgebäude wird gegründet. Ein Maurergesell, die Kelle in der einen, den Hammer in der anderen Hand, hält eine Rede. Sie war eigentlich in Reimen gehalten worden, der Verf. gibt sie aber in Prosa wieder, und nennt sie anmuthig, ein Lob, das wir nicht unterschreiben können. — Wer diese Rede liest, wird auf jeder Zeile die fremde Arbeit eines ganz unpopu- lären Meisters erkennen. Denn so spricht kein Handwerksmann, und so läßt auch kein wahrer Dichter einen solchen reden.

Ueberall drängt sich dem Leser der Gedanke von der Marter auf, die der Maurergeselle bei'm Auswendiglernen empfunden hat, und von der Angst, mit welcher der eigentliche Verfasser in der Nähe steht. Wir müssen uns billig wundern, daß der Verf., der sich sonst so leicht und frei in der Objectivität bewegt (so lange sie ihn nämlich nicht in die Vorhöfe höherer Wahrheit führen will), seinem ländlichen Redner so wenig herzige Naivetät, schmucklose Einfalt und kernige Gedanken zu geben weiß, und daß er ihn mit so vielen schönen hohlen Phrasen und Worten so wenig sagen lassen kann. Nach Beendigung der Rede wirft der Maurer ein frischgeleertes, wohlgeschliffenes Kelchglas in die Luft. Das Glas wurde aber von einigen höher stehenden Zuhörern auf dem Gerüste aufgefangen, im Triumph herumgewiesen, und es fand sich, daß der Buchstabe E und O schön verschlungen in dasselbe eingeschliffen war. Dieser Umstand soll wahrscheinlich späterhin der ganzen Geschichte etwas schauerlich-fatalistisches geben. Denn Eduard hatte das Glas wieder an sich gekauft, und in diesem Zusammentreffen mit seiner Leidenschaft ein Beifallszeichen des Himmels zu sehen gemeint. An demselben Tage noch wurde der Besuch eines Grafen und einer Baronesse angesagt. Beide lebten in ehebrecherischen Verhältnissen und hatten eben nichts Anderes im Sinn, als das Schloß unserer Helden zu ihrem Rendezvous zu benutzen. Mittler, der eben dazu kam, erklärte grade heraus, daß er mit solchen Ehebrechern nicht unter Einem Dache bleiben möge, und eilte kurz und gut aus dem Hause hinweg. Leicht dürfte dieser polternde Eifer einen schwachen Leser mit dem Dichter und seinem Mittler einigermaßen versöhnen. Wir können daher unsere Befremdung und die Frage nicht unterdrücken, wie es doch zugehe, daß der Verf. dieses so gerechte und wahre Urtheil einer so wunderlichen Person wie Mittler in den Mund gelegt hat? Wie kommt es doch, daß grade die Ideale und Repräsentanten der Liebe und der Tugend in seiner Dichtung als die practischen Apologeten des Ehebruchs auftreten, während der eigentliche lustige Rath darin seinem Eifer gegen den Ehebruch auf eine so drollige Weise Luft macht, daß er nothwendig bei den meisten Lesern als die Schlafrockspredigt eines Satyrs erscheinen muß, der nur dann wahr ist, wenn er das Heilige bespottet, und seine langen Ohren ungescheut entblößt?

Zehntes Capitel.

Die vornehmen Gäste fuhren vor, und waren den einsamen Landbewohnern sehr willkommen. Der Verf. schildert sie als Leute in ihren besten Jahren, als hohe, schöne, prächtige Gestalten, und als solche Musterbilder feiner Cirkel, welche nicht leicht mehr eine Verlegenheit aufkommen lassen, mit einem Wort, als solche, deren Gegenwart sich recht bequem zeigt. Das heißt, sie wissen einen Jeden an seiner behaglichen Seite anzufassen, und ihren Vorrath von geselligen Tiraden und Modegedanken trefflich an den Mann zu bringen. Sie scheinen herzig, großmüthig, kühn, naiv, geschmeidig und schaffen auch Anderen eine glückliche Stunde, ihre Sächlein gelegentlich auszukramen, und ihr kleines Ich zu produciren. Sie herrschen also bloß darum in der Gesellschaft, damit sich ein Jeder in seinem Kreise frei bewegen könne. Sie sind die Sonnen an ihrem kleinen Hofe, von deren Scheine auch das Veilchen und Gänseblümchen das Seine bekommt. Nicht genug also, daß sie die Taschenspieler und Maultrommelvirtuosen in den Gesellschaften aus ihrem Dunkel hervorziehen, sie spielen auch mit Gelehrten und Künstlern die Mäzenatenrolle oft so trefflich, daß man glauben sollte, sie seyen wie Salomo in alle Geheimnisse der Weisheit eingeweiht, von der Ceder an bis auf den Ysop, der an der Wand wächst. Freilich darf ihnen kein „Wenn" und kein „Aber" irgend eines sogenannten gelehrten Pedanten entgegentreten, wenn ihnen nicht auf der Stelle alle Pulse der Rede stocken sollen. Genug, dieser Strahlenglanz gebildeter Feuerwerkerei erstreckt sich auf den Feind wie auf den Freund, selbst auf den Teufel, wenn er sich einmal sichtbar unter ihnen zeigte, so wie er unsichtbar die Fäden dieser Puppen führt. Nur der Gläubige, der sogenannte Mystiker oder Pietist, steht außerhalb dieser Huld- und Huldigungsatmosphäre. Diese ungeselligen und ungeschliffenen Leute zeugen ja gar zu empfindlich gegen Alles, was gottlos ist, auch wenn sie still in ihrer Ecke stehen, und kein Wörtchen sagen; und so wie gewisse Personen, wie z. B. Ottilie, auch ohne Wort unterhaltend sind, eben so sind manche Andere diesen Menschenfreunden unausstehlich, wenn sie auch den Mund nicht öffnen.

Die Gespräche über Tische bezogen sich übrigens auf das Gemeine und Prosaische des Ehestandes. Der Graf erschöpfte sich in allerlei spaßhaften Blasphemien desselben. Charlotte hätte um Ottilien's willen, die, wie sie meinte, solche starke Speise der gebildeten Welt noch nicht gut ertragen konnte, gern abgelenkt. — Diesmal ließ sie aber ihre Kunst im Stiche. Der Graf wurde nur desto hitziger, und schäumte immer gröbere Lästerungen aus. Im Verlaufe des Tages hatte der Graf auch mit dem Hauptmann Bekanntschaft gemacht. Ueber die Tüchtigkeit und die Kenntnisse des Mannes entzückt, erklärte er bei Gelegenheit, daß er sich freue, diesem Ehrenmanne grade jetzt einen vortheilhaften Posten verschaffen zu können. Charlotte, die dieses hörte, traf es wie ein Donnerschlag. Sie eilte, sobald es ging, in ihre Mooshütte, und mußte die Erfahrung machen, daß die bloße Welterfahrung kein Heilmittel für die Sünde sey. — Sie überließ sich einem Jammer und einer Leidenschaft, deren Macht sie nicht mehr in sich geahnet hatte. Auf der andern Seite hatte die geübte Ehebrecherin, die Baronesse, dem sanguinischen Eduard seine Leidenschaft für Ottilie bald genug abgemerkt, und auch sogleich ihre Pläne gemacht, dem bevorstehenden Uebel abzuhelfen. Sie wollte nämlich Ottilien in die Stadt unterbringen, aber nicht (wie sich wohl von selbst versteht) aus Liebe zur Tugend, die sie selbst mit Füßen trat, sondern weil sie meinte, daß eine Wiedervereinigung der Gatten möglich sey, und daß das Glück der Liebenden die Opfer einer Ehescheidung nicht aufwägen könne. Der Verf., in solchen Dingen eine entscheidende Auctorität bildend, erklärt sich hierüber noch bestimmter. Er sagt nämlich, daß verheirathete Frauen, wenn sie sich auch unter einander selbst nicht lieben, dennoch stillschweigend gegen das Liebesglück junger Mädchen zusammen im Bündniß stehen. Die Abendgesellschaft war verstimmt. In den Herzen der Wirthe und Gäste gährte es zu sehr. Jeder hatte auf seine Weise einen Brand in sich zu löschen, den er nicht übermochte, und es ließ einen Jeden die Zuchtdressur der Welt für diesmal im Stiche. Eduard stürzte eine Masse Wein in sich, und die Anderen peinigten einander durch das Mißglücken ihrer wechselseitigen Heuchelei. Dennoch war es der klugen Charlotte bisher geglückt, dem unreinen Argusauge der Baronesse ihr Verhältniß zum Hauptmann zu entziehen. — Da nun die gewohnte Lüge für heute nicht mehr gelingen wollte, so zog sich endlich ein Jedes in seine Kammer zurück.

Eilftes und zwölftes Capitel.

Eduard begleitete den Grafen auf sein Zimmer. Dort plauderten sie noch von allerlei bis Mitternacht. Jetzt bat der Graf seinen Wirth um die Gefälligkeit, ihn zu dem Gemach der Baronesse zu geleiten, was er auch that, ein Zug, den wir als

Achtung für diese Blätter mit Stillschweigen übergehen. Eduard von Begierde voll, Ottilien noch einmal zu sehen, von der er wußte, daß sie noch schreibe, kommt an das Gemach seiner Frau. Er schwankte eine Weile, klopfte an, und wir müssen hier abermals, aus Achtung für unsere Leser, Scenen der Schlüpfrigkeit übergehen, die der Dichter mit großer Behaglichkeit ausmalt, und die wahrscheinlich schon manche Unschuld grausam gemordet haben. Genug, daß der Dichter hier sein Möglichstes gethan hat, eine Ehebrecherei zu schildern, die einen wahrhaft infernalen Charakter an sich trägt. Eduard sah nämlich in Charlotten Ottilien, und Charlotte den Hauptmann, ein Gedanke, der in der Folge noch mehrmals zur Sprache kömmt.

Am anderen Abend hatte Ottilie die Abschrift eines Pachtcontracts für Eduard zu Stande gebracht. Sie trat damit in's Zimmer ein, *glänzend von Liebenswürdigkeit* *) — wie der Dichter sagt. Beide verglichen nun Abschrift und Original. — Je näher sie dem Schlusse kamen, desto aufmerksamer wurde Eduard auf die Schriftzüge Ottilien's. Zuletzt überzeugte er sich, daß Ottilie ihre Hand ganz nach seiner Handschrift umgebildet hatte, so daß beide nur mit Mühe zu unterscheiden waren. „Um Gottes willen," rief er aus, „du liebst mich, Ottilie du liebst mich!" Beide umarmten sich, wobei der Dichter noch recht naiv hinzusetzt: *Daß es nicht zu unterscheiden gewesen sey, wer das Andere zuerst ergriffen habe.* Eine geistreiche Bemerkung! Während nun das eine Wahlverwandtenpaar sich gefunden und chemisch vereinigt hatte, schaukelte sich das andere, der Hauptmann und Charlotte, auf einem See in der Gondel herum. An einer seichten Stelle nahe am Ufer hatte sich das Schiff auf dem Sande festgefahren, so daß es nicht von der Stelle zu bringen war. Der Hauptmann hob daher Charlotten auf den Armen aus dem Schiffe, und trug sie auf eine nahe Rasenbank. Doch wir eilen auch von dieser Scene mit Ekel und Abscheu hinweg. Genug, die doppelten Wahlverwandtschaften waren nun geschlossen, nur mit dem Unterschiede, daß der Hauptmann und Charlotte ihre Ehebrecherei mit dem Anstand einer weinenden und kämpfenden Tugend betrieben, während Eduard und Ottilie die Sünde wie Wasser hinabtranken.

Dreizehntes, vierzehntes und funfzehntes Capitel.

Der Hauptmann und Charlotte, welche, wie gesagt, mit etwas mehr Verstande ihr Unwesen trieben, hatten wirklich den Vorsatz gefaßt, gute Vorsätze zu fassen. Sie versuchten wirklich den Versuch, sich und die Anderen zu retten. Ottilie und Eduard werden daher etwas auseinander gehalten; das heißt es wird Oel über Oel in den Brand gegossen. Ottilien's Geburtstag nahte. Eduard machte Anstalten zur Verherrlichung dieses Tages, wie sie nur ein Unsinniger machen kann, so daß Charlotte und der Hauptmann einen öffentlichen Skandal fürchteten, dem sie zu begegnen suchten. Der Festtag war unter Jubel verstrichen, der Abend bereits eingebrochen, und ein prächtiges Feuerwerk, welches auf dem Weiher zum Abbrennen bereit stand, sammelte eine Menge Menschen auf den neuerrichteten Dämmen und Deichen. Der Hauptmann warnt Eduard, dieser aber weist ihn nicht ohne Heftigkeit zurück. Das Feuerwerk war ja allein der Königin des Tages, Ottilie gewidmet. — Da trennen sich plötzlich einige Schollen von den Dämmen, eine Menge Menschen stürzen in's Wasser, und ein Knabe ist bereits im Wasser untergegangen. Allein der Hauptmann rettet ihn noch, und übergibt den Scheintodten dem Chirurgen. Der Hauptmann und Charlotte gehen in's Schloß zurück, und letztere winkt Ottilien, ihr zu folgen. Eduard hielt sie aber fest bei der Hand und sagte: „Wir wollen diesen Tag nicht im Lazareth endigen! Zur barmherzigen Schwester ist sie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen, und die Lebenden sich abtrocknen." Charlotte schwieg und ging. Allmählig folgten Alle. Die Wahlverwandten blieben als Sieger auf dem Plane allein zurück, und verherrlichten ihren Triumph durch das Abbrennen eines prächtigen Feuerwerks.

*) „Sie haben Augen voll Ehebruchs" — so sagt ein anderer Mann, der diesen Glanz der Liebenswürdigkeit besser beurtheilen kann.

Sechzehntes, siebzehntes und achtzehntes Capitel.

Der Hauptmann reiste ab, seinen neuen Posten anzutreten. Charlotte schien sich ernstlicher aufzuraffen. — Sie versuchte es, mit Eduard über eine Entfernung Ottilien's zu reden. Dieser mißverstand jedoch ihre Ansprache, deutete sie auf eine Scheidung zwischen ihnen selbst, und willigte ohne Weiteres ein. Als er aber ihre wahre Meinung vernimmt, da windet er sich mit allerhand Ausflüchten wie eine Schlange in ihrer Hand. Endlich entschließt sich Eduard auf gut Glück eine Reise zu machen, setzt aber die schrecklichsten Drohungen darauf, wenn etwa Ottilie in seiner Abwesenheit aus dem Hause entfernt würde. Ottilie erfuhr nichts von dem Allen, bis ihr das längere Außenbleiben Eduard's das Räthsel löst. Jetzt tritt auch Mittler wieder thätig auf die Scene. Er spürt Eduard auf, der seine große Reise bereits auf einem benachbarten Vorwerke beendigt hatte, wo er den Einsiedler spielte. Von hier aus macht er den Boten von Eduard in das Schloß zurück, und bringt von dort die merkwürdige Nachricht an Eduard zurück, daß Charlotte sich guter Hoffnung fühle. — Durch diese Kunde mächtig, aber ungünstig erschüttert, stürzt er sich verzweiflungsvoll dem Kriegsgott in die Arme. — Er nimmt eine Offfzierstelle an, und schwindet eine Zeitlang vom Schauplatz, bis ihn die Zeitungen als einen der gefeierten Helden des Tages verherrlichen. — Ende des ersten Theiles.

Zweiter Theil. Erstes Capitel.

Der Dichter macht gleich im Eingange darauf aufmerksam, daß im Roman wie im Leben oft der Fall eintritt, wo, wenn sich die Hauptfiguren von der Bühne entfernen, andere dagegen als neue, vorher unbemerkte bedeutende Erscheinungen in den Vordergrund treten. Diese etwas vielversprechende, aber wenig haltende Einleitung macht uns auf einen jungen Architekten aufmerksam, den Charlotte in der Abwesenheit der beiden Männer zur Vollendung der Gutsbauten und anderer begonnenen Reformen an des Hauptmanns Stelle gesetzt hatte. Dieser Architekt, der übrigens außer dem gewöhnlichen, gegen Männer steifen und kalten, gegen Frauen galanten, Idealität und Genialität grimassirenden Künstlerhochmuthe nichts Edles und Großartiges entwickelt, tritt nun wirklich etwas bestimmter in der Geschichte auf. Allmählig bekommt er immer mehr Bedeutung im Schlosse, nimmt Fremde an, weist fatale Gäste ab, und unterhält die Damen. Dieser Stillstand in dem wahlverwandtschaftlichen Gährungsprozeß bringt natürlich eine andere Gestaltung des Lebens und Treibens hervor. Die reformirlustige Hand, welche bei der völligen Schlafsucht des innern Menschen immer etwas Neues schaffen muß, um den Blick von der inneren Wüste und Leere abzuwenden, übt nun ihre Kunst an den Gräbern des Kirchhofes, und zuletzt an dem Kirchlein selbst. Die Grabhügel werden zu Blumenbeeten geebnet, die Monumente von den Gräbern weggenommen, und an der Kirchmauer reihenweise aufgestellt. Diese barbarische

Mißhandlung kindlich=frommer Erinnerungen hatte in der Umgegend Aufsehen gemacht, und dem Baron sogar eine Art Prozeß zugezogen. Die Leute wollten die Denkmäler ihrer Verstorbenen auf den Gräbern, nicht an den Wänden stehen sehen. Ein seltsamer Conflict der unheiligen Afterkunst mit derjenigen Einfalt eines heiligen Sinnes, der wie immer in wichtigeren Prozessen der Aesthetik das Rechte trifft, und den Ausschlag gibt. Ein junger Rechtsgelehrter, der deshalb an Charlotte abgeschickt worden war, führte diesen Streit für fromme Einfalt in seinem Gespräche mit derselben. Der Architekt jedoch, der Repräsentant des künstlerischen Dünkels, steht Charlotten als Anwalt zur Seite, und salbadert über Tod und Grab eben auf diejenige Weise, wie wir sie bei allen denen bemerken, welche den Tod, ja den Teufel selbst als bloßes Kunstobject betrachten. — Ein reicher Tummelplatz zu Entwickelung einer gewaltigen Geistreichigkeit in dem Streite für und wider die Beibehaltung der Grabeshügel und Monumente auf den Gräbern, der übrigens wie alles solches Geschwätz, bloß dazu dient, die Zeit zu tödten, und vornehme Müssiggänger vor der völligen moralischen Fäulniß zu bewahren. Widerlich offenbart sich hier die Suffisance und die behagliche Gesprächskoketterie eines sogenannten gebildeten Schwätzercollegiums, und als solche sehr naturgetreue Schilderung ist dieser Streit allerdings lesenswerth.

Zweites Capitel.

Der Architekt wandte nun seinen Fleiß auf die Restaurirung der alten aber kleinen Dorfkirche. Charlotte gab ihm hiezu die erforderlichen Summen. Uebrigens dürfen wir nicht unbemerkt lassen, wie auch hier die afterkünstlerische Ansicht einer Kirche sich darin offenbart, daß sie dieselbe nur als ein leeres Blatt betrachtet, worauf der Maler sich selbst und seiner Kunst ein bleibendes Denkmal setzt. Bisher hat nun der Dichter Ottilien, seine Heldin, bloß von der einen Seite, nämlich der Virtuosität in der Liebe *) dargestellt; ein Verdienst, das sie mit zu vielen Schwestern gemein hat, als daß es zu ihrer Verherrlichung allein ausreichen könnte. Noch war er die Rechtfertigung hinsichtlich der geheimnißvollen Thatsachen schuldig geblieben, welche in dem halbseitigen Kopfweh, in dem Streite zwischen dem Lehrer und der Lehrerin, in der beängstigenden Mäßigkeit bei Tische, in der Alles besiegenden flehenden Gebehrde und in dem Scharfschneiden der Schreibfedern auf eine ungewöhnliche Tiefe und einen großartigen Charakter der Heldin prophetisch hindeuten sollten. Diesen Mangel scheint der Dichter allmählig zu empfinden, und er gibt daher von nun an Auszüge aus Ottilien's Tagebuche, welche den Vorhang von diesem Heiligthum eines tief innerlich lebenden Engelwesens hinwegziehen. Wir geben am besten einige Proben davon, damit der Leser selbst urtheilen könne.

„Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er sich gibt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet."

„Man kann der Gesellschaft Alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat." (Eine für Ottilien's Alter und Charakter völlig unnatürliche Einsicht in die Krebskrankheit der Gesellschaften.)

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht" u. s. w.

*) Eine Liebe, die noch dazu höchst unrein und strafwürdig war.

Wer den Rest dieser Sentenzen in dem Buche selbst nach lesen will, der wird sich des Gedankens nicht erwehren könne als sähe er Fragmente aus den Papieren eines jungen Schön geistes, der eben den Cursus der Metaphysik und Aesthetik volle det hat, und der nun seine poetisch=philosophischen Schwingen ve sucht, um zu sehen, ob er wohl für Morgen=, Abend= o Mitternachtszeitungen etwas Willkommenes liefern könne.

Drittes Capitel.

Diese poetisch=künstlerische Stille wurde jetzt durch ein hera nahendes wildes Heer unterbrochen. Luziane, Charlotten's Toc ter, hatte sich mit einem jungen, sehr reichen Manne verlobt, i dessen Gesellschaft sie nun, von einem Schwarm Bedienten b gleitet, im Schlosse eintraf. Diese Luziane tritt nun als All beherrschende Heldin auf den Platz. Sie reitet, jagt, hetzt si mit Windhunden, mißhandelt Alt und Jung, declamirt und tu multuirt Alles entzwei, doch so, daß sie, als eine strahlende Schö heit, statt der verdienten Ruthenstreiche, nur Bewunderung ern tet. Der einzige Architekt setzt dieser hochmüthigen Kokette seinen künstlerischen Dünkel entgegen, so daß ihre Macht an s ner Steifheit für diesmal scheitern muß.

Diese Episode ist übrigens in jeder Hinsicht mißrathen. De während der Dichter manche andere Situationen der sogenan ten gebildeten Welt getreulich nach der Natur schildert, und bl insofern von der Wahrheit weicht, daß er das Abnorme u Grundhäßliche als schön, folglich als normal erscheinen läßt, ist er bei dieser wilden Jagd nicht einmal in seinem eigen Felde als treuer Haushalter zu Werke gegangen. — Denn schändlich sich auch die glänzendsten Cirkel oft von den elendeste Menschen mißhandeln und tyrannisiren lassen, sobald ihnen Geld Rang, Einfluß oder Schönheit zur Seite steht, so müssen w doch grade hier die Lieblinge des Dichters gegen ihren eigen Propheten in Schutz nehmen. So ungezogen wie Luziane be sich kein Frauenzimmer, sey es auch noch so schön und geistrei in vornehmen Gesellschaften betragen, und es würde eine P son wie sie selbst in solchen Cirkeln bald genug alle Achtung v lieren, welche die Schönheit mit dem Dichter als einen Tal man für jegliches Uebel betrachten.

Ottiliens Tagebuch beschließt wo möglich noch unnatürlich als das vorige das Capitel. Wer diese Sentenzen liest, wi darin nichts als einen in Egoismus erstarrten, und in seiner genen Weisheit verliebten Menschen erkennen, der einige sol hohler Phrasen aus dem Schiffbruch eines verfehlten Lebens vermeintliche Schätze gerettet hat. Schwerlich aber wird mand, der Verstand hat, das sich eben aufschließende Gemü eines jungen 18—20jährigen Mädchens darin gewahr werd Einige Beispiele mögen dieses Urtheil rechtfertigen.

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich."

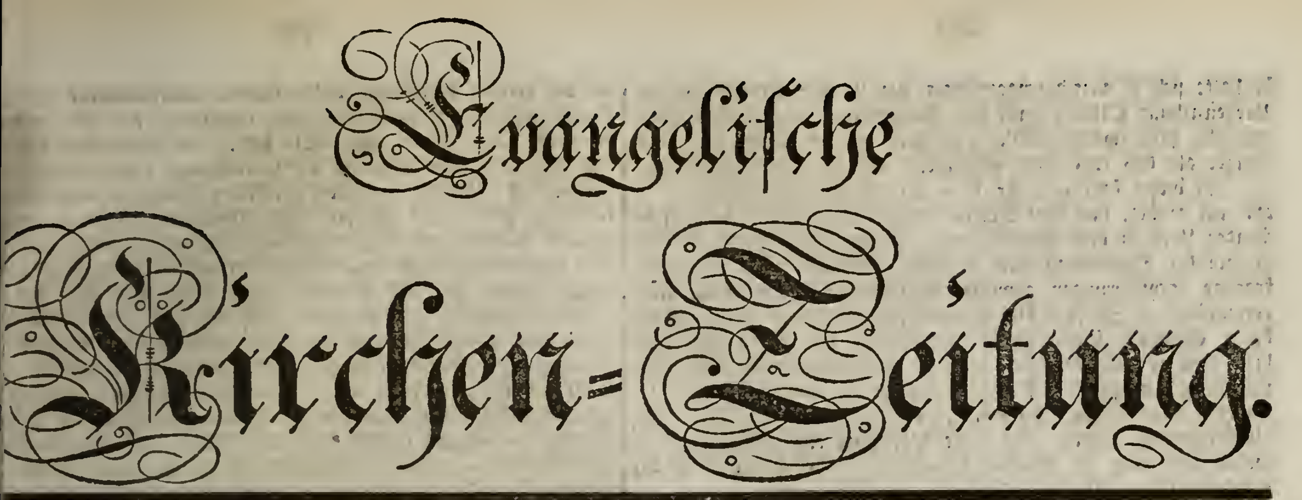
„Der Verständige findet fast Alles lächerlich, der Vernü tige fast nichts."

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch u junge Frauenzimmer bemühete. Es ist das einzige Mittel, verse er, sich zu verjüngen, und das will doch Jedermann."

Das fünfte Capitel, welches das glänzende Hofleben u die wilde Jagd Luzianen's mit ihren Leuten noch ausführlic beschreibt, übergehen wir, eben so auch das sechste, welches m ähnlichem Inhalte ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 23. Juli. № 59.

Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften.

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Der Architekt, mit einer schön gestickten Weste von den Da[men] beschenkt, nimmt seinen Urlaub. Dagegen tritt ein neuer [G]ast, nämlich der oben erwähnte Pensionslehrer, in den Kreis. [M]it ihm kommt denn auch die weltliche, von der tieferen Ein[s]eibung in die Geheimnisse der innern Menschennatur entblößte [P]ädagogik an die Reihe, die wir als zu bedeutungslos, eitel und [sch]watzhaft, nicht weitläufig berühren wollen. Uebrigens hatte [de]r Gehülfe bei diesem Besuche die Absicht, Ottilien wo mög[lic]h in die Pensionsanstalt zurückzuführen, um ihr dann seine [H]and anzutragen. Die Einleitungen zu diesen Veränderungen [w]erden gemacht. Einige Fragmente aus Ottilien's Tagebuche [dü]rften übrigens wohl zu weiterer Bestätigung unseres Urtheils [a]n ihrem Platze seyn.

„Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das [F]remdeste, Seltsamste, mit seiner Localität, mit aller Nachbar[sc]haft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und dar[zu]stellen weiß. Wie gern möchte ich einmal Humboldt erzäh[le]n hören."

„Ein Naturalienkabinett kann uns vorkommen wie eine [A]egyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflan[ze]ngötzen balsamirt umherstehen. Einer Priesterkaste geziemt es [w]ohl, sich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber [i]n den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, [u]m so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch [n]icht verdrängt sieht."

Hier spricht sich nun wieder ein ganz anderer Charakter, [n]ämlich ein philosophirender, mit wissenschaftlichen Reformations[i]deen angefüllter und schwülstiger Studiosus medicinae oder der [N]aturgeschichte aus. Wie muß es in der Seele eines Mäd[c]hens aussehen, das in seinem 18ten Jahre ein solches Räsonne[m]ent anstellt, und bald als Schöngeist, bald als bejahrter Welt[m]ann, bald als Dilettant der Wissenschaft erscheint, und über [A]lles, nur über sich selbst nicht, zu denken und zu reden weiß. Wahrlich, ein gewaltsames, höchst unästhetisches Verfahren des Dichters, welches wie der Decorationsmaler bei dem Auftragen seiner Farbenmassen das Tageslicht hinwegdenken und auf die Illusion des Lampenlichts rechnen muß, weil sein Endymion und Narciß bei hellem Tage einem Pavian viel ähnlicher ist als einem Göttersohne. Freilich muß man zugeben, daß auch diese Gemälde sich bei Nacht immer noch gut genug ausnehmen. Nur schade, daß die wahre Aesthetik eine Tochter des Lichts, und keine Hetäre, keine Nachtwandlerin ist.

Achtes, neuntes und zehntes Capitel.

Charlotte hatte einen Knaben geboren. Jedermann erstaunte besonders darüber, daß man in den Zügen dieses Kindes das Gemisch von des Hauptmanns mit Ottilien's Bildung unverkennbar wiederfand, ein anthropologischer Zug, den wir dem Leser zur eigenen Betrachtung überlassen. Das Kind wurde getauft. Mittler war Taufzeuge. Bei dem Taufakt fiel ihm unglücklicherweise ein, daß er einst Prediger gewesen sey, und er hielt daher eine lange muntere Rede, wobei es dem rüstigen und erhitzten Redner entging, daß der sehr alte Pfarrer vor Schwäche kaum noch stehen konnte. Eben war er im Begriff, recht glänzend zu schließen, als der Greis todt zu Boden sank. . . .

Charlotten's Gemüthsstand war übrigens in dieser ganzen Zeit kein anderer, als wie ihn der etwas freier wirkende Verstand bei kälteren Naturen nach solchen Stürmen hervorruft. — Von einer wehmüthigen Beschämung wegen eines, wenn auch nicht zum gröbsten Ehebruch vollendeten Falles, von Erkenntniß des Sündlichen und also Grundhäßlichen in ihrer Seele und in ihrem Leben fand sich nicht die leiseste Spur. Der Dichter zeichnet eben in ihr das Bild derjenigen Tugend, die ihm als die höchste erscheint, welche sich nach einem Falle selbst ermannt, sich bei'm eigenen Haar aus dem Moraste ziehen will, so wie wir sie bei den sogenannten edlen Seelen der großen Welt in ganzen Schaaren von Originalen treffen. Das scheinbare Gelingen solcher sittlichen Anstrengungen, welches, als ein Surrogat des wahren Friedens mit und in Gott, nur eine höchst gefährliche tugendstolze Sicherheit erzeugt, um das grundlose, auf Triebsand gebaute Haus der eigenen Gerechtigkeit desto sicherer zu untergraben, hatte auch sie in den süßen Wahn eingelullt, als sey ihre Entsagung und ihr Kampf mit dem rechten Segen gekrönt. Ja

sie hatte sich so weit durchgearbeitet, daß sie alles Ernstes auf eine Verheirathung Ottilien's mit dem Hauptmann dachte. Das Haus war also zum zweiten Male, und zwar wie es schien, noch sorgfältiger als das erste Mal, geschmückt und mit Besemen gekehrt.

In dieser schönen Zeit — wie sie der Dichter nennt — traf ein reicher, mit dem Spleen behafteter Englischer herumstreichender Lord in dem Schlosse ein. Dieser Mann hatte, die Geschichte der Wirthinnen nicht kennend, dieselben durch mancherlei kräftige Schilderungen gewisser Wahlverwandtschaftsscenen stark verwundet. — Zu spät dieses bemerkend, wollte er durch ein anderes Gespräch seinen Fehler verbessern. Es erging ihm aber hier eben so wie Mittler, der das Schlimme durch seine Vermittelung gewöhnlich erst recht unheilbar zu machen pflegte. Er erzählte eine Novelle von den zwei Nachbarskindern. Unglücklicherweise enthielt auch diese Geschichte eine ästhetische Hefe, welche den noch im Werden begriffenen Gährungsprozeß in der wahlverwandten Masse nothwendig anfrischen mußte.

Eilftes und zwölftes Capitel.

Der Redner machte eine Pause. Die Frauen waren so erschüttert, daß sie bald darauf das Zimmer verließen. Der Lord, nachdem er vorher seine Unvorsichtigkeiten durch allerhand Gaukeleien mit magnetischen Experimenten wieder in Scherz aufzulösen gesucht hatte, entfernte sich bald darauf aus dem Schlosse, um seinen Spleen an einen anderen Ort zu tragen. Doch wir sehen uns nun wieder nach unseren eigentlichen Helden um. Der Feldzug war beendet. Eduard hatte, mit Ehrenzeichen reichlich geschmückt, seinen Abschied genommen, und begab sich nun wieder auf seine Warte, das kleine Vorwerk zurück. Von hier aus beobachtete er eine ziemliche Weile unbemerkt die einsamen Bewohner seines Schlosses. Der Major, unser vormaliger Hauptmann, wird von ihm zum Besuche eingeladen. Die Jugendfreunde finden sich schnell wieder zusammen. Eduard kündigt ihm alles Ernstes an, daß er nun bestimmte Schritte thun werde, um Ottilien zu besitzen. Zwei Zeichen seyen ihm als Rechtfertigung zu Theil geworden. Das eine war das unzerbrochene Glas, das andere seine glückliche Rückkehr aus dem Gewühl der Schlachten. Die Einwendungen des Majors, den kleinen Sohn betreffend, wurden mit seichten, aber leidenschaftlichen Argumenten beseitigt. Er bietet kurz und gut dem Major Charlotten als Tausch an. „Nimm sie von meiner Hand an, und führe mir Ottilien zu" — sagte er — „und wir sind die glücklichsten Menschen auf der Erde." — Der Major, obschon er diesen Antrag des Barons nach den Worten des Dichters „still verehrte," beharrt aber in seinen Bedenklichkeiten. Er führt ihm ihre bisherige Unbescholtenheit zu Gemüthe. Aber eben deshalb weil sie unbescholten seyen — meint Eduard — können sie auch einmal etwas Außerordentliches wagen. Endlich war man einig geworden, und es war bloß noch von der Art und Weise die Rede, wie dieser Wahlverwandtschaftsprozeß, nämlich eine Ehescheidung und neue Wechselheirath am besten einzuleiten sey. Siehe da die Tugend der Tugendhaften. Ihr ganzer Werth besteht darin, daß sie nicht so jäh und unbesonnen wie andere, im Sündigen Ungeübtere, in die Falle gehen. Sie bekommen, wie Odysseus in der Höhle des Cyklopen, für ihr Accordiren mit dem Menschenfresser, keinen anderen Trost als den, daß sie Polyphem zuletzt verzehren will.

Dreizehntes Capitel.

Nach einigen Tagen wird an's Werk geschritten. Der Major reitet in Gesellschaft Eduard's dem Schlosse zu. Bald sehen

sie die rothen Ziegelsteine des bekannten Lusthäuschens auf dem Berge blinken. Eduard, voll von Ungeduld, hält sich derweile in einem nahen Dorfe auf. Sie hatten sich verabredet, daß ein Kanonenschuß vom Schlosse die Entledigung des Auftrags von Seiten des Majors, und den glücklichen Ausgang desselben verkündigen solle. Der Major fand Charlotten nicht zu Hause. Eduard indessen, von seiner Ungeduld übermannt, schlich aus s nem Hinterhalte durch enge Schluchten und versteckte Waldgäng seinem Parke zu, und erreichte gegen Abend das Ufer des be kannten Weihers. Zu derselben Zeit war auch Ottilie mit dem Kinde und einem Buche in der Hand nach derselben Gegend ge lustwandelt. Eduard sieht sie, und wird von ihr gesehen. E wirft sich ihr zu Füßen, und erklärt ohne Umstände, weshalb e gekommen sey. Sie zeigt auf den Knaben, der eben vom Schlafe erwacht. — Eduard erblickt ihn, und erstaunt. „Großer Gott" — ruft er aus — „wenn ich Ursache hätte an meiner Frau, a meinem Freunde zu zweifeln, so würde diese Gestalt fürchterlic gegen sie zeugen. Ist dies nicht die Bildung des Majors? Sol ein Gleichen habe ich nie gesehen." — „Nicht doch" — erwi dert Ottilie — „alle Welt sagt ja, das Kind gleiche mir." — „Ja" — fährt er fort — „laß mich einen Schleier werfen üb jene unselige Stunde, die diesem Wesen das Daseyn gab Dieses Kind ist aus einem doppelten Ehebruche erzeugt." In dessen ist es dunkel geworden. Ottilie mahnt zur Trennung, nac dem sie vorher, mit Vorbehalt der Einwilligung Charlotten's, di Verbindung mit ihm zugesagt. So trennen sie sich mit e nem Abschied, den wir auch als bloße Copie unanständig finde und daher übergehen. Um desto schneller nach Hause zu kom men, besteigt Ottilie mit dem Kinde den Kahn auf dem Weihe den sie sonst wohl zu regieren verstand. Ein unglücklicher Sto mit dem Ruder an's Ufer bringt den Kahn und sie selbst zum Schwanken. Sie stürzt in den Nachen, der Knabe entgleit ihren Armen in's Wasser, und ehe sie ihn wieder an sich zieh kann, ist seine Seele entflohen. Das Ruder, das ihr ebenfal entfallen war, floß auf dem See, und so trieb sie hülflos m der Leiche, die sie umsonst in's Leben zu rufen suchte, auf de Weiher umher. In dieser Noth wendet sie sich — wie der Di ter sagt — nicht umsonst im Gebete „zu den Sternen, w ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hof wenn es überall mangelt." Eine Paraphrase des Gebet die in der That nicht jämmerlicher seyn kann. Ein sanfter Wi erhebt sich hierauf (wahrscheinlich auf Befehl der Sterne), den Kahn nach den Platanen treibt.

Vierzehntes Capitel.

Ottilie eilt mit dem Kinde zum Chirurg. Aber alle R tungsversuche scheitern. Charlotte kommt von ihrer Besuchsr zurück; findet Ottilien besinnungslos auf der Erde liegend, u erfährt das Unglück mit einem Male. Bald erschallte die N richt auch in das Dorf, wo der Major sich aufhielt. Er herbei, tritt ein, Charlotte hebt die grünseidene Decke auf, u der Major erblickt nicht ohne Grausen — wie der Dichter sagt „sein erstarrtes Ebenbild." Ottilie blieb in ihrem bewußtlo Zustande die Nacht hindurch. Erst gegen Morgen entspann ein Gespräch zwischen Charlotten und dem Major. Sie fr nach der Ursache seines Kommens. Er gesteht hierauf ganz o den Zweck seiner Sendung von Eduard. Charlotte willigt o Weiteres in die Scheidung. — Sie bedauert, daß sie nicht f her eingewilligt habe. „Es sind gewisse Dinge" — sagt sie — „die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens,

ernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige (von dem Allen
iben wir aber bisher noch keine Spur gesehen, wohl aber von
heiliger Klugheit desto mehr) sich ihm in den Weg stellen; es
ll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht
heint, und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebehrden
ie wir wollen." — Also auch hier, nach dem Glaubensbekennt-
ß Göthe'scher Ideale, ein heidnisches allwaltendes Fatum, wel-
es Götter und Menschen beherrscht, statt des lebendigen Got-
s, welcher allen denen nahe ist, die ihn mit Ernst anrufen,
id der nicht Gebote gibt, welche das mächtigere Schicksal zu
ilten unmöglich macht. — Der Major stand auf. „Was darf
) für mich hoffen" — lispelte er leise. — „Lassen Sie mich
hnen die Antwort schuldig bleiben" — versetzte Charlotte. —
Wir haben nicht verdient, unglücklich zu werden, aber auch nicht
rdient, zusammen glücklich zu seyn." — Eine feine hochmüthig-
müthige Phrase, die übrigens bloß ein Ja ist, mit gebildeter
erei versetzt. Der Major hatte gute Hoffnung gewonnen.
s schien ihm ein solches Opfer zu ihrem allerseitigen Glücke
thig zu seyn. Auch Eduard hatte sich, wie sich leicht denken
ßt, über den Tod des Kindes gar bald beruhigt. Ja er hatte
oth genug, seine Freude darüber sich und Anderen zu verber-
n. Indessen hatte sich Ottilie erholt. Sie versicherte, in ih-
m kataleptischen Zustande Alles gehört zu haben, und schwur
erlich, daß sie nie Eduard gehören werde. Sie wolle das
erbrechen büßen, das sie begangen, und setzt räthselhafte aber
recklich Drohungen darauf, wenn Charlotte in die Scheidung
illigen werde.

Funfzehntes und sechzehntes Capitel.

Jetzt beginnen also die Büßungen der schönen Sünderin,
e nicht allein alle Stäubchen ehebrecherischer Befleckung von
r Seele dieses „himmlischen Kindes" — wie sie der Dich-
r nennt — wegwischen, sondern noch obendrein eine Heilige
is ihr machen, deren opera supererogativa, wie wir weiter
nten sehen, selbst für Andere verdienstlich und fürbittend wirk-
m werden. Ottilie tritt nun im Gefühl einer radicalen Ent-
gung entsündigt, und hocherhoben in besonderer Seelenstärke
rvor. Noch nie ist sie Charlotten so viel gewesen als eben
tzt, wo das Gefühl ihrer sogenannten Entsündigung sie kühn
id entschiedener macht. — Sie scheint erst jetzt mündig gewor-
n zu seyn, und wandelt in der Majestät einer selbstgeschaffe-
n Tugend, Ehrfurcht gebietend, einher. Ganz nach dem Sinne
s Unglaubens, welcher sich eben selbst absolvirt, wenn es nicht
r Priester thut,*) und da alsbald hochmüthig einhertritt, wo
Ursach hätte, in dem Staube zu liegen, bis derjenige, der
lein absolviren kann, das Friedenswort zu der Magdalene sagt.
iebei können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche
elleicht Manchem von Nutzen ist. In der Hypochondrie (der
Seelengaleere, dem Fegefeuer schon diesseits des Grabes) kom-
en nämlich Erscheinungen vor, welche gewissen sittlichen Lei-
n und fruchtlosen Heiligungsversuchen des natürlichen, unbe-
hrten Menschen auffallend ähnlich sind. So kennen wir z. B.
ich den Erfahrungen eines Arztes einen Handwerker, welcher
n ganz unschuldiges, ja nothwendiges Wärzchen an der Zunge
ir ein Leiden hielt, das ihn völlig unglücklich mache. Er hatte

*) Wer ist wohl abergläubischer, derjenige, der die Vergebung
r Sünden für ganz unnöthig achtet, oder ein Anderer, der doch
m Tetzel einen Ablaßgroschen gibt? Wenigstens dürfte die Ver-
endung auf beiden Seiten von gleicher Bedeutung seyn.

allmählig sein geringes Vermögen in die Apotheke getragen.
Selbst zum armen Tagelöhner herabgesunken, darbte er sich oft
das Nöthigste ab, um nur Geld für Arzeneien zu erübrigen. Er
meinte einmal, daß ohne Entfernung dieses Wärzchens für ihn
kein Friede möglich sey. Daß aber eine zerrüttete Verdauung,
und andere schwere Unterleibsübel, und das dadurch gestörte Ge-
meingefühl die Quelle dieses Wahns, folglich seiner Leiden sey,
und daß sogar nach Beseitigung dieses ganzen Uebels, das Wärz-
chen mit eingerechnet, ein noch viel größeres, nämlich Unglaube,
Unseligkeit, Tod und Gericht Gottes im Hintergrunde stehe, —
davon hatte der Arme keine Ahnung, und als sein Arzt ihn so
leise wie möglich auf diese Tiefen des eigentlichen Elends zurück-
wies, gerieth er so in Wuth, daß Jener alsbald einlenken und
auf sein Wärzchen zurückkehren mußte. Der Arme bestand darauf,
daß ihm das Ding müsse abgeschnitten werden; der Arzt that
es, und der Unglückliche zog, nachdem er das blutige Messer ge-
sehen, hocherfreut davon, um natürlich in Kurzem demselben, oder
einem noch schlimmeren Wahne anheim zu fallen.

Wer erkennt nicht in dieser Geschichte eines hypochondrischen
Wahnes das treffende Bild des Unglaubens und der Selbstge-
rechtigkeit? Ist nicht dieses Wärzchen der Typus aller eitlen
Wünsche und Hoffnungen, in deren Besitz so Viele den man-
gelnden Frieden zu finden meinen? Und ist es nicht eben so
das Bild derjenigen sittlichen Leiden, welche so Viele unnütz be-
klagen? Meinen nicht so Manche von denen, die noch nach Tu-
gend fragen und an ihrer Besserung arbeiten, es sey der Zorn,
die Empfindlichkeit, die gesellschaftliche Selbstsucht, ja wohl gar
ein äußerer Unfall, ein Versehen u. s. w. das sittliche Uebel,
das sie vor Allem zu besiegen oder zu sühnen haben? Daß aber
der selbstgerechte Unglaube, die natürliche Feindschaft gegen Gott,
der Christushaß, der Widerwille gegen das Wort vom Kreuze,
der Grund ihres sittlichen Verderbens sey, und daß sie die er-
wähnten Spitzen des Unkrautes eben so unnütz beschneiden, als
unser Hypochonder gegen sein Zungenwärzchen fruchtlos medici-
nirte; — ach! wo ist der Sterbliche zu finden, der von selbst
auf diese wichtige Entdeckung käme, wenn ihm nicht der Geist
von Oben die rechte Augensalbe gibt?

Denselben blinden Eifer sehen wir in diesen Büßungen Ot-
tilien's. Da der Dichter wahrscheinlich auf innere Wahrheit bei
der Sache Anspruch macht, so muß er es sich wohl gefallen
lassen, daß wir seine Heldin als den Repräsentanten einer wirk-
lich vorhandenen eiteln und rein weltlichen Buße nach dem rech-
ten Richtmaaß modeln, und grade hier die eigentliche und wahre
Kopfhängerei, Schwärmerei, Frömmelei und Pieti-
sterei erkennen. Denn auch ihre Büßung bezieht sich nicht auf
das Grundübel in ihr, nämlich auf die Selbstsucht gegen Gott,
die Abgötterei mit der Creatur, und ihre Ehebrechereien, sondern
auf ein vermeintliches Verbrechen, nämlich auf den eingebildeten
Mord des Kindes; ein Wahn, der wie jener Hypochonder mit
bloßen Luftgestalten streitet, und das eigentliche Uebel hartnäckig
festhält. Also auch hier ein auffallendes Probestück der After-
kunst, welche die selbstsüchtige Lüge als ein Märtyrerthum der
Tugend aufstellt.

Da nun Ottilie bei ihrer Entsagung verharrt, so entsteht die
Frage, ob sie im Hause bleiben, oder sich an einen anderen Ort
begeben wolle. Sie verlangt in die Pension zurück. Charlotte
billigt ihren Entschluß, und der Tag der Abreise wird festgesetzt.
Jetzt tritt auch Mittler wieder auf, und bringt Eduard die Nach-
richt von dem unwandelbaren Entschlusse Ottilien's. Plötzlich
wird es diesem klar, daß er sie noch einmal sehen müsse, es koste

was es wolle. Sorgfältig erkundigte er sich nach dem Tage, wo Ottilie unterwegs in einem oftbesuchten Wirthshause auf der Reise nach der Pension einkehren werde. Noch ganz frühe kam er dort an, und die Wirthin, die ihm Wohlthaten verdankte, zeigte sich zu Allem bereit, was er von ihr forderte. — Eduard hielt es für das Beste, einen Brief auf den Tisch von Ottilien's Zimmer zu legen, welcher ihr anzeigen sollte, daß er in ihrer Nähe sey. — Indem er noch schreibt, tritt Ottilie schon mit der Wirthin an die Thüre ihres Zimmers. Eduard will durch die Nebenthüre entfliehen, die er aber in der Hast zugeworfen hatte, so daß der Riegel vorgefallen war. Er drängte an der Thüre, aber umsonst. Ottilie tritt herein. — Sie liest den Brief, macht die bekannte flehende Gebehrde gegen Eduard, und da man derselben bekanntlich nie widerstehen konnte, so eilt auch Eduard verzweifelnd hinaus. — Die Nacht brachte er an Ottilien's Schwelle zu, und wagte sich erst am anderen Morgen wieder in ihre Nähe. — Sie ist aber verstummt. Alle seine Fragen beantwortet sie bloß durch Zeichen. Auf die Frage: Ob sie zu Charlotten zurückkehren wolle, neigt sie sich bejahend, und bald rollt der Wagen mit ihr nach dem Schlosse zurück.

Siebzehntes Capitel.

Eduard war Ottilien von ferne gefolgt, und kam beinahe zugleich mit ihr auf dem Schlosse an. Er fällt Charlotten weinend um den Hals, und fleht sie an, Ottilien beizustehen. — Ottilie behauptet ein hartnäckiges Schweigen, das Eduard zur Verzweiflung bringt. — Mittler wird herbeigerufen. Dieser aber war nicht anzutreffen, statt seiner tritt der Major ein. — Doch Niemand löst das räthselhafte Siegel an Ottilien's Munde. Endlich erklärt dieselbe in einem Briefe an Charlotte, daß sie darum nicht rede, weil sie ein Gelübde des Schweigens gethan habe. Sie bittet, man möge nicht mehr in sie dringen, und sie auch nicht zum Essen nöthigen, was man einige Tage hindurch, ihres beängstigenden Fastens wegen gethan. Man möge überhaupt Geduld mit ihr haben u. s. w. Von nun an wird ihr das Essen auf ihr Zimmer geschickt. — Mehrere Seiten füllt nun die Beschreibung von dem seltsamen stummen, aber innig vergnügten Zusammenseyn der sogenannten Liebesmärtyrer. So schlich das Leben in einem eigenen Behagen langsam dahin, wie zwischen Geistern, die sich gern verkörpern möchten, und doch nur Schatten bleiben. Der Herbst nahte. Der Major, so auch Mittler ging ab und zu. Alles stand gut, obschon Niemand wußte, wo es zuletzt hinaus gehen werde. Alle alten friedlichen Gewohnheiten kehrten in der Gesellschaft allmählig zurück. Eduard, so auch die Anderen, hofften noch auf eine baldige glückliche Verkörperung dieser seltsamen Geisterscenen. Ottilie sah Eduard nach wie vor in's Buch, wenn er vorlas. Man musicirte zwischen durch, und Eduard war liebenswürdiger als je. Nur Ottiliens's Betragen ward allmählig etwas feierlicher, welches durch ihr beharrliches Schweigen noch auffallender wurde.

Achtzehntes Capitel.

Eines Abends als Charlotte mit dem Major, Eduard erwartend, traulich zusammensaß, hatte sich eben Mittler in eine Fluth von Salbadereien über die Abgeschmacktheit der Gebote im Catechismus ergossen. So war er auch an das sechste Gebot gekommen. — In dem Augenblicke tritt Ottilie herein. „Du sollst nicht ehebrechen" — fährt der Schwätzer fort — „wie grob, wie unanständig. — Klänge es nicht besser, wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung ꝛc." In diesen pathetischen Correctionen des sechsten Gebotes hält er, trotz den Winken Charlotten's, die er nicht bemerkt, noch eine Weile an. Ottilie wankte hierauf todtenbleich zum Zimmer hinaus. Man folgt ihr, und findet sie bereits mit dem Tode ringend. Eben kommt Eduard an. Er beschwört sie, ihm noch ein Wort zu sagen. Dieses thut sie, sagt ein Paar Worte und stirbt.

Dieses wunderliche Ende des Romans sucht übrigens der Dichter dadurch zu erklären, daß Ottilie schon eine geraume Zeit hindurch, in der Absicht, sich zu Tode zu hungern, gar nicht mehr gegessen habe. Denn Nanny, ihr Mädchen, gestand mit Verzweiflung, daß sie statt Ottilien's das gesandte Essen, und zwar schon lange, genossen habe.

Wir müssen uns billig wundern, wie der Dichter, der doch in Straßburg mit Freund **Stilling** die medicinische Schule durchlaufen ist, und der auch sonst bei anderen Gelegenheiten, so z. B. bei der Doppelähnlichkeit des Kindes von Charlotten nicht übel anthropologisirt, grade hier so auffallend gegen alle physiologische Wahrheit sich vergehen kann. Ein Mensch, der schon so lange gefastet hat, daß ihn ein unvorsichtiges angreifendes Wort wie eine Bombe zerschmettern kann, muß schon mehreren Tage vorher selbst dem Nichtarzte höchst gefährlich krank erscheinen. Bei einem solchen Grade des Fastens treten bekanntlich Delirien, Krämpfe, hektisches Fieber und andere höchst beunruhigende Symptome ein, die dem Auge der Hausgenossen unmöglich entgehen, und die der Dichter wohl aus **Haller's** Physiologie hätte leicht erfahren, ja auch ohne das sich hätte denken können, wenn er nicht auf allzu gutmüthige Leser gerechnet hätte, die ihm auch das Sonderbarste auf's Wort glauben, und die schwersten Vergehungen gegen die Wahrheit zu gute *halten*. Schade um die Thränen, die wahrscheinlich schon manches Auge um solche elende Possen vergossen hat. —

Den Jammer Eduard's, eben so das Betragen der Andeören bis auf Nanny, welche verrückt zu werden schien, eben [illegible] die Begräbnißeinrichtungen zu schildern, halten wir billig fü[r] überflüssig. — Genug, der Leichenzug glich dem einer Märtirerin. Alles strömte herbei, die Heilige noch einmal zu sehe[n]. Nur Nanny fehlte. Sie war der Wärterin entwischt, als [sie] das Sterbegeläute vernommen, und hatte sich auf dem Oberbod[en] eines Hauses verborgen. Von da sah sie den Leichenzug Ottilien's mit offenem Sarge die Straße herunterkommen. Sie s[ah] ihre Gebieterin „**deutlicher, vollständiger und schöner**" als Alle die dem Zuge folgten, unter ihrem Giebelfenster vorb[ei] schweben. — Die Todte schien ihrer Dienerin zu winken — u[nd] diese stürzte hinab. Alles stob auseinander, die Bahre stan[d]. Zufällig kam das Mädchen, welches völlig zerschmettert schi[en] mit dem Leichnam in Berührung. Da sprang sie plötzlich a[uf,] blickte entzückt gen Himmel, und war wie durch ein Wund[er] gesund. — Die Leiche, welche auch im Tode, nach des Dicht[ers] Worten, „**liebenswürdig dalag,**" wurde in einem offe[nen] Sarge in der Capelle beigesetzt. — Daß der Architekt noch [ein]mal kam, und in der Capelle allerhand graziöse künstlerische [und] regelrechte Trauergebehrden machte — versteht sich wohl [von] selbst. — Bald genug lockte die Wundermähre von Nanny's [Er]rettung eine Menge Kranke aus der Nähe und Ferne herbei, [die] alle erquickt, erleichtert, oder wohl gar geheilt die Capelle v[er]ließen. Der Zulauf war zuletzt so groß, daß man genöthigt ward, die Capelle zu verschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 27. Juli. № 60.

Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften.

(Fortsetzung.)

Dieses und das Folgende überzeugt gar bald, daß der Dich-r auf diesem Culminationspunkte der Afterkunst alle Scheu ıd Achtung vor gesundem Menschenverstande aus dem Auge ge, nur um seinem Luftgebilde von dem Märtyrerthum der iebe eine schöne Krone zusammenzubetteln. Denn wer die Denk-nd Handlungsweise der gemeinen Leute bei solcher Gelegenheit ur oberflächlich kennt, der weiß, daß sie solche Fälle in der Re-el richtiger als die sogenannten Aesthetiker beurtheilen. Sie ha-en einen Abscheu vor solchem ehebrecherischen Treiben einer Guts-errschaft, wenn sie es auch nie zu äußern wagen; ein Grauen berfällt sie, wenn einen solchen Eheteufel, wie sie die Ottilien ennen, der Finger Gottes zeichnet. Sie erkennen in solchem nglück, wie das Zerfallen der Teichdämme und das Ertrinken es Kindes war, eben nichts anderes, als diesen Finger Gottes, nd selbst eine reiche Gutsherrschaft wird nur um gute Beloh-ungen Träger für die Bahre einer solchen Selbstmörderin er-aufen können. — Wollte also der Dichter einen tragischen, der Wahrheit getreuen und nicht der innersten Menschengeschichte in's ngesicht höhnenden Schluß machen, so mußte er dieses Grauen es gemeinen Mannes als vox populi vox dei, nicht aber eine Erfindung dazu benutzen, die man sonst nur bei den gemeinsten Schreibern von Rittergeschichten zu finden pflegt. Doch wir se-en uns nun wieder nach Eduard um. Daß er wie ein Schat-n umherwankt, läßt sich leicht denken. Seine liebste Beschäf-gung ist das Betrachten des Kelchglases, welches seinen und Ottilien's Namen trägt. Unglücklicherweise bemerkt er aber erst tzt, daß es nicht das alte Glas mehr, sondern ein anderes sey. Er forscht nach und entdeckt, daß das ächte schon längst zerbro-hen, und ein anderes statt seiner untergeschoben sey. Von dieser Zeit nun ergibt er sich in sein Geschick, fängt an zu hungern, und hungert sich zuletzt ebenfalls zu Tode. Freilich schien ihm, em verwöhnten Sanguiniker, dieses Märtyrerthum etwas sau-er zu werden. Dennoch blieb er standhaft. „Er schlief" — wie der Dichter sagt — „in Gedanken an die Heilige ein, und so konnte man ihn wohl selig nennen." — Was nun diese Nachahmung von Ottilien's Märtyrerthum betrifft, so kön-nen wir sie ebenfalls nur aus der bekannten ästhetischen Abhär-tung des Dichters erklären. Denn daß sich solch ein sanguini-scher Geck, wie Eduard, nicht zu Tode hungert, dieses lehrt eine nur oberflächliche Anthropologie. — An der ersten besten Brodt-rinde, die solch einem Narren in den Wurf kommt, scheitert sol-cher Vorsatz auf der Stelle. Viel richtiger hätte der Dichter gezeichnet, wenn er ihn zur Weinflasche, von da zum Brandt-wein, oder zur Pistole geflüchtet hätte, da es doch einmal des tragischen Schlusses wegen auf einen mehrfachen Mord abgesehen war. Freilich hatte die Pistole schon bei einem Werther ihre Dienste gethan, es wäre dem Dichter aber immer noch der Sturz von einem Parkfelsen hinab als sacra ancora der Tragödie übrig geblieben. „So ruhen denn — so schließt der Dichter — die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab. Und welch ein freundlicher Augenblick wird seyn, wenn sie der-einst wieder zusammen erwachen." Ende.

„Was ist aber wohl der langen Rede kurzer Sinn?" — dürfte Mancher fragen. Nun, die Antwort liegt sehr nahe. Wenn sich nämlich alte und neue Scholiasten um die eigentliche Bedeu-tung des Platonischen Phädrus streiten konnten, indem der Eine dieses Gespräch als eine Beleuchtung des Schönen, ein Anderer als eine Verherrlichung der Liebe, ein Dritter für ein bloßes psychologisches Bruchstück erklärt; so hat bei vorliegendem Buche der Mangel geistreicher Ironie das Ur-theil desto leichter gemacht. Weß das Herz voll ist, deß geht ja der Mund über, und wo euer Schatz ist, da ist euer Herz, spricht der Herr.

So betrübend nun die Erfahrung ist, daß die Afterkunst nach gehöriger Vorbereitung ihrer Jüngerschaft, ohne ein heilsa-mes Schrecken zu erregen, oft plötzlich in ihrer wahren Gestalt

hervortreten darf, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß solche Erscheinungen hie und da einen heilsamen Eindruck machen, und daß die Zeugnisse gegen solche Carrikaturen des Schönen nicht ganz vergebens sind. Wenigstens hat es im Verlauf der Zeit nicht an Leuten gefehlt, welche sich gegen solche ästhetische Gräuel mit mehr oder minder Geschick aufgelehnt haben. Denn wenn wir auch derjenigen nicht gedenken wollen, welche, wie Müllner und Andere, als ohnmächtige Scheelseher bei ihrer Empörung gegen solche ästhetische Usurpatoren nur zu oft an die Fabel von dem Frosche und dem Stiere erinnerten; so hat es doch auch hin und wieder Stimmen gegeben, welche auf ein reineres Organ, und auf tiefere Erkenntniß schließen lassen. Hieher gehört namentlich der Verfasser von Wilhelm Meisters Wanderjahren, ein Mann von ausgezeichnetem Talent, der das Wesen der Göthe'schen Muse bis auf einen gewissen Punkt recht glücklich enthüllt hat. Schade, daß auch er nicht ohne polemische Eitelkeit und selbstische Rivalität zu Werke gegangen ist. Auch er hatte sicher die moralische Vernichtung eines verhaßten ästhetischen Zwingherrn mehr im Auge, als die mögliche und zu wünschende Besserung desselben, und die Verkündigung der Wahrheit selbst. Wäre doch der so reich begabte Verfasser mit mehr Furcht Gottes, Demuth und Gebet zu Werke gegangen. Wahrlich, dann wäre er ganz der Mann gewesen, der ein Wort ganz zu seiner Zeit hätte reden können.

Und so wenden wir uns bei'm Schlusse noch zu euch, die ihr in dem Strudel der erwähnten afterästhetischen Scylla herumtreibend und ohnmächtig ringend immer tiefer in den Pfuhl versinket. Gewiß, es gibt noch Manche unter euch, welche sehnlich nach Errettung seufzen. Ihr Alle, die ihr die Last des Gesetzes und den Stachel des Todes, nämlich die Sünde, in euerem Gebein empfunden habt, gewiß, ihr werdet uns wegen des Zeugnisses gegen euere ästhetischen Frohnvögte nicht zürnen können. Ihr werdet die Liebe erkennen, die uns so manches, zwar harte aber nothwendige Wort in den Mund gelegt. Gott weiß, daß wir euch nicht haben kränken wollen. Wir haben es nicht vergessen, daß wir weiland selbst in diesem Elende versunken waren. Wir selbst haben diese gebildete Gleißnerei und Lüge, diese Maskerade der großen Welt, und diesen Tauschhandel mit Scheintugenden und Qualen aller Art ziemlich lange mit getrieben. Auch wir hatten eine Schuld aufgehäuft, die wir nie bezahlen konnten. Wehe uns, wenn wir, das Erbarmen des großen Gläubigers vergessend, unmittelbar nach der Freisprechung hinausgehen wollten, unsere Mitknechte zu würgen. Nein Geliebte! nicht würgen wollen wir euch, sondern wo möglich kräftig aufrütteln aus dem Schlafe. Dieser Schlaf ist aber, wie wir aus Erfahrung wissen, etwas hart. Ein bloßes Streicheln erweckt den Schläfer nicht. Die sanfteste Art bleibt aber immer die laute Predigt von der Buße und Vergebung der Sünden. Hilft diese nicht, so fehlt es dem Herrn auch nicht an anderen Weckungsmitteln. Unsere Zeit zeigt ja deutlich genug, was ihm in dieser Hinsicht alles zu Gebote steht.

So höret denn unseren freundlichen und brüderlichen Ruf der Liebe. Wir bitten euch mit dem Apostel an Christi statt: „Laßt euch versöhnen mit Gott." Gehet aus von der Stadt des Verderbens, und eilet in das Asyl der Begnadigten. Weit genug sind die Thore der Freistadt aufgethan, worin die Sünder alle, ja alle ohne Ausnahme, sich vor dem allgemeinen Weltbrande retten können, wenn sie nur wollen errettet seyn. So kommt denn Brüder! Eilt mit uns zum Gekreuzigten hin. Bei ihm werdet ihr Ruhe für euere Seelen, und auch Sicherheit finden vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, vor der Pest, die im Finstern schleichet, und vor der Seuche, die vielleicht bald auch im Mittage verderbet.

Ueber wahre und falsche Kunst, ein Anhang zu dem Vorigen.

Soviel hinsichtlich des zu beurtheilenden Buches. Wir können aber hiemit unmöglich schließen. Gegenwärtige Beleuchtung führte uns noch etwas weiter über das eigentliche Ziel hinaus, und wir können diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne unsere Ideen über wahre und falsche Kunst zur weiteren Prüfung vorzulegen. Denn obgleich die folgende Abhandlung, streng genommen, ein für sich geschlossenes Ganzes ausmacht, so hängt sie doch geschichtlich und natürlich zu enge mit dem Vorigen zusammen, als daß wir einen passenderen Platz dafür hätten finden können, als eben hier. Dazu kommt, daß wir manche bestimmtere Erläuterungen über den Zusammenhang der Unheiligkeit und der Afterästhetik für diese Abhandlung aufgespart haben, welche nun wieder auf das bereits Gesagte ein helleres Licht zurückwerfen dürften, so daß also diese Sonderung doch nur als ein Ganzes zu betrachten ist.

Da die Aesthetik gleichsam der Südpol der Scholastik ist, so wird es gut seyn, wenn wir dieses Wechselverhältniß zwischen Theologie und Aesthetik einigermaßen berühren. Zu diesem Zwecke müssen wir aber nothwendig einige Andeutungen über das Wesen der falschen Theologie vorausschicken. Es wird sich dann bei solcher Parallele manches deutlicher erkennen lassen. Wir werden sehen, daß dasselbe Element, welches eine ächte Schultheologie und Dogmatik schafft, auch die reine Aesthetik bedingt, und daß derselbe Feind, welcher die Lüge theils als Gnosis, theils als After-Scholastik und geistlose Orthodoxie einzuschwärzen sucht, auch als der Vater der Afterästhetik und Afterkunst zu betrachten sey. Endlich wird es klarer werden, daß grade die Zeit, worin wir leben, durch die Afterkunst wenigstens eben so sehr, als durch die Aftertheologie zu leiden habe, und daß mithin die Kirche gegen die Priester derselben nicht minder, als gegen die falschen Propheten auf Canzeln und Cathedern nachdrücklich zu zeugen habe.

Es bildet nämlich Gnosticismus auf der einen und todter Orthodoxismus oder Afterscholastik auf der anderen Seite die zwei Grenzmarken des Irrthums und der Ketzerei aller Art, wobei wir nur noch bemerken wollen, daß beide Grundformen theologischer Lüge nicht etwa bloß als unschuldige Verstandesverirrungen, sondern als böswillige Herzenshärtigkeit, folglich als strafwürdige und verdammliche Empörung gegen den züchtigenden und heiligenden Geist der Gnade zu betrachten seyen. Denn es sind ja nicht die an sich nothwendigen scholastisch-dogmatischen Formeln; nicht also die Glaubenslehren der Kirche, wogegen sich der Gnostiker nach seinem lügenhaften Vorgeben auflehnt, sondern es ist der Geist Gottes, dem er widerstrebt, weil dieser seinem erbsündlichen Hochmuthe das Todesurtheil spricht, seine vermeintliche tiefere Erkenntniß des göttlichen Wortes (seine Esoterie) für Carrikaturen des Heiligen erklärt, und den Sünder zur Demuth und zu der freilich der Natur fürchterlichen Verläugnung des eigenen Geistes treibt, welcher als das durch die Ursünde verderbte Schalks-

ge den ganzen Leib in der Finsterniß läßt. Auf der anderen eite ist es nicht die reine Lehre noch die Liebe zum Herrn und iner Kirche, die den todten scholastischen Orthodoxen zum pole-ischen Feuereifer gegen die Ketzer entzündet. Vielmehr ist es e Trägheit des Fleisches, welche die mittelbare Begriffserkenntniß r wahren Erleuchtung in der Gottseligkeit vorzieht, es ist die Welt- und Fleischeslust, welche Kreuz und Verläugnung scheut, — tt der geistlichen nur fleischlische Waffen führt, und daher ei-n Arndt eben so gut als einen Thomas Münzer und Doctor ahrdt verfolgt, um über kurz oder lang bei äußerer Macht der Hierarchie oder Inquisition zu enden.

Da wir uns hiebei nicht so lange, als wir selbst es wünsch-n, verweilen dürfen, da wir namentlich das Verhältniß des nosticismus zu dieser Afterscholastik,*) als nicht hieher gehörig, berührt lassen müssen, so kehren wir uns uns zu den gesuchten rgebnissen, als zu den nöthigen Prämissen für unseren Schluß-ß und unser Thema: daß nämlich die Idee der Heilig-it das Princip der wahren Aesthetik und der Kunst sich fasse, und daß folglich Unheiligkeit und Un-ttlichkeit als die Quelle der Afterkunst zu betrach-n sey.

Was wir nämlich so eben von der Theologie sagten, dasselbe t auch von der Aesthetik. Während die ächte Scholastik den rkenntnißpol der Seele, den Verstand, beschäftigt, und die Idee r Wahrheit im Geiste, unmittelbar durch Glauben angeschaut, sinnlichen, dem Verstandesleben eigenthümlich angeschaffenen egriffen (categorische Formen) darstellt; so hat der Gefühlspol r Seele, das Gemüth, seine bestimmten Gesetze ebenfalls, ch welchen es die gegebene Schönheitsidee auf irgend eine Weise ch äußerlich sinnlich als schön darzustellen vermag. Während co die ächte Scholastik die formelle begriffliche Klarheit r Idee darstellt, so hat die Aesthetik die formelle Schön-lit der Idee zum Object, und es ist daher das Schöne der egenstand der Aesthetik und der Kunst. Gab es nun eine falsche nosis und eine Afterscholastik, welche durch Weltliebe und Selbst-cht, also durch Unglauben und Unheiligkeit verblendet und be-ten, die ursprüngliche Offenbarungsidee von Sünde, Erlö-ng, Gottmensch, Gerechtigkeit, Vollkommenheit 2c. tweder durch willkührliche Zerstückelung und Verunstaltung zur ge und Sophistik umgestaltete, oder durch Mißbrauch der be-grifflich-dogmatisch-scholastischen Form das wahre Leben tödtete; offenbarte sich auch bald genug das erbsündliche Verderben nerhalb der Gefühlssphäre der Seele, im Gemüth. Die heid-ch-weltliche Kunst, welche nur hinsichtlich der äußeren Dar-llung, und nicht einmal hier als vollkommenes Muster dienen an, suchte auf dieselbe Weise, wie die Gnosis und Afterschola-k, ihr selbstsüchtiges unheiliges Leben zu behaupten, und zwar f eine Weise, welche eben in diesen Blättern näher bezeichnet rden soll, und welche, wie wir sehen werden, mit der Weise er Aftertheologie auffallende Aehnlichkeit hat. So standen und stehen also noch jetzt beide Theile, nämlich gnostische oder dog-tische Aftertheologie und falsche Aesthetik, mit einander im Bunde. Aber nicht genug, daß beide Lügensysteme ihren Thron in der Welt als in ihrem eigenen Bereiche sicher aufgeschlagen haben; sie sind sich auch darin gleich, daß sie, sich ihres eigenthümlichen heidnischen Charakters scheinbar entäußernd, den Heiligenschein des Christenthums annehmen, um als solche Wölfe im Schafskleide die Heerde Christi zu berauben. Sie wollen auch in der Kirche des Herrn regieren. Denn so verächtlich dieser Aftertheologie und Schöngeisterei der eigentliche arme, dorngekrönte Christus ist, d. h. der Christus, der selbst am Kreuze erwürgt, auch seinen Jüngern das Kreuz als Ordenszeichen bietet, so sind sie doch beide eitel, hochmüthig, listig und niederträchtig genug, ihre Weisheit und Kunstprodukte nicht etwa auf ihrem eigenen, sondern auf dem fremden Gebiete in der Kirche oft mit Vortheil feil zu bieten. Obschon daher den Priestern derselben die Schmach Christi ein Gräuel ist, so schminken sich diese doch nur gar zu gern mit dem Schein und Namen des Christenthums, und nehmen es sehr übel, wenn man ihnen den Christennamen mit demselben Rechte abspricht, als man einem Menschen den Namen eines Kantianers nicht gestattet, der die Grundsätze dieses Mannes für Unsinn hält. — Genug, daß sie beide, nämlich falsche Propheten und falsche Poeten, von jeher durch eine heimliche Räuberpforte in das Heiligthum der Kirche einzudringen suchten, um sich da durch Gewalt oder List die kirchliche Anerkennung und Weihe zu erbeuten. Beide unter dem Befehl und im Dienste des Fürsten dieser Welt, des Teufels, stehend, arbeiteten von jeher einander in die Hände, und Augenlust, Fleischeslust, hoffärtiges Leben, ja alle natürliche und unnatürliche Gräuel kolossaler Lasterhaftigkeit bildeten allemal den mörderischen Nachtrab, der früher bloß im Versteck liegend, nach Zerbrechung der Mauern Zions jubelnd und losgelassen in die Stadt Gottes hereinbrach, um dieselbe in kurzer Zeit moralisch und bürgerlich in einen Stein- und Aschenhaufen zu verwandeln.

Diese allgemeinere Vergleichung zwischen Aftertheologie und Afterkunst führt uns nun etwas tiefer in das Wesen der wahren sowohl als auch der falschen Aesthetik ein. Gott ist nämlich nicht allein die Wahrheit, sondern auch das Schöne, ja das Urschöne selbst. Dieses Urschöne offenbart sich aber in der Menschennatur in mehrfachen Strahlen einzelner Schönheitsideen, welche sich erfahrungsmäßig auf vier sittliche Gemüthselemente zurückführen lassen. Wir meinen die Ehre, die Freiheit, die höhere Geschlechtsliebe und die Religion, welche letztere als bloße Anlage im Menschen, also als der geschichtliche Boden der geoffenbarten Religion zu betrachten ist.*) Alle anderen sittlichen Anlagen, Affecte und Kräfte sind nur untergeordnete und abgeleitete sittliche Erscheinungen. So ist z. B. die Tapferkeit, die Sokratische ἀνδρεία, welche Manche mit Unrecht als eine sittliche Grundidee aufführen, nichts, als der durch eines dieser moralischen Elemente kräftig erregte, also der Idee selbst untergeordnete Wille. Man beobachte die Tapferkeit an den Tapferen selbst, und man wird finden, daß immer eine von die-

*) Wir können jedoch hier die Bemerkung nicht unterdrücken, ß eine geläuterte Psychologie auf diesem Gebiete noch Manches zu beiten übrig habe, und daß also der Gnosticismus (der alte und ue) und die Afterscholastik in ihrem Wechselverhältniß noch einer ychologischen Aufhellung bedürfen neben der theologischen.

*) Hiebei ist eine Bemerkung nöthig. Im Stande der Unschuld, d. h. vor dem Fall, so auch nach der Bekehrung, ist die Religion keine bloß beigeordnete (coordinirte) Idee, sondern sie bildet als die Idee der Heiligkeit den Mittelpunkt und eigentlichen Lebensheerd der sittlichen Menschennatur. Im natürlichen, d. h. unbekehrten Zustande, tritt sie jedoch als eine den erwähnten Ideen coordinirte Erscheinung in's Leben, und richtet bekanntlich in diesem gebundenen und gefallenen Stande nicht weniger Unheil als jene an.

sen Ideen, oder mehrere zusammenwirkend, Heroen erzeugen. So ist ferner die Keuschheit als die Brautführerin der Liebe immer noch etwas Anderes, als die Liebe selbst. Die Freundschaft ist zwar etwas Anderes und Besseres als das idem velle idemque nolle des Sallust, aber in unserem Sinne doch nichts mehr als die sympathische Anziehung und wechselseitige Erregung dieser in verschiedenen Persönlichkeiten verschieden polarisirten Ideen.

Dasselbe gilt von den anderen sittlichen Erscheinungen (gewöhnlich Affecten genannt) der Hoffnung, der Sehnsucht, der Freude, der Traurigkeit, dem Gram, dem Haß, dem Zorn, der Verzweiflung u. s. w., und endlich auch von den indifferenten moralischen Ständen der Naivetät, Einfalt, dem Humor, der Laune u. s. w. Sie offenbaren sich als gemüthliche Bilder nur alsdann, wenn irgend eine von jenen vier Elementarideen entweder beschränkt und leidend, oder spielend und scherzend, oder kämpfend, siegend und triumphirend in das äußere Leben tritt. Diese Ideen sind also gleichsam die sittlichen Fixsterne, während die Affecten bloße Planeten und Trabanten sind, die ihr Licht von jenen empfangen. Alles dieses wird der Blick in eine geläuterte Psychologie des Gemüthes ohne Weiteres wieder finden. Aber auch die Geschichte des Wahnsinns und Selbstmordes*) bestätigt von pathologischer Seite die Wahrheit dieser Ansicht. Es gibt bloß einen politisch-nationalen, einen hochmüthig-selbstischen, einen verliebten und einen religiösen Fanatismus; eben so bloß eine derartige Schwärmerei und Verrücktheit. Denn daß z. B. der Blödsinn als eine Species der Seelenstörungen und als bloße Asthenie der sittlichen Kräfte, nichts dagegen beweist, dürfte sich wohl von selbst verstehen. Es bilden mit einem Wort diese vier sittlichen Elementarideen das eigentliche Herz der Menschheit, und sind als solche auch das Alphabet, womit die Geschichte ihre Bücher schreibt. Eben so sind sie auch die Elemente des Temperaments und des Charakters, und ihre verschiedene Stellung zu einander, welche eine unendliche Mannichfaltigkeit in der gegebenen Einheit zuläßt, bedingt den sittlichen zunächst, und sodann auch den physischen Grund aller Persönlichkeit, sowohl was die Gattung als was die Species und das Individuum betrifft.

Daß nun die Dichter und Künstler aller Zeiten diese Ideen mit mehr oder weniger Bewußtseyn und Glück als das eigentliche Kunstobject anerkannt und bearbeitet haben, ist wohl bekannt genug. Die Ehre, die Freiheit, die Liebe, die Religio haben von jeher Familien gegründet, Staaten verbunden, Städte Tempel und Paläste erbaut,*) Heroen und Halbgötter gebildet und daher auch Harfe und Meißel in Thätigkeit gesetzt. Namentlich ist das ganze Mittelalter, welches, als noch unreife Phantast, die durch das Christenthum geschichtlich entwickelte Ide der Liebe den anderen erwähnten Ideen beigesellte, noch jet eben darum eine reiche Quelle für die romantische Kunst un Poesie. Ritter Toggenburg von Schiller kann für diese romantische Phantasterei unbedenklich als classisches Musterbild gelten. Eben so steht das Lied der Niebelungen immer als ei großartiges, wenn auch selbst noch von der Wahrheit weit ent ferntes classisches Gemälde da, welches unserem Urtheile nach sowol wegen seiner dichterischen Bilderfülle als auch wegen des hinzugekommenen, obschon ebenfalls mißbrauchten Stoffes der Liebe manch gefeierten Dichtung des classischen Alterthums eher vor- als nach zusetzen ist. Dieser Mißbrauch der Liebe, welcher in der Ueberschätzung des Weibes begründet ist, tritt übrigens recht charakt ristisch darin hervor, daß das Gedicht die Männer nach de Frauen benennt. So heißt z. B. Siegfried der „Chrimhi dens Mann" und Günther der „Brunhildens Mann."**) Dieses beiläufig.

Es bleibt demnach wahr, daß die Ideen von Ehre, Fre heit, Liebe und Religion, als der Stoff der Kunst, folgli als letzte Kunstobjecte zu betrachten sind, und daß ihre sittliche Trabanten die Tapferkeit, der Heroismus, die Großmut die Entsagung, die Treue, die Keuschheit u. s. w. d Schönheitsformen sind, unter welchen die Kunst jenen Stoff z Gestaltung bringt. Es kommt also ganz darauf an, wie und i welchem Geiste sie diesen Stoff sammt den gegebenen Forme zu brauchen weiß. Sie kann — wie schon erwähnt — einzel Glieder der Schönheit ganz oder theilweise aus der Fülle d Gänzen herausreißen, kann auch wohl nachgemachte Phantom von Idealen unterschieben, und dadurch auf eine ihr eigenthüm liche Weise zur Mörderin und Ehebrecherin werden. Dieses i eine Zeichen der Afterkunst neben den anderen, wovon wir n der Reihe nach ausführlicher zu handeln haben.

(Schluß folgt.)

---

*) Bei den Thieren findet man bloß den sogenannten Koller oder eine gewisse Wuth, die von dem menschlichen Wahnsinn völlig verschieden ist. Eben so ist der Selbstmord bei ihnen aus demselben Grunde unerhört. Auch bei den Wilden ist der Wahnsinn und Selbstmord etwas Seltenes, und gewiß bloß darum, weil jene Elementarideen in ihnen noch im Keime schlummern. Nur in dem Maaße als sie durch die falsche Cultur berührt, diese Ideen stürmisch entwickeln, treten auch diese krankhaften Erscheinungen bei ihnen in's Leben. Die wahre Cultur würde daher solche Entwickelungskrankheiten verhüten.

*) Daß diejenigen Reiche, welche durch kein anderes und höh als dieses natürliche Band verbunden waren, den Grund ihres V falls und Todes eben so gut in sich selbst haben, als der menschli Leib, ist daher wohl begreiflich genug, weil alles bloß Natürliche v der Sünde durchdrungen, folglich dem Tode unterworfen ist. D politische Tod ganzer Völker hat daher denselben Grund als der p sische Tod jedes Einzelnen.

**) Die Erscheinung einer Penelope hebt den Erfahrungssatz n auf, daß die Liebe in ihrer höchsten Potenz als eine erst durch das Ch stenthum entwickelte Idee zu betrachten sey. Denn es war bekannt der ehebrecherische Odysseus von dieser Idee ausgeschlossen. Der re Begriff ehelicher Liebe, welcher schon im A. T. die Hurerei aussch und im Neuen Bunde die Monogamie auch ohne bestimmtes Ge herbeiführte, ist allein eine Gabe des Christenthums.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 30. Juli. № 61.

Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften.

(Schluß.)

Die Lüge kann ja einmal, als an sich arm und nichtig, nur dadurch zu Etwas werden, daß sie, die einzelne Wahrheit, also auch die einzelne Schönheitsidee vom Ganzen, also von Gott eigenmächtig trennend, als ein für sich bestehendes Ganze, also als ein höchstes Gut, folglich als einen Nebengott und Götzen darstellt, um es von dem verblendeten Haufen als einen Baal verehren zu lassen. Daß aber eine solche Abgötterei selbst dann, wenn sie sich auf eine einzelne Idee, eine Tugend bezieht, die höchste Untugend, ja die tiefsten Gräuel der Lasterhaftigkeit zugleich mit bedinge, und daß es dem Teufel zu Erreichung seiner seelenmörderischen Anschläge ganz einerlei sey, ob man das Aegyptische Rind, ein Krokodill, eine stinkende Zwiebel oder irgend eine Modeidee*) anbete, dieses ist schon oben angedeutet worden, und wird von der Geschichte aller Zeiten, namentlich auch der unsrigen, sattsam bestätigt. Erfahrungsmäßig hat sich der unzertrennliche Nachtrab der Afterästhetik, nämlich eine frühe Vergiftung der Jugend durch Unkeuschheit, und eine beinahe wie im Verjährungsrechte sich brüstende Hurerei und Ehebrecherei, gleich einer Sündfluth in unserer Protestantischen Christenheit verbreitet, und zwar deshalb, weil unsere Zeit vorzugsweise die Elemente der Eitelkeit, der Verderbtheit und der Wollust in sich ausgebildet hat. Die Lüge zieht einmal nur mit einem gestohlenen Losungswort der Wahrheit, freilich nur dann, wenn die Leute schlafen, in's Heiligthum der Menschheit, in die Kirche Christi ein. Eben so können Ehebruch, Mord und Hurerei, so wie alle Gräuel unnatürlicher Laster, nur als falsche Propheten bekleidet, also als Wölfe in Schafskleidern, mit einem Worte, als vergötterte Ideen und götzenbildliche Tugenden die Heerde des Herrn böslich überfallen und verwüsten.

Nach diesen Betrachtungen wird es nun wohl klar geworden seyn, worin das Wesen der Afterästhetik und der Afterkunst zunächst bestehe? Sie ist nämlich in einer selbstsüchtigen Lüge begründet, welche, um die persönliche Sünde des Künstlers und der Künstlerzunft zu retten, nun auch die Laster und alles Elend um und neben sich aufrecht zu halten sucht, und zu diesem Zwecke einen Strahl der Schönheit, also eine einzelne Idee vom Ganzen, also von Gott mehr oder weniger entstellt, losreißt, sie als selbstständige Wahrheit darstellt und als ein höchstes Gut verkauft.

Fragt man aber, wie es doch zugehe, daß die Sünde sich selbst zu vervielfachen strebe, daß also der Verführte sich nicht damit begnüge, sich selbst zu verderben, sondern nun auch Andere mit sich in den Abgrund zu ziehen suche: so gäbe die ausführliche Antwort hierauf noch hinlänglichen Stoff zu ernsten Betrachtungen, die wir aber, als nicht hieher gehörig, umgehen müssen.

Siehe da den einfachen aber unfehlbaren Schlüssel zu einem Theile der afterkünstlerischen Mysterien. Außer dieser Vergötterung einzelner Ideen gibt es aber auch noch andere, leicht nachzuweisende Kennzeichen der Afterkunst. So wie nämlich die Aftertheologie nicht bloß gnostischer, sondern auch scholastischer Art ist, eben so läßt sich nicht bloß eine ideelle, sondern auch eine plastische Ausartung der Kunst nachweisen. Die ächte Kunst wird nämlich bloß durch die harmonische Einigung der Heiligkeitsidee mit der bildlichen Gestaltung der oben erwähnten Schönheitsformen (Plastik) und mit der mechanischen Vollendung derselben (Styl, Technik) zu einem großen Ganzen. Wird nun die bildliche Gestaltung oder der Styl auf Kosten der Idee mißbräuchlich ausgebildet, so entsteht der Afterscholastik und Sophistik gegenüber eine künstlerische Rabulisterei, welche sich mit greller Phantasterei oder Versemachen, Reimschmiedereien und geistlosen chaotischen Pinseleien begnügt, und also die schaulustige Menge mit einem bloßen Kaleidoskope zu ergötzen sucht.*)

Es ist daher diese künstlerische Verirrung eben so ein Versinken aus dem Geiste in's Fleisch, wie wir es bei der falschen Theologie bemerken, wodurch natürlich nichts als Tollheiten, nämlich die Häufung von allerhand Abentheuerlichkeiten, z. B. Schreckensscenen oder unnatürlichen Possen, Spielereien und andere Ausgeburten einer krankhaften Phantasie zum Vorschein kommen. Kein Wunder, daß sie dann auf ihrem Höhepunkte den Menschen

*) Wie es z. B. jetzt mit der Idee der Freiheit und Volkssouveränität geschieht.

*) Das Sonett ist als leichtes Schellengetön hiezu am meisten geeignet.

zum Affen eines Affen macht. Diese Art Afterkunst schadet daher auf eine dreifache Weise. Einmal indem sie der wahren Volksbildung entgegenarbeitet, und den Geschmack gräulich verdirbt; zweitens dadurch, daß sie doch nie ohne schädlichen Lügenstoff in's Leben treten kann, und daher auch in dieser Beziehung von Gott abführt; und endlich drittens dadurch, daß sie wegen ihrer geistigen Erstorbenheit am liebsten die bloße Sinnlichkeit, namentlich die Wollust, an die Stelle der Idee setzt, und dadurch im strengsten Sinne des Wortes, zur Metze und Ehebrecherin wird, ein Umstand, welcher weiter unten noch einmal zur Sprache kommen wird.

Eine dritte Eigenschaft der Afterkunst tritt uns ferner dann entgegen, wenn wir den Blick von dem Schönen weg auf das Häßliche richten. Wenn nämlich nur dasjenige wahr seyn kann, was im Zusammenhang mit der Wahrheit selbst erkannt und betrachtet wird: so kann nur dasjenige wirklich schön seyn, was in seiner Verbindung mit dem Urschönen, also mit der Idee der Heiligkeit, in's Leben tritt, und als solches erkannt wird. — Alles Andere, was sich der Vernunft als schön aufdringen will, ist eben nichts Anderes, als die geschminkte Häßlichkeit, also eine ästhetische Lüge, der gnostischen und scholastischen theologischen Lüge gegenüber.

Das Böse, als das selbstsüchtig Gottlose, ist daher, seiner eigensten Natur nach, grundhäßlich, obschon es sich bekanntlich wie der Vater der Lüge, der Satan selbst, in einen Engel des Lichts verstellen kann. Ist nun das Schöne als alleiniges Kunstobject dargestellt worden: so könnte man leicht auf den Trugschluß fallen, als sey die Darstellung des Häßlichen von der ächten Kunst völlig auszuschließen. — Dieses ist aber keinesweges der Fall. — Wird das Häßliche wirklich als abnorm, krankhaft, der Idee des Schönen und Wahren widersprechend, dargestellt, so dient es dem beschränkten Gefühl und Verstande als Folie und Schatten zu lebhafterer Beleuchtung des Schönen selbst. Nicht als ob das Schöne an sich eines solchen Gegensatzes zu seinem lebendigen subjectiven Seyn bedürfte. Dieses ist so wenig der Fall, als daß die Liebe und Wahrheit selbst, nämlich Gott, eines gefallenen Lucifer zu seiner Verherrlichung bedarf. Eben so wenig bedarf auch die Gnade Gottes in Christo zu ihrem absoluten Seyn der Sünde als Gegensatz, obschon alle Mal da, wo die Sünde mächtig geworden ist, die Gnade allerdings desto mächtiger erscheint. Genug, daß wir in Raum und Zeit verschlossene Erdensöhne die Wahrheit oft nur mittelst der Gegensätze lebendig erkennen, bis zu der Zeit, wo dieser schwarze Hintergrund des Lebens sammt dem Tod in den Sieg des ewigen Lebens verschlungen seyn wird.

Das Häßliche wird also von der ächten Kunst nur als Gegensatz des Schönen dargestellt. Wo dieses nicht ganz bestimmt und für Jeden erkennbar geschieht, da offenbart sich eben die Afterkunst. Denn da die in der Menschheit überwiegende Sünde, das Fleisch, wider den Geist gelüstet, so kann es dem rohen Haufen nicht überlassen bleiben, das Schöne von dem Häßlichen gleich mündigen Schülern der Weisheit auf eigene Hand zu sichten und zu sondern. So bildete z. B. der Chor in der Griechischen Tragödie als das personificirte Nationalgewissen den Vermittler zwischen dem Schönen und dem Urtheil über das Häßliche, im Verhältnisse zu jenem. Es blieb dem Pöbel nicht überlassen, die alten Mythen nach eigener Wahl zu deuten, ein Umstand, der den alten Tragödien eines Aeschylus und Sophokles immer noch einen Rang in der Geschichte der wahren Aesthetik einräumen muß, während die meisten unserer

neueren dramatischen Leistungen, namentlich die Schicksalstragödien als bloße Carrikaturen erscheinen müssen. Daß wir jedoch nicht etwa moralische Sentenzen zu diesem Behufe z. B. in epische oder dramatische Gedichte eingewebt wissen wollen; daß wir im Gegentheil grade hierin einen allmähligen Verfall der Griechischen Tragödie in Euripides erkennen, dieses müssen wir wenigstens im Vorbeigehen berühren. Nein! es muß ein unsichtbarer, aber ästhetisch fühlbarer und durchgehends wirksamer Geist als heiliger Mahner, Prophet und Interpret in dem Ganzen walten, der es z. B. unmöglich macht, daß man bei der Todtengräberscene im Hamlet lachen kann. Gern sprächen wir uns hierüber noch ausführlicher aus, wenn hier der Ort dazu wäre. Wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß auch Shakespeare das erwähnte Ziel noch lange nicht erreicht habe, obschon wir den Makbeth, den Hamlet und König Lear zu den vorzüglichsten Meisterwerken zählen, die bisher aus den Werkstätten der dramatischen Kunst hervorgegangen sind.

Hiemit eröffnet sich uns übrigens, wie gesagt, ein neues Feld, und ein neuer Tummelplatz der Afterkunst, welcher einer genauen Erforschung werth seyn dürfte. Jene erwähnten vier sittlichen Elementarideen stehen nämlich nur im Zusammenhange mit der Idee des höchsten Gutes, dem Urschönen selbst, als normal wirkend in dem rechten Wechselverhältnisse zu einander. *) Sobald irgend eine solche Idee die Harmonie des Ganzen stört, so tritt sie in das Gebiet der Selbstsucht, der Lüge, des Bösen, folglich des Grundhäßlichen ein. Wir brauchen hier mit Vortheil den Begriff physischer Gesundheit als Analogon. Jene sittliche prophetische Vier entspricht nämlich in physiologischer, ja selbst in anatomischer Hinsicht den vier Hauptsystemen des menschlichen Leibes, nämlich dem Nervensystem, dem arteriellen System, dem Venensystem und dem reproductiven System. — Sobald eines von diesen Systemen selbstsüchtig vom Ganzen sich lostrennend, ein Leben **für** sich selbst und **in** sich selbst geltend zu machen strebt: so entsteht diejenige Störung im Organismus die wir **Krankheit** nennen. Diese physiologische Selbstsucht einzelner Systeme, als der organischen Typen der sittlichen Ideen begründet daher die physische Abnormität oder die **Krankheit**. — Obschon nun die Physiologie nicht wenig Licht durch die Pathologie bekommt, obschon namentlich die Psychologie durch die wissenschaftliche Würdigung des Wahnsinns sehr viel an Klarheit gewinnt, so bleibt doch das Delirium allemal das Abnorme, das Krankhafte, und als solches wird es auch von Psychologen und Physiologen dargestellt.

Es ist daher ein Compendium der Pathologie für die Anatomie und Physiologie in unserer dermaligen beschränkten Erkenntnißsphäre immer als ein unentbehrliches Hülfsmittel zu betrachten. — Was würde aber wohl der Anthropolog dazu sagen, wenn irgend Jemand die Symptome eines wuthentbrannten Hirns, oder eines entzündeten Blutsystemes, nicht als eine pathologische, sondern als eine der Idee der Gesundheit entsprechende Erscheinung darstellen wollte? — Wenn namentlich der Zustand des Opiumrausches nicht als ein pathologisches, folglich bloß scheinbares und höchst verderbliches, sondern als ein **wahre**

---

*) In diesem Zusammenhange mit dem Urschönen tritt jedoch die Idee der Religion aus ihrem coordinirten Verhältnisse heraus und bildet als die Idee der Heiligkeit den Mittelpunkt der sittlichen Menschennatur, eine Wahrheit, die schon oben berührt worden ist und über welche sich noch Vieles näher bestimmen ließe, wenn uns nicht die Grenze in diesen Blättern beschränkte.

u wesentliches Wohlseyn von irgend einer medicinischen Aucto-
rit dargestellt würde, müßten dann nicht Alle, die solchem Leh-
r Glauben schenken, zu Opiophagen werden, um im dreißigsten
Jhre an der Wasser- oder Nervenschwindsucht scheußlich, dumm
u brutal dahin zu sterben? Ist also nicht ein himmelweiter
Unterschied zwischen einer gründlichen, naturgemäßen aber rein
pathologischen Schilderung des Opiumrausches, von derjeni-
gen lockenden und verführenden Lobpreisung, wie wir sie von
dn unglücklichen Opiophagen in den Stunden seines Wahn-
sins selbst vernehmen? Und haben wir nicht hier das schla-
gendste Beispiel der Afterkunst gefunden, wie sie sich hinsichtlich
ir Darstellung des an sich Häßlichen im Verhältniß zur wah-
n Kunst im Leben offenbart?

Die Afterkunst stellt daher jene ursprünglichen
Elementarideen nicht in ihrem normalen, d. h. dem
Begriffe der sittlichen Gesundheit, der Heiligkeit,
subordinirten Verhältnisse dar. Ihre Zeichnungen sind
nr einseitige und verderbliche Richtungen des Gemüths, ästhe-
tische Krankheiten, also Monomanien, welche sie als nor-
mal, folglich als schön erscheinen läßt. Sie verkauft Wollust,
nt Raserei und Ehebruch versetzt, als Liebe, Cokettetrie für
Naivetät, Empörung für Freiheit, Fanatismus und Schwärme-
r oder weinerliche Sentimentalität für Frömmigkeit, und zwar,
ne gesagt, aus dem Grunde, um für's Erste die edle Künstler-
zift, sodann den Schwarm der applaudirenden Kunstjünger hin-
sichtlich ihres Hochmuths, ihrer Wollust und ihres Geizes kunst-
gerecht zu absolviren, und dann kraft der dem satanischen Seyn
zkommenden Verführungslust wo möglich das ganze Menschen-
geschlecht dem Fürsten der Finsterniß zu unterwerfen. Auf diese
Weise werden dann dem Fürsten dieser Welt, dem Teufel, die-
jigen Schlachtopfer vollends ausgeliefert, die dem Gift und
dn Dolche der falschen Propheten in der Kirche etwa noch ent-
gngen sind.

Doch nicht allein die sittliche Menschennatur ist es, welche
di Kunst sich zum Object nimmt. Auch die sichtbare Schö-
pung, die Natur im engeren Sinne, die sinnliche Körperwelt,
namentlich der menschliche Leib, ist ein Gegenstand der Kunst.
Aber auch in dieser Sphäre offenbart sich die Afterkunst durch
unverkennbare Kennzeichen. Sie, die nichts davon weiß, daß
selbst die sittlichen Ideen von Freiheit, Liebe, Ehre u. s. w. für
sich selbst ohne die Interpreten des heiligen Geistes nur Selbst-
sucht und Sünde predigen; sie weiß noch weniger etwas davon,
daß selbst die sichtbare Natur, mit Einschluß des menschlichen
Leibes, die Narbe von der Wunde des ursprünglichen Falles der
Sünde an sich trägt. Sie versteht das tiefe Wort des Apo-
stel Paulus nicht, welcher sagt: Daß das ängstliche Har-
ren der Creatur auf die Offenbarung der Kinder
Gottes wartet, und daß sich alle Creatur zusammen
sehnet und ängstiget, mit uns, die wir des Geistes
Erstlinge empfangen haben. Ohne die Idee der Erlösung
und Wiedergeburt im Bereiche der sittlichen Menschennatur, ohne
das Bewußtseyn des stattgefundenen Falles, der nach endlicher
Wiederherstellung seufzt, versteht sie ja die stumme Klage nicht,
die in dunkelen Bildern und Typen aus derselben prophetisch
und hieroglyphisch zu uns spricht. Sie schiebt daher entweder
ebenfalls ihre Trugbilder von Idealen unter, entstellt und ver-
derbt durch den ihr wesentlichen Pelagianismus die Symbolik
der Natur, welche Sünde und Erlösung predigt, oder sie ver-
fällt auch hier in die bloß mechanische Copie des Todten in der
Natur. Endlich ist es auch die niedere Sinnlichkeit, welche die

Afterkunst mit Pinsel und Grabstichel zur Ehebrecherin macht. — Da ihr nämlich bei ihrer geistigen Blindheit, Elendigkeit und Armseligkeit der eigentliche ideale prophetische Stoff abgeht, so ersetzt sie diesen Mangel an Geist durch Fleischmassen, macht die üppige Form der Wellenlinie zum Inbegriff ästhetischer Weisheit, entblößt unkeusch und unzüchtig dasjenige, was die heilige Schaam zu verhüllen gebietet, und pflanzt, der Unschuld zum Gräuel, die üppige fleischerne Nacktheit in ihre Rosenhecken, Nachtigallengänge und auf die Zinnen ihrer Prachtgebände. — Daß aber schon Sokrates, der Weiseste in Griechenland, als er noch Bildhauer war, diesem Gefühle gemäß nicht die gemeinen nackten, sondern die bekleideten Grazien öffentlich ausstellte, dieses sollte wenigstens manche Griechennarren aufmerksam gemacht haben, daß die Unverschämtheit und Unzüchtigkeit der Afterkunst schon bei dem Besten der Heiden einigermaßen verdächtig geworden war. — Doch dem Reinen ist ja Alles rein — sagt man. Wir geben zu, daß dieser Spruch seine volle Geltung habe. Sind nun diejenigen wirklich rein zu nennen, welche sich nicht scheuen, selbst in Gemeinschaft von Personen anderen Geschlechts, die gröbsten Nuditäten in Antiken- und Kunstkabinetten, ja die obscönesten Gemälde, mit Brille und Glas bewaffnet, stundenlang zu besehen; so gibt es der Reinen in der That viel mehr als der Unreinen in unserer Zeit. Ist aber eine so auffallende Erscheinung ein Zeichen von sittlicher, fürchterlicher, mehr als türkischer Rohheit, so kann man umgekehrt aus dieser Einen Erscheinung, ohne eben Prophet zu seyn, bedeutende Schlüsse machen.

Fassen wir das Ganze zu besserem Verständniß nochmals in Thesen zusammen.

Gibt es neben der ächten auch eine falsche Philosophie und Theologie, so findet sich auch in dem Bereiche des Schönen eine falsche Aesthetik und eine Afterkunst, welche sich nun in viererlei verschiedenen Gestalten offenbart.

a) Sie reißt die einzelne Schönheitsidee, z. B. Freiheit, Ehre, Liebe u. s. w. aus dem Zusammenhange mit dem urschönen Ganzen, stellt sie, mehr oder weniger durch Pelagianismus verfälscht, als ein Gut an sich und als schön an sich dar, und schiebt also aus dem eigenen Vorrathe, der Lüge, falsche Ideale unter.

b) Sie erstirbt geistig in der äußeren Darstellung, setzt die bloße Form an die Stelle der Idee, häuft daher eine Masse unnöthiger und abentheuerlicher Gestalten an, verdirbt durch Ueberreizung den Geschmack, und führt einen Luxus ein, der dann auch die Sitten verdirbt, und die Menschheit moralisch und physisch ruinirt.

c) Sie stellt abnorme Richtungen der sittlichen Menschennatur, also ästhetische Krankheiten, als normale Erscheinungen dar, wie wir es z. B. an den Wahlverwandtschaften, hinsichtlich des Ehebruchs und der Selbstgerechtigkeit, gesehen haben, und wird dadurch zum Verführer der Unschuld und zum Herold der Sünde.

d) Sie versinkt bei dem Mangel an prophetischem Gehalt, bei Behandlung der Natur in die sinnliche Lust, übersieht die Narben des Falls in der Natur, enthüllt, als selbst unrein und unkeusch, dasjenige, was die weinende Natur selbst mit dem Schleier der Nacht bedeckt, und wird dadurch auch unmittelbar eine Schule der Unzucht und Hurerei.

Siehe da die beiden Höllenpropheten, nämlich Aftertheologie und Afterkunst, die Erbfeinde der wahren Kirche Christi, in ihrer Blöße und Nacktheit dargestellt. Wo sie Eingang finden, da

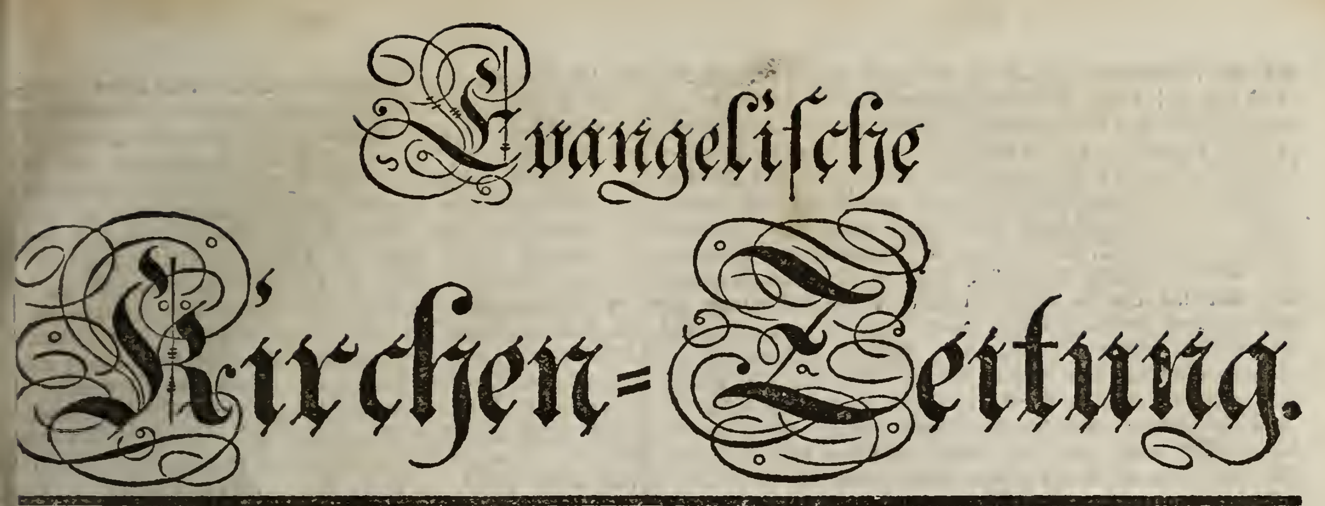
kann das Wort Gottes als solches nicht mehr gedeihen. Der lebendige Gnadengeist entweicht aus der Gemeinde. Pfäffischer Hochmuth und gefräßige Faulheit tritt an die Stelle väterlicher Hirtentreue, Selbstsucht und Herrschsucht bei den Mächtigen dieser Erde streiten sich um die Beute mit den kirchlichen Wölfen, die der Heerde nicht verschonen. Unzucht aller Art, Hurerei, Ehebruch und alle gottlosen Werke des Fleisches nehmen überhand. Diese Gräuel an heiliger Stätte ziehen dann die Gerichte Gottes herbei, Krieg, Pest, Empörung brechen über die Lügenwelt herein, und es hat daher mit allen diesen Producten der Weltweisheit der Teufel nichts Anderes als den leiblichen und geistigen Untergang einzelner Menschen, Familien und ganzer Staaten zum Zweck.

Kein Wunder, daß die Kirche von jeher nach dem Wort des Herrn, der sie zum Wachen ermuntert, diese beiden furchtbaren Feinde, nämlich Aftertheologie und Afterkunst, entweder gleich anfangs von ihren Grenzen abwehrte, oder diese schon eingedrungenen Kirchenräuber bei eintretender Reformationskrise mit erneuter Glaubenskraft aus dem Heiligthume vertrieb. Eine solche critische Bewegung scheint auch unserer Kirche und Zeit nahe bevor zu stehen, und wir beschließen daher unsere Abhandlung mit einem Wort der Ermahnung an diejenigen, welche sich mehr oder weniger als Reformatoren der ehebrecherischen Afterkunst unserer Tage berufen fühlen.

Beobachten wir nämlich die Bildung der menschlichen Frucht im Mutterleibe, so finden wir den Bildungstrieb der Natur bloß allmählig dem Ziele, nämlich der Ausbildung eines schönen Individuums, nachstrebend. Wir sehen, wie sie erst das punctum saliens, das Herz und dann reihenweise die anderen organischen Typen der Schönheit ausbildet. Sehen wir ferner einem schaffenden Baumeister zu, so bemerken wir allerdings einen genauen und ausführlichen Riß, als ein Zeichen der vollendeten Idee, in seiner Hand. Was aber den Bau selbst betrifft, so sehen wir im Anfange desselben erst Holz, Steine, Mörtel u. s. w. oft chaotisch genug durch einander liegend. — An Tapeten, Draperien, Wandgemälde, Gardinen, wird fürerst nicht gedacht. Dieses Bild möchte nun auch auf die Kirche des Herrn anwendbar seyn. Obgleich ihr in Gottes Wort fertig gezeichneter Riß, Buxbaum für Tannen, Gold für Erz, und köstliche Steine für ihre Thore vorgeschrieben, folglich verheißen hat, so würde es doch wohl sehr zu erwägen seyn, ob diese Zeit sabbathlicher Schönheit und Herrlichkeit für die Kirche bereits erschienen sey? Wird Jerusalem von den Feinden so sehr geängstet, daß Weiber und Greise zur Vertheidigung der Mauern herbeieilen, so würde es gewiß ein heilloser Frevel seyn, wenn Jemand sich in seine Hütte verschließen, Gedichte machen, Kränze winden und bei der allgemeinen Noth Familien- oder Volksfeste anordnen wollte. Diese Feste mit ihren Kränzen, Transparenten, Gedichten und Gaben gehören für die Zeit, wo Jedermann unter seinem Weinstock und Feigenbaum sicher wohnt. Wer zur Zeit eines allgemeinen Nothstandes einen solchen künstlichen Frieden affectirt, ist mindestens ein sentimentaler egoistischer Narr. Wenden wir dieses auf die Reformation der Kunst an, so wird sich zeigen, daß dieses Glück und diese Gabe unserer kriegerischen Zeit wahrscheinlich eben so wenig als einem Zeitalter der Reformation beschieden sey. — Hätte Luther seinen Riesengeist in diese Religion geführt, so wäre wahrscheinlich noch etwas Anderes als ein Göthe aus ihm geworden. — Allein bei dem Blick auf das verwüstete Zion fiel es ihm wohl nicht ein, der Meistersänger seiner Zeit zu werden. Höchstens, daß er dann und wann zur Erholung seiner Käthe und seinem Häuschen ein Lied zu dem Klaviere sang, welches bekanntlich kaum drittehalb Octaven umfaßte. Noch mehr aber ergoß sich seine Liebe zum Herrn und zu seinem Zion in rein kirchlichen Gesängen und Melodien. — Dasselbe gilt auch von den größten Geistern seiner Zeit. — An eine Reformation der Kunst, an eine classische Schöpfung Deutscher Litteratur dachte Niemand von ihnen. Dazu war es noch zu frühe an der Zeit. Aber grade dadurch wurde der erste Grund zu dem künftigen Ausbau des Protestantischen Kunsttempels zugleich mit gelegt, daß in der Deutschen Bibel eine Sprache ächt Deutscher Volksprophetie erschien, eine Gabe, welche die ausgearteten Enkel oft so schändlich gemißbraucht haben.

Wenden wir diese Erfahrungen auf unsere Zeiten an, so dürften wir es wohl als ziemlich gewiß annehmen, daß grade diejenigen, welche zu einer durchgreifenden Reform der Kunst das Zeug haben, sich dennoch zu einem solchen Unternehmen nicht verstehen werden. Darum glauben wir aber doch eben so zuversichtlich, daß die hohe Meisterin Siona zu ihrer Zeit, als die Schönheitspriesterin im Friedenstempel Jehova's, das Werk der Erlösung auch äußerlich an der Menschheit vollenden werde. Wir glauben es daher, daß sie die Dorischen und Corinthischen Säulen noch einmal in Arbeit nehmen werde, um die Gothischen Tempel mit ihren Spitzbogen, so auch die Italienischen Kuppeln und Byzantinischen Schwibbogen nach der wahren Idee der wiedergeborenen Menschheit zu reformiren. Vielleicht ist es kein bloßer Traum, daß sie Harfe und Meißel auf's Neue beleben wird, und daß auch das Bächlein der Wiese und die Blume zu Saron und die Rose im Thal ihre Sänger bekommt. Ja wir glauben, daß sie den Geschmack bis auf Kleidung und Anstand richtig modeln und reinigen werde. Wir glauben mit einem Worte an eine wahre Philosophie so gut, wie an eine ächte Kunst. Bei alle dem aber bleiben wir fest bei unserer Ueberzeugung, daß diejenigen, welche allenfalls eine gründliche Reform der Kunst im Allgemeinen bewirken könnten, weder Zeit noch Beruf in sich fühlen werden, dieses Werk jetzt zu beginnen. Nur diejenigen dürften sich daher zu solchem Unternehmen aufwerfen können, welche von der Bedeutung desselben kaum eine Ahnung haben. Ob aber z. B. schon jetzt einzelne Kunstproducte, als bahnbrechende Musterbilder und Materialien zum künftigen Bau von denen geliefert werden können, welche das Kreuz des Herrn für ihre Zierde und ihren wahren Ruhm achten, dieses möchten wir nicht so bestimmt wie jenes verneinen. Vielleicht sind einige Frühschwalben der Art bereits bei uns eingezogen, die nach manchem rauhen Frühlingsschauer einen nahen Sommer verkündigen. Nun gut, sie sollen uns als Frühlingsboten herzlich willkommen seyn, wenn sie nicht eine Blüthenpracht verheißen, welche, als voreilig hervorgelockt, in dem nächsten harten Maifrost wieder untergehet. — Versucht also immerhin euere Schwingungen, ihr Schüler der keuschen Siona. Nur laßt euch das Wort gesagt seyn, womit der Apostel seine Epistel schließt: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern. Amen."

Redacteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 3. August. № 62.

Litterarische Anzeige.

wei Antwortschreiben an Herrn Dr. Friedr. Schleiermacher von Dr. Dan. v. Cölln und Dr. Dav. Schulz. Leipzig 1831, bei Barth.

Seit der bekannten Erklärung Dr. Hahn's an die Evanlische Kirche und von neuem seit der bei den Gegnern noch rüchtigteren öffentlichen Beschwerde des Herrn v. Gerlach hat r Streit innerhalb des äußeren Kirchenverbandes je mehr und ehr einen ernsthaften, entscheidenden und insofern erfreulichen harakter gewonnen. So wenig wir unsererseits nämlich, aus ründen, die wir schon mehrfach entwickelt haben, eine solche ntscheidung wünschen können, welche zur völligen äußeren Scheing der im Grunde längst Uneinigen führt, so erfordert es doch is heilige Recht der Wahrheit, dessen Anerkennung allein Sen bringen kann, unerbittlich, vor allen Dingen die Unwahrheit r sich immer noch irgendwie an die alten Formen des Beuntnisses anschließenden Läugner des Glaubens und wiederum erläugner dieser ihrer Läugnung aufzudecken. Je offener und cksichtsloser dies endlich geschieht, desto erfreulicher müssen wir finden, denn der Unsegen der Lüge in einer Kirche, deren ufgabe Bekenntniß und Pflege der himmlischen Wahrheit ist, nn nur ein höchst verderblicher seyn. Ist es nun schon erfreuh, daß es die Gläubigen immer freier in Gottes Namen wan, Alle, denen es gilt, solcher argen Lüge vor Gott und Menen zu zeihen und ihre Protestation dawider einzulegen, so wird noch erfreulicher, wenn endlich auch in der Mitte der Gegner r Wahrheitssinn zu siegen anfängt, und sie es mit uns eingehen, daß irgendwie, was man nicht glaubet, bekenn, jedenfalls verwerflich und sündhaft sey.

Von dieser Seite angesehen, können wir die obengenannten entlichen Sendschreiben zweier Theologen an einen dritten, zuchst nur mit freudiger Einstimmung anzeigen. Der Streit er das Recht der theologischen Professoren, auf dem Catheder ne alle Beschränkung den künftigen Dienern der Kirche vortragen, was sie wollen und meinen, führte natürlich auf die nigstens auf der Canzel und am Altar noch geltenden Schrank des christlichen Bekenntnisses der äußeren Kirche, und es lag s dabei kaum etwas näher, als auf die in den Preußischen nden nun eingeführte und angenommene Agende hinzuweisen. Wenn hier das allereinfachste und kürzeste, wahrlich noch von ungehörigen Schulbestimmungen freie Urbekenntniß der Grundartikel des christlichen Glaubens dem Diener der Kirche als liturgisch-feierliches Bekenntniß in seinem eigenen und der Gemeinde Namen in den Mund gelegt wird, und die Unredlichen nehmens nun wirklich in den Mund, obgleich sie daneben auch damit nicht einmal einverstanden zu seyn bekennen müssen, wagen es aber sogar, solche höchst auffallende Unredlichkeit gradezu für recht und erlaubt zu erklären: was bleibt da Anderes übrig, als ihnen zuzurufen: Ihr lüget! Das ist in Nr. 14 und 15. so wie Nr. 33 und 34 der Ev. K. Z. dieses Jahres geschehen, nachdem erschrecklicher Weise selbst ein Dr. Schleiermacher sich öffentlich dahin erklärt hatte, daß er es für erlaubt halte am Altare zu sprechen, was die Behörde vorschreibe, ohne es zu glauben oder auch nur zu verstehen! Und siehe, Gott sey Dank dafür! dieselben rationalistischen Theologen, an welche diese erschreckliche Erklärung gerichtet war, geben wenigstens hierin der Wahrheit die Ehre, und protestiren gleichzeitig mit uns gegen die jesuitischen Grundsätze! Mag es immerhin ihr angesehener Freund ihnen spöttisch zugemuthet haben, daß sie auch die gesagte Wahrheit wieder zurücknehmen sollten, sobald die Ev. K. Z. mit ihnen harmonirt; mögen sie selber auch noch so ausgesucht verächtlich von „jenen unsauberen Zeitungen" und den darin sprechenden „unheilbar verblendeten Eiferern," deren Wort ihnen „herzlich gleichgültig" sey, als von „Unrath," damit man sich ohne Besudelung nicht befassen könne, zu reden affectiren; wir wollen das gern hinnehmen, und uns dennoch aufrichtig ihrer Aufrichtigkeit freuen, auch ihr Geständniß nicht etwa bloß „utiliter acceptiren," sondern darin wirklich „einen neuen Beweis von der unwiderstehlichen Macht der Wahrheit erblicken."

Die Ev. K. Z. hat sich stark ausgedrückt gegen die jesuitische Rechtfertigung, welche Dr. Schleiermacher Allen, die sprechen oder unterschreiben: Ich glaube — wo sie doch nicht glauben, angedeihen läßt. Aber eher noch stärker, zwar einerseits wieder mit Complimenten, deren wir uns freilich bei so ernstem Widerspruch nicht bedienen mögen, aber doch andererseits mit schmähenderen Ausdrücken, als wir, nur die Lüge Lüge heißend, gethan haben, ja mit bitterem Angriff der Persönlichkeit neben den süßen Complimenten äußern sich die Herren DD. v. Cölln und Schulz. Zunächst erklären sie ganz ein-

fach und ehrenwerth: „Daß in unserer Kirche, und besonders bei dem, was darin von den Geistlichen geredet oder gehandelt wird, Alles offen, aufrichtig, redlich hergehen und auch der Schein bloßer Aeußerlichkeit oder des Hinterhaltes fern gehalten werden müsse, damit jeder Theil stets wisse, wie er mit dem anderen daran ist, und durchgängig das volleste gegenseitige Vertrauen herrschen könne." S. 15. „Denn die Ansprüche auf Vertrauen und eine in Achtung gegründete Liebe verscherzt unwiederbringlich, wer sich als ein solcher darstellt, dessen Bekenntniß und Ueberzeugung verschieden sind, zumal wenn er berufen worden, Christi, des Königs der Wahrheit, Reich zu fördern." S. 65. „Bleibt immerdar das höchste Interesse das für die Wahrheit, so darf auch in der Evangelischen Kirche kein anderes in Rücksicht kommen, noch geltend gemacht werden. Es bleibe stets dabei: Was nicht aus dem lauteren Streben nach der Wahrheit hervorgeht, ist Sünde, und darum verderblich. Das socios habuisse — — kann dem Wortbrüchigen zu keiner Rechtfertigung dienen." S. 18. Und indem sie das auf die von Schleiermacher gerechtfertigte Ablesung des Glaubensbekenntnisses und Unterzeichnung der symbolischen Bücher bei widerstreitenden Ueberzeugungen anwenden, erwiedern sie ihm scharf: „Allerdings, Unwahrheit ist ein abstractes Wort, aber im vorliegenden Falle wird es für jeden guten Christen zu dem allerconcretesten, welches ihn, wollte er mit dem Munde bekennen, was er mit dem Herzen läugnet, ausschließen würde von dem Reiche der Wahrheit und von einem Frieden, welcher ihm höher steht als jeder andere, wie ihn die Mächtigen der Erde zu verschaffen vermögen" — und fügen nur etwas zu stolz hinzu: „Wir wenigstens, unserentheils, fühlen uns in dieser Beziehung durchaus unfähig, irgend etwas vor irgend Jemandem und auf irgend Jemandes Geheiß zu bekennen, was wir nicht glauben." S. 72. Wenn dies nun nach Schleiermacher's Grundsatz und Beispiel sogar der Geistliche am Altare thun dürfen soll, so behaupten sie dagegen mit Recht: „Daß sich kaum eine größere Erniedrigung für den Geistlichen denken lasse, als wenn er zur bloßen Sprechmaschine eines Anderen, nämlich dessen herabgewürdigt wird, der ihm das Lesebuch in die Hand, das herzusagende Formular in den Mund gegeben, welcher also das Vorgelesene zu vertreten hätte, nicht der Geistliche, indem nicht dieser der Handelnde sey, sondern jener." S. 13. „Wie dürfen wir uns zu todten Sprechmaschinen an heiliger Stätte herabwürdigen? Kein Theil des Evangelischen Gottesdienstes darf den Geistlichen ohne wahre innere Theilnahme lassen. Prophetisch ist sein Beruf, nicht priesterlich. Die Evangelische Kirche hat keinen Priesterstand mehr und bedarf keinen. Kein leeres Formel- und Außenwerk ist evangelisch. Adiaphora gibt es nicht, und gäbe es welche, so dürften sie wenigstens im Heiligthum nicht getrieben werden." S. 15. Ja sie fragen eben so bitter als wahr: „Was könnte diesemnach den Evangelischen Geistlichen hindern, einen Katholischen Priester gelegentlich abzulösen und Messe zu lesen? Denn seine Function am Altar wäre doch im Wesentlichen von der eines Meßpriesters nicht verschieden. Mit gleicher Seelenruhe, wie dieser, könnte er die ihm einleuchtendste Unwahrheit der Gemeinde vortragen und die thörichtsten Ritualien in der Kirche handhaben, wenn er von denen, die, wie Sie sagen, die Liturgie ordnen und eigentlich die Handelnden sind, dazu verurtheilt wäre." S. 14. Sie finden, daß dann „der gefährlichsten Täuscherei und grenzenlosem Unfug mit heiligen Dingen Thür und Thor geöffnet ist" S. 18., — sie sagen Herrn Dr. Schleiermacher gradezu: „daß er solchergestalt dem Gaukelspiele mit erheuchelten Bekenntnissen einen Eingang in die Evangelische Kirche offen gelassen habe" S. 73., — „daß die Reformatoren mit einer so lockeren Beurtheilung und Behandlung des fraglichen Gegenstandes unfehlbar sehr übel zufrieden seyn würden" S. 15., — und wollen ihm nicht bergen auch ihrentheils: „daß diese leichte Fassung der Sache ihnen im höchsten Grade bedenklich erscheint" S. 17.. Und auf die höchst sonderbare Rede, daß das Unterschreiben des kirchlichen Bekenntnisses von den daran Ungläubigen, ohne daß diese darum etwas in ihrer Lehrweise änderten, ein stiller, nichtssagender, aber eben deshalb auch nichts verderbender Ausgang seyn würde!! antworten die ehrlichen rationalistischen Freunde, deren einer Herrn Dr. Schleiermacher sogar seinen „hochverehrten Lehrer und Freund" nennt, nach dem — — magis amica veritas — so treffend, daß es noch hier in der Ev. K. Z. stehen muß: „Sagen würde er (dieser stille Ausgang), daß die Evangelischen Geistlichen sich vergebens rühmen, Geistliche zu seyn, da ihnen die äußere Ruhe und das vergängliche Gut mehr gelten, als die innere Ruhe des Gemüthes und das ewige Gut des Reiches Christi, welches dran geben muß, wer wider das Gewissen zeuget und bekennet. Eben daher aber würde er auch Alles verderben in einer Gemeinde, welche auf das offene, unerschrockene und rücksichtslose Bekenntniß der erkannten Wahrheit ist gegründet worden. Oder würde wohl die Evangelische Gemeinde in den Zeiten der Reformation, wäre schon damals Ihr Ausgang genehmigt worden, aus dem babylonischen Gefängnisse, in welchem sie Jahrhunderte hindurch geschmachtet hatte, jemals einen Ausgang gefunden haben?" S. 70. Das ist in der That eine empfindliche öffentliche Frage an einen hochberühmten Mann, der einmal behauptet, eben nur das frische und kühne Hervortreten mit dem Bekenntnisse, nicht dessen Inhalt, werde am Jubelfeste der Augsburgischen Confession mit Recht gefeiert — und dann doch für die jetzige Zeit ein „feiges Nachgeben, geschmeidiges Kriechen, Zurückhalten der Wahrheit in Unredlichkeit," wie es der Schl[...] der unerwarteten Erwiederung bezeichnet, nicht nur billiget, sondern wir müssen ja sagen, empfiehlt, wenn er meint, daß die stille unschädliche Ausgang „uns Allen der liebste seyn müßte.

Aber noch empfindlicher endlich — was wir, Gott weiß [...] nicht aus Schadenfreude, sondern zur Ehre der verkannten Wa[hr]heit, pflichtmäßig weiter berichten, wie es auch ohnedies Aufse[hen] genug machen wird — greifen seine eigenen Freunde den He[rrn] Dr. Schleiermacher damit an, daß sie ihm — was wir [un]serentheils zwar auch berührt, aber aus Schonung mehr im H[in]tergrunde gelassen hatten — den ungeheueren Widerspruch sei[ner] jetzigen Aeußerungen mit seinen früheren officiellen Erklärun[gen] und Protestationen in der Agendensache vorrücken, und über i[hn] O quantum mutatus ab illo! ausrufen. Sie bringen mit v[oll]ständigen Anführungen in Erinnerung, daß Schleiermach[er] damals von der Agende sagte: „sie besteht zwar ihrem wese[nt]lichen Inhalte nach aus altchristlichen Stücken, ent[hält] aber dennoch in Materie und Form zu Vieles, was [wir] weder mit unserer theologischen Ueberzeugung einig, noch der wahren evangelischen Erbauung förderlich halten k[ön]nen" — daß er es aus diesem Grunde „für sich, als gewiss[en]haften Geistlichen für unmöglich erklärte, die neue Age[nde] anzunehmen." Ja daß er selbst in dem Falle, daß er aus Gr[ün]den die neue Agende angenommen hätte, sich nicht zu buchstä[bli]cher Wiederholung anheischig machen könne, denn „der Evang[eli]sche Cultus will nach der Schrift in allen seinen Theilen [...]

λογικὴ λατρεία seyn, also kommt es bei Allem, was darin Rede ist, nicht auf den Buchstaben an, sondern auf den Gedanken; daher kann auch der liturgische Theil unseres Gottesdienstes seiner Idee nur entsprechen, wenn der Geistliche die Gedanken, die er vorträgt, sich lebendig angeeignet hat." Wogegen freilich, nämlich gegen die übertriebene Folgerung daraus, als könne der Geistliche nie, auch nicht einmal bei Schriftstellen, stets gleiche Buchstäblichkeit beobachten, Manches zu erinnern wäre. Doch richtig ist es, wenn derselbe Schleiermacher nun sich fragen lassen muß: „Warum sagten Sie sich nicht damals auch: Du liesest dieses, aber du verstehest doch nicht, was du liesest —?" und wie seine jetzigen Sophismen weiter heißen — wenn er angeredet wird: „Nun aber entscheiden Sie doch selbst, wir bitten Sie dringendst um des Heils und Friedens der Kirche willen, entscheiden Sie doch selbst offen und ehrlich, wie es Deutschen Männern ziemt, zwischen dem früheren und späteren Schleiermacher, damit man überlegen könne, welchem von beiden man in dieser rathlosen Zeit sich anzuschließen habe: dem früheren, welcher dem Liturgen schlechterdings verbietet, die Agende zu treiben, falls sie mit seinen eigenen evangelischen (?) Ueberzeugungen streitet; oder dem späteren, welcher ihm dieses zuläßt, gesetzt auch, daß er dadurch sich selbst zur gedankenlosen Maschine, oder zu einem Gaukler herabwürdigte, dessen Rede nicht mit dem Herzen stimmt?" S. 62.

Doch genug der Anführungen. So viele waren in dieser wichtigen Sache wohl nöthig und nützlich für die mancherlei Leser der Ev. K. Z., welche die Antwortschreiben nicht selber lesen möchten. Wir begreifen nicht, was der von zwei Seiten Angegriffene antworten will, um die so sehr übel gerathene Entschuldigung seiner Annahme der Agende wieder zu entschuldigen. Man sehe an den, so weit wir sie bis jetzt angeführt, trefflichen Erklärungen der Herren v. Cölln und Schulz, wie gut das in allen Stücken seyn müßte. Was werdet ihr nun aber dazu sagen, die ihr diese Herren nicht auch mit solchen Redensarten, wie die Ev. K. Z. abfertigen könnet, und doch alle von ihrer Rede aus Freundes Munde getroffen werdet? Wie wird die Allg. K. Z., welche den Landpfarrer aus der Provinz Sachsen so brüderlich zurechtweisen konnte, sich gegen die Professoren und Consistorialräthe zu Breslau verhalten? Folgt nicht aus ihren Behauptungen unwidersprechlich, daß kein Rationalist in Preußen die Agende hätte annehmen sollen, und daß Alle, die es doch gethan haben, nachträglich sich schwer versündigen? Und wenn dieselben Herren in dem erwähnten „schönen Tractat" des Landpfarrers die jesuitische Abscheulichkeit, nach plötzlich weggeschobener Larve, so klar erblicken, wie bisher noch nicht in der Ev. K. Z., so möchte der Verf. sie doch nur fragen: Worin liegt das denn? Mit dem einen Satze, daß der Gebrauch der Agende mit der „theologischen Ueberzeugung" der Rationalisten, wenn sie nicht ganz erschrecklich lügen wollen, unverträglich sey, erklärt ihr euch ja so nachdrücklich und eifrig für einverstanden. Wenn ich nun daraus den Wunsch folgere: „Daß entweder Jeder ferner in der Kirche auch liturgische Freiheit behalte, nicht zu bekennen, was er nicht glaubt, wie er nicht predigen muß, was er nicht will, oder daß der schreiende Widerspruch zwischen Unglauben (an den altchristlichen Inhalt der Agende) erzeugender Predigerbildung auf den öffentlichen Anstalten, und Glauben (daran) voraussetzender Amtsvorschrift für die so Gebildeten, irgendwie möglichst gehoben werde" — wo ist denn in dieser für jeden verständigen und ehrlichen Menschen nothwendigen Folgerung die schwarze „Unlöblichkeit der Absichten und Mittel," über welche ihr euch so gewaltig beschweret? Habe ich denn etwa die Einführung dieser Agende unbedingt als gerecht und heilsam gepriesen, oder ihre Aufrechthaltung mit äußerer Gewalt verlangt? Wurde nicht vielmehr ausdrücklich zu verstehen gegeben, daß „über das Verhältniß der jetzigen Einführung zu dem in der Zeit Vorhandenen nicht geredet werden solle," und die ganze Argumentation nur darauf gebaut, daß sie jetzt einmal eingeführt und angenommen ist? Verstehet uns doch nur recht, wollet uns doch nur verstehen, und verkehret nicht unredlich, was wir sagen! Der eigentliche Hauptpunkt unserer Rede ist freilich der, daß wir aus dem vorliegenden Factum der Annahme dieser Agende auch von den Rationalisten etwas schließen, was Jedem sein Gewissen am besten sagen kann, nämlich daß hier eine noch im Geheim anerkannte Obermacht der christlichen Wahrheit sey, und nun darauf die Forderung bauen, daß auch auf dem Catheder nicht frei umgestoßen werden dürfe, was aus der Kirche hinauszuprotestiren noch Niemand den Muth gehabt hat, nämlich der wesentliche Inhalt des altchristlichen Glaubens, wie er insonderheit im apostolischen Symbolum vorliegt. Wie wenn der Landesfürst eine rationalistische Agende, die Jesu Gottheit, seines Kreuzestodes versöhnende Kraft, des heiligen Geistes Gnadenwirkungen u. s. w. ausdrücklich läugnete oder auch nur völlig wegließe, hätte einführen wollen, meinet ihr nicht, daß Viele, Gottlob noch Viele um keinen Preis sie angenommen hätten und eher, wie weiland die Salzburger, ausgewandert wären? Wir wollen ja nichts, als eben den freien ehrlichen Widerspruch der Gegner, dessen Gegentheil ihr selber so sehr tadelt: ist es nun unser Verbrechen, wenn die Unterwerfung der Rationalisten unter diese Agende uns nothwendig an die Hand gibt, nun auch Anerkennung ihres Inhaltes bei der Bildung der Geistlichen zu verlangen, und im Gegentheil über die schreckliche Differenz zwischen Lehre (auf der Universität) und Praxis (im Amte) zu klagen, die auch euch so verwerflich erscheint? Denn wenn ihr S. 41. versichert: daß ihr von den Bekenntnissen der Evangelischen Kirche euch keineswegs lossaget, wenn ihr Protest einleget wider die Beschränkung euerer theologischen Lehrfreiheit durch die Verpflichtung auf dieselben — sind wir denn nun durchaus „unheilbar verblendete Eiferer," mit denen zu reden sich nicht erst der Mühe verlohne, wenn wir einfach bekennen: Das verstehen, begreifen und reimen wir nun einmal nicht: das Gegentheil lehren des Bekenntnisses, und sich doch nicht lossagen davon; selber sagen, man solle nicht kirchlich lügen, und dann doch schimpfen und schelten die, welche dasselbe sagen und nur ernstlich rufen: Entweder ganz und überall Ja, oder ganz und überall Nein, eine Kirche, wo, wie jetzt, Ja und Nein zusammen bestehen soll, mag nicht bestehen? —

So viel über den wichtigsten und auffallendsten Inhalt der beiden Sendschreiben, den wir vornehmlich herausheben wollten, nämlich die Protestation gegen die Apologie der liturgischen Unwahrheit. Was sonst noch darin gesagt ist über Lehrfreiheit der Universitäten, Ungültigkeit der symbolischen Bücher, Bedeutung des Jubelfestes der Augsburgischen Confession, u. s. w., so ist darüber, insofern es mit der früheren Erklärung der Herren v. Cölln und Schulz, und dem Sendschreiben Schleiermacher's zusammenhängt, schon in den beides betreffenden Anzeigen der Ev. K. Z. zur Genüge geredet worden. Es ist etwa noch darauf aufmerksam zu machen, wie treffend richtig ebenfalls S. 23 ff. die Behauptung Schleiermacher's, als sey mit dem Jubelfeste nur die That der Uebergabe, nicht das übergebene Werk selber gefeiert worden, widerlegt wird, desgleichen S. 49 ff. die eben so unhaltbare Behauptung, das Entgegentreten gegen die Katholische Kirche sey das, worin wir noch jetzt jene Confession anerkennen

und darum feiern, durch Nachweisung des mehr apologetischen und conciliatorischen als polemischen Charakters derselben. So wie wir nicht minder Einstimmung mit den Aeußerungen der Ev. K. Z. finden, wenn es S. 37. gegen Schleiermacher's als Ziel der Kirche gerühmte ganz freie Gemeinschaft heißt: „Wo gar kein affirmatives Band die Glieder eines Körpers zusammenknüpft, da mag wohl noch der Schein einer Verbindung eine Zeit lang erhalten werden, wirkliche Gemeinschaft ist nicht mehr vorhanden. Sollte die Evangelische Kirche nur durch das reine Gegentheil der Katholischen Gebundenheit zusammengehalten werden, so hätte sie eigentlich gar kein Band der Gemeinschaft, sondern nur dessen Negation. Wenn nun so etwas rein Negatives Gemeinschaft stiften könnte, so ließe sich auch allenfalls zwischen Juden, Muhamedanern und Heiden Kirchengemeinschaft annehmen, insofern sie alle auf gleiche Weise dem Christenthum gegenüberstehen."

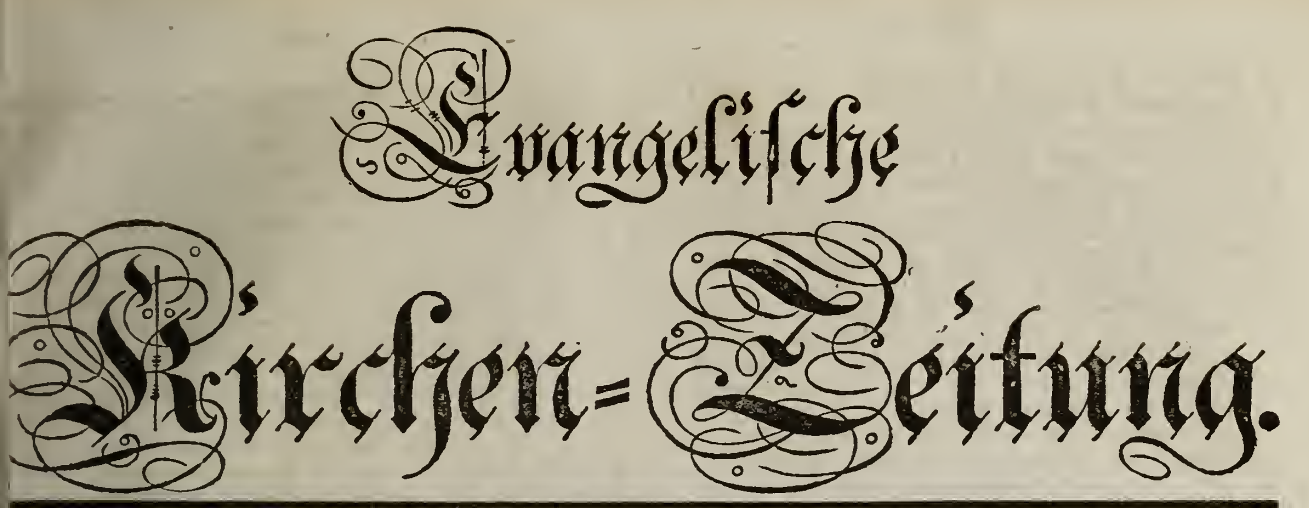
Die Herren Verff. wollen also, wie sie schon früher erklärten, und jetzt wiederum gegen Schleiermacher vertheidigen, ein Bekenntniß der Evangelischen Kirche als freie Erklärung ihrer gemeinsamen Ueberzeugungen und Kennzeichen der Gemeinschaft, doch ohne Verpflichtung auf dessen starren Buchstaben oder unveränderliche Formel. Es soll „die anerkannt schriftgemäßen, wesentlich evangelischen Ideen" — „Alles, was zu der christlichen Heilslehre gehört," enthalten, nach dem Grundsatze: „daß das Wort Gottes, aus dem wir erkennen, was Gott veranstaltete, um uns zum ewigen Leben zu führen, und was uns obliegt, um dahin zu gelangen, in den heiligen Schriften, als der einzigen lauteren Quelle, mit solcher Klarheit, Bestimmtheit und Vollständigkeit enthalten ist, daß Jeder, welchem sein ewiges Heil am Herzen liegt, es zur vollen Genüge daraus schöpfen kann." S. 73. Wie nun Jemand diesen Grundsatz im Ernste behaupten, und nach demselben doch ein wesentlich anderes Bekenntniß der christlichen Heilslehre erwarten kann, als das in der Augsburgischen Confession niedergelegte; wie Jemand, der sich einerseits so ehrenwerth aufrichtig und ehrlich zeigt, doch andererseits aufrichtig behaupten könne, das alte Bekenntniß sey „durch historisch-critische, philologische, philosophische und theologische Untersuchungen" (warum denn nicht auch vornehmlich durch wahrhaft exegetische?) „im Laufe der Jahrhunderte fast in allen seinen Artikeln erschüttert oder aufgelöst worden,"*) und nur „durch eine totale Umkehrung des gesammten Ertrages der neueren Schriftauslegung" könne der „notorisch und in den wichtigsten Artikeln aufgehobene Consensus der Bekenntnißschriften mit der heiligen Schrift wiederhergestellt werden;"**) wie Jemand nämlich diese neuere Schriftauslegung, welche einen so ganz anderen Ertrag liefert, ehrlich und vernünftig für ehrliche und vernünftige wirkliche Auslegung halten, und daneben doch z. B. wiederum den Rationalismus bezeichnen kann als „eine wissenschaftliche Methode, welche sich von jeher mit symbolischer Orthodoxie hat vereinigen lassen,"***) d. h. also zugeben, die Vernunft finde auch in der Schrift die alte Lehre —: solche Inconsequenzen und überhaupt die große Fundamental-Inconsequenz dieser Männer, Wahrheit zu wollen und suchen, und doch die klar in der Schrift liegende nicht zu finden, sehen und anzunehmen, wäre uns unbegreiflich, wenn wir nicht eben wüßten, was die Verblendung des psychischen Menschen ist, auch des „homo bonae voluntatis im natürlichen Sinne." Wir sehen freilich des Herrn Dr. Schulz Exegese in seinen Schriften vor Augen, z. B. wie er zuletzt in πίστις und πιστεύειν ein „Vertrauen" und nicht ein „Fürwahrhalten" (welches doch jedes Vertrauens nothwendiger Grund ist!) gefunden hat, und im πιστεύειν εἰς θεὸν nur: mit Rücksicht auf Gott ein Vertrauen in sich hegen! Aber wir können nicht begreifen, wie bei solcher Exegese, deren jeder Rationalist nach dem Maaße seiner ratio sich wieder eine andere machen wird, je das gewünschte Symbolum des reinen Schriftertrages mit Einstimmigkeit zu Stande kommen sollte; ja wir müssen es wiederholt versichern, daß wir an die rechte völlige Wahrheitsliebe und Heilsbegierde dieser Exegeten nun einmal nicht glauben können. Möchte man sogar das rein Evangelische so eng fassen, wie neulich ein Recensent im Litteraturblatte der Allg. K. Z., als einstimmend „mit dem, was die historischen Schriften des N. T. als göttliche Lehre und Erfordernisse des christlichen Glaubens und Lebens darstellen" — wir sind nun einmal fest überzeugt, daß auch in diesen Schriften allein jede richtige Exegese — auf dem Wege eines Winer wahrhaft unbefangen fortschreitend — endlich wiederum finden wird, was die Evangelische Kirche von Anfang bekannt hat, und was wir mit ihr bekennen, nicht auf Grund ihres damaligen Bekenntnisses, sondern auf Grund des uns über allen Zweifel klaren Consensus desselben mit der heiligen Schrift. Wir können darum nicht anders, als den Herren Verff. der Antwortschreiben ihre eigenen Worte ernstlich zu bedenken geben: So lange die Evangelischen Christen über die christliche Heilslehre nach der Schrift nicht einig sind, ist entweder der Grundsatz (daß sie klar in der Schrift enthalten ist) nicht richtig, oder die Evangelischen Christen entsprechen nicht den Voraussetzungen desselben: sie wenden sich nicht als Heilsbegierige zu den heiligen Schriften. S. 74. Wir können sie nur vor ihrem und unserem Gott auf's innerste Gewissen fragen: ob sie ehrlich und aufrichtig versichern, darin freudigst dem Geiste der Augsburgischen Confession zu huldigen, daß sie auf die Schriftbeweise ein überwiegendes Gewicht gegen alle anderen legt? Und ob es ihr ganzer Ernst ist, mit der Concordienformel zu bekennen: Credimus, confitemur et docemus, unicam regulam et normam, secundum quam omnia dogmata omnesque doctores aestimari et judicari oporteat, nullam omnino aliam esse, quam Prophetica et Apostolica scripta, cum Veteris tum Novi Testamenti? S. 53. 54. Und ob das etwa dieser ehrliche Ernst sey, wenn Jemand nach Vollendung einer exegetischen Untersuchung erfährt, das Resultat stimme ganz mit den symbolischen Büchern, und nun erschrocken alsbald noch einmal exegesirt, bis er ein anderes Resultat hat? (Man wird sich besinnen, was wir meinen!) —

Gott gebe den Ehrlichen nur mehr Ehrlichkeit, den Aufrichtigen vor den Menschen nur auch gründliche Aufrichtigkeit vor Gott und sich selber, und es ist uns nicht zweifelhaft, zu welcher unter den „über die Principien und Grundlehren des Christenthums streitenden Partheien"*) sie sich stellen werden. Unterdeß aber wollen wir uns darüber freuen, daß sie nur irgendwie der Wahrheit die Ehre zu geben anfangen und Gott, der solches gewirkt hat, dafür danken. Ja wir wollen dem Herrn seiner Kirche danken, daß er zur Verherrlichung seiner Wahrheit mitten in den Verwirrungen des Irrthums, der Heuchelei und Lüge dem Einen so sehr die Klugheit nimmt, daß er der Lüge das Wort zu reden wagt, den Anderen aber so viel Aufrichtigkeit gibt, daß sie wider ihre Freunde nicht nur, sondern unbewußt auch wider sich selber zeugen; daß er den rationalistischen Geistlichen bisher den Muth genommen hat, die Agende beharrlich abzuweisen, und wiederum einigen rationalistischen Theologen den Muth gegeben, solche Muthlosigkeit der Ihrigen richtig zu strafen. Wir wollen seiner, und keines Fürsten Regierung und Obergewalt fest vertrauen im Fürwahrhalten dessen, was Er gesagt hat und den Ausgang des verworrenen Streites eben so geduldig als thätig an unserem Theile erwarten.

*) In der Erklärung über theol. Lehrfreiheit, S. 7.
) Ebendas. S. 29. *) Ebendas. S. 13.

*) Ueber theol. Lehrfreiheit, S. 7.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 6. August. № 63.

Mittheilungen aus England und America.

Die nachfolgenden Mittheilungen aus Englischen und Ame- ;anischen christlichen Zeitschriften werden den Geist anschaulich ichen, in welchem die dortigen Christen, was um sie her vor- ;ht, betrachten, und zu ihrem christlichen Bewußtseyn in Ver- ltniß bringen.

Der in London erscheinende „christliche Wächter," eine ;r Bischöflichen Kirche angehörige Zeitschrift, enthält einen Ne- ;olog König Georg's des Vierten. Nachdem der Verfasser ;e glänzenden Thaten berührt, die England unter seiner Regie- ;ng verherrlicht haben, und unter denen die glorreiche Beendi- ;ng der langen Kriege gegen das revolutionirte Frankreich — ;eser „Kriege des Geistes gegen die Materie" — im Jahre ;815 obenansteht, und nachdem er die Lichtseite des Charakters ;s verstorbenen Königs dargestellt, fährt er fort:

„Hienach müßten wir sagen, daß wenige Fürsten mehr Verdienste um dieses Land haben, als Georg der Vierte. Aber die Wahrheit erlaubt uns nicht, uns hierauf zu beschränken, wiewohl wir bei der unerfreulichen Betrachtung der Schattenseite nicht gern verweilen. Das bleibende Wohl eines Volkes hängt von seinem Glauben, von seiner Heiligung ab; was diese befördert, ist für dasselbe von unaussprechlichem Werthe; was sie zerstört, über alle unsere Berechnung verderblich. — Georg's des Dritten Talente waren, allem Anscheine nach, viel geringer als die seines Sohnes; seine Fehler waren groß und zahlreich, seine Regierung voll von Unruhe und Unglücksfällen. Aber wie gegründet, wie fest war seine Gesinnung! Wie verehrten ihn seine Unterthanen, weil sie die Aufrichtigkeit seines Glaubens kannten, weil sie seine Rechtschaffenheit, seine häuslichen Tugenden, seine makellose Redlichkeit bewundern mußten. Als Napoleon drohte, ihn seiner Krone zu berauben, wie einmüthig versammelten sie sich um seinen Thron, wie schön, wie stark zeigte sich damals unsere Nation! Wie heilsam wirkte der Wandel dieses ehrwürdigen Herrn auf seine Unterthanen, wie rein war sein Hof, wie einfach seine Sitten! Er setzte der Fluth der Gottlosigkeit einen starken Damm entgegen, die, wie man fürchten muß, seit seinem Tode mit verdoppelter Gewalt hereinbricht. Hierin war Georg der Vierte auf eine höchst beklagenswerthe Weise mangelhaft. Wir wollen indeß diese schwarze Schilderung nicht näher ausführen. Es ist unmöglich zu berechnen, in welchem Grade sein Wandel die Sittlichkeit der vornehmen Welt vergiftet, und wie weit die Ansteckung sich von da weiter verbreitet hat. Aber laßt uns nicht vergessen, daß dies die eigentlichen Lebenssäfte des Staatskörpers, ja die Quellen zeitlichen und ewigen Segens oder Unsegens für die Unterthanen sind, und daß, wer diese verderbt, ihnen eine so tiefe, so dauernde, so furchtbare Wunde beibringt, daß auch die glänzendsten Verdienste um ihr äußeres Wohl ihnen nichts gewähren können, was einem Ersatze auch nur ähnlich sähe."

Möchten doch alle Christen mit so lichtem, einfältigem Auge das Thun und Treiben der Machthaber dieser Welt betrachten. Während die Kinder des Zeitgeistes von Staatskünsteleien, von politischen Combinationen, ihr Heil erwarten, und in den Irrgängen ihrer eigenen Klugheit zu Schanden werden, möchten sie doch da den untrüglichen Maaßstab des Gesetzes und Wortes Gottes anlegen; sie würden oft danken, wo Andere klagen, sie würden oft Gerichte Gottes erblicken, wo Andere triumphiren! Sie würden aufhören, von Menschen, die ihre eigene Ehre suchen, von Bauchdienern, von Ehebrechern, von Ungläubigen, weil sie einer gewissen Parthei angehören, oder weil man ihnen Talente zutraut, das Heil der Staaten zu hoffen, als ob nicht die Sünde den Willen wie den Verstand verkehrte, und jene Talente zu Waffen des Feindes machte. Aber wo sind diejenigen, die vor allen anderen Dingen nach einem Wandel in der Furcht und Liebe Gottes fragen, wenn ein Mann auf der Schaubühne der Welt auftritt? Wie würde das jetzt so herabgewürdigte Amt der Fürsten in seiner Majestät sich zeigen, wie würde seine schwierige Ausübung erleichtert und von vorn herein auf den rechten Weg geleitet werden, wenn dahin ihr erster Blick sich richtete! Der entgegengesetzte Irrthum ist jetzt um so gröber und verderblicher, weil in den Kämpfen und Verwirrungen unserer Tage Alles, bis auf den tiefsten Grund aller Wahrheit, in Frage und in Zweifel gestellt wird, und kein rechter Widerstand gegen den verderbten Geist dieser Zeit möglich ist, als von denen,

die durch den heiligen Geist auf den Einen Grund, der gelegt ist, fest gegründet werden.

Der Neu-York-Observer enthält ferner die Proclamation, die der jetzige König von England, Wilhelm der Vierte bei seinem Regierungsantritte erlassen hat. Man glaubt sich in die alten Zeiten der Christenheit zurückversetzt, wo Könige ihre höchste Ehre darin fanden, Knechte des allerhöchsten Gottes zu seyn und seine Kirche auf Erden zu beschützen, wenn man dies merkwürdige Aktenstück liest, aus dem wir Folgendes mittheilen:

„*William* Rex: Wir haben ernstlich und vor Gott erwogen, daß es Unsere unerläßliche Pflicht ist, vor allen anderen Dingen darauf bedacht zu seyn, die Ehre und den Dienst des allmächtigen Gottes zu beschützen und zu fördern, Laster, Gottlosigkeit, Unsittlichkeit und Unzucht aber zu unterdrücken, welche Gott so höchlich mißfallen, Unserer Religion und Regierung zu so großer Schande gereichen, und Unsere geliebten Unterthanen durch böse Exempel zur Sünde verleiten, endlich aber, wenn ihnen nicht bei Zeiten gesteuert wird, die Rache Gottes auf Uns und Unser Königreich herabziehen müssen. Wir bekennen auch vor dem allmächtigen Gotte, durch welchen die Könige herrschen, und auf dessen Segen und Gnade Wir Uns allein verlassen, indem Wir Uns vor Ihm demüthigen, daß Wir diesen Seinen Segen und Seine Gnade, zum Gedeihen Unserer Regierung und Unserer Unterhanen, nicht anders hoffen dürfen, als durch gläubigen Gehorsam gegen Seine heiligen Gesetze. Damit also die Religion, Frömmigkeit und gute Sitten, — nach dem innigsten Wunsche Unseres Herzens — blühen und zunehmen mögen unter Unserer Verwaltung und Regierung, so haben Wir, nach Anhörung Unseres Geheimen Rathes, beschlossen, diese Unsere Königliche Proclamation ausgehen zu lassen, und erklären hiemit Unsere Königliche Willensmeinung und Entschließung, allen Arten von Lastern, Gottlosigkeiten und Unsittlichkeiten entgegenzuarbeiten und dieselben ohne Ansehn der Personen, welchen Rang oder Stand diese auch in Unserem Königreiche haben mögen, besonders aber an solchen, die Unserer Königlichen Person nahe stehen, zu bestrafen, zur Förderung der Religion und Sittlichkeit aber fromme und tugendhafte Personen durch Bezeugung Unserer Königlichen Gunst auszuzeichnen. Wir erwarten daher und begehren, daß besonders alle vornehme oder obrigkeitliche Personen anderen mit guten Exempeln eines frommen und sittsamen Lebens vorangehen, und nach Kräften allen Ausschweifungen und aller Unzucht entgegenwirken, ob etwa solche Sünder durch die Schaam zur Besserung ihres losen und bösen Lebens bewogen werden, und das sichtliche Mißfallen rechtlicher Männer bei ihnen das ersetzen möchte, was die Gesetze (wahrscheinlich) nicht ganz ausrichten können. Wir verbieten ferner hiedurch allen Unseren geliebten Unterthanen, ohne Unterschied des Standes und Ranges, an des Herrn Tage mit Würfeln, Karten oder irgend ein anderes Spiel zu spielen, sey es in öffentlichen oder Privathäusern, oder wo es immer seyn mag, — begehren dagegen und befehlen ihnen Allen, und jedem Einzelnen von ihnen, an jedem Tage des Herrn züchtig und ehrerbietig dem Gottesdienste beizuwohnen, bei Vermeidung Unseres höchsten Mißfallens und der ganzen Strenge der in den Gesetzen den Uebertretern angedrohten Strafen."

(Wir bemerken hiebei, daß in England nach einem alten, nicht aufgehobenen, aber längst außer Uebung gekommenen Gesetze Jedermann verbunden ist, sonntäglich dem Gottesdienste beizuwohnen, widrigenfalls er sich, wenn deshalb geklagt wird, einer Geldstrafe aussetzt. Wir sehen hier das andere Extrem der Irrlehre unserer Tage; während diese die Obrigkeit zu einem Machwerk der Menge, welches dieser zeitlichen Genuß verschaffen und sichern soll, herabwürdigt, vergaß man bis in's siebzehnte Jahrhundert, indem man von der Wahrheit, daß Gott selbst der Obrigkeit ihr Schwerdt in die Hand gegeben, ausging, daß nach Seinem Worte dieses Schwerdt die Uebelthäter strafen, nicht aber die Kirche sammeln und regieren soll, was Gott Seinem Geiste und Worte vorbehalten hat; man vermengte Gesetz und Evangelium, eine Vermengung, zu welcher die irdische Hoheit und der Fürstliche Stand des Papstes und der Bischöfe den Grund gelegt hatte, und welche auch die Reformation nicht aufhob, weil in Folge derselben die Regierung der Kirchen den Obrigkeiten zufiel, und, weil die Kirchen ganze Städte und Länder ohne Unterschied der wahren Christen und der Weltmenschen in sich faßten, bei diesem Zustande der Kirchen auch gebühren und zufallen mußte, dieses doppelte Amt der Obrigkeiten aber, Schwerdt und Kirchenregiment, in der Theorie nicht ohne tieferes Eingehen auf die Natur der Kirche, und in der Praxis nicht ohne große Demuth und Weisheit geschieden werden konnte. Die rechte „Theilung" des Wortes, die Scheidung von Gesetz und Evangelium ist eine der höchsten Aufgaben für die erfahrensten Christen, für die erleuchtetsten Prediger und Seelsorger, für die tiefsinnigsten Theologen, wie hätten wohl die Großen, die Machthaber dieser Erde, im Ganzen betrachtet, dieselbe zu lösen vermocht?) Nun folgen scharfe Befehle an alle Obrigkeiten und Beamte, geistliche und weltliche,

„Alle diejenigen, die sich der Völlerei, Gotteslästerung, des Fluchens, der Liederlichkeit, Entweihung des Tages des Herrn, oder anderer Unsittlichkeiten schuldig machen würden, auszumitteln, zu verfolgen und wirksam zu bestrafen, alle Spiel- und andere liederliche Häuser zu unterdrücken, alles Spielen an des Herrn Tage zu verhindern, und an das Schließen aller Schenk- und Wirthshäuser während des öffentlichen Gottesdienstes zu halten, Alles so wie sie es vor dem allmächtigen Gotte werden zu verantworten haben, und bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade;"

ferner der Befehl, daß diese Proclamation bei den Gerichtssitzungen, und viermal jährlich in jeder Kirche und Capelle verlesen werden soll, und daß

„alle Prediger ihre Zuhörer zur Ausübung der Frömmigkeit und Tugend und zur Vermeidung aller Unsittlichkeit und Gottlosigkeit anregen und erwecken"

sollen, — worauf die Proclamation mit der Aufforderung an alle Land- und Seeoffiziere schließt, alle gedachten Sünden nicht nur selbst zu vermeiden, sondern durch gutes Beispiel, Aufsicht und Strafen, auch alle ihre Untergebenen davon abzuhalten.

Diese, wirklich im Jahre 1830 aus dem Pallaste von St. James ergangene Proclamation, die mit den Theorien unserer Zeit von der Natur und Gewalt der Obrigkeiten in so schneidendem Contraste steht, und den Lehren in's Angesicht widerspricht, welche die Nordamericaner für die Grundlage und das Kleinod ihrer Staatsverfassung halten, theilt der Neu-York-Observer mit großer Billigung und Freude als den Gutes vorbedeutenden, ersten Regierungsakt Wilhelm's des Vierten, seinen Lesern mit; nur die Bestrafung des Versäumens der Kirche ist ihm bedenklich, indem „der Geist der Zeit" hier keinen anderen Zwang als den des Gewissens jedes Einzelnen zulasse. Wir müssen

iese so charakteristische Inconsequenz des Denkens unserer Ame-
icanischen Brüder nie aus dem Auge verlieren, wenn wir uns
in richtiges und lebendiges Bild von ihrem Christenthume über-
aupt, und von ihrem Kirchen- und Staatswesen insbesondere
achen wollen. Weil sie gewisse Principien oder Lehren auf-
ellen, so meinen wir, sie müßten auch die nächsten Folgen, oder
och den ganzen Inhalt derselben annehmen, weil sie gewisse
Grundsätze für das Fundament ihrer Staatsverfassung und des
Verhältnisses des Staats zu ihren Kirchen einmüthig ausgeben,
der wohl gar amtlich proclamiren, so meinen wir, jene Grund-
tze müßten auch wirklich das Wesentliche dieser Verhältnisse
sich fassen und ausdrücken; allein die Erfahrung zeigt uns,
aß dem, oft zu ihrem Heile, nicht so ist. Wir können und
müssen wünschen, daß der Geist Gottes sie und uns in alle
Wahrheit leite; bis dahin aber muß diese Betrachtung den auch
in diesen Blättern so oft ausgesprochenen Schmerz wesentlich
ildern, den wir empfinden, wenn wir sehen, daß sie in so vie-
h Stücken unter der Herrschaft des Zeitgeistes sich befinden.
Nicht allein unser Wissen ist Stückwerk; der alte und neue
Mensch ist in Jedem von uns noch vorhanden, und dieser Zwie-
spalt verhindert die selige Einheit, nach welcher das Sehnen des
Geistes in uns verlangt. Wenn wir dies nicht festhalten, so
erden wir uns selbst und Andere nie in dem rechten Lichte se-
hen und immer Gefahr laufen, was in der That aus Gott ist,
darum nicht als göttlich zu erkennen, weil Er es, nach Seiner
unendlichen Herablassung, in irdische, befleckte Gefäße gelegt hat.

Auch die Londoner Zeitschriften legen viel Gewicht auf
dies merkwürdige Aktenstück, wiewohl sie, besser unterrichtet als
d Neu-York-Observer, uns sagen, daß dasselbe nichts Anderes
ist als die Proclamation, welche, ganz oder doch beinahe in den-
selben Ausdrücken, bei jedem Regierungsantritt erlassen wird.
Der Londoner christliche Beobachter begrüßt König Wil-
helm's des Vierten Thronbesteigung mit unterthänigen Se-
genswünschen, berührt dann, mit ehrerbietigem Schmerze, aus
seinem früheren Leben als Großadmiral der Englischen Flotte,
seine Maaßregeln gegen die Verbreitung von Erbauungsschrif-
ten und für den Gebrauch des Brandtweins unter den See-
leuten, so wie die Reisen und Feste, mit denen er damals, zum
Lowesen aller wahren Christen und Patrioten, die heiligen Sab-
bathtage öfters verbracht habe, und endlich „die unziemliche Oef-
fentlichkeit, mit welcher Namen (die der unehelichen Descendenz
des Königs) in den Zeitungen erscheinen, welche wahre Unter-
thanentreue und christliche Sittsamkeit lieber in den Schatten
gestellt sähe, — eine Oeffentlichkeit, die besser zu den Tagen des
zweiten Karl als zu dem ernsten und sittsamen Hofe des Hau-
ses Braunschweig passe —," erwähnt mit freudiger Anerken-
nung des Königs Rede bei'm Schlusse des Parlaments bald nach
seinem Regierungsantritt, in welcher er Gott bittet, seine An-
strengungen für seine Unterthanen zu segnen und sich verpflich-
tet den Protestantischen Glauben zu beschützen, und geht dann
zu die oben erwähnte Proclamation über. Obgleich dieselbe
(wie oben erwähnt), der alten Gewohnheit ihren Ursprung ver-
danke, so sey sie doch ein öffentliches Zeugniß für die gute Sache
der Wahrheit und Gerechtigkeit. „König und Unterthanen kön-
nen sich künftig darauf berufen, und wir können uns nicht den-
ken daß die ernsten Bekenntnisse und Betheuerungen, die sie
enthält, nicht den König sowohl, der sie erläßt, als den gering-
sten Bauer, der sie liest, mit Ernst und Ehrfurcht erfüllen sollte.
Se Majestät der König braucht nur seiner eigenen herrlichen
Proclamation treu zu bleiben, um sich der ehrerbietigen Hochach-

tung des christlichen und besten Theils seiner Unterthanen eben
so zu versichern, wie die offene Freundlichkeit seines Benehmens
ihm die Gunst des Volkes zuwendet."

Aber schon klagt der oben erwähnte „christliche Wäch-
ter" über das Fehlschlagen dieser Hoffnungen. „Nachdem Se.
Majestät in der bei ihrem Regierungsantritte erlassenen Procla-
mation die Unterthanen so ernstlich aufgefordert, des Herrn Tag
heilig zu halten, konnten wir nur mit tiefem Schmerz in der
Hofzeitung lesen, daß das erste große Hoffest den Prinzen vom
Geblüt und dem hohen Adel des Reichs am Sonntage, den
18. Juli, gegeben wird, und daß unser erhabener König und
Herr durch sein hohes Beispiel die nur allzugewöhnliche Entwei-
hung des Sabbaths durch solche Feste begünstigt. Mit unerkün-
stelten Zeichen unterthäniger Liebe und Treue ist Wilhelm der
Vierte, da er den Thron seiner Väter bestieg, begrüßt worden.
Aber eben deshalb kamen diese Huldigungen um so mehr aus
dem Herzen, weil man voraussetzte, daß Ihre Majestäten, der
König und die Königin, die Reinigkeit der Gesinnung und des
Wandels, den Ton hoher Sittlichkeit wieder herstellen würden,
der des dritten Georg's erlauchten Hof auszeichneten. Die
Königin Charlotte (Georg's des Dritten Gemahlin) konnte
sich rühmen, daß keine Dame von zweideutigem Wandel jemals
über ihre Schwelle käme, und ihres Königlichen Gemahls be-
ständiges Bestreben ging dahin, in allen Dingen, die das Chri-
stenthum und die guten Sitten angehen, durch sein Vorbild Got-
tes Ehre und das Heil seiner Unterthanen zu befördern." Hierauf
werden einige Beispiele von Bischöfen der älteren Zeit erzählt,
die furchtlos, ehrerbietig und mit gutem Erfolg Gottes Ehre und
Gebot bei ihren Fürsten, die dasselbe übertreten wollten, geltend
gemacht haben. „Ist denn aber nun ein solcher Geist in unse-
ren Bischöfen nicht mehr zu finden? — Wir brauchen die Wich-
tigkeit der Heilighaltung des Sabbaths jetzt nicht von Neuem
nachzuweisen. Sie ist der rechte Prüfstein des Christenthums
eines Volkes. Wenige arme Sünder werden in New-Gate mit
dem Stricke am Halse sterben, deren erste Schritte in das Ver-
brecherleben nicht Entweihungen des Sabbaths gewesen sind.
Welche wichtige Betrachtung für ein Königliches Herz! Wie
müßte unserem allergnädigsten Könige und Herrn zu Muthe seyn,
wenn er glauben müßte, daß sein Beispiel, wenn auch noch so
sehr wider seinen Willen, auch nur einen einzigen Verbrecher
verleitet hätte, den verbotenen Weg der Sünde zu wandeln,
dessen Ende der Tod ist?"

Wir wollen auf die Lehre der Englischen Christen vom Sab-
bath hier nicht näher eingehen. Denen, welche diese Lehre für
irrig halten, geben wir Pauli Worte zu bedenken (Röm. 14.):
„Welcher isset, der verachte den nicht, der da nicht isset — —,
welcher nicht isset, der isset dem Herrn nicht, — — wer aber
darüber zweifelt und isset doch, der ist verdammt, denn es gehet
nicht aus dem Glauben. Was aber nicht aus dem Glauben
geht, das ist Sünde." Und gewiß ist es, daß die Heilighaltung
des Sonntags, in welchem das Christenthum sich ihnen gleichsam
verkörpert, bei ihnen die reichsten Segnungen über die Kirche
und durch sie über die Welt ausgießt, so wie bei uns die Ver-
wandlung des Tages des Herrn, des Tages der Ruhe und des
Lobes Gottes, in einen Tag der heidnischen Lustbarkeiten, an
dem die Fleischeslust frecher als an irgend einem anderen ihr
Haupt erhebt, zu den furchtbarsten Zeichen der Verwüstung un-
serer Kirchen gehört. — Wir wollten nur auf den tiefen sittli-
chen Ernst der Englischen Christen in Beziehung auf die Bege-
benheiten der Zeit hinweisen. Auch England wird jetzt von dem

Zeitgeiste bis in seine Grundfesten erschüttert, und wer die politischen Zeitungen liest, wird wenig Salz der Wahrheit daselbst vermuthen. Wenn wir aber so ernste Zeugenstimmen hören, wenn wir annehmen dürfen, daß in den Herzen vieler Tausende von Christen von einem Ende von Großbritannien zum anderen dieselben Gesinnungen vorhanden sind, so müssen wir Muth fassen, und dem Neu-York-Observer Recht geben, den, bei aller seiner politischen Liberalität, ein schauerliches Gefühl ergreift, wenn er O'Connel's Demagogenkünste und das Sturmlaufen der Reformfreunde einerseits und andererseits die furchtbaren Zerrüttungen betrachtet, die die Pariser Julitage über Europa ergossen haben, der aber doch sehr zwischen England und Frankreich unterscheidet, indem in Frankreich „die Taube noch keine Stelle finde, wo sie sich niederlassen könne," während in England und noch mehr in Schottland die allgemeine Verbreitung der Bibel, und ihre beständige Lesung und Auslegung in unzähligen Bibelclassen und Sonntagsschulen den Fluthen der Gottlosigkeit einen mächtigen Damm entgegenstellen.

Nachrichten.

(England.) Das christliche Publicum ging diesmal der so erhebenden und wichtigen Zeit der Jahresversammlungen der religiösen Gesellschaften, im Mai, mit einer bangen Erwartung entgegen, da in Bezug auf die Bibelgesellschaft von einer gewissen Parthei innerhalb der Englischen Kirche Forderungen laut geworden waren, die der großen Mehrzahl der Theilnehmer an jener Gesellschaft bedenklich erschienen. Es war dies 1) die Forderung, daß alle Sitzungen, sowohl der Gesellschaft im Ganzen, als des Committees oder Verwaltungsausschusses mit Gebet eröffnet werden sollten; 2) daß Maaßregeln ergriffen werden sollten, welche zum Erforderniß der Mitgliedschaft der Gesellschaft — nicht des Committees allein — den Glauben an den dreieinigen Gott machten, so daß also alle Socinianer von der Zahl der Mitglieder ausgeschlossen würden. Die Veranlassung zur Aufstellung dieser Forderungen lag in einigen Thatsachen, welche während des Apocryphenstreites zur Sprache gekommen waren. Zu den Vorwürfen, welche die Schotten damals der Brittischen Bibelgesellschaft machten, gehörte auch, daß ihre Agenten auf dem Continent, namentlich in Deutschland, aus Männern von Socinianischen (rationalistischen) Grundsätzen die Committeen zusammengesetzt, und nachher der brüderlichen Gemeinschaft und des Zusammenwirkens in Einem Geiste mit diesen häufig in den Jahresberichten Erwähnung gethan hatten. Diese Vorwürfe hatten die Gegenparthei zu der Behauptung getrieben, die Bibelgesellschaft sey überhaupt gar nicht eine religiöse Gesellschaft, sondern sie habe bloß die Absicht, ein Buch, die Bibel nämlich, zu verbreiten, ohne daß es dabei auf die Absichten oder Gesinnungen derer ankomme, die dabei thätig seyen, wogegen die Edinburgher Gesellschaft von ihren Agenten fordert, daß sie entschieden Evangelisch gesinnte, in ihrem Glauben und Wandel bewährte Christen seyen. Um den Wirkungen eines plötzlich die ununterrichteten Anwesenden überraschenden Antrages zuvorzukommen, veranstaltete der Präsident der Bibelgesellschaft, Lord Teignmouth, eine Zusammenkunft einiger der Vicepräsidenten, welche eine nachher dem Committee vorzulegende Bekanntmachung vorbereitete, die in folgender Form nachher am 24. März 1831 beschlossen ward: „An die Mitglieder der Brittischer und auswärtigen Bibelgesellschaft. Wir Unterzeichnete, Präsident, Vicepräsidenten, Schatzmeister, Mitglieder des erwählten Committe und Secretäre der Brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft fühlen uns gedrungen, als Privatpersonen, unsere Ansichten über zwei wichtige Gegenstände auszusprechen, von denen wir wissen, daß sie in der letzten Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit sehr beschäftigt, und viele Besorgnisse unter den beitragenden Mitgliedern erregt haben. Wir haben zuerst den Vorschlag in Erwägung gezogen, daß die Sitzungen der Gesellschaft und ihres Committees mit Gebet eröffnet werden möchten. Es ist bekannt, daß die Bibelgesellschaft, ihrer Verfassung gemäß, Männer von verschiedenen religiösen Ansichten zu Einem wichtigen Zwecke vereinigt, für dessen Erreichung sie zusammenwirken können, ohne ihre Grundsätze aufzugeben. Keine Form hat nun bisher in Bezug auf obige Forderung vorgeschlagen werden können, die uns allgemein anwendbar erschiene, oder nicht von einigen unserer Mitglieder ein Aufgeben ihrer Grundsätze nöthig machte, und wir können uns nicht entschließen, eine Maaßregel zu empfehlen, welche Freunden der Gesellschaft nur die Wahl lassen würde, entweder sich von ihr zurückzuziehen, oder ihre innere Wahrheit aufzuopfern. Wir sind eben so sehr überzeugt, daß der Ton, der in den Jahresberichten der Gesellschaft herrscht, und die Gesinnungen welche ihre Unternehmungen beseelt haben, es Jedem deutlich gemacht habe, daß die Gesellschaft allein auf die Gnade des Allerhöchste traut, und ihre Erfolge bloß seinem Segen zuschreibt. Dies ist abe nach unserer Ansicht die Gemüthsstellung, in welcher der Christ b standig vorbereitet ist, an Geschäfte zu gehen, seyen es geistliche od weltliche. Mit diesen Aeußerungen verbinden wir indeß durchau keine unfreundliche Mißbilligung der Gebräuche anderer Gesellscha ten. — Wir haben nicht minder die wichtige zweite Frage erwoge ob die Gesellschaft nicht Maaßregeln ergreifen sollte, um einige Pe sonen wegen ihrer religiösen Ansichten von der Mitgliedschaft auszu schließen, durch die Einführung eines Test (Ablegung eines Glau bensbekenntnisses) bei der Aufnahme; aber wir glauben, daß di gesunden Grundsätze des christlichen Glaubens und der christliche Liebe besser durch das Festhalten an unserer bisherigen Verfassun als durch eine Veränderung, welche eine Spaltung veranlassen dürft aufrecht gehalten werden. Aus diesen Gründen sind wir gegen d Aenderung des Fundamentalgrundsatzes der Gesellschaft, der alle P sonen, welche nur wollen, an der Verbreitung der heiligen Sch Theil nehmen läßt, und wir bitten diejenigen unter unseren Freu den, deren Ansichten von den unseren abweichen, gegen ihre Priv meinungen die Gefahr der Spaltung, wo nicht gar der Auflösu einer Gesellschaft in die Wage zu legen, welche in ihrer bisherig Verfassung und demgemäßen Leitung so ausgezeichnete Zeugnisse d göttlichen Segens empfangen hat. Zum Schluß sprechen wir d sehnlichen Wunsch aus, daß die Gnade Gottes die Muttergesellscha wie alle ihre Tochter- und Zweiggesellschaften leiten möge, und d alle Committeen und Beamten derselben durch Frömmigkeit, W heit und Eifer stets beweisen mögen, daß sie die nöthigen Eigensch ten zur Erfüllung ihrer wichtigen Pflichten besitzen. Präside Teignmouth. Vicepräsidenten: C. Winton, H. (Bischof vo Lichfield und Coventry, J. B. (Bischof von) Chester, (H zog von) Bedford, (Graf) Spencer, (Lords) Romney, mouth, Calthorpe, Gambier, Bexley, C. J. Shore (ä ster Sohn des Lord Teignmouth), Thom. Dyke Akla W. Wilberforce, Th. Babington." (Hierauf folgen die N men der Committeeglieder, des Schatzmeisters und der Secretäre.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 10. August. № 64.

urzer Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes der christlichen Kirche in Norwegen.

Je weniger Zuverlässiges über den Zustand der Norwegi-
en Staatskirche im Ganzen und Großen bekannt geworden
, während auch einzelnes Irrige und Halbwahre darüber ver-
eitet wurde,*) desto erwünschter werden hoffentlich die unten-
henden Nachrichten seyn, die von eben so großer Sachkennt-
iß als einem reifen und besonnenen Urtheile zeugen. Sie sind
tnommen aus dem 5ten Hefte der Lindberg'schen Monats-
rift für Christenthum und Geschichte, und haben zum Verfasser
ilhelm Wexels, Prediger in Christiania. Folgendes sind
e Grundzüge seines unter der vorstehenden Ueberschrift mitge-
eilten Berichts.

Zuvörderst wirft der Verf. seinen Blick auf das große geist-
he Ferment, das durch Hans Hauge's Hervortreten und
irken (in den Jahren 1797 bis 1816) in das Norwegische
olk geworfen ward, und erkennt im Allgemeinen an, daß, so
hr es auch dem Haugianismus an christlicher Reinheit und evan-
lischer Kraft gebrechen möge (wozu besonders der Mißgriff zu
chnen sey, daß die Haugianer, wider die klaren Worte Pauli
Cor. 14, 34. 1 Tim. 2, 12., auch den Weibern das Wort in
r Versammlung gestattet haben), es dennoch gewiß sey, daß
e durch Hauge veranlaßte Regung besseren Zeiten den Weg
reitet habe, und überhaupt höchst bedeutungsvoll und wichtig
ihren Folgen war, und daß diese Gemeinschaft offenbar ein Mittel in Gottes Hand gewesen sey, den mächtigen Strom des Unglaubens und der sittlichen Verderbniß in Norwegen zu hemmen und ein gottseliges Verlangen unter dem Volke zu wecken und zu nähren. Ueber den jetzigen Zustand und Charakter dieser Gemeinde spricht er sich ferner so aus: „Obgleich es dieser Gemeinschaft gegangen ist so wie den meisten der Art, daß das erste Feuer sich verloren und großentheils der Schlaffheit, Trägheit und Kälte des Zeitalters Platz gegeben hat, wozu in späterer Zeit noch innerer Zwiespalt hinzugekommen ist, obgleich auch bei mehreren der Haugianer diese Schlaffheit mit einem abgöttischen Kleben an den Worten und Meinungen Hauge's, einer groben Eigengerechtigkeit, einem pharisäischen Festhalten an Ceremoniendienste, während das Leben entwichen ist, und einem daraus entspringenden hochmüthigen und lieblosen Absprechen über Andere vermischt ist, obgleich man endlich selbst bei den Besseren unter ihnen zuweilen auf eine falsche Einseitigkeit in den religiösen Begriffen stößt, die doch wohl auch oft aus Mangel an geistiger Bildung entspringt — so zählt diese Gemeinschaft doch gewiß rings im Lande herum viele ehrliche, demüthige, in Wahrheit erweckte und christlich erleuchtete Seelen unter ihren Mitgliedern, so wie auch manche geistlich Bekümmerte mit ihnen in Verbindung stehen, die nur sehr uneigentlich Haugianer genannt werden können, und unter Hauge's Freunden selbst fehlt es keinesweges an solchen, die für die Abweichung des consequenten Haugianismus von der reinen Lehre des Christenthums ein offenes Auge haben. Wenn daher die Frage ist von dem

---

*) Dahin gehört zum Theil auch der Bericht in der Ev. K. Z.
29 Nr. 78., welcher sich auf Tagebücher gründet, die der Herr
Bülow auf seiner Reise längs der Westküste Norwegen's
halten hat. Was seine Kenntniß der Sachen betrifft, so kann
an schon daraus schließen, daß sie nur mangelhaft seyn konnte.
anz schief ist die Behauptung, daß die „Religionsfragen von Abel,"
 bekanntes neologisches Lehrbuch, den Maaßstab abgeben können,
ie der Jugendunterricht in den Volksschulen Norwegen's überhaupt
schaffen sey. Es soll keinesweges geläugnet werden, daß dieser an
anchen Orten nicht christlich, und daß der Geist des flachsten Ra-
onalismus auch hier eingedrungen ist; wohl aber muß zugleich be-
erkt werden — was dem Erzähler oder Herrn v. Bülow bei ei-
ger Localkenntniß nicht entgehen konnte — daß jenes Abel'sche
hrbuch seit 1816 wenigstens indirecte verboten ist, und nur also von einzelnen Lehrern und Predigern auf dem Lande wider den Willen der Regierung eingeschwärzt werden kann, daß im Gegentheil der Auszug Saxtorf's aus der grundchristlichen „Erklärung Pontoppidan's" (s. Ev. K. Z. 1828 S. 7.) das allgemein eingeführte Lehrbuch ist, daß von diesem in der neuen Auflage, von der Gesellschaft zur Herausgabe christlicher Religions- und Andachtsbücher veranstaltet, über 10,000 Exemplare abgesetzt sind, endlich, daß an manchen Orten, besonders in den Stiftern Bergen und Christiansand, Pontoppidan's sogenannte „größere Erklärung" sehr verbreitet ist. So ist auch das, was von den Verfolgungen des Herrn v. Bülow in jenem Aufsatze berichtet wird, nicht ganz der Wahrheit gemäß; denn es ist übersehen, daß die Art und Weise christlicher Wirksamkeit, die Herr v. Bülow einschlug, den Gesetzen des Staats durchaus zuwider war.

Leben der Kirche in diesem Lande, so kann ich nicht rechter sehen, als daß diese religiöse Gemeinschaft noch heute besondere Bedeutsamkeit hat, und so viel ist gewiß, daß in mehreren Gemeinden diese Menschen fast die einzigen sind, bei welchen man einen offenen Sinn für das Geistliche spürt, die einzigen, welche den Bestrebungen des christlichen Seelsorgers mit Einsicht in das Wort, das er verkündigt, und Herz es anzunehmen entgegen kommen. Hieraus wird man auch ermessen können, daß man sie jetzt wenigstens nicht mit Recht Separatisten nennen kann; sie sind im Durchschnitte fleißige Kirchengänger, wo Gottes Wort gepredigt wird, und fleißige Gäste am Tische des Herrn. Private Zusammenkünfte halten sie wohl auch hie und da; aber theils ist dies ja, an und für sich betrachtet, kein Beweis des Separatismus, theils sind es am öftesten nur Wenige, die sich versammeln, und gewöhnlich nur um die Vorlesung einer gedruckten Predigt anzuhören."

Der zweite Punkt, worüber der Verf. sich erklärt, ist das Verhältniß der Haugianer zur Brüdergemeinde und das Wirken dieser letzteren. „Der scharfe Gegensatz (sagt er), welcher vom ersten entschiedenen Auftreten Hauge's statt gefunden hat zwischen den Freunden desselben und der Brüdergemeinde — die ohne Zweifel beide mehr oder weniger Recht haben, wenn sie einander der Einseitigkeit in der Darstellung der Heilsordnung beschuldigen — ist zwar bei weitem nicht ausgeglichen oder verschwunden, sondern er äußert sich vielmehr manchmal sehr lebhaft, so daß die Haugianer z. B. den Prediger gewöhnlich mit Mißtrauen betrachten, von dem sie meinen, er neige sich zu dem Herrnhutischen Lehrbegriffe; zum Theil aber scheint dieser Gegensatz doch milder zu werden, und man muß in dieser Beziehung fast erstaunen, wenn man hört, daß einzelne der angesehensten unter Hauge's Freunden ihre Kinder nach Christiansfeldt geschickt haben, um sie dort unterrichten und bilden zu lassen. Was sonst die Wirksamkeit der Brüdergemeinde angeht, so ist sie hier in Norwegen nicht so ganz unbedeutend. Eine kleine, in der letzten Zeit nicht sehr vergrößerte Societät in Christiania hat zum Vorsteher den Agenten der Gemeinde hier, Niels Johannes Holm, einen aufgeweckten Kopf, der mit verschiedenen Kenntnissen ein warmes Gefühl für das Anliegen des Reiches Gottes verbindet. Sein mündlicher Vortrag Sonntag Nachmittags wird von mehreren Menschen, gewiß nicht ohne Segen, besucht; und sowohl durch sein mündliches Zeugniß als durch einige kleine Schriften (namentlich für Kinder), durch ein aus 366, theils originellen, theils übersetzten oder umgearbeiteten Liedern bestehendes, zunächst für die Freunde und Mitglieder der Brüdergemeinde bestimmtes Gesangbuch, und durch ein von ihm selbst redigirtes und herausgegebenes Missionsblatt (welches nun im fünften Jahrgange steht und als eine Art von Vereinigungsband zwischen den Haugianern und der Brüdergemeinde angesehen werden kann) hat dieser Mann nach bester Ueberzeugung zur Ausbreitung der Erkenntniß Christi beizutragen gestrebt. Seine Schriften werden sicher auch diesen Zweck erreichen, obgleich ihr christlicher Werth ohne Zweifel größer geworden wäre, wenn sie sich in der Sprache, der Entwickelung der Begriffe und der Darstellungsart näher an den Charakter und Geist des Bibelworts gehalten hätten. Wenn ich die Westküste von Christiansands Stift und die Stadt Drontheim ausnehme, wo, wie ich vernommen habe, kleine Societäten gebildet sind, so ist mir von einem weiteren festen Wirkungsplatze der Brüdergemeinde in Norwegen nichts bekannt, obgleich wohl Einzelne hie und da in genauerer Verbindung mit ihr stehen."

Von woher die Norwegische Kirche ihr Heil erwarte und welches die Zeichen seyen, die zu der Hoffnung einer erfreulicheren Zukunft berechtigen, auch darüber erklärt sich der Verf., und zwar im Wesentlichen folgendermaßen. „Ein gar zu trauriges Zeichen (sagt er) und ein schreckliches Zeugniß von dem Verfall der Kirche bei uns würde es seyn, wenn das Volk hier, um in Sinn und Geist erneuert zu werden, genöthigt seyn sollte, sich der Brüdergemeinde, den Haugianern oder irgend einer andern ähnlichen Gemeinschaft anzuschließen, vorausgesetzt auch, daß diese rein biblisch und untadelhaft in der Lehre wären; und so schlimm steht es denn auch nicht hier, wie mächtig auch der Gräuel der Verwüstung sich ausgebreitet hat." Nicht von daher erwartet also der Verf. eine Wiedergeburt der Kirche, sondern aus ihr selbst; denn ein ganz anderer Geist spricht sich seit etwa einem Jahrzehend in derselben aus. Die Zahl der wahrhaften treuen Lehrer wächst, während die der falschen in Abnahme ist. Das Bedürfniß einer lauterern und kräftigeren Speise gibt sich unverkennbar bei Vielen kund, während die Masse allerdings in roher Sinnlichkeit versunken ist und nicht ernstlich fragt „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?" Jenes Bedürfniß zeigt sich auch in der sehr vermehrten Nachfrage nach Erbauungsschriften. Von der Haugischen (aus Luther, A. H. Franke, E. Pontoppidan u. A. gesammelten) Postille sind seit 1822 ungefähr 5,000 Exemplare abgesetzt, worau[s] man auf die Verbreitung der Freunde Hauge's einigerma[-] ßen schließen kann. Von Luther's Postille erster Theil (ode[r] seinen Predigten über die evangelischen Texte), die die „Gesellschaft für die Herausgabe christlicher Unterrichts- und Erbauungsbücher" (über deren Entstehen und erstes Wirken schon in diese[n] Blättern berichtet ist, s. Ev. K. Z. 1828 S. 7. 8.) 1828 drucke[n] ließ, ist die erste Auflage von 2,000 Exemplaren bald vergriffen, und eine neue von 3,000 wird gedruckt. Eben so von Retzi[us] Postille (einer Uebersetzung aus dem Schwedischen) ist in wenigen Jahren die erste Auflage von 1,500 Exemplaren verkauf[t] und es wird eine neue von 2,500 veranstaltet. — Die erwähn[te] Gesellschaft besonders, so wie auch die Norwegische Bibelgesellschaft, verdienen als Einrichtungen genannt zu werden, wodur[ch] Manches, wenigstens mittelbar, für das Reich Gottes gewir[kt] wird. Auch in engeren Kreisen wird manches Samenkorn f[ür] die Ewigkeit ausgestreut. Namentlich gilt dies von den bibl[i]schen Vorträgen, welche vor einigen Jahren der Drontheim[i]sche Bischof P. O. Bugge vor einer großen Zahl von Zuhörern hielt. Die Erziehungsanstalt für arme und verwahrlos[te] Kinder weiblichen Geschlechts (deren ebenfalls Erwähnung geth[an] ist Ev. K. Z. 1828 S. 7 f.), worin man diese nicht nur zu br[a]ven und treuen Dienstboten zu bilden, sondern ihnen vor Alle[m] den wahren christlichen Glauben als die fruchtbarste Wurzel al[ler] Berufstreue einzupflanzen strebt, bestehet und gedeihet unter de[m] Schirme des Höchsten; sie zählt jetzt 28 Zöglinge.

Von einem lebendigen kirchlichen Kampfe ist überhaupt [in] der letzten Zeit hier wenig verspürt worden. „Ueberhaupt (s[agt] Wexels treffend) ist es mehr eine indifferente, alles Christli[che] ignorirende Denkart, die sich hier in Blättern und Schrif[ten] kund gibt, als irgend ein bestimmter Angriff auf's Christen[-] thum — man läßt die Professoren und Prediger lange gen[ug] orthodox seyn, lächelt höchstens über sie, oder gibt seinem Z[orn] in Schimpfworten Luft: übrigens aber hat man viel wichtig[ere] Dinge zu besprechen und behandeln, als daß man die Zeit m[it] einer ernsthaften, wenigstens scheinbar gründlichen Widerlegu[ng] desjenigen verlieren sollte, was man ohne alle Mühe mit d[en] Titeln: Schwärmerei, Mysticismus, eingebildete Rechtgläub[ig-] keit, Dummheit, Heuchelei u. s. w. abfertigen kann." Eine A[n-]

ahme hievon machte indeß die, ihrem Hauptinhalte nach auch hon früher von uns charakterisirte Schrift des Staatsraths l. Treschow: „Der Geist des Christenthums" (s. Ev. K. Z. 829 S. 183 f.), die, wo nicht einen kirchlichen Kampf hervorief, doch mehrere christliche Stimmen zu einem lebendigen, klaren, äftigen Zeugnisse drängte. Ein solches legten ab der Verfasser, em wir die vorstehende Schilderung verdanken, W. Wexels, zwei Schriften („Gedanken über Treschow's Schrift," Chriiania 1828, und: „Bemerkungen über den Anhang zu Treschow's Schrift," ib. 1829), und Hesselberg, Prediger zu Jrue, durch seinen „Wiederhall der Stimme der Christkirche von en Felsen" (ib. 1829). Durch diese Schriften, welche sich auch egen ihrer klaren und ruhigen Darstellung empfehlen, ist zwar n Spöttern nicht der Mund gestopft, aber doch dem Herrn n Lob- und Danklied gesungen. Und so soll's seyn! Lasset s, christliche Brüder! diese wackeren Kämpfer auf den Bern, und mit ihnen den theueren Professor Stenersen, der nermüdet für die Kirche Christi durch Unterricht und durch Schriften*) zu wirken fortfährt, so wie alle die, welche dort zum inen Herrn und Meister sich bekennen, in unser brünstiges Get mit aufnehmen, daß der Glanz des Morgensterns je mehr d mehr auch die Felsspitzen röthen und Christi Herrlichkeit ch über dieses Land ausscheinen möge!

Nachrichten.

(St. Petersburg.) Es ist ein herzerhebender Anblick in den tzigen schweren Zeiten, wo Aufruhr, Krieg und böse Seuchen die Menschheit heimsuchen, einen Herrscher zu sehen, der mitten unter n Scenen des Abfalls, des Jammers und des Elends sich mit seim Volke zu dem Herrn über Leben und Tod, der die Herzen der Menschen leitet wie die Wasserbäche, und bei dem allein Hülfe zu den ist, hinwendet.

Eine Stockholmer Zeitung erzählt, wie am 3. Juli Unruhen in etersburg bei Veranlassung der gegen die Cholera ergriffenen Maaßgeln ausgebrochen sind. Die Wuth der Aufrührer richtete sich nächst gegen die Deutschen Aerzte, denen sie Schuld gaben, die ussen vergiften zu wollen, sie lebendig zu begraben und dergleichen. ie Aerzte wurden gemißhandelt, die Kranken aus den Spitälern schleppt, Fenster eingeschlagen, Häuser geplündert, die Ermahnunn des Gouverneurs nur theilweise beachtet, so daß das Militär ter die Waffen treten mußte. „Als die Kunde von diesen Ereigssen nach Peterhoff (einer vier Meilen von Petersburg gelegenen esidenz des Kaisers) gelangte," fährt die Zeitung fort, „verfügten h Se. Majestät der Kaiser sogleich hieher (nach Petersburg). So ie die Ankunft des Monarchen bekannt wurde, zeigten sich um l Uhr Vormittag neue und zahlreiche Haufen auf dem Heumarkte, o man den Kaiser zu sehen erwartete. Keine Unordnung fiel bei eser Gelegenheit vor. Mittags um 1 Uhr kamen Se. Majestät einer Kalesche angefahren, begleitet von dem Fürsten Menzikow d mehreren General-Adjutanten. Der Kaiser redete das Volk wiederholten Malen an und suchte dasselbe durch väterliche, aber nstliche Ermahnungen von seinem Irrthume, so wie von der Gefahr für dessen Sicherheit und deren Folgen zu überzeugen. Bei der Kirche auf dem Marktplatze angekommen, stieg der Kaiser aus dem Wagen und sank auf die Knie nieder, um den Schutz des Allmächtigen anzuflehen. Diesem Beispiele folgte die ganze Volksmasse. Nachdem der Kaiser ein kurzes Gebet verrichtet hatte und wieder aufgestanden war, erhob sich auch das Volk und begrüßte den Monarchen mit lautem Hurrahrufen. Se. Majestät verbaten sich aber diese Beifallsbezeugungen. Der Kaiser soll sehr gerührt gewesen seyn, besonders als er an den Tod seines Bruders erinnerte, und dabei das Volk gefragt haben, ob es durch sein Benehmen ihn in dasselbe Grab stürzen wolle." rc. rc.

Während man in einer Hauptstadt fortfährt die Kreuze umzustürzen, weil sie bei der Jahresfeier eines Sieges der Unterthanen über ihren König hinderlich sind, und dem Hochmuth des menschlichen Herzens Anstoß geben, beugt sich in einer anderen der Kaiser mit seinem eben noch aufrührerischen Volke vor dem Könige der Könige, der, um uns von Sünde, Tod und Hölle zu retten, die Knechtsgestalt annahm und am Kreuze für uns gestorben ist.

(England.) (Schluß.) So kam nun der Tag der Jahresversammlung heran, welche am 4. Mai in Exeter Hall, dem am Strande in der belebtesten Gegend bloß für religiöse und wohlthätige Gesellschaften neu errichteten großen Gebäude, in dessen Hauptsaal 3,000 Menschen Platz haben, gehalten wurde. Lange vor Eröffnung der Sitzung war der Saal schon überfüllt; zum ersten Male waren auch Personen weiblichen Geschlechts zugegen. Bei Eröffnung der Sitzung wurde ein Schreiben des edlen Lord Präsidenten verlesen, worin sich Dankbarkeit gegen Gott und Liebe zu den Menschen lebendig aussprach, worin aber zugleich auch Se. Herrlichkeit die Besorgniß erwähnte, daß der Friede dieser Sitzung durch Versuche, die Verfassung der Gesellschaft zu ändern, gestört werden möchte. Lord Bexley nahm statt des Lord Teignmouth den Präsidentenstuhl ein. Der Bericht, welchen der geistliche Secretär, Prediger Brandram, las, war voll anziehender Nachrichten aus allen Weltgegenden. Besonders erfreulich für alle wahre Christen war in dem Bericht der Umstand, daß, der schweren Zeiten ungeachtet, die Einnahme der Gesellschaft im letzten Jahre auf 95,424 Pf. St. (über 660,000 Rthlr.) gestiegen war, und 10,400 Pf. (etwa 70,000 Rthlr.) mehr, als das vorige Jahr betragen hatte. Unter den besonders erfreulichen Thatsachen, die der Jahresbericht mittheilte, war auch die große Verbreitung von Bibeln in der Preußischen Armee. Ueber hundert neue Hülfs- und Zweigvereine haben sich während des vorigen Jahres in Großbritannien und Irland gebildet, und mehrere neue Bibelübersetzungen nähern sich der Vollendung. In dem Berichte geschah bestimmte Erwähnung jener früheren Vorschläge zur Einführung des Tests und des Gebets, mit Angabe von Gründen der Mißbilligung derselben. Nachdem der Prediger Dealtry auf den Druck des Berichts angetragen, stand der Lieutenant Gordon auf, mit der Bitte, daß ihm verstattet werden möge, dem Präsidenten einen Vorschlag zur Annahme eines Tests vorzutragen, wodurch Alle, welche nicht an die Dreieinigkeit glauben, von der Gesellschaft ausgeschlossen seyn sollten. Er schlug darauf folgendes Amendement zu der so eben angehörten Motion vor: Daß statt der in dem Bericht enthaltenen Empfehlung der Grundsätze der Verfassung und des Verfahrens der Gesellschaft folgende Beschlüsse angenommen werden möchten: 1) Daß die Brittische und ausländische Bibelgesellschaft vorzugsweise eine religiöse und christliche Gesellschaft sey; 2) daß Niemand, der die Lehre von Jehova dem Dreieinigen verwerfe, als Mitglied einer christlichen Gesellschaft betrachtet werden könne; 3) daß demgemäß der Ausdruck „christliche Bekenntnisse" in §. 9. der Gesellschaftsstatuten nur von solchen Christen verstanden werde, welche zum Glauben an die heilige Dreieinigkeit sich bekennten. Seine Rede war sehr lang, und wurde von seinen Freunden mit Beifall, von der Gegenpartei mit den Zeichen des entschiedensten Mißfallens aufgenommen; es folgte ein langer Tumult, dessen Gleichen man sich bei keiner Jahresversammlung erlebt zu haben erinnert. Als der Lärm etwas nachgelassen hatte, erhob sich der Prediger Was-

---

*) Von seinem in vielen Stücken ausgezeichneten „Lehrbuch der eligion" war schon früher die Rede; s. Ev. K. Z. 1829 S. 191 f. Seitdem hat er herausgegeben: „Erklärung des Briefes Jacobi" als sten Theil einer Bearbeitung der Katholischen Briefe für theologie Studirende und andere gebildete Christen (Christiania 1829) d den ersten Theil des „Commentarii perpetui in epistolas Paulinas" (enthaltend den Römerbrief). Die erstere Arbeit zeugt nicht r von christlichem Sinne, sondern von exegetischer Gewandtheit d eigenthümlicher Forschung; die letztere kennt Ref. nicht aus einer Erfahrung.

bington Phillips, um das Amendement des Lieutenant Gordon zu unterstützen, und darauf der Prediger Lundy Foot aus Irland, welcher ein (nachher von dem Prediger Baptist Noel unterstütztes) amendirtes Amendement vorschlug: „Daß die Worte des §. 9. und der anderen, welche die Bedingungen angeben, unter denen Jemand Beamter der Gesellschaft seyn könne, diejenigen nicht in sich begreifen, welche die Gottheit und den Versöhnungstod Jesu Christi läugnen.“ Es folgte noch eine lange Discussion, in der für die ursprüngliche Motion des Herrn Dealtry unter andern auch der ehrwürdige alte Prediger Sir Rowland Hill (ein Bruder des Lord Hill) das Wort nahm, und sagte: „Er wünsche nur, daß alle Römischkatholische und Socinianer zu der Bibelgesellschaft gehörten, sie würden genug in dem heiligen Buche finden, was sie widerlege. Er frage nichts danach, wer ihm die Bibel gegeben habe, sondern er frage allein, was für eine Bibel er ihm gegeben habe? Er glaube, daß nur wenige solche in der Bibelgesellschaft sich befänden; je mehr Bibeln aber ausgetheilt würden, desto weniger würde es solche geben, denn sie würden aus dem Buche lernen, daß Christus der Glanz der Herrlichkeit des Vaters sey, und alle Engel ihn anbeten.“ Nachdem der Tumult gänzlich gestillt war, wurden beide Amendements der Gesellschaft vorgelegt, und nur wenige Hände erhoben sich für sie, so daß die ursprüngliche Motion mit einer sehr großen Mehrheit angenommen ward.

Die Gründe, welche auch die entschieden christlichen Gegner der Gordon'schen Motion anführen (z. B. die zur evangelical party der Kirche gehörigen Verff. des Christian Observer, die streng orthodoxen Dissenters des Evangelical Magazine und Baptist Mag.), und welche eine, bald nach der Jahresversammlung erschienene Schrift eines der Secretäre, Prediger Hughes, näher entwickelt („Gebet und Text in Verbindung mit der Brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, betrachtet in zwei Briefen an Lord Teignmouth ꝛc. von Sexagenarius“) sind: „Wenn man die Bibelgesellschaft ihrem Zwecke nach betrachtet, so ist sie ohne Frage eine religiöse Gesellschaft; denn ihr Zweck ist, ein Buch zu verbreiten, das die Quelle aller Religionserkenntniß ist. Betrachtet man sie aber mit Rücksicht auf ihre Werkzeuge und Beamten, so ist sie nicht nothwendig eine religiöse Gesellschaft, denn für das Daseyn und den Zweck der Gesellschaft ist es nicht mehr wesentlich, daß ihre beitragenden Mitglieder fromme Leute sind, als daß es ihre Drucker und Buchbinder seyen. Wenn man die Gesellschaft eine christliche nennt, so fragt es sich, welchen Sinn man mit diesem Worte verbinde. Nimmt man es in dem weiten Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs (wie man von christlichen Völkern im Gegensatz von heidnischen und muhamedanischen spricht, so daß auch die Socinianer mit einbegriffen werden), so muß man sie auch zur Bibelgesellschaft zulassen. Versteht man aber das Wort christlich in seinem strengen, eigentlichen Sinn (von einem, der in lebendiger Gemeinschaft mit Christus steht), so würde dies ein viel umfassenderes Gesetz für die Ausschließung erfordern, als dies in Lieutenant Gordon's Amendement ausgesprochen lag.“ Hier ist nun besonders eine Inconsequenz merkwürdig, auf welche die Dissenters jene Eiferer aufmerksam machen wollen: „Diese Opposition ist von Evangelischen Gliedern der Englischen Kirche ausgegangen. Ist denn nun aber die Englische Kirche ganz frei von unheiligen und irrgläubigen Mitgliedern? Haben nicht eben dieselben Individuen, welche nach jenem Amendement von der Bibelgesellschaft ausgeschlossen werden sollten, freien Zutritt zu den heiligsten Gebräuchen ihrer eigenen Kirche? Wenn sie nun auch aufhören, Mitglieder der Bibelgesellschaft zu seyn, hören sie deshalb auf, Mitglieder der Kirche von England zu seyn? Und ist denn die Kirche von England weniger, als die Bibelgesellschaft, eine religiöse und christliche? Ist ihre Abendmahlsfeier unheiliger, als das Jahresfest der Bibelgesellschaft? Wer seine Guinee der Bibelgesellschaft gibt, läuft nicht Gefahr, seine Seele zu verlieren, während er Anderen einen großen Segen zuwendet; wer aber „„unwürdig von jenem Brodte isset, der ißt sich selber das Gericht.““ — Wenn wir über diese Frage unsere Meinung sagen sollen, so möchten wir, nach reiflicher Erwägung der Gründe beider Theile, keiner der beiden Partheien völlig beipflichten. Schon der Grundsatz, daß die Bibelgesellschaft in Bezug auf ihre Werkzeuge nicht nothwendig eine christliche im engeren Sinne des Wortes sey, scheint uns unrichtig. Was man auch für Mittel ergreifen möge, um ihn durchzuführen, immer, scheint uns, muß als Princip das grade Gegentheil festgehalten werden. Das Wort des lebendigen Gottes läßt sich nicht mechanisch in der Welt verbreiten, man kann bei diesem Geschäft des heiligen Geistes nicht entbehren. Alles Gedeihen der Brittischen Bibelgesellschaft rührt gewiß daher, daß von selbst, auch ohne daß man sich eines solchen Grundsatzes bestimmt bewußt geworden war, die Beamten derselben größtentheils entschieden christliche Männer waren; und wir möchten hinzusetzen, die große Lahmheit, Unthätigkeit, ja zum Theil völlige Erstorbenheit so vieler Bibelgesellschaften Deutschland's beruht gewiß auf der Gleichgültigkeit gegen das Erforderniß christlicher Gesinnung und Entschiedenheit unter den Beamten der Gesellschaften. Manche herumreisende Englische Agenten bedenken wahrscheinlich nicht, was sie an einigen Orten unseres Vaterlandes durch die Befolgung jenes obigen Grundsatzes geschadet haben; denn es ist sehr schwer, da, wo schon eine größtentheils aus Gleichgültigen oder Rationalisten bestehende, und darum unthätige Bibelgesellschaft besteht, eine andere daneben zu gründen, und noch schwerer, jene παρεισακτοι hinauszuschaffen, und es würde viel, viel besser für die Bibelsache im Ganzen gewesen seyn, wenn man gewartet hätte, bis lebendige Christen erst dagewesen wären, welche sich zu diesem Zweck die Hände gereicht hätten. Was insbesondere die Agenten der Gesellschaft betrifft, so hat es ja etwas Empörendes, sich zu denken, daß unter ihnen Männer von notorisch schlechtem Lebenswandel geduldet werden sollten; und die Brittische Bibelgesellschaft hat ja voriges Jahr in einem höchst beklagenswerthen Beispiel gezeigt, daß sie solche nicht dulden will. — Auf der anderen Seite ist es aber gewiß eben so richtig, daß gar kein Grund abzusehen ist, warum die beitragenden Mitglieder der Bibelgesellschaft zu einem bestimmten Glauben sich bekennen sollten. Warum sollten von einem Deisten, einem Juden, einem Muhamedaner nicht Beiträge zur Verbreitung der Bibel angenommen werden, falls sie dergleichen geben wollen? Daß sie Einfluß auf die Wahlen gewinnen könnten, kann ja niemals dann zu befürchten seyn, wenn in Bezug auf diese der Grundsatz festgehalten wird, daß nur Männer eines bestimmten Bekenntnisses und von untadeligem Wandel zugelassen werden. — Der Vorwurf der Inconsequenz, welcher von den Dissenters den Mitgliedern der Kirche gemacht wird, scheint aber in der That uns nicht gegründet. Denn es kann Zustände der Kirche geben, wo ich ein großes Verderben in derselben vorfinde, und es zu dulden verpflichtet bin, um nicht mit dem Unkraut den Waizen auszureißen; aber auch in solchen Zuständen der Kirche habe ich keine Entschuldigung, wenn ich freiwillig in besondere Verbindungen zu christlichen Zwecken mit Personen trete, welche ihrem eigenen Bekenntnisse nach dem Worte Gottes sein Recht nicht lassen. Eben so wenig will uns die Ausschließung des Gebetes von den Versammlungen gerechtfertigt scheinen, weil etwa ein Socinianer an seinem Inhalt, oder ein Quäker an seiner Form Anstoß nehmen könnte. Die Schlaffheit, welche durch ein solches Rücksichtnehmen auf subjective Ansichten entsteht, muß nothwendig auch für die Gesinnung der ernsteren Theilnehmer etwas sehr Lähmendes haben, und es fragte sich, ob der Ernst, mit dem diese heilige Pflicht bei solchen Gelegenheiten geübt würde, nicht auch auf die Irrgläubigen und Verkehrten einen heilsamen Einfluß ausüben dürfte. — Möchte doch dieses Ereigniß in England eine rechte Warnung für unser Vaterland seyn, bei der Bildung von christlichen Vereinen aller Art recht sorgsam zu verfahren! Die Theilnahme angesehener, einflußreicher Personen scheint oft so wünschenswerth, aber wie schmerzlich haben es viele Vereine erfahren müssen, daß, wenn jene Personen nicht entschieden gläubige Christen waren, ihre Thätigkeit gehemmt, wo nicht ganz gestört wurde! Die Ereignisse des vorigen Jahres haben auch hierin, wie wir erfahren haben, an einigen Orten eine vortheilhafte Sichtung bewirkt.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 13. August. № 65.

Ueber den religiösen und kirchlichen Zustand Holland's nach dem Werke:

Collektenreise nach Holland und England, nebst einer ausführlichen Darstellung des Kirchen=, Schul=, Armen= und Gefängnißwesens beider Länder, mit vergleichender Hinweisung auf Deutschland, vorzüglich Preußen, von Theodor Fliedner, Evangelischem Pfarrer in Kaiserswerth bei Düsseldorf. Essen 1831, bei G. D. Bädecker. Erster Band, XVIII und 392 S. 8. (nebst zwei Steindrucktafeln). Zweiter Band, X und 594 S. 8. (nebst Kupfern und Planen, und einer Critik der wichtigsten theologischen Litteratur Holland's vom 19ten Jahrhundert). Preis: 3 Rthlr. 15 Sgr.

Diese beiden Bände beziehen sich zunächst auf Holland, und [bil]den die erste Hälfte eines umfassenden Werkes, in welchem [de]r Verfasser eine in den Jahren 1823 und 24 nach Holland [un]d England unternommene Collektenreise beschreibt. Die Evan[gel]isch=vereinigte Gemeinde in Kaiserswerth, einem Städtchen am [Rh]eine unterhalb Düsseldorf, bei welcher der Verf. im Januar [18]22 das Pfarramt angetreten, war 44 Jahre vorher durch Er[ric]htung einer Sammetfabrik entstanden, die zwei Kaufleute aus [Cr]efeld, Preyer und Petersen, damals hier angefangen und [ei]ne Anzahl unbemittelter evangelischer Sammetarbeiter mit her[bei]gezogen hatten, welche einen großen Theil der aus nicht [vö]llig 200 Seelen bestehenden Gemeinde auch noch jetzt ausma[ch]en. Kaum vier Wochen nach des Verf. Antritt fallirte die [F]abrik, und damit schien auch der Untergang der fast durchgängig [ga]nz armen Gemeinde unvermeidlich, zumal da der eilf Jahre [vo]rher geschehene Bau der Kirche sie in Schulden gebracht hatte, [un]d das ehemals Lutherische Pfarrhaus, das den Fabrikherren [de]shalb verpfändet war, jetzt zur Fallitmasse gehörte, und mit [de]m Uebrigen verkauft werden sollte. Nachdem alle Verwen[du]ng um Unterstützung höheren Orts ohne Erfolg geblieben, die [kir]chliche Behörde die Gemeinde aufgegeben, und ihrem Pfarrer [ei]ne andere Stelle vorgeschlagen, entschloß sich dieser, um nicht [sei]ne Gemeinde, welche ihn, einen Oberdeutschen, aus der Ferne [m]it Vertrauen zu ihrem Seelsorger berufen, sofort nach Mieth[lin]gsart zu verlassen, einen Weg einzuschlagen, den schon die drei [er]sten seiner Amtsvorgänger mit Erfolg betreten hatten, und fing im Februar 1823 in der Nachbarschaft unter der Hand zu collektiren an. Dadurch wurde das Pfarrhaus zwar schuldenfrei, und das augenblickliche Bedürfniß befriedigt, doch das Bestehen der Gemeinde nicht dauernd gesichert, und es blieb ihm, nachdem auch das Halten einer Landes= oder Provinzialcollekte zu diesem Zweck verweigert worden, nichts übrig, als die christliche Milde des Evangelischen Auslandes anzurufen. Holland lag zunächst, sowohl dem Raume als auch der Aussicht eines glücklichen Erfolges nach, denn es hatte seiner Gemeinde, als einer der nothleidenden ausländischen Kirchen, welchen die Reformirte Generalsynode regelmäßige Unterstützung gab, schon in früheren Jahren eine Zeitlang einen jährlichen Zuschuß zum Pfarrergehalt zugesandt. Dahin wendete er sich demnach zuerst, in der Absicht, im Fall eines günstigen Erfolgs, auch England zu bereisen. Der Erfolg nun ist über alle Erwartung gewesen; neuntehalb Monat — vom 12. Juni 1823 bis zum 27. Februar des folgenden Jahres — hatte er im Evangelischen Holland collektirt, und darauf in dem Namen des Herrn, der ihn überall gnädig geführt, und den Zweck seiner Reise überaus reichlich gefördert, die Reise nach England angetreten, deren Beschreibung wir mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

Ueber die Gründe, welche den Verf. zur Beschreibung seiner Reise bewogen, erklärt er sich in der Vorrede zum ersten Bande. Theils wünschte er „für seine liebe Gemeinde ein fortdauerndes, redendes Denkmal von der wunderbaren Hülfe und Gnade des Herrn zu errichten, mit welcher Er viele tausend Herzen des Auslandes zu ihren Gunsten geneigt, und ihr äußeres Bestehen über alles Erwarten gesichert hat," theils hielt er es für seine Pflicht, „den beiden edelmüthigen Ländern einen öffentlichen Beweis von seiner und der Gemeinde dankbaren Gesinnung gegen dieselben zu geben." Diesen Beweis glaubte er nun in diesem ersten Theil der Reise dem Holländischen Volke nicht besser geben zu können, als wenn er „nicht bloß die Geschichte seines Collektirens unter demselben, sondern zugleich die in vielen Hinsichten sehr nachahmungswerthen Einrichtungen seines Kirchen=, Schul=, Armen= und Gefängnißwesens mittheilte, welche in Deutschland großentheils wenig bekannt, oder durch einseitige Berichte zum Theil in einem falschen Lichte, nicht selten mit Ungerechtigkeit gegen Holland dargestellt sind." Zur ausführlicheren Darstellung jener Einrichtungen bewog ihn end=

lich, wie er bekennt, zugleich die Rücksicht für sein liebes Deutsches, insbesondere Preußisches Vaterland, „daß dasselbe mehr Nutzen als bisher von dem vielen Trefflichen, was in jenen vier großen Verhältnissen vorhanden, ziehen, Mehreres davon nachahmen, die besten theologischen Schriften Holland's mehr benutzen, auf der anderen Seite aber auch sich der Vorzüge, die es vor Holland genießt, klarer bewußt werden möge."

Wir wenden uns sogleich zu dem Inhalt des Werkes. Der Verf. erzählt auf eine lebhaft unterhaltende und durch den Wechsel der Darstellung höchst anziehende Weise seine Reise von Nymwegen, wo seine Collekte ihren noch wenig ermunternden Anfang nahm, über Arnheim nach Amsterdam und Rotterdam im ersten, nach dem Haag, Leyden, Harlem, Dordrecht, Utrecht, Schiedam und Delft, von wo aus er sich in den Breyer warf, der die Passagiere nach Helvoetsluis zu dem Harwicher Packetboot überfährt, im zweiten Bande. Mit steigender Theilnahme folgt ihm der Leser in die Freuden und Leiden seines Collektengeschäfts von Ort zu Ort, und lenkt mit ihm, als einem gemüthvollen, wohlunterrichteten Führer, seine Aufmerksamkeit bald auf die Merkwürdigkeiten der Städte und ihrer eigenthümlichen Umgebungen, bald auf das gesellschaftliche Treiben und Verkehr des Volks, bald auf das, was ihm überall Hauptsache ist, die inneren und äußeren kirchlichen Verhältnisse, so wie das Schul-, Armen- und Gefängnißwesen des Landes. Der Verf. gewährt seinem Begleiter zur successiven Auffassung dieser Verhältnisse bequeme Ruhepunkte, seine Nachrichten und Bemerkungen darüber, da er eine gelehrt-systematische Darstellung nicht geben wollte, flicht er mit in den Faden der Erzählung ein, und knüpft z. B. an seinen Aufenthalt in Amsterdam die Mittheilungen über den Cultus und die innere Beschaffenheit der Reformirten und Lutherischen Kirche, über den äußeren und inneren Zustand der Taufgesinnten ꝛc., an den im Haag den Bericht über die alte und neue Verfassung der Reformirten und der Evangelisch-Lutherischen Kirche, an den in Rotterdam den Bericht über die Remonstranten, die Sonntagsschulen und religiösen Gesellschaften, an Utrecht den über die Lehre der Prediger, den Unglauben in der Kirche und den dagegen entstandenen Kampf, an Leyden den über das theologische Studium und die Universitäten, an Delft den über die Kirchengesellschaft „Christo Sacrum," an Harlem den über die Organisation des Elementarschulwesens u. s. w. Ueber diese Vertheilung seines reichen Materials werden wir uns am Schluß erklären, und heben nur aus der dargebotenen Fülle hauptsächlich das heraus, was die Holländische Kirche angeht und geeignet ist, die in dieser Kirchenzeitung von zwei gründlichen, einem Deutschen und einem Holländischen, Referenten *) mitgetheilten Nachrichten über die gegenwärtigen äußeren und inneren Verhältnisse derselben zu ergänzen und weiter zu begründen.

Der Verf. beginnt seinen Bericht zunächst über den Reformirten Cultus mit der Schilderung der Sonntagsfeier in Amsterdam. „Das Getöse des Werktages, das Gewühl des Erwerbfleißes, das die Woche hindurch alle Straßen und Kanäle, alle Märkte und Häuser der welthandelnden Stadt durchfluthet, ist verschwunden. Feierliche Stille herrscht allenthalben, und der Christ macht sich auf zur Feier des Sabbaths. Von Morgens 7, wo die Frühpredigten beginnen, bis des Abends 7, wo die Abendpredigten zu Ende gehen, füllen sich die Straßen mit Kirchengängern. Fünfmal des Tages wird gepredigt, um 7, 10, 12, 2 und 5 Uhr, von mehr als 50 Predigern, von 28 Holländisch-Reformirten in 10 Kirchen, von 5 Französisch-Reformirte[n] in 2, von 9 Lutherischen in 3, von 3 Remonstrantischen in 1, von 5 Menonitischen in 1, von 5 Englischen in 2 Kirchen. Wir wundern uns nicht, wenn der Verf., gleich anderen Deut[-]schen Reisenden in diesem und dem Brittischen Nachbarlande von dem Eindruck und Segen der fremden Sonntagsfeier leb[haft] angesprochen und überzeugt, „die Heiligung des Sabbaths, diese Mutter des kirchlichen Lebens, kräftiger befördert" wünsch[t]. Zwar ist die unter uns herrschende Entheiligung des Tages dur[ch] die müssiggängerische Befriedigung der Gewinn- und Genußsuch[t], der man öffentlich fröhnt, und die damit zusammenhängende Gleich[-]gültigkeit gegen Gottes Wort und Dienst, Folge des eingeriss[e]nen Unglaubens, und eine gründliche Abhülfe nur von inne[n,] nicht von außen zu hoffen, dennoch pflichten wir dem Verf. be[i,] daß ein nachdrücklicheres polizeiliches Einschreiten dringend[es] Bedürfniß der Zeit ist. „Wenn die Beamtenbüreaus u[nd] Handelscomptoirs, die Kaufläden, die Werkstätten und [die] Orte unheiliger Lust an dem heiligen Tage geschlossen seyn kö[n-]nen in Holland und England, zwei so arbeitsamen und hand[el-]treibenden Ländern, ohne Schaden des Volksfleißes, ohne Stö[-]rung der Staatsgeschäfte, warum sollte es nicht überall bei un[s] möglich seyn? Könige und ihre Stellvertreter sollen nach d[er] Schrift Pfleger und Säugammen des geistlichen Zion seyn: wen[n] sie aber zulassen, daß die ihnen zur Pflege befohlenen Landeskin[-]der des Sonntags alle Kanäle zur Befriedigung einer niedrige[n] Erwerbgier, alle faule Brunnen vergiftender Weltlust offen fi[n-]den u. s. w." Die Sabbathsstrenge in Holland sammt der d[a-]mit eng verbundenen Kirchlichkeit, ist ein schätzbares Ueberbleib[sel] aus guter alter Zeit, und beweist mit, daß der Abfall vom Evan[-]gelium in Holland noch nicht so allgemein und offenbar ist wi[e] bei uns, dennoch ist, wie wir weiter sehen werden, dieser Abfa[ll] in einer zunehmenden, zwar mehr heimlichen, aber desto gefährl[i-]cheren Entwickelung begriffen, wie denn gleichzeitig auch das Ba[nd] des kirchlichen Lebens und der äußeren Rechtgläubigkeit von Ja[hr] zu Jahr schlaffer und loser wird.

Was der Verfasser über die Predigtmethode (Bd. [I.] S. 44 f., Bd. II. S. 421 ff., S. 513 ff.) beibringt, bestätig[t,] was schon früher in diesen Blättern darüber mitgetheilt worde[n,] daß sie ihrer analytischen Natur nach gründlicher in das Ve[r-]ständniß des göttlichen Wortes hineinführt, und nicht wenig z[ur] Vermehrung der Bibelkenntniß des Volkes beiträgt. Doch [sind] die Predigten noch immer zu gedehnt, und ermüden durch Wi[e-]derholungen, zumal bei dem häufigen Ablesen und langsamen Vo[r-]trage, aber noch trauriger ist das Bestreben vieler neueren Pr[e-]diger, bei einem geschmückten blühenden Style die Phantasie [zu] unterhalten und Effect zu machen, eine falsche Nachahmung d[es] großen glänzenden Redners, van der Palm, der in der Me[-]thode von der alten Manier abweicht, und die Form dem jed[es-]maligen Texte mehr auf eine natürliche Weise anpaßt, der ab[er,] obwohl er die Summe des christlichen Glaubens festhält, u[nd] diesen nicht selten kräftig vertheidigt (B. II. S. 517.), „denn selbst in seinen Predigten die Heilslehre verflacht, ihres Kern[s] beraubt, dagegen statt der rauhen Schale mit einem anlockend[en] Gewande bekleidet, so daß die natürliche Vernunft des Mensch[en] sich nun mit ihr befreundet, da ihr keine Demüthigung abgef[or-]dert, sondern ihre volle Ehre gelassen wird." — Für die chri[st-]liche Erkenntniß der Gemeinde sehr förderlich sind die Nachm[it-]tagspredigten über den Heidelbergischen Catechismus, der jed[es] Jahr durchgepredigt wird, auch mit der alten Kirchenagende [in] alle Gesangbücher angebunden ist. Daß man sie neuerdings n[...]

*) Jahrg. 1827, Nr. 48. S. 380 ff., 1828, Nr. 18—21. S. 142 ff.

ien Predigten willkührlich zu vertauschen sich erlaubt, klagten
lichte gläubige Christen dem Verf. Die Abendpredigten, um
Uhr, im Winter bei Licht gehalten, sind, wie in England, zahl-
ich besucht. „Sie verdienen in Deutschland häufiger nachge-
mt zu werden, weil theils die Stille und Feierlichkeit der
acht, und das Anziehende der Beleuchtung in den kürzeren
agen des Jahres, einen unverkennbaren Eindruck auf das Ge-
üth des Predigers und der Zuhörer äußert, theils die Zeit für
in größten Theil des Publicums passender ist, als die Zeit des
wöhnlichen Nachmittagsgottesdienstes." Wochenpredigten sind
äufig, in Amsterdam fast täglich, zum Theil in mehreren Kir-
en, und in mehreren großen Städten eigene Armenpredigten,
ir die ganz arme Classe des Volks, die wegen ihrer schlechten
leidung sich schämt, in den gewöhnlichen Gottesdienst zu kom-
en, auch den zusammenhängenden Predigtvortrag nicht wohl
fit, Sonntags von 2—3 Uhr, oder im Sommer von 5—6
bends, in besonderen Localen, wo der Prediger die zu singen-
en Verse vorsagt. Eben so dem Reformirten Holland eigen-
tümlich sind die Bekenntnißpredigten, welche jedes Viertel-
hr an Einem Sonntage in allen Kirchen gehalten werden, theils
zu Befestigung derer, die das Glaubensbekenntniß abgelegt ha-
ben, theils zur Ermunterung der zahlreichen nichtconfirmir-
ten Erwachsenen, es abzulegen. Da kein Zwang, sich confirmi-
ren zu lassen, vorhanden (B. I. S. 66.), und die kirchliche Auf-
sicht, besonders in den größeren Stadtgemeinden, sehr gering ist,
lebt, freit, zeugt Kinder und stirbt ein großer Theil der Chri-
sten, vorzüglich von dem geringeren Volk, ohne ein Bekenntniß
abgelegt zu haben, und also christliches Gemeindeglied zu seyn.
Wer solches nicht ist, kann freilich keinen Kirchendienst bekleiden,
und in keine kirchliche Armenanstalt Einlaß erhalten, indeß sehen
Viele den Kirchendienst als eine Last an, auch sind die Gaben
der Communal-Armenanstalten an manchen Orten reichlicher als
die der kirchlichen, und somit bedeutet dieser indirecte Zwang
gar wenig. Nicht gering war daher des Verf. Verwunderung,
bei der öffentlichen Bestätigung neuer Gemeindeglieder, welche
nach der ohne alle Feierlichkeit im Hause des Predigers vor ei-
nem oder zwei Aeltesten geschehenden Confirmation vor der ver-
sammelten Gemeinde ganz einfach geschieht, stets viele Erwach-
sene, oft selbst Männer und Frauen von 60—70 Jahren zu
erblicken.

Da das Schulwesen bekanntlich reine Staatsangelegenheit
ist und kein Religionsunterricht auf den Schulen ertheilt wird,
so ist eine gründliche Unterweisung der Catechumenen um so drin-
gender; aber dies Geschäft liegt meist in den Händen von soge-
nannten Catechisirmeistern, für Mädchen häufig auch Cate-
chisirmeisterinnen, Personen, welche aus Mangel an Gehalt, der
bloß im Schulgelde der Catechisanden besteht, ein Handwerk oder
ein anderes Geschäft daneben treiben. Obgleich sie in der neue-
sten Zeit besser vorbereitet werden, auch die Prediger selbst mehr,
namentlich auch zu Zeiten vor der Gemeinde die Catechisirmei-
ster catechisiren, so ist deren Bildung noch immer sehr ungleich
und mangelhaft, und es confirmiren die Prediger die ihnen zuge-
führten Kinder in der Regel ohne weiteren Unterricht nach ge-
haltener Prüfung. Wenn nun auch, nach des Verf. Urtheil, die
Deutsche Evangelische Kirche sich Glück wünschen darf, daß sie
der Nothwendigkeit solcher catechetischen Pfarrgehülfen nichts
weiß, so ist doch der Grund dieser Einrichtung vielmehr in den
äußeren Umständen, als „in der Gemächlichkeit der Prediger"
zu suchen. Letztere sind, auch die nicht entschieden gläubigen,
anerkannt gewissenhaft in ihrer Amtsführung. Treiben sie auch
die specielle Seelsorge in den größeren Städten nicht so, wie es
ihnen obliegt, so kommt auch hier viel auf Rechnung der gege-
benen Verhältnisse. Werden sie gerufen, so erscheinen sie gern,
es müßten denn außerordentliche Hindernisse eintreten, wohin wir
auch das zählen möchten, was Verf. S. 73. unten anführt.
Uebrigens werden, wie er selbst bemerkt, in größeren Gemeinden
die Kranken in den geringen und mittleren Classen von eigenen
Krankenbesuchern — Siekentroosters — besucht, welche aus den
Catechisirmeistern gewählt werden, und in den Land- und klei-
neren Stadtgemeinden erfüllen die Prediger die Pflicht des Haus-
und Krankenbesuchs mit Treue. Man hält, wie überall, so auch
in den berührten Punkten, am Alten. Von Alters her*) hat
man im Gegensatz gegen die papistische Firmelung die Confir-
mation in ein einfaches Ablegen des Glaubensbekenntnisses zum
Behuf der ersten Theilnahme an der heiligen Communion ver-
wandelt, und auch die besondere Vorbereitung darauf, wie noch
jetzt in Schottland,**) entbehrlich gehalten, sofern man sie als
das lebendig fortschreitende Werk der häuslichen Erziehung und
des kirchlichen Lebens ansah; daher auch noch immer (B. II.
S. 183.) Catechetik auf den Universitäten fast gar nicht, we-
der theoretisch, noch weniger practisch getrieben wird. Nachdem
aber, wohl um der Fahrlässigen und Unwissenden im Volke
willen, der specielle Religionsunterricht der Jugend von Seiten
eigener Gemeindelehrer unter Aufsicht der Prediger durch Pres-
byterialbeschlüsse und die Sitte einmal einheimisch geworden, so
können letztere ihre christliche Thätigkeit vor der Hand nicht füg-
lich anders eintreten lassen, als durch lebendige Einwirkung auf
jene, was bereits geschieht (S. 63.), und bei zunehmendem
christlichen Eifer noch erfolgreicher geschehen wird. Daß von der
Abstellung dieser Einrichtung an sich noch kein Heil für die Kirche
erwächst, zeigt das Beispiel der Taufgesinnten, bei denen, vielleicht
mit wegen der merklichen Verminderung ihrer Anzahl, die frü-
heren Catechisirmeister eingegangen sind, und über deren Versun-
kenheit in den Unglauben der Verf. so schmerzlich klagt (S 157.)

S. 66. erwähnt der Verf. wöchentlicher Privat-Er-
bauungsstunden, welche unter Vornehmen und Geringen fort-
dauernd gehalten werden. Solcher frommen Cirkel gibt es aber
bei weitem nicht mehr so viele, als früherhin, theils wegen Ab-
nahme des christlichen Sinnes, theils weil die meisten Prediger
ihnen nicht geneigt sind, und nach dem neuen Reglement von
1816 dazu erst die Erlaubniß geben müssen. Solche Beschrän-
kung ist um so auffallender, als weder eine schwärmerische, noch
eine separatistische Ausartung Anlaß dazu gegeben zu haben scheint.
Daß man aber in solchen Stunden raucht und Kaffee trinkt,
wovon Verf. Augenzeuge war, scheint doch unschicklich, zumal sie
mit Gesang und Gebet eröffnet und geschlossen werden.

Schön und rührend ist die der Schottischen ganz ähnliche
Abendmahlsfeier, wo der Prediger an der Mitte einer lan-
gen weißgedeckten Tafel sitzt, an welcher, ihn umringend, Gäste
aus allen Ständen, selbst der König mitten unter seinen
Unterthanen, erscheinen. Es wechselten in Rotterdam, wo
der Verf. einer solchen Feier unter Leitung des ehrwürdigen Pre-
digers Scharp beiwohnte, 28 Tafeln, an jeder gegen 40 Men-
schen, so daß der Gottesdienst fünf Stunden währte, und zu
derselben Zeit wurde das heilige Mahl noch in fünf anderen
Kirchen ausgetheilt, und acht Tage später noch einmal in densel-
ben Kirchen, in welcher Art es nach einer Synodalverordnung

*) Vgl. Benthem „Holländ. Kirchen- und Schulen-Staat," Frankfurt und Leipzig, 1698, S. 292 f.

**) Vgl. Gemberg „Schottische Nationalkirche," Hamburg 1828. S. 135 f.

von 1817 alle Vierteljahr gehalten wird.*) „Da fühlt man die Gemeinschaft der Heiligen, und das Halten Jesu Christi im Gedächtniß!". Es ist noch ein Fonds christlichen Sinnes vorhanden, der aber im Kirchlichen erstarren, und mit diesem endlich untergehen muß, wenn er nicht durch das lebendige lautere Wort fortwährend angefacht und genährt wird. Das regste religiöse Leben unter allen Städten Holland's fand der Verf. in Rotterdam und Utrecht (B. I. 267., B. II. 420.), wo auch der häusliche Gottesdienst unter vielen Vornehmen und in einem großen Theile des Mittelstandes noch im Gange ist, religiöse Uebungsstunden bei Höheren und Niederen, großentheils unter directer Leitung der Prediger, vielen Segen stiften, ein tiefer religiöser und sittlicher Ernst noch immer, selbst das bürgerliche Leben, durchdringt, Luxus und Vergnügungssucht verhältnißmäßig zurücktreten, und eine nachahmungswürdige Thätigkeit unter Personen jedes Ranges und Geschlechts für die Förderung des Reiches Gottes in- und außerhalb des Vaterlandes, durch freudiges Wirken für Sonntagsschulen,**) für Missions-, Bibel-, Tractat- und Gefängnißgesellschaften, sich kundgibt. Was über die Wirksamkeit dieser Gesellschaften berichtet wird, ist eben so erfreulich, als die beiläufigen, zum Theil in diesen Blättern schon gemachten Vorschläge, für welche auch die Erfahrungen der Französischen, Nordamericanischen, und vorzüglich der Brittischen Schwestergesellschaften sprechen, zur Beförderung des Einflusses der unsrigen beachtenswerth sind: z. B. sollten unsere Hauptgesellschaften mehr Fleiß auf die Belebung und Stärkung der alten Hülfsvereine, und auf Bildung neuer verwenden, namentlich durch Beschickung der Jahresversammlungen der Hülfsvereine durch Deputirte, durch Aussendung von Agenten, durch Errichtung von Depots rc., ferner sollten sie ihre Jahresversammlungen anders einrichten, die kirchliche Form darin nicht in dem Grade vorherrschen lassen, den Bericht in Gegenwart von Abgeordneten der Hülfsvereine vortragen, welche dann, Geistliche oder Laien, mündlich die Hauptsache ihres Wirkens zu berichten, und interessante Erfahrungen über die Fortschritte und Hindernisse desselben mitzutheilen hätten, endlich sollten unsere gedruckten Jahresverhandlungen zweckmäßiger eingerichtet, dem alsdann viel reichhaltigeren Bericht, nicht wie jetzt der Predigt, die, wenn sie überhaupt gehalten würde, man etwa abgesondert zum Verkauf drucken ließe, die erste und wichtigste Stelle eingeräumt, und in allen diesen Stücken wohl bedacht werden, daß nirgend die Sparsamkeit mehr am unrechten Orte, und mehr selbst in finanzieller Hinsicht schadenbringend sey, als hier rc.

Doch wir kehren zu unserem Gegenstande zurück. Die Holländisch-Reformirte Kirche hat zur steten Anregung ihres innern religiösen Lebens ein wichtiges Hülfsmittel an ihrer Presbyterial- und Synodalverfassung. Die Staatsumwälzung im Jahre 1795 gab der alten, vom Ende des 16ten Jahrhunderts bestandenen kirchlichen Verfassung einen starken Stoß, und raubte der Reformirten das Vorrecht der Staatskirche. Die Rückkehr des Hauses Oranien verlieh derselben ihre gegenwärtige Verfassung, zu welcher eine kirchliche Commission von eilf Predigern, deren aus jeder der zehn Provinzen einer, und einer aus der Französisch-Reformirten Kirche war, im Jahre 1815 das Reglement entwarf. Die erste kirchliche Behörde ist der Kirchenrath, bestehend aus dem oder den Predigern der Gemeinde und mehreren Aeltesten, die Diaconen gehören nur im weiteren Sinn dazu. Derselbe hat die Sorge für den öffentlichen Gottesdienst, den christlichen Unterricht und die Aufsicht über die Gemeindeglieder, in Betreff welcher er die Kirchenzucht in erster Instanz nach dem darüber neu verfaßten Reglement auszuüben hat. Die zweite Behörde ist das Classicalmoderamen, bestehend aus einigen committirten Predigern und einem Aeltesten der Classe, welches die Gemeinden und Prediger seiner Classe beaufsichtigt, die Kirchenvisitationen durch zwei aus seiner Mitte dazu bevollmächtigte Mitglieder hält, die Kirchenzucht gegen Kirchenrathsglieder, Candidaten und Prediger in erster Instanz übt, solche suspendirt, für vacante Gemeinden sorgt, die Berufung des neuen Predigers einleitet rc., und sich alle zwei Mo[nate] versammelt, übrigens für seine Unkosten mit jährlich 14,000 [...] vom Staate entschädigt wird. Die dritte ist das Provinzialmoderamen, bestehend aus einem Prediger aus jeder, und einem Aeltesten aus allen Classen zusammen, welches die an[ge]henden Candidaten prüft und wahlfähig erklärt, die Kirchenzu[cht] der Kirchenrathsglieder und Geistlichen bis zur Absetzung übt, [die] Provinzial-Wittwencasse verwaltet, die zweite und letzte Insta[nz] für die Fälle bildet, wo die zweite Behörde die erste Insta[nz] war, und sich jährlich dreimal in der Provinzialhauptstadt v[er]sammelt. Die vierte und höchste ist die allgemeine S[y]node, bestehend aus einem Prediger aus jedem, und einem A[el]testen aus allen Provinzialmoderamina zusammen, d. i., da le[t]terer jetzt eilf sind, aus zwölf jährlich abgeordneten Mitgliede[rn]. Zu diesen kommt ein aus einer aus den Predigern im H[aag] durch die Synode gebildeten Dreizahl vom Könige ernannter S[e]cretär (der Hofprediger Dermout jetzt), ein aus den Aelte[sten] Amsterdam's in ähnlicher Weise ernannter permanenter Sch[atz]meister, ein Prediger aus den Französisch-Reformirten Gem[ein]den, und ein Prediger aus der kirchlichen Commission für [die] Protestantisch-Indischen Kirchen. Da die drei Abgeordneten [der] Reformirt-theologischen Facultäten der Universitäten zu Ley[den], Utrecht und Gröningen nur eine mitberathende Stimme ha[ben], so besteht die Synode aus nicht mehr als sechzehn eigentli[chen] Mitgliedern, aus welchen der König einen Geistlichen zum [Prä]sidenten und einen zum Vicepräsidenten ernennt. Als Kö[niglicher] Bevollmächtigter wohnt der Minister des Protestantischen Cu[ltus], wenn er reformirt ist, der Synode bei, ohne jedoch an den [Be]rathungen und Beschlüssen Theil zu nehmen. Sie versam[melt] sich jährlich einmal, am ersten Mittwoch des Juli, im Haa[g].

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Anfange der Reformation nur ein- oder zweimal des Jahrs, wie noch jetzt in Schottland. Vgl. Benthem a. a. O. S. 291., Gemberg, S. 124.

**) In diesen wird, wie in den Englischen, der Unterricht mit einem Gebet angefangen, und mit dem Vorlesen und Erklären eines kurzen Bibelabschnitts und einem Gebet beschlossen, und hat nur Lesen zum Gegenstand, doch so, daß die besonders Fleißigen Gelegenheit erhalten, einige Abendstunden an einem Werkeltage Unterricht im Schreiben und Rechnen unentgeldlich zu erhalten.

*) Auch die Militärgemeinden haben jeden ihren Kirchenrat[h], der Regel unter der Leitung älterer und erfahrener Geistlichen, [wie] bei der Verfasser (B. II. S. 40.) bemerkt, daß in unseren Pr[eußi]schen Militargemeinden dadurch, daß in der Regel junge, wenn [auch] gläubige, doch aller Amtserfahrung ermangelnde Candidaten er[nannt] würden, welche nach wenigen Jahren in Civilpfarrstellen eilten, [die] so schwierigen Verhältnissen unterliegende Militärseelsorge unsag[lichen] Schaden leide, und daß dem Uebelstand nur abgeholfen n[werden] möchte, wenn ihr Gehalt und ihre übrigen Verhältnisse verbe[ssert] und ihnen aus einem eigenen Kirchenvorstand ihrer Gemeind[e] Stütze und Hülfe in ihrer Wirksamkeit gegeben würde.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 17. August. № 66.

Über den religiösen und kirchlichen Zustand Holland's nach dem Werke:

Collektenreise nach Holland und England, u. s. w., von Theodor Fliedner, Evangelischem Pfarrer in Kaiserswerth bei Düsseldorf. Essen 1831, bei G. D. Bädecker.

(Fortsetzung.)

Bis jetzt ist es ihr besser als der alten Nationalsynode ergangen, welche sich alle drei Jahre versammeln, und von jeder Provinzialsynode durch zwei Prediger und zwei Aelteste beschickt werden sollte, indeß in den drei letzten Jahrzehenden des 16ten Jahrhunderts nur viermal, und seit der berühmten Dordracena gar nicht mehr gehalten werden. Die erste allgemeine Synode fand am 3. Juli 1816 statt, und ist seitdem regelmäßig jedes Jahr gehalten worden. Sie ist das Mittelglied, durch welches alle Erlasse des Staats an die Kirchenbehörden gelangen, hat die allgemeine Aufsicht über die Gemeinden, Prediger und unteren Kirchenbehörden, die Sorge für das Wohl der Reformirten Kirche überhaupt, insbesondere für die Handhabung ihrer Lehre, für die Förderung des öffentlichen Gottesdienstes ꝛc., und verfaßt die kirchlichen Reglemente und Verordnungen, welche jedoch erst durch die Königl. Genehmigung Gesetzeskraft erhalten.

Diese neue Verfassung mag der Kirche mehr äußere Einheit geben, und den früheren Reibungen zwischen Staat und Kirche vorbeugen, doch hatte die alte den viel wichtigeren Vorzug der inneren Einheit, Einheit in der Lehre und in dem Wesen der kirchlichen Verfassung; so schlang um die allerdings getrennten Provinzialkirchen die Einheit des Geistes ein Band der Gemeinschaft. *) Jene concentrirt die Kirchenbehörden, indem sie sie mehr an den Staat knüpft, dessen Uebergewicht über die Kirche vorbereitet, und, indem sie sich mehr weltklug um die Einheit des Glaubens weniger bekümmert hat, ihre wahre presbyterianische Wirksamkeit lähmt. So wird im 85sten Artikel des kirchlichen Grundgesetzes als Erforderniß zur Wahl der Aeltesten in den Kirchenrath, dieses Fundament der Verfassung, nur angegeben, daß sie aus den achtungswerthesten, kenntnißreichsten und vornehmsten Gliedern der Gemeinde zu wählen seyen. Ein solches Gemeindeglied, Braß, wurde 1825 in einen Reformirten Kirchenrath zu Amsterdam gewählt, aber diese Ernennung auf die Anklage eines anderen, Capadose, daß der Gewählte die Grundlehren seiner Kirche verwerfe, nach einer weitläufigen Untersuchung vom Kirchenrathe wieder zurückgenommen. — Von der Wirksamkeit der neuen Synode liegen erfreuliche Belege vor, aber daß sie nicht auf das Eine gerichtet ist, was Noth thut, davon zeugen unter anderm der Vorschlag, daß an hohen Festen einer der Gottesdienste, wo das ausführbar, fast ausschließlich der Sing- und Tonkunst gewidmet werden möge, die Verlegung des jährlichen Buß- und Bettags auf einen vaterländischen Siegs- und Freudentag, den Gedenktag der Schlacht von Waterloo, **) die neue Verpflichtungsformel auf die symbolischen Bücher ihrer Kirche, welche die Candidaten zu unterschreiben, und zu erklären haben, „daß sie die Lehre, welche, übereinstimmend mit Gottes heiligem Wort, in den angenommenen Symbolen verfaßt ist, herzlich glauben." Daß in dieser Participial-Construction eine Quatenus-Clausel versteckt, und dadurch den Gegnern nicht allein der Dordrechtschen Gnadenwahl, sondern auch der Belgischen Confession ꝛc. eine offene Thür für ihre Lehrmeinungen gemacht ist, liegt am Tage, auch sagt eines der angesehensten Glieder der Synode dem Verf.: „Die Auflösung — des Participss „„übereinstimmend"" — durch weil, sage zu viel, die durch insofern, zu wenig." Wir geben gern zu, daß bei dem uns unbekannten Urheber dieser Aeußerung und bei Anderen, welche namentlich die absolute Gnadenwahl oder anerkannt außerwesent-

---

*) Uebrigens räumte die alte Verfassung den Gemeinden ihr Vertretungsrecht durch Aelteste vollständiger ein, jede Gemeinde wurde, auf ächt presbyterianische Weise, in der Regel durch einen Geistlichen und einen Aeltesten in der Classikalversammlung vertreten. Auf der Dordrechter Synode (vom 13. November 1618 bis zum 9. Mai 1619, in 154 Sessionen) zählt Benthem aus neun Provinzen mit Ausschluß der Wallonischen Gemeinden neben fünf Professoren der Theologie funfzehn Aelteste auf, jetzt werden auf der allgemeinen Synode 1,250 Gemeinden mit 1,400,000 Seelen von einem Aeltesten vertreten.

**) B. I S. 70. sagt Verf., „die Synode habe den 18. Juni als den jährlichen Dank- und Bettag bestimmt," B. II. S. 29. zweifelt er, „daß sie gegen diese Bestimmung Vorstellungen gemacht." Ungenau.

liche Lehrbestimmungen dabei im Auge haben, die Voraussetzung wahrer Evangelischer Treue zulässig ist, und meinen mit Spener, daß den Kirchensymbolen keine göttliche Auctorität, kein unbedingtes Ansehen gebühre, daß man daher die, welche (wenn für die Lehre von der Rechtfertigung und Alles, was mit ihr unmittelbar zusammenhängt, für die Hauptsache, entschieden) sich auf sie verpflichten wollen, nur sofern sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen, schonend behandeln, und ihr Gewissen nicht durch ein absolutes Weil beengen müsse, aber wir glauben, nach unserer autoptischen Kenntnißnahme, und den vielfachen, auch in dieser Schrift vorliegenden factischen Belegen, nicht die Schuld einer Verdächtigung auf uns zu laden, wenn wir obige Aeußerung als Gesammtmeinung allgemeiner fassen, und in ihren bezeichnenden Worten den gegenwärtigen Geist der Holländischen Theologie, der nicht bloß die gelehrte und ascetische Litteratur, sondern auch die immer herrschender werdende Lehr- und Glaubensweise der Prediger und Gemeinden durchdringt, charakteristisch ausgesprochen finden: ein sich selber unklares, in sich unkräftiges, dem entschiedenen Bekennen der Wahrheit eben so schüchtern, als dem entschiedenen Verläugnen derselben ausweichendes Vermittelnwollen zwischen geoffenbarter und natürlicher Erkenntniß, ein mehr unbewußter, als unehrlicher Mittelzustand, aus welchem, wie aus einem geistigen Zwielicht, der helle Schein der objectiven Wahrheit sich mehr und mehr verliert, die Schatten der subjectiven Meinung mehr und mehr hereinzubrechen drohen.

Der Verf. liefert (B. II., 447—541.) eine unser Urtheil in das hellste Licht stellende critische Uebersicht der wichtigsten theologischen Litteratur des 19ten Jahrhunderts. Unter den Gelehrten, welche in der exegetischen Theologie den bedeutendsten Einfluß auf die Kirche geäußert, und die neueste theologische Richtung Holland's zum Guten wie zum Schlimmen mitbestimmt haben und fortbestimmen, stellt er zwei Männer an die Spitze, welche er mit den beiden Hauptvorbereitern des Rationalismus in Deutschland, Ernesti und Michaelis, namentlich auch in der Beziehung parallelisirt, daß sie, wie diese, ohne ihren Willen dem Unglauben die Bahn gebrochen: van Voorst (seit 1778 Professor der Theologie zu Franeker, seit 1800 zu Leyden, seit 1827 im Ruhestande) und van der Palm (von 1799—1804 Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, seit 1805 wieder Professor der morgenländischen Sprachen zu Leyden). Van Voorst erklärt die grammatische Interpretation, deren Verdienste übrigens der äußerlich doctrinellen gegenüber Verf. wohl anerkennt, für die einzig richtige, weshalb in der Bibelauslegung nächst Hugo Grotius, Ernesti die erste Stelle einnehme. Wie dieser vernachläßigt er das historische Element, und hält die grammatische Behandlung der heiligen Schrift, ganz wie der Classiker, für völlig hinreichend, um den Sinn jener überall richtig und vollständig aufzufassen, ohne daß eine Geistesverwandtschaft, ein Durchdrungenseyn von demselben durch den Glauben erleuchteten Geiste zu dem klaren Verständniß der Stellen, worin die eigenthümlich christlichen Heilslehren enthalten, nöthig wäre. Dabei nimmt er, wie Ernesti, durch eine religiöse Erziehung und frühe Gewöhnung, den geoffenbarten Heilslehren äußerlichen Glauben zu schenken, bei einigen sie betreffenden Ausdrücken eine vom classischen Sprachgebrauch abweichende Bedeutung an, aber wie er selbst schon nicht alle von Ernesti als solche Ausnahmen statuirten Ausdrücke im N. T. anerkannte, weil sein historisch-christlicher Glaube bereits einen etwas geringeren Umfang hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn viele seiner Schüler und Geistesgenossen, deren historisch-christlicher Glaube wieder einen geringeren Umfang hat, als der seinige, auch seine Ausnahmen nicht statuiren, und durch Hülfe seiner einseitigen grammatisch[en] Interpretation eine eigenthümlich-christliche Lehre nach der a[n]deren aus der Schrift wegexegesiren. Van der Palm, w[ie] schon bemerkt, hält, gleich Michaelis, an der Summe d[er] christlichen Lehre fest, zeigt große Ehrfurcht vor der Religio[n], noch größere vor der Bibel, und hält sich, bei seiner feinen Bi[l]dung und der ruhigen Mäßigung des Nationalcharakters, v[on] der niedrigen, plumpen, bisweilen frivolen Weise fern, mit d[er] letzterer die Wunder und Personen der Bibel angreift. Aber der Sucht, die Wunder natürlich zu erklären, ist er mit diese[m] Eins, und wenn sie in seinen Bibelanmerkungen weniger häu[fig] an's Licht tritt, weil die natürliche Erklärung darin oft nur le[ise] angedeutet wird, so offenbart sie sich doch sehr unzweideutig [in] seiner Jugendbibel, — einer Erzählung der biblischen Geschich[te] mit einer fortlaufenden populären Erklärung verwebt, — wel[che] er fast gleichzeitig mit der Bibelübersetzung successive heraus[ge]geben hat. Wir können auf die speciellen Nachweisungen [des] Verf. hier so wenig eingehen, als auf seine Critik der einzeln[en] Schriften. Neben Beide als den Dritten stellt er den vor [we]nigen Jahren zu Gröningen verstorbenen Professor Müntingh[e]. Ausgezeichnet, wie Gottfried Leß, durch eine umfassende Ken[nt]niß der historischen noch mehr, als der exegetischen Theolog[ie], nicht minder warm und kräftig in Vertheidigung der positi[ven] Heilslehren, war er doch nicht minder schwankend, wie viel er [den] gegen die Veste der Wahrheit anstürmenden Rationalisten e[in]räumen dürfe, und es zeigt sich bei ihm in seinen Zugeständniß[en] und in der theologischen Behandlung und Vertheidigung der [hei]ligen Schrift die Unsicherheit und Inconsequenz von Verthe[idi]gern, „die ihrer Sache so ganz gewiß nicht sind, und vor al[len] Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen müssen glauben." Bei Bosveld und van Kooten zeigt s[ich] ein fein rationalistisches Wesen, weniger bei van Hengel, [ei]nem Schüler des van Voorst, und seit 1827 dessen Nach[fol]ger in der Professur, einem hell denkenden und in vieler Be[zie]hung achtungswürdigen Gelehrten, von dem aber dennoch d[urch] seine fast ausschließliche, wenn auch noch so scharfsinnige B[uch]stabenerklärung „die Schüler nicht in's Heiligthum des selig[ma]chenden Wortes eingeführt, sondern mit gelehrten Disputatio[nen] über das Schnitzwerk an der Thür des Heiligthums dra[ußen] aufgehalten werden, bis die Zeit zum Hineinführen verron[nen] ist." Dagegen weht ein ernster gläubiger Geist in den exe[geti]schen Schriften Stronck's, der Utrechter Professoren Heri[nga] und Royaard's, und noch kräftiger bei dem Professor Va[n] de Geer zu Franeker, einem jungen gelehrten Edelmann, [auf] dem nicht bloß die Friesische Academie, sondern ganz Hol[land] große Hoffnungen für die Wiederbelebung des Glaubens [be]darf. Sehr gewundert haben wir uns, unter den Holländis[chen] Exegeten grade denjenigen ganz übergangen zu sehen, der [...] die erste Stelle unter ihnen verdienen möchte, Pareau in [Ut]recht, dessen Schriften, namentlich seine institutio interp[retis] V. T. und seine commentatio de interpretatione V. T. [...]thica, in Deutschland, namentlich unter der studirenden Ju[gend], eine weite Verbreitung verdienten, wenn sie gleich von den [herr]schenden Mängeln der Holländischen Theologie keinesweges frei sind.

In der historischen Theologie nennt der Verf. nur [...] geachtete Namen, Ypey, Professor zu Gröningen, Derm[out] und Broes, einen gelehrten, bei der Regierung sehr angeseh[enen] doch mehr äußerlich rechtgläubigen Geistlicher zu Amsterdam. [Die] beiden ersteren haben in den Jahren 1819—1827 eine Gesch[ichte] der Niederländischen Reformirten Kirche in vier Bänden her[...]

geben; ein in mancher Hinsicht werthvolles Werk, aus welchem aber, nach des Verf. Urtheil, dem Leser ein widriges, feindseliges Zerrbild entgegentritt, eine zweihundertjährige Herrschaft von Zank, Haß und unchristlicher Verfolgung, als wäre das die einzige Frucht des Evangelii gewesen; es stellt das Gerippe der Kirche genau dar, aber noch fehlt ein Holländischer Neander, der die äußere und innere Kirchengeschichte Holland's mit einander verbindet und verwebt, und diese als einen organischen Leib Jesu Christi darstellt. Den rationalisirenden Geist des Werkes offenbart schon der engherzige, fast in's Lächerliche fallende Nationalstolz, mit welchem das Verdienst der Reformation der Niederländischen Nation ganz allein vindicirt wird, darum, weil ihr Geert Groete, Lorenz Koster und vor Allen ein Desiderius Erasmus ihr angehörte, „der nicht bloß der größte Mann seiner Zeit gewesen, sondern auch der erste und größte Reformator, welchem allein die Protestantische Kirche all ihr Heil zu verdanken habe, das Licht der christlichen Welt, ein Mann, dessen Gleichen die Welt in allen Jahrhunderten vor ihm nie hervorgebracht und noch nach ihm je hervorbringen wird, ein Wunder der Welt, der fast mehr Engel als Mensch gewesen ꝛc." — Desgleichen die Darstellung der gegenwärtigen theologischen Zeit Holland's, als des goldenen Zeitalters der Kirche, wegen der jetzt herrschenden theologischen Lehrfreiheit, wobei Verf. an das Zeitalter Friedrich's des Großen erinnert, das damals auch als die goldene Zeit der Theologie ausgerufen ward, wo der ungebundene Rationalismus sich in seiner schamlosesten Nacktheit ungescheut dargestellt.

In der systematischen Theologie bezeichnet der Verf. als die geachtetsten Dogmatiker außer den schon genannten van Voorst und Müntinghe, welche im Ganzen biblisch, aber [illegible]cher, den Glauben mehr bloß kalt, wissenschaftlich und historisch auffassen, Borger und Heringa. Letzterer bestreitet in einer trefflichen Schrift über die Accommodation die Gründe Semler's, Teller's ꝛc. für dieselbe, nimmt aber leider nicht zugleich auf die bei van der Palm und vielen der neuesten Deutschen Rationalisten oder rationalen Supernaturalisten, wie sie sich lieber nennen,*) herrschende feinere Accommodationslehre Rücksicht, welche den Charakter Christi und der Apostel gleichfalls herabwürdigt. Borger hat durch seine geistreiche (?) Schrift über den Mysticismus, den er richtig (?) construirt, aber mit seinem wissenschaftlichen Verstandesglauben von einem biblisch-lebendigen inneren Christenthum klar zu sondern unfähig ist, die Angst vor dem Deutschen Mysticismus in Holland zu verbreiten viel beigetragen. In dieser Bezeichnung stimmen der Holländische Buchstabenglaube und der Deutsche Denkglaube überein, beide vereinigen sich in der Anklage gegen die christliche Wissenschaft, daß sie übernatürliche Gnadenwirkungen auf das Herz des Sünders statuirt, beide fürchten in ihr, der eine das objectiv Lebendige, der andere das objectiv Feste, nur beschreibt sie Dr. Röhr treffender, denn seine Freunde, als einen (mit methodistischem (d. h. gläubigem) Geist potenzirten beseelten und kräftig durchdrungenen) Positivismus (bestimmten Lehrbegriff). — Als die wichtigsten Moralisten nennt der Verf. den würdigen Clarisse zu Leyden und den vielgesegneten theuren Ewald Kist, Prediger zu Dordrecht, dessen Bildniß er beifügt.

*) Zum Verdruß des Herausgebers der critischen Predigerbibliothek, der ihnen, im ersten Heft des zwölften Bandes S. 18., in einer Note mit Grund nachweist, daß sie doch mit der Theorie der Inspiration den dogmatischen Supernaturalismus aufgeben, wissenschaftlicher, und nebenbei auch ehrlicher verfahren würden, wenn sie ihrem in das Gebiet des reinen christlichen Rationalismus fallenden System gehörig auf den Grund sehen, und sich darüber nicht selbst Illusionen machen wollten.

In der practischen Theologie charakterisirt er unter den Homileten außer den genannten Kist, van der Palm, Dermout, Borger, den entschieden gläubigen van der Roost und J. Wys; Franzen van Eck, Donker Curtius, Verwey, Prios, Coquerel und Teissedre l'Ange führt er nur namentlich auf: unter den Catecheten den kindlich gläubigen Egeling zu Leyden und Prediger Prios zu Amsterdam. In den Predigten wird in der Regel die natürliche Verderbtheit des Menschen, die Wiedergeburt und Nothwendigkeit der Wirkungen des heiligen Geistes (statt dessen, wie es scheint, aus Furcht, der Schwärmerei Nahrung zu geben, die Ausdrücke „höherer Geist, kräftiger Beistand von Oben, göttliche Gnade" im Gange sind) wenn nicht ganz geläugnet oder verschwiegen, doch nicht, wie bei Kist, auf den Vordergrund gestellt, häufig der Adel und die Würde der menschlichen Natur hervorgehoben, selten der ganze Christus, sofern er nicht bloß unsere Gerechtigkeit, sondern auch unsere Weisheit und Heiligung ist, gepredigt.

Unter den vier zu Amsterdam erscheinenden theologischen Hauptzeitschriften: „Vaderlandsche Letteroefeningen, Boekzaal, Godgeleerde Bydragen und Nieuw Christelyk Maandschrift," welche die öffentliche Meinung in der theologischen Welt beherrschen, ist keine entschieden gläubig: die erste ist durchgehends rationalistisch, verfolgt die Altgläubigen mit beißendem Spott, und sucht selbst gegen Einzelne auf eine die Holländische „Verdraagzaamheit" wenig bekundende Weise die Obrigkeit anzureizen, die anderen rühmen bei einem übrigens gemäßigten und würdevollen Tone die glückliche Mittelstraße der jetzigen Holländischen Theologie zwischen den Extremen der übertriebenen Rechtgläubigkeit und der Deutschen Neologie. Der lebendige Bibelglaube hat kein Organ in der periodischen Presse, und Verf. macht wiederholt auf die Aehnlichkeit der gegenwärtigen theologischen Zeit Holland's mit der Semler'schen Periode in Deutschland aufmerksam. Allerdings nahm dort die Veränderung der gläubigen Ansicht in einen feinen Rationalismus einen ähnlichen Gang, wenn gleich, dem ruhigern, kälteren Nationalcharakter gemäß, auf eine weit langsamere, leisere und gemäßigtere Weise. Je engherziger das durch den mehr als hundertjährigen Streit zwischen den theologischen Schulen des Coccejus, Voëtius und Lampe beförderte Verketzern über meist unbedeutende Abweichungen vom herrschenden System im Schwange ging, desto üppiger wucherte nun der still und leise emporgekeimte Same, den der Englische Deismus, der Französische Materialismus und der Deutsche Rationalismus längst auf Holländischen Boden geworfen. A. Schultens und Venema, noch mehr Abresch, Schröder und H. A. Schultens brachen der grammatischen Interpretation Bahn, aber auf eine immer einseitigere und gefährlichere Weise, so daß vorzüglich auf diesem Felde der Unglaube unvermerkt, aber festen Fußes vorwärts schritt. Je stärker man sich über sich selbst täuschte, und je weniger man das heimliche Eingedrungenseyn der gefürchteten Neologie mitten in die Kirche klar erkannte, desto empfindlicher und ungerechter war man gegen die Männer, welche es seit 1823 versuchten, ihre Mitbürger zu enttäuschen. Der Vorkämpfer unter diesen war da Costa, der durch seine bekannten „Beschwerden gegen den Zeitgeist," „die Sadducäer," „Geistlichen Waffenruf" und andere Schriften, ungeachtet mancher Mißgriffe und Uebertreibungen höchst wohlthätig wirkte, und die Kirche aus ihrem Traume eines goldenen Zeitalters kräftig aufrüttelte.

Erklärten sich auch der größte Theil der Prediger und der Gebildeten gegen ihn, so trat ein großer Theil des Volkes auf seine Seite, und verehrte ihn als den Vertheidiger des alten Glaubens. In seinem Sinne zeugten darauf öffentlich die Französisch-Reformirten Prediger Bähler und James, der Arzt Capadose, der berühmte Dichter Bilderdyk, Baron Zuylen van Nieveld, van der Biesen, Thelwall, Molenaar.*) „Merkwürdiger Gang der Holländischen Theologie! (B. II. S. 542.) Nachdem sie manches Jahrzehend länger, als Deutschland, der Neologie widerstanden, so mußte auch sie, weil sie meinte, den Glauben durch ihr orthodoxes System und durch die natürliche Bedachtsamkeit des Nationalcharakters festhalten zu können, nachdem der Geist daraus gewichen, und nur eine todte Rechtgläubigkeit zurückgeblieben war, erfahren, daß selbst die Eisenfestigkeit einer bloß äußeren Orthodoxie endlich vom Roste der neuernden Zeit zerfressen wird, wenn sie nicht mit dem Oel des lebendigen Glaubens, mit dem Freudenöl des heiligen Geistes beständig gesalbt, sondern dies vielmehr für Gift der Schwärmerei erklärt und verworfen wird, mußte erfahren, daß ohne solchen Beistand des Geistes die allergrößte fleischliche Bedachtsamkeit der List des Unglaubens nicht widerstehen kann, welcher sich in alle Gestalten zu verwandeln versteht, und unter den Bedachtsamen bedächtig einhergeht."

Nun noch Einiges über die anderen Evangelischen Kirchenpartheien Holland's.

Der Tadel, der die Lehr- und Glaubensrichtung der, zwei Drittheile der Protestantischen Bevölkerung umfassenden, Reformirten Kirche trifft, trifft in ungleich stärkerem Maaße die Lutherische und kleineren Protestantischen Partheien. Schon früh, da erstere noch als Staatskirche, und letztere als Dissenter dastanden, suchten diese, unter welchen der Rationalismus bereits größere Fortschritte gemacht hatte, indem sie sich den Patrioten, als den Hütern der bürgerlichen Freiheit, überall anschlossen, die Bande, mit welchen das kirchliche System die Freiheit der religiösen Meinungen eingeengt, zu zerreißen, und eine unbedingte Glaubens- und Lehrfreiheit zu erringen. Damit ist es ihnen geglückt, aber der Unglaube hat seine Wurzeln immer tiefer unter ihnen geschlagen, und zwar am unverdecktesten in der Lutherischen Kirche. Diese war in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in einem innerlich und äußerlich sehr blühenden Zustande. Benthem **) leitet seinen Bericht über sie vor 134 Jahren mit den Worten ein: „Wenn es uns eine Freude seyn soll, daß die göttliche Erkenntniß sich ausbreitet, so wird es verhoffentlich nicht unangenehm fallen, wenn ich von der blühenden Kirche unserer Glaubensbrüder in diesen Landen etwas melde," und meldet dann, daß sie, der unveränderten Augsburgischen Confession zugethan, und deshalb anfangs Confessionisten genannt, zu seiner Zeit an 34 Orten öffentliche Kirchen und 45 Prediger hatten, welche insgesammt zu Jena ihre Studien absolvirt, und sich bei'm Gottesdienst außer dem Psalter einiger Lobgesänge und Lieder Luther's und Anderer, so wie bei'm Unterricht des kleinen Catechismus Luther's bedienten u. s. w. Das hat sich alles geändert. In Folge des neologischen Unglaubens, den im Laufe, namentlich in den letzten Jahrzehenden, des vorigen Jahrhunderts ihre Prediger aus Deutschland hinüberbrachten und pflanzten, entstand zu Ende desselben in ihrer Mitte eine folgenreiche, und durch die Art ihrer Entst[ehung] kirchenhistorisch merkwürdige Spaltung.

Im Anfang der achtziger Jahre hatte die Gemeinde [zu] Amsterdam (sonst die größte und blühendste Lutherische Gemein[de] Europa's) unter ihren sechs Predigern drei Neologen, Muetzel[becher], Baum und Sterk, welche ihre der symbolischen Lehr[-]norm, die sie beschworen, widerstreitenden Ansichten in Predigt[en] und Catechisationen, wenn auch mit Vorsicht, doch mit aufkläre[-]rischem Eifer zu verbreiten suchten. Das erregte bei Vielen Miß[-]fallen und offenen Widerspruch. Inwiefern von vorn herein d[er] Einfluß politischer Meinungen, und der Gegensatz zwischen d[en] Oranischgesinnten und Patrioten daran Antheil hatte, läßt uns d[er] Verf. nicht durchschauen, doch war die eingedrungene Irrleh[re] ohne Zweifel der Hauptgrund der Spaltung. Am Ende d[es] Jahres 1786 überreichten 126 Gemeindeglieder durch vier D[e-]putirte dem Kirchenvorstande eine Adresse mit der Klage, „d[ie] genannten drei Prediger sprächen sehr selten oder fast nie vo[n] der heiligen Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi, von seine[m] verdienstlichen Leiden und der Rechtfertigung des Sünders alle[in] durch den Glauben, sie verdrehten die Beweisstellen der Schr[ift] über diese Lehrstücke, suchten die Existenz und Wirkungen d[es] Teufels wegzuläugnen, und hielten unaufhörlich Sittenpredigt[en] ohne die Quelle christlicher Tugenden nachzuweisen, und des Gl[au-]bens und der Gnadenwirkungen des heiligen Geistes zu erw[äh-]nen." Auf das Verlangen des Kirchenvorstandes überliefert[en] die Deputirten kurz darauf eine schriftliche Beweisführung üb[er] die in der Adresse aufgestellten dreizehn Anklagepunkte. Die d[rei] Angeklagten stellten eine Vertheidigungsschrift entgegen, such[ten] aber zugleich mit ihren Freunden die Entscheidung aus den Hä[n-]den des Kirchenvorstandes zu spielen, und, was kirchenordnung[s-]widrig war, vor den Richterstuhl einer Gemeindeversammlung [zu] bringen, von welcher sie im Mai 1787 wirklich freigesproch[en] wurden. Der gläubige Theil der Gemeinde konnte dazu ni[cht] schweigen, mehr als 2,000 Gemeindeglieder protestirten geg[en] diesen Beschluß, jedoch ohne Erfolg; dazu kam, daß von den d[rei] rechtgläubigen Predigern zwei nacheinander starben, deren Stel[len] mit Neologen besetzt wurden, so daß nur einer, Hamelau, bli[eb,] der bereits bei Jahren war. Unter diesen Umständen, und u[m] die Predigt des reinen Glaubens und die Unterw[ei-]sung in der heilsamen Lehre sich und ihren Kinde[rn] zu bewahren, vereinigten sich, im Februar 1791, viele hund[ert] Lutherische Gemeindeglieder zu einer eigenen (herstelden) Ev[an-]gelisch-Lutherischen Gemeinde, beriefen auf obrigkeitliche Bewi[lli-]gung zwei Prediger, obigen Hamelau und einen Prediger Sch[...]ten von Rotterdam, rechtfertigten diesen Schritt durch eine [öf-]fentliche Schrift, und vermehrten sich so, daß sie 1792 einen dritt[en,] 1804 einen vierten, und zwar Hochdeutschen Prediger, Me[...] von Osnabrück, der noch jetzt im Segen wirkt, berufen konnt[en.] Die Amsterdamer Gemeinde, mit der sich mehrere andere Lu[the-]rische Gemeinden vereinigt, und für herstelt erklärt haben, z[ählt] 9,000 Seelen (die nietherstelde nur noch 22,000), und be[sitzt] eine große schöne Kirche, welche in Folge der reichlichen Un[ter-]zeichnungen, Vermächtnisse und Liebesgaben, wozu selbst viele [Re-]formirte freudig beitrugen, bereits 1793 eingeweiht werden kon[nte,] und auf der Vorderseite des Giebels mit goldenenen Buchsta[ben] die Texteswort der ersten Predigt Hamelau's enthält: „E[s] blieben aber beständig in der Apostel Lehre."

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Ev. K. Z. 1828, Nr. 20. S. 158—160.
**) A. a. O. S. 501.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 20. August. № 67.

Ueber den religiösen und kirchlichen Zustand Holland's nach dem Werke:

Collektenreise nach Holland und England, u. s. w., von Theodor Fliedner, Evangelischem Pfarrer in Kaiserswerth bei Düsseldorf. Essen 1831, bei G. D. Bädecker.

(Fortsetzung.)

Als späterhin die Evangelisch-Lutherische Kirche, — so nennen sich im Gegensatz der Hersteld-Lutherischen die Mitglieder der größeren Pseudo-Lutherischen Parthei, die man auch unter dem Namen des Neuen Lichts oder der Nietherstelden kennt — sich reorganisirt hatte, lud ihre Synode 1819 die Herstelden-Gemeinden ein, sich mit ihnen zu vereinigen, und deshalb nähere Maaßregeln mit ihnen zu treffen. Die vereinigte Versammlung den Deputirten der letzteren antwortete darauf, „daß auch sie die Trennung in der Niederländisch-Lutherischen Kirche für eine traurige Begebenheit hielten und wünschten, daß sie nie wäre nothwendig geworden. Uebrigens seyen die Gründe der Absonderung bekannt; diese hätten bis jetzt noch nicht aufgehört, ja in Betreff Amsterdam's noch mehr Gewicht erhalten. Nur wenn in necessariis unitas sey, könne eine gründliche Vereinigung zu Stande kommen. Wenn daher solche, unbeschadet der Wahrheit, geschehen könne, so wünschten alle Herstelden-Gemeinden dieselbe, und daß Maaßregeln zu deren Erwirkung getroffen werden möchten." Die nächste Synode lud nun letztere ein, Deputirte zu ernennen, welche mit ihr solche nähere Maaßregeln einleiteten, worauf diese gern darauf einzugehen erklärten, falls die Synode das unveränderte Augsburgische Bekenntniß, wenigstens die vier ersten Artikel — von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, von Christo und der Rechtfertigung — mit ihnen als Fundament des Evangelisch-Lutherischen Glaubens annähme. Die Synode in der nächstjährigen Versammlung bezeugte aber ihr Bedauern, unter solcher Bedingung, welche zu erfüllen sie sich eben so wenig befugt als verpflichtet halte, falls jene darauf beharreten, die angeknüpften Unterhandlungen als abgebrochen ansehen zu müssen, und berief sich auf die feierliche Verpflichtung ihrer angehenden Prediger auf ihre Kirchensymbole, welche der in der Reformirten Kirche üblichen ganz gleich sey. Die Herstelden erwiederten darauf, „daß sie allerdings auf der gestellten Bedingung gewissenshalber beharreten. Auch sie wüßten zwischen einzelnen abstracten, speculativen Wahrheiten, nutzlosen Fragen und Spitzfindigkeiten und zwischen Hauptsachen zu unterscheiden, mit welchen das ganze Christenthum stehe und falle. Ohne eine vorhergehende Uebereinstimmung in den Grundwahrheiten des Evangeliums, welche in unmittelbarer Verbindung mit der Lehre der Seligkeit ständen, hielten sie eine Vereinigung für höchst nachtheilig, ja sey eine christliche Vereinigung unmöglich, und alle Ausdrücke von Lutherischen Glaubensgenossen, von Mitchristen und Union bloß leere Worte ohne Sinn. Die angezogene Verpflichtungsformel lasse eine zwiefache Auslegung zu, und weise auf den Unterschied zwischen einer theilweisen und einer vollständigen Annahme der Lehre hin. Es könne ihnen aber nicht einerlei seyn, ob man unter dem Schein, einer Lehre zugethan zu seyn, dieselbe in Wahrheit verwerfe, somit das Christenthum verändere in Nichtchristenthum, das Lutherthum in Antilutherthum, ein Verfahren, wodurch eben so sehr die sittlichen Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen würden, als es die Gemüther, vorzüglich der Schwachen, verwirre. Schließlich verwahrten sie sich gegen die Beschuldigung, als hätten sie unfriedfertig die Unterhandlungen abgebrochen; mancher lieblose und Verfolgungssucht athmende Beschluß sey schon von der Gegenseite, bei allem Prahlen mit ihrer Verträglichkeit, wider sie ausgegangen, sie aber setzten nach wie vor in die Uebereinstimmung, in Betreff der Lehre der Seligkeit, den höchsten Werth, wünschten dabei zu bleiben, wenn sie auch deshalb den Haß der Welt erfahren sollten, und stellten ihre Sache dem anheim, der da recht richtet." — Damit endigten die Unterhandlungen, und sind seitdem nicht wieder angeknüpft worden. Die sieben Herstelden-Gemeinden haben zehn Prediger, und ihre gesammte Seelenzahl beträgt zwischen 11—12,000. Sie unterhalten sich selbst in Absicht aller kirchlichen Bedürfnisse, und haben, um sich nicht in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dem Staat zu setzen, der die beregte Vereinigung wünscht, die von demselben ihnen angebotenen jährlichen Unterstützungen abgelehnt. Wegen der Reinheit ihrer Lehre, an welcher sie im Allgemeinen noch immer halten, werden sie von den Reformirten weit mehr geachtet, als die sogenannten Evangelisch-Lutherischen, obwohl nach dem Verf. zuweilen eine starre, todte Orthodoxie mehr, als ein lebendiger Glaube unter ihnen vorgewaltet, und ein feiner Geist der Neo-

logie in der letzteren Zeit einigen Raum zu gewinnen angefangen hat, wie aus den in ihrem Schooß vor vier Jahren entstandenen, in diesen Blättern bereits berichteten Streitigkeiten zwischen dem Candidaten Dr. Kohlbrügge und dem Prediger Ueckermann hervorgeht.

Was Verf. von der Gegenparthei anführt, ist sehr betrübend. Der rationalistische Unglaube ist seit der Spaltung durch ihre Gemeinden*) in einem Grade durchgedrungen, wie vielleicht bei keiner anderen Protestantischen Kirchenparthei des Landes. Von den zahlreichen Predigern, welche er in verschiedenen Städten predigen hörte, hörte er nichts Anderes als dürre Sittenlehre, wenn schon bisweilen mit großer Rednergabe, vortragen. Daher ist der Kirchenbesuch weit weniger häufig, als bei den Herstelden und Reformirten, findet ein viel gehäufteres unfruchtbares Dringen auf fleißiges Kirchengehen von den Canzeln statt, und besuchen die ein tieferes Bedürfniß nach der Weisheit und dem Troste Gottes in Christo fühlenden Lutheraner, weil es nur an sehr wenigen Orten Herstelde-Gemeinden gibt, meistens die Reformirten Kirchen, treten auch wohl zu deren Glauben über. Statt Luther's Catechismus gebraucht jeder Prediger einen beliebigen; einer der berühmteren ist der im Schooß der Kirche erschienene von Statius Müller, der unter andern die Wiedergeburt nicht für alle, sondern nur für die groben Sünder nothwendig hält, welche diese Veränderung aber selbst in sich bewirken, so daß sie in Absicht ihres neuen Herzens Schöpfer und Geschöpf zugleich sind. — Die Seelenzahl aller 46 Gemeinden ist 47,000, unter 57 Predigern, aber im Abnehmen begriffen. Sie besitzen seit 1818 ein eigenes theologisches Seminar in Amsterdam, auf welchem ihre künftigen Theologen studiren müssen, unter dessen Professoren, Plüschke, Ebersbach und Sartorius, die zwei ersten erklärte Rationalisten sind, wodurch es leider unmöglich wird, daß das Wiederaufleben eines gläubigen Geistes auf den Deutschen Universitäten jetzt den Schaden vergüte, den ihr früherer ungläubiger Geist einst der Kirche zugefügt.

Ueber die kleineren Kirchenpartheien heben wir noch Folgendes aus: Die Remonstranten wollen, da sie sich noch immer als zur Reformirten Kirche Holland's gehörig ansehen, keine besondere Kirchengesellschaft genannt seyn, sondern nennen sich Remonstrantisch-Reformirte Brüderschaft. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig nicht mehr völlig 5,000 Seelen in 20 Gemeinden — nebst 5 Filialen — unter 21 Predigern, dagegen waren 1809 noch 34 Gemeinden unter 40 Predigern. Ihre Anzahl nimmt, zumal bei der herrschenden Liberalität der Reformirten Kirche in Glaubenssachen, erstaunlich ab. Seit 1795 erhalten sie vom Staat Unterstützung. Aber auch der innere Zustand der Gemeinden ist nicht erfreulich. Von den im Jahre 1610 aufgestellten, und auf der Dordrechter Synode vertheidigten fünf Glaubensartikeln wich ihre Glaubenslehre sehr bald ab. Zwar gab Episcopius, einer ihrer angesehensten Prediger, 1621 ein damit übereinstimmendes Bekenntniß heraus, erklärte jedoch zugleich, daß dasselbe nur den Glauben der damaligen Prediger ausdrücke. Auch haben es die Remonstranten nie als eine Norm ihres Glaubens anerkannt, vielmehr ist das ihr unterscheidendes Kennzeichen, daß sie gar kein Symbol haben, und Jeden als ihr Kirchenmitglied anerkennen, der, frei von Abgötterei, Gewissenszwang und einem ärgerlichen Leben, die heilige Schrift für die einige Richtschnur des Glaubens und des Lebens hält, in deren Auslegung sie aber Jedem vollkommene Freiheit lassen, so daß, was er darin als Wahrheit zu finden meint, er mit Bescheidenheit glauben und lehren darf. So herrscht denn wirklich die Neologie fast allgemein bei den Predigern, wozu der flache Rationalismus des ihrem theologischen Seminar lange Zeit vorgestandenen Professors Conynenburg viel beigetragen hat. Seit 1827 ist an dessen Stelle der bekannte des Amorie van der Hoeven aus Rotterdam, ein Abkömmling des Arminius, berufen worden, der, obwohl noch nicht entschieden gläubig, doch dem Rationalismus entschieden feind ist, und der Wahrheit ernstlich nachzuforschen scheint. Im Jahre 1796 thaten sie in einem Sendschreiben an alle Protestantischen Kirchengesellschaften Holland's den Vorschlag zu einer engeren oder weiteren brüderlichen Vereinigung Aller, wenigstens durch gegenseitige Zulassung zum heiligen Abendmahl. Eine Taufgesinnte Gemeinde vereinigte sich darauf*) mit der dasigen Remonstrantischen, und 1817 und 1819 haben die Reformirten und Lutherischen Synoden sich durch den Beschluß, daß auch confirmirte Protestanten anderer Confessionen, von unanstößigem Wandel, in ihren Kirchen das heilige Abendmahl mit feiern dürfen, der Erfüllung ihres Wunsches genähert. Ihnen kommen, in Bezug auf den Lehrbegriff, die Mennoniten, oder wie sie sich selbst**) nennen, die Taufgesinnten, nahe. Sie haben keine unterscheidenden Lehren mehr, als daß sie den Eid und die — übrigens auch von manchen Remonstranten unterlassene — Kindertaufe verwerfen. Die Annahme obrigkeitlicher Aemter und des Kriegsdienstes wird nicht mehr für unerlaubt gehalten. Sie sind stolz darauf, kein Glaubensbekenntniß, sondern eine unbegrenzte Freiheit im Lehren und Glauben zu besitzen, und rühmen diesen Freiheitsgeist, der, wie ihr Professor, S. Müller, sich ausdrückt, „auf helle und aufgeklärte Begriffe in der Religion und auf ein werkthätiges Christenthum dringt, und, mit Mäßigung auf seinem Wege fortgehend, und die Fortschritte des menschlichen Geistes in dem Bibelstudium dankbar benutzend, alle Extreme zu vermeiden sucht." Diese bekannte, den Glauben ignorirende Sprache hat einen rationalistischen Klang, die Norm der heiligen Schrift, darauf sie sich, wenn nicht unehrlich, doch in grober Selbsttäuschung beruft, ist Prätext ihrer Willkühr, und in der That vermeidet man zwei Extreme, das wirkliche des Unglaubens, in so weit als man in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken von Christo und seinem Worte spricht und sich biblischer Redensarten bedient, und das vermeintliche des reinen Bibelglaubens, indem man die Dreieinigkeit verwirft, Christum als den erhabensten Menschen rühmt, auf's Beste Arianische Begriffe von ihm hat, das Verdienst seines Todes in die Bestätigung der Wahrheit seiner Lehre setzt, und die natürliche Verderbtheit sammt der Wiedergeburt für Wahn achtet. Was der Verf. aus dem trefflichen älteren Catechismus Deknatel's und

*) Unter den Ausnahmen bemerkt Verf. die Gemeinde zu Nymwegen, wo der Geist des Glaubens sich kräftig erweist, zumal der neue Prediger Westhoff auf demselben Bibelgrund fortbaut, den sein Vorgänger Feldhoff gelegt hat.

*) B. I. S. 308. steht 1797, S. 172. aber 1799.

**) Und richtiger, da in der That die dem strengeren rechtgläubigen Lehrbegriff Menno's zugethane Parthei der Sonnisten in der sich zum Arianismus und Socinianismus hinneigenden Parthei der Lammisten seit 1800 gänzlich untergegangen ist. Sie mögen nicht nach Menschen genannt seyn, deren Glaube nicht mehr der ihrige ist. Nach demselben richtigen Wahrheitsgefühl protestiren manche Deutsche Lutherische Rationalisten gegen diese Bezeichnung, mögen auch lieber Protestanten als Evangelische heißen, weil ihnen das Evangelium, wie es da ist, in seinem buchstäblichen, durch eine aufgeklärte Exegese noch nicht gelichteten Inhalt, nicht zusagen will.

x: neueren vielgebrauchten Hoekstra's aushebt,*) zeigt ihre i: Versunkenheit in den Unglauben. In Absicht der geprieseu Toleranz und Freiheit sind sie nicht besser, als andere Neo:on, toleriren ihre eigenen Ansichten, und wirken denen, welche i ihrer Freiheit auf ihre Weise, mehr dem Evangelio gemäß, enen, feindselig entgegen, was aus ihrem Verhalten gegen n sonst hochgeachteten theuren Prediger Jan ter Borg her:leuchtet. Dieser hatte, statt seiner früheren ästhetisch-gemüthlen Ansichten, den lebendigen Glauben an Christum gefunden sofort mit tiefem Ernst gepredigt, dabei aber zugleich die re von der Gnadenwahl, welche nach der in Holland seit zwei hrhunderten festgewurzelten Ansicht als fast unzertrennlich von r gläubigen Denkweise angesehen wird, umfaßt. Die Folge , daß fast alle Gemeindeglieder ihm aus der Kirche blieben, der Kirchenvorstand ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, volle ihm gern seinen vollen Gehalt lassen, wenn er sein öf:liches Lehramt niederlegen würde. Directer gegen ihn zu ahren, war nicht wohl thunlich, ohne den Grundsatz der Lehr:eit gröblich zu verletzen, und sich vor allen Mitbürgern zu promittiren. Dazu wollte sich aber ter Borg begreiflich t verstehen. Um ihn möglichst unschädlich zu machen, und mit, gegen ihn das Uebergewicht im Predigtamt zu behaupten, wurde 1827 zum Professor am theologischen Seminar erwählten Müller ein Gehülfe in der Professur und dem Predigtamt in Person des übrigens achtbaren jungen Predigers Koopmans ben, und im folgenden Jahre legte ter Borg freiwillig sein t nieder, nachdem er, bei weiterem Forschen in dem Worte Gottes, Schriftwidrigkeit des Verbots der Kindertaufe erkannt hatte.

Mit Recht macht der Verf. den Taufgesinnten den Vorwurf Inconsequenz, daß sie, während sie sich einer unbeschränkten ubens- und Lehrfreiheit rühmen, doch auf den Glauben an besondere Lehren verpflichten, und damit in diesen Punkten n Gewissenszwang ausüben. Das erkennen auch Einzelne r ihnen, z. B. Prediger Doyer zu Zwoll, welcher die als der getauften Christen in seine Gemeinde aufnimmt, ohne sie er zu taufen, aber er gehört freilich nicht zu dem großen band der Societät, so wenig als die Gemeinden, welche den feinen Taufgesinnten oder alten Flamingern noch übrig . Diese Societät bildeten unter sich im Jahre 1811 die ten Gemeinden der groben Taufgesinnten, nachdem bereits Jahre 1800 die unter ihnen seit 1664 bestandenen beiden theien der in der Lehre strengeren Mennonitischen (Apo:ien, Sonnisten) und der laxeren Remonstrantischen Tauf:nten (Galenisten, Lammisten) sich völlig vereinigt hatten. s bisher von den Taufgesinnten gesagt ist, trifft nur die gro:, nicht die — an Zahl sehr zusammengeschmolzenen, nur noch r Gemeinden bildenden — feinen, deren Glaubensbekenntniß Jahre 1755 im Allgemeinen den Glauben unserer Evangelischen he enthält. Die gesammte Seelenzahl aller Niederländischen fgesinnten beträgt beinahe 32,000 Seelen. 1809 waren noch Gemeinden mit 185 Predigern vorhanden, 1829 nur 111 Ge:nden mit 8 Filialen und 109 Predigern, worunter jedoch viele udirte, sogenannte Vermahner. 13 Gemeinden waren vacant.

Die Collegianten oder Ryosburger, welche auch nur achsene, und zwar durch Untertauchung, tauften, und eine emeine Glaubensfreiheit, aber gar kein kirchliches Amt unter statuirten, so daß Jeder in der Versammlung predigen, das ige Abendmahl austheilen und taufen durfte, sind als Secte ausgestorben. Ihnen bald folgen wird die in Delft ihren Sitz habende, 1797 gestiftete Kirchengesellschaft Christo Sacrum, welche eine Vereinigung aller verschiedenen christlichen Partheien zu Einer allgemeinen christlichen Kirche bezweckt, so daß sie alle confessionellen Streitpunkte dem Gewissen eines Jeden überläßt, und keines ihrer Mitglieder sich von seiner alten Kirche zu trennen braucht. Ihre Grundgesetze klingen zwar christlich, doch beseelte sie von der Entstehung an ein Geist feinen Unglaubens. Mit dem Ableben ihres hochbejahrten Predigers und Mitstifters, van Haastert, früher Zeichenlehrers, wird sie wohl erlöschen. Ueber die Secte der Necessitarier, so wie über die Separatisten Stoffelmüller und Beigebauer (vgl. Ev. K. Z. 1827 Nr. 48.) vermissen wir nähere Mittheilungen. Von den Jansenisten, oder Kirche von Utrecht, wie sie sich nennen, welche 1809 noch 33, gegenwärtig 27 Gemeinden mit nicht ganz 5,000 Seelen zählen, rühmt Verf., daß sich ihre Geistlichen und Laien durch eine liberalere, aufgeklärtere Denkweise auszeichnen, die Bibel eifrig unter sich verbreiten, wegen ihrer strengeren Sittenlehre auch eine strengere Sittenzucht üben, sonntäglich predigen u. dgl., beklagt aber ihre Inconsequenz, mit der sie fortwährend das Ansehen des Papstes — in ihrem Catechismus — aufrechthalten, und in der That ihm den Gehorsam verweigern, wegen einiger Streitpunkte der Disciplin und Sittenlehre ein Schisma von der Römischen Kirche ertragen, aber doch immer mit ihr noch dieselbe Finsterniß in allen Hauptglaubenslehren theilen, in der Dämmerung verbleiben wollen, und darum früher oder später in die finstere Römische Nacht zurücksinken werden.

Von den jungen Studirenden bemerkt der Verf., daß sie ihre erste gelehrte Bildung auf den Lateinischen Schulen erhalten, in welche sie im zehnten Jahre aus der Elementarschule übergehen. Ueber die Organisation und gegenwärtige Beschaffenheit des Niederländischen Elementarschulwesens liefert er einen ausführlichen Bericht, erkennt die vielen wesentlichen Verbesserungen an, welche im Aeußern und Innern der Schulen, besonders seit der Thronbesteigung des edlen Oranischen Fürstenhauses, stattgefunden haben, unter andern die Einrichtung, daß sich die Schulcommissionen jeder Provinz dreimal jährlich zu gemeinsamen Berathungen versammeln, daß das Englische Monitor-System der wechselseitigen Unterrichtsmethode in größeren Schulen benutzt wird, was er nur noch im ausgedehnteren Umfange wünscht, tadelt aber mit Recht, daß nicht der geringste Schulzwang vorhanden, und die Anregung des Ehrgeizes als des Haupthebels zur Beförderung des Fleißes und der Sittlichkeit vorherrschend ist, daß die Schulen fast alles religiösen Elements entbehren, und aus aller Beziehung zur Kirche losgerissen sind, in vielen nicht einmal täglich das Gebet geschieht, das Bibellesen selbst aus den rein Evangelischen Schulen verbannt ist, die Schullesebücher meist im Basedow-philanthropischen Geiste geschrieben sind, und einen nichts weniger als christlichen Geist athmen, aus dem Catechismus nichts gelernt werden darf, und biblische Geschichte nur einmal wöchentlich, in manchen Schulen, wie der Religionsunterricht, gar nicht statt findet. Die Religion wird so wenig in Betracht gezogen, daß nach dem Schulgesetz Katholische Schullehrer rein Evangelischen Schulen und umgekehrt vorgesetzt werden können, der Pfarrer, als solcher, nicht einmal Mitglied des Schulvorstandes über seine Pfarrschule, viel weniger Vorsitzer des Schulvorstandes ist, und die Schulinspectoren von der Regierung in der Regel nicht aus den Pfarrern, den natürlichen Wächtern und Pflegern der Schulen, sondern gewöhnlich aus den Kaufleuten und anderen gebildeten Laien erwählt werden. Durch solche unnatürliche Losreißung (B. II. S. 340.) der Tochter von der Mutter und ausschließliche Uebergebung derselben an eine fremde Amme hat die Regierung, statt ihren Zweck der Volksaufklärung, namentlich in Südniederland, zu erreichen, nur die Ka-

*) Auch der von S. Müller 1825 umgearbeitete kleine Bremer Catechismus ist von dem Geist eines feinen Unglaubens inficirt.

tholische Kirche und somit das Volk gegen sich erbittert. Daß aber die Niederländische Evangelische Kirche — denn auch die Kirche hat ihre Rechte — die Verbannung der heiligen Schrift aus allen ihren Schulen hat ruhig zulassen, und sich alle Mitwirkung auf die Schulen, welche nicht bloß für das bürgerliche, sondern auch für das christliche und kirchliche Leben erziehen und vorbereiten helfen sollen, hat ohne alle Einrede entreißen lassen können, und die völlige Verweltlichung dieser christlichen Institute mit gleichgültigeren Augen anzusehen scheint, als ihre Katholische Schwesterkirche, ist allerdings unbegreiflich, bei aller Rücksicht auf die confessionellen Schwierigkeiten. So führt Verf. als ein Hauptgebrechen der Schullehrer-Seminareinrichtung den Mangel an genügendem Religionsunterricht an, der grade in der jetzigen Zeit überall um so unentbehrlicher sey, als so manche talentvolle, aber ungläubige Theologen und Schulmänner sich den Schullehrerstand recht zur Beute für ihren Unglauben ersehen haben, um mit einer gewissen herzlichen, religiös klingenden Sprache, so wie mit beständigen Betheuerungen ihrer Ehrfurcht vor Mose und den Propheten, Christo und den Aposteln, den Grund aller Ehrfurcht vor denselben, durch Bestreitung der Glaubwürdigkeit der Geschichte derselben, wie sie die heilige Schrift uns lehrt, umstürzen, und eine doppelte Lehrweise einer esoterischen und exoterischen Religion einführen, und somit alle Wahrheit, allen Segen des Wortes Gottes und alle Wirksamkeit christlicher Prediger untergraben, wie z. B. Dinter in seiner seelenverderblichen Schullehrerbibel.

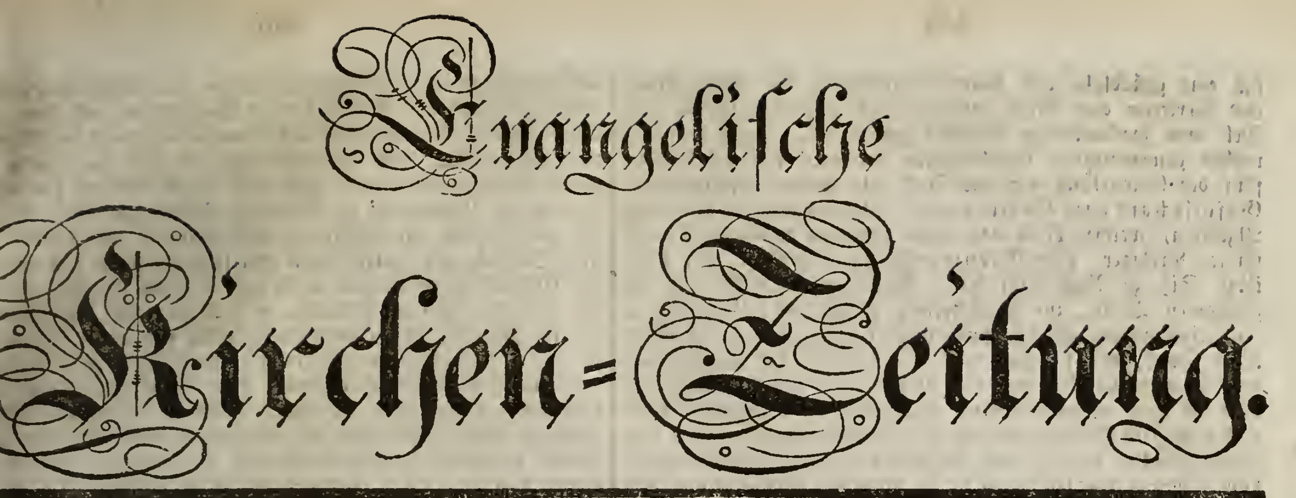
(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(England.) Wir heben noch einige Nachrichten aus den Englischen Zeitschriften über die diesjährigen Jahresversammlungen der christlichen Gesellschaften aus. Die „Londoner Gesellschaft zur Förderung des Christenthums unter den Juden" hielt am 6. Mai ihre Versammlung, wo, statt des Präsidenten Sir Thomas Baring, der Bischof von Litchfield und Coventry den Vorsitz führte. Die Einnahme der Gesellschaft, welche im vorigen Jahre gesunken war, hatte im letzten sich wieder um 2,010 Pf. gemehrt, und war auf 14,144 Pf. gestiegen. Der bekannte Missionar Joseph Wolff ist jetzt aus aller Verbindung mit der Gesellschaft entlassen, was wohl Allen, die an dieser Sache Theil nehmen, erfreulich seyn wird. — Die „Religiöse Tractatgesellschaft" (Religious Tract Soc.) kam am 13. Mai zusammen. Die Gesellschaft hat, dem Bericht zufolge, im vorigen Jahre 233 neue Schriften drucken lassen, darunter 12 in Irischer Sprache, und 20 neue Hülfsgesellschaften haben in Großbritannien sich gebildet. Die Einnahme der Gesellschaft durch Beiträge betrug im verflossenen Jahr 3,342 Pf. St. Ueber 10,000 Tractate wurden während der Untersuchungen und Hinrichtungen vertheilt, welche in Folge der Unruhen, Brandstiftungen und Empörungen in mehreren Gegenden England's statt gefunden hatten; außerdem sind den Agenten der „Einheimischen Missionsgesellschaft" 11,525 Tractate bewilligt worden. Unter den auswärtigen Wirkungskreisen der Gesellschaft ist seit der letzten Zeit einer der bedeutendsten China, wo ein großes Verlangen nach den Schriften derselben herrscht. — Die „Brittische Reformationsgesellschaft," deren Zweck es ist, die Grundsätze der Reformation zu verbreiten, hielt am 13. Mai ihre Versammlung unter dem Vorsitz des Lord Lorton. Der Bericht erwähnte, daß im verwichenen Jahre die Zahl der Katholischen Capellen in England zugenommen habe, und deshalb größere Anstrengungen der Gesellschaft nöthig würden; besonders in Staffordshire und Lancashire breite sich der Papismus aus. In Bath allein hält die Gesellschaft 13 Bibelvorleser, welche von Haus zu Haus unter den Katholiken herumgehen. Dr. Baynes, der Römische Bischof jenes Distrikts, hat seinen Geistlichen verboten, den Versammlungen zur Besprechung über die Lehren beider Kirchen beizuwohnen; aber auch die Auctorität des Papstes selbst hätte das Volk nicht abhalten können, hinzukommen und zu hören und selbst zu urtheilen. Durch die Verbreitung von Streitschriften über das Papstthum hat die Gesellschaf[t] viel Gutes unter den verfinsterten Katholiken gestiftet. — Ganz beson[-]ders zeichneten sich diesmal die Jahresversammlungen der Missionsgesellschaften aus, wegen der großen, herrlichen Erfolge, die si[e] aus allen Gegenden der Welt von der zwar langsam, aber sicher fortschreitenden Ausbreitung des Evangeliums berichteten. Die „Englisch kirchliche Missionsgesellschaft" hielt ihre 31ste Jahresversammlung am 3. Mai in Exeter Hall, unter dem Vorsitz des Lord Gambier. Nach dem vorgelesenen Berichte hatte die Gesellschaft [ei]ne Einnahme von 46,584 Pf. St. gehabt. Im Missionsinstitut [der] Gesellschaft zu Islington bei London befanden sich siebzehn Zöglinge; neun waren im Jahr 1800 in die Heidenwelt eingetreten. Eine Districts-Besuchgesellschaft (District visiting Soc.) war [i]n Islington errichtet worden, welche für die Missionszöglinge ein[e] schöne Gelegenheit zu Vorarbeiten für ihren künftigen Beruf dar[-]bot. Die Missionsarbeiten der Gesellschaft erstrecken sich über Westafrica, Abyssinien, Neu-Seeland und Westindien. Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausbreitung des Evangeliums im Morgenland entgegenstellen, seyen groß, aber dennoch nicht zu vergleichen m[it] denen, welche in Westindien dem Unterrichte der Sklaven in d[en] Weg gelegt werden; das Beiwohnen des öffentlichen Gottesdienst[es] reiche oft hin, einem Sklaven Ahndung von Seiten seines Herr[n] zuzuziehen. Noch immer dauern die Mißbräuche fort, daß der gan[ze] Sonntag für sie unter weltlichen Beschäftigungen vergehe, inde[m] diesen Tag namentlich die Märkte gehalten werden. Einige Au[s-]nahmen machen allerdings einige unter den Sklavenbesitzern, welc[he] sowohl für das äußere Wohl, als für den christlichen Unterricht i[h-]rer Sklaven Sorge trügen. Als die Frage wegen der Annahm[e] des Berichts der Gesellschaft vorgelegt wurde, erhob sich Herr Wil[…] und brachte ein Amendement in Vorschlag, zum Besten, wie er sagt[e] von 800,000 seiner Mitmenschen; wenn er es nicht vorschlüge, wür[de] er nicht ruhig schlafen können. Es seyen zwar einige Stellen d[es] Berichts vollkommen wahr, aber sie seyen doch so ausgedrückt, da[ß] man daraus sehr nachtheilige Folgerungen für die Sklavenbevölkerung in den Englischen Colonien ziehen könne. Immer möge wahr seyn, daß es viele treffliche, wohlmeinende Sklavenbesitzer geb[e,] welche das äußere und innere Wohl der Sklaven zu befördern suc[h-]ten; aber er könne es der Versammlung beweisen, daß selbst a[uf] den Gütern dieser ihre Bemühungen durch die Verfassung sel[bst] vereitelt würden. Auch da würden Männer und Weiber mit d[er] Peitsche zur Arbeit getrieben, viele empfingen kaum so viel Loh[n,] daß sie existiren könnten; die Ehe werde entweder nicht berücksicht[igt] (die Ehegatten getrennt), oder Hindernisse ihrer Schließung in d[en] Weg gelegt, und sehr viele lebten wie die Thiere zusammen. [Er] könne beweisen, daß auf dem Gute eines Herrn, der, wie er glau[be,] hier anwesend sey, die Sklaven so behandelt werden, obwohl er [so] den besten Willen habe und sich bemühe, die Lage der Sklaven [zu] verbessern. Dasselbe sey auf Lord Combermere's Gütern [der] Fall, eines der menschenfreundlichsten Männer, die es gebe; al[lein] Alles, was der edle Lord unternehme, werde durch die Sklavenv[er-]fassung vereitelt. Wenn nun die Darstellung, wie sie der Beri[cht] enthalte, ausgehe, dann würden dadurch die Bemühungen zur A[uf-]hebung der Sklaverei aufgehalten, denn man würde sich auf [die] kirchliche Missionsgesellschaft berufen, welche behaupte, daß es d[och] auf vielen Gütern wenigstens den Sklaven so wohl gehe. Er schl[ug] daher als Amendement vor, daß der Secretär beauftragt werde, [zu] jener Stelle des Berichts über die Lage der Sklaven hinzuzufü[gen:] „Auch auf den Gütern der eben erwähnten Männer sey aber [die] Wirkung der Verfassung selbst die, daß ihre guten Absichten n[icht] in's Leben treten könnten." Das Amendement wurde durch [den] Prediger Wilson unterstützt, und einiges Widerspruches ungeac[htet] von einer großen Mehrheit angenommen. —

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 24. August. № 68.

ber den religiösen und kirchlichen Zustand Holland's nach dem Werke:

lllektenreise nach Holland und England, u. s. w., von Theodor Fliedner, Evangelischem Pfarrer in Kaiserswerth bei Düsseldorf. Essen 1831, bei G. D. Bädecker.

(Schluß.)

Die Religion, als Lehrgegenstand, ist auch (B. II. S. 178.) dem Lehrplan der Lateinischen Schulen ausgeschlossen. Nach ndigtem Cursus auf diesen besucht der Studirende entweder rst ein Athenäum, oder sogleich die Universität. Auch die ologischen Professoren fragen in allen Vorlesungen über das rgetragene — in den Lateinischen Lateinisch, — und die Stuenden respondiren in gleicher Sprache. Es herrscht unter Letzen ein ernster Eifer und ausgezeichnete Wissenschaftlichkeit, lche durch viele kleine wissenschaftliche Vereine, die sie unter wöchentlich ein- bis zweimal Abends halten, befördert wird, von gemeinsamer Uebung in der Gottseligkeit, wie in früher Zeit, ist nicht mehr die Rede, „denn das wäre ja Mysticis s." Häufiger freundschaftlicher Verkehr mit den Professoren, d der Umgang mit gebildeten Familien üben einen wohlthäen Einfluß auf ihre Sitten, so daß sehr selten Duelle unter nen vorfallen, und sie ohne diese sündhaften subtilen Raufereien, lche so vielen Deutschen Studenten zur Erhaltung ihrer Ehre entbehrlich scheinen, Ehre und Anstand recht gut zu behaupten ssen. Ein Studiencursus geht durch's ganze Jahr; nur einl im Jahre, im Sommer, sind dreimonatliche Ferien. We der bedeutenden Kosten des Universitätslebens hat der König dem Jahre 1820 alle theologischen Collegien, gegen eine Vertung an die Professoren, frei gegeben, und allen Predigersöhnen, lche Theologie studiren, eine jährliche Unterstützung von 200 Fl. willigt. In kirchlicher Hinsicht werden die Studenten bei er Ankunft auf der Universität Glieder ihrer confessionellen meinde daselbst, und bringen — namentlich die reformirten, ch Nichttheologen, — ein Kirchenzeugniß mit, das sie dem Kirnrath ihrer Gemeinde überliefern. Doch genießen sie keiner ciellen Seelsorge, über deren Nothwendigkeit und Ausführbart der Verf. sehr beachtenswerthe Winke gibt. Er zeigt, daß unsere geistlichen Behörden das Bedürfniß derselben fühlen, aber durch die Anstellung eines besonderen Universitäts-Seelsorgers, dem jeder Evangelische Studirende ein Kirchenzeugniß von dem Pfarrer der Gemeinde seines Gymnasial- oder sonstigen Wohnortes in den ersten Tagen seiner Ankunft persönlich überreicht, der jeden Studirenden wenigstens halbjährlich in dessen Wohnung besucht, den älteren Theologen außer practischer Bibelerklärung und paränetischen Lectionen practische Anleitung zum Catechisiren, zum Krankenbesuche und Armenpflege, zum Schulunterricht durch Leitung von Sonntagsschulen 2c. ertheilt, und von dem alle Evangelische Studirende, auch Nichttheologen, bei'm Abgange von der Universität ein neues Kirchenzeugniß über ihr christliches Betragen, ihre Theilnahme am Gottesdienst und dem heiligen Abendmahl ausgestellt erhalten, — auf eine ganz einfache, freundliche, die academische Freiheit wenig beschränkende Weise, und ohne einen Schein von Gewissenszwang, den Jünglingen eine geistliche Stütze darbieten würden, der sie grade in dieser Zeit, wo das Herz am stärksten von Leidenschaften hin- und hergeworfen wird, und der Verstand in seinem Forschen auf allen Gebieten des Wissens so leicht die Demuth verliert und dem Unglauben Raum gibt, so dringend bedürfen. Ferner empfiehlt er zur Vollendung der theologischen Bildung künftiger Pfarrgeistlichen, statt der Ueberweisung an erfahrene Pfarrer auf dem Lande, die Errichtung practisch-geistlicher Provinzial-Seminare, als vermittelnde Zwischenanstalten zwischen dem academischen und dem geistlichen Amtsleben.

Höchst interessant und belehrend ist die Darstellung des Niederländischen Armenwesens (B. II. S. 64 ff.), besonders der sowohl vom staatswirthschaftlichen als christlichen Standpunkt aus empfehlenswerthen freien und unfreien Armen-Colonien, deren Vorzüge der Verf. eben so gerecht würdigt, als er ihre Gebrechen aufdeckt, unter welchen auch der Mangel an hinreichender Seelsorge ist. Diesen so wie den an genügendem Schul- und Religionsunterricht rügt er auch in der ausführlichen Beschreibung des Niederländischen Gefängnißwesens (B. I. S. 342 f., 359 f.), welche er mit treffenden Bemerkungen über das Nordamericanische und Preußische begleitet. Wir müssen sie übergehen, und weisen schließlich auf die von dem Verf. vielfach hervorgehobene, wahrhaft großherzige Menschenfreundlichkeit hin, welche

sich eine gründliche und dauernde Errettung der Masse Armer und Verirrter aus ihrem leiblichen und geistlichen Elende zum Ziel ihres fortdauernden Wirkens gesteckt hat. Unter den zahlreichen gemeinnützigen Gesellschaften erwähnen wir der in Hinsicht der Einwirkung auf das Volk alle übrigen übertreffenden Gesellschaft zum Gemeinwohl (Maatschappy tot Nut van't Algemeen), welche, 1784 von einem schlichten gläubigen Taufgesinnten Prediger, van Nieuwenhuizen, gebildet, seit 1787 ihren Sitz zu Amsterdam hat. Aufklärung und Bildung des geringeren Volks, zur Beförderung allgemeiner Sittlichkeit in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Religion, ist ihr rühmlicher Zweck, den sie auch durch Verbesserung des Schulwesens und intellectuelle Bildung des Volkes zum Theil erreicht hat, aber bei ihrer außerordentlichen Verbreitung, — im Jahre 1829 zählte sie 192 Hülfsvereine mit 13,174 Mitgliedern — viel heilsamer erreichen würde, wenn sie statt der verderblichen Anregung und Nährung des Ehrgeizes (z. B. durch das öffentliche mit theatralischem Schaugepränge verbundene Austheilen von Ehrenpreisen an Personen, welchen durch Gottes Gnade Muth zu einer edlen That geworden ist) vielmehr das religiös-christliche Element zu einer der Haupttriebfedern der Beförderung ihrer Zwecke machte. Sie hat, besonders in der neueren Zeit, mehr eine allgemeine, bürgerliche, auf Sand gebaute Moral befördert, und läßt uns auch von dieser Seite auf den zum Grunde liegenden Geist des Indifferentismus und heimlichen Unglaubens hindurchblicken, „der einem kahlen, leeren, leblosen und alles höhere Leben der Seele ertödtenden Deismus Bahn macht, alle Weisheit, Güte und Heiligkeit Gottes in Christo wegnimmt, und nur den freud- und friedlosen Glauben an die eigene menschliche Weisheit, Güte und Heiligkeit, und an einen todten, deistischen Gott übrig läßt."

So weit unsere Auszüge. Blicken wir zunächst auf die Vertheilung von Lob und Tadel zurück, so müssen wir von vorn herein dem Verf. bezeugen, daß er sich von seinem Standpunkt aus überall einer gewissenhaften Unpartheilichkeit befleißigt: er hat nirgend Holland zur Folie herabgewürdigt, um dadurch etwa sein Vaterland in einem glänzenderen Lichte hervortreten zu lassen, aber sich auch von dem Gefühl der Dankbarkeit, das sich in beiden Bänden auf eine schöne rührende Weise ausspricht, so wenig gegen die Pflicht der Wahrheit einnehmen lassen, daß er vielmehr in seiner Beurtheilung der bezeichneten vier großen Verhältnisse des Landes mit rücksichts- fast schonungsloser Strenge zu Werke geht. Das thut uns leid im Hinblick auf diejenigen, welche dadurch des beabsichtigten Segens seiner Schrift verlustig gehen möchten, am meisten im Hinblick auf das Volk, dessen innerstes Leben er uns, besonders von seiner religiösen und theologischen Seite, in scharfen charakteristischen Zügen wiedergibt. Seine Befähigung dazu, sowohl die äußere als innere, unterliegt wohl keinem Zweifel. Während eines fast neunmonatlichen Aufenthalts in diesem Lande erleichterten ihm seine vielfachen Berührungen mit den verschiedensten Ständen und Classen des Volks die Einsammlung der nöthigen Materialien und die Beobachtung des im Volke herrschenden Geistes; dazu machte er, um die noch vorhandenen Lücken zu ergänzen, im Sommer 1827 eine vierwöchentliche Reise durch Holland, Brabant und Friesland, und holte, was ihm hier noch entgangen war, während der Bearbeitung des Buches durch Correspondenz mit Holland nach, deren Spuren bis zum Jahre 1830 darin zu Tage liegen. Und daß er sich in der That seines Gegenstandes bemächtigt hat, so wie von seinem entschieden biblischen Standpunkt, seiner Beobachtungs- und Combinationsgabe, seiner vielseitigen gründlichen Belesenheit, seiner Sorgfalt und Genauigkeit im Nachforschen und seiner critischen Umsicht, Besonnenheit und Gewandtheit zeugt die Schrift; aber wir fürchten, daß die freimüthige, lebhafte Darstellung der grellen Schattenseiten, und noch mehr die Aufdeckung des beklagenswerthen Unglaubens bei Männern, welche zum Theil die Hebel und Organe der reichlichen Mildthätigkeit des Volkes für seine Sammlungen waren, einen ihm so ungünstigen und gehässigen Eindruck hervorbringen wird, daß er seines Zweckes, Vielen, und sey es auch nur Manchen in Holland über den Abgrund des Unglaubens, zu welchem der heimlich wuchernde sogenannte rationale Supernaturalismus oder moderate Rationalismus in seiner consequenten Entwickelung und Fortbildung nothwendig führen muß, die Augen öffnen zu helfen, großentheils verfehlen möchte. Er sucht den Wirkungen dieses von ihm selbst lebhaft gefürchteten Eindrucks dadurch vorzubeugen, daß er, in beiden Vorreden, die Versicherung seiner fortdauernden Dankbarkeit mehrmals wiederholt und erklärt, daß der Freund, welchen ein Anderer, der von ihm Gutes empfangen, zum Beweis der Gegenliebe neben der Anerkennung seiner Vorzüge auch freundschaftlich auf seine Fehler aufmerksam macht, es, wenn er ein Christ ist, gut aufnehmen werde. Aber er tadelt nicht bloß kirchliche und politische-bürgerliche Einrichtungen und Verhältnisse, deckt nicht bloß die Gebrechen kirchlicher und anderer Gesellschaften auf, sondern sucht bei Männern, welche in persönlicher Beziehung zu ihm standen, ihre größere oder geringere Untreue am Evangelium nachzuweisen. Wenn gleich Letztere ihre theologischen Ansichten durch den Druck der öffentlichen Beurtheilung preisgegeben, und durch ihre Schriften der Critik anheimgefallen sind, so können wir doch nicht umhin, dem hochgeachteten und wackeren Verf. zu bedenken zu geben, ob es, in der Beschreibung einer Collektenreise, die für seine Gemeinde ein redendes Denkmal von der Gnade des Herrn, und für das bereiste Land ein öffentlicher Beweis seiner dankbaren Gesinnung seyn soll, schonend, schicklich und gerathen war, das Volk so an der empfindlichsten Stelle zu verwunden. Uns scheint, er hätte den achtungswerthen Zweck einer heilsamen geistlichen Anregung auf andere Weise zu erreichen suchen müssen, ohne weder die Pflicht der Wahrheit zu verletzen, noch durch den scheinbaren Mangel an Pietät die Gemüther zu kränken oder zu entfremden. Daß er übrigens in seinen 1825 herausgegebenen „Liturgischen Mittheilungen aus Holland und England" das blühende Leben der Holländischen Kirche in Evangelischer Rechtgläubigkeit und in gesunder, von Engherzigkeit freier Schriftauslegung, rühmlich herausstellt, nun aber nach genauerem Studium und besserer Erkenntniß jenes Urtheil zu modificiren veranlaßt ist, wird ihm bei einer offenen und bescheidenen Erklärung darüber, kein Verständiger ungünstig deuten, und bedürfte es kaum seiner fast ängstlichen Berufung auf Broes (B. II. S. 550. Anm.). Auch will es nicht viel sagen, wenn ein Holländischer Geistlicher ihm, während er noch an dem Buche arbeitete, für den Fall, daß er in den Nachrichten über Holland in den — strengen aber wahren — Ton der Ev. K. Z. und des Verfassers der „Schottischen Nationalkirche" einstimmte, mit einer berichtigenden Recension in einer Deutschen Zeitschrift gedroht hat. Auch der milde, das Uebel nicht auf den Grund sehende Niemeyer*) klagt „über Unglauben und Gleichgültigkeit gegen die Religion selbst da, w

*) In seinen „Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland," (Halle, 1823) im dritten Bande, S. 219.

kirchliche Form wohl noch beobachtet wird," aber unsers Verf. ndliche, tief durchdachte und rücksichtslose Darstellung erleich= den tieferen Einblick in das eigentliche Herz der Holländi= n Kirche und Theologie, und ist ein höchst schätzbarer Beitrag Charakteristik der Evangelischen Kirche in ihrer gegenwärti= merkwürdigen Entwickelung.

Was den Plan betrifft, nach welchem er seinen überreichen off anordnet, so können wir ihn nicht wohl billigen, und scheint uns, daß er, selbst bei der populären Form des Buches, zweck= ßiger verfahren haben würde, wenn er, wie Niemeyer, seine rstellungen und vergleichenden Bemerkungen über die verschie= en Kirchenpartheien, ihre theologische Litteratur, ihr Schul= Armenwesen ꝛc. in einen übersichtlichen Rückblick auf Holland mmengefaßt hätte, welche man jetzt zum Theil aus beiden iden mühsam zusammensuchen muß. Zugleich würde er der he und Verlegenheit überhoben gewesen seyn, für manche enstände seiner Darstellung den passendsten Ort herauszufin= z. B. für die Remonstranten, die Gesellschaft zum Gemein= l ꝛc., und die mancherlei Wiederholungen vermieden haben, welche er selbst durch die öftere Clausel „wie ich schon oben," e ich mehrmals bemerkt habe," aufmerksam macht. Seine tion ist natürlich, fließend und correkt. Anerkennende Epi= n könnten etwas sparsamer ausgestreut seyn, „der unsterbliche, , tiefreligiöse, höchst wohlthätige, begeisterte" u. s. w. kehrt wieder. Zuweilen läßt die Darstellung den ruhigen Ton des ichterstatters vermissen und trägt eine zu stark poetische Fär= ig. Dem ersten Bande sind zwei Steindrucktafeln beigefügt, Reformirte Alte Frauen= und Männerhaus zu Amsterdam, den Grundriß des Zuchthauses zu Gent darstellend, dem ten zwei Kupferstiche, das Bildniß des Erfinders des künst= n Himmelsgebäudes zu Franeker, Eise Eisinga, und des ormirten Predigers zu Dordrecht, Ewald Kist, und zwei e mit Zeichnungen und Grundrissen von Häusern aus den ländischen freien und Armen=Colonien.

Uebrigens sind wir dem Verf. für seine Arbeit, welche ihm, ohne unsere Empfehlung, durch Form und Gehalt, einen en Kreis von Lesern sichert, zu aufrichtigem Dank verpflich= und wünschen mit ihm, daß der Herr sie auch an der Kirche dem Volke segnen wolle, deren Bild sie uns liefert „und mehr und mehr bauen möge zu einem geistlichen Zion, auf ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz, und ihr Heil wie Fackel, und sie eine schöne Krone sey in der Hand des Herrn."

Nachrichten.

(England.) (Schluß.) Die „Missionsgesellschaft der sley'schen Methodisten" hielt ihre Jahresversammlung am Mai in Exeter Hall, unter dem Vorsitz von Herrn Lancelot lope, einem ihrer Schatzmeister; der Saal war überfüllt, so mehrere Hunderte von Menschen umkehren mußten. Noch keine esversammlung dieser Gesellschaft hat eine so allgemeine und tige Theilnahme, als die diesjährige, erregt. Der Bericht ent= , daß die Einnahme der Gesellschaft im vergangenen Jahre 17 Pf. St. betragen hat. In Irland empfangen 4,000 Kinder en Schulen der Gesellschaft Unterricht, mehrere Prediger reden dem Volk in der Irischen Sprache; diese Arbeiten gehen nun n achtzig Jahre fort. In Stockholm hatte die Gesellschaft eine Kirche mehr erhalten; eben so eine in Paris, welche stark echt werde. In der Normandie seyen die Missionsarbeiten vielem Segen begleitet. Von Gibraltar aus habe das Wort

Gottes einen Eingang in einige Theile von Spanien gefunden. Von Malta, Morea und dem festen Lande Griechenland's ent= hielt der Bericht sehr erfreuliche Thatsachen. In Alexandria ist von den Brittischen Einwohnern eine Capelle erbaut worden. Aus Indien sind die Nachrichten günstig. In Calcutta sind die Schu= len sehr besucht, und Tausende von Kindern werden unterrichtet. Zu Madras und in Bengalen geht die Missionssache mit festem Schritt vorwärts. In Ceylon unterhält die Gesellschaft 21 Missio= nare, und mehrere Tausende von Kindern besuchen die Schulen. Vor= züglich erfreulich sind aber die Nachrichten von der Südsee. In Tonga (der größten der Freundschaftsinseln) haben Mehrere schon dem Heidenthume entsagt, und dienen als Lehrer. In der Cap= stadt ist eine neue Kirche errichtet worden; mehrere Hottentotten= häuptlinge haben sich bekehrt, und die Kirchen sind an vielen Orten des Capgebiets für den Andrang der Hottentotten zu klein gewor= den. In Mauritius (Isle de France) haben sich mehrere Skla= ven bekehrt, und eine Thür ist aufgethan. In Westindien sind 58 Missionare beschäftigt, unter deren geistlicher Pflege sich 31,652 Glieder der Gesellschaften, und 11,000 Kinder befinden. Die Zahl der Stationen der Gesellschaft beträgt 150, die ihrer Beamten 213. — Nachdem mehrere Reden gehalten waren, erhob sich Kah=ke=wa= quon=a=by, ein Indianerhäuptling, jetzt unter dem Namen Pe= ter Jones, ein Methodistenmissionar, und sagte: „Meine christlichen Brüder und Schwestern! Ich schüttele euch allen heut die Hand; ich fühle, daß euer Gott, den ihr heut angebetet und von dem ihr heut geredet habt, auch mein Gott ist. Ich fühle, daß dieselbe Re= ligion, die euer Herz erwärmt und erfreut, auch das meine erwärmt und erfreut. Ich bin einen weiten Weg hieher gekommen, meine lieben weißen Brüder und Schwestern, ich bin über die großen Wasser aus den Wildnissen America's gekommen, auf den Wunsch meiner Brüder und Schwestern in jenem Lande, um euch die Hand zu reichen und zu sehen, was Gott unter euch wirkt. Ich freue mich sehr, daß Gott mich erhalten und hieher gebracht hat, euer Angesicht zu sehen. Ihr seyd mir Alle fremd, das heißt, ich meine, persönlich; aber ihr seyd mir nicht Fremde in der Religion Christi. Ich habe dieselbe Hoffnung, die ihr habt, dieselbe Hoffnung, daß ich, wenn mein Leib in die Erde sinkt, zu dem Herrn Jesu ge= hen werde, und ich hoffe, ich werde dann alle meine Brüder und Schwestern im Reiche Gottes wieder sehen. Lasset mich erzählen, daß der Herr große Dinge gethan hat für die armen Indianer in den Wildnissen Ober=Canada's, in America. Die armen Indianer saßen lange in Finsterniß und beteten die Sonne und den Mond und viele andere Dinge an, die keine Götter sind, und sahen nicht das Gute, das ihr sehet, und genossen nicht das Gute, was ihr ge= nießet. Aber durch die Arbeiten der guten Methodisten=Leute, die zu uns kamen nach Credit=River, und zeigten uns das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, wurden diese armen Indianer, die letzten Ueberreste eines einst mächtigen Volkes, mit der guten Botschaft erfreut und auf den Weg Gottes geleitet. Ich wurde in meiner Jugend als ein Heide erzogen, man lehrte mich, in den Wald laufen, den Bogen schießen, und das Wild jagen. Vor acht Jah= ren wurde ich aber in eine Methodistenversammlung geführt, ich verstand etwas Englisch, und da ich den Prediger hörte, glaubte ich, er spräche die ganze Zeit zu mir, und redete von allen meinen Sün= den, die ich je begangen hätte. Da wurde ich sehr traurig in mei= nem Herzen, ich mußte auf meine Knie fallen, ich rief die ganze Nacht zu Gott, und grade als der Tag anbrach, gab Gott Frieden meinem Herzen. O welche Freude kam da in meine Seele! Da dachte ich denn an meine armen Verwandten und Landsleute, und mit Thränen in den Augen ging ich hin und erzählte ihnen, was Gott für meine Seele gethan habe. Da fingen sie auch an zu wei= nen und den großen Geist anzurufen, und wir beteten mit einander. Und bald fiel der ganze Stamm, zu dem ich gehöre, nieder, und beteten den großen Geist an im Namen Jesu Christi. Und dies gute Werk geht nun wohl hundert Meilen weit fort in die Wild= niß; da, wo auch kein weißer Mann ist, da hört man jetzt von den armen Indianern die Stimme des Gebetes und des Dankes. Eins

laßt mich euch noch sagen, christliche Freunde. Wollt ihr den armen Indianern Gutes thun, so müßt ihr sie die Religion lehren. Viele haben sie wollen zu Ackerbauern machen, und haben ihnen Ochsen und Pflüge gegeben, ohne die Religion Jesu Christi; aber das hat nie gelingen wollen unter den Indianern. Aber als ihre Herzen anfingen die Sünde zu fühlen, und als sie erfuhren, daß der Sohn Gottes für die Indianer sowohl, als für die Weißen gestorben sey, da hatten sie auch Anfang zu anderer Ausbildung. Ohne dies werden sie's aber nie erlangen, sondern wie das Wild in den Wäldern, wollen sie nur herumschweifen; erst müssen sie Christum haben, dann werden sie erst nach jenen anderen Dingen verlangen. — Meine christlichen Freunde! Ich finde, daß die Religion Christi überall dieselbe ist; dieselbe Liebe, dieselbe Seligkeit habe ich diesen Nachmittag hier empfunden, die ich auch in den Wildnissen von America gefühlt habe. Hier und dort habe ich dieselbe Liebe in meinem Herzen Einige Leute in Canada sagen, man habe uns betrogen; sie sagen uns, wie wir es denn wissen könnten, daß Gott unser Gott sey, wie wir ihn in unseren Herzen haben, wie wir uns selig fühlen könnten in seiner Religion? Es sey Alles nur Betrug und Träumerei. Aber ich sage, wenn das Betrug ist, dann ist es ein schöner Betrug; so will ich gern betrogen werden, wenn ich hier dadurch glücklich werde, und nachher in den Himmel komme! Ich drücke euch allen die Hand, meine Brüder und Schwestern in Christo Jesu! Das ist Alles, was ich euch jetzt zu sagen habe." — Die Jahresversammlung der „Londoner Missionsgesellschaft" wurde am 12. Mai in Exeter Hall gehalten; der größere Saal des Gebäudes war schon überfüllt, als dennoch eine bedeutende Anzahl Zutritt verlangte, und für diese wurde in dem kleineren Saale noch eine besondere Versammlung gehalten. Der Schatzmeister, der in der größeren Versammlung den Vorsitz führte, zeigte an, daß die Einnahme des vorigen Jahres sich auf 40,800 Pf., die Ausgabe auf 40,747 belaufen habe; daß an Beiträgen von Subscribenten und Hülfsvereinen sich diesmal eine Mindereinnahme von 2,000 Pf., daß dagegen an Legaten eine Mehreinnahme von 5,000 Pf. statt gefunden habe. Er machte darauf aufmerksam, daß, so günstig dies Verhältniß sich auch zu stellen scheine, dennoch es niemals wünschenswerth sey, daß die laufenden Beiträge ab- und die Legate zunähmen; jene seyen die stets offene, lebendige Quelle, die der Bruderliebe entströmten, und auch für die Zukunft der Gesellschaft Seyn und Gedeihen verheiße. — Herr Ellis (früher lange Missionar in der Südsee, dessen lehrreiches Buch: Polynesian Researches im Octoberheft der Ev. K. Z. vorigen Jahres ausführlich angezeigt worden, jetzt wegen einer Krankheit seiner Frau in England anwesend) berichtete Einiges über den gegenwärtigen christlichen Zustand der Gesellschaftsinseln. Anfangs sey dort zwar von der ganzen Volksmenge das Christenthum angenommen worden, bei Vielen sey aber auch der Same auf's Steinige gefallen, und Viele derselben hätten die Fesseln, welche das Christenthum ihren Leidenschaften anlege, seitdem unbequem gefunden und sie abgeschüttelt, so daß auf manchen Inseln der Zustand der Kirche dem gleiche, der unter uns sey. Sehr zu beklagen sey es aber, daß einige entschiedene Feinde des Christenthums sich auf den Inseln niedergelassen hätten, und systematisch auf die Ausrottung desselben ausgingen, und daß zu diesem Zwecke ganze Schiffsladungen von Brandtwein eingeführt würden. Nichts desto weniger habe aber die Sittenlosigkeit an vielen Orten ab-, und Fleiß und Betriebsamkeit zugenommen, es beständen dort Gemeinden

von 3—400 Mitgliedern in der lebendigsten Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, in einigen sey die Ausübung der Kirchenzucht im letzten Jahre nicht ein einziges Mal nöthig gewesen, und eine große Anzahl Mitglieder seyen von Neuem darin aufgenommen, so daß also nicht die geringste Ursach sey, verzagt zu werden. — Herr James Montgomery (ein berühmter Dichter) sagte, er halte es für eine eigenthümliche Schönheit dieser Gesellschaft, daß sie aus Christen der verschiedensten Namen bestehe. Er liebe seine Kirche, und seine ihm zunächst verbundenen Brüder, er liebe ihre Missionsgesellschaften, aber er habe auch das Glück, ein Mitglied der Kirchlichen Missionsgesellschaft und der Wesley'schen zu seyn, und hier fühle er sich, obwohl ein Mitglied der Brüdergemein[e], doch als einen integrirenden Theil dieser Gesellschaft, als ob er ein Independent sey. „Sie sagten uns," redete er den Vorsitzenden an, „daß in den laufenden Beiträgen sich eine Abnahme von 2,000 Pf. gezeigt. Das muß eine schöne Einnahme seyn, die eine solche Abnahme ertragen kann. Sie sagten uns, die Einnahme habe über 40,000 Pf. betragen. Vor einigen Tagen war ich in der Wesley'schen Versammlung, wo die Jahreseinnahme über 50,000 Pf. b[e]trug; die Kirchliche Missionsgesellschaft meldete eine Einnahme v[on] nah an 50,000 Pf., die Bibelgesellschaft beinah 100,000. Vor hundert Jahren wurde in einer Gemeinde die erste Missionscasse erri[ch]tet; aber was meinen Sie wohl, wie hoch sich ihre Einkünfte be[]liefen? Sie würden's nicht rathen, und wenn Sie auch bis Morge[n] hier säßen. Als die ersten zwei Brüder sich erboten, nach Westindien zu gehen, ging ihr Beschützer (Graf Zinzendorf) mit ih[]nen in den Wald, kniete mit ihnen nieder, und befahl sie Gott un[d] dem Geist seiner Gnade. Als sie aufstanden vom Gebet, fragte e[r] sie: „„Brüder, wie viel Geld habt ihr?"" Sie öffneten ihre Bö[r]sen und zeigten ihm 3 Thaler; er gab ihnen 2 Ducaten dazu, un[d] mit dieser Summe, 30 Shilling nach unserem Gelde, zogen die Männer fort, das Evangelium zu predigen. Diese kleine Summ[e], welche dem Herrn zu seinem Dienst in St. Thomas gelegt wurd[e], hat seitdem reichlich Zinsen getragen; die dortige Mission unterh[ält] sich nicht nur selbst, sondern hat auch zuweilen schon einen Ueber[]schuß von 300 Pf. abgegeben." — Auch in dieser Versammlun[g] trat der früher erwähnte Indianerhäuptling auf, und sagte unt[er] Anderem: „Ehe euere Väter zu uns kamen, wußten wir nichts v[on] dem Feuerwasser, oder, wie ihr es nennt, Brandtwein. W[ir] kannten es nicht, aber einige von eueren gottlosen Vätern bracht[en] das Gift zu uns; und was ist davon hergekommen? Es hat u[ns] vergiftet, es hat einen nach dem Anderen von uns umgebracht, u[nd] nun ist nur noch eine Handvoll von uns übrig, die auf den G[rä]bern und den Trümmern unseres Volkes weint und Schmerz [] in ihrem Herzen. Ich sage dies aber nicht, meine christlichen Freun[de], um euch Vorwürfe zu machen, denn ich meine, es waren einige [] eueren weißen Heiden, die das zu uns gebracht haben. Vor [] Jahren hörte die Handvoll Menschen, die übrig war von uns, zu[] vom Namen Jesu; und nun sind zehn oder eilf Missionsstatio[nen] der Methodisten, und drei oder vier der Kirche von England u[nter] uns; das Werk des Herrn schreitet rasch vorwärts; wir haben fü[] zehn Schulen unter uns, wo die Indianerkinder Englisch lesen [] nen, und viele unserer Kinder können nun auf Papier reden [] sich es zuschicken. Wir könnten noch viel mehr thun für die hei[] Missionssache, aber uns sind die Hände gebunden, weil es uns [] an Mitteln fehlt, ꝛc."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 27. August. № 69.

[D]as Christenthum und die Rationalisten in Däne[m]ark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

[D]ritter Zeitabschnitt: Die gegenwärtige Zeit von 1823 an.

Das Jahr 1825 begann mit einer Erscheinung, die vom [An]fange an als ein Zeichen stand, dem widersprochen ward nicht [nu]r von Feinden des Christenthums, sondern auch von solchen [F]reunden desselben, die noch immer eine Amalgamirung mit dem [Ze]itgeiste versuchten und vertheidigten. Es war dies die theo[lo]gische Monatsschrift, die vom April des benannten Jah[re]s an, von Grundtvig und Rudelbach redigirt, erschien, und [di]e erwähnten Männer nebst dem Adjunct Lindberg (der sich [sch]on früher als Orientalist und Paläograph einen Namen er[wo]rben, den er später durch verschiedene gediegene Schriften*) [be]festigte) größtentheils zu Verfassern hatte. Aus dem Vorherge[he]nden wird ein jeder Unbefangene einsehen, daß die Bedingungen [ein]er solchen Erscheinung gegeben waren. Denn theils war die [V]erwirrung in der wissenschaftlichen Ansicht und Beurtheilung [de]r religiösen Bewegung der Zeit merklich groß; theils war auch [di]e Sehnsucht der Besseren laut geworden, die dringend ein Or[ga]n verlangten, worin die christlich-theologische Richtung [ih]re Gründe und ihren Standpunkt behaupten möchte; theils [en]dlich war die Vertheidigung des Christenthums seit Balle's [Ze]it zu vereinzelt geführt, und es war wohl einen Versuch werth, [sie] aus dem großen historischen Standpunkt wieder aufzunehmen, [un]d Alles das in ihren Kreis hineinzuziehen, was die Fortbewe[gu]ng der theologischen Bildung seit jener Zeit zu beachten erheischte. In allen diesen Rücksichten war, was man nicht in Abrede stellen wird, diese Zeitschrift eine zeitgemäße Erscheinung auf dem Gebiete der christlichen Theologie in Dänemark. Damit ist aber zugleich die Aufgabe derselben größtentheils ausgesprochen, wie die Herausgeber sie sich dachten und sie theils im Anfange, theils im Fortgange und am Schlusse dieser Zeitschrift namentlich aussprachen. Zuerst und vor Allem nämlich war es ihre Ueberzeugung, daß, da das Christenthum in der heiligen Geschichte wurzele, und selbst die Vollendung derselben sey, die Apologetik sowohl als Polemik vom historischen Standpunkte ausgehen, und dasjenige, was sich für christlich ausgab, danach geprüft werden müsse, da das Gegentheil offenbar ein Scheingemächte, eine in der Luft schwebende Erscheinung sey, und sich nimmer als urkundlicher, erweislicher, thatsächlicher Offenbarungsglaube der Christen legitimiren könne.*) Mit dieser Ueberzeugung aber von der einzig wahren Vertheidigungsweise des Christenthums ging die Ansicht der Verfasser von der Behandlung der Theologie Hand in Hand. Es war ihnen nämlich klar geworden, daß die neuere systematische Theologie, auch auf dem rechtgläubigen Wege, sich immer mehr vom Leben entfernt habe, und daß dieses der große Mangel dessen sey, was sich heut zu Tage theologische Wissenschaft nenne. Zu diesem Ende meinten

*) Sie sind fast sämmtlich, bis auf seine (Dänisch geschriebene) Hebräische Grammatik," in Deutschland bekannt. Seit vielen Jah[re]n bereitet Lindberg ein Werk vor „von den Ueberbleibseln der [P]hönicischen Litteratur," wozu er selbst mit großer Mühe die Ku[pf]erplatten gestochen und die Holzschnitte gefertigt hat. Progymnas[m]ata dazu sind seine Abhandlungen: „de numis Punicis Sexto[ru]m" (Havn. 1824), und: „de inscriptione Melitensi Phoenicio[-G]raeca" (ib. 1828).

*) So heißt es schon in der Vorrede zur Monatsschrift (Bd. 1. S. 8.): „Eben darin besteht ja unser Streben, daß wir uns alles das aneignen wollen, worin das Christenthum seinen historischen Charakter ausgeprägt hat; eben das ist ja unsere Ueberzeugung, daß nur historisch die ganze Bedeutung des Christenthums erfaßt werden kann. Keinesweges kann es dann unsere Meinung seyn, irgend etwas von dem aufgeben zu wollen, was durch Jahrhunderte seine Probe bestanden hat als ein tüchtiges Materiale zur Aufführung des christlichen Glaubensgebäudes. Aber mit dem Ballast, womit der Unglaube sein Fahrzeug flott machte, können wir uns freilich nicht befassen; wir nennen denselben überhaupt: Mundanismus, weltliches Streben und Trachten, es sey daß er in der Philosophie oder daß er in der Philologie den Grundstein zur Auslegung der Schrift gelegt und damit den rechten Prüfstein alles christlichen und geistlichen Lebens gefunden zu haben wähnte." — Die ganze Abhandlung Grundtvig's „von dem wahren Christenthum" (Bd. IV—V.) ist eine Durchführung dieser Ansicht.

sie, daß neben dem Anbau der systematischen Erkenntniß auch noch ein tieferes Eindringen in das Leben der heiligen Schrift durchaus nöthig sey, und daß selbst in der Verarbeitung der Lehre nothwendig der Geist, woraus sie hervorgegangen und dessen Begriffsabbildung sie sey, sich müsse spüren lassen. So schien ihnen denn die Verschmelzung des Volksthümlich-Historischen und des Christlich-Wissenschaftlichen allein den Namen eines kirchlichen Strebens in Wahrheit zu verdienen; und die meisten Aufsätze dieser Zeitschrift zeugen mehr oder weniger von der Tendenz, die Theologie auf die erwähnte Weise mit dem Leben in der Kirche zu befreunden. Endlich war es auch ihr laut ausgesprochener Wunsch, daß alles Christliche, was mit Recht diesen Namen führe, als auf der Basis des wahren Glaubens ruhend und aus demselben allein Nahrung ziehend, sich hier als in einem Vereinigungspunkt sammeln möchte, ohne irgend einen störenden Eingriff dessen, was nur Meinung oder Methode wäre, was leider so oft zu unseligem Zwiespalt zwischen den Brüdern in Christo und Arbeitern im gemeinschaftlichen Weinberge Veranlassung gegeben. *)

Allein so gewiß diese Ansichten (deren Hauptumrisse eben nur hier stehen) die Bedingungen einer wahren Wiedergeburt der Theologie ausdrücken, so war es doch weit entfernt, daß Alles sich nun zu einem Anbau in diesem Geiste fügte. Die Meisten, die sonst doch den Glauben bekannten, meinten gleichwohl, ein solches Bekenntniß, das den Protest in des Feindes Land hineintrug und ihn in seinen eigenen Verschanzungen aufsuchte, sey sehr bedenklich und wohl noch nicht an der Zeit, besonders da dadurch viele allgemein bürgerliche und collegiale Interessen mit in's Spiel kamen; und sie zogen sich scheu zurück. Bei Vielen hingegen, besonders jüngeren Predigern, hatte eben dieses helle Wach auf! die Wirkung, daß sie, ohne direct an dem Kampfe Theil zu nehmen, weil sie sich nicht dazu berufen fühlten, doch mit großem Ernst und mit Liebe wieder in der Bibel zu forschen anfingen, und auf dem Wege stille standen, um sich selbst noch einmal über ihre Richtung Rechenschaft abzulegen. Auch in viele Jüngere, die zum heiligen Predigtamte sich vorbereiteten, fielen Funken hinab, und sie priesen die Wahrheit, die dieses Mittels sich bedient, sie frei zu machen. Im

*) Man erwäge folgende Aussprüche von Grundtvig, die um so größeres Gewicht haben, da sie niedergeschrieben wurden, als die Monatsschrift schon ihre Bahn vollendet hatte, und also, wenn auch sonst irgendwo etwas, hier doch nichts den ruhigen Ueberblick stören konnte. „Zwar ist es wahr" (sagt Grundtvig Bd. 13. S. 183.), „daß die volle Unpartheilichkeit gegen die lediglich theologisch verschiedenen Ansichten, welcher die Herausgeber sich befleißigten, und die strenge Ausschließung alles desjenigen, was den christlichen Glauben bestritt oder hintansetzte, allen christlichen Schriftstellern diese Schrift hätte empfehlen müssen; allein, es ist lange die Schande und das Unglück unserer Gemeinden gewesen, daß Uneinigkeit über einzelne dogmatische Lehrsätze, ja selbst über das systematische Verhältniß und die methodische Behandlung derselben, die Schriftgelehrten schärfer von einander schied, als die Verwerfung oder Verunstaltung des christlichen Glaubens sie von den heidnischen Gelehrten trennte, welche in der Methodik und Scholastik ihre Anverwandte waren. So weit sind in den letzten siebzig Jahren die christlichen Theologen in der Lutherischen Gemeinde fast Alle einander entfremdet und mit scholastisch verwandten Unchristen vertraut worden, daß es nur ungewiß ist, ob eine Zeitschrift am meisten Anstoß gibt, wenn sie alles Christliche aufnehmen oder alles Antichristliche ausschließen und bestreiten will, während es eine ausgemachte Sache ist, daß durch beides viele christliche Leser, geschweige denn Schriftsteller, vor den Kopf gestoßen werden."

Volke, oder wenigstens unter Vielen der christlichen Laien, er- wachte die Sorge für das kirchliche Gemeingut des Glaubens der Geist der christlichen Unterscheidung stieg als ein wohlthätiges Ferment in die todte Masse hinab, und mit dem Gefühle des Rechts, Christenthum verkündigt zu hören und die Sacramente nach der Stiftung des Herrn verwaltet zu sehen, entwickelte sich auch bei Vielen die lebendige Ueberzeugung von der Pflicht, den Glauben zu bekennen. Ein Mehreres über die Tendenz und die Wirkungen der theologischen Monatsschrift hier zu sag würde vorgreifend seyn, und zwar um so mehr, da wir hoffen dürfen, daß Viele der Letzteren einer späteren Entwickelung vor behalten seyen, die (Gott gebe es!) immer kräftiger, lebendiger entschiedener für die Sache des Reiches Gottes werde. Di unbegründeten Urtheile über diese Schrift, die bisher hie un da in Deutschland von Feinden der Wahrheit verbreitet sin können wir hier füglich mit Stillschweigen übergehen. —

Kaum war die Theologische-Monatsschrift ein h bes Jahr heraus, als eine Schrift vom Professor Clausen, di er schon früher als die Frucht seiner Forschungen über das We sen und die Principien des Römisch-Katholischen und Protestan tischen Glaubens angekündigt, unter dem Titel: „Kirchenve fassung, Lehre und Ritus des Katholicismus und Protestantismus erschien. Das Eigenthümliche dieser Schrift, was das doctr nelle Gebiet betrifft, war der Versuch, durch eine sogenann Critik der Protestantischen und Katholischen Kirchenlehre alle positiven Glauben zu untergraben und mittelbar die kirchlic Verfassung aufzulösen. Und zwar legte der Verfasser diesen se nen Zweck klar an den Tag I. durch seine Grundsätze über de Verhältniß der Vernunft und Offenbarung, so wie durch sei Aussprüche über die Beschaffenheit der Offenbarung und der Ur kunden derselben; II. durch seinen Angriff auf die einzelnen Dog men des Christenthums, die er bald als poetisches Spiel od Mythen, deren Hülle noch nicht abgestreift sey, bald als verbo genen oder offenen Widerspruch gegen die Thatsachen und P stulate des moralischen Bewußtseyns verwarf. Diese Verfa rungsart ist zwar in Deutschland so allgemein bekannt, daß ei jede weitere Erörterung derselben überflüssig scheinen möch allein zur sicheren und unbefangenen Beurtheilung, inwiefern je feindselige Tendenz gegen die Kirche wirklich in Clausen's Br vorwalte und eine entschiedenere Opposition als alle früher Angriffe hervorrufen mußte, wird es nöthig seyn, daß wir Hauptsätze desselben in einem organischen Zusammenhange, und zw unter dem doppelten oben angegebenen Gesichtspunkte vorlege

A. 1) „Der Zweck der Offenbarung ist, der mensch chen Schwachheit zu Hülfe zu kommen, damit die ge lichen Kräfte sich in vollerer Harmonie ausbilden, das innere ben sich zu einer höheren Stufe erhebe, die Ahnung zur Erken niß, die Hoffnung zum Glauben, der Mensch, im Vertrauen göttlichen Gnade, sich seiner Kraft und der Verpflichtu diese Kraft zu gebrauchen, klarer bewußt werde. Widersprechend würde es also seyn, wenn die Offenbarung einer so abgeschlossenen, positiven Gestalt hervorträte,

*) Die Hauptzüge sind hier offenbar aus der Schleiern cher'schen Erlösungstheorie übertragen; der Einschlag ist übe die grobe Fiction der Autonomie, die Grundfäden aber, oder Princip, wie ein jeder klar Sehender leicht wahrnimmt, dass welches einst die innere Läugnung der Wahrhaftigkeit Gottes h vorrief, und seitdem die Läugnung der Sünde (1 Joh. 1.) herl rief, das Princip des Egoismus.

vollendet apodictischer Gewißheit, der Materie so- wohl als der Form nach, daß keine Selbstwirksamkeit dem Men- schen übrig bliebe, geschweige denn, wenn sie einen Unterwer- fungsglauben forderte, welcher dem menschlichen Selbst- gefühl Gewalt anthun müßte" (S. 307. vgl. S. 520.).

2) „Das Historische im Christenthum ist, so wie in allen Religionen, nur die Form, nicht das Wesen der Wahrheit: dieses wird nur durch die philosophische Behandlung ge- funden, welche auf dem Wege der Forschung strebt, die reli- giöse Idee aus den einzelnen Sätzen der Lehre zu entwickeln. Es ist das Geschäft der Vernunft, die Schaale zu brechen, um den religiösen Kern hervorzuziehen" (S. 346—348.)*)

3) „Die religiösen und moralischen Sätze nämlich, welche das Christenthum mit allen übrigen ausgebildeteren Religionen gemein hat, treten in den heiligen Büchern in einer concreten Form auf, an figürliche Ausdrücke gebunden, die aufgenom- men sind, um die religiöse Wirksamkeit zu vermehren, die aber des Lichts der Vernunft bedürfen, damit die volle Wahrheit an den Tag komme und von ihrer bildlichen Hülle befreit werde. Es wird geschehen, wenn die Vernunft, im Vertrauen zur in- nern Offenbarung, ihrem eigenen Lichte folgt, den Inhalt des allgemeinen religiösen Bewußtseyns entwickelt und danach die Bestätigung ihrer Resultate in dem geoffenbar- ten Worte sucht" (S. 379.). **)

4) „Die Schrift ist (unter dieser Voraussetzung) zwar das hinängliche, vollständige Vehikel der Lehre, ist sich selbst genug, ihre eigene Auslegerin, durch sich selbst klar und einleuchtend ei- nem jeden sehenden Auge. Doch können wir uns nicht verheh- len, daß in derselben Wiederholungen, die, wie es scheint, hätten vermieden werden können, eben so häufig sind als Lücken, die, wie es scheint, hätten ausgefüllt werden müssen, daß die Schrift schweigt da, wo man am liebsten ihrer Rede lau- schen möchte, daß sie dunkel und unbestimmt redet da, wo das Auge am begierigsten ein leitendes Licht sucht, und, mit Rücksicht auf Authentie, Text und Auslegung, ein Schleier über einzelnen Stellen und Büchern ruht, der nimmer scheint gelüftet werden zu wollen (S. 306.). In den Schrif- ten des N. T. ist das Dogmatische und Moralische das Ei- gentliche und Allegorisch-Uneigentliche, das Buchstäb- liche und Bildliche, das Allgemeingültige und das Lo- cale und Temporelle durchweg mit einander vermischt. Die Individualität der Apostel scheint unverkennbar hindurch bei Be- handlung der christlichen Dogmen, und gibt uns schon ein Bild der theologischen Verschiedenheit, die später die Kirche charakterisirt hat. Nur durch philologische Gelehrsamkeit und philosophische Critik wird es daher möglich, das Feh- lende zu ergänzen, das Dunkle zu erläutern, das Vage zu bestimmen, und die höhere Einheit zwischen den verschiedenen Lehrtypen und Vorstellungsweisen zu Stande zu bringen (S. 308.). Diese unvollendete und unbe- friedigende Form der Offenbarung hat die ewige Weisheit aber deshalb erwählt; um die Menschen zur Erkenntniß zu nö- thigen, daß die Offenbarung nur durch die Vernunft für den Menschen zugänglich werde, um sie gleichsam auf eine sichtbare Weise daran zu erinnern, daß der Mensch nur durch eigenes Streben, durch geistige Entwickelung in Verbindung mit der Gottheit trete" (S. 309.). *)

5) „Was den Inhalt der Offenbarung betrifft, so ist der- selbe durchaus nicht nach einem Typus ausgeprägt, sondern die unendlichste Mannichfaltigkeit gibt sich in derselben, wie in der menschlichen Individualität, kund, und zwar darum, damit sie Allen Alles werde. Bald wird Christus in seiner göttlichen Ho- heit, bald in seiner menschlichen Beschränktheit dargestellt, bald werden die Handlungen der Menschen als Wirkungen der Alles wirkenden göttlichen Kraft, bald als Producte der menschlichen Freiheit bezeichnet; bald wird das ewige Le- ben ausschließlich der göttlichen Gnade zugeschrieben, bald nach dem strengen Gesetze der Zurechnung als Belohnung menschlicher Tugend dargestellt; das zukünftige Leben wird bald in dem geistigen Lichte der Gemeinschaft mit Gott, bald im reizenden Farbenschimmer als Zustand des sinnlichen Genusses beschrieben; bald wird der Glaube und bald wer- den die Werke als der Weg der Rechtfertigung vor Gott dar- gestellt; bald wird der Grund des Glaubens in der höchsten Auctorität der Offenbarung und bald wiederum in dem Beifall und der Ueberzeugung der prüfenden Vernunft gesetzt. Die heilige Schrift ist also selbst die Quelle der theo- logischen Verschiedenheit" (S. 343—344.).

So weit das Organon oder die einleitenden Grundsätze die- ser Schrift, wonach also das Positive, die geschichtliche Wahr- heit der Offenbarung nur eine Form und Schaale, das innere Licht aber eines jeglichen Sünders der lebendigmachende Geist, und die Schrift das vollkommenste Ketzerbuch ist, das durch seine Darstellung der geistlichen Dinge der Wahrheit und Lüge in gleichem Maaße das Siegel aufdrückt. Wir gehen demnächst zur Construction der Römisch-Katholischen und Protestantischen Kirche, nach den Principien Professor Clausens, über.

6) „Der Katholicismus ruht auf dem Grunde der Of- fenbarung; der Protestantismus hingegen geht von der Betrachtung der Seelenvermögen aus (S. 307.). Der Charakter des Katholicismus ist ein historischer, der des Protestantismus ein philosophischer (S. 349. 510.) Der Protestantismus ist überhaupt nichts anders als Geist und

---

*) Wir stehen hier bei'm Wegscheider'schen placitum: daß Philosophie nicht etwa bloß Vermittlerin des höheren Wissens überhaupt, sondern Grundlage der Theologie sey. Natürlich wird der Glaube und die Lehre so nur das todte Material, woraus die Forschung eines Jeden den lebendigmachenden Geist entbinden soll.

**) Crasser kann, in wissenschaftlicher Form, die falsch be- nannte Kunst nicht ausgedrückt werden. Die ewige Wahrheit der Offenbarung wird zum Bilde herabgesetzt, und die Einbil- dung eines inneren Lichts zur einzigen Realität erhoben; in jener wird die Dürftigkeit gesetzt und hier die Fülle, in jener die menschliche Umhüllung, und hier die göttliche Enthül- lung. Je consequenter diese Theorie sich ausspricht, desto klarer wird es, daß sie nur eine Abart des in der alten Systemsprache so- genannten Fanatismus sey, mit einem Worte Vernunft- schwärmerei.

*) Offenbar tritt in dieser, so wie in allen Darstellungen des Rationalismus, das Streben hervor, das Christenthum zu einer Ge- heimlehre und das Schriftverständniß bloß zum Eigenthum der Theologen zu machen; ein neuer Binde- und Löseschlüs- sel wird eingeführt, wodurch die Kleinen, denen der Herr das Him- melreich zuspricht, ausgeschlossen, und die Weisen und Gelehrten die- ser Welt — von denen Paulus schon rief: ποῦ γραμματεύς; ποῦ συζητητὴς τοῦ αἰῶνος τούτου; 1 Cor. 1, 20. — allein eingelassen werden. Gewiß drückt nichts mehr als dieser Esoterismus das völlige Widerspiel nicht nur des wahren Christenthums, sondern ei- nes jeden christlichen Gedankens aus.

Freiheit, und stützt sich durchaus auf keine historische Auctorität, wird durch keine Succession verpflanzt und ist nie vollendet (S. 331. 333.). Nur durch die Schrift steht die Protestantische Kirche in dogmatischer Verbindung mit Christo, und nach ihrer Vorstellung ist nichts von Gott gegeben auf dem Wege der Offenbarung als eben die Schrift" (S. 315.). *)

7) „Weil nun aber, wie gesagt, der Protestantismus nur Geist und Freiheit ist, so muß er eine jede normative Erklärung der heiligen Schrift verwerfen (S. 312.) und einen authentisch-feststehenden, abgeschlossenen Lehrbegriff für ein eben so großes Unding halten als Glaubenseinheit, welche überhaupt nur zwischen menschlichen Automaten sich denken läßt, wo das geistliche Leben erloschen ist (S. 315—316. 307.). Die Auslegung in der Protestantischen Kirche ist nur Privat-Interpretation, ein Versuch, das zu entwickeln und zu verbinden, was in der heiligen Schrift angedeutet und zerstreut ist, und zwar kann dies, wie wir schon hörten, nur durch eine vorhergehende philosophische Critik geschehen, nach deren Resultaten die Schriftwahrheit ermittelt und conformirt wird (S. 316. vgl. 379. 346 ff.). **) Die Symbole können in dieser Kirche also überhaupt kein bindendes Ansehen haben, und hätten die Reformatoren ihnen ein solches beilegen wollen, so würden sie damit selbst den Götzentempel errichtet haben, an dessen Umsturz sie arbeiteten. Es kann kein Glaube verlangt werden an die einzelnen Dogmenbestimmungen in den Symbolen, sondern nur an den christlichen Geist und die Tendenz dieser Schriften (S. 326.). ***) Was aber die Protestantischen Bekenntnißschriften insonderheit betrifft, so sind sie ihrer Natur nach mehr abwehrend gegen den Katholicismus; *) in den übrigen Lehren, die außerhalb des polemischen Kreises lagen, haben die Reformatoren sich begnügt, die älteren kirchlichen Formeln aufzunehmen, gewiß nicht nach vorhergängiger Prüfung, sondern weil sie eben diese Gelegenheit haben benutzen wollen, die Beschuldigung wegen Reformationssucht abzuweisen (S. 328.). Die Rechtgläubigkeit, welche die Protestantische Kirche fordert, kann also nichts anders seyn, als der Glaube an die Christlichkeit der kirchlichen Principien **) oder an den Geist, der sich als die Wirkung des Wortes des Evangeliums erhalten hat" (S. 323.).

8) „Da die ganze Eigenthümlichkeit des Protestantismus sich auf das Princip von der Alleingöttlichkeit der Schrift reduciren läßt (S. 328.), so scheint der Eid der Lehrer, wonach sie verpflichtet werden, den Zuhörern die himmlische Lehre, so wie sie in den Schriften der Apostel und Propheten und in den symbolischen Büchern unserer Kirche enthalten ist, getreu vorzutragen, zu vag und unbestimmt zu seyn, und es wäre unmaßgeblich folgende Formel als bedeutungsvoll und zweckmäßig vorzuschlagen, wodurch der Geistliche bekenne: „„Daß die heilige Schrift die einzige göttliche Glaubensnorm, daß dieses Princip des Protestantismus das wahre kirchliche Princip sey, und daß die Protestantische Kirche diesem Principe treu bleibe, wenn sie den Satz von der Rechtfertigung durch äußere Legalität der Werke und die Lehre von den sieben Sacramenten verwirft"" (S. 336 f.).

9) „Wenn folglich in der Protestantischen Kirche mehrere dogmatische Systeme sich gebildet haben, die in mehreren Punkten in strengem Gegensatz zu einander stehen, so ist das bloß ein Zeugniß vom Protestantischen Freiheitsprincip, welches die Glaubensverschiedenheit, die immer da gewesen ist, sich frei und unbehindert äußern läßt, wobei die christliche Grundform sehr wohl bestehen kann" (S. 375.).

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Von einer lebendigen und gliederhaften Verbindung der Gläubigen durch den Geist des Herrn ist überhaupt in diesem Buche keine Spur. Wer sieht aber nicht leicht, daß jene Canonisation der heiligen Schrift — bei Voraussetzung durchaus keiner einzigen eigenthümlichen Lehre, sondern einer steten Wandlung und Nimmervollendung derselben so wie des Glaubens — nichts anders als eine Canonisation der Menschengedanken und des Eigenwitzes ist? Uebrigens gegen jene rationalistische, immer im Bodenlosen fortschreitende Perfectibilität stellte schon der Apostel Paulus das warnende Wort auf (was damals sich nur auf γυναικάρια, verführte Weiber, bezog, jetzt auf das ganze weibische System der modernen falschen Gnosis mit Recht bezogen wird): „πάντοτε μανθάνοντα, καὶ μηδέποτε εἰς ἐπίγνωσιν ἀληθείας ἐλθεῖν δυνάμενα" (2 Tim. 3, 7.), und die ganze ältere christliche Kirche steht hier als ein glänzendes, vielstimmiges Zeugniß für die Unwandelbarkeit des Glaubens.

**) Hier haben wir die berühmte Wegscheider'sche Analogia fidei. S. dessen Institutiones §. 25., wo er ganz von derselben Annahme ausgeht, daß da zu allen Zeiten die Versuche zwischen den reineren und unreineren Lehrformen der heiligen Schrift zu vermitteln vergeblich gewesen seyen, die neueren Theologen eo ipso das Recht haben, positiv zu nennen, was zunächst auf die gesunde Vernunft sich stütze und danach die übrigen Aussprüche der Schrift zu modeln. Wahrlich eine mirifica Analogia, die zuerst die Schrift spaltet in Irrthum und Wahrheit, und dann dasjenige als Wahrheit heraushebt, was mit dem subjectiven Dünken eines Jeden zu stimmen scheint, oder damit zu stimmen gezwungen wird.

***) Hiemit soll nun der Schein hervorgebracht werden, als ob die Symbole überhaupt bloß auf dogmatische Bestimmungen sich beschränken und keinen Glauben aussprechen, nicht den Sinn der Schrift ausdrücken. Nun ist es aber bekanntermaßen grade umgekehrt, da alle Symbole bis auf die Concordienformel i[m] eigentlichsten Sinne Bekenntnisse des Glaubens, nicht ab[er] Enucleationen dieser oder jener dogmatischen Theorie sin[d] und selbst die Concordienformel jenes und nicht dieses wenigste[ns] seyn wollte.

*) Dieses Schleiermacher'sche Paradoxon (das der Urheb[er] noch neuerlich, nachdem schon längst das Unhaltbare darin gez[eigt] ist, in seinem Sendschreiben an Schulz und v. Cölln — S. Th[eo]logische Studien und Critiken f. 1831, Heft 1. — als einen Phi[...] wieder hervorbringt) ist schon durch eine gewissenhafte Ansicht [der] Augsburgischen Confession in den Artikeln der Lehre, geschwe[ige] denn durch die wiederholten offenen Erklärungen in der Apolo[gie] derselben (wonach als „unsere Gegner" bezeichnet werden nicht b[loß] die pelagianisirenden Romanisten, sondern die ganze fleischliche W[eis]heit — „die Philosophen, Pharisäer, Mahometisten" — im Ge[gen]satz gegen die Thorheit des Evangeliums) hinlänglich widerlegt.

**) Welche aber (woran wir nur beiläufig erinnern) in die[sem] System die der vollen Ungebundenheit, unter dem schönen [Na]men von Geist und Freiheit sind.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 31. August. № 70.

Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wie nun das Princip von der Alleingöttlichkeit der Schrift (so heißt es S. 328.) und der ungebundensten Freiheit in der Auslegung derselben den Verfasser geleitet habe, und was der Protestantismus, dem Glaubensinhalt nach, ob ihm sey, wie die christliche Grundform bei der freien Bewegung des Geistes, die er verlangt, bestehe, und was von derselben übrigbleibe, wenn die Philosophie und Philologie ihr Sat an der alleingöttlichen Schrift (die freilich ohne sie stumm und bedeutungslos, und auch mit ihnen nur das große Magazin und Depot aller Selbstwidersprüche ist) verwaltet hat, das wird aus folgenden Sätzen klar werden, worin er critisch (wie es heißt) den Katholischen sowohl als Protestantischen Glauben beleuchtet, und so wie er in dem Vorhergehenden eine neue unhistorische Kirche construirt, also hier eine neue Lehre und einen neuen Glauben etablirt, welches nun die Frucht einer ächten Wissenschaftlichkeit seyn soll. Man höre und urtheile.

1. „Die Geschichte der Menschheit lehrt uns, daß der Ursprung des Bösen überhaupt und der Sünde insbesondere stets ein Räthsel für den menschlichen Verstand gewesen; sie lehrt uns ferner, daß die Philosophie der Vorzeit dieses Problem stets auf dem historischen Wege hat lösen wollen, da die Lösung doch einzig und allein auf dem rein-philosophischen zu finden ist. Durch eine natürliche optische Illusion erscheint uns die Vorzeit in einem schöneren Lichte: daher auch die Mythen von einem goldenen Zeitalter und dem selbstverschuldeten Verluste desselben. Der Mosaische Mythus ist die Grundlage der kirchlichen Lehre über diesen Artikel geworden; indem aber die Kirche die einzelnen Züge desselben als wirkliche historische facta gedeutet und das Fehlende durch eigene Schlüsse ergänzt hat, ist unverkennbar der wahre christliche Charakter durch unreine religiöse Vorstellungen verdunkelt worden, die überhaupt unumgänglich sind, wo die Lehre aus dem populären und poetischen Vortrage abgeleitet wird" (S. 521—522.).

2. „Der ursprüngliche Zustand des Menschen ist ein ganz abstracter Begriff, worunter wir uns die Menschennatur denken müssen, um die mannichfach verschiedenartigen Richtungen derselben zu erklären; aber eben darum können wir demselben auch nur eine ideelle Realität beilegen. Wenn aber die kirchliche Theorie diese Idee im Stammvater der Menschen realisirt haben will, so verwickelt sie sich in handgreifliche Widersprüche, da einerseits Adam als Mensch durch eine gewisse Individualität bezeichnet seyn muß, und andererseits, wenn man ihn als Typus und Repräsentant des Menschengeschlechts aufstellt, die Persönlichkeit desselben schwindet und nur ein Nebelbild zurückbleibt" (S. 522 f.).

3. „Die moralische Sündhaftigkeit aus einer primitiven Sünde abzuleiten, ist eine offenbare *petitio principii;* umgekehrt setzt vielmehr eine jede sündliche Handlung eine allgemeine Empfänglichkeit für das Böse voraus, und der Grund derselben muß also in einem vorhergehenden Uebergewicht der Sinnlichkeit über die Vernunft gesetzt werden. Dieser Streit aber, der sich in jedem Individuum von der Geburt an regt, ist als eine successive Entwickelung des Guten anzusehen, so wie es sich bei endlichen Vernunftwesen gestalten muß; das Uebergewicht der Sinnlichkeit ist eine nothwendige Folge des ursprünglichen Verhältnisses des Menschen zur Welt, also an sich kein eigentliches Böses, sondern ein beschränktes, unvollständiges Gute; selbst der Kampf, worin die Vernunft unterliegt und der, mit Rücksicht auf das handelnde Subject, Sünde ist, kann in dem vollständigen Zusammenhange als ein Moment dieser Entwickelung erscheinen. Während der Mensch so durch die Beschränkung seiner Natur daran behindert wird zu seyn, was er seyn möchte, ist es nur die eigene Fahrlässigkeit eines Jeden, die ihn das nicht seyn läßt, was er seyn könnte und sollte" (S. 523 f.).

4. „Das, was der historischen Auffassung des Problems von der menschlichen Sündhaftigkeit ihr eigentlich religiöses Interesse gegeben, ist das Licht, welches dadurch auf das Hervortreten Christi geworfen wird, als auf eine Veranstaltung, deren Nothwendigkeit augenscheinlich in der früheren Geschichte der Menschheit gegeben wäre. Das Erlösungswerk gestaltet sich dadurch zu einem historisch-religiösen Drama, worin der Fall Adam's die Expositionsscene ist. Allein dadurch tritt die christliche Offenbarung in kein rein-geistliches, sondern in ein bloß historisches Verhältniß zur Menschheit; die Ankunft Christi ist nicht mehr absolut, sondern nur relativ nothwendig, be-

gründet in einem zufälligen Unglück, das Verderben über die Menschen gebracht ohne ihre eigene Schuld; der Zweck seiner Sendung wird so bedingt durch eine frühere Begebenheit und im Umfange beschränkt; er ist dann nicht gekommen um die Menschen zu einer Stufe zu erheben, wohin sie ohne dies nicht hätten gelangen können, sondern bloß um durch ein weislich angeordnetes Gegengift und Heilmittel die verlorenen Kräfte zu ersetzen und den ursprünglichen Gesundheitszustand wiederzubringen" (S. 524 f.).

5. „Die kirchliche Theorie von der Erlösung stützt sich auf einen sehr unvollkommenen Begriff von der göttlichen Gerechtigkeit, indem gelehrt wird, daß das Verdienst Christi uns zugerechnet werde und unsere Sünden durch sein Blut getilgt werden. Die einzelnen Züge dieser Lehre sind theils aus der heidnisch-jüdischen Opfertheorie entlehnt, theils starke Anthropomorphismen, von welchen das philosophische Denken sich losreißen muß. Denn Versöhnung setzt sinnlichen Affect, Zorn und Nachlust bei'm höchsten Wesen voraus, und Zurechnung eines fremden Verdienstes wird für uns gleichbedeutend mit Ungerechtigkeit. Die religiöse Idee ist durch diesen Satz nicht nur über die Sphäre des Denkens herausgehoben, sondern tritt sogar in Widerspruch mit den Grundgesetzen des Denkens, den Principien der moralischen Zurechnung. Ferner läßt Sündenvergebung nach den christlichen Begriffen von Gott und einer moralischen Weltordnung sich nicht denken als unmittelbare Folge irgend eines fremden Verdienstes, ohne vorhergehende Bekehrung des betreffenden Individuums (S. 409—10 und 525.). Das Versöhnungswerk ist die Sache des Individuums (S. 588.) und geschieht, indem der Mensch strebt, sich in Gleichheit mit Gott zu bilden und den innern Streit zu schlichten (S. 484.); durch eigene Anstrengung gelangt er dahin, daß die göttliche Liebe sich auch ihm in einer erfreulicheren Gestalt zeige (S. 410.). Es gibt kein sinnliches Unterpfand, keine sichtbare Versicherung des wiederhergestellten Friedens mit Gott; denn zwar ist es wahr, daß der Glaube an die göttliche Gnade und Barmherzigkeit das unverlierbare Eigenthum der Christen ist; wenn aber die Frage ist, wie weit der Einzelne sich Antheil an diese Gnade zueignen dürfe, wird er auf sich selbst zurückgewiesen und die Antwort kann nur vom Orakel des Gewissens geholt werden" (S. 484.).

6. „Die Protestantische Theorie von der Rechtfertigung, wodurch diese nicht eine Folge des eigenen sittlichen Strebens des Menschen, sondern lediglich ein Akt der göttlichen Gnade und Erbarmung wird, ist rein scholastischer Art; die menschliche Natur ist hiedurch so zu sagen zersplittert und die Aussprüche des moralischen Bewußtseyns sind dadurch gekränkt (S. 403—405.). Der Glaube wird nach dieser Theorie im engeren Verstande ein Glaube an die Sündenvergebung durch den Tod Jesu und die Zurechnung seines Verdienstes. Wenn aber so dieser, seinem Gegenstande nach durchaus positive, Glaube als unerläßliche Bedingung der ewigen Seligkeit dargestellt wird, kann die Vernunft von einer solchen Verbindung sich keinen Begriff machen, welcher mit dem Glauben an die Gerechtigkeit und die Alles umfassende Gnade Gottes bestehen kann; und wenn dieser Glaube als ausschließliche und unmittelbare Wirkung der göttlichen Gnade beschrieben wird, entsteht der Begriff eines Particularismus, der den religiösen Ideen der Vernunft und dem obersten Princip des christlichen Universalismus von einer allgemeinen Liebe Gottes widerspricht (S. 413.). Die Werke werden ferner in

der Protestantischen Theorie außer alle Verbindung mit der Recht fertigung gesetzt, indem gelehrt wird, daß der Mensch gerech werde vor Gott durch den Glauben allein ohne die Werke. Im Gegentheil eben mit Rücksicht auf die Werke wird de Mensch gerecht vor Gott durch den Glauben, und der wahr christliche Typus ist dieser: daß wir gerechtfertigt werden durc den Glauben vermittelst der Werke (S. 418.). In der Schrif daher, die diese Behandlungsweise der Lehre uns als die allei richtige zeigt, wird das ewige Leben bald als eine Frucht des Glaubens, bald der Werke dargestellt (S. 424.). Und zu demselben Resultate führt die Vernunftcritik uns. Das Ver hältniß zwischen der göttlichen Gnade und der menschlichen Frei heit ist für den endlichen Verstand eine ewige Antinomie sie verhalten sich zu einander als entgegengesetzte Größen die sich wechselseitig aufheben. Daß nun aber das gegenseitig Verhältniß zweier unbekannter Größen uns ein Räthsel ist und bleibt, das mag uns mit Recht weder wundern noch beunruhigen (S. 420.). Die Protestantische Kirche macht die Gnad zum alleinwirkenden Princip im Leben und verwirft die Kra der Freiheit als eine Illusion der menschlichen Eigenliebe. Dur diesen reproducirten Augustinianismus wird zwar ei Einheit erhalten, aber nicht eine vollständige, und das Verfehl dieser Deduction zeigt sich, wenn wir dies System in sein Strenge in der wirklichen Welt geltend machen wollten; de das einzige vernünftige Ziel des Strebens des Menschen wür dann eine völlige Passivität seyn, die die Anliegen der Se und die physischen Schicksale mit derselben Resignation der a waltenden Vorsehung überläßt; der Mensch muß sich selbst Gegenstand der Verachtung und des Abscheus werden (S. 422 So wird die Protestantische Kirchenlehre, indem sie den Versö nungsglauben zur einzigen Bedingung der Rechtfertigung mac zu einer unfruchtbaren Bigotterie führen" (S. 426.).

(Fortsetzung folgt.)

Rein-historische Beleuchtungen zu dem Aufsatze in Ev. K. Z. Nr. 46—50.: „Dr. Steudel und die K. Z." Zugleich mein letztes Wort in dieser Sache. V Dr. Steudel.*)

1. Die Veranlassung zu öffentlicher Bekanntmachung des A satzes: „Mein Verhältniß zu den Rationalisten und der Ev. K. Eine zuletzt abgenöthigte Erklärung"**) gab — nachdem einzig Rücksicht auf die Ev. K. Z. die Zurückhaltung einer öffentlic Mittheilung von näheren Aufschlüssen über das Vorangegang mir auferlegt hatte — ein Angriff auf das Gepräge meiner H delsweise, welcher unberichtigt von der Ev. K. Z. aufgenommen w den war, und später — meiner Ueberzeugung nach, über deren R tigkeit das Publicum nunmehr urtheilen kann, — bei Gelegen sehr ungenügend berichtigt wurde. Die mit dem mir von Gott getragenen Berufe verbundene Verantwortlichkeit legte mir die Pf auf, durch reine Darlegung des Geschehenen Jedem das Urtheil über möglich zu machen, ob ich einer mir angeschuldigten vern lichen Halbheit in meinem Verfahren mich schuldig machte, wod ich zugleich genöthigt war, meine Ansicht über das durch unsere von den Christen geforderte Benehmen, der im Vorwort zum J 1831 von der Redaction der Ev. K. K. als einzig christlich gel gemachten gegenüber, anzudeuten. Dies ist der einzig richtige St punkt, aus welchem jene Erklärung der Natur der Sache nach gefaßt werden darf. Von einer die Principien der Ev. K. Z.

*) Wir enthalten uns jeder Bemerkung zu dieser Mittheilung, da eine tere Behandlung der in ihr besonders hervorgehobenen Seite der Differenz schen Herrn Dr. Steudel und der Redaction den bisher strenge behaup Charakter der Ev. K. Z. verletzen würde. Anmerk. der Red

**) Vorwort zu dem Jahrgang 1831 der Tüb. Zeitschr. für Theol.

ifenden dogmatischen Fehde, in welches Gebiet die verehrliche
daction der Ev. K. Z. nunmehr die Sache hinüberspielt, konnte
die Rede gar nicht seyn, — um so weniger, da ich grade ein
z anderes und meiner Ansicht nach höheres Interesse, als je-
enge Abschließen durch eigenthümliche dogmatische Interessen, und
ir dieses als ein durch die Ev. K. Z. selbst zugesagtes,
Erinnerung brachte. Selbst eine meiner Aeußerungen, an welche
Ev. K. Z. ihre dogmatische Rechtfertigungen anknüpft, gehört
zig auf das Feld der christlichen Psychologie oder Heilweise,*)
Keiner, welcher das weiter zu Bemerkende beachten und den frag-
en Aufsatz lesen will, in Abrede ziehen wird. Sache der Ev. K. Z.
re es, wie mir scheint, gewesen, nicht mir die Berührung eines
deren Punktes, als um dessen Erörterung es mir zu thun seyn
fte, zu empfehlen, oder meine gereizte Stimmung, welche ja nur
zu verantworten hätte, wiederholt vorzuwerfen; sondern zu-
hst — wo es Entstellung der Wahrheit zum Nachtheil eines An-
n eben durch sie als Organ galt — einfach durch volle
ittheilung der Wahrheit über den Hergang der Sache und
ne wahre Meinung Licht zu geben. Ich hoffe, der billige Leser
Ev. K. Z. werde die von mir gegebene oben erwähnte Erklä-
g, ehe er urtheilt, selbst lesen, und ergänze deswegen bloß, was
Beleuchtung der Wahrheit durch den Bericht der Ev. K. Z. auf's
ue gefordert wird, ohne das dort bereits Mitgetheilte, auch wenn
Ev. K. Z. es unberührt und unberücksichtigt ließ, auf's Neue
auszuheben.

2. Die Stelle, welche die Ev. K. Z. als Beleg dafür, daß ich
dem Gefühle einer erlittenen persönlichen Kränkung beherrscht
, aus meinem Schreiben vom 30. December 1829 auf eine Art,
che sie, wie ich gewiß bin, nun selbst anders gewählt zu haben
ischen wird, theilweise anführt, lautet in ihrem Zusammenhange,
folgt:

„Ihr werthes Schreiben vom 20. December hat, wie ich gar
t verbergen will, mein Herz mit tiefer Wehmuth erfüllt. Diese
rde wohl auch nur dann sehr natürlich und billig gefunden wer-
müssen, wenn es sich bewahrheitete, daß ein Mann, der seit
ger als einem Vierteljahrhundert dem Dienste des Evangeliums
ergeben hat, durch die Art, wie er seine Bahn betreten hat, die
igste Zuneigung eines Storr, Heß, Flatt, Joh. G. Mül-
rc.**) sich erworben, und durch jedes Fortschreiten auf derselben
den auf der Gemeinschaft mit unserem einzigen Herrn und Hei-
d gegründeten, geistigen, nie getrübten Bund sich immer trauter
fester hineingezogen sehen durfte, nun die Ergebnisse seiner For-
ung und Hingabe an die vielfach erprobte Wahrheit des Evange-
ns einem Glaubensgerichte unterworfen werden soll, welches das
e als ganz ungeeignet zur Mittheilung, und somit des völligen
terschlagens würdig, das andere nur in einem fremdes Gepräge
fdrückenden Auszuge mittheilbar findet, und welches aus Män-
n besteht, welche kaum in der Kindheit stunden, als der Herr ihn
rdigte, nicht unfruchtbar für sein Reich zu wirken, und sich nun
eits so vorgeschritten kennen, daß es sich bei diesem ihrem Ver-
hren nicht einmal einer Rücksprache mit dem hinter ihnen Zurück-
bliebenen lohnt. — Doch, das ist etwas Einzelnes, das, wie schmerz-
ft wohl auch Sie es finden werden, wenn Sie in die Lage des
nderen sich hineindenken, vergessen werden kann, und noch
ichter verziehen wird, wenn im Allgemeinen eine solche
Maaßregel durch die Rücksicht auf das Seelenheil un-
serer Mitmenschen geboten wird rc." (vgl. die Fortsetzung
in meiner Erklärung S. XXVIII. — Der Brief selbst schloß, wie
S. XXXII. zu lesen ist.).

Ich kann versichern, daß die Befolgung des dort erwähnten
Grundsatzes, „daß ich vor mir selbst verschwinden muß, wenn es sich
handelt um die Sache Christi und seines Wortes," aufrichtig von
mir erstrebt wurde. Aber für verpflichtet zu reden halte ich
mich, „wenn die von Gott mir zugewiesene Wirksamkeit gefähr-
det wird entweder durch persönlich gegen die Aufrichtigkeit meines
christlichen Thuns mit Hülfe entstellter Thatsachen erhobene Verdäch-
tigung, oder durch Verurtheilung einer Handelsweise, wie ich sie zu
beobachten für Pflicht halte, als einer gegen die Sache der Wahr-
heit untreuen im Allgemeinen. In dieser Regel für mein Thun
glaube ich (vgl. 2 Cor. 1 – 7.) das Beispiel eben desjenigen Apo-
stels für mich zu haben, auf dessen Ausspruch 1 Cor. 6, 1 f. ich ver-
wiesen werde: welcher Ausspruch mir in doppelter Hinsicht auf den
vorliegenden Fall nicht anwendbar scheint, theils weil ich mich nicht
auf das Urtheils der ἀδικων (Ungerechten), sondern der ἁγιων (Hei-
ligen, Christen) berufe, theils weil der Gegenstand dieser Beru-
fung ein anderer, als der dort berücksichtigte ist. Uebrigens habe
ich über diesen Punkt bereits Antwort gegeben. S. XVI. und
S. XXVI.

3. Daß bei der anfänglich im Schreiben vom 30. December
1829 an Herrn Dr. Hengstenberg mitgetheilten Form der Eröff-
nung an das Publicum manches „weniger mild und schärfer als
Gegensatz gefaßt war," steht in dem Vorwort ausdrücklich S. XXXI.
Diese Verschiedenheit ist also von mir nicht, wie ich S. 365. beschul-
digt werde, in Schatten gestellt. Ueberdies scheint Herr Dr. Heng-
stenberg das Wort am Schlusse des Briefes übersehen zu haben
(vgl. S. XXXII.): ich werde so handeln, „wenn nicht eine Beleh-
rung mir zukäme, daß ich nicht so handeln darf." Ist es wohl zu
tadeln, wenn ich in meine Erklärung mehr Mildes und Ausgleichen-
des, so weit es die Wahrheit gestattete, legte? — Uebrigens blieb
dieser gemilderte Ton der Erklärung nicht, wie S. 364. vermißt
wird, in meiner Antwort unangedeutet; denn sie sagt (S. XXXVII.),
daß ich dieser Pflicht auf eine Art genüge, welche diejenigen, denen
ich redliche Meinung nicht abspreche, am wenigsten verwunde, das
fordert die Weisheit und die Liebe. Von ihr will ich streben mich
leiten zu lassen.

4. Noch hat die Ev. K. Z., welche S. 365. behauptet, voll-
ständig den Inhalt meiner Erklärung vom 29. September 1830
angegeben zu haben, ihren Lesern die Aufklärung nicht mitgetheilt,
daß ich meine anfänglichen Erklärungen in Bezug auf die Ev. K. Z.
gegeben habe ganz außer allem Zusammenhang mit dem
die Haller Professoren betreffenden Streite, und ehe
ich von diesem etwas wissen konnte. Ueberdies habe ich sie
gegeben erst nachdem die hierüber befragte Redaction mir ei-
nen anderen Ausweg zu Mittheilung der Wahrheit nicht an
die Hand gegeben, sondern nur vorgeschlagen hatte, ich sollte schwei-
gen, was ich nicht durfte.

5. Ich soll freigebig seyn mit dem Vorwurfe „unevangeli-
scher Behauptungen." Ich erinnere mich nicht, diesen Vorwurf —
und dort bedingt — anderswo gemacht zu haben als S. XXXV.
unten und in den damit zusammenhängenden Zeilen S. XXXVI. oben.

6. S. 365. ist zu lesen: „Ueber die nun folgenden Briefe
schweigen wir, und freuen uns dies zu können." Man wird in Ver-
suchung stehen, diese Worte zu deuten, als hätte ich als Schonung
gegen mich es dankbar zu betrachten, wenn von diesen Briefen ge-
schwiegen wird. Ich bin genöthigt, zu erklären, daß ich mir nicht
bewußt bin, um ihrer willen irgend eine Schonung wünschen zu
müssen. Ich bitte deswegen, ein Unrecht, welches in ihnen lag, mir
nachzuweisen, oder mit dem Vorwurfe von gethanem Unrechte, wel-
cher in solchen Andeutungen liegt, mir nicht Unrecht zuzufügen.

7. Gegen die Treue der Angabe des Sinns meines Aufsatzes
„über die zweckmäßigste Art christlicher Einwirkung rc." wie er
S. 362. angegeben wird, bedauere ich, mich abermals genöthigt zu
sehen, vorläufige Einsprache zu thun. Schließen läßt sich auf das
Irrthümliche der Auffassung schon aus der vorliegenden Thatsache,

---

*) Es fragte sich ja gar nicht, welches Christenthum (es wurde vorausge-
t: das biblische) gegeben, sondern: auf welchem Wege Einer für dessen
fassen am zweckmäßigsten gewonnen und herangebildet werden möchte? —

**) Ohne an diesen Männern manche menschliche Schwäche zu mißkennen, und
ne ihrer Erklärungsweise oder deren Ergebnissen, wie das der erste Blick in
ine Schriften ausweist, unbedingt zu huldigen, hoffe ich niemals der Aufgabe
mich untreu zu werden, den Geist der Christlichkeit, welcher bei allem Ernste
r Entschiedenheit als Geist weiser Milde und unbestechlicher Gewissenhaftigkeit
ensvoll aus diesen verklärten Vätern ansprach, niemals zu verläugnen, wie sehr
unseren Tagen Manche über den Geist solcher Christlichkeit sich emporgeschwun-
zu haben, und mitleidig und bekrittelnd auf ihn herabblicken zu dürfen
in n. (Welche Anmerkung ich übrigens bitte, nicht als den Worten Herrn
. Hengstenberg's S. 374. geltend zu betrachten: obgleich ich den dort ange-
rten Vorwurf Winer's auch an sich für nicht begründet halte.)

daß in der S. 366. angeführten Stelle die Beschränkung: Auf diesem Punkte der Entwickelung (soll dem Heranzubildenden die Anerkennung völliger Verdorbenheit nicht abgedrungen werden), so wie die angedeutete Hoffnung ganz unbeachtet bleibt, daß mit der weiteren Entwickelung des Christlichen die Erkenntniß der Sünde auch mehr und mehr lebendig werden werde. Ich bekenne, nicht zu begreifen, wie ein unbefangener Sinn das übersehen konnte. Auch enthalte ich mich ganz aller Bemerkung über den Ton der Belehrung, welche mir zu Theil wird, ohne daß ich annehmen kann, der Belehrende habe irgend beachtet, was ich mit meiner Berufung auf die fraglichen biblischen Stellen auch nur wollte.

8. Nur insofern, als der Grundsatz als geltend zur Sprache gebracht ward, daß nichts den symbolischen Büchern ausdrücklich und wesentlich Widersprechendes in die Ev. K. Z. aufgenommen werden solle, war von mir die Aufnahme jenes Aufsatzes über die Erbsünde, über dessen Unvereinbarkeit selbst mit dem Buchstaben der symbolischen Bücher ich nicht weiter zu rechten brauche,*) als Mangel an Folgerichtigkeit erwähnt worden. Ich habe hinlänglich erklärt, daß ich nicht Huldigung für meine Ansichten, **) sondern Anhörung derselben als solcher, welche nicht außerhalb des Gebietes der Christlichkeit liegen, ansprechen zu dürfen meinte. Uebrigens lasse ich mir's gefallen, wenn die Ev. K. Z. das, was ich zu geben habe, und wofür mir allerdings offen steht, anderswo ein Plätzchen zu finden, zur Aufnahme ungeeignet findet. Nur 1) unbestreitbar darf ich ansprechen, daß als das meinige nur das mir in Wahrheit Angehörige gegeben werde; 2) unbestreitbar darf ich das Publicum darüber belehren, daß mein Antheil an der Ev. K. Z., an welcher ich nicht als bloßer Mitarbeiter galt, indem ich vielmehr als Beförderer des Geistes, in welchem die Ev. K. Z. zu wirken versprochen hatte, genannt worden war, in nichts weiterem besteht, als worin er wirklich besteht.

9. Wenn meine wahre Ansicht über das sündliche Verderben des Menschen und die göttliche Gnade, wie sie in anderen Schriften ***) von mir niedergelegt ist, als nicht vorhanden behandelt werden wollte: so dürfte von meiner Seite doch das keine unbillige Erwartung gewesen seyn, daß mir keine andere Lehre unterschoben werde, als wie sie in dem gleichen Hefte der Tüb. Zeitschr., welchem das fragliche Vorwort voransteht (vgl. S. 68 ff.), unmißdeutbar ausgesprochen ist; j… wie dieses Vorwort selbst, so weit die Gelegenheit es mit sich brachte, s… andeutet, indem auch, was bei solchen, die dem Rationalismus e… geben sind, Christliches sich darlegt, S. XL. f. dem Einflusse de… göttlichen Gnade ausdrücklich beigelegt; der Mensch, S. XLIII als geeignet zur Sinnesänderung mit Hülfe des göttliche… Geistes genommen, Erleuchtung S. XLV. von der göttlichen Gna… abgeleitet wird u. s. w.: wie mir wohl überhaupt keine Aeußerun… nachzuweisen seyn wird, welche mit der Anerkennung im Wider… spruche stände, daß das Gute nur von Gott kommt. Daher ein großer Theil des Aufwandes zu meiner Widerlegung ganz Ande-ren gilt, als mir, und ich nur bedauern kann, dem die Ev. K. Z. lesenden Publicum, so weit dieses nicht selbst anders woher mich u… meine Ueberzeugung kennt, von einer Seite dargestellt zu werde… welche ein Redlicher, der mich kennt, nicht als getreue Zeichnung von mir wird gelten lassen. — Zudem bin ich mir gar nicht bewußt, gegen die Ansicht Herrn Dr. Hengstenberg's von der Verderbl… der menschlichen Natur polemisirt zu haben. Ich erkläre … mehr, S. XLIII., das Entwickeln meiner Gründe nicht dieses … zu finden. Nur daß neben der, durch d s Vorwort zur Ev. K. … d. J. gezeichneten Ausprägung des christlichen Sinns und Ben… mens auch noch eine andere, ihrer Uebereinstimmung mit der hei… gen Schrift sich bewußte bestehe, sammt Winken auf das, womit … sich zu rechtfertigen wußte, wurde erinnert.

10. Eine ausgeführtere biblische Rechtfertigung der Lehre v… Sünde und Gnade, so weit sie mir das Wort Gottes zu enthalt… scheint, — mit Rücksicht auf die Auseinandersetzungen des Her… Dr. Hengstenberg, jedoch mit Uebergehung alles jetzt zur Spra… gebrachten Persönlichen, — werde ich in nicht zu ferner Zeit, … Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, dem Publicum mittheilen und zwar in der Ev. K. Z., wenn deren Grundsätze erlauben s… ten, sie aufzunehmen; wo nicht, anders wo.

11. Als Grund der verweigerten Aufnahme meiner Erklärun… vom 29. September 1830 wird deren leidenschaftlicher Ton und d… Verletzung der Liebe gegen die dem Herausgeber (der Ev. K. Z… als sehr ehrenwerth bekannten Verfasser jenes Briefes S. 365. a… gegeben. Mir scheint, daß ich gegen die Person eines mir unb… kannten Ungenannten die Liebe nicht wohl verletzen kann. … dem fragte es sich nicht: wie ehrenwerth der Mann ist? sond… ob das, was als That öffentlich vorliegt, aus weisem, achtungsw… them, christlichem Sinn hervorging? — vor Allem aber: ob es d… Wahrheit gemäß ist?

12. Zur Beruhigung dient mir, daß, wenn gleich mehre… durch meine Erklärung Beleuchtetes, von der Ev. K. Z. nicht weiter … rührt werden mochte, sie dennoch keine meiner Angaben nennen kon… welche nicht der Wahrheit auf's Genaueste entsprochen hätte, … noch nachträglich als ihr vollkommen entsprechend sich nachweisen lie…

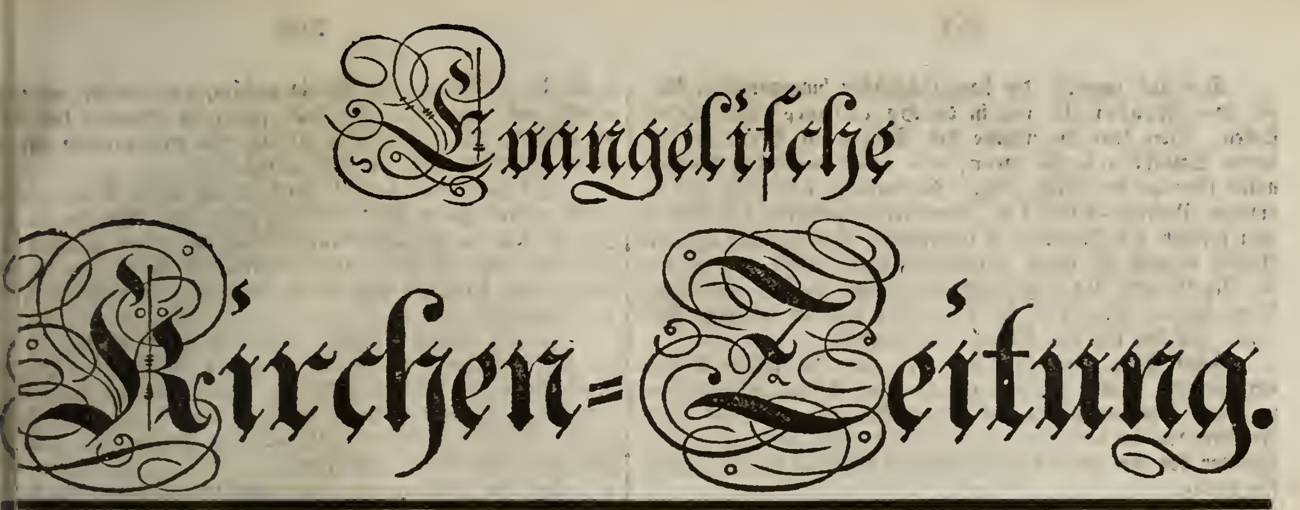
Was meine Gesinnungen gegen den verehrten Herrn Hera… geber der Ev. K. Z. betrifft: so berufe ich mich — als ein Ma… der's mit seinen Worten aufrichtig meint, — auf mein Schrei… an denselben vom 27. März d. J. — Als einfachsten Beleg daf… daß ich seiner Liebe mich zu erfreuen habe, müßte ich es erken… wenn derselbe durch Aufnahme dieser Beleuchtungen in die Ev. K… seinen redlichen Wunsch bewährte, vor den Lesern der Ev. K. Z. … nicht als einen Anderen erscheinen zu lassen, als der ich wirklich … Diese Aufnahme würde zugleich verbürgen, was mein Herz … gerne annehmen heißt, daß manches durch die Redaction der Ev. K… unaufgehellt Gebliebene nicht absichtlich im Dunkeln gelassen … den war.

*) Als unerhört (S. 382.) konnte ich einen Irrthum nicht ansehen, welchen ich in den symbolischen Büchern ausdrücklich verworfen finde.

**) In Bezug auf ihre Zusammenstimmung mit dem eigentlichen Sinne der symbolischen Bücher berufe ich mich auf die Winke, welche sich finden in der (wie schon aus früherer Mittheilung bekannt ist, von mir herrührenden) Anzeige mehrerer Schriften über die Frage von der Gnadenwahl, in Bengel's Archiv B. V. (Neues Archiv B. I.) S. 670—675. und B. VI. (N. A. B. II.) S. 679—690.

***) Ich habe diese Lehre von jeher stets als das unterschieden Christliche unumwunden genug geltend gemacht, und mit Nachdruck, den Gegnern gegenüber, vertheidigt. Vgl. über die Haltbarkeit des Glaubens rc. S. 220 ff. Reden über Religion und Offenbarung, namentlich S. 331 ff. Neue Vorträge rc. S. 207 ff., namentl. S. 213 ff. Tüb. Z. f. St. 1. 1828. S. 116 ff. Nur allerdings die Schuld (Verschuldung) schiebe ich nicht auf die verderbte Beschaffenheit unserer Natur, sondern auf die Folgsamkeit jedes Einzelnen gegen den Zug dieser verderbten Beschaffenheit unserer Natur. So kann der Gedanke an eine Unsündlichkeit der Kinder mir auch von ferne nicht kommen, ungeachtet ich die Wurzel der Schuld (nicht: die Wurzel der Schuld) in der Untreue des Einzelnen finde. Dieses Aneignen der Sünde findet bei den Kindern minder statt, als bei Erwachsenen. — Vgl. vorläufig auch die Winke, welche ich über den Sinn von Röm. 5, 12. gab aus Gelegenheit der Würdigung der theistisch-rationalistischen Richtung in Tüb. Z. f. 1831, H. 2. S. 10 ff. — Noch sey mir die Frage erlaubt: Wenn Gott (Joh. 3, 16. vgl. Röm. 8, 31 f.) die Welt geliebt hat, hat er sie wohl anders, denn als Vater geliebt? — Ein anderes ist's allerdings um das, wenn der Mensch durch die Wiedergeburt sich im Besitze der göttlichen, väterlichen Liebe als Kind Gottes sehen und erfahren darf; ein Anderes um das, wenn Gott seine väterliche Liebe uns zukehrt, ohne daß wir ihrer uns trösten und freuen. An seiner Zukehr der Liebe aber fehlt es niemals. Bliebe denn ohne diese der Sünder nicht ewig Sünder? —

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 3. September. № 71.

Ueber Gottfried Menken's Ende

ist in Bremen bei Heyse folgende Schrift erschienen:

„ebet und Rede bei'm Begräbniß des Herrn Gottfried Nenken, Doctors der Theologie und weiland Pastor Prim. n St. Martini in Bremen, am 6. Juni 1831 von C. H. J. Hasenkamp, Evangelischem Prediger zu Vegesack." (Er-ag für edle Zwecke — namentlich zur Vertheilung von Menen's Schriften an unbemittelte Bibelforscher.)

Jeder Theologe, jeder Evangelische Christ, welcher das Le-be, die Wirksamkeit, den schriftstellerischen Werth, überhaupt die thlogische Bedeutsamkeit des sel. Gottfried Menken zu wür-dien versteht, wird es mit Freuden vernehmen, daß der eifrige hänger und Freund des Entschlafenen, der Herr Prediger Ha-ckamp, welcher in den letzten Wochen und Tagen fast fort-wrend der Zeuge seiner Leiden wie seiner Aeußerungen war, nder vorliegenden Rede ein ziemlich ausführliches Bild von Lebensende des theuern Mannes entworfen hat.

Aus dem Lebensabriß, den der Herr Verf. entwirft, leider fragmentarisch und in psychologischer Hinsicht ungenau, wollen unseren Lesern Einiges mittheilen. Von kräftigen, gottseli-Eltern erzogen, bezog Menken als ein ernster, strenger ngling im Jahre 1788 die Universität Jena. Voll Begierde h Aufschluß der Bibel frequentirte er anfänglich mehrere Colle-. Als er aber mit Schrecken wahrnahm, wie die damaligen ofessoren der Gottesgelahrtheit in Jena ihm zumutheten, et-s ganz Anderes im Texte zu sehen, als er in seinem vorlie-den Testamente sahe, da übermannte ihn nach einigen Wo-n Traurigkeit und Wehmuth. Er warf sich auf seine Knie, ete Gott an um Erleuchtung, und brachte ihm das Gelübde, ganzes Leben dem Dienste der Wahrheit zu weihen, wenn seiner und seines Wortes gewiß werde. So stellte er den such der Collegia, mit Ausnahme der philologischen Vorlesun-n, völlig ein und studirte Tag und Nacht die Bibel, während m immer heller und heller das Gnadenlicht aufging. Im Jahre 190 begab er sich nach Duisburg am Rhein, predigte dort hrmals mit großer Kraft und wurde dort von einem edlen Kreis von Christen, die, „frei von steifer Anhänglichkeit an die neben der Bibel tradirte Lehre, nichts als apostolische Wahrheit suchten" herangezogen, wo er mancherlei Aufschlüsse erhielt über das göttliche Wort.*) Hier in Duisburg war es, wo Menken als Candidat der Theologie eine anonyme Schrift herausgab unter dem Titel: „Beitrag zur Dämonologie oder Widerlegung der exegetischen Aufsätze des Herrn Professor Grimm. Frankfurt und Leipzig 1793." Herr Hasenkamp geht in der Beurtheilung der theologischen Bedeutsamkeit dieser Schrift so weit, daß er sagt: „Es datire sich in Deutschland von dem Tage dieses Buches ein neuer ernstlicher Kampf wider den Satan, den Urheber der Sünde, den Mörder unseres Geschlechts, den Generalissimus aller Legionen des Aufruhrs wider Gott und göttliche Ordnung." Ohne über den fast humoristisch klingenden Ausdruck: „Generalissimus aller Legionen des Aufruhrs," der sich, in einer Grabrede gebraucht, schwerlich rechtfertigen läßt, mit dem Verf. rechten zu wollen, bemerken wir nur das Eine, daß jener Schrift des sel. Menken wegen ihres überaus leidenschaftlichen Charakters sowohl als wegen ihrer im Ganzen zu unwissenschaftlichen Haltung eine so hohe Stelle keinesweges gebührt. Den Kennern jener Brochüre konnte die gar zu lobende Erwähnung derselben an dem Grabeshügel des Entschlafenen unmöglich sehr willkommen seyn. — Im Jahre 1793 wurde Menken Hülfsprediger zu Uedem im Clevischen und nach zehnmonatlicher Amtsverwaltung Hülfsprediger bei der Reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M., wo er „durch den Inhalt seiner Predigten Fromme und Gottlose in Erstaunen setzte." Hier gab er eine Schrift heraus: „Ueber Glück und Sieg der Gottlosen," veranlaßt durch das Vordringen der Franzosen und durch das gotteslästerliche Urtheil einer unwissendgewordenen Christenheit. — Auch diese Schrift erschien anonym, aber mit Gefahr seines Lebens. — In Frankfurt war es vorzüglich, wo er in das tiefere Verständniß des A. T. hineingeführt wurde, welches er von nun an fortwährend und mit so großem Eifer und tiefer Einsicht studirte, wie verschiedene seiner gediegenen Schriften kund thun.

*) Der Herr Verf. hat hier die Familie des damaligen Gymnasial-Directors Hasenkamp in Duisburg im Auge.

Das sind ungefähr die hauptsächlichsten biographischen Notizen über Menken, die wir in der Hasenkamp'schen Schrift finden. Von dem Aufenthalte des Seligen in Wetzlar, von seinen Schicksalen in Bremen, von seinen häuslichen Verhältnissen schweigt der Verf. ganz. Nachdem er das Ende des damaligen Prediger Krafft in Frankfurt mitgetheilt, der nach einem fröhlich mit Menken in theologischer Unterhaltung verlebten Abende plötzlich bei einem gemeinschaftlichen Mahle, da er eben im Begriff war, das Dankgebet zu sprechen, todt in Menken's Arme stürzte, geht er zu der Erzählung von des Letzteren Ende über, aus der wir nur Einiges hervorheben.

Jeder Tag, sagt der Verf., den man die letzten Wochen um ihn seyn konnte, wurde ungeachtet der Schmerzenstheilnahme zu einem Festtage, indem aus seinem Benehmen und aus seinen Aeußerungen die inwendige Herrlichkeit hervorstrahlte, welche die Wunder des Königs und Hohenpriesters Christus in ihm geschaffen hatten.

Erinnert an die Worte Petri: „Sintemal Christus im Fleisch gelitten hat, so wappnet euch mit demselben Sinne; lasset euch die Drangsal nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames u. s. w.," antwortete er: „Ja das ist die wahre Orthodoxie, daß man auch in großen Leiden festhalte an Allem, was Gott bezeugt und verheißen hat." Die Erkenntniß der Liebe Gottes hatte ihn so durchdrungen, daß die Leiden ihn im Glauben an die Verheißungen nur noch gewisser machten. Die Erfahrung, wie schwer es sey, darin auszudauern, wurde ihm ein neues Unterpfand der zukünftigen großen Seligkeit. Am 8. Mai, Sonntags früh, rief er aus: „Ich habe diese Nacht schrecklich gelitten — o welche Herrlichkeit wird darauf folgen!"

Die Bemühung, in seiner Seele angenehme Vorstellungen zu erwecken durch Hinweisen auf die Belohnungen, wovon die Schrift so großartig redet, und auf seinen Antheil daran für die der Ehre Gottes zum Heil der Menschen geleisteten Dienste, *) ward schnell der freundliche Bescheid: „Wahrheit finden und verbreiten sind Gnadengaben, wofür man zu danken hat. Aber wie sehr ich die Großgütigkeit und Weisheit Gottes in den erhabenen Bildern von der zukünftigen Welt bewundere, so sagt es meinem Geschmack doch mehr zu, mich auf einem kleinen Erbe zu denken, das, versteht sich in himmlischer Art, vergleichbar wäre einer mäßigen Köthnerei, wo ich in Gottes Frieden und ungestörter Sicherheit mich mit der schönen Natur beschäftigen könnte."

Gar lieblich und mit dem Systeme des lieben Mannes eben so wenig als die so eben angeführte Aeußerung recht zusammenstimmend ist die Antwort, welche er gab, als man ihm, freilich unbegreiflicherweise zurief: „Wer sich so wohlverhalten hat, wie Sie, der kann freilich froh dem Tode entgegengehen." „Nein," erwiederte der Sterbende zu verschiedenen Malen, „nein, darauf hin könnte ich nicht ruhig aus dieser Welt gehen. Ich habe mich in den Verhältnissen mit anderen Menschen oft nicht wohlverhalten, sondern vielfältig versündiget. Ich suche meine Gerechtigkeit nicht aus des Gesetzes Werken; ich habe mich je und je auf die Versöhnung in Christo gestützt, und Frieden mit Go[tt] gesucht und gesunden. Ich habe gelebt im Glauben des So[h]nes Gottes, der mich geliebet und sich für mich gegeben hat; [in] diesem Glauben sterbe ich auch getrost."

„Ich habe mich ganz," sprach er ein ander Mal, „in [die] Hand meines Herrn Jesu Christi gegeben, und lasse ihn mache[n.] Ich bin wie ein ausgedroschenes Stroh und meine Selbstthäti[g]keit hört auf. Er wird mir über den Tod helfen, da kann [er] vorher noch dies und das setzen, aber ich bin in seiner Ha[nd] wohlverwahrt."

In den freieren Minuten schaute er heiter umher, scher[zte] mit den Seinigen, ergötzte sich an den dicht belaubten Bäum[en] seines Hofes, an den Blümchen im Grase, und mit einem Au[s]druck von Wonne rühmte er die Töne der Nachtigallen, die [in] seinen schlaflosen Nächten dicht vor dem Fenster ihm gleichs[am] zum Trost unermüdet geschlagen.

Auf den Glückwunsch seines vieljährigen Arztes zu seim[em] Geburtstage, der mit den Worten schloß: „Der Herr hat All[es] wohlgemacht," sprach er gerührt: „Das will ich droben be[i] singen, „„wo die lieben Engelein — Alle Musikanten seyn.""

Am 1. Juni trat eine große Veränderung ein; die äußer[en] Glieder begannen abzusterben. Er blieb jedoch bei völliger B[e]sinnung bis zum Hinscheiden, Jeden kennend und Alles, was [mit] ihm und um ihn her vorging, lebhaft beachtend. Oefter hö[rte] man, als die Noth im Steigen war, ein lieblich klagendes: „O mein Gott! Herr Jesu!" aber jedes Mal folgte dem Begeh[ren] und Klagen mit dem Tone des Zufriedengestelltseyns und [der] Dankbarkeit ein: „So! So!" Als einmal Jemand mit st[ar]kerem Tone sagte: „Der Herr ist Ihnen näher als je!" leg[te] er eine Verwunderung in die Antwort: „Ja — und läßt si[ch] doch so lange bitten." — Nach eilf Uhr trat sein Freund näh[er] zu seinem Haupte, und ohne es willens gewesen oder von J[e]mand darum ersucht worden zu seyn, fühlte er sich plötzlich [zu] dem Gebete angeregt: „Herr Jesu, erwecke das ganze Zutrau[en] zu deinem Namen in deinem Knechte, welches in ihm ist; Sel[ig]macher, erlöse ihn nun. Hilf ihm, seinen Geist freudig in de[ine] Hand zu befehlen, wie du am Kreuz deinen Geist in die Hä[nde] deines Vaters befohlen hast. Nimm seinen Geist auf und [laß ihn] auch sein letztes Ende Gott preisen."

Als der Betende seine Augen öffnete, war er sanft e[nt]schwunden und die Umstehenden riefen ein Hallelujah! —

Bei der Mittheilung dieser lieblichen Züge aus dem Bi[lde] des Entschlafenen, bei der trost- und ermunterungsreichen A[n]wendung derselben auf die Herzen der anwesenden Freunde u[nd] Bekannten des theuern Mannes, hätte es nun der Herr V[erf.] sollen bewenden lassen. Allein das hat er nicht gethan, und h[ier] ist es leider! wo unsere Anzeige zur Critik werden muß. D[er] Herr Verf. hat sich gar nicht vorsichtig, nicht liebend und sc[ho]nend benommen, er hat an einigen Stellen seiner Rede ni[cht] gesprochen, wie es einem armen, kurzsichtigen Menschen gezie[mt,] er hat sich ohne Fug auf den Richterstuhl gesetzt und die Wa[ge] in die Hand genommen, welche sündige Menschenkinder niem[als] ohne der Gefahr des größten Irrthums unterworfen zu seyn, handhaben wissen, darum, weil sie niemals die Herzen kündi[gen] können. Menken ist nie verkannt, er ist stets von vielen g[ot]tesfürchtigen Menschen geehrt, er ist namentlich in Brem[en] von den Brüdern im Amte sowohl wie von den verschieden[en] Gemeinden gar hoch, vielleicht zu hoch geehrt und geprie[sen] worden. Seine tüchtige Schriftbewandertheit, seine gediege[ne]

*) Wir müssen ausdrücklich bemerken, daß diese selbstgerecht klingenden Ausdrücke nicht uns, sondern dem Herrn Verf. angehören. Auch dem gläubiggewordenen Menschen sagt man eine Schmeichelei, wenn man ihm von Verdienen spricht. — Daher die kräftige Ablehnung von Seiten des Sterbenden. Nur von Gnade will er hören. —

...volle Darstellungsgabe, seine wirklich umfassende Wirksam-
...keit, seine Genialität, sein liebenswürdiger, hinnehmender Charak-
...ter — Alles dies ist von vielen und verschiedenartigen Menschen,
...ch von solchen, welche in seinem Systeme mancherlei mit ei-
...m gesunden Exegese streitende Irrthümer gefunden haben und
...finden, freudig und in glänzender Weise anerkannt worden.
Es that darum gar nicht Noth, daß der Herr Verf., wie er
...rklich gethan hat, durch herabblickende Vergleichungen mit an-
...den Geistlichen den Ruhm des Entschlafenen zu vergrößern
...chtete. Daß derselbe sogleich im Beginn seiner Rede sagt:
„Die Gemeinden Bremen's haben ihre Hauptzierde verloren —
den Trefflichsten unter den Predigern aller Confessionen zu Stadt
und Land," könnte man allenfalls dem begeisterten Anhänger und
Freunde zu gute halten, obwohl auch dieses superlative Urtheil
als ein rein individuelles für Manche der Umstehenden vielleicht
...t wahr seyn mochte. Jedenfalls erhält ein solches Urtheil,
...ches so direct im Hinblick auf gewisse bestimmte Personen
...gesprochen wird, gar leicht die gehässige Färbung des Abspre-
...chens, des Aburtheilens. Wenn aber Herr Hasenkamp S. 27.,
...dem er kurz zuvor scharf polemisch der Ev. K. Z. erwähnt
..., in folgender Weise fortfährt:

„So viel ich weiß, hat er sich gegen die Angriffe der Un-
...läubigen nie öffentlich vertheidigt; ob er es gegen die der
...läubigen würde gethan haben, wenn er im Leben geblieben,
...öchte ich bezweifeln. Ich fühle mich aber verpflichtet an die-
...r Stelle der Erzählung, da die irdischen Reste des Geliebte-
...en sollen eingesenkt werden, feierlich zu erklären, daß ich für
...eine Person gewiß bin: Diejenigen, welche wenig vertraut
...it der Scheidekunst des Himmelreichs, jetzt sich bemühen, aus
...Menken's Schriften Irrthümer auszulesen, und ihn selbst zu
...erdächtigen, wie die hundert und tausend Prediger hin und
...er in Deutschland, welche zu solcher Verdächtigung helfen,
...erden einmal aus dem Munde des Herrn den Spruch ver-
...ehmen: Ihr seyd mir lieb und werth, und für Alles, was
...r in der Liebe des Glaubens zu mir Aechtes gewirkt habt,
...hne ich euch reichlich; aber ihr habt von mir und meinem
...ater nicht so gut geredet, wie mein Knecht Menken. —
...ehet hin und bittet ihn, daß er euch unterweise in meinem
...orte, welches allein ewiglich gilt;" —

...t dieses, um es gelinde zu sagen, eine gar nicht geziemende
... übermüthige Redeweise; die seyn sollende Rechtfertigung der-
...n in der beigefügten Note, worin Herr Hasenkamp die
...undenden Folgen jenes Urtheils als eine Art Märtyrerkrone
...achtet, mildert die Unstatthaftigkeit desselben so wenig, daß
...ielmehr noch um so schärfer und greller dadurch heraustritt.
Uebrigens gehört Ref. von ganzem Herzen zu denen, welche
... ehrwürdigen Menken ein have pia anima! nachrufen.

Nachrichten.

(...endschreiben an Herrn Dr. Brauns *) von Prof. Hazelius.)

Ehrwürdiger Herr! Gettysburg im Febr. 1831.

Ein Mann, der Ihnen, zu Folge Ihres Buches über America ... die theologischen Seminare daselbst, wenigstens dem Namen nach bekannt zu seyn scheint, ergreift Sie bei Ihrem Motto, welches Sie dem 22sten Abschnitt Ihrer Schrift vorgesetzt haben: „Truth should alwayshold, and charity ever direct the pencil, which delineates religious objects or opinions;" wie auch bei der Liebe zur lauteren Wahrheit, welche Sie, Ihren öfteren Erklärungen gemäß, über Alles schätzen, und ersucht Sie, wenn er beweist, daß die Nachrichten, die Sie von Ihren Freunden in America über das Gettysburger Seminar erhalten haben, falsch sind, und folglich der Tadel, mit welchem Sie besagtes Seminar überschütten, dasselbe nicht trifft, dieses vor Deutschland anzuerkennen, und Ihren öffentlich ausgesprochenen Tadel auch wiederum öffentlich zurückzunehmen.

Ich beginne mit meinen Bemerkungen bei dem 22sten Abschnitt selbst, indem mit demselben Ihr Tadel des Gettysburger Seminars anfängt. Pag. 266. sagen Sie: „Die Errichtung zweier Lehranstalten für die Bildung junger Geistlichen zum Dienst der Englisch-Reformirten und Englisch-Lutherischen Kirche in America zu Carlisle und Gettysburg in Pennsylvanien würde in Deutschland wenig oder gar nicht beachtet seyn." Hier nennen Sie die Americanisch-Lutherische Kirche eine Englische. Da Sie in dem südlichen und westlichen Theile von Pennsylvanien bekannt seyn müssen, so frage ich Sie, wie viele Lutherische Gemeinden in diesen Gegenden Sie angetroffen haben, in welchen nicht beinahe gänzlich Deutscher Gottesdienst statt fand? Diese Umstände haben sich nicht geändert seit Ihrer Rückreise nach Deutschland, die Westpennsylvanische Synode, deren Wirkungskreis sich auf die süd- und westlichen Theile Pennsylvanien's erstreckt, ist eine Deutsch redende Synode, wie unsere Freunde in Deutschland aus den jährlich ihnen zugesandten Protocollen sich überzeugen können, und die größere Anzahl ihrer Mitglieder predigt bloß Deutsch. Sie nennen die Lutherische Synode des Staates Neu-York eine Deutsch-Lutherische in verschiedenen Stellen Ihres Buches; von dieser Synode bin ich ein und zwanzig Jahre lang ein Mitglied gewesen, und bin daher von dem Hergang der Geschäfte derselben, und von der Art und Weise, wie dieselben betrieben werden, ein gültiger Zeuge; daher werden Sie mir auch glauben, wenn ich bezeuge, daß in der Westpennsylvanischen, der Maryländer und Nord-Karolinaer Synode viel mehr Deutsch geredet wird als in der Neu-Yorkischen, in welcher auch das Protocoll schon über funfzehn Jahre lang bloß in der Englischen Sprache geführt und gedruckt worden ist, und daß daher der Name Deutsch-Lutherische Synoden den südlicheren viel mehr zukommt, als den nördlichen. Auch bemerke ich hier, daß der Herr Doctor Geissenhainer, dem Sie Ihr Buch dediciren, niemals Präsident weder der Neu-Yorker noch irgend einer anderen Synode gewesen ist.

P. 272. 273. „Obgleich mit heftigem Widerspruch der Deutsch-Lutherischen Synoden von Pennsylvanien, Neu-York und Ohio, die den für das Deutsche höchst gefährlichen Plan von Kurtz und Reily wohl durchschauten, reiseten doch bald beide" u. s. w. Wer Ihnen berichtet hat, daß ein Widerspruch gegen des Herrn Kurtz Reise nach Europa in der Neu-Yorker Synode erhoben worden, hat Sie mit einer groben Unwahrheit hintergangen. Auch berufe ich mich auf die Protocolle der anderen von Ihnen genannten Synoden, die auf das Deutlichste beweisen, daß auch sie keinen Einspruch gegen jene Reisen gemacht haben. Von der Neu-Yorker Synode weiß ich bestimmt als Mitglied, daß die Reise des Herrn Kurtz nach Deutschland auf officielle Weise auch nicht einmal erwähnt worden ist; und kein Glied dieser Synode hat während irgend einer Zusammenkunft derselben etwas von dem „gefährlichen Plane" des Herrn Kurtz gesagt; denn Niemand würde so etwas geglaubt haben, wäre es gesagt worden. Aber worin besteht denn der gefährliche Plan für das Deutsche? Da Ihre Berichter alles Unheil in der Americanisch-Lutherischen Kirche auf die Errichtung des Gettysburger Seminars schieben, und da Herr Kurtz Collekten für dies Seminar zu sammeln beabsichtigte, so muß, Ihrer Meinung zu Folge, auch jener gefährliche Plan des Herrn Kurtz darin bestehen, daß er ei-

*) Vgl. den Auszug aus: „Mittheilungen aus Nordamerica, die höheren ...anstalten und die Englisirung der dortigen Deutschen betreffend. Herausge... von Dr. Brauns. Braunschweig 1829," in der Ev. K. Z. 1830, Nr. 3. — ... Sendschreiben theilen wir mit einigen Abkürzungen mit.
Anmerk. der Red.

ner der thätigsten Beförderer dieses Seminars gewesen, und daß er durch dasselbe die Deutsche Sprache aus der Americanisch-Lutherischen Kirche habe verdrängen wollen. Nun wollen wir sehen, was das Seminar in dieser Hinsicht bisher geleistet hat. Es hat der Westpennsylvanischen Synode zehn Prediger geliefert, die alle in ihren resp. Gemeinden Deutsch predigen; in der Maryländer befinden sich drei ehemalige Zöglinge des Seminars, die wenigstens von Zeit zu Zeit Deutsch predigen; drei oder vier sind in der Nordkarolinaer Synode, die ebenfalls Deutsch predigen; in der Ostpennsylvanischen Synode sind auch verschiedene vormalige Studenten des Gettysburger Seminars, welche in ihren resp. Gemeinden Deutsch predigen, und mehrere dieser nunmehr Deutsch predigenden Lehrer haben die Kenntniß der Deutschen Sprache dem Unterrichte zu verdanken, welchen sie in dem Seminar durch Professor Schmucker erhalten haben. Da die Anzahl der Zöglinge sich immer vermehrte, und daher die Last des Unterrichts für den Herrn Prof. Schmucker zu groß ward, um sie allein zu tragen, so haben die Directoren des Instituts mich berufen, um den Unterricht in der Deutschen Sprache zu einem Hauptgegenstande zu machen. Sind das der Deutschen Sprache in America gefährliche Pläne?

Die Englische Regierung hat dem Herrn Kurtz nicht bedeutet, das Collektiren für die Gettysburger Anstalt, wie Sie p. 273. sagen, zu unterlassen, und wir fordern Sie auf, Ihrem Berichterstatter aufzutragen, den Beweis für diese Aussage zu geben.

P. 276 und 277. „Die beiden theologischen Institute — zu Carlisle und Gettysburg — wurde das andere unter der Leitung des vormaligen Landpredigers Samuel S. Schmucker am 5. September 1826 eröffnet. Im ersten halben Jahre ertheilte Letzterer acht Zöglingen täglich sechs Stunden Unterricht in theologischen Wissenschaften, bei dem er sich stets der Englischen Sprache bedient, und außer den Lehrstunden sich mit ihnen bloß in der Englischen Sprache unterhält. In letzterer, als der ihm von früher Kindheit an eingeprägten, gleichsam Muttersprache, soll er sich auch weit zierlicher und richtiger ausdrücken, als der von ihm durch Bücher erst erlernten, und daher ihm fremden und ungewohnten Deutschen Sprache." Hätte Herr Professor Schmucker sich einzig der Englischen Sprache als Unterrichtsmittel bedient, wie wäre es möglich, daß verschiedene seiner Studenten aus den ersten Jahren der Existenz des Seminars, die kein Deutsch oder doch sehr wenig davon verstanden, nun mit Erfolg in der Deutschen Sprache predigen? Die Wahrheit ist, daß der Herr Professor sich die äußerste Mühe gegeben, die Studenten mit der Deutschen Sprache bekannt zu machen, und der Erfolg hat gelehrt, daß seine Bemühungen nicht umsonst gewesen sind. Er hat freilich auch Unterricht in den theologischen Wissenschaften in der Englischen Sprache ertheilt, welches in America, wie Jedermann weiß, geschehen muß, da unter einer ansehnlichen Anzahl von Studenten immer einige sind, welche die Deutsche Sprache nicht hinlänglich verstehen, wenn sie in das Institut kommen, um von einem bloß in der Deutschen Sprache gegebenen Unterricht hinlänglich zu profitiren. Es ist aber nicht wahr, daß er sich in Unterhaltungen mit den Studenten bloß der Englischen Sprache bedient. Daß er sich, wie Sie selbst sagen, durch Privatfleiß in so weit Meister der Deutschen Sprache gemacht hat, daß er sich in der Englischen nur richtiger und zierlicher ausdrückt, deutlich und verständlich aber auch in der Deutschen, sollte auch von Ihnen Lob verdienen; denn Sie kennen die Schwierigkeiten, welche sich dem Liebhaber der Deutschen Sprache vor der Errichtung des Seminars hier in America in den Weg stellt, wenn er die herrliche, kräftige und so große Reichthümer enthalter Deutsche Sprache erlernen wollte. Uebrigens verweise ich Sie a den zweiten Band des Deutschen Ev. Magazins, von welche bis auf meine Ankunft im October des vergangenen Jahres, H Prof. Schmucker der alleinige Herausgeber war.

P. 277. „Von den acht Schülern sind bereits fü denen der bloß in Englischer Sprache ertheilte Unt richt nicht gefiel, und die sich in ihren Erwartung gänzlich getäuscht fanden, nach einem halben Jahre w der abgegangen, und das Collegium fand sich nun a die Zahl zurückgebracht, von der es heißt: tres faciu collegium." Diese Nachricht ist gänzlich falsch. Das Seminar seit seinem Entstehen immer an Studenten zugenommen; am Ende ersten Jahres belief sich ihre Zahl auf funfzehn; und heute, da ich die schreibe, genießen in dieser Anstalt drei und vierzig Studen den Unterricht von vier Lehrern. — Eben so falsch ist die gl darauf folgende Behauptung, daß einer von den acht Schülern, zu der Englischen Kirche — zu welcher? — gehörte, nie Deu lernen wollte, sondern dies Pseudodeutsche theologische Seminar deswegen besucht habe, weil der Unterricht in Englischer Sprache theilt werde.

P. 278. „Die Vorsteher des Seminars haben von der Nothwendigkeit des Lateinischen Unterrich für die in das Institut aufzunehmenden Zöglinge üb zeugt, und beschlossen, daß sie auch in den Anfang gründen der Lateinischen Sprache unterrichtet werd sollen." Es war von Anfang an die Absicht der Directoren, solche Jünglinge in das Seminarium aufzunehmen, welche den v kommenen Cursus in irgend einem der in unserem Lande befin chen Collegien und Gymnasien gemacht, und darüber die gehöri Documente aufzuweisen hätten. Es fand sich aber bald eine zahl solcher Jünglinge ein, denen die nöthigen Vorkenntnisse fehlt Aus dieser Ursache wurde beschlossen, ein Gymnasium mit d Seminario zu verbinden, in welchem derselbe Cursus in der Late schen und Griechischen Sprache gelehrt wird, wie in den höh Schulen unseres Landes. Zu gleicher Zeit ist auch ein besonde Lehrer dazu bestimmt, in der Naturhistorie, Naturlehre, Ch u. s. w. Unterricht zu geben. Diese Erklärung ist hinlänglich, auch das Falsche von dem im nächstfolgenden Satze Ihres B enthaltenen Vorwurf in Hinsicht der Unwissenheit der Seminar in der Lateinischen und Griechischen Sprache zu widerlegen.

Nie haben die Vorsteher des Seminars, wie Sie sagen, schlossen, den Unterricht von 1827 an bloß in Englischer Sprach theilen zu lassen, und es ist wiederum ein falscher Bericht, wenn Correspondenten Ihnen gemeldet haben, daß die Verfassung, die geln und Gesetze des Seminars in Gettysburg nur in Engl Sprache abgefaßt sind: Abschnitt 23. p. 281. In dem An dieses Abschnittes geben Sie auch den Titel der Verfassungen Seminars in der Englischen Sprache; ich glaubte anfangs, daß auch hierin von Ihren Correspondenten betrogen worden wären dem derselbe falsch ist; da ich aber p. 296. denselben richtig an ben finde, so fängt mein Glaube an Ihre Wahrheitsliebe zu wanken an, ohnerachtet des schönen Mottos aus August „*Veritas* est dulcis et amara, quando dulcis, pascit, q amara, curat" welches diesem 23sten Abschnitt Ihres Buches gesetzt ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 7. September. № 72.

Der Rationalismus — eine bittere Ironie.

Nichts ist natürlicher, nichts gemeiner und leichter, als der ...tionalismus oder Naturalismus, der sich jetzt unter uns für d... Resultat einer ganz besonderen Bildung ausgibt. Er ist e...n nichts Anderes als die angestammte Denkart des natür...lichen Menschen von den göttlichen Dingen, die er sich nach d... Wünschen seines Herzens und nach dem Maaße seines Kopfes, s...wie sie ihm am meisten zusagen, zurechtsetzt, allenfalls sie n...h durch einiges Räsonniren überfirnißt und dann diesen Ge...b...en seiner Dichtung huldigt, so lange als es ihm nicht sie ...der zu negiren beliebt. Wie der Mensch, so sein Gott, d... ist das Grundprincip alles Rationalismus, woraus die große ...enge und Verschiedenheit der religiösen und moralischen Sy...s...ne und alle Vielgötterei und Abgötterei entsprungen ist, in...d...n die Menschen, statt sich nach dem Bilde Gottes zu bilden, ...ch Götter nach ihrem Bilde formten. So thun auch heut zu ...age, wenn auch nicht mit ihren Händen, so doch mit ihren ...danken, alle diejenigen, die, statt dem ewigen heiligen Geiste, ...n heutigen Zeitgeiste huldigend, *) von der untrüglichen Norm d... göttlichen Offenbarung abweichen, und nicht ihre Vernunft ...h dem Worte Gottes, sondern das Wort Gottes nach ihrer ...rnunft richten. Es ist dies, wie gesagt, die angeborene Unart ...s alten natürlichen Menschen, und hat daher auch zu allen ...iten, mehr oder minder, in gar manchen Häresieen neben und ...i der christlichen Kirche stattgefunden. Der Rationalismus des ...ges hat daher einen nur zu natürlichen Grund, als daß er ...s, seinem Inhalte nach, befremden dürfte. Nur das ist an ...i besonders auffallend, und darin übertrifft er sich in seinen ...heren Erscheinungen, daß er sich jetzt unter hochtönendem ...rtschwall grade für das Gegentheil von dem auszugeben pflegt, was er wirklich ist. Durch diese ungeheuere Ironie spielt er der Welt, die sie nicht einsieht und für Wahrheit nimmt, den ungeheuersten Betrug, der jedoch leicht aufzudecken ist, wie Folgendes andeuten soll.

Der Rationalismus nennt sich einen Fortschritt der Menschheit und sein Streben eine fortschreitende Vervollkommnung derselben. Dennoch aber gibt es nichts Bannenderes, nichts Hemmenderes, nichts Drückenderes für die aufschreitenden Fortschritte der Menschheit zum Höchsten und Besten (denn es gibt auch abschreitende Fortschritte zum Tiefsten und Schlechtesten), als eben den Rationalismus. Sein eigenstes Princip besteht ja grade darin, daß dem Menschen in seinen Vernunfterkenntnissen von Gott und göttlichen Dingen ein Maaß gegeben sey, was eben auf keine Weise, auch durch göttliche Mittheilung nicht, überschritten werden könne, daß also zu den allgemeinen Ideen der natürlichen Religion selbst durch höhere übernatürliche Offenbarung keine Erweiterung, Vervollkommnung und nähere Bestimmung hinzukommen könne. Denn was nicht in der Vernunft sey, sey auch nicht für die Vernunft; was sie nicht schon habe, könne ihr auch nicht gegeben werden, und was sie nicht durch sich selbst oder ihres Gleichen wisse, das könne sie auch durch Höhere, ja durch Gott selbst nicht lernen. Ohne auf die Falschheit dieser Grundsätze näher einzugehen, fragen wir nur Jeden, dem der Rationalismus nicht seine Vernunft ganz verdunkelt hat, ob nach diesen Principien ein religiöses Fortschreiten der Menschheit möglich, oder ob es nicht vielmehr Principien des absoluten Stillstandes sind. Alle Fortbildung unter den Menschen geschieht durch Lehre und Lernen, indem solche, die höher stehen in der Erkenntniß, als Lehrer mittheilend herabsteigen zu denen, die niedriger stehen, und dadurch das niedrigere und beschränktere Wissen derselben erhöhen und erweitern. Sobald ja Kinder oder Schüler den Grundsatz aufstellen wollten, daß sie zu dem, was sie wußten, nicht nur von ihres Gleichen, sondern auch von Höheren nichts mehr hinzulernen könnten, daß das Maaß ihrer jetzigen Erkenntniß das Maaß aller Erkenntniß, und daß, was noch nicht in ihrer Vernunft, überhaupt auch nicht für sie sey, so würden sie unverrücklich stehen bleiben, oder wenigstens nur in der Thorheit und Unwissenheit vorwärts schreiten. Ist es nun nicht derselbe Fall, wenn Menschen, die im

*) So de Wette, Theolog. Studien und Critiken, 1831. H. 2. ... 238.: „Ueber wissenschaftlich-theologische Streitigkeiten gibt es k...en anderen Richter als den Geist der Zeit“ Wie profan und ...wissenschaftlich! Denn was ist wandelbarer und bedarf selbst mehr ...es Richters, als der Geist der Zeit? und wie unprotestantisch und ...würdig, die Kirche der Willkühr des Zeitgeistes zu unterwerfen! ... dagegen Concord. Form. S. 570 ff.

Verhältniß zum großen Gott und Meister, immer nur kleine Kinder und Schüler sind, sich herausnehmen zu behaupten, sie hätten das Maaß der Weisheit voll, und zwar so voll, daß nichts mehr hineinginge, daß selbst Gott sie nichts mehr lehren und auf keine höhere Stufe der Erkenntniß seines Wesens und seiner Rathschlüsse sie erheben könne? Mögen immerhin Menschen so dummdreist seyn, dies zu behaupten, mögen sie dabei auch in ihrem kindischen Dünkel sehr klug und aufgeklärt sich gebehrden; nur sollen sie uns nicht einreden, daß ihre Negation alles Fortschreitens, ja selbst der Möglichkeit desselben, dennoch ein Fortschreiten zu höherer Erkenntniß sey. Der Augenschein zeigt es auch, daß alle ihre vorgeblichen Fortschritte nur im Nichtwissen vorwärts, im Wissen aber rückwärts gehen. All den reichen Zuwachs in der Erkenntniß göttlicher Dinge, welchen die Welt der Offenbarung verdankt, heben sie auf; die Artikel von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, von den beiden Naturen in Christo, von der durch ihn gestifteten Versöhnung und Rechtfertigung und was damit zusammenhängt, alle diese Lehren, welche uns die innersten ewigen Verhältnisse des göttlichen Wesens zu sich selbst in seiner Erhabenheit über die Welt, und seine innige Verbindung mit ihr in Christo, so wie auch die wahre Beschaffenheit der menschlichen Natur und den alleinigen Weg des Heils in himmlischem Lichte zu erkennen geben, werden von ihnen verläugnet. Und dennoch, obwohl sie selbst zugestehen, daß sie von alle dem eben so wenig wissen *) als die Heiden, nennen sie diese ihre Unwissenheit einen Fortschritt in der Wissenschaft. Welche Ironie!

Der Rationalismus nennt sich einen Verfechter der protestantischen Freiheit, während er *der allerärgste Tyrann* derselben ist. Das Gegentheil der Freiheit in jeder Gesellschaft ist ungebundene Beamten-Willkühr. Die Garantie rechtmäßiger Freiheit besteht daher darin, daß die Verwaltung öffentlicher Aemter, um sie vor der persönlichen Willkühr der Beamten möglichst sicher zu stellen, durch ein schriftlich fixirtes Gesetz normirt wird, welches der Gemeinde eben so sehr zum Schutz gegen Eigenmächtigkeit ihrer Vorsteher, wie diesen zum Schutze gegen Anmaßungen der Gemeinde dient, und mit dessen Uebertretung die Freiheit eben so sehr abnimmt als die Willkühr zunimmt. Unverkennbar ist der hierarchische Druck in der Römischen Kirche aus der Zurücksetzung der heiligen Schrift entsprungen, so wie er auch noch immer damit zusammenhängt. Grade weil die höhere Geistlichkeit so wenig an das geschriebene Wort sich band, und ihre eigene und andere menschliche Auctoritäten eben so hoch und höher achtete als die heilige Schrift, sind die willkührlichen Menschensatzungen entstanden, unter deren Joch die Gewissen bis zur Reformation seufzten und des reinen Evangeliums entbehren mußten. Die Reformation befreite die Kirche von diesem geistlichen Joche eben dadurch, daß sie gegen die willkührliche Lehrfreiheit der Hierarchen protestirte, und die Kirchenlehre streng an das allen Christen eröffnete schriftliche Wort band und die Hauptartikel derselben aus der Schrift in Symbolen zusammenstellte, wie sie bis dahin so klar bestimmt und so umfassend nicht in der Kirche vorhanden waren. Hiedurch sind nun die Gewissensrechte der im Papstthum so willkührlich beherrschten Laien dergestalt urkundlich verbürgt, daß ihre geistliche Beamten aus Herrn *Diener des Wortes* geworden sind, die es lebendig zu verkündigen, zu lehren, anzuwenden und zu vertheidigen berufen sind,

*) S. den Aufsatz: „Wovon der Rationalismus nichts weiß," Ev. K. Z. 1831, Nr. 27.

aber durchaus in keinem Artikel es zu ändern oder zu meiste
Recht und Macht haben. Ein solches Recht unter dem Vo
wand der Lehrfreiheit den Geistlichen zusprechen und zur Befö
derung desselben die Symbole für unverbindlich erklären, rei
die Fundamente des Protestantismus um und unterwirft d
Glauben und das Gewissen der Gemeinden von Neuem ein
willkührlichen Pfaffenherrschaft, die um so drückender und hera
würdigender ist, je mehr sie jeder einzelne Geistliche, ohne ve
antwortlich zu seyn, für sich selbst usurpirt. Welche ungeheuer
Ironie nun, oder vielmehr welch' schmählicher Betrug, daß in
unseren sonst so constitutionell gesinnten Zeiten, worin Alles a
urkundliche Fixirung der Gemeinderechte gegen die Beamte
Willkühr dringt, die rationalistischen Geistlichen unter der Fir
der Liberalität nur sich selbst von der gesetzmäßigen Norm ihr
Lehramtes, die eben in den Confessionsurkunden oder Symbol
besteht, zu entbinden suchen, um dann nach freier Willkühr i
eigene Weisheit oder Thorheit lehren und ihren Menschensat
predigen zu können, während die armen Gemeinden unablös
an ihr Amt gebunden seyn und sich Alles gefallen lassen solle
was die Geistlichen nach ihrem päpstlichen Wohlgefallen von Ca
zel und Altar ihnen zu bieten für gut finden. Wahrlich, nie
der Name der Freiheit schnöder gemißbraucht und nie ist un
ihrem Vorwande eine schimpflichere Geistestyrannei in der Kir
geübt worden, als unter der strohernen Herrschaft des Ration
lismus, da jeder Geistliche für sich Recht und Macht begeh
den Glauben der Kirche nach seiner Vernunft oder Unvernu
zu drehen und zu wenden, Symbole zu verwerfen, Dogmen a
zuschaffen und neue einzusetzen und die heiligen Sacramente n
seinem Belieben zu administriren, dagegen aber der Gemein
der Laien, ja selbst der rechtmäßigen Obrigkeit nicht gestatt
will, ihm solche hierarchische Willkühr zu verbieten, auf die Co
stitutionen der Kirche ihn verantwortlich zu verpflichten, u
wenn er sie übertritt, ihn abzusetzen. Wann hat sich je
Papstthume selbst die höchste Geistlichkeit eine so ungemessene
cenz herausgenommen; wann und wo sind in der Katholisch
Kirche, in der man gegen einen eigenmächtigen Geistlichen d
noch immer Recht finden kann, die Gewissensrechte der Laien
mit Füßen getreten worden, als bei den Rationalisten, wo je
einzelne Prediger seine Vernunft als die höchste canonische Au
rität über Bibel und Symbole stellt, und statt des Kirchengl
bens seine eigenen Menschensatzungen predigt, ja selbst die Tä
linge und Confirmanden nicht mehr auf das gemeinsame Sym
der ganzen Christenheit tauft und weiht, sondern auf Glaube
bekenntnisse, die er selbst verfertigt hat; denn daß sie die Un
schämtheit selbst so weit getrieben haben, wer kann es läugn
Und dabei eifern diese Liberalen gegen Privaterbauungen u
Conventikel, worin Laien nach ihrer Freiheit mit dem W
Gottes sich beschäftigen; die wollen sie durch obrigkeitliche G
walt verboten wissen, während sie selbst weder geistlicher n
weltlicher Obrigkeit ein Recht zugestehen, ihre Willkühr zu
geln und ihrer schrankenlos eigenmächtigen Separation von
Bibel- und Kirchenlehre Schranken zu setzen. O ihr armen,
trogenen Laien, die ihr es nicht merkt, wie die Freiheit der
tionalisten nichts Anderes ist, als die freie Willkühr der Desp
die auch an kein Gesetz gebunden seyn will, und wie euere
tionalistischen Lehrer nur darum gegen den Buchstaben oder
schriftliche Wort so unprotestantisch protestiren und für
Geist so schwarmgeisterisch eifern, weil es der Herrn eigener G
ist, den sie durch keinen Canon normirt und durch keine Re
geregelt wissen, sondern nach freiem Ermessen geltend mac

len, mag er nun euerem Geist gefallen oder nicht! O daß Luther erstände und wiederum ein Werk über die erneute bylonische Gefangenschaft der Kirche schriebe und euch die Au- öffnete über die jämmerliche Knechtschaft, in die ihr durch Lehrfreiheit euerer Theologen gerathen seyd! Früher durfte doch Niemand so leicht und am wenigsten von heiliger Stätte Heiligthümer eueres Herzens und Glaubens antasten und weihen. Jetzt sagt es euch euer Prediger, obwohl er zur ege dieser Heiligthümer berufen ist, auf den Kopf, daß der, ihr mit der christlichen Kirche aller Jahrhunderte bis zu den osteln hinauf als eueren Gott und Heiland anbetet und auf ssen Gnade und Verdienst ihr euere Seligkeit gründet, nichts deres ist, als wofür ihn die Juden (die Türken achten ihn er) immer gehalten, d. h. ein bloßer Mensch und weiter ts, und indem er so den Gegenstand euerer göttlichen Ver- ung und den Grund eueres Heils zu einer Creatur des Stau- herabsetzt, würdigt er euch und alle euere Väter zu groben tzendienern herab, die einen todten Juden anbeten. Und wenn dies nicht gradezu offen thut, so thut er es doch unter dem haafskleide jesuitisch-heuchlerischer Accommodation, und be- gt euch als einfältige Leute mit zweideutigen Worten zwei- ig. Und gegen dergleichen dürft ihr euch — denn ihr habt rationalistischen Grundsätzen kein Recht mehr in Glaubens- en — nicht zu mucken erlauben; das wäre eine Angriff auf Lehrfreiheit, der euch den grimmigsten Zorn euerer rationali- chen Herren zuziehen und ganz vergeblich seyn würde. Sie rden sich sofort auf ihre höheren Auctoritäten berufen, d. h. Wegscheider, der frei unumwunden lehrt (Institt. theol. gmat. § 121.) Jesum fuisse hominem — parentibus Ga- eis natum — *nec nisi* humana sorte esse perfunctum. auf ihren Apostel Paulus in Heidelberg, wie ihn neulich r, sich selbst damit richtend, genannt hat, oder auf Röhr, wel- sich zwar, besonders in neuerer Zeit, sich der Accommodation befleißigen gedrungen fühlt, aber nach seinen früheren Erklä- ngen,*) so lange er sie nicht förmlich widerruft, gewiß nur Einfältigsten damit täuscht. Was diesen Männern recht sey, rden sie sagen, das sey doch gewiß ihnen billig, und es sey er die höchste Unbilligkeit, wenn neulich ein academischer Theo- (de Wette a. a. O.) es für recht erkannt habe, die ar- Dorfpfarrer von ihren Aemtern zu entfernen, wenn die Ge- nden mit ihrer unkirchlichen Lehre unzufrieden seyen, dagegen aber die höheren Theologen auf den Universitäten und demnach auch in den größeren Städten, weil ja ihre Zuhörer nicht so streng an sie gebunden seyen, für unantastbar in ihrer Lehrfrei- heit erklärt habe, wenn auch noch so viele Seelen dadurch ge- ärgert würden. Gewiß ist dies auch eben so unbillig als incon- sequent, und gibt ein neues Zeugniß für die hierarchische Willkühr des Rationalismus, der nicht nur die Laien, sondern auch die niederen Geistlichen unterdrücken will, zugleich aber auch höchst unwissenschaftlich den organischen Zusammenhang der kirchlichen Gemeinschaft in ihren höheren und niederen, engeren und weite- ren Abstufungen verkennt, und die innige Verbindung des kirch- lichen Lebens mit der kirchlichen Wissenschaft, die durch die theo- logischen Facultäten so treulich als gründlich zum Heil der Kirche verwaltet werden soll, eigenmächtig zerreißt. Darum Alle, die ihr noch ein protestantisches Herz habt, möget ihr nun Theolo- gen oder Laien seyn, erhebet euch mit ernstem und rechtmäßigem Protest gegen die tyrannische, d. h. gesetzlose Willkühr der Ra- tionalisten, womit sie sich aus Dienern der Kirche zu Herren derselben machen, und die Rechte der geistlichen Aemter präten- diren, ohne sich an ihre Pflichten zu binden; verwahret euch mit festem Sinne gegen die widerrechtliche Eigenmacht, womit sie sich über die Bibel und Symbole, die die Constitutionen der Kirche sind, nach ihrem Dünkel hinwegsetzen, und, indem sie die Schrift und Kirchenlehre ihrem wandelbaren Meinen unterwer- fen, Catheder, Canzel und Altar für ihre eitlen Menschensatzun- gen usurpiren, wodurch sie dem christlichen Volke, welches direct und indirect an jene der ewigen Wahrheit geweiheten Stätten gewiesen ist, ein willkührlicheres und darum schmählicheres Joch auflegen, als es je in den finstersten Zeiten des Papstthums ge- tragen hat.

D. S—s.

*) S. die Briefe über den Rationalismus S. 450.: „Wenn ein rationalistischer Geistlicher mit seinen individuellen Ueber- zeugungen vorsichtig an sich hält, um nicht den Schwachen Aerger- zu geben, wenn er die Bibel Gottes Wort nennt, oder viel- hr behauptet, sie enthalte Gottes Wort, ob er sie gleich selbst r als ein menschliches Buch betrachtet, wenn er von Of- barungen Gottes spricht, ob er gleich keine eigentlich nannte, d. h. eine übernatürliche und unmittelbare Offenbarung tuirt, wenn er dem Christenthume den Charakter einer göttli- Anstalt beilegt, ob er gleich von einer übernatürlichen Causa- derselben abstrahiren zu müssen glaubt, wenn er den Stifter lben und seine Gehülfen göttliche Gesandte nennt, ob er gleich irdische Erscheinung und Wirksamkeit im Lichte des gewöhn- en Causalnexus der Dinge betrachtet — wird er dann wirklich Heuchler oder Zweizüngler?“ Allerdings — muß jeder ehr- Sinn darauf antworten. Vgl. wie ebendas. S. 21. der Be- f, welchen die Rationalisten dem aus Accommodation jetzt so fig wieder von ihnen und namentlich von Röhr selbst gebrauch- Wort Offenbarung unterlegen, als ein dem Worte selbst eigent- widersprechender dargestellt wird.

Nachrichten.

(Berlin.) In unseren Tagen, wo von einer Seite her Auf- ruhr und Hochverrath Europa überzieht, und wo von der anderen der allmächtige Gott eine furchtbare Zuchtruthe über dasselbe schwingt, indem er den Würgengel der Cholera langsamen aber sicheren Schrit- tes immer näher auf uns zukommen läßt, kann dem Christen nichts erwünschter und zeitgemäßer erscheinen, als daß denjenigen, welche noch Ohren haben, zu hören, das Eine, was Noth thut, verkündigt und dadurch der so allgemein verbreitete Schrecken vor Krieg und Pest ge- heiligt, die Ungläubigen, wenigstens die bloß Leichtsinnigen unter ih- nen, zur Buße geweckt und die Gläubigen in ihrem Gnadenstande befestigt werden. Dies ist das Bemühen des seit 1816 unter uns wirksamen Vereins für christliche Erbauungsschriften, über welchen noch kürzlich in diesen Blättern bei Gelegenheit der von ihm herausgegebenen Nachweisung über seine Einnahme und Aus- gabe, gedruckte und vertheilte Schriften rc. im vorigen Jahre, die Rede gewesen ist. Er will durch kleine, im ächt Evangelischen Sinn abgefaßte Erbauungsschriften von der verschiedensten Form das Ver- langen nach der heiligen Schrift wecken, und so die Menschen auf den einzigen Weg, der in's ewige Leben führt, hinleiten. Ganz kürzlich hat er mit Rücksicht auf die Zeitumstände: „Dr. M. Lu- ther wider Aufruhr und Empörung“ drucken lassen, so wie er jetzt im Begriffe ist, eine kleine Schrift: „Der Christ bei der Cholera“ herauszugeben. Es mußte daher grade jetzt vorzüglich interessiren, als diese Gesellschaft am Mittwoch den 10. August, Nach- mittags ihr Stiftungsfest im Saal der hiesigen Brüdergemeinde be- ging. Nachdem die Feier durch Gesang eingeleitet worden, sprach der Prediger an jener Gemeinde, Herr Stobwasser, Mitglied des Ausschusses der Gesellschaft, ein Gebet, in welchem aller Segen, den die Bemühungen derselben hervorgebracht haben, und alle Ehre der

Unternehmung dem dreieinigen Gott, den Menschen aber nur das zugeschrieben wurde, was diesen Segen gehindert und diese Ehre verdunkelt hat; er bat um ferneres Gedeihen des Vereins, vorzüglich um Erleuchtung von Oben, damit bei Abfassung, Prüfung und Vertheilung der Schriften überall der Geist der Wahrheit und der Weisheit vorherrsche. Nach diesem Gebet sprach Herr Stobwasser über Ps. 73, 28.: „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn; daß ich verkündige all dein Thun!" und zeigte, wie auch die Verbreitung der Schriften des Vereins, die er als Vorläufer der heiligen Schrift, welche dieser Bahn zu den Herzen machen sollten, bezeichnete, nur dann rechter Art sey und Gott wohlgefällige Früchte bringen könne, wenn sie aus der Freude an Gott und der Zuversicht auf den Herrn hervorgehe; wie diese Freude und Zuversicht aber wiederum nur ihren Grund in dem Glauben an den Herrn Jesum Christum haben könne. — Hierauf wurden abermals einige Liederverse gesungen, und darauf las Herr Kaufmann Elsner, als Secretär des Vereins, den Bericht über dessen Wirksamkeit vor; er theilte aus der von ihm geführten Correspondenz viele erweckende Beispiele von dem Segen mit, der die Verbreitung der Traetate begleitet hatte, und ermunterte dann zur Theilnahme an den Zwecken der Gesellschaft durch Anführung von Stellen der heiligen Schrift, welche sich auf diese Zwecke bezogen; er stellte die Vertheilung dieser Schriften als die Einladung an die Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden und die an den Landstraßen und Zäunen Liegenden zu dem großen Abendmahl dar (Luc. 14, 21. ff.), und wandte die Verheißung des Herrn, daß der, welcher einem der Geringsten unter den Seinigen auch nur einen Becher kalten Wassers reichen werde, nicht ohne Lohn bleiben solle (Matth. 10, 42.), auf das Verschenken dieser Schriften an. Den Beschluß machte ein nochmaliger Gesang, so wie die Sammlung von Beiträgen für den Verein. Möchten doch durch diese erbauliche Feier recht Viele bewogen worden seyn, zu den Zwecken der Gesellschaft nicht nur durch Beiträge, sondern auch durch Gebet für ihr inneres und äußeres Gedeihen mitzuwirken! —

(Sendschreiben an Herrn Dr. Brauns von Prof. Hazelius.)

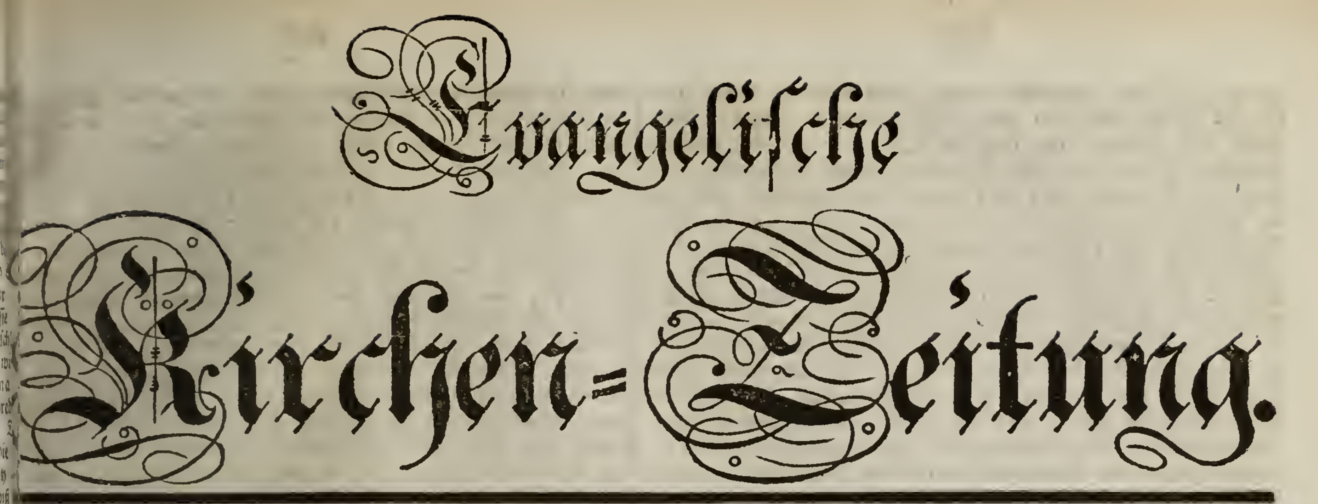
(Fortsetzung.)

P. 287. in der 16ten und 17ten Zeile sagen Sie, „unsere dortigen (Americanischen) Glaubensgenossen haben sich Abweichungen und Veränderungen an der Augsburgischen Confession erlaubt." Wollen Sie die Güte haben, Herr Dr. Brauns, die Veränderungen nahmhaft zu machen, welche wir uns erlaubt haben an der Augsburgischen Confession vorzunehmen? — Kaum sollte ich glauben, daß ein beobachtender Mann, wie Sie, eine Beschreibung von den Americanisch-Lutherischen Predigern dem Deutschen Publicum habe geben können, wie diejenige ist, welche sich in Ihrem Buche von p. 291—295 befindet. In dem Staat von Neu-York besteht der Lutherische Clerus aus dreißig ordinirten Predigern und licenzirten Candidaten. Sieben von diesen haben ihre theologischen Studien auf Deutschen Universitäten beendet; sechs haben, nachdem sie gute Schulkenntnisse in den höheren Schulen unseres Landes erhalten, den Unterricht in der Theologie von den Doctoren Kunze, Quitmann und Geißenhainer, welchen Letzteren Sie als Theologen besonders hoch zu schätzen scheinen, genossen. Einige andere haben sich auf Gymnasien und Collegien ebenfalls gute Sprachkenntnisse erworben, und sind dann von bewährten Predigern in den verschiedenen Theilen der Theologie unterrichtet worden. Eilf oder zwölf haben ihre Erziehung dem Hartwickischen Seminario zu verdanken, und unter diesen haben die meisten auch einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt, auf welchem sie weiter ba[...] können; alle sind als Prediger beliebt und arbeiten mit Segen. [...] wie viele gelehrte Männer befinden sich nicht in der Ostpennsylva[...] schen Synode? Auch darf sich die Maryländer Synode getrost [...] irgend einer anderen in Kenntnissen und Talenten messen, und [...] können ohne Furcht des Widerspruches behaupten, daß die Her[...] Prediger der Deutschen Kirche in America, die Gelegenheiten wel[...] sie hatten, um sich Kenntnisse zu erwerben, im Ganzen wohl ben[...] haben. Es gibt freilich auch hie und da schlechte Prediger und S[...] sorger, aber gibt es deren nicht auch in Deutschland? Ich für [...] nen Theil kenne keinen Prediger in America, dessen Kenntnisse [...] ter der Stufe der unwissendsten Dorfschulmeister in Deutschl[...] stehen, wie es Ihnen zu behaupten beliebt; und Sie selbst wi[...] daß alle von den Doctoren Kuntze, Helmuth, Lochma[...] Schmucker, Endreß und Geißenhainer gebildeten Pred[...] mit schönen Kenntnissen ausgerüstet ihr Amt angetreten haben. [...] scheinen Sie das Unglück, dessen Sie erwähnen, mehr für die [...] kunft zu fürchten, als zu glauben, daß es schon eingetreten sey[...] nun ein solches Unglück wirklich zu befürchten, so gibt es gewiß [...] sichereres Mittel, dasselbe abzuwenden, als durch Deutsche Predi[...] schulen, durch deren Einrichtung es unnöthig gemacht wird, daß, [...] Sie es schildern, Handwerksprediger andere Handwerker und Bau[...] wiederum für das Predigtamt bilden sollen. Sie selbst behau[...] ja, daß die Erziehung Lutherischer Prediger auf Englischen S[...] len eine gefährliche und schlechte Methode sey.

P. 296 und 297. heißt es: „Höchst auffallend ist es [...] vorgekommen, wenn es im Titel (der Constitution) hei[...] Constitution of the Theological Seminary of *the* [...] *neral Synod of the evangelical Lutheran church* u. s. [...] und dann sogleich im 2ten Paragraph des ersten Theiles besa[...] Gesetze und Verfassung lautet: „es sey beschlossen, daß d[...] Anstalt ausschließlich unter der Leitung eines Dire[...] riums stehe u. s. w." Das Seminarium heißt das theolog[...] Seminarium der General-Synode, weil es durch die Genera[...] Synode gestiftet worden, und weil die General-Synode die al[...] meinen Grundsätze festgesetzt hat, nach welchen es regiert wer[...] solle; ferner weil sie die ersten Directoren desselben ernannt [...] den ersten Professor an demselben erwählt hat, und auch weil [...] Special-Synode Antheil an der Verwaltung des Seminars h[...] kann, welche nicht zur General-Synode gehört. Die Ursachen [...] weshalb das Seminarium unter die Leitung eines Directoriums [...] stellt wurde, sind folgende: Da die verschiedenen Synoden Bei[...] zur Erhaltung des Seminars liefern und geliefert haben, so i[...] billig, daß der Antheil an der Verwaltung des Seminars und [...] Anwendung der Beiträge dem Betrag dieser Beiträge angem[...] sey. Zweitens: Es verbreitet ein allgemeineres Interesse, wenn [...] zur General-Synode gehörigen Special-Synoden die Direct[...] selbst wählen. Drittens kommt die General-Synode nur alle [...] Jahre einmal zusammen, ihre Mitglieder kehren nach der Si[...] in ihren Privatstand zurück, und haben kein Recht, in der Zwis[...] zeit irgend eine Gewalt auszuüben; folglich müßten dann die [...] fessoren während des Interims die allein ausübende Gewalt [...] wenn die Special-Synoden nicht durch Directoren in's Mittel [...] ten. Endlich, da die Directoren von den Special-Synoden er[...] werden, und diese jährlich zusammen kommen, haben sie auch [...] mehr Gelegenheit, die von ihnen erwählten Directoren zur Re[...] schaft zu ziehen, als die General-Synode haben würde, gesetzt [...] daß es ersprießlich wäre, ein General-Directorium mit fortla[...] der Gewalt durch eine Behörde zu bestimmen, welche selbst nur [...] poräre Gewalt hat.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 10. September. № 73.

Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wahrscheinlich hat der Deutsche Leser in diesen mit aller Treue wiedergegebenen Sätzen der Clausen'schen Critik über den anthropologischen Theil des christlich-dogmatischen Systems (denn dieser kommt allein recht zum Vorschein in jener Clausen'schen Schrift) einen hinlänglichen Maaßstab, um über die durchaus feindselige Richtung derselben zu urtheilen, und es wird ihm nun in der Ordnung vorkommen, daß ferner die *Trinität* hier zu einer *biblischen Trilogie* verwandelt wird (S. 514.), daß Jesus Christus als der, in welchem Gott den Menschen sich so offenbarte, *wie die endliche Form das Unendliche in sich aufnehmen kann* (S. 7.), daß die Lehre von den Engeln als der Uebergangspunkt des Polytheismus in den Monotheismus bezeichnet wird (S. 514.), daß die Thatsachen des Lebens Christi, seine Empfängniß, seine Himmelfahrt, seine Niederfahrt zur Höllen im buchstäblichen Sinne geläugnet oder als böse Auswüchse des Römisch-Katholischen Systems und eigenthümliche Vorstellungen des Catechismus Romanus bezeichnet werden, daß endlich das ewige Leben nach der christlich-kirchlichen Vorstellung, die Lehre von der Auferstehung, dem Himmel und der Hölle als *Producte jüdischer Mythik* bezeichnet werden, die mehr den Geist des *Mosaismus* und des *Islamismus* als den des Christenthums ausdrücken, und die (weil sie doch auch im Protestantismus geblieben sind) es nur bedauern lassen, daß das *dogmatische Reformationswerk so frühe in Stocken gerathen ist* (S. 526—531.).

Daß nun diese Schrift von *Clausen* eine solche Bewegung erweckte, wie die, welche wir zunächst beschreiben werden, das lag nicht sowohl in der eigenen Wichtigkeit derselben, da das Beste darin Entlehntes war, und selbst die Zusammenstellung an manchen Gebrechen litt (womit ich sie doch keinesweges mit der Unzahl elender Deutscher Machwerke, die in der letzten Zeit denselben Gegenstand behandelt — z. B. *von Otto*, *Sackreuter* u. s. w. — auf eine Linie gestellt haben will; denn *Clausen*, als Schriftsteller, fehlt es nicht an einer gewissen *Umsicht* und *Uebersicht*, aber desto mehr an *Tiefe* und *Einsicht*), sondern vielmehr zu allererst in der eigenthümlichen Richtung der Zeit; sie war lebendig angeregt worden, und ein jedes Ereigniß, das dem kostbarsten Schatz der Kirche, der reinen Lehre drohte, mußte sie also gewaltig berühren. So wie die Gemüther von der Gnade waren ergriffen worden, so wurden sie auch aufmerksamer auf Alles, was von menschlicher, aufblähender Erkenntniß das große Wort von der Versöhnung und Gerechtigkeit, die Gott selbst gestiftet, zu verdunkeln und zu verunstalten strebte. Sodann aber war noch ein näherer, individuellerer Grund zum vielfachen Widerspruch: es war die Stellung der Universität *Kopenhagen*, als der *einzigen* Pflanzschule der Theologen in den Dänischen Staaten des Königreichs. Wundern kann es wohl keinen Unbefangenen, daß man mit Besorgniß darauf hinblickte. Einerseits war, wie wir schon bemerkt haben, seit langer Zeit hier in der theologischen Facultät, bei aller guten Meinung und übrigens achtungswerther Gelehrsamkeit, kein Leben in christlicher Beziehung zu spüren gewesen; und andererseits, wenn man auch nicht sagen kann, daß das antichristliche Wesen mit Liebe gepflegt war, so ist es doch gewiß, es ward nicht ausgestoßen. Das laulichte Wesen der Convenienz, der Rücksichten und der collegialischen Verhältnisse hatte alle, selbst die triftigsten Unterschiede, worauf zuletzt alle Wahrheit im Leben beruht, überkleistert. Nun trat Professor *Clausen* auf und brachte allerdings eine Art von Leben hinein, oder wenigstens füllten sich die Hörsäle um ihn — aber leider! es war das Widerspiel des christlichen Lebens, es war eine Vergötterung der modernen Schulweisheit, die hier Stimme und Organ fand, — was Wunder also, daß man die Sache, wie sie war, daß man das Verderben gereift sah, je mehr die junge, rüstige Kraft sich desselben annahm und es mit angeblichen Lichtwaffen vertheidigte, daß man die Pflanzschule des Unglaubens, wozu Professor *Clausen's* Hörsaal sich gestaltete, mit seinem schriftlichen Zeugnisse in Verbindung setzte! — Ein drittes Motiv endlich zur Lebendigkeit und zum Umfange dieses Streites lag unläugbar in der Unredlichkeit, womit der Professor *Clausen* diesen Widerspruch gegen die kirchliche Lehre einführte, was die christlichen Theolo-

gen um so mehr auffordern mußte, an's Licht zu ziehen, was hier im Dunkel verborgen war. Klarer ward dies noch im Fortgange des Streites, wo Professor Clausen bald sich dahinter versteckte, er habe nicht die Dänische Kirche angegriffen, sondern den Protestantismus überhaupt gemeint, bald auf die wissenschaftliche Freiheit pochte, die doch innerhalb der Grenzen des Glaubens keineswegs angefochten ward, bald endlich auch das Mitleid rege zu machen suchte, als ob er als Kämpfer für das Licht vereinzelt dastehend, doch zuletzt den wiederholten Angriffen der Lichtfeinde unterliegen müsse — lauter bekannte Stratageme des Rationalismus, die nur den faulen Grund desselben offenbaren; denn wer für die ewige Wahrheit kämpft, der hat auch die gewisse Zuversicht, der Gott der Wahrheit werde sich zu ihm und seinem Unternehmen bekennen. In allen diesen Beziehungen aber war unstreitig Clausen's Protest gegen den Kirchenglauben und die Kirchenlehre unerhört in Dänemark, und selbst der Mangel an innerer Consequenz und Wahrheit machte den Feind, der so auftrat, desto gefährlicher.

Grundtvig, der zuerst gegen Clausen sich erklärte, nahm, seiner poetischen Natur nach, mehr das Ganze in Augenschein, was hier als eine neue, gereinigte Kirchenlehre, ja als der eigentliche wissenschaftliche Protestantismus ausgeboten wurde, und konnte freilich ein Gebäude dieser Art, dessen Grundstein der Selbstwiderspruch, dessen Fugen und Querbalken das Spinngewebe der seyn sollenden philosophischen Critik, dessen Gipfel aber eine vollkommene Babylonische Sprachverwirrung war, an sich nur höchst ungereimt und lächerlich, sofern es aber eine kirchliche Bedeutung sich anmaßen wollte, höchst frevelhaft finden. Dies ist der Standpunkt seiner Schrift: „Protest der christlichen Kirche gegen den Afterprotestantismus des Professors H. N. Clausen," *) die auf wenigen Blättern, mit einer scharfen, aber keinesweges unchristlichen Polemik eine Fülle von treffenden Beobachtungen entwickelte. Gleich von Anfang an (in der Vorrede) scheidet Grundtvig scharf zwischen Allem, was Meinungskampf, Schulstreit, Zwiespalt der theologischen Ansicht genannt werden mag, worüber Brüder und Christen sich nicht entzweien dürfen, sondern ein Jeder nur zusehen, daß er verantwortlich baue auf dem Fundamente, und dem Streite, den die Kirche zu allen Zeiten führen muß wider die Läugner ihres Grundbekenntnisses, und wodurch sie nicht nur ihr Leben, sondern ihre Einigkeit im Geiste offenbart. „Unter allen Beurtheilungen," sagt er, „und möglichen Folgen eines solchen Schrittes wird es mir genug seyn, daß ich mit unumstößlicher Gewißheit weiß, ich habe nur meine unerläßliche Schuldigkeit gethan; und alle billigen Beurtheiler werden finden, daß dies etwas ganz Anderes ist, als wenn Prediger und Theologen, von den Tagen des Nicänischen Concils an, einander wegen ihrer eigenen Meinungen oder wegen zweifelhafter Lehren verketzerten; denn kann ich mich auch nicht davon freisprechen, selbst in meiner Jugend dergleichen gethan zu haben, so thue ich es doch nicht hier. Jeder Staat hat, auf eigene Verantwortung, das Recht, eine gewisse Auslegungsregel für alle Lehrer zu bestimmen, welche er besolden, beschützen oder auch nur im Lande dulden will, und es bleibt unsere Sache, ob wir es vor Kirche, Schrift und Gewissen verantworten können, uns dieser Regel zu unterwerfen;

*) Erschien in drei starken Auflagen, die unmittelbar auf einander folgten, 1825. Deutsche Uebersetzung von H. Egge (unter dem angegebenen Titel), Leipzig bei Tauchnitz.

denn im entgegengesetzten Falle müssen wir auf den Schutz un die Freundschaft des Staates Verzicht leisten, und, als Evange listen, in Jesu Namen lehren, wie es unsere Pflicht ist, und le den, was darauf folgt." Von diesem rein historisch-christliche Standpunkte legte nun Grundtvig den Protest vor den Au gen aller Gläubigen nieder und sagte: „Es klagt also hier de Prediger, als Lehrer in der christlichen Kirche, den Professor de Theologie als Lehrer der werdenden Prediger in der Kirchen schule an, und behauptet, daß dieser als ehrlicher Mann, ent weder der christlichen Kirche wegen seiner unchristlichen und är gerlichen Lehre feierlich Abbitte thun, oder auch sein Amt nie derlegen und seinen christlichen Namen ablegen muß. Dies behaupte ich im Namen der christlichen Kirche und Gemeinde ohne davon abgehen zu können, und will Professor Clause weder das Eine noch das Andere, so erkläre ich ihn hiedurc im Namen der Kirche, die da war und ist und bleibt, für ei nen falschen Lehrer, der den christlichen Namen mißbrauch um, so viel an ihm ist, die Gemeinde zu verwirren und zu ver führen, der die Kirche, unter dem Vorgeben, ihr zu dienen un sie befestigen zu wollen, zu untergraben strebt." Was aber di möglichen Folgen eines solchen Schrittes betraf, so verhehlt Grundtvig sich gar nicht, daß sie vielleicht für den Augen blick die Verwickelungen der Staatskirche noch größer mache könnten; aber die „äußeren Folgen (sagt er) thun hier ga nichts zur Sache; denn wenn auch die falschen Lehrer allent halben die Macht bekommen sollten, uns, die rechten Lehrer, vo dem, was sie alsdann fälschlich die christliche Kirche nennen wür den, auszuschließen, so geschähe die Trennung nichts desto wen ger, und wir machten nichts desto weniger mit den christliche Vätern die einzig wahre christliche Kirche auf Erden aus, di immer am kenntlichsten ist, wenn sie verfolgt wird."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Sendschreiben an Herrn Dr. Brauns von Prof. Hazelius.)

(Schluß.)

In Ihrer ferneren Anführung der Constitution und zwar de 3ten Artikels im 2ten Theile glauben Sie, das Wort Evangelisc würde besser übersetzt seyn Englisch. Hierauf ist schon oben ge antwortet worden. Hier noch die Frage: Getrauen Sie sich mi der Kenntniß, die Sie von der Lage und den Umständen der Ame ricanisch-Deutschen Kirche haben müssen, zu behaupten, daß in der selben gar nie Englisch gepredigt werden sollte? Würden Sie e gerne sehen, wären Sie Prediger an einer dieser Kirchen, daß Ihr jungen Leute sich von Ihrer Kirche trennten und zu anderen über gingen? Was, wie Sie wissen, der unausbleibliche Fall in einen Lande seyn muß, wo die Freiheit unbegrenzt ist, sich heute zu der und morgen zu jener Kirche, oder zu gar keiner zu halten, wo abe die Gesetze und Alles, was die Regierung betrifft, Englisch ist, un dadurch unsere Kinder gezwungen werden, eine Englische Er ziehung anzunehmen, wenn sie anders in diesem Lande etwas bedeu ten, und ihren Antheil an den Freiheiten desselben behaupten wollen wo sie selbst kein Geschäft treiben können, wenn sie nicht die Engli sche Sprache verstehen! Vielleicht sagen Sie, wir sollten uns be gnügen, die Deutsch-Lutherische Kirche in America durch Einwande rer von Deutschland zu erhalten? Doch dieses kann Ihnen nich im Ernste einfallen, wenn Sie bedenken, daß viele Einwanderer Frei geister sind, die sich gar nicht um die Kirche bekümmern, oder un

r ige Köpfe, die der Revolutionsgeist in ein freies Land gebracht b, oder so arm, daß sie mit dem besten Willen für die Kirche w deren Erhaltung nichts thun können! Die Americanisch-Lu trische Kirche ist noch eine Deutsche, und wird es noch lange blei b, vorzüglich auch darum, weil wir durch die gütige Theilnahme u erer Deutschen Landsleute in den Stand gesetzt worden sind, ein Gmnasium und ein theologisches Seminar zu errichten, in welchem b Deutsche Sprache ein besonderer Gegenstand des Unterrichts ist. — Ich sind Sie damit unzufrieden, daß nach dem 1sten Paragraph d 3ten Artikels im 2ten Theile der Constitution, Ihrem Urtheile zfolge, Deutschen Professoren unmittelbar nach ihrem Eintritt in Lerica die Aussicht benommen zu seyn scheint, als Professoren an dn Gettysburger Institut angestellt zu werden. Für's Erste steht aber je Professur an dem Institute, ausgenommen die der systemati f n und polemischen Theologie, jedem rechtschaffenen, gelehrten und f mmen Deutschen offen. Zweitens wissen Sie selbst, daß in Ame, in unseren Instituten der Unterricht in beiden Sprachen, in th Englischen sowohl als in der Deutschen ertheilt werden, und der ustellende Lehrer sich also in beiden Sprachen auszudrücken ver en, wie auch mit der Lehrmethode bekannt seyn muß, die wegen er Umstände, deren Erwähnung hier zu weitläuftig seyn würde, Sie aber sehr wohl kennen müssen, anders, wenn gleich nicht ser, als die Deutsche, ist.

P. 298. In der 14ten und den folgenden Zeilen sagen Sie: „Wenn nun täglich sechs Vorlesungen gehalten wer, so macht das täglich zwölf Gebete." Die Constitu sagt: Jeder Professor soll wenigstens sechs Vorlesungen die che halten, und jede Zusammenkunft soll mit einem Gebete an ngen werden. Macht das täglich zwölf Gebete aus? Sie inen sich auch gegen die Regel zu erklären, daß die Studenten jeden Morgen und jeden Abend Gott im Gebete empfehlen sen, ist das nicht sonderbar an einem Freunde von Spener und Franke, diesen Gebetsmännern? Verdient deswegen das Seminar in den Namen einer Betbrüderanstalt?

P. 301. reden Sie von einer wahrhaft Deutschen höheren theo schen Anstalt in America, welche auf Betrieb der drei Deutsch erischen Synoden von Pennsylvanien, Neu-York und Ohio in iladelphia zu errichten vorgeschlagen worden ist. Da ich, wie n gesagt, die letzten ein und zwanzig Jahre meines Lebens ein glied der Neu-Yorker Synode gewesen bin, und als ein solches Verhandlungen der Schw. Synoden mit Aufmerksamkeit gele habe, so würde mir ein Vorschlag der Art nicht entgangen seyn, e er in irgend einer der von Ihnen genannten Synoden gemacht den, und derselbe würde mir um so auffallender und interessan gewesen seyn, da ich seit dem Jahre 1815 — 1830 dem theo schen Seminare zu Hartwig im Staate Neu-York vorgestanden e, und ein solcher Vorschlag von Seiten der Synode, mit welcher und das Hartwickische Seminarium in Verbindung stand, Unzu denheit über meine Amtsführung an den Tag gelegt haben würde. E sehen also, daß auch hierin Sie von Ihren Americanischen Be ern betrogen worden sind. — Ich stimme mit Ihnen darin überein, das Sprachstudium für einen Prediger unumgänglich nothwen ist, dies haben auch die Herren Directoren des Gettysburger Se ars eingesehen, und haben es sich daher zur Pflicht gemacht, wie schon vorhin bemerkt habe, ein Gymnasium mit dem Seminar verbinden, in welchem der Cursus in den Wissenschaften befolgt, der in den Collegien unseres Landes gebräuchlich ist. Der logische Cursus, ganz abgesondert von dem vorigen, ist nicht, wie sagen, auf ein oder zwei Jahre, sondern auf drei Jahre be nt, wie Sie aus der Constitution, Art. 4. §. 2., hätten lernen nen, wenn Sie gewollt hätten. Die Frage p. 305. l. 8 — 26. es Buches ist leicht zu beantworten. Jedermann kennt die we chen Grundsätze der Augsburgischen Confession, nach welcher dem Gettysburger Seminare gelehrt wird; wir bestreiten daher, inconsequent zu handeln, die Meinungen derjenigen, welche von n Systeme abweichen, ohne das Seminar einem Jünglinge zu verschließen, der etwa in anderweitigen Grundsätzen erzogen seyn möchte. Das Seminarium steht Allen offen, welche die Evangelisch-Lutherische Lehre nach der Augsburgischen Confession zu ihrem Studium machen, und als fromme Männer diese Lehre in unseren Gemeinden predigen wollen, und wir fragen nicht danach, ob sie grade geborene Lutheraner sind oder nicht. — Können Sie bei Ihrer, wenigstens möglichen, Kenntniß von den Americanischen Kirchen-Angelegenheiten, mit Ueberzeugung sagen, daß der Unitarianismus eine der vornehmsten Ursachen gewesen sey, warum die Parthei, welche Sie die Eirisch-Deutsche zu schelten belieben, sich von der Zions-Gemeinde in Philadelphia getrennt habe? Erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, wenn sie es nicht wissen, daß die einzige Ursache dieser Trennung in dem Verlangen der Eltern gesucht werden muß, auch ihre Kinder bei der Lutherischen Religion zu erhalten, welches nicht erwartet werden durfte, wenn sie nicht durch Englisch redende Prediger in der Religion ihrer Väter unterrichtet wurden, was in der Zions-Gemeinde nicht erhalten werden konnte. Erlauben Sie mir, Ihnen auch zu sagen, daß, ob ich gleich nichts von den dogmatischen Ansichten des Predigers bei der ersten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Philadelphia behaupten will, doch dies die Wahrheit ist, daß, hätte er Socinianische Ansichten, und trüge er dieselben unverdeckt von der Canzel vor, er gar bald die Folgen davon empfinden würde. —

Im Anfange des 24sten Abschnittes p. 313. bemerken Sie, daß das theologische Seminar zu Gettysburg keine besondere Theilnahme, weder in Europa noch in America erregt habe. In Hinsicht der Theilnahme unserer Europäischen Brüder haben wir gewiß keine Ursache zu klagen. Wir fühlen es mit Dankbarkeit, daß die Ausbreitung des Reiches Jesu unter den Deutschen in America ihnen nahe am Herzen liegt; ihre reichlichen und freundschaftlichen Beiträge liefern davon den stärksten und bündigsten Beweis. Besonders werden die Professoren des Seminars immer Ursache haben, unseren Deutschen Brüdern für die reiche Ausstattung an Hülfsmitteln aus dem Schatze Deutscher Gelehrsamkeit dankbar zu seyn; und daß auch die Lernenden diese herrliche Gabe hochschätzen, mögen Sie daraus abnehmen, daß ein allgemeines Verlangen unter den Studenten herrscht, sich wohl mit der Deutschen Sprache bekannt zu machen. In Hinsicht der Theilnahme am Seminar von Seiten der Mitglieder der Lutherischen Kirche in diesem Lande, wünschen wir allerdings, daß dieselbe stärker seyn möchte als sie ist; daran sind aber Umstände schuld, die nur die Zeit und das Gute, welches der Kirche aus der Stiftung des Seminars erwächst, beseitigen können, und auch immer mehr beseitigen. Ihre Erklärung dieses Umstandes würden Sie zurücknehmen, wenn Sie wirklich der wahrheitsliebende Mann sind, der Sie seyn wollen, wären Sie an Ort und Stelle. Daß die Theilnahme an dem Seminar in der Americanisch-Lutherischen Kirche immer mehr zunimmt, erhellt daraus, daß die Directoren in den Stand gesetzt worden sind, durch die in Maryland und Pennsylvanien gehobenen Collekten, nicht nur eine zweite Professur zu begründen und einen zweiten Professor zu berufen, sondern auch die Gebäude des Seminars zu errichten, welche im nächsten Frühjahre sollen angefangen werden, und dem Contract zufolge im Herbst 1832 fertig seyn müssen. Die Gründe, welche unser werther Bruder, der Ehrw. B. Kurtz, gegen eine Vereinigung der Lutheraner mit unseren Deutsch-Reformirten Brüdern angegeben hat, sind vollwichtig und halten Stand, wenn auch noch so genau beleuchtet. Es wird Ihnen eben so wohl bekannt seyn wie uns, daß unsere Deutschen Lutheraner die stärkste Abneigung gegen die Calvinistische Prädestinationslehre äußern; diese Lehre nimmt immer allgemeiner überhand unter den Deutsch-Reformirten, und dieser Umstand ist daher allein hinlänglich, eine Vereinigung beider Bekenntnisse zu verhindern. Der Umstand, daß Professor Schmucker in Princeton studirte, beweist keinesweges Ihren Verdacht, daß er Calvinistische Grundsätze angenommen hat. Da ich den Herrn Professor Schmucker und dessen religiöse Ansichten sehr wohl kenne, so kann ich Ihnen

das Gegentheil versichern. P. 325. kommen Sie auf den wahren Grund, weshalb unter manchen unserer Deutschen die Errichtung des Seminars die lebhafte Theilnahme nicht erregt hat, welche eine ähnliche Anstalt in Neu-England erweckt haben würde. Aber darum war auch die Errichtung des Seminars um so nothwendiger, und wir zweifeln nicht, daß die Gelegenheit, welche unseren lieben Deutschen Landsleuten durch dasselbe dargeboten wird, ihren Kirchen eine Deutsche und doch zugleich auch wissenschaftliche Erziehung zu geben, ihnen bald so wichtig werden wird, daß sie die Sache des Seminars als ihre eigene werden betrachten lernen. Die Bemerkungen, welche Sie wegen des Gettysburger Instituts p. 327. machen, sind schon dadurch widerlegt, daß sich nicht ein Lehrer an demselben befindet, sondern zwei Professoren der Theologie, nebst zwei Lehrern für die Sprachen und nichttheologischen Wissenschaften. Und doch würde eine Anstalt, nur mit einem Lehrer versehen, große Vortheile in Hinsicht des Unterrichts gegen die frühere Einrichtung gewähren, nach der ein Prediger, welcher Gemeinden zu besorgen hat, der Kirche künftige Lehrer in seinem Hause erzog und bildete. Auf derselben Seite (Z. 3.) sagen Sie unter Anderem: daß Dr. Kunze kein theologisches Seminar gestiftet, und daß weder er noch ich je einem solchen vorgestanden haben. Sie vergessen die Mühe, welche sich der würdige nun selig entschlafene Knecht Gottes, Dr. Kunze, bei seinen Lebzeiten gab, dem Hartwickischen Willen gemäß ein theologisches Institut zu errichten, daß er es anfing, daß er Salarium als Professor am Hartwickischen Institute bezog, daß er Herrn Pastor Braun zu seinem Gehülfen und Assistenten annahm, und daß nach seinem Tode durch den einzig überlebenden Executor des Hartwickischen Willens, den Herrn Dr. Knauf, auf Hartwig's Lande in der Grafschaft Otsego, Staat von Neu-York, ein Local für das Lutherisch-theologische Seminar erbaut wurde, worauf ich von ihm und der Neu-Yorker Lutherischen Synode den Ruf als Professor der Theologie und Principal des Hartwickischen Instituts erhielt, welches Amt ich von Anno 1815 — 1830 verwaltet habe. — P. 356 und 357 behaupten Sie noch, daß Eirisch-Deutsche Prediger Deutsche Gemeinden um ihre Kirche betrogen haben. Können Sie uns davon beweisende Beispiele geben? Ich könnte viele Beispiele anführen, daß Gemeinden sich getrennt haben, und daß diejenigen Mitglieder der Lutherischen Kirche, welche Englisch gepredigt zu haben wünschten, neue Kirchen gebaut und eigene Prediger berufen haben, wie auch davon, daß die Deutsche Sprache in vielen Kirchen aufrecht erhalten wird, obgleich der bei weitem größere Theil der Gemeinde viel besser Englisch als Deutsch versteht. Sie können aber nicht mit einem einzigen triftigen Exempel beweisen, daß den Deutschen eine Kirche von den Lutherischen Predigern, welche das Evangelium in der Englischen Sprache verkündigen, ist genommen worden. Das einzige bestimmte Exempel eines solchen Vorganges, das Sie erwähnen, nämlich, daß den Deutschen Lutheranern in Lancaster im Jahre 1827 die Kirche entrissen worden sey, ist nicht wahr; Sie sind auch hier wiederum von Ihren Berichterstattern hintergangen worden. — So sind Sie ebenfalls hinter das Licht geführt worden mit dem Berichte, der sich p. 368. Ihres Buches befindet, wo Sie sagen, es sey in der Pennsylvanischen Gesetzgebung der Vorschlag gemacht worden, die Deutsche Sprache für die Landessprache zu erklären. Davon ist auch nicht ein Wort wahr und die Akten der Gesetzgebung enthalten keinen solchen Vorschlag.

In Ihrem Nachworte melden Sie, Ihrem Buche einen zweiten Theil zufügen zu wollen. Dieses wird Ihnen Gelegenheit geben die Fehler und Unwahrheiten des ersten Theils zu berichtigen. Ic kann Sie versichern, daß, wenn ein Deutscher mit Ihrem Buche i der Hand in dieses Land käme, und unpartheiisch den Zustand de Americanisch-Lutherischen Kirche und deren theologische Seminar untersuchen wollte, von welchen letzteren nun schon zwei existiren zu Gettysburg und Hartwig, und zu denen bald noch zwei an dere, das eine in Ohio zu Canton, Grafschaft Harks, und das an dere in Süd-Karolina, dessen Location noch nicht bestimmt ist, kom men werden, so würden nicht nur Ihre lügenhaften Correspondenten sondern Sie selbst auch vor dem Deutschen Publicum gebrandmark dastehen. Das Americanische Publicum würdigt schon jetzt Ihr Schrift, ohnerachtet der Bemühungen einiger Feinde der Kirche un ihrer Erziehungsanstalten, wie dieselbe von Augenzeugen gewürdig werden muß, d. h. als eine Schrift, die mit Unwahrheiten und sch fen Urtheilen angefüllt ist.

Ich sende Ihnen diese Berichtigungen, hoffend, daß Sie Ih Wahrheitsliebe dadurch an den Tag legen werden, daß Sie der Am ricanisch-Lutherischen Kirche und den Vorstehern und Professo des Gettysburger Seminars werden Gerechtigkeit widerfahren lassen sollten Sie es aber nicht thun, so ist durch Uebersendung dieser Ve theidigung an unpartheiische und christliche Freunde dafür gesor worden, daß das Deutsche Publicum die Wahrheit erfahre. I schleiche mit meinen Berichtigungen Ihres Buches nicht im Finster wie Ihre Berichterstatter. Ich gebe Ihnen meinen Namen, und m demselben bürge ich für die Wahrheit des von mir Gesagten. S Erwartung Ihrer Antwort bin ich

Ihr
ergebener Diener
Ernst Ludwig Hazelius
einer der Professoren des Getty
burger Seminars.

(Schottland.) Die diesjährige Generalversammlung d Schottischen Kirche hat diesmal besonders zwei Irrlehren in Erw gung gezogen: die von Thom Erskine in seinem Buche: „T unconditional freeness of the Gospel-grace" (die an keine B dingungen geknüpfte Freiheit der Gnade, welche das Evangeliu verkündet) aufgestellte, welche behauptet, durch die Genugthuu Christi sey aller Menschen Sünde wirklich schon vergeben, und d Einzelne gelange nicht erst durch den Glauben zur Vergebung, so dern besitze sie bereits; und die von dem Prediger der Schottisch Kirche, Edw. Irving, daß die menschliche Natur Christi mit Erbsünde behaftet gewesen. Wegen der ersten Irrlehre wurden Prediger Scott und Campbell und wegen der letztern der Pre ger Mac Lean abgesetzt, nachdem eine dazu niedergesetzte Co mission die Lehre des Prediger Irving für eben so im Wid spruch mit dem göttlichen Worte, als den kirchlichen Glaubens kenntnissen, erklärt hatte. Ein ähnliches Verfahren sollte auch ge Herrn Irving selbst, welcher Prediger der Schottischen Kirche London ist, eingeleitet werden, doch wurde dies noch aufgehal durch den Beschluß, daß er in seinem Amte bleiben solle, bis vor der Versammlung erscheinen, oder sich zu einer Pfarre in Sch land melden werde.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 14. September. № 74.

..as Christenthum und die Rationalisten in Däne=..ark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Da Grundtvig's Protest, durch die Egge'sche Uebersetzung, ..Deutschland wenigstens einigermaßen bekannt ist, so bedarf es .. über den fernerweiten Inhalt desselben nur eines Finger=..s. Daß Clausen's Rede von der Schrift und Kirche, ..wie namentlich vom Protestantismus von Grundtvig .. einer scharfen Ironie gewürdigt wurde, läßt sich eben so ..t verstehen als vertheidigen. In den Auszügen, die wir .. gegeben, hat schon Clausen sich selbst gerichtet, und in .. Anmerkung, die wir beifügen werden, heben wir nur ei.. der schärfsten Ausdrücke aus, welche der Gegenstand .. -juridischen Inculpation wurden,*) während die Haupt=..age wegen falscher Lehre unangefochten stehen blieb. — In .. letzten Theile der Schrift beleuchtet Grundtvig mit gro=..m Ernst die verfängliche und recht eigentlich jesuitische Rede ..lausen's von der Nichtverbindlichkeit der symbolischen Bücher, ..ei dieser einerseits, um den Leser durchaus zu blenden, die Verpflichtungsformel für vag und tautologisch erklärt, und andererseits einen neuen, schon oben angeführten, Amtseid vorschlägt, der, recht verstanden, alle Christen vom kirchlichen Lehramte ausschließen und alle Ungläubigen einlassen müßte. „Da Professor Clausen (sagt Grundtvig) es wagt, alle ehrlichen Dänischen Prediger und die kirchliche Gesetzgebung, der wir uns unterworfen, gradezu anzugreifen, so bin ich meinen vorangegangenen und jetzt lebenden Mitdienern in der Verkündigung des Wortes, so wie Dänemark's christlicher Obrigkeit es schuldig, mit allem Ernste darauf zu antworten, was ich nicht gethan haben würde, wenn nicht der Professor die Sache auf's Aeußerste getrieben hätte, indem er den Amtseid der Prediger für ungültig und unsere Ehrlichkeit für lächerlich erklärt." „Darin (sagt Grundtvig weiter) hat der Professor ganz Recht, daß man durch eine jede Lehrvorschrift dem Protestantismus entgegenarbeitet, welcher, wie der des Professors, in einem Protestiren gegen alle Bestimmtheit im Glauben und in der Lehre besteht; allein die Sache ist, daß auch alle Lehrvorschriften grade gegen diesen Protestantismus gerichtet sind, weil sie als eine Nothhülfe gegen die exegetische Zügellosigkeit ergriffen wurden, welche schon zur Zeit der Reformation mit dem Gräuel der

*) Es sind vornehmlich folgende: Vorrede S. III. (der ersten ..gabe): „Der Professor Clausen hat in dieser Schrift sich an .. Spitze aller Feinde der christlichen Kirche und Veräch=.. des Worts Gottes hier zu Lande gestellt." (Freilich keine ..ie, sondern die nackte Wahrheit; denn wer in Dänemark, wo .. Gesetz selbst diejenigen, welche das Bekenntniß der Kirche auch .. in einem Stücke verlassen, mit eben diesen Namen stempelt, .. als Vertheidiger einer einzelnen Irrlehre, sondern als Vertre=..es gesammten unchristlichen Systems auftritt, der hat sich un=..ig an die Spitze der Kirchenfeinde gestellt, die, freilich .. demselben Unglauben im Herzen, dennoch bis dahin eine solche ..rgrabung alles Bestehenden nicht gewagt hatten, sondern mehr ..en einzelnen Wurzeln nagten.) S. 1.: „Die Kirche, die der ..fessor anpreist, ist nicht die christliche, sondern ein selbstgemach=..Luftschloß, das natürlich in demselben Verhältnisse zur Kirche, .. Wind zum Geiste, und in demselben Verhältnisse zum Staat .. zur Geschichte steht, wie Luftgesichte zur Erde." (Daß Clau=..s Kirche ein Luftschloß seyn sollte, wurde als eine Injurie bezeichnet und dafür angenommen.) S. 22.: „So viel ist dann gewiß, daß das Christenthum Professor Clausen's durchaus falsch, seine Protestantische Kirche ein Götzentempel ist, worin man offenbar Lüge als Wahrheit verkündigt und die unaufhebbare Scheidewand zwischen denselben, als zwischen Licht und Finsterniß, Ja und Nein, Bejahung und Verneinung, Behauptung und Läugnung, aufzuheben strebt." (Der Götzentempel, auf die Clausen'sche Kirche angewandt, wurde als eine Injurie betrachtet.) S. 32.: „Da es jetzt so weit gekommen ist, daß selbst der jüngste Professor unserer Hochschule, als summus Theologus, der exegetische Papst der Gemeinde seyn will, auf dessen Geheiß die historisch=christliche Kirche niedergerissen, und eine neue aus lauter theologischer Maculatur, aus den gegen einander protestirenden exegetischen Collegienheften erbaut werden soll, in welcher die christliche Gemeinde bekennen soll, daß sie Eines Glaubens sey, aber selbst nicht wisse, was sie glaube." (Der exegetische Papst sowohl als die theologische Maculatur wurden auch in die Reihe der Injurien aufgenommen.)

Verwüstung drohte, den wir erlebt haben." — Was aber ferner die Behauptung Clausen's betrifft, daß der Buchstabe der Symbole nicht binden könne oder dürfe, so zeigt Grundtvig das Falsche und Anmaßende in dieser Behauptung auf folgende Weise: „Ich möchte wissen, welche Schranke irgend einer Meinung in Buchstaben gesetzt werden könne, wenn die Buchstaben nicht in Betrachtung kommen sollen, oder wie man doch den Geist finden könne, der durch Buchstaben ausgedrückt wird, außer wenn man sich an diese hält, und ob es nicht grade die jesuitische Moral ist, sich um die Buchstaben in einer Verpflichtung nicht zu bekümmern, sondern eine eigene Meinung als Geist hineinzulegen? Endlich muß ich fragen, ob es doch nicht etwas unvernünftig von unseren Exegeten ist, wenn sie denken, daß ihre Buchstaben alle mögliche Buchstaben zu nichte machen können, und ob es dagegen nicht sehr vernünftig ist, die Regel zuerst und vorzüglich auf ihre Buchstaben anzuwenden, da es ja einleuchtet, daß ihre Buchstaben, die alle Buchstaben für nichts halten, die unbedeutendsten Buchstaben sind, die man nur sich denken kann." — Zuletzt beleuchtet Grundtvig den vorgeschlagenen neuen Predigereid und vindicirt die völlige Angemessenheit des alten.

Diese einzelnen Auszüge mögen genug seyn, den Geist zu bezeichnen, in welchem diese Grundtvig'sche Schrift geschrieben war. Wie der Rationalismus aber dagegen argumentirte und Fleisch gegen Geist setzte, wie es seine Art ist, das werden wir gleich sehen.

Das Erste, womit Clausen replicirte, war eine Erklärung, in das gewöhnliche Kopenhagener Tageblatt (die Adreß-Zeitung) eingerückt, des Inhalts: „Er werde, was die in der Schrift von Grundtvig vorkommenden injuriirenden Beschuldigungen betreffe, seiner Amtspflicht gemäß, die Sache auf gerichtlichem Wege verfolgen; gegen einen anderen Gegner, als Grundtvig, würde er es für nöthig gehalten haben, auf die mannichfaltigen Mißdeutungen und Verdrehungen seiner Ausdrücke, die nicht Gegenstand einer gerichtlichen Klage werden könnten, aufmerksam zu machen, in diesem Falle aber halte er es für genug, auf eine Stelle der Vorrede seines angegriffenen Buches zu verweisen, worin er ausdrücklich gesagt habe: „„Er überlasse es seinem Buche selbst, gegen bevorstehende Critiken und Angriffe sich zu vertheidigen, und es sey ein Verdienst um Christenthum und Humanität, zu schweigen, wo Bitterkeit und Hochmuth mit lästernden, verdammenden Worten einherrasen;"" endlich werde die gerichtliche Entscheidung der Sache zu ihrer Zeit dem Publicum bekannt gemacht werden." — Darauf erwiederte nun Grundtvig ganz einfach, im Wesentlichen Folgendes: „Er wolle dem Professor Clausen wünschen, daß er nach einer so langen Schriftstellerlaufbahn, wie seine schon sey, ein eben so gutes Gewissen haben möge, nie seines Gegners Worte verdreht zu haben; er wünsche ferner, selbst auf Kosten seines guten Namens, daß ein viel besserer Sinn in den Worten des Professors liegen möge, als er darin habe finden können. Uebrigens sey die Sache Gott befohlen, und der endliche Ausgang werde zeigen, ob die Sache von Gott sey, oder seine eigene. Obgleich er zu wissen glaube, daß das Dänische Gesetz ihn freisprechen müsse, so trotze er doch gar nicht darauf; denn in einer Sache, wo man über seine Persönlichkeit, und über Alles, was die Welt Ehre und Glück nenne, einen Strich ziehen müsse, wolle es nur wenig sagen, was die gerichtliche Entscheidung für den Augenblick werden möge."

Unmittelbar hierauf folgte in einem ebenfalls vielgelese
Tagesblatte eine Erklärung, angeblich von 88 Studenten u
Candidaten der Theologie, lauter Anonymen, die sich ihres,
es ihnen dünkte, geschmähten Lehrers gegen Grundtvig
nehmen wollten. Sie bezeugten ihm also, er sey am allerwe
sten, wie Grundtvig ihn bezeichnet hatte, ein falscher Leh
sondern vielmehr nach ihren Begriffen ein ächter Protestant, a
seyen seine Grundsätze über heilige Schrift, Symbole und P
digereid vollkommen die richtigen, und wer daran zu zwei
wage, der sey, nach dem Ausspruche des Herrn, des Geri
und des höllischen Feuers schuldig. Zur Steuer der Wahr
und um die lügenhaften Berichte darüber in Deutschen B
tern, namentlich in den Schultheß'schen Annalen, niederzusc
gen, muß indeß bemerkt werden, daß unter diesen 88 nur
einziger Candidat der Theologie war, der schon frü
in's Gewirre der Naturphilosophie hineingezogen war und
die Klarheit im Rationalismus suchte, auch sich als seinen
geisterten Schüler gebehrdete; die übrigen waren sämmtlich Jü
linge, die eben erst die Academie bezogen, und von der The
gie kaum ein γοῦ vernommen hatten. Wir dürfen in L
hoffen, daß Viele derselben später diesen Streich aus ihren
gendjahren bereut und eingesehen haben, daß Wahrheit und L
man färbe diese noch so schön, nimmer in der Schule Ch
des alleinigen Meisters, zusammengekuppelt werden dürfen.

Fleischlich nun waren, wie gesagt, diese Anfänge des le
rationalistischen Kampfes, und offenbar zeugte es von der Schw
der Clausen'schen Sache, daß er eine Adresse, wie die oben
regte, nicht mit Verachtung von sich wies, sondern sie der
blicität würdig achtete. Waren aber die geistigen Waffen,
mit diese Sache verfochten wurde, kaum des Namens w
(denn außer einigen theils anonymen, theils genannten Scri
ten, die nur ihre völlige Incompetenz in dieser Sache mitzu
chen an den Tag legten, und einem einzigen rationalistischen
natiker, nach dessen völlig jakobinischen Grundsätzen auch
18te Jahrhundert noch nicht genug aufgehellt hatte, dem
fessor Bloch in Roeskilde, erklärte kein Prediger im Lande,
Theologe sich für Clausen), so hatte sie einen desto mäch
ren Bundesgenossen im Zeitgeiste und vornehmlich in den
dernen unhistorischen Rechtstheorien, die selbst in der Verwir
aller christlichen Grundbegriffe geboren, sich nun auch über
große Verhältniß der Kirche und des Staats warfen un
von Grund aus trübten. Denn mit den Juristen überh
hatte und hat es in Dänemark eine andere Bewandniß,
unseres Wissens, in Deutschland, — der weit größere Thei
hörte einer philosophirenden Schule an, die die Critik der
setze nach ihren Rechtsbegriffen noch nicht einmal vollendet
und das positiv Bestehende durch allerlei Combinationen
zweiten und dritten Range locker zu machen wußte; dahe
ähnliches theologisches Beginnen in Verbindung mit den G
und Schlagwörtern: wissenschaftliche Freiheit, Frei
der Untersuchung, Aufklärung, Humanität u.
sehr behagen mußte. An der Spitze dieser Parthei stan
Mann, der einen der höchsten juridischen Posten im Lande
des Generalprocureurs) bekleidete und besonders durch die
Schule von practischen Juristen, die er gebildet, den bede
sten Einfluß übte, der schon früher genannte Etatsrath A
Oersted. Dahingegen die wahre historische Parthei der
sten, die alle Fälle nicht nach den schwankenden Meinunge
Menschen, sondern nach einer bestehenden und fest verbind
Norm beurtheilt, die Mittelbegriffe aber nur zur Unterst

enigen, was schon rechtlich ausgemittelt ist, angewandt wissen
, war die bei weitem geringere Zahl, die erst eine Bahn sich
hen mußte.
So standen die Sachen in juristischer Beziehung, als der
fessor Clausen vor dem Königl. Oberlandesgericht den Pa-
Grundtvig als einen Injurianten verklagte und den Schutz
Gesetze anrief, die auch ein geringeres Attentat gegen die
igion als Gotteslästerung und Ketzerei bezeichnen und auf's
teste verpönen. Das Oberlandesgericht sprach seine Compe-
sogleich aus, indem es die Injurienklage annahm, und die
schende Parthei der Juristen unterstützte diese Ansicht und
wirte das hierauf gegründete Verfahren gegen die, welche
geistlichen Waffen zu erheben sich verpflichtet achteten, auf
Weise, die leider nur die traurige Zerfallenheit der Staats-
e noch klarer offenbarte. Dahin richten wir nun zunächst
re Aufmerksamkeit.
Als Vertreter jener philosophischen Rechtstheorie, die nun
der Stabilität des Kirchenglaubens einen gewagten Kampf
nn, trat zuerst ein academischer Docent, Prof. Paulsen,
mit „Betrachtungen über die symbolischen Bücher der Dä-
en Kirche vom kirchenrechtlichen Gesichtspunkte." Wir wür-
diese Betrachtungen, die im Grunde höchst oberflächlich nur
ndliche Unbesonnenheit und Unklarheit verrathen, ganz auf
beruhen lassen, wenn sie nicht auf der anderen Seite recht
zeigten, wie weit die Jünger der Oersted'schen Theorie
dem betretenen Wege schon gegangen waren, so daß der
ster selbst gegen eine solche Anwendung seiner Grundsätze
verwahren mußte. So räsonnirt nämlich der Professor
ulsen in der benannten Schrift: „Zwar werde im Grund-
ze des Staats (dem sogenannten Königs-Gesetze von 1660)
der erste Artikel aufgestellt, daß die souveränen Könige
nur selbst dem wahren Gott dienen und ihn verehren
n, wie er sich in seinem Worte geoffenbart, und wie es in
rem christlichen Bekenntnisse klar ausgedrückt sey, sondern
sie auch bei solchem reinen und unverfälschten Glauben die
wohner des Landes erhalten und sie wider alle Ketzer, Schwär-
und Religionsspötter gewaltiglich beschirmen wollen, — allein
it habe der Gesetzgeber dem Volke nur eine Evangelisch-
tliche Regierung und Kirchenverfassung sichern wollen; das
ngelische Christenthum lasse sich aber nur von Luther und
en Gehülfen erlernen: der Gesetzgeber habe also nicht etwas
en können, was wider die kirchlichen Grundsätze dieser Män-
streite, und folglich könne man sehr wohl, ohne dem Grund-
ze zu nahe zu treten, Abweichungen von dem Buchstaben
symbolischen Bücher erlauben, wenn nur der Geist dersel-
nicht verläugnet werde. Eben so wenig binde die Bestim-
g des Dänischen Gesetzbuchs (Buch 2. Art. 1.), daß die
igion allein in den Dänischen Reichen und Landen gestattet
den solle, welche mit der heiligen Schrift, dem apostolischen,
änischen und Athanasianischen Symbolo, so wie mit der
sburgischen Confession und Lutheri kleinem Catechismo über-
emme, — denn in diesem wie in jenem Falle könne nur der
ist der Evangelischen Kirche und die Meinung der Stif-
derselben die Auslegung bestimmen. Eben so wenig bindend
der Priestereid, obgleich er alle Lehrer anhalte, ihren Zuhö-
getreu die himmlische Lehre, wie sie in den apostolischen
prophetischen Schriften und den symbolischen Büchern der
nischen Kirche enthalten, einzuprägen und lieber Leib und
t zu lassen, als irgend einer fanatischen Lehre ihre Zustim-
g zu geben, — denn die Kirchengesetze seyen nicht wie die

bürgerlichen selbstständig, sondern nur geltend mit Rücksicht auf das höchste Gesetz, die Quelle der Religion. Endlich (und das ist das argumentum palmarium dieses Rechtsgelehrten) so habe sich, nach der Analogie der bürgerlichen Gesetze, auch hier im Kirchlichen nebenbei eine Rechtsgewohnheit (Observanz) gebildet, die freilich dem historisch-gewissen Sinne jener Gesetzbestimmungen, die die völlige Uebereinstimmung der symbolischen Bücher mit der heiligen Schrift und dem christlichen Glauben voraussetzen, schnurstracks entgegen sey," — allein, so wie in der Musik ja auch Disharmonien in Harmonien aufgelöst werden, so werde auch hier die Ungesetzlichkeit (die Abweichung von den Vorschriften des christlichen Glaubens) mit der Zeit doch, eben weil sie zur Rechtsgewohnheit sich ausgebildet, gesetzlich werden. Und eigentlich haben die Bischöfe des Reichs mit ihrem Hirtenbriefe von 1817 gar nichts anders gewollt, als durch eine authentische Erklärung, die gleichsam für ein neues Gesetz gelten könne, diese Rechtsgewohnheit, wonach die Buchstaben der symbolischen Bücher zu Nichts werden, zu proclamiren und zu legalisiren." Kurz und gut, nach der Vorstellung des Professor Paulsen mußte der Buchstabe der Symbole und damit ihr Inhalt einem selbstgemachten Geiste, der mit denselben in gradem Widerspruche stand, mußte das Grundgesetz des Staats einer fingirten Rechtsgewohnheit weichen oder wenigstens sich so zerren lassen, daß der Sinn nicht mehr in, sondern außer dem Buchstaben läge.

Einen Schritt weiter noch ging der anonyme Recensent Paulsen's in der Dänischen Literaturzeitung; denn nachdem er die übrigen Präsumtionen Paulsen's als unstatthaft abgewiesen, nachdem er gezeigt, daß der Predigereid in dem Rituale, nach doctrineller Auslegung, keineswegs dem Religionslehrer eine Abweichung von den Worten der symbolischen Bücher erlaube (denn der Ausdruck „doctrina coelestis libris symbolicis comprehensa" bezeichne nicht nur, daß die himmlische Lehre dort in ihren Grundzügen mit unwesentlichen Einkleidungen oder dergleichen zu finden, sondern daß sie in diesen Büchern einbegriffen, d. i. in ihrer Vollständigkeit und Reinheit dargestellt sey), nachdem er ferner versichert, daß er auf der einen Seite weit entfernt sey, Rechtsgewohnheiten überhaupt alle Gesetzeskraft abzusprechen, daß man aber auf der anderen Seite nur in denjenigen Verhältnissen, die ausschließlich das private Leben der Einzelnen betreffen, denselben eine solche Bedeutsamkeit beilegen könne — nachdem er, sag ich, dieses durchaus nach gesunden Rechtsprincipien und mit einer ganz anderen Umsicht als der Professor Paulsen erörtert, so erklärt er sich zuletzt in dem Resultate ganz einig mit diesem, „weil die durch den Gesetzgeber auctorisirte Erklärung der Bischöfe von 1817 im Grunde die Bestimmungen der älteren Gesetzgebung von einer kirchlichen Lehrnorm neben der Quelle der christlichen Religion ganz aufhebe, indem es dieser eine solche Deutung gebe, die dem ganzen Geiste und dem historisch-gewissen Zweck jener Bestimmungen durchaus zuwider sey." — So nichtig aber auch jene Voraussetzung von einer Königl. Sanction des angezogenen Hirtenbriefes oder gar der Identität desselben mit einer Königlichen Willenserklärung, so bedenklich war doch die aus der falschen Prämisse gezogene Folgerung, und Niemand konnte verkennen, die Sache war hier auf eine solche Spitze getrieben, daß, wenn die Grundsätze dieses Verfassers annehmlich befunden wurden, die Dänische Staatskirche mit ihrer Magna Charta, der Augsburgischen Confession, zu Grunde gehen mußte, und der Todesstreich war schon, wenigstens wie dieser Ver-

fasser behauptete, von den Händen der Bischöfe des Reichs geführt.*)

Nun, da die Theorie so um sich wucherte, ergriff Etatsrath Oersted die Feder, und versuchte dieser Ausschweifung einen Damm zu setzen durch seine Abhandlung: „Bedarf die Dänische Staatskirche einer durchgreifenden Veränderung?" **) Die Frage ist durch das Vorgehende mehr als hinlänglich motivirt; wie der Etatsrath Oersted sie löste, werden wir nun hören. In mehreren Rücksichten ist seine Schrift allerdings ein Antidotum gegen die unreifen Ansichten jener Kirchenstürmer. Zuerst und vor Allem erkennt er an, daß die Hirtenbriefe der Bischöfe nur privatae auctoritatis sind und weder öffentliche Sanction noch eine daraus hergeleitete Verbindlichkeit haben. Auch die Fiction von einer Rechtsgewohnheit, die nicht bloß kirchliche Gesetze, sondern den Lebensgeist der Kirche unvermerkt sollte untergraben können und dann sich selbst als höchstes Kirchengesetz geltend machen, verwirft er als eine mißverständliche und unstatthafte Anwendung seiner Theorie. Allein der Weg, den Etatsrath Oersted selbst einschlug, war wenig geeignet, die Frage scharf zu markiren, geschweige denn eine feste Grenze zu ziehen und so, wie der ostensible Zweck dieser Abhandlung war, die Gemüther zu beschwichtigen. Zwar nicht nach der Art derer, die den Kern des Christenthums in den Grundsätzen der natürlichen Religion suchen, aber doch mit einer unverkennbaren Tendenz den Symbolen ihr normatives Ansehen zu rauben, legt er von Anfang an vorzügliches Gewicht auf den Ausdruck im Rituale: doctrina *coelestis* und meint, so wenig wie in der Bibel Alles zur himmlischen Lehre, d. i. zu dem Wesentlichen des Christenthums gerechnet werden könne, so wenig sey auch Alles in den symbolischen Schriften als ein solcher Hauptbestandtheil der christlichen Lehre anzusehen. Mit diesem Fehlschluß aber (denn wie weit man auch die Grenzen der Verbindlichkeit des Totalinhalts der verschiedenen recipirten symbolischen Schriften abstecken möchte, so macht doch offenbar alles Doctrinelle in denselben — welches wenigstens in der Augsburgischen Confession scharf genug abgegrenzt ist — Anspruch darauf zum Wesentlichen in der Kirchenlehre zu gehören, es sey nun thetischer oder antithetischer Art) hängt die Reihe der übrigen irrigen Behauptungen in der Oersted'schen Schrift zusammen. Das Wesentliche nämlich oder die doctrina *coelestis,* meint er zuerst, sey nichts Anderes als der Inhalt des apostolischen Symbolums; die Verpflichtung

*) Wie wenig oder viel Wahres in dieser letzteren Ansicht lag, und wiefern der Verf. mit Recht oder Unrecht die Bischöfe des Landes implicite eines so schweren Verbrechens beschuldigte, das kann der Leser aus unserer kurzen Darstellung des Inhalts jenes Hirtenbriefes (s. Ev. K. Z. 1828 S. 488—499.) selbst entnehmen. So viel ist gewiß, diese Consequenzen mußten eine Warnungsstimme seyn für jene laxen Theologen, die heimlich den Unglauben, als Beweis einer freisinnigen Denkungsart, begünstigten, und doch wiederum die positive Schranke nicht ganz fallen lassen wollten, da sie wohl sahen, daß, wenn diese fiel, es um die Pfeiler eines jeden kirchlichen Verbandes geschehen war.

**) Aufgenommen in seine: Juridische Zeitschrift Bd. XII. St. 1—2.

auf das Nicänische und Athanasianische, schließt er w
ter, sey lediglich abwehrender Art, daß nicht gegen dieselb
gelehrt werde, und in der Augsburgischen Confession seyen r
die Sätze als wesentlich zu betrachten, die dem Römisch
Katholicismus entgegengesetzt seyen. So wie aber in dieser A
sicht die Vermengung des Wesentlichen oder der Hauptstücke d
christlichen Glaubens mit dem Wesentlichen christlicher Lel
vorschriften und ihrer auf dem Glauben gegründeten norm
tiven Bedeutung unverkennbar ist, so klar liegt der darin enth
tene Selbstwiderspruch am Tage — denn wie können Sätze d
Augsburgischen Confession bloß als anti-romanistisch eine sym
lische Bedeutsamkeit sich vindiciren, da diese schon vorweg
apostolischen Symbole zusammengedrängt ist, und wie ist sel
nur eine negative Verbindlichkeit späterer Symbole denkbar, w
aller positive Lehrstoff schon in dem ursprünglichen enth
ten? Endlich aber hebt Oersted selbst die verbindliche Kr
des von ihm angenommenen Princips und damit die Gültig
aller symbolischen Bestimmung auf, indem er behauptet, „n
brauche auch nicht einmal über alle Sätze des apostolischen S
bols einig zu seyn" (S. 268.). So betrübend aber diese S
fallenheit und ungemessene Willkühr der Ansicht, die, statt
Strom des Neologismus zu brechen, ihm vielmehr ein ne
Bette öffnete, — so betrübend dies bei einem so trefflichen Ma
war, der sonst eine ungeheuchelte Ehrfurcht gegen das W
Gottes bezeugt hatte, so mußte doch, bewandten Umständen n
das doppelte Präjudicat, das er hier unumwunden ausspr
noch tiefer alle Freunde der Wahrheit verletzen.*) Denn n
nur bezeichnete er diejenigen alle, die für den Lehrbegriff
Kirche sich freimüthig erklärten (und wir werden sehen, es
ren bei weitem nicht vereinzelte, sondern sehr achtbare und t
tige Stimmen), als solche „die am Buchstaben kleben l
ben," und nannte Grundtvig's Protest „einen erbitter
Streitruf, der die ruhige Untersuchung gehemmt hät
sondern er behauptete auch, der Professor Clausen habe ke
Hauptsatz des Christenthums angegriffen; sondern vielmehr
dem Grunde der Offenbarung fortgebaut, obgleich seine An
ten von der Kirche und von den Bekenntnißschriften allerd
freier wären.

(Fortsetzung folgt.)

*) Allgemein wurde auch gesagt und geglaubt, daß dieses P
judicat Allerhöchsten Orts ernstlich gemißbilligt wurde. So vie
gewiß; daß der zweite Theil der erwähnten Oersted'schen Abh
lung (die jedoch später, erst nach der Cognition und dem Urt
in Grundtvig's Sache, erschien) leicht erkennbare Spuren
Retractation enthielt. Der Verf. betheuert hier: „Es sey
sein Zweck gewesen, ein Votum in der Grundtvig'schen Sache g
zu wollen; die Delicatesse würde ihm verbieten, die Zulässi
und Richtigkeit des Grundtvig'schen Schlusses zu prüfen; er
überhaupt keine Partheilichkeit gegen ihn und für seinen Wid
cher; nur Interesse für die höchst wichtige Sache habe ihn zu
sem Wagstücke verleitet; übrigens würden Einsichtsvollere
Mißgriffe berichtigen können; in der Verwerfung der Dreiei
keitslehre als eines Hauptstücks des Christenthums habe er
Sprachgebrauch neuerer Theologen befolgt" (s. Jurid
Zeitschrift Bd. XII. St. 2. S. 388 ff.).

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 17. September. № 75.

as Christenthum und die Rationalisten in Däne- ark seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Hätte das Oersted'sche Votum (wovon wir hier nur ge Grundzüge gegeben) auch nicht der obschwebenden Unter- ung den Gang gleichsam vorgezeichnet und die Grundtvig'- Sache zu einer in ihrer Form lediglich privaten gestem- (was doch gar zu klar am Tage lag), so mußte es ganz iß seinem Inhalte nach verdächtig dazu beitragen, die ein- sten Grundsätze, worauf es hier allein ankam, wankend zu hen und die Begriffe bei Vielen, denen die Form sowohl Materie der Sache fremd war, völlig zu verwirren. Nichts nte daher erwünschter seyn, als eine Aufklärung des ganzen hältnisses von dem rein christlichen und kirchlichen Stand- fte, und eine solche lieferte der Adjunct Lindberg unter Titel: „Was ist Christenthum in Dänemark?"

Der Verfasser bestimmt zuerst den Begriff des Glaubens- nntnisses, zeigt das Verhältniß des christlichen Grundbekennt- es (des apostolischen) zu den späteren Entwickelungen dessel- und den symbolischen Büchern, und beleuchtet sodann die gbaren Einwendungen gegen die Nothwendigkeit und Gel- g der letztern. Der Staat, entwickelt er ferner, sey nicht berechtigt, sondern um der Staatszwecke willen verbunden, Diener der Staatskirche auf das Grundbekenntniß derselben verpflichten, und zwar sey diese Verpflichtung in doppelter ksicht eine Bindende, mit Beziehung auf den Staat und christliche Gemeinde. Insofern führen die Symbole rdings einen Zwang mit sich, doch nicht für die rechten rer, die wahren Diener des Evangeliums; ihnen sey es viel- r ein Bedürfniß, ihren Glauben zu bekennen, weil er der aube der Kirche sey. Wer nun zu einer solchen Aufklärung angt zu seyn vermeine, daß er die Bekenntnißschriften im nzen oder im Einzelnen für fehlerhaft ansieht, den könne frei- nicht der Buchstabe des Eides vom Lehramte zurückhal- (weil derselbe nur auf die Lehre, nicht auf den Glauben e), wohl aber das Gewissen, welches hier der rechte Zucht- meister sey, daher auch der Amtseid der Dänischen Prediger die Treue und Ehrlichkeit dem Versprechenden einschärfe. Damit werde jedoch keinesweges derjenige vom Lehramte abgehalten, dem einzelne Punkte in den Symbolen insofern dunkel seyen, als er die genaue und nothwendige Verbindung derselben mit den Hauptsätzen des Christenthums noch nicht einsehe: wer aber erst in diesen fest sey, werde bald über jene Licht bekommen. Das Glaubensbekenntniß solle kein Nachdenken hemmen; es sey seiner Natur nach nur ein Zeugniß von dem Glauben, der in der Gemeinde und allen einzelnen Mitgliedern derselben lebe und sich rege. Auch sey die Wahrheit eines gewissen Glaubens so wenig mit dem Bekenntnisse bewiesen, als die Wahrheit des Christenthums überhaupt mit dem apostolischen Symbolum: die Geistesfreiheit, die nothwendige Bedingung alles geistigen Lebens, treibe vielmehr unwillkührlich einen Jeden, diese Untersuchung aufzunehmen; wer aber selbst hier noch in Zweifel stehe, sey keinesweges geschickt, ein Lehrer Anderer zu werden, die jenen Glauben als die Wahrheit zur Seligkeit bekennen. — Nachdem der Verf. so die allgemein leitenden Grundsätze festgestellt, prüft er, in's Einzelne gehend, die Behauptungen Oersted's, Paulsen's und des oben angeführten anonymen Recensenten, und zeigt sowohl die Unhaltbarkeit derselben als namentlich ihre Unverträglichkeit mit den Grundgesetzen des Dänischen Staats. Auch dieses stellt er in einem klaren Lichte dar, daß keine nach der Promulgation des Dänischen Gesetzes emanirte Königl. Verordnung, kein Rescript noch Mandat, der falschen Lehre irgend eine Stütze biete, daß weder Volk noch König den Glauben der Väter verworfen, sondern im Gegentheil, daß alle Machinationen der Ungläubigen höchstens eine geistliche Lethargie, eine Gleichgültigkeit gegen den Glauben im Volke hervorgerufen haben, welche gewiß höchst beklagenswerth sey, aber keinem Lehrer das Recht gebe, wider Eid, Pflicht und Gewissen den Glauben zu verwerfen und einen neuen, selbstersonnenen an dessen Stelle zu setzen.

Die Sache stand so schon in ihren historisch-klaren Umrissen da, und nur Partheisucht konnte es verkennen, daß die Klagen der Christen völlig gerecht war, so lange die Staatskirche eine christliche ist, und daß aller Einspruch gegen die eifrige und

männliche Glaubensvertheidigung (als ob dadurch den falschen Lehrern ein Unglimpf angethan werde) wegfallen muß, so lange dieser Glaube, vom Staate sanctionirt, mit den Waffen des Lichts und der Oeffentlichkeit vertheidigt wird. Doch mit völliger Evidenz es dargethan zu haben, war Grundtvig vorbehalten; er war es der Sache, dem Namen des Christenthums, den noch schwankenden Freunden desselben schuldig. In einer Schrift, die etwas später, aber vor dem Ausgange des Prozesses erschien: „Wichtige Fragen an Dänemark's Rechtsgelehrte," entwickelt er diese Punkte fragweise mit Beziehung auf die Dänische Constitution (das Grundgesetz des Staates) von 1660, und den Stand so wie die Verpflichtung des Geistlichen in der Staatskirche. Nicht sowohl um des hohen Interesse willen, den diese Schrift überhaupt darbietet, als vielmehr um den kirchenrechtlichen Theil der Sache von keiner Seite unbeleuchtet zu lassen, geben wir hier einen kernhaften Auszug derselben.

„Bekanntlich sind alle Prediger Dänemark's kraft ihres Amtseides verbunden, nicht nur die reine prophetische und apostolische Lehre ihren Zuhörern getreu vorzutragen, sondern auch alle falsche Lehre zu fliehen und zu verabscheuen, sie nach ihren Kräften zu bestreiten, ja lieber das Leben zu lassen, als in irgend einem Stücke falschen und fanatischen Lehrsätzen ihre Zustimmung zu geben. Will der Prediger nun den letzteren Theil seines Amtseides vor Gott und seinem Gewissen halten, so muß er ohne Ansehen der Person, nach bester Ueberzeugung allerdings die falsche Lehre bekämpfen, und offenbar ist es nur das Maaß seiner Kräfte und eigenthümlichen Bildung, welche es bestimmen kann, ob er bloß durch das mündliche Zeugniß oder zugleich mit Schrift in diesen Kampf treten soll. Tritt er aber als Schriftsteller gegen die falsche Lehre auf, muß dann nicht der Staat, welcher ihm diese Pflicht auferlegt, vor Allem ihn in der Ausübung dieses Amtes schützen und streng scheiden zwischen dem Was und dem Wie, zwischen der Vertheidigung der Staatsreligion gegen die falschen Lehrer, die ihm als Diener der Staatskirche gebührt, und der Art und Weise, wie er diese Vertheidigung geführt hat? Ein offenbarer Widerspruch entsteht also, wenn diese Art und Weise, ohne vorhergegangene Untersuchung des Factums von Staats wegen, zum Gegenstande eines Prozesses gemacht wird, und so unangenehm es, besonders in Zeiten einer religiösen Gährung, seyn mag, diese Untersuchung aufzunehmen, ist es doch wohl dem eifrigen und gewissenhaften Diener des Wortes noch weit unangenehmer, wenn er das freimüthige Zeugniß gegen die falschen Lehrer nicht ablegen kann, ohne Prozessen ausgesetzt zu seyn, worin die juridische Erörterung von Nebensachen leicht (wie es hier der Fall war) die Hauptsache ganz verdunkeln kann. — Ferner: nach dem Grundgesetze des Staates (von 1660) und zwar nach dem ersten Artikel desselben, sagt der König von Dänemark allen seinen getreuen Unterthanen zu: „„Daß er nicht nur selbst Gott verehren wolle auf die Art und Weise, wie er sich in seinem heiligen und wahrhaften Worte geoffenbaret, wie der christliche Glaube und Bekenntniß es klar vermeldet, nach der Form und Art, wie derselbe rein und unverfälscht in der Augsburgischen Confession dargelegt worden ist, sondern auch, daß er bei diesem reinen, unverfälschten christlichen Glauben die Einwohner des Landes halten und diesen Glauben gegen alle Schwärmer, Ketzer und Gotteslästerer gewaltiglich beschirmen wolle."" Nach der Aufhebung der theologischen Censur aber (im Jahre 1770) ist offenbar die im Amtseide der Prediger enthaltene Verpflichtung das einzige Bollwerk gegen die Ausbreitung der falschen Lehre. Wollte man nun aber diese Verpflichtung directe oder indirecte schwächen, so würde wiederum der Staat mit sich selbst und seinem anerkannt höchsten Zwecke in Widerspruch gesetzt werden. Sollte der Staat irgend etwas der Art unternehmen, um den nunmehr offenbaren Zwiespalt beizulegen, so müßte es offenbar darum geschehen, weil er meinte, die Volkskraft sey nicht mehr auf Seite der Augsburgischen Religionsbekenner, denen das Grundgesetz des Staates gewaltige Schirmung zusichert, sondern vielmehr auf der ihrer Gegner. Allein schon die Art, wie die Reformation in Dänemark eingeführt wurde, unter einer Volksgährung, wo das religiöse Bedürfniß sich gewaltsam Bahn brach, spricht laut dafür, daß das Augsburgische Bekenntniß wenigstens damals nach des Volkes Sinne war; und selbst unter der geistigen Schlaffheit und religiösen Zerfallenheit gegen den Schluß des 18ten Jahrhunderts hin, war noch der alte Glaube nach dem Herzen des Volks, dem Balle's Kampf für denselben war, trotz aller höhnenden und plumpen Angriffe auf den ehrwürdigen Bischof, populär. Im 19ten Jahrhundert ist aber dies gar keine Frage mehr; denn während die Vertheidiger des Christenthums frei und offen zu Werke gehen, wie es dem, der für's Licht kämpft, geziemet, so scheuen hingegen die Kirchenfeinde nichts mehr als die Oeffentlichkeit, wollen, daß das christliche Volk nichts davon wisse, ja sprechen demselben sogar die Urtheilsfähigkeit ab, rathen dazu, daß der ganze Streit über den christlichen Glauben nicht in der Muttersprache, sondern Lateinisch geführt werde, meinen, daß eine theologische Censur und eine Art von Kirchenzwang doch keine so verächtliche Sache sey, und gebehrden sich wenigstens in Dänemark so, als ob die Herrschaft des Unglaubens zu Ende gehen sollte 1836, so wie die des Wahnglaubens 1536 zu Ende ging! — Setzt dieses nun aber es außer allem Zweifel, daß es in Dänemark (wie in den übrigen Protestantischen Ländern, wo der Unglaube unter dem schönen Schein einer freien Denkungsart neben dem Kirchenglauben, als einer servilen, Eingang gewonnen hat) zwei unversöhnliche Partheien gebe, wovon die eine das Grundgesetz so wie die übrigen Gesetze des Staats, den Amtseid der Prediger, die Volkskraft für sich, die andere alles dieses wider sich hat, so würde es wohl auch eben so wenig rathsam seyn, an die Einführung einer anderen Lehrregel als der in der Kirche schon bestehenden zu denken, da diejenigen, welche gegen die Augsburgische Confession opponiren, jeder für sich eine jede Regel verwerfen, die sie nicht selbst gemacht haben; und offenbar ist dem Staate mit einer Regel, die nicht befolgt wird, noch weniger gedient als mit gar keiner. Es scheint also der Widerspruch nur so gelöst werden zu können, daß der Staat den mit der Staatskirche unverträglichen Elemente eine gesetzliche Existenz gebe, wodurch dasselbe offenbar ein geringeres Uebel und für die Ruhe des Staats ungefährlich wird. Eine solche Religionsfreiheit ist nicht nur die Majestät ermächtigt zu gestatten, da sie früher Juden, Römisch-Katholischen und Reformirten eine solche zugestanden hat, sie verletzt auch auf keine Weise das Grundgesetz des Staates; und die Geschichte, namentlich England's, zeigt auf einer Seite (durch den Fall der Stuarts) wie gefährlich es sey, den Schein religiöser Einigkeit erzwingen zu wollen, und auf der anderen, daß Dissentirende in einem wohlorganisirten Staate bestehen können, ohne daß der Staatskirche der ihr gebührende Schutz entzogen wird."

Nachdem wir so den kirchenrechtlichen Stand der Sache

der Dänischen Kirche erörtert haben, bleibt uns nun übrig, wir den Ausgang derselben vor der Rechtsbehörde wieder Auge fassen, die Stimmen der Theologen und Prediger zu nehmen, die sich bei dieser Veranlassung über die wichtigsten Interessen der Kirche aussprachen.

Zuerst begegnet uns hier der Propst Engelbreth, der in er trefflich geschriebenen kleinen Schrift unseren lieben Kirchenvater Dr. Martin Luther in Schutz nahm gegen die gehässigen Beschuldigungen Professor Clausen's, der ihm im Streite mit Zwingli und den Reformirten nicht nur einen kindlichen, rabbinischen Buchstabenwitz, ein blindes Eifern gegen Vernunft, eine Unfähigkeit, die Gründe der Gegner zu würdigen und zu verstehen, sondern sykophantische Consequenzmacherei und einen unversöhnlichen Haß in der Gesinnung wie in Ausdrücken gegen seine Glaubensbrüder beimessen. „So einen der Herrlichsten der Vorzeit (sagt Engelbreth mit Recht) gemißhandelt zu sehen, wie Professor Clausen hier Luther'n gemißhandelt, muß einen Jeden bitter schmerzen, der diesen Mann ehrt als das große herrliche Werkzeug in Gottes Hand, die Finsterniß zu verjagen, und das reine Licht der Wahrheit zu verbreiten, den großen Geist, der es im Vertrauen auf Gott wagte, wider die Gewaltigsten der Erde aufzustehen, den redlichen Christen, der nicht um Menschengunst und Ehre buhlte, sondern die Ehre Gottes und Jesu Christi suchte." Durch eine Reihe klarer und wohlgewählter Stellen aus Luther's Schriften zeigt er nun, zuerst, daß es nicht Haß, Hochmuth oder irgend eine unedle Triebfeder war, welche Luther'n bewog, bei den Worten der Einsetzung: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut" fest zu stehen, sondern allein sein fester, inniger, kindlicher Glaube an die untrügliche Wahrheit des Wortes Gottes; sodann, daß sein Glaube an die wirkliche, persönliche Gegenwart Christi im Sacrament auf's Genaueste mit der trostreichen, über allen Menschenwitz erhabenen Lehre von der Rechtfertigung des bußfertigen Sünders vor Gott durch die Versöhnung Jesu Christi verwoben und verknüpft war; endlich, daß er darum den Zwiespalt mit Zwingli nicht verbergen mochte, sondern ihm offen widerstand, weil er sich von seinem Gewissen an Gottes Wort gebunden fühlte, und mit Recht fürchtete, daß wenn Christus aus dem Sacramente wegerklärt würde, auch seine Gottheit, seine Versöhnung und andere höchst wichtige Glaubensartikel der Vernünftelei würden preisgegeben werden. — Diese Argumentation konnte Professor Clausen sich nicht entkräften; er versteckte sich in dem, was er darauf erwiederte, hinter die Auctorität des ehrwürdigen Planck's, der sich in der Darstellung dieser Streitigkeiten auch auf die Seite der Gegner Luther's sich neigt und die Polemik desselben zu einseitig, zu wenig aus dem Herzen Luther's begriffen. Uebrigens gab Professor Clausen in einem Punkte der Wahrheit die Ehre, indem er zuletzt gestand, er habe unüberlegte und unbesonnene Ausdrücke gebraucht, um seine Meinung zu erklären.

In mehrerern Artikeln der theologischen Monatsschrift gab Rudelbach eine ausführliche Beurtheilung der Clausen'schen Schrift, oder vielmehr eine Apologie der Fundamentallehren des kirchlichen Systems: der Lehren von der Erbsünde, der Erlösung durch Jesum Christum, der Rechtfertigung, von dem Verhältnisse des Glaubens und der guten Werke, der Gnade und der Freiheit, von dem Begriff der Vorherbestimmung und dem ewigen Leben. Bei jedem einzelnen Punkte wies er nicht nur den Schriftgrund und die Uebereinstimmung der symbolischen Bücher mit demselben nach, sondern suchte es in's Klare zu setzen, wie die neuere Pseudo-Theologie von unbeweislichen Voraussetzungen ausgehe, statt Beweis den völlig ausgebildeten Selbstwiderspruch aufstelle, und mit den höchsten Interessen des menschlichen Herzens und der zu Verstande gekommenen Vernunft in einem unauflösbaren Streite sich befinde, wie hingegen sowohl die Consequenz des Verstandes als die unvertilgbare Sehnsucht des Herzens uns dringe und treibe, das gläubig hinzunehmen, was Gott aus Gnaden geoffenbart hat zum Heil aller mühseligen und beladenen Sünder. Es war vielleicht die beste Probe von der völligen Unhaltbarkeit und Schwäche des Clausen'schen Systems, daß er eben gegen diesen wissenschaftlich und schriftmäßig durchgeführten Beweis Nichts zu erwiedern hatte.

Stimmen aus der Kirche gegen die falsch berühmte Gnosis waren ferner Hornsyld's, des Propsts zu Kjöbbelöv auf Laland, Erasmus Möller's, und des Pastors C. Tryde. Der erstgenannte, ein ehrwürdiger Veteran, der früher, wie schon berichtet ist,*) in dem liturgischen Streite 1806 ein gutes Zeugniß ablegte, gab in einigen „Bemerkungen" zwar keine gelehrte Widerlegung der betreffenden Clausen'schen Sätze, aber ein treues, wiederholtes Bekenntniß des Glaubens, dessen Bewahrung seines Alters Krone war; und noch hörte man die erste Liebe durch seine Worte hindurch. Desto greller trat der Mißlaut in der vornehmen Expectoration Professor Clausen's gegen diesen alten Freund des Herrn hervor, den er halb der Radotage, halb der völligen Ignoranz beschuldigte.**) — Der zweite, Erasmus Möller, der schon so manche Frucht im Stillen getragen für die Kirche Jesu Christi, ein ausgezeichneter populärer Schrifterklärer und Schriftvertheidiger,***) sah die Gefahren der Kirche durch Clausen's Angriff und machte in einer Abhandlung im 9ten Bande der N. theolog. Biblioth. („Der Rationalismus, betrachtet von einem populären Standpunkte") darauf aufmerksam, indem er es besonders jüngeren Theologen an's Herz legte, daß sie sich nicht durch die gleißende Außenseite der neueren Theologie verführen lassen sollten, da ihr Kern und ihr Inneres der Tod sey für das wahre Christenthum; denn sie erwecke Mißtrauen und Verachtung gegen die heilige Schrift als Offenbarungsquelle, indem sie Widersprüche in derselben finde, die nur und kaum das Schwert der Vernunftcritik zerhauen könne; sie müsse als Geheimlehre folgerecht sich die heilige Schrift anmaßen und dieselbe dem Volke durch allerlei Auszüge, Volks- und Schullehrerbibeln (im rationalistischen Sinne) zu entreißen suchen; sie zeige sich inconsequent, indem sie, bei ihrer großen Geringschätzung der Bibelwahrheit, doch häufig die Bibel anführe, und so werde ihr Sieg, wenn es je dahin kommen sollte, das Grab aller ächten und erleuchteten Schriftforschung seyn. Professor Clausen scheute auch hier durchaus die Sache zu berühren und suchte in „Zwei Sendschreiben an Dr. Er. Möller" die inhaltsschweren Fragen in bloße Wortspiele zu verwandeln,

*) S. Ev. K. Z. 1827, S. 415 f.

**) In einer Anmerkung zu seiner ersten Replik gegen Engelbreth.

***) Besonders gesegnet und vielverbreitet sind seine „Anweisungen zum fruchtbaren Lesen des A. und N. T." (3 Bände). Mit Professor J. Möller hat er eine verbesserte Uebersetzung des A. T. angefangen.

indem er zugleich einzelne angefochtene Stellen seines Buches auf dieselbe Weise erklärte, wie die heilige Schrift von den Rationalisten insgemein erklärt wird, so daß der Sinn nicht aus den Worten, sondern außer denselben und ganz im Gegensatz dazu gefunden wird. — Die dritte der angedeuteten Schriften, die des Pastors E. Tryde*) — dem Datum nach etwas später (sie erschien 1827), aber dem Geiste nach durchaus in diese Reihe gehörend — behandelte die Frage: „Was ist eine heilige christliche Kirche?" Der Verf. nimmt die Clausen'sche Schrift fast nur als einen Typus des ganzen rationalistischen Treibens, zeigt aber mit scharfen und treffenden Zügen, so wie mit unverkennbarem Tiefsinn den völligen und unauflösbaren Widerspruch der rationalistischen und christlichen Grundsätze auf allen Punkten. „Der Rationalist (sagt er) setzt das organisirende Lebensprincip der Kirche in's Denken und die eigentliche Wirksamkeit desselben in Unterricht und Belehrung, der Christ in ein geistliches Leben, von Gottes Geist in uns gewirkt; jener betrachtet die Kirche als eine große Schule, worin die religiöse Idee bei einem Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit gebildet wird, dieser als eine Vereinigung nicht der Köpfe, sondern der Herzen durch den gemeinschaftlichen Glauben. Jenem ist die symbolische Lehrform, wenn er anders eine solche gestattet, wie ein weiches Wachs, worin allerlei sich abdrücken läßt, am besten und sichersten aber die eigenen Gedanken und Einfälle; diesem ein Ausdruck des festen Gotteswortes, das durch keine menschliche Meinung sich wankend machen läßt. Jenem ist das Denken nicht nur das, was zum Glauben disponirt, sondern auch was ihn im Grunde und nach allen Seiten hin regelt; diesem entspringt alle wahre Erkenntniß in göttlichen Dingen erst aus dem Glauben, oder dem unmittelbaren religiösen Bewußtseyn. Jenem ist das Verhältniß Jesu Christi zu seiner Gemeinde kein anderes als das eines verstorbenen Lehrers, dessen Worte und Lehren zum Theil noch schriftlich aufbewahrt sind; diesem ein in der durch Gottes Sohn geschehenen Versöhnung der sündigen Menschheit gegründetes, wodurch Alle aus seiner Fülle die Befreiung von den Banden der Sünde, die Gnade der Wiedergeburt und Rechtfertigung, die Erleuchtung und Heiligung nehmen. Jenem ist Christus Herr und Erlöser nur insofern, als er gelehrt hat, wie wir uns selbst erlösen können, diesem, weil er das große Werk der Erlösung durch sein Leben, Leiden und Sterben vollbracht hat. Jenem ist die Kirche folglich nichts Anderes als eine unvollkommene, das Bessere und Wahre anstrebende Menschenanstalt, worin die Individuen durch kein anderes oder höheres Band verbunden sind, als welches das Interesse, die sogenannte religiöse Idee zu entwickeln, an die Hand gibt; diesem ist sie das Reich Gottes auf Erden, worin wir, obgleich uns als sündhafte und gefallene Wesen anerkennend, uns dennoch eines seligen Verhältnisses zu Gott bewußt werden, indem wir durch den Glauben an Jesum Christum die Vergebung der Sünden und den heiligen Geist empfangen, der mit dem Worte, das gepredigt, und den Sacramenten, die in Christi Namen ausgetheilt werden, wirkt; eine Verbindung, worin Jesus Christus der lebendige, Alles beseelende Mittelpunkt ist, und die Gemeinde Glieder an seinem Leibe, daher derselben, vor Allem auf Erden, Selbstständigkeit und göttliches Ansehen zukommt." Dies ist kürzlich und ziemlich mit wortgenauer Treue der Hauptinhalt der gehaltvollen Tryde'schen Schrift, welche von Professor Clausen's Seite ebenfalls ohne Erwiederung blieb.

(Schluß folgt.)

---

*) Wir erinnern uns hiebei seines trefflichen, früh vollendeten Bruders, Friedrich Christian Tryde, der als ein Zeuge der Wahrheit, die von Gott ist, einen großen Platz in dieser Darstellung verdient und nur aus Unachtsamkeit bis hieher verspart ist. Seine zum dritten Reformationsjubelfeste 1817 herausgegebene Schrift: „Was hat am meisten dem Christenthum geschadet, das Papstthum oder die sogenannte Aufklärung des 18ten Jahrhunderts?" (Deutsch von Professor Decker. Kiel 1819) zeigt, durch Gegeneinanderstellung der Lehre der Papisten, der Reformatoren und der modernen Aufklärer, wie in der ersteren ein durch Menschensatzungen verunstaltetes, in der zweiten das auf Gottes Wort fest gegründete, einfache und lautere Christenthum, in der letzten endlich der mehr und mehr sich entwickelnde, unter allen Verhüllungen leicht erkennbare Antichristianismus sich offenbare. Da es zugleich die Aufgabe der Ev. K. Z. ist, auf ältere, werthvolle und gewichtige Glaubenszeugnisse aufmerksam zu machen, so mag dieses zugleich als ein Wink dazu dienen.

Nachrichten.

(Nordamerica.) Ein Independentenprediger, Bürder i London, hat dem Evang. Magazine folgenden Auszug aus dem Schre ben eines Amtsbruders in America mitgetheilt: „In der Zeit, da ich Ihnen nicht geschrieben, habe ich meine Hände voll der anziehen sten Arbeit gehabt, die ein Prediger zu verrichten hat. Seit An fang December v. J. hat eine fortgehende, gesegnete Ausgießun des heiligen Geistes auf meine Gemeinde und die meisten ander Presbyterianischen Gemeinden dieses Ortes statt gefunden. Auch d meisten anderen Religionspartheien haben an diesen Segnungen The genommen, wenn auch nicht in demselben Grade, mit Ausnahm vielleicht der Methodisten, wo sie eben so groß waren. Ich ver sichere Sie, lieber Bruder, obwohl ich bei vielen merkwürdigen E weckungen zugegen gewesen bin, habe ich doch noch keine gesehe wo das Werk Gottes zu gleicher Zeit so ruhig, so tief und so mäc tig ist, wie bei dieser. Man kann nicht sagen, wie viele hoffnung volle Bekehrungen in der Stadt oder in jeder einzelnen Gemein statt gefunden haben; jede neue Communion [vor der nämlich d Neuerweckten sich zur Aufnahme in die Gemeinde melden] brin uns 20 — 70, in vielen benachbarten Gemeinden sogar 150 ne Mitglieder. Sie werden sich freuen, daß dieses Werk Gottes si mit Schnelligkeit über das ganze Land verbreitete. Die Stad Neu-York, Philadelphia, Boston, Charlestown, Ri mond, New-Haven, Hartford, ja fast jede irgend bedeuten Stadt der Vereinigten Staaten hat in diesem Augenblick eine g segnete Erweckung in ihrer Mitte. Der Geist Gottes ist mäch auf viele unserer Bildungsanstalten herabgekommen; in Yale-Co lege sind unter 340 Studenten nicht hundert, welche nicht die neuernde Gnade Gottes an ihrem Herzen erfahren haben. Eine ligiöse Zeitung, die ich heute las, berichtet, daß mehr als 120 v schiedene Ortschaften Erweckungen erfahren haben, und darun einige sehr ausgedehnte. Wir befinden uns mitten unter göttli Wundern; gewiß, die Kirche hat noch nie solche Tage gesehen. W sehnen uns danach, zu hören, daß Sie auf dieselbe Weise geseg worden sind."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 21. September. № 76.

Litterarische Anzeige.

[El]ias der Thisbiter, nach seinem äußeren und inneren Leben dargestellt von F. W. Krummacher, Pastor zu Gemarke. Zweites Bändchen. Elberfeld, bei Hassel. 1831.

Indem wir bei der Anzeige dieser Fortsetzung zuvörderst auf [uns]ere Beurtheilung des ersten Bändchens (Ev. K. Z. 1829, [Nr]. 57.), und ferner auf die Beurtheilung einer anderen Pre[digt]sammlung des Herrn Verfassers (ebendas. Nr. 5.) zurückwei[sen], möchten wir gerne die reichen Gaben des Geistes in ihm [im]mer freudiger und unbeschränkter anerkennen, je mehr die vereinigende Zuthat des eigenen Sinnes und Witzes abnimmt. [Wi]r freueten uns schon damals, daß die Bearbeitung der Ge[schi]chte des Elias von früher getadelten Fehlern sich um ein [me]rkliches freier erhalten, und hofften weiteren Fortschritt. Wie [ver]hält sich's nun mit dem zweiten Bändchen, dessen verzögerte [Er]scheinung schon an sich vermuthen läßt, daß der Verf. sich [re]ich darüber werde besonnen haben? Auf diese Frage eine [gen]aue und gleichsam entscheidende Antwort zu geben, ist sehr [schw]er, und möchte Rec. das Richteramt lieber den Lesern über[lasse]n, so wie die Warnung und Ueberführung, die auch jetzt [noch] nöthig seyn möchte, dem Geiste des Herrn und der Schrift, [wel]chen der Verf. ja so wohl kennet. Die Krummacher'schen [Sch]riften gehören zu dem Interessantesten und Originellsten, das [jetzt] von Christen geschrieben wird: es ist darin ein kühner und [gew]altiger Geist, welchen zu dämpfen kein Jünger des Herrn [so g]eschwind seyn sollte, eine Fülle der Lehre und Ermahnung, [fü]r wir dem Geber von Oben herzlich zu danken haben — [un]d doch dabei noch so mancher Muth des Fleisches, der sich [Fre]unden und Feinden als fremdes Feuer zu erkennen gibt, so [man]che bedenkliche Anfänge zu gefährlichen Abwegen vornehmlich [in] der Form, aber freilich auch in dem Inhalte des Zeugnisses [für] die jetzige Zeit. Und diese Elemente sind so in einander ver[fl]ochten und verwoben zu Einer geistlich-natürlich genialen Ei[gen]thümlichkeit und Manier, daß, hier eine durchgängige Schei[du]ng vorzunehmen, vielleicht das Meisterstück ächter christlicher [Kri]tik wäre. Da wir uns nun hiezu bei weitem nicht als Mei[ster] fühlen, so wollen wir nur unvorgreiflich, nach unserer Schwach[heit], die hervortretenden Hauptzüge auch dieses Bändchens angeben, und im Allgemeinen bekennen, womit wir uns einig fühlen, und womit nicht befreundet.

Zuerst denn das aufrichtige Bekenntniß, daß uns das zweite Bändchen wiederum wesentlich das erste zu übertreffen scheint, und wir die Bestrebung des Verf., seine Schreibart zu reinigen und zu mäßigen, sehr deutlich darin wahrzunehmen glauben, am meisten in den ersteren Abschnitten, dagegen weiterhin seine Manier sich hie und da wieder einschleicht. Die eilf Betrachtungen behandeln die Geschichte des Propheten von 1 Kön. 19, 1. bis 2 Kön. 1, 18., so daß für ein drittes Bändchen eigentlich nur noch die Himmelfahrt 2 Kön. 2. übrig bleibt. Im Ganzen ist dieselbe Weise beibehalten. Jede Betrachtung ordnet sich klar und einfach nach den Hauptmomenten der Geschichte und der darin enthaltenen Lehre; der Text wird auf's Zweckmäßigste vertheilt und auf's Vollständigste erörtert; auch die Eingänge sind ferner größtentheils geschickt und treffend, indem sie den Text in allgemeine Verbindung mit der übrigen Schrift, namentlich auch mit dem N. T., setzen, zuweilen durch einen Contrast hervortreten lassen, überhaupt irgendwie das Gemüth vorbereiten und, innerlich erwogen, um so passender sind, je auffallender sie manchmal von einer ganz anderen Seite her kommen. Zugleich enthalten sie fast immer schon für sich etwas Wichtiges und Lehrreiches; nur der siebente, welcher in Luc. 9, 54—62. die vier Temperamente dargestellt findet, möchte eben so gekünstelt als unpassend für 1 Kön. 19, 19—21. seyn. Will man lernen, welche Schätze der Lehre in den Alttestamentlichen Geschichten liegen, und wie tiefbedeutsam dabei jedes Wort in der gedrängten Erzählung des heiligen Geistes ist; will man in die Tiefen des A. T., und zwar nicht in die mystisch-allegorischen, sondern in die practisch-paränetischen wieder eingeführt werden, und eine gründliche Schaam bekommen über die Blindheit der Zeitgenossen und unser selber, die vor so Vielem, das im Buche des Bundes geschrieben stehet, immer noch unwissend vorübergehet: nun so lese man Krummacher's Elias! Hier wird die Geschichte, musterhaft und anregend für aller andern Geschichten ähnliche Behandlung, so lebendig in ihrem äußeren und inneren Zusammenhange vor dem Leser vorübergeführt, daß es ist, als erlebte er sie noch einmal; und doch wird Alles nur aus dem Texte genommen, daß man sich wundert, warum man bisher nicht auch in jedem Verse so viel gelesen. Hier finden sich reiche Beiträge zu einer

tieferen Charakteristik der biblischen Personen, als Niemeyer geben konnte; hier wird ganz vorzüglich derjenige Selbstbeweis der Göttlichkeit der Bibel vor Augen gelegt, welcher in der dramatischen Consequenz und Ganzheit ihrer Geschichte liegt — worauf in dogmatischer Beziehung Heß, und auch in ästhetischer einst Lavater und Pfenninger gewiesen haben. Wäre es manchem Verdreher des A. T. möglich, sich unbefangen von einem Krummacher belehren zu lassen, er müßte lernen, daß nur gläubig genommen, wie es dasteht und wie das N. T. es nimmt, die Alttestamentlichen Geschichten Sinn und Leben, tiefen Sinn und reiches, unausschöpfliches Leben gewinnen.

Also wahrhaft exegetisch im richtigsten Sinne des Wortes sind diese Betrachtungen, und es wird jedem Wörtlein des Textes sein Recht angethan, meistens ganz richtig. Nur ein paar Mal scheint uns der Zusammenhang unrichtig ergänzt, wie z. B. bei Elias Ankunft am Horeb, wo er sogleich Offenbarungen erwartet haben und über deren Ausbleiben höchst unmuthig geworden seyn soll. Und weil nun in dem besonderen historischen Sinne der für alle Zeiten vorbildliche und lehrreiche allgemeine Sinn überall nachgewiesen wird — beiderlei Sinn muß eben, wie hier, einander gegenseitig zur Erklärung und Probe dienen! — so sind die Betrachtungen zugleich eben so wahrhaft practisch, und leuchten mit des Wortes Lichte tief in alle Verhältnisse der Zeit, ja vornehmlich in die inneren Erfahrungen der Kinder Gottes hinein. Eben weil die Lehrhaftigkeit des Textes in der behandelten Geschichte für Glaubensaugen so helle daliegt, wenigstens den einmal näher Getretenen von selber Eins auf's Andere weiter führt, so kommt auch bei dem Verklären der Geschichte in's Geistliche wenig falsches Allegorisiren vor. Nur wenn S. 85. an 1 Kön. 19, 9. (das Wort des Herrn sprach zu ihm) eine Betrachtung über das lebendige Sprechen der Bibelworte an unser Gewissen geknüpft wird — oder wenn S. 143. die Zurückweisung auf denselbigen Weg durch die Wüste (1 Kön. 19, 15.) mit Rückfall in vorige Anfechtungen verglichen wird, da doch nach S. 63. Elias diesen Weg freudig jauchzend gezogen war — oder wenn S. 213. zu 1 Kön. 19, 21. von den goldenen Kälbern, deren Zugriemen auch (d. h. die inneren Gelüste) wir zerhauen sollen, die Rede ist: so sind das Rückfälle in jenes willkührliche Spielen, welches den festen Grund und Boden des grammatisch-historischen Sinnes und die Gediegenheit der inneren Zusammenstimmung verliert.

Solcher Rückfälle in die alte Manier gibt es nun freilich noch mehrere in allerlei Art, und wir halten es für Christenpflicht, des Verf. und seiner Leser wegen nochmals freundlich darauf aufmerksam zu machen. Die „durch falsche Stärke schwache Seite des Verf." gab sich sonst kund durch spielenden Ausdruck, in welchen die ihm zu Gebote stehende Fülle der bildlichen Rede und tiefe Durchdringung der biblischen Bilder ausartet; daran fehlt es auch jetzt noch nicht ganz, siehe die Vergleichung des Mosiskästleins mit dem Jesusherzen S. 125., die viel zu breite Ausführung des an sich wahren und schönen Gedankens über die Worte der Cananäerin: Ja Herr, aber doch! S. 219. — insonderheit über das Punktum hinter Ja Herr — S. 221. 223., den Goldschnitt, Silberbeschlag und die rothe Tinte bei dem Buche des Lebens S. 250. Wir maßen uns nicht an jedesmal zu behaupten, daß der Verf., dem solche Weise natürlich seyn mag, dabei spiele; wissen auch gar wohl, wie weit in guter alter Zeit die Frömmsten dergleichen getrieben haben; aber heut zu Tage vor dem allgemeinen Publicum sind solche Anstöße aus christlicher Liebesweisheit durchaus zu vermeiden. Ja manche Ausdrücke sind wohl für den geneigtesten Leser anstößig und widrig, wie z. B. S. 17. Isabel zischt und züngelt von zahlreichen Canzeln in Gottes Gemeinden herunter, — S. 84. Elias wälzt sich im Schutt seiner letzten Hoffnungen, — S. 131 die Wiege der neuen Creatur steht in der Asche der alten, — S. 148. die ledernen, verschwielten Seelen, — S. 242. [...] die Signalements der geistlichen Steckbriefe von der Canzel her noch erlaubt seyn möchten, aber die „glückliche Jagd" und h[...] nach die „angeschossenen Hirsche" schon nicht mehr. Der them[...] Verf. verzeihe dies öffentliche Herausheben der Flecken; es ge[...] schieht nur, weil er sie so für sich wohl am sichersten als Flecke[n] erkennen mag, und, daß dies geschehe, um des Segens seine[r] Schriften willen so höchst wünschenswerth ist. Anderwärts füh[rt] ihn der feurige Schwung seiner Phantasie in unfruchtbare Ep[i]soden, die etwa in einem Gedichte passend seyn würden, aber i[n] einer erbaulichen Betrachtung gewiß den Hauptzweck hindern — wie denn überhaupt gar viele Stellen als metrische Poesie vor[...] trefflich seyn möchten. Dahin gehören die malerischen Schilde[...]rungen, nicht nur des Erdbebens z. B. S. 105 ff. (da doch d[ie] Deutung dieser ganzen Geschichte so meisterhaft richtig ist!), son[...]dern auch des zornigen Gesichtes der Isabel — „der Vulkan will speien," — S. 8. die daraus entstehenden Uebertreibunge[n] wie S. 63. „wie ein junges Roß flog er über die Hügel und Felsen hinweg" — von der Reise des Elias, — oder S. 80 „welche Angstgedanken mögen da centnerschwer wie Felsblöck[e] durch seine Seele sich gewälzt haben!" Die Bibelsprache i[st] rein von solchen Flecken, ihre höchsten Worte sind nie — bloß Worte ohne Wahrheit, darin besteht ihre Keuschheit, welche nachzustreben Jeder, der über die Bibel redet, nie vergessen dar[f.] Solche übermäßige Häufungen witziger Combinationen, wie sich in früheren Schriften des Verf. finden, daß man Seiten lang lauter Salz und Witz genießen soll, ein ganzes Magazin von Gedanken, die sich schicklich in ein Büchlein vertheilten, mit einem Male, sind uns dies Mal fast gar nicht mehr aufgestoßen so wie man auch deutlich sieht, es wird bei Allem immer meh[r] auf wirkliche Erbauung statt bloßer Unterhaltung oder gar eine[r] gewissen geistlichen Ergötzung abgesehen. Freilich bleibt des Ver[f.] Art und Weise, oder, wie man bei dem Vorwalten der rhetor[i]schen oder poetischen Darstellung wohl sagen darf, Manier, immer sehr gefährlich, und kann ihn gar zu leicht hie und da wieder in Unrichtiges oder Bedenkliches, auch dem Inhalte nach dahinreißen. Dahin gehört in diesem Bändchen vornehmlich ein[e] auffallende Stelle S. 153.: „daß es weniger gefährlich sey tausend Gottlose wider sich zu haben, als einen Gerechte[n] zu reizen, bis er uns fluchen müsse." Wir glauben zwa[r] zu verstehen, wie das ganz richtig gemeint ist, aber die Feind[e] ermangeln nicht, dergleichen alsbald zum Schrecken hervorzuheben, und darum wollen wir's hier lieber auch bei Zeiten gestehen, daß es wenigstens unvorsichtig ausgedrückt ist. Der Gei[st] Gottes konnte wohl im A. T. durch Männer Gottes Flüch[e] aussprechen, die in Erfüllung gingen, aber nie darf ein Gerec[h]ter darum fluchen, weil er dazu gereizt wird, vollends [im] N. T. sind wir eines Geistes Kinder, der uns saget, w[ie] Röm. 12, 14. und 1 Petr. 3, 9. geschrieben stehet.

Sonst wird der Verfall der jetzigen Christenheit und di[e] Frechheit der Abtrünnigen in derselben eben so wahr als küh[n] geschildert, eben so scharf als treffend gezüchtiget, und es i[st] schwer darüber zu richten, wie weit dies aus Antrieb eines äch[]ten Neutestamentlichen Eliasgeistes geschehen sey oder was etw[a] des Fleisches Trotz noch dazu gethan habe. Wenn wir unseren theils auch nicht so zu reden vermöchten, wir wollen darum übe[r] des Verf. Beruf dazu nicht gradehin absprechen, sondern es dem

rn anheimstellen. So viel scheint uns gewiß, daß bei seinem
he es sehr auf die Stimmung ankommt, in der man es
e liest, und daß demselben Leser das eine Mal vielleicht
nches zuwider ist, was ihn das andere Mal, zur rechten
nde, mit Vollmacht des Geistes überwältiget; daß es aber
Pflicht jedes Lesers wäre, sich von dem hier waltenden
sie bei der Lesung zur demüthigen Aufnahme und zur Hin-
ng an die darin herrschende Denk- und Redeweise stimmen zu
n. Kraft und Leben von Oben, Salz und Licht aus Got-
Wort ist reichlich darin, und sollte sich wohl auch denen im
issen fühlbar machen, die nur mit Vorurtheil, um zu ta-
, lesen wollen. Schöne, gewaltige, in jetziger Zeit sehr be-
igenswerthe Stellen und Abschnitte könnten wir viele an-
en, worunter wir vornehmlich die ganze sechste Betrachtung
die verschleierte Gemeinde (die übriggebliebenen Siebentau-
), so wie manches Aehnliche, das grade den Gläubigen und
echten zur Lehre und Strafe gesagt ist, empfehlen. Doch
wollen einander als Brüder in dem Herrn weniger loben
da, wo es noch nöthig ist, tadeln in Liebe um der Wahrheit
n. Daher wir es auch zum Schlusse nicht unerwähnt lassen
en, daß wir die in der Vorrede enthaltene Entgegnung
n Dr. Bretschneider sanfter und demüthiger ausgedrückt
schten! Zwar hat der Verf. in dem Punkte, über welchen
h rechtfertigt, so völlig Recht, daß kein ehrlicher Leser das
n kann, was Bretschneider in einer Stelle des ersten
ndchens gefunden zu haben vorgibt, eine Aufforderung zur —
tilgung der Rationalisten! Allein weil der Verf. sich doch
nderen Stellen — z. B. besonders in jener so allgemein
erückten von dem Ochsen, der morgen zur Schlachtbank geht,
dem man heute noch einmal volle Tröge und Bänderschmuck
en mag — unläugbar durch Mangel an Liebe und eine
istliche Härte des Ausdrucks versündiget hatte, so wäre ir-
ein Geständniß hierüber, oder doch eine Andeutung dessel-
durch leiseren, gedämpfteren Ton besser am Platze gewesen,
die abermalige scharfe Rede zum Eingang.

Doch der Herr, der so große Gaben verliehen hat, wird
Aergerniß wehren und auch das Ungehörige aus Gnaden
Besten wenden um des Glaubens und Gebetes willen, in
sein Knecht nur ihm dienen will. Wir sehen mit Verlan-
der Vollendung dieses originellen, inhaltreichen und höchst
genden Werkes entgegen, das jedenfalls in seinem Fache zu
wichtigsten Erscheinungen der christlichen Literatur unserer
gehört. ϱστ.

Nachrichten.

(Genf.) Im Herbste des vorigen Jahres hatte sich zwischen
durch seine Predigergaben, wie durch seine Treue am Evange-
bekannten Prediger Gaussen zu Satigny und der Genfer
pagnie des pasteurs ein Zwiespalt über den Gebrauch des Ca-
smus erhoben, der von ihr, in Widerspruch mit ihren Pflichten,
die Landesschulen und den Religionsunterricht eingeführt wor-
war. Da in diesem Catechismus manche Grundlehren theils
ellt, theils übergangen waren, hatte Pfarrer Gaussen erklärt,
Gewissen erlaube ihm nicht, ihn beizubehalten, auch wenn die
rschen ihm erlauben wollten, dies bloß pro forma zu thun, und
Kindern eine Lehre vorzutragen, welche mit dem Catechismus,
sie auswendig lernen und bei'm Religionsunterrichte als Leitfa-
betrachten sollten, nicht im Einklang sey. Die Prediger-Synode
zen erklärte zwar, daß sie sich nicht anmaße, den Vortrag oder
Verschweigen von Lehrsätzen zu gebieten, — sehr natürlich, da
elbst sich längst stillschweigend von den alten, aber immer noch gültigen, staatskirchlichen Gesetzen hierüber dispensirt hatte, aber doch redlicher, als manche ähnliche Behörde verfährt, die Liebe zur Toleranz und Gewissensfreiheit innerhalb der Kirche nur so lange affectirt, bis sie den Unglauben befehlen zu können meint; — aber, um doch dem Evangelium sein Recht zu versagen und ihm durch einen bleibenden Riegel die Wiederkehr in die Evangelische Kirche zu versperren, beschloß sie, daß der Gebrauch eines Catechismus gar nicht den Glauben und die Lehre angehe, sondern lediglich Disciplinarsache sey, und daß also Gaussen durch beharrliche Weigerung sich eines Vergehens gegen die Kirchenordnung schuldig mache. Es handelte sich sogar eine Zeitlang um seine Absetzung, kam aber nicht dazu, — vielleicht weil einige andere ausgezeichnete Mitglieder sich mit Wärme für den Glauben erklärten, den Gaussen predigt, aber der neue Catechismus nicht enthält.

In öffentlichen Blättern war damals Herr Pfarrer Gaussen angegriffen und bei seiner eigenen Gemeinde verdächtigt worden. Er erließ deswegen an die Hausväter derselben ein Cirkular, das wir vor Augen haben, und in dem er ihnen vorstellt, wie wenig es sich hier um eine Subordination in Außendingen handle, und wie er daher, so schmerzlich es ihm seyn würde, entschlossen sey, eher den Dienst zu verlassen, den er seit einer langen Reihe von Jahren im Genuß ihrer Liebe und ihres Vertrauens versehen habe. Die Sache machte viel Aufsehen, und die Compagnie des pasteurs de Genève fand sich bewogen, eine zehn Bogen starke „historische Darstellung" des ganzen Verlaufs zu ihren Gunsten herauszugeben. Die Archives du Christianisme, die über den Hergang ebenfalls schon ausführlicher berichteten, enthalten nun (im Julihefte) eine Anzeige dieser Schrift, aus der wir Einiges zur Charakteristik der herrschenden Genfer Geistlichkeit mittheilen wollen.

Die genannte Schrift ist die erste officielle der Compagnie, seit der Antwort an d'Alembert im Jahre 1758 (wahrscheinlich auf den berüchtigten Artikel in der Encyklopädie, in dem er, wie auch Rousseau that, die Genfer Geistlichen dafür hart mitnahm, daß sie ihre Aufklärung durch ein zweizünglerisches Benehmen verläugneten). In neuester Zeit, seit 1817, waren die Anklagen ihres Unglaubens öffentlich und häufig wiederholt worden, und die Synode hatte jedesmal große Reizbarkeit gezeigt, von frechen Urtheilen und liebloser Beleidigung gesprochen. Auch hatten von Zeit zu Zeit ein paar ihrer Mitglieder polemische Predigten gehalten und herausgegeben, oder witzige Brochuren, zum Theil anonym und selbst zu einer Zeit, als die Regierung Stillschweigen auferlegt hatte. Aber auf die dringend wiederholte Aufforderung hin, sich ein einziges Mal einfach und bestimmt über ihren Glauben zu erklären, ein einziges Mal es deutlich auszusprechen, daß man ihr mit Unwahrheit Unglauben an die Reformirte Kirchenlehre, folglich Falschheit und Untreue gegen die Kirche vorwerfe, war sie immer stumm geblieben. Auch jetzt richten die Archives auf's Neue diese Aufforderung an sie, indem sie ihr vorhalten, in welche falsche, unwürdige Stellung ihr Stillschweigen sie gesetzt habe, und dagegen für ihre Pflicht erklären, alle Beweise des Unglaubens aufzusuchen und öffentlich vorzulegen, so lange sie nicht zu ihrer Freude durch ein kurzes, rundes Bekenntniß entkräftet würden.

„Wenn Jemand noch fragen wollte, was uns bewege, in der schmerzlichen Aufgabe fortzufahren und ferner die Beweise der Neologie, die in der Genfer Geistlichkeit einriß, aufzusuchen und zu veröffentlichen, so würden wir zuerst antworten, daß die Compagnie ein zu wichtiger Körper ist, und schon allein durch ihre Stellung einen zu reellen und zu ausgedehnten Einfluß ausübt, als daß wir es nicht für eine gebieterische Pflicht ansehen sollten, die Seelen, für die, wie Gott erklärt, kein Heil als in Christo und durch den Glauben an ihn möglich ist, gegen diesen Einfluß zu verwahren, den wir für verderbenbringend erachten. Aber noch mehr: die Compagnie begnügt sich nicht, gefährliche Irrthümer zu hegen; sie versucht sie auf verschiedene Weisen auszubreiten. Eine Anzahl unserer jungen Mitbürger wird durch Stipendien nach Genf gelockt, die einst im Interesse des Evangeliums gestiftet worden, und kehrt dann, nachdem sie vier Jahre lang dem antichristlichen Einflusse Chenevières ausgesetzt war, zurück, um unsere Canzeln zu be-

steigen. Wir wissen, da wir selbst Briefe gelesen haben, die zu dem Ende geschrieben waren, welchen Einfluß die Mitglieder der Compagnie zu Genf auszuüben suchen und nur zu oft ausüben, so oft ein Professor in einer unserer Facultäten [in Frankreich], und namentlich zu Montauban ernannt werden soll. Wenn wir gut unterrichtet sind, ging die Sache so weit, daß zwei Professoren der theologischen Facultät zu Genf nach Paris kamen, in der Absicht, der Regierung die Errichtung einer neuen Stelle zu Montauban vorzuschlagen, indem sie die Besoldung aus den bemeldten Fonds versprachen, unter der Bedingung, daß die Wahl dieses Professors zu Montauban Genf angehöre."

Der Exposé historique selbst liefert den Archives sogleich einige auffallende Beweise des traurigen Zustandes dieser einst so ausgezeichneten Geistlichkeit. Was ihren Catechismus betrifft, gesteht sie, daß die Lehren, die Gaussen darin vermißte, „sich wirklich nicht darin finden" (p. 90.). Es sind dies aber folgende vier einfache Bibellehren: „Daß der Mensch in einen Zustand der Sünde und Verdammniß gefallen ist; daß er nur durch den Glauben an das Blut Jesu Christi, unseres Heilandes, gerechtfertigt werden kann; daß Niemand das Reich Gottes sehen kann, er sey denn wiedergeboren durch den heiligen Geist; daß nur ein Gott, ewiger und allmächtiger Schöpfer, ist: der Vater, der Sohn und der heilige Geist." Diesen Mangel rechtfertigt sie aber damit, daß ein Catechismus nichts enthalten dürfe, was eine der Meinungen verletzen könne, die in der Kirche freien Einlaß hätten. Wer erlaubte aber den Genfer Geistlichen, solche Meinungen in die Reformirte Kirche einzulassen und als Bestandtheile dieser Kirche zu betrachten, die von den Grundlehren dieser Kirche verletzt werden?! Und was verstehen sie unter frei zugelassenen Meinungen? Offenbar nicht alle, die innerhalb der Kirche gehegt werden, denn wie könnten sie sonst selbst nur die Lehre von Gott in ihrem Catechismus beibehalten haben, die gewiß die Meinung manches aufgeklärten Genfers verletzt? Auch nicht die Meinungen, die öffentlich für nicht häretisch erklärt werden, denn nichts liegt ihnen ferner, als solche Erklärungen, theils aus berührten Gründen, theils weil sie selbst wohl unter sich in Zwiespalt gerathen würden, theils weil sie sich nicht anmaßen, den wahren Glauben genau zu bestimmen, theils vielleicht auch, weil Theologie und Kirche eben nicht ihre Lieblingsgegenstände sind. Was sind es denn für Meinungen, denen der Catechismus nicht widersprechen darf? Solche, die eine Anzahl dieser Geistlichen heimlich angenommen hat, und um deren willen sie also die Altreformirte Lehre nicht mehr leiden mag. Sagen sie doch selbst (p. 86.), es sey „höchst wahrscheinlich, daß die unverhältnißmäßige Mehrzahl der Prediger rücksichtlich einer sehr großen Anzahl von Punkten der Disciplin und selbst der Lehre Calvin's entsagt habe!"

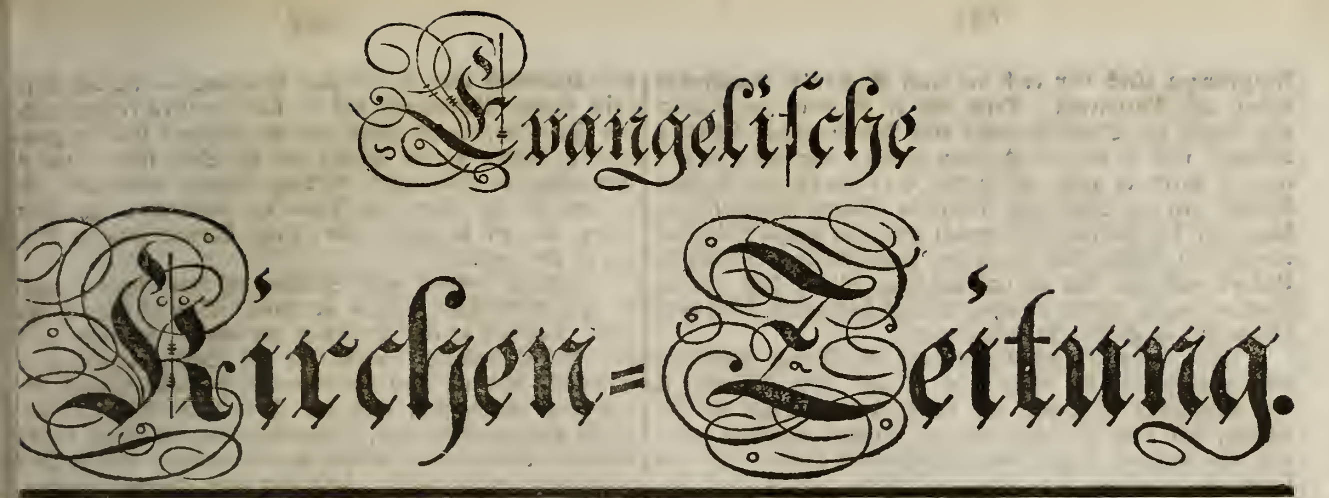
Den Mangel des Catechismus sucht indeß jene Schrift rücksichtlich Gaussen's auf eine Art darzustellen, die sehr blendend ist. Der schwerste Vorwurf, den er ihm habe machen können, sey ja bloß ein Deficit, das er durch seinen mündlichen Vortrag decken könne. Dieser Punkt ist zu wichtig und kommt auch anderwärts zu oft vor, als daß wir ihn stillschweigend übergehen können. Mancher Prediger beruhigt sich auf ähnliche Weise, wenn ihm ein schlechter Catechismus aufgedrängt werden soll, oder geräth doch durch dergleichen Bemerkungen in ein seiner wahren Ruhe nachtheiliges Schwanken. Ja, Mancher, der sonst bessere Erkenntniß hat, bedient sich eines solchen Sophismas, um ein Benehmen, das meist ganz andere Beweggründe hat, vor sich und Anderen zu rechtfertigen und die Anderen auch noch dafür zu gewinnen. Wir läugnen nicht, daß es Mängel gibt, die eben bloße Mängel und Lücken sind und in einem Religionsunterricht durch gehörige Benutzung der Bibel gutgemacht und ausgefüllt werden können. Ganz anders ist es aber in den Fällen, — und sollten diese nicht die Mehrzahl bilden? — wo Grundlehren des Christenthums absichtlich vermieden und also nothwendig, wenn vielleicht auch stillschweigend, andere Lehren an ihre Stellen geschoben sind. Wie völlig falsch wird nicht durch die Stellung allein ein gewissermaßen wahrer Satz, z. B. wenn auf die Frage: wie Christus unser Heiland sey, geantwortet wird, durch Lehre und Beispiel, — und wie wenig läßt sich so etwas für einen bloßen Mangel ausgeben, als würde es hinreichen, noch mündlich anzuhängen: und durch seinen Tod. Die Archives beklagen sich auch in der That über die Ungenauigkeit jener Behauptung, da der Genfer Catechismus die Grundlehren zwar auslasse, aber ihre Gegenstände dennoch behandle, auf eine schriftwidrige Weise. Daher sey es eine ungereimte Forderung an einen Prediger, er solle ihn den Kindern in die Hände geben, damit sie erst ihr Haus auf Sand bauen, denn nachher könne er ja dies Haus wieder umreißen helfen, um es auf Felsen zu gründen! Aber wie könnten auch die, welche solche Forderungen zu stellen pflegen auf das Gewissen Anderer Rücksichten nehmen? Sprachen nicht die Herren J. A. Deluc und Chenevière, welche doch keine in der Kirche erlaubte Meinung verletzen zu wollen behaupten, öffentlich aus, daß gewisse Ausdrücke gotteslästerlich seyen? und sind dies nicht die Ausdrücke des Sündenbekenntnisses, das sie selbst im öffentlichen Gottesdienste vor Gott ablegen? (E. Arch. p. 314.) —

So eben erhalten wir das Augustheft der Archives und ersehen daraus, daß Herr Professor Chenevière bereits einen zweiten rationalistischen Tractat ausgehen ließ, — denn der Name einer theologischen Abhandlung würde, wie man längst weiß, wenn man ihn Chenevière's Flugschriften zugestünde, völlig entwürdigt werden. Sein Zweck ist zwar auch diesmal kein geringer: Die ganze Lehre von der Erbsünde will er als Menschenwerk beweisen, wie letztlich die Lehre von der Dreieinigkeit. Dabei macht er sich's aber sehr leicht, denn von 124 Seiten, die sein Buch enthält, füllt er 1[illegible] mit zusammengerafften einzelnen Stellen von Kirchenvätern und Häretikern, die er „Geschichte des Dogmas von der Erbsünde" betitelt und gibt dann erst seine Critik zum Besten, indem er sich freudig zu der Lehre der alten Wahrheitszeugen bekennt, d. h., wie er selbst sie in bunter Ordnung aufzählt: der Anabaptisten, Mennoniten, Socinianer, Arianer, Arminianer u. s. f. — Wichtig ist jedoch die andere Seite dieser Schrift, die kirchliche. Wir zweifelten, daß es in Frankreich Prediger gebe, deren Entsittlichung bis zu dem Mangel alles Ehr- und Anstandsgefühls gesteigert sey. Nun stellt sich aber auch Chenevière in diesen Reihen. Bekanntlich ist er nämlich selbst Prediger, und als solcher durch einen Befehl der Compagnie des pasteurs, deren Haupt er gewissermaßen ist, verbunden, die Genfer Liturgie ohne die geringste Aenderung vorzutragen. Welchen Schauer muß es nun erregen, den Mann öffentlich aussagen zu hören, daß das Sündenbekenntniß, das die Genfer Geistlichkeit sonntäglich Gott in ihrem und der Gemeinde Namen ablegt und die Gemeinde nachbeten heißt, Blasphemieen gegen den Schöpfer enthalte? ihn zu hören, wie er hier „förmlich den Wunsch ausdrückt, daß alle die Reformirten Geistlichen, welche diese Phrasen lesen, ohne zu sehr darüber nachzudenken, aus Gewohnheit oder Achtung vor Menschen, aufhören mögen die Worte auszusprechen, welche ich [seine eigenen Worte] als Lästerungen des Schöpfers betrachte."

„Also" — sagt der Rec. in den Archiven — „also wenn Sonntags euch die Glocke zur Kirche ruft, wenn ihr hintretet vor Gott, um feierlich allzusammt euere Sünden vor ihm zu bekennen und seine Verzeihung zu erflehn, kommt nun der Diener seines Worts, der in euerm Namen sprechen und dem Höchsten die Bitte darbringen soll, kommt vielleicht der Professor Chenevière selbst, steht unter euch auf, und während seine Lippen mit feierlichem Tone sprechen: Wir erkennen und bekennen vor deiner heiligen Majestät, daß wir arme Sünder sind, geboren in Verderbniß, geneigt zum Bösen, unfähig aus uns selbst zu allem Guten, und daß wir täglich mannichfaltig deine heiligen Gebote übertreten, — während er selbst diese Worte spricht und ihr ihn aufrichtig glaubt: ist es ein Mann, der Worte spricht, die er als gotteslästerlich betrachtet."

Es bedarf übrigens kaum der Bemerkung, daß das „Gotteslästerliche," was Herr Chenevière in diesem Gebete zu finden meint, von ihm selbst hineingetragen ist, nämlich die Lehre, Gott habe die Erbsünde mit dem Menschen erschaffen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 24. September. № 77.

J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer.

Seit Reinbeck und seiner Lebensgeschichte Gichtels, seit ...ndervater's und Reinhard's Schriften über ihn und seine ...nhänger sind der Urtheile viele und gar sehr verschiedene über ...esen Mann gefällt worden. Partheilichem Hasse und parthei...her Liebe konnte man lange Zeit den Grund des Widerspruchs ...imessen. Jetzt, wo das Interesse an der Parthei und ihrer ...ekämpfung oder Vertheidigung sehr aufgehört hat, könnte der ...iderspruch der Urtheile zum Mindesten nicht mehr partheili...er Befangenheit, sondern allein einer Verschiedenheit leiden...aftsloser Ansicht zugeschrieben werden. Eine solche Ansicht über ...ligiöse Dinge findet den unwandelbaren Maaßstab ihrer Wahr...it in dem geoffenbarten Worte. Der Menschen Verkehrtheit ...nn zwar auch dieses sich selbst verkehren, und durch sie kann ...e Wahrheit für Einzelne aus diesem Zeitleben exilirt werden; ...e können glauben, Wahrheit zu haben, und besitzen Irrthum. ...amit aber hört der Maaßstab nicht auf, Maaßstab zu seyn, so ...enig als ein Stab krumm wird, weil er sich im Wasser bricht. ...ie Wahrheit wird zwar gemeistert, aber zuletzt richtet sie. Wer ...n Richter allein und unbedingt sucht und liebt, hat Grund, ...r seinem Spruche sich nicht zu fürchten.

Es ist nicht gleichgültig, wie man über einzelne Erscheinun...n im christlichen Gemeinleben denke. Die Einzelheiten laufen ...cht so nebeneinander her, daß sie nicht einen gemeinsamen Grund ...tten, und dieser Grund gehört entweder dem Lichte oder der ...insterniß an. Darüber kann man gewiß seyn; unsicherer ist, ... Licht und Finsterniß in diesem Leben wunderlich durcheinan...r spielen, beider Gränzen in jedem Gebiete scharf zu finden. ...twas mag der Beurtheilende, der doch nie ganz licht ist, im...er hier verschulden; darum gilt es nicht eine vollkommene, son...rn nur eine annähernde Wahrheit des Urtheils. Die letzte ...nstanz ist bei dem, der Augen hat wie Feuerflammen und der ...enschen Herzen kennt, ohne daß ihm Jemand Zeugniß gäbe.

Die Person, deren Lebensgang wir hier betrachten, ist wich...g, nicht weil sie viele oder wenige Anhänger hat, sondern weil ...e ein Bild einer ganzen Richtung ist, und überdies ein ab...reckendes Bild. Wichtiger noch ist sie, weil man dies Bild ...hön gefunden hat. Die Briefe Gichtel's und seine Biographie, der Ausgabe von 1722 vorgedruckt, die Hauptquelle, aus der nähere Angaben zu schöpfen sind, liegen in demselben Exemplar vor uns, das einst Gichtel's zweiter Biograph, der selige Kanne, benützte. Wir könnten aber nicht sagen, daß er treu copirt habe, und eine genaue Vergleichung wird das Jedem erweisen. Im Uebrigen halten wir uns an die Versicherung der geoffenbarten Wahrheit, daß sie ein offenkündiges Geheimniß sey, Alle selig zu machen; nicht ein Inbegriff von Mysterien, Wenigen faßlich, Wenigen erreichbar. Sie ist eine Blume, die mit all' ihrer Herrlichkeit und verschlossenen Pracht einem Thautropfen sich ohne Rückhalt öffnet: der Thräne aufrichtiger Buße, denn sie ist das Wort von der Versöhnung. Und das Gelüsten vorwitziger Erkenntniß stirbt in jenem unauslöschlichen Bedürfniß nach Erlösung. Zudem aber ist der Weg eng und die Pforte schmal, die zum Leben führt, und für sonderbare Heilige und ihre unnachahmlichen Nebenwege möchte man sich vergebens nach Platz umsehen. Ueber das innere Leben einer Person freilich können Menschen nie mit absoluter Gewißheit richten, aber einen Weg, den Jeder einzuschlagen hat, müssen wir kennen und müssen wissen, wo Nebenwege abführen, wollen wir nicht Blinden gleich tappen, wohin uns schwankendes Gefühl und unwahre Erkenntniß verleiten könnte. Die Gewißheit machen wir nicht uns, sondern Einer ist, der uns gewiß macht in dem Worte seiner Verheißung. An diese Gewißheit mögen wir dann des Einzelnen Wege halten, nicht zum Gericht über den Einzelnen, sondern für uns zur Nacheiferung oder Warnung. An Gottes Offenbarung müssen wir die Geister prüfen, ob sie aus Gott seyen.

1. Gichtel's Kinder- und Jünglingsjahre.

Johann Georg Gichtel ward geboren zu Regensburg den 4. oder 14. Mai des Jahres 1638. Er stammte aus einer guten und reichen Familie Evangelischer Confession; denn sein Vater war Rathsverwandter und zwar Steuerherr daselbst, von Stadt und Rath geliebt und geachtet. War er ja auch einer von denen, die bei des Kaisers Ferdinand III. Einzug in Regensburg den Thronhimmel über ihm trugen, und des Kaisers gnädiges Wort, das er zu dem Steuerherrn sprach, blieb gar wohl im Gedächtnisse der Seinigen, wie auch seines Sohnes, dessen Biograph es anzumerken nicht vergaß. Aber der

Auszeichnung gleich kam auch des alten Gichtel's Gewissenhaftigkeit und Aufopferung. Denn wie er die öfter ihm angetragene Stelle des Stadtkämmerers oder Bürgermeisters beharrlich abschlug, weil er sich ein Gewissen machte, über Blut zu richten, so opferte er auch, als Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar von der Stadt eine bedeutende Summe Schutzgeld forderte, und der Rath in Verlegenheit war, sein ganzes Vermögen von 18,000 Rthlrn. dem dringenden augenblicklichen Bedürfnisse. Und es ward ihm dies nie und auf keine Weise, trotz mancher Versprechungen, wieder erstattet, weshalb des jungen Gichtel's Geschwister in größter Armuth starben.

Unter dieses Vaters Augen (von der Mutter wissen wir wenig) wuchs nun der junge Gichtel auf. Daß sich frühe in ihm Empfänglichkeit sowohl für die strafende Stimme des Gewissens, als auch für einen näheren Umgang mit Gott zeigte, geht aus einzelnen Zügen seines Kindeslebens hervor. So verleitete ihn manchmal seine Lust zum Malen, etwas Geld zum Ankauf der Farben zu nehmen. Aber allemal kam er selbst weinend zu den Eltern, und klagte ihnen, was er gethan habe. In seinem neunten Jahre, da er in der Schrift von Moses, David und anderen heiligen Männern gelesen hatte, daß sie mit Gott und Gott mit ihnen geredet, war er ebenfalls gar begierig nach solchem Gespräche mit Gott. Deswegen ging er manchmal, wenn nicht Schule war, allein oder mit einem kleinen armen Knaben seiner Bekanntschaft, halbe Tage lang auf dem Felde umher, oder sie setzten sich verborgen in eine Schanze, damit sie allein und entfernt von Menschen seyen, und sahen nun auf zum Himmel und warteten, daß Gott mit ihnen spräche. Auch beteten sie oder sangen ein Lied, und sprach dann Gott immer noch nicht, so gingen sie betrübt nach Hause, und Gichtel holte seine Gebetbücher, und las zum offenen Fenster hinaus oder unter freiem Himmel, damit, wie er meinte, sein Lesen ungehindert zum Himmel aufsteige.

Sein armer kleiner Spielgefährte starb bald, und nun erstickte böse Gesellschaft seiner Schulkameraden diese zarten Regungen; doch vor groben Sünden, obschon sie ihm häufig im Beispiele Anderer vor Augen traten, bewahrte ihn die göttliche Gnade.

Ein dunkler Drang war in ihm aber geblieben, der ihn zu suchen trieb, was er nicht fand. Aus eigener Erfahrung und im Zusammenleben mit Anderen war ihm nun eine Erkenntniß der menschlichen Verderbniß aufgegangen. Was er von Verläugnung seiner selbst und der Nachfolge Christi gehört hatte, wollte er verwirklicht sehen. Er suchte sie schon damals zunächst in der äußeren Verläugnung irdischer Genüsse und Vortheile. Zwar hätte man glauben können, es sey dies mehr auf Rechnung einer ganz allgemeinen kindischen Abentheuerlichkeit zu schreiben. Aber der junge Gichtel scheint mit besonderer Eigenthümlichkeit so früh und in eigener Meinung Selbstverläugnung in solchem äußerlichen Werk aufgesucht und geliebt zu haben. Daher kam es, daß er, unter Protestanten dieses nicht findend, heftige Neigung zum Klosterleben fühlte, und seiner Vaterstadt Klöster vielfach besuchte. Die reichen Bettelmönche sagten ihm freilich bald nicht zu, und der Guardianen einige, gegen die er seine Meinung frei geäußert zu haben scheint, riethen ihm zum Einsiedlerleben. Besser behagten ihm die Theatiner. Doch blieb es bei diesem Behagen, und er trat in keinen Orden, wie dies ihm seine Eltern auch wohl würden verwehrt haben.

Daß des Knaben aufgeregte Einbildungskraft auch von anderen Bildern nebenbei versucht wurde, deutet sein Biograph an. Undeutlich aber ist, ob seine Erzählung — die aus Gichtel's eigener Mittheilung floß — daß seit Gichtel's vierzehntem Jahre vier ganzer Jahre lang der Weltgeist ihm ein großes Rad in bunten Farben spielend vor die Seele führte, nur die Versuchung in theosophisch-bildlicher Sprache wiedergibt, oder ob wir in ihr schon eine Probe der krankhaften Gereiztheit finden, die oft im späten Leben dieses Mannes seltsame Visionen in ihm erzeugte.

Indessen nahmen seine Studien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt einen raschen Fortgang. Sein Gedächtniß war groß. Ueberlas er eine Octavseite nur einmal, so konnte er sie ohne Anstoß hersagen. Schon auf der Schule nannte er die Griechische Sprache seine Muttersprache, Hebräisch, Syrisch, Arabisch seine Geschwister; denn auf Orientalische Sprachen hatt[e] er sich vorzugsweise gelegt, Französisch hingegen konnte er nich[t] schreiben, obwohl er es zu übersetzen vermochte. Große Zunei[-]gung hatte er zur Musik, fand aber nicht gehörige Anleitung; auch versuchte er sich in Mathematik, Arithmetik und Astronomie mit großer Lust, und beschäftigte sich mit der letzteren noch in späteren Jahren; über geschichtlichen Büchern aber saß e[r] oft ganze Nächte. Zudem ging er fleißig in Predigten un[d] zeichnete sie sich auch auf. Trotz dem bestimmte ihn sein Vate[r] für Erlernung der Apothekerkunst, und da der Sohn sich gehor[-]sam bezeigte, so war er daran, nach Augsburg in die Lehre z[u] gehen, als die unerwartete Nachricht vom Tode des Apotheker[s,] mit welchem sein Vater unterhandelt hatte, das Ganze rück[-]gängig machte. Jetzt ward ihm erlaubt, die Universität [in] Straßburg zu beziehen, und obschon der Vater, vermuthlich we[-]gen seiner erschöpften Vermögensumstände, ihm keinen Hell[er] Geld mitgeben konnte, hüpfte der Sohn vor Freuden über da[s] unerwartete Glück, und begehrte nichts als des Vaters Erlaub[-]niß und Segen. Dort nun in Straßburg suchte er sich seine[n] Unterhalt mit Unterrichtgeben zu verschaffen, und Gott segne[te] sein Bemühen, daß er ohne sonderliche Ueberlast seinen wöchent[-]lichen Tisch und die Wohnung, die er bei einem alten, fromm[en] Magister hatte, bezahlen konnte. Er studirte nun Philosoph[ie] und Theologie, wofür ihn seine Neigung bestimmte, und üb[te] sich mit Disputationen in der Polemik. Seine Lehrer war[en] Dr. Johann Schmidt,*) unter dessen Leitung oft Disputa[-]tionen über die Gnadenwahl gehalten wurden, denen Gicht[el] fleißig beiwohnte, ohne sonderliche Frucht aus diesen Distinct[io-]nen zu fühlen. Bei Böckler**) hörte er über die Theolog[ie]

---

*) Joh. Schmidt, aus Bautzen gebürtig (geb. 1594), ha[tte] nach einem Leben voll Dürftigkeit und Entbehrung sich in Stra[ß-]burg zu ansehnlichen Würden und Aemtern emporgeschwungen. [Die] scholastische Manier der damaligen Orthodoxie war aber leider a[uch] ihm eigen. Außer Predigten und Disputationen besitzen wir [ein] einziges polemisches Buch von ihm gegen die Calvinianer. Da[her] auch seine häufigen Disputationen über die Gnadenwahl, in der[en] Gichtel so wenig Erquickung fand. Daß er aber bei seinen Z[eit-]genossen sehr in Ansehen stand, bezeugt die Gedächtnißrede [des] Dr. J. Rudolph Salzmann auf ihn, vgl. Spizel. templ. [ho-]nor. reser. p. 251., Witte mem. theol. p. 1266., die biblio[th.] Schrader. t. 1. c. 3. u. A.

**) Joh. Heinr. Böckler aus Kronheim in Franken, ein Sc[hü-]ler Joh. Schmidt's, hatte damals großen Ruhm. Die König[in] Christine von Schweden rief ihn nach Upsala, ernannte ihn n[ach] einem Jahre zum Historiographen, worauf er nach Stockholm k[am.] Auch als er aus Liebe zum Vaterlande um seine Entlassung [bat,] bezeigte sie ihm ihre Gewogenheit durch einen jährlichen Gehalt ...

er Heiden, woraus er vielen Nutzen in Bezug auf historische Kenntniß gezogen zu haben gesteht, und bei dem damals jungen Candidaten Phil. Jac. Spener genealogische Collegien. Aber als er so mitten im Studium der Theologie war, starb sein Vater, und seine Vormünder geboten ihm, daß er sich, der Stadt besser nützen zu können, zur Jurisprudenz wenden solle, was er auch willig that.

So verfloß seine Studienzeit, über die es uns leider an näheren Aufschlüssen ganz fehlt. Nach ihrer Beendigung hätte r als Hofmeister den Prinzen von Baden-Durlach auf einer Reise nach Paris u. s. w. begleiten können; aber der Wille seiner Vormünder gebot ihm, nach Speyer zum Reichskammergerichte zu gehen, und er gehorsamte auch hier willig, obwohl r abermals wieder ohne die geringste Unterstützung an Geld ine neue ungewisse Laufbahn antreten mußte. Doch fand er ort freundliche Aufnahme und Unterstützung bei einer Anverandten von ihm, einer Wittwe. Seine Abneigung gegen die he aber bewog ihn, diese Verhältnisse abzubrechen, als er die bsicht der Wittwe gewahrte, ihm ihre Tochter zu geben und n als Sohn anzunehmen. Nun kam er zu einem berühmten lten Advocaten, der, erblindet durch übermäßige Arbeit, schon nge einen tüchtigen Gehülfen gesucht hatte, was ihm aber bis tzt nicht gelungen war, obschon er, da man es für ein Glück elt, bei einem so erfahrenen Juristen Beschäftigung und Anleing zu finden, genug Zulauf gehabt hatte. Denn die häßliche itte der Ehrentrünke,*) von welcher seine jungen Practikanten rch ihres Herrn vielverzweigte Geschäfte oft versucht wurden, tte sie noch alle zur Völlerei verleitet und sie waren unbrauchr geworden. Die Mäßigkeit und die feste Weise Gichtel's, it der er gegen die Sitte ohne Trunk bei gegebener Gelegenit sich verabschiedete, brachte ihm anfangs Spott, nachher Ehre d Achtung bei den Herren selbst zuwege, und erwarb ihm die lle Liebe seines alten Advocaten. Ob seiner Geschicklichkeit nnte man ihn in Speyer nur den anderen Doctor, und die ssessoren bei der Kammer ließen nicht eher mit Bitten von ihm , bis er sich als Advocat hatte examiniren und immatrikuliren ssen, weil sie sich großer Dienste von ihm versahen. Allein es ng anders. Der alte Advocat starb, und hinterließ eine noch nge Wittwe, obwohl der Advocat ihr dritter Mann gewesen ar. Die Wittwe hatte Streitigkeiten mit verheiratheten Kinrn ihres letzten Mannes und der junge Gichtel unterstützte treulich, ja mit Gefahr seines Lebens, da ihn die Tochteränner einst eine hohe Treppe hinabstürzten, wo ihn nur das reppenseil rettete, welches er im Fallen ergriff. Der große eichthum, den die Wittwe besaß, machte ihr vollends glaublich, ß ihr junger Anwald ihre Hand nicht verschmähen würde. ie versuchte ihn zu gewinnen, zuerst mit Worten, dann mit meiner Lockung; allein eben hiemit war es verloren, und Gichtel floh und ging mitten im Winter (wahrscheinlich Januar oder Februar 1664) mit Fuhrleuten im tiefen Schnee zu Fuße nach Regensburg zurück. Und hiemit schließt die schönste Periode seines Lebens, in der man ihn wahrhaft liebgewinnen mußte. „Er hatte," wie sein Biograph sagt, „bis in's 26ste Jahr dem Geist der Welt (d. h. dem gemeinen Besten) treulich gedient, in unsträflichem Wandel, mit auswendigem Gottesdienst; ging fleißig zum Gehör der Predigten, auch zur Beicht und Abendmahl, war auch sehr belesen in der Bibel und hatte fast alle Capitel und Verse im Gedächtniß u. s. w." Noch war er nicht der verkehrten Meinung geworden, als sey der wahre Gottesdienst mit dem Schweiße des bürgerlichen Berufes nicht vereinbar. Es war eine spätere Ansicht, in welcher er sagte: „In welchem Principio der Mensch stehet, dem soll er treu dienen, es sey Gott oder der Welt. Zweien Herren zu dienen, gibt ein vermischt Leben, da man keinem getreu ist, und weder Gott noch Menschen nützet." Damals hatte er schon vergessen, daß es nur ein Principium sey, das gebiete, zu beten und zu arbeiten, und es war ihm später unvermerkt entschlüpft, daß eine wahre Selbstverläugnung die Seligkeit des inneren Lebens mit Gott sich gern beschränken lasse durch den von Gott gegebenen Beruf äußerer Wirksamkeit; daß des wahren Christen Beharrlichkeit darin stehe, in Drang und Mühsal seiner irdischen Thätigkeit das Auge nicht von Gott abzuwenden und daß er das auch könne; daß es geistiges Wollüsteln sey, dem Behagen erbaulicher Empfindung den Schmerz unerbaulichen Ringens und Kämpfens in Mühe und Arbeit nachzusetzen, da doch eine göttliche Barmherzigkeit selbst mit dem Fluch: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, Segen und eine heilsame Arzenei dem gefallenen Menschen reichte, der nicht auf die Erde kommt, die Ruhe des ewigen Sabbaths und die Seligkeit des Schauens Gottes in selbstgemachtem Traume vorauszugenießen.

Als charakteristisch jedoch schon für sein damaliges inneres Leben ist nicht zu vergessen, was sein Biograph anmerkt: daß ein im Jahre 64 erschienener Komet und ein Traum von einem ihm ausgefallenen Backenzahn Gichtel'n in eine große Traurigkeit versetzt habe, in welcher es ihm nur um so leichter war, die äußeren Versuchungen zu überwinden. Denn mögen wir dies auch unter den damaligen Umständen zugleich als Rettungsmittel betrachten, durch welche er unter göttlicher Gnade einer Versündigung entging, so erscheint es uns wieder auf der anderen Seite als ein Beleg der Geneigtheit Gichtel's, über Erscheinungen der äußeren Natur oder Bewegungen seines Gemüthes zu grübeln, und besondere Beziehungen auf sich in ihnen zu finden, mit welchen Beziehungen er jedoch nach Befinden der Umstände wechselte, wie er in einem Briefe an Martin John vom Jahre 1668 jenen Kometen als ein Zeichen des über die ungläubigen Prediger hereinbrechenden Gerichtes betrachtete. Eine solche Geneigtheit findet da statt, wo das Eine was Noth thut, noch nicht erkannt ist, oder wo man sich an der geoffenbarten Gnade nicht genügen läßt, sondern noch nach Zeichen sich umsieht, wo Gott uns längst das Wesen durch Christum gegeben. Gichtel's späteres Leben wird uns noch reichliche Belege hiezu liefern.

2. Advocatur in Regensburg. Reformationsversuche. Reise nach Holland. Verbannung aus dem Vaterland.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, ward Gichtel als Advocat beeidet und zugelassen. Einem Amte aber, zu welchem er durch eine Heirath gelangen sollte, wich er wieder aus.

---

0 Rthlr. In Straßburg verliehen sie ihm alsbald die Professur r Geschichte, und später gaben ihm Kaiser Leopold sowohl als önig Ludwig XIV. freigebige Beweise ihres Wohlwollens. Seine chriften sind verzeichnet in Witte memor. philosoph. P. II. 563. und in Fecht's Vorrede zu Böckler's allgemeiner Geichte der vier ersten Jahrhunderte nach Christus. Er starb im ahre 1672.

*) Diese Unsitte des Zutrinkens abzuschaffen, waren früher Fürn in förmlichen Verträgen übereingekommen; s. einen solchen merkürdigen Vertrag von 1524 aus Mich. Herer's histor. Reisebeschr. edruckt in den unschuld. Nachr. von 1717, S. 554 ff.

Gleich nach seiner Zurückkunft traf es sich nun, daß er in einem Buchladen mit dem Ungarischen Baron Justinian Ernst v. Weltz zusammenkam, einem Manne, dem es nicht an Einsicht in die Mängel des christlichen Gemeinlebens und an Eifer, ihnen abzuhelfen, wohl aber an Weisheit in der Wahl der rechten Mittel fehlte. Er beabsichtigte nicht allein, den Frieden zwischen Lutheranern und Reformirten wiederherzustellen und sie zu vereinigen, sondern auch für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden, wie für eine bessere Auswahl derer, denen das Predigtamt übergeben werden sollte, durch Vereine und bestimmte Uebereinkunft unter den Theologen zu wirken. Die Meinung von der nahen Ankunft des tausendjährigen Reiches war es ebenfalls, die seinen Eifer verstärkte, aber auch irreleitete und seine Bemühungen unter den Geistlichen fruchtlos machte. Gichtel's Herz war von diesem Manne bald gewonnen. Der Baron seinerseits freute sich über den eifrigen jungen Rechtsgelehrten um so mehr, da verschiedene Candidaten der Theologie, die er für seine Zwecke gewonnen zu haben glaubte und unterhielt, in ein ärgerliches Leben verfallen waren. Gichtel's Hülfe beschloß er nun sogleich zur Ausarbeitung einer Schrift in Anspruch zu nehmen, die dem Corpus der Evangelischen Gesandten zu Regensburg noch in diesem Jahre (1664) wirklich vorgelegt wurde, und den Titel hatte: Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahle und Vorschlag zu einer christ-erbaulichen Jesus-Gesellschaft, behandelnd die Besserung des Christenthums und Bekehrung des Heidenthums, wohlmeinend an Tag gegeben durch Justinianum.*) Unter den Sätzen, die sie bei Angabe der Mittel, dem Verfall des Christenthums zu steuern, aufstellten, war auch der, daß man nicht nur auf Gelehrsamkeit, sondern auf die Erleuchtung des heiligen Geistes sehen müsse, wenn auch die Lehrer ungelehrte Handwerker wären. Die Gesandten hätten nun, so heißt es, alle diese Vorschläge mit Freuden aufgenommen, und der Baron Weltz deponirte auch schon ein Kapital von 30,000 Rthlrn. in Nürnberg und Frankfurt, von dessen Renten christliche Männer sollten besoldet werden, die sich zu solchem Dienste würden bereit finden lassen. Die Geistlichkeit aber, obwohl der Baron die Meinung aller angesehenen Theologen in Deutschland zuvor über sein Vorhaben eingeholt und fast allgemeine Zustimmung erhalten haben will (die Briefe nahm Weltz mit nach America und sie sind verloren gegangen), konnten damit gar nicht übereinstimmen und

*) Gleichen Zweck und gleichen Inhalt hatten die wahrscheinlich um dieselbe Zeit erschienenen Schriften: Kurzer Bericht, wie eine neue Gesellschaft unter den orthodoxen Christen Augsburgischen Bekenntnisses errichtet werden könnte, mit einer christlichen Vermahnung an die Reformirten, die Lutheraner, welche die Bruderhand reichten, weder heimlich noch öffentlich zu verfolgen. (S. über den Inhalt des Büchleins Joh. Fabricius in hist. biblioth. Fabric. P. V. p. 45.). Dann: Die christliche Vermahnung an alle rechtgläubigen Christen zu einer sonderbaren Gesellschaft, durch welche möchte die Evangelische Religion ausgebreitet werden. (Gottfr. Arnold Kirchen- u Ketzer-Gesch. Th. II. B. 17. Cap. 15, 23. S. 592 ff.) Ueber den verderbten Zustand der Kirche hat er schon 1663 in dem zu Ulm gedruckten Büchlein: Einsiedlerleben, wie es nach Gottes Wort und der heiligen Einsiedler Leben anzustellen sey, geklagt. (Gottfr. Arnold Kirchen- u. Ketzer-Gesch. Th. III. Cap. 15, 18. S. 146.)

gingen, Dilherr,*) Gerhard**) und Einige ausgenommen, wieder zurück. Wenn die orthodoxe Kirche hier, wie gegen Spener, die Nothwendigkeit der Erleuchtung zu wahrhaft gesegneter Führung des Predigtamtes läugnete, so konnte sie dies freilich nur in arger Mißkenntniß der ersten Grundwahrheiten des Evangeliums, oder in bösem Willen thun. Allein wenn sie gegen die Berufung von Handwerkern zum Lehramte protestirte, so hatte sie wieder vollkommen Recht. Einer streitenden Kirche thun Waffen jeder Art Noth, und die Einfalt ist nun zwar die geborene Bewahrerin, seltener aber die Verfechterin des Glaubens, wo es gilt, sich auf des Gegners eigenes Gebiet zu begeben und dessen Blößen zu zeigen. Und um des Unglaubens falsche Vorwände zu entkräften und ihn als das, was er ist, hinzustellen, ist es nun einmal nöthig, darzuthun, daß er blind geladen hat, und seine Ladungen zwar knallen, aber nicht treffen, was denn auch wieder nicht ohne besondere Kenntniß von den Feinheiten des Gegners nachgewiesen werden kann. Zudem ist ein Diener der Kirche da, seines Glaubens Rede zu stehen, und dazu gehört die genaue Kenntniß des Wortes und seiner Wirkungen in Erkenntniß und Bekenntniß des christlichen Gemeinlebens, was ihm wieder nicht ohne anderes Wissen zu Theil wird. Vor Allem aber ist es auch hier der Segen des Schweißes in gewöhnlicher Arbeit, der den Theologen frisch und bedürftig halten soll für die Segnungen der göttlichen Gnade, während der Mangel hieran nur zu oft seine faulen Früchte in dem entsetzlichsten Hochmuthe solcher, die sich auf außergewöhnlichem Wege zum Lehramt berufen glaubten, und da, wohin sie bereits berufen waren, nicht blieben, gezeigt hat. Es ist eine sehr wahre Erfahrung Paul Anton's, daß Niemand mehr in Gefahr der Heuchelei sey, als der geistliche Stand, weil er immer mit heiligen Sachen umgehe, und derselben endlich gewohne. Daß es so ist, ist betrübt und ein schlimmes Nachweh unseres Falles. Aber es ist so, und nicht umsonst umgibt uns außer den Heiligen und Unsichtbaren eine Fülle anderer Dinge, von Gott geschaffen und berufen, uns jene Sättigung zu geben, in welcher wir nach ihm hungern. Der Theologe muß, so gut wie jeder andere Mensch, nicht allein sich erbauen lassen, sondern auch abarbeiten. Nicht die Wenigsten derer, welche die christliche Kirche verschiedener Zeiten von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hat, sind in der verzweifelten Anstrengung eines immerwährenden Haschens nach Erbaulichem zu Grunde gegangen.***)

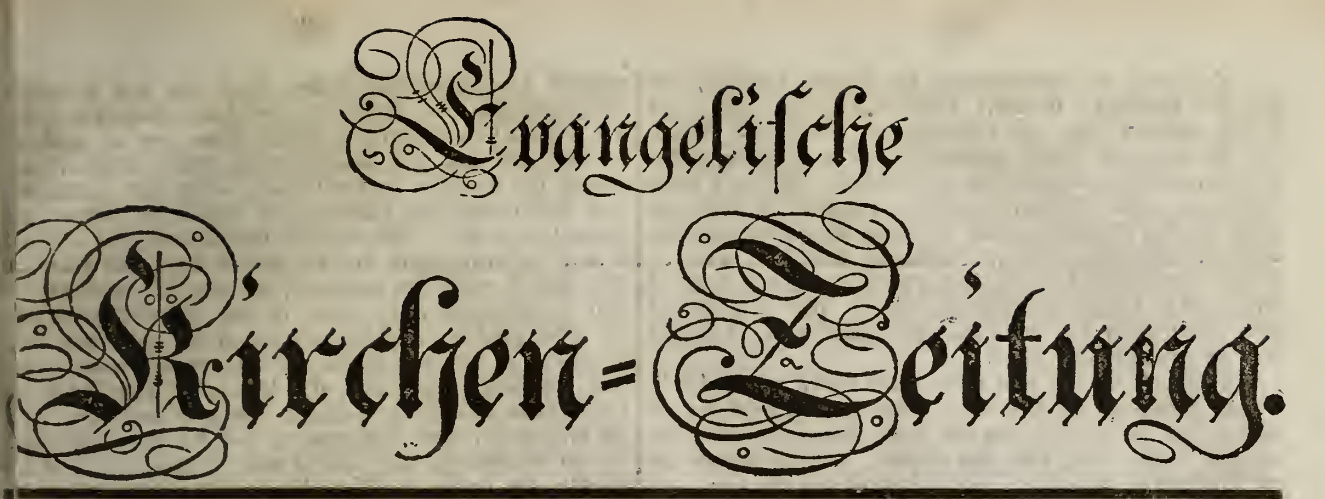
(Fortsetzung folgt.)

*) Joh. Mich. Dilherr, jener berühmte Prediger an der Kirche St. Sebald zu Nürnberg, der dahin von Jena im Jahre 1642 berufen worden war, wo er die Professur der Eloquenz, der Geschichte, der Poesie und eine außerordentliche Professur der Theologie zugleich bekleidet hatte. Er starb im Jahre 1669. In seinen Predigten ist Vieles ausgezeichnet an Tiefe und Erbaulichkeit. V. Witte memor. theol. p. 1621 sqq. Spizel templ. honor. r. ser. p. 295 sqq. Unsch. Nachr. vom Jahre 1708 und 1712 u. a.

**) Joh. Ernst Gerhard, Sohn des bekannten Joh. Gerhard. Er war ebenfalls Professor der Theologie zu Jena, starb aber schon im 47sten Jahre seines Alters im Jahre 1668. Seine Schriften s. bei Witte mem. theol. p. 1600.

***) Ganz vortrefflich ist über den Werth und die Bedeutung academischer Studien der Brief Spener's an Breckling vom Jahre 1678. Zum erstenmale abgedruckt in den Unsch. Nachr. vom Jahre 1728. S. 364., s. S. 374 ff.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 28. September. № 78.

J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer.

(Fortsetzung.)

Wir sagen das für die jetzige Zeit, und als eine Entschuldigung, nicht aber als Rechtfertigung des damaligen Verfahrens der Geistlichkeit gegen Weltz und Gichtel und Andere, die den innerlichen Verfall der Protestantischen Kirche erkannten, aber auf mehr oder weniger zweckwidrige und verfehlte Art Heilungsversuche unternahmen. Statt darüber, wo man mit Grund Verirrungen nachweisen konnte, sich liebreich mit den Irrenden zu verständigen, schwang man sogleich das Schwert einer unbarmherzigen Polemik. Die Schärfe, die nur gegen das Widerchristliche sich zu kehren hat, zerschnitt hier gleich alle Bande gemeinsamer christlicher Ueberzeugung, welche die Andersdenkenden noch gar fest an die Kirche knüpften. Zudem kam, daß die Geistlichkeit gar zu leicht ihre Corporation und die Kirche Christi als Eines betrachtete, und Angriffe gegen die erstere als Verletzung der letzteren behandeln zu dürfen glaubte. Dieses und Aehnliches trat bei dem Regensburger Superintendenten Joh. Heinr. Ursinus*) jetzt schon und noch mehr später deutlich vor.

Dieser erklärte sich zuerst gegen den Vorschlag der Beiden in einer Schrift, die er unter dem Namen Benevolamus herausgab, und in welcher er unter Anderem den Weg, den Weltz einschlagen will, einen verdammlichen Weg nennt, da die im Vorschlag ausgesprochenen Klagen über das Verderbniß des Lutherthums ihm hinreichend erscheinen, um dies als Lästerung wider Mosen und Aaron, selbsterwählte Gottseligkeit, Leutbetrügerei, und die Urheber als Müntzerische, Quäkerische Geister bezeichnen zu dürfen. Gegen die Ermahnungen zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden bemerkt er besonders zweierlei: daß die Lutheraner ja ohnedem genug Juden und Heiden unter sich hätten, denen die Lehre Christi besser als sonst unter dem Himmel gepredigt würde, und zweitens: daß die Weissagung von Bekehrung der Heiden schon durch die Apostel erfüllt sey und die Lutherischen Prediger keinen Befehl dazu hätten; denn jenes Wort: Gehet hin in alle Welt u. s. w. ginge nur die Apostel an. Fast komisch klingt es, wenn er sich darauf beruft: daß die Lutheraner ja so viel stattliche Bücher gegen das Juden- und Heidenthum geschrieben, als wäre damit genug gethan; und daß die Papisten selbst die Heiden auf den wahren Grund des Christenthums und zum Lutherischen Glauben bekehrt hätten, wenn sie auch ihren Sauerteig mit untergemengt. Ein Hauptgrund der Abneigung gegen dieses Unternehmen bestand aber gewiß mit darin, daß Weltz und Gichtel durch ihre zugleich ausgesprochenen Abweichungen vom orthodoxen Lehrbegriff als „Phantasten" betrachtet wurden, die man nicht unterstützen dürfe. *)

---

*) Joh. Heinr. Ursinus (nicht zu verwechseln mit Jo. Ursinus, dem Sohne des bekannten Schülers Melanchthon's, des von Kurfürst Friedrich von der Pfalz so hoch geschätzten Zachar. Ursinus) ward zu Speyer im Jahre 1608 geboren, woselbst er auch bis zum Jahre 55 als Prediger lebte. In diesem Jahre erhielt er den Ruf nach Regensburg. Er war ein eifriger Freund gelehrter Studien, wie seine acerra philologica, analecta sacra, sein arboretum biblicum u. A. und seine eigenen Aeußerungen bezeugen. Auch als Polemiker trat er öfter als einmal (z. B. gegen die Prädicanten, gegen Bernh. Neuhäuser u. A.) auf. Der Schwäbische Canzler Forstner, ein frommer Mann, hielt viel auf Ursinus. Er sagt von ihm: De ecclesiae fato haud paulo melius sperare incipio, ex quo in nostris quoque partibus superesse reperior qui antiquam fidem, simplicemque et nullis inutilium subtilitatum nodis implexam pietatem ante eruditionis famam habent. (Ep. Chr. Forstneri ad J. H. Ursin. Anhang an Schomii Synops. Logomachiar.) Ursinus starb im 59sten Jahre seines Alters 1667. S. über ihn und seine Schriften Spizel. l. l. p. 313 sqq., Witte l. l. p. 1569 sqq., Sagittar. Introd. in hist. eccl. p. 192 etc.

*) Vgl. Arnold a. a. O. Th. II. S. 592 ff. Arnold hat dort auch nicht uninteressante Notizen über den Widerstand, den die Anregungen zum Missionswesen bei der orthodoxen Geistlichkeit fanden. Um jedoch nicht ungerecht gegen die Geistlichen damaliger Zeit zu seyn, müssen wir an die Bedenklichkeit Spener's in diesem Punkt erinnern, der nicht ohne Grund schrieb (Schr. an Breckling U. N. vom Jahre 1728. S. 371.): Im Uebrigen bin ich selbst der Meinung, daß das: Gehet aus in alle Welt und lehret alle Völker, nicht aufgehört habe; wie es aber anstellig gemacht werden könne, und wo die Leute dazu zu finden, gestehe ich, daß ich

So waren die Anstrengungen der Beiden fruchtlos, wie dies der Gothaische Gesandte wohl vorausgesagt hatte, und Weltz versuchte nun, auf Anregung des Mainzischen Gesandten, das in eigener Person auszuführen, wozu er vergebens Andere aufzumuntern gestrebt hatte und beschloß, selbst nach Südamerica zu gehen. Gichtel wollte ihn begleiten; in Amsterdam jedoch, wo der Baron verweilte, um einige Studenten der Theologie zur Unterstützung seines Vorhabens einzuladen, ward beschlossen, daß Gichtel in Deutschland bleiben sollte, weil v. Weltz seiner Dienste daselbst benöthigt seyn könnte. Und so schiffte sich denn Jener allein ein, ohne daß man später etwas Genaueres über ihn erfahren hätte. *)

Bestimmte Seiten, von welchen aus Weltz auf Gichtel's religiöse Ansichten eingewirkt hatte, vermöchte etwa nur der anzugeben, der die seltenen Schriften jenes Mannes zu sehen Gelegenheit hätte. Doch kann sein Einfluß, nach der Angabe seines Biographen wenigstens, nicht bedeutend gewesen seyn, zum Mindesten nicht grade Neues in Gichtel hervorgerufen haben. Gewiß ist, daß er Gichtel'n nicht seine rege Thätigkeit zur Verbreitung des Evangelii mittheilte, eine Thätigkeit, die diesem nachher mehr und mehr fremd wurde, ja daß Gichtel in seiner späteren Ansicht seinem ehemaligen Freunde ganz abhold wurde.**)

Schon auf der Hinreise nach Amsterdam aber hatte Gichtel einen Mann kennen lernen, der ungleich bedeutender auf ihn einwirkte, nämlich Friedrich Breckling, Evangelischen Pfarrer in Zwoll. Auf dem Rückwege nach Regensburg, wo Gichtel nun thätig seyn wollte, verweilte er ebenfalls einige Zeit bei ihm. Es war dies ein Mann nicht ohne inneres Leben, eifrig für eine Reformation der verwilderten Geistlichkeit, aber mit zu viel fleischlichem Eifer, und zu sehr geneigt, subjectiven sogenannten Erleuchtungen die Einfalt des göttlichen Wortes nachzusetzen, welchen letzteren Irrthum sein Umgang mit Giftheil, Betke***) und später mit Gichtel selbst am meisten hegte und mehrte,

---

noch nicht habe absehen können, oder jetzo nur einige Vorschläge wüßte, wie die Sache anzugreifen. Ist aber vielleicht eine Sache, die der gesammten Kirche obliegt, und wo wir erstlich innerhalb unserer Mauern der Evangelischen Kirchen die Sachen in gehörigen Stand gebracht hätten, würde Gott Mittel und Wege zeigen, wie man sie ferner und unter Anderen auszubreiten vermöchte.

*) Jo. Fabricius (H. B. F. P. V, p. 45.) gibt nur kurz, ich weiß nicht aus welcher Quelle an, daß er um 1670 in America gestorben sey. Breckling (s. Arnold IV. S. 764.) berichtet, daß er sich bei ihm in Zwoll habe zum Heidenboten einsegnen lassen.

**) Anders wenigstens kann ich nicht die an sich dunkeln Worte beziehen, die Gichtel selbst in Extracten aus Briefen an Ueberfeld (Zugabe zum Lebenslauf S. 460.) ausspricht: Mein erster Mann, Baron v. Weltz, der von einem finsteren Geist gefangen war, welcher ihn zur Hölle gezogen, ward erledigt (d. h. indem Gichtel sich selbst zum Opfer darbrachte, im Geist in die Hölle ging, und ihn erlöste; wie aus dem Zusammenhange erhellt).

***) Ueber Giftheil s. Arnold K. u. K. H. III. 12, 8—13. S. 98—102. Von seinem ungebändigten, fleischlichen Eifer nur ein Beispiel. Er hörte 1634 in Tübingen den Dr. Osiander predigen. Was er aber predigte, däuchte ihm gar nicht der Schrift gemäß. Da kann er sich nicht mehr halten, und mit gezogenem Schwerdt läuft er die Canzel hinauf und ruft dem Prediger drohend zu: Warum lehrst du nicht Gottes Wort? In's Gefängniß gebracht, hatte er dann Zeit, seiner unchristlichen Wuth nachzudenken. Ueber Betke, ebendas. III. 13, 10—13. S. 125—128.

während sein unchristliches Poltern durch eine eben so unchri[stliche] Verfolgung von Seiten der orthodoxen Geistlichen gere[izt] und herausgefordert wurde. *) Dieser Mann war es, durch d[en] Gichtel eine ihm ganz neue Anregung erfuhr, welche eben [so] heilsam für ihn hätte werden können, als er nun, gereizt u[nd] nach Außerordentlichem haschend, wie er war, sie verkehrte u[nd] unfruchtbar machte. Es traf sich nämlich einst, daß er sein[en] Freund im Verborgenen auf den Knieen liegen und beten sa[h]. Der Anblick ergriff ihn ungemein; nie war ihm dergleichen g[e]lehrt worden, und immer hatte er nach Andachtsbüchern o[der] der Bibel gebetet. Sogleich versuchte er es auch, aber lan[g] vergeblich, so daß er mit sich selbst zürnte und traurig war. Aber wie solche Traurigkeit über Unfähigkeit zum Gebete [die] des Gebetes beste Förderin ist, so erging es auch ihm; da [er] sich demüthigte, ward ihm gegeben, und die große Freudigke[it,] die ihn durchdrang, war ihm so neu, so seltsam, daß es i[hm] däuchte, als spräche der Versucher zu ihm: Nun hab ich di[ch] besessen, du bist mein! Erschrocken sprang er auf, und ergri[ff,] dem bösen Gedanken zu wehren, das N. T. Und wie wunde[r]bar ward ihm zu Muthe, als er da die Stelle aufschlug: Wis[set] ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, [der] in euch ist, welchen ihr von Gott habt, und nicht euer sel[bst] seyd? (1 Cor. 6, 19.) Daß Gott also in uns sey, erschi[en] ihm als eine neue, unerkannte Wahrheit, und in einem lang[en] Gebete brachte er seinen Dank für diese Erkenntniß dar, u[nd] verband sich hoch und theuer, Christo niemals untreu zu werd[en,] wenn nur Gott also ihn selbst wolle auf seinem Pfade führ[en] und leiten. Aber die Art, wie er sich seiner neuen Erfahru[ng] freute, war nicht rein. Die wahre christliche Demuth ma[cht] solche Erfahrungen unbewußt; Gichtel war in ihnen allen [sei]ner selbst nur zu bewußt. Daß er Gott also gefunden, w[ar] ihm nicht genug, es fiel ihm gleich dabei „der äußere fals[...]

---

*) Wie Breckling war, ersieht man freilich so wenig [aus] Gichtel's Berichten gegen ihn, als aus Arnold's Darstellung [für] ihn, denn beide sind sehr partheiisch. Naiver Weise bestätigt [dies] Breckling in Bezug auf Arnold selbst, indem er sagt: Er w[ill] gar den Ketzern das Wort reden, und alle Flattergeister auf [den] Thron heben; sey deshalb cum judicio spiritus zu lesen. (Aus[zug] aus einem Briefe Breckling's in den Unsch. Nachr. vom Ja[hr] 1728, S. 521.) Die unpartheiischste Schilderung Breckling[s,] die wenigstens wider ihren Willen am Klarsten und Deutlich[st] hervorhebt, wie seine Verirrungen großentheils eine Frucht der e[ben] so ungerechten als thörichten Verfolgungswuth seiner Gegner [wa]ren, gibt der sonst sehr partheiische Adelung in seinem (schlecht und trivialen) Buch: Geschichte der menschlichen Narrheit Th. [...] S. 1 ff., wo besonders das Verfahren des Schleswig'schen Supe[rin]tendenten Dr. Stephan Klotz in Flensburg gegen Breckli[ng] genau dargestellt wird. Die Facta finden sich auch in Joh. M[ol]ler Cimbria litter. Th. 3. S. 72—89. Das richtigste und ge[dran]gigste Urtheil über Breckling gibt Joh. Fabricius ab, in[dem] er sagt (H. B. F. P. V, p. 44.): Ex Lutheri et Jo. Val. Andr[eae] lectione et propria experientia corruptionem ecclesiae nost[rae] immo trium quasi statuum, quum cognovisset, malo illi medi[cas] adhibiturus manum multos scripsit libros etc. Neque potest [ne]gari, *zelum et fervorem auctoris pro asserenda gloria [Dei] et ecclesiae aedificatione satis inde cognosci, modo a [du]riusculis verbis et invectivis abstinuisset.* Wir werden [noch] öfter Gelegenheit haben von ihm zu reden. Uebrigens verwe[isen] wir, um Breckling kennen zu lernen, auf seine Schrift: Le[tzter] Abschied und Ausgang, die nebst andern abgedruckt ist in Gott[fr.] Arnold's K. u. K. H. Th. IV. Sect. 3. Nr. 20. S. 785 ff.

ottesdienst und der Lehrer Blindheit" ein. Daß sein Dankbet fünf Stunden dauerte, darüber hätte er sich nicht verwunrn, sondern es gar nicht merken sollen. Und daß er „von tund an sich getrieben fühlte, das Lutherthum zu verbessern," ır wirklich der Versucher, der ihn festhielt, denn wie er es ssern wollte, zeigt seine spätere Geschichte, und er, der den bendigen Gott erst hatte kennen lernen, hätte sich bei wah Einfalt und Demuth erst zu eigener Besserung und Sinnesderung müssen bewogen fühlen. Das bemerken wir, weil der iograph, gewiß nicht ohne Gichtel's eigene Veranlassung, auf se Erfahrung Gichtel's und die Art, wie er sie sich zu een machte, als auf einen Wendepunkt seines Lebens, besondes Gewicht gelegt und jeden einzelnen Zug genau bemerkt h. „Daran erst," sagt er, „erkannte Gichtel, daß der Himnl, darinnen Gott wohnet, in uns ist, und hat das Vorurtheil n der Enthusiasterei weggeworfen, womit ihn unsere Lehrer chreckt hatten." Ja, dieser Gott in uns, den Philosophen ne Schwärmer allein kennen, der Gott, der in des Menschenzens Gestalt und Neigung sich verkleidet und die eigenen Geken dem Menschen als göttliche vormalt, dieser Gott in ist zu allen Zeiten das Trugbild unglücklicher Verirrung vesen. Wohl wohnt der wahre Gott in der Menschen Her, aber des Menschen Herz nicht immer in ihm, und den uldentilger sucht und findet das Herz nie in sich, sondern ıer sich, am Holze, das den Fluch trägt. Das war es, was chtel von vorn herein verkannte, indem er seine einzelne Erıung als Inhalt aller geoffenbarten Wahrheit betrachtete. Den istus für uns vergaß er über dem Christus in uns, und das fenbarte Wort über der inneren Erleuchtung.

So zog er also wieder von dannen nach Regensburg zu, säumte aber nicht unterwegs den eifrigen Prediger Joh. Jac. bricius, der früher Breckling's Stelle in Zwoll bekleidet e und nun in Sulzbach war, zu besuchen, welcher ihn wohl nfing und sein Freund ward und blieb.*) Wahrscheinlich nicht deffen Anregung und Beistimmung schrieb Gichtel nun n von hier aus an die Geistlichkeit zu Nürnberg, und kam bald darauf selbst hin. Dort aber richtete er gleich ein ites Schreiben an die Geistlichen in Regensburg, worin er, es heißt, „die Falschheit, Heuchelei und Gottlosigkeit derselinsonderheit des Regensburgischen Superintendenten anta, weil dieser sammt den Anderen gleich Lärm geblasen und

*) Joh. Jac. Fabricius (nicht zu verwechseln mit Jac. ricius, der früher Beichtvater Gustav Adolph's, später Ge-Superintendent in Vorpommern wurde), ist als Eiferer gegen die alige Geistlichkeit bekannt. Gegen sie schrieb er sein Buch dias prudens, sanctus, doctus mit einer Vorrede des Verf. der ngelischen Bußposaunen nebst anderen Schriften, die Arnold's ı. K. H. Th. III. 15, 21. anführt. (Vgl. Breckling's Nach. von Zeugen der Wahrheit in Arnold's K. u. K. H. Th. IV. III. Nr. 18, 12. S. 762.) Seine Kenntniß der Hebräischen ache (denn in seinem Hause redete alles, Mann, Frau und Kind, äisch), hat ihn vermuthlich dem damaligen Herzogl. Hofe emlen, an welchem ein eigenes Leben und Treiben geherrscht haben . Da war Herzog Christian August von der Pfalz selbst eifriger Liebhaber der Kabbala und nebenbei alchymistischer Künste, Herausgeber der Cabbala denudata, Knorr v. Rosenroth, geheimer Rath und Canzler; Franz Mercur. v. Helmont ebenfalls um diese Zeit dort, und zu ihnen Allen kam der theuerliche Planmacher Becher, der auch eine Zeitlang an dien Hofe sich muß aufgehalten haben.

die Sturmglocke geläutet hätte." Das war nun freilich ein sehr verkehrter Weg zu reformiren; er, der früher von Jenen Geschlagene, hätte nicht wieder schlagen sollen; war es ihm um die Sache zu thun, so mußten zuförderst die Personen gänzlich aus dem Spiele gelassen werden und was Eifer seyn sollte, machte sich unter seinen Verhältnissen durch den Schein persönlicher Gereiztheit verdächtig. Auch hatte es natürlich eine üble Rückwirkung. Die Prediger dort, ohnedies schon auf ihn erbittert und jetzt, da er aus Holland zurückkam, vollends der Meinung, er möge ganz auf die Seite der Wiedertäufer getreten seyn, verklagten ihn mit der Schonungslosigkeit, die dem verknöcherten Orthodoxismus jener Zeit eigen war, als einen Ketzer, Phantasten und Enthusiasten bei der Obrigkeit, welche ihrerseits sich nun gleich an den Magistrat in Nürnberg mit der Bitte wandte, auf ihre Requisition Gichtel'n gefänglich einzuziehen. Dies that denn auch der Magistrat kraft der zwischen beiden Städten bestehenden Verträge, obschon sie sonst ihn in seinem Gefängnisse auf dem Thurme Lug in's Land freundlich behandelten, auch nicht gegen ihn inquirirten. Aber in Regensburg, wohin er nach vierzehn Tagen gebracht wurde, verfuhr man desto härter mit ihm. Durch das höhnende Volk mit Diebsleitern und Bütteln geschleppt, wurde er in einen stinkenden Kerker geworfen, und trotz seiner Protestation, daß er keiner Secte zugethan sey, dreizehn Wochen in demselben festgehalten. Ursinus und die anderen Prediger drangen nun von allen Seiten auf ihn ein. Vom Genusse des Abendmahls ward er sogleich ausgeschlossen, seine Brüder und Schwestern warnten sie vor ihm, indem sie sagten: er habe einen Teufel, daß er mit der Schrift so umzugehen wüßte, daß Niemand ihm widerstehen könnte (denn seine unerwartete Kenntniß der Orientalischen Sprachen hatte die Prediger in Verlegenheit gebracht), und aus seinen Antworten suchten sie auf alle Weise den Erweis herauszulocken, daß er wirklich ein Wiedertäufer geworden sey. Mehr als dies aber peinigten ihn innere Qualen und Versuchungen, die ihn eben so zu sündlichen Entschlüssen reizten, als sie sich auch in bedenklichen körperlichen Zufällen äußerten. Eine ungeheuere Angst ergriff ihn, in welcher er über die gewöhnliche Lehre von der Gnadenwahl brütend, an seiner Seligkeit verzweifelte, und, seinem gequälten Leben ein Ende zu machen, schon sein Tuch um den Hals und an einen Nagel geknüpft hatte. Aber eben als er vom Stuhle herabspringt, bricht der Nagel und die Versuchung wich. Ja, den Versucher selbst glaubte er in körperlicher Erscheinung zu sehen, wie er ihm mit beiden Händen Feuer in's Antlitz werfe, und eine vierstündige Ohnmacht folgte auf diese Erschütterung seines ganzen Wesens. Den anderen Tag wiederholte sich der Anfall, nur daß er jetzt während der Ohnmacht eine ihm tröstliche Vision hatte, in welcher die Macht des Bösen in ihm durch die Gnade Christi gebrochen schien. Und nachher fand er sich, als er zum Bewußtseyn zurückkehrte, auf der Erde sitzend, aber erleichtert und suchte Stärkung im Gebete. Dies Alles scheint in den letzten Tagen seiner Gefangenschaft auf Gichtel'n, bei dem so sehr geschwächten und angegriffenen Körper, eingestürmt und sein gereiztes Gemüth noch mehr gereizt zu haben. Aber daß sein Zustand Mitleid erregt hätte, lesen wir nicht. Vielmehr, als er einst in seiner Angst die Geistlichen fragte: Was denn Glaube wäre, weil sie sagten, daß er den Glauben verläugnet hätte, und er ihn doch nicht habe verläugnen können, weil er keinen habe? antworteten sie ihm zürnend: Er wolle sie zurechtweisen, und wisse nicht einmal, daß nach der Schrift der Glaube eine gewisse Zuversicht sey. Darauf konnte er freilich

bloß entgegnen: Das stehe wohl in der Schrift, aber nicht in seinem Herzen geschrieben.

Als nun aber sein Prozeß eine immer schlimmere Wendung nahm, ja der Magistrat ihn criminell machen wollte, indem sie sagten: wer die Lehrer antastet, schilt und lästert, lästert auch die Obrigkeit, da appellirte Gichtel an den Kaiser. Darüber ward der Rath uneinig, und namentlich der Stadtkämmerer Ge. Fuchs stimmte entschieden gegen das Halsgericht, das über Gichtel sollte verhängt werden. So kam es endlich zum Urtheil, das den Gefangenen als Ketzer seiner Advocatur entsetzte, ihn seines Bürgerrechtes, Geldes und Ehren verlustig erklärte und auf ewige Zeiten aus Stadt und Land verbannte.

Vier alte Hemden und ein Kleid war Alles, was sie ihm ließen, und so sollte er im Februar 1665 mitten im kältesten Winter fortziehen. Aber siehe, plötzlich schien sich ihm Hülfe zeigen zu wollen. Ehe er noch die Stadt verlassen, kommt ein Einspänniger (Rathsdiener) und trägt ihm im Namen des Magistrats eine Syndicatur an, in welchem Amt er an die Stelle eines verstorbenen Rathes treten sollte. Was die Veranlassung zu solcher plötzlichen Aenderung war, ist unbekannt; wahrscheinlich geschah es auf Betrieb desselben Stadtkämmerers, der schon früher für ihn gesprochen hatte und wohl auch jetzt noch die Härte der über Gichtel gesprochenen Sentenz nicht billigen konnte. Dies kam Gichtel'n zu unerwartet; er bat sich Bedenkzeit aus und sie wurde ihm gewährt. Nun kämpfte er einen heftigen Kampf. Nähme er sie an, so dünchte ihm, es hieße dies: die Hand an den Pflug gelegt haben, und sie wieder zurückziehen, und er fürchtete, das Letzte möchte dann ärger seyn als das Erste. Er hätte so gern den Willen Gottes in dieser Sache erforscht, aber er fand nichts, was er als Wink hätte betrachten können. Der Diener kam wieder und wollte Antwort. Zweifelnd stand Gichtel vor ihm. „Versucht dich Gott, so versuchst du ihn auch," dachte er und sagte: Der Rath selbst möge entscheiden, er hätte über ihn zu gebieten; urtheilte er, daß er der Stadt nützen könne, so wolle er den Ruf erwarten. Diese Antwort brachte der Diener zurück; aber der Rath entschied nicht. Denn da es gebräuchlich war, in solchen Fällen eine schriftliche Supplication einzureichen, so hielt man Gichtel's Benehmen für Hochmuth, die Stelle wurde einem Anderen gegeben, und Gichtel mußte fort in die Verbannung.

Wie man auch über den letzten Schritt Gichtel's urtheilen möge — und wir glauben nicht, daß irgend Jemand hier ihn richten könne — eines bleibt gewiß: daß Gichtel's spätere Verirrungen einem großen Theile nach jenen Geistlichen Regensburg's zur Last fallen. Den Gequälten und Geängsteten verspotteten sie, den Strauchelnden stießen sie zu Boden, den Gefallenen hoben sie nicht auf. Keine Liebe versuchte sich an ihm, den rechten Weg ihm da, wo er irrte, zu zeigen. Sie konnten nicht sagen: Wir haben uns Mühe gegeben um unseres Bruders Seele; geht sie verloren, so hat er allein die Schuld; sondern sie hoben erbittert den Stein auf, der ihn zerschmettern sollte, und vergaben nicht ein einzigesmal, während siebenmal vergeben zu haben einem Jünger Christi nicht genügen soll. So war nun Gichtel allein und sich selbst überlassen, verstoßen von denen, die am allerersten berufen gewesen wären, mit Christo die verlorenen Schafe aufzusuchen und zurückzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(London.) Es ist erfreulich, zu sehen, wie in einigen chri
chenGemeinschaften, auch ohne daß ihre Grundprincipien sich ändern,
bedeutende Aenderungen im Einzelnen eintreten, welche einen bessern
Zustand der Dinge allmählig herbeiführen. Die Grundprincipien
der Independentischen Kirchenverfassung, welche nur scheinbar unter
allen Verfassungsformen der christlichen Kirche der apostolischen sich
am meisten nähert, reißt die Gemeinden auseinander und bringt vor
Allem dadurch, daß sie den Prediger von der Majorität der Ge
meinde völlig abhängig macht, eine höchst bedenkliche Knechtschaf
des Lehrstandes hervor. Soll diese Form einmal stehen bleiben, wi
sie denn auch unläugbar viel wahrhaft Apostolisches hat, so ist we
nigstens die Vereinigung der Gemeinden zu einem größeren Ganzen
so wie es die Associations in Neu-England bilden, dringend zu
wünschen. Eine solche Congregational-Union der Independenten
Gemeinden ist gegenwärtig in London zu Stande gekommen. Am
13. Mai d. J. versammelten sich Abgeordnete, Prediger und Beam
von Independenten-Gemeinden zu dem Zweck, eine allgemeine Ve
einigung der Congregationalisten oder Independenten in Erwägun
zu ziehen. Der Plan, welcher in dieser Versammlung vorgelegt un
einzeln erwogen wurde, war folgender: 1) Es erscheint als höch
wünschenswerth und wichtig, eine Vereinigung der Congregationa
listischen Gemeinden und Prediger in England und Wales zu bewi
ken, welche sich gründet auf die ausdrückliche Anerkennung ihr
eigenthümlichen Princips, nämlich, das schriftmäßige Recht jeder G
meinde, eine völlige Unabhängigkeit in der Leitung und Verwaltun
ihrer eigenen Angelegenheiten zu behaupten; daher diese Vereinigun
nie eine gesetzgebende Gewalt sich anmaßen oder ein Appellation
Collegium werden soll. — 2) Diese Union soll aus Vereinen
den Grafschaften und [wahrscheinlich größeren] Districten bestehen. -
3) Folgende Zwecke hat man bei ihrer Bildung vor Augen: I. D
Förderung des Evangelischen Christenthums, in Verbindung mit d
Grundsätzen der Congregationalisten. II. Die Erhaltung brüder
cher Gesinnung und Mitwirkung in Allem, was sich auf die I
teressen der verbundenen Gemeinden bezieht. III. Die Einrichtu
eines brüderlichen Briefwechsels mit den Congregationalisten-Geme
den und mit anderen christlichen Gemeinschaften in der ganzen W
IV. Die Abfassung eines jährlichen Schreibens an die verbunder
Gemeinden, verbunden mit Nachrichten, die wichtig scheinen. V. D
Einziehung genauer statistischer Notizen über die Congregationalist
Gemeinden im Vaterlande und der ganzen Welt. VI. Die Unt
suchung des bisherigen Verfahrens bei den Sammlungen zur
bauung von Kirchen, und die Erwägung der Ausführbarkeit ei
verbesserten Planes. VII. Beistand in der Behauptung und Erw
terung der bürgerlichen Rechte der Dissenters. — 4) Zur Er
chung dieser Zwecke und zur Förderung der allgemeinen Intere
der Union soll eine jährliche Versammlung gehalten werden, besteh
aus einer wo möglich gleichen Anzahl von Geistlichen und La
wozu jede Association so viel Vertreter schicken mag, als sie nö
findet; diese Versammlung soll in London oder in einer ande
dazu vorher bestimmten Stadt gehalten werden. — Dieser P
wurde ohne Widerspruch genehmigt, eine Commission ernannt, w
ihn weit umher cirkuliren lassen soll, so daß in einer General
sammlung am 8. Mai 1832 darüber ein endlicher Beschluß ge
werden könne. —

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 1. October. № 79.

Ueber Dinter's und Niemeyer's Religions-schriften.

Wäre es überhaupt erlaubt, oder hätte doch die Ev. K. Z. als sich's angemaßt, öffentlich Männer anzugreifen um ihrer st willen, nicht ihre Werke und Lehren, so müßte jetzt wahr- selbst ein ganz niedriger Grad löblicher Scheu uns mangeln, nur noch den Gedanken zu hegen, sie auch über's Grab zu ver- en. Könnten dagegen unsere Leser einen Blick in unser Herz fen, auch die übelwollendsten unter ihnen würden mitempfin- , wie schmerzlich es uns ist, uns über den Verdacht eines chen fluchwürdigen Hasses nur einen Augenblick aussprechen müssen, so sehr wir auch wissen, daß nur Wenige ihn hegen, wirklich die Ev. K. Z. gelesen haben. Bei den Anderen, nicht ganz Befangenen, spricht hoffentlich unser Verfahren aut für uns, als stark unser Gewissen uns selbst Zeugniß im heiligen Geiste, daß wir Gottes Ehre und der Kirche suchen, nicht das Unsere, und daß der Weg, auf dem wir ch streben, ob wir ihn auch in Schwachheit wandeln, der- ist, den uns der Meister in Wort und That gezeichnet hat, der bis zum Tode geliebet hat.

Die Werke, mit denen wir es zu thun haben, leben fort, n auch die Verfasser gestorben sind, und die Rücksicht, daß vor ihrem Richter stehen, darf uns nicht abhalten, jene so tlich zu richten, als sie selbst sind. Ja, wir sind dazu um mehr verpflichtet, je mehr sich die erste Zeit nach ihrem Hin- e ihre Auctorität zu vergrößern, je vorsorglicher sich der fe der Bewunderer in den Schutz dieser Schatten zu stellen t. Es ist uns in vielfacher Hinsicht lieb, können wir dabei auf Anderer übereinstimmende Urtheile verweisen; auf Ur- e, die so geeignet sind, die Wahrheit des unsrigen auch von r anderen Seite her anschaulich zu machen, wie diejenigen, wir diesmal aus der Schrift eines speculativen Aesthetikers mittheilen wollen. Wer es nicht schon weiß, wie wenig Männer dieser Schule das Wesen unseres Glaubens und Bestreben unserer Blätter zu billigen denken, ja wie wenig beides nur verstehen, der kann es aus dieser Schrift zur Ge- e ersehen, kann beinahe auf jedem Blatte lesen, daß der Vf. den Pietismus verabscheut u. dgl. Und doch ist die Tendenz seiner Schrift nicht die, den Pietismus, sondern den Rationalismus zu bekämpfen, und dies geschieht in der That auf eine Weise und mit einer Kraft, wie wir es nicht erwartet hätten. Der Titel der Schrift ist:

Beiträge zur wissenschaftlichen Critik der herrschenden Theologie, besonders in ihrer practischen Richtung. Von Gustav Billroth. (Leipzig 1831. Leop. Michelsen. VIII und 208 S. gr. 12. br.)

Der Verf. gibt sich als einen Schüler von Hegel, aber besonders von Solger zu erkennen. Die Anschauung des concreten Lebens — Gottes in der Welt — ist ihm das Höchste, seine Neigung daher vorzugsweise der Kunst zugewandt. Mit der Theologie beschäftigt er sich hier nur negativ, zieht aber beiläufig manche, oft geistreiche Parallele zwischen ihr und der Kunst, nicht zum Vortheile der herrschenden Theologie, des Rationalismus, den er sehr oft mit der abgeschmackten Geschmackslehre des vorigen Jahrhunderts auf eine Linie stellt, gegenüber der Kunst- und Weltanschauung, welche der Geist verlange. So bemerkt er z. B. sehr treffend über folgenden Paragraphen Niemeyer's:

„Das allerkräftigste Beförderungsmittel zur Tugend bleibt indeß die Religion," —

„So zu reden, ist das nicht aller Philosophie und dem Christenthume in's Gesicht Hohn gesprochen? Das Leben des Lebens, die Religion, zum Beförderungsmittel desjenigen zu machen, welches ihre Erscheinung seyn soll! Analog wäre es, zu einem Künstler, nachdem man ihm erst allerlei äußerliche Vorschriften für seine Kunst gegeben hätte, zu sagen: „„Das beste Beförderungsmittel zu künstlerischen Schöpfungen bleibt indeß die Idee."" (S. 126.)

Nach den einleitenden Aeußerungen über den eigenen Standpunkt des Verf. und nach Mittheilung einiger Aussprüche Lessing's und Schelling's über den Rationalismus, die unseren Lesern großentheils schon bekannt sind, folgt die Darstellung seiner Ansicht vom Verhältniß der sogenannten Vernunftreligion zur positiven, nebst einer köstlichen Erklärung Luther's über die Unterscheidung von Buchstaben und Geist, womit die Allegoristen so groß thäten, ohne je damit weiter zu kommen, „denn auf die Lehre des Gesetzes," und eine andere Erklärung, was

wahrhaft Evangelisch sey. Wir können uns nicht enthalten, einige dieser Worte Luther's auszuziehen, und gleichsam als Motto des Folgenden, als ein Brandmal für den Rationalismus, als ein sicheres Unterscheidungszeichen der wahren und falschen Lehrer, hieher zu setzen:

„Darnach ist noch ein ärger Gewohnheit, daß man die Evangelia und Episteln achtet gleich wie Gesetzbücher, darinnen man lernen soll, was wir thun sollen, und die Werk Christi nicht anders, denn als Exempel uns fürgebildet werden. Wo nun diese irrige Meinung im Herzen bleibt, da mag weder Evangelium noch Epistel nützlich und christlich gelesen werden. Bleiben eitel Heiden wie vorhin. — — Also soll und ist das Evangelium nichts anders, denn eine Chronika, Historia, Legende von Christo, wer er sey, was er gethan, geredt und erlitten habe, welches einer kurz, der ander lang, einer sonst, der ander so, beschrieben hat. Denn aufs Kürzlichst ist das Evangelium eine Rede von Christo, daß er Gottes Sohn, und Mensch sey für uns worden, gestorben und auferstanden, ein Herr über alle Ding gesetzt. — Zum andern, daß du nicht aus Christo einen Mosen machst, als thue er nicht mehr, denn lehre und gebe Exempel, wie die andern Heiligen thun, als sey das Evangelium eine Lehre oder Gesetzbuch. Darum sollt du Christum, sein Wort, Werk und Leiden zweierlei fassen. Einmal als ein Exempel dir fürgetragen, dem du folgen sollt, und auch also thun, wie S. Petrus sagt 1 Petr. 4.: Christus hat für uns gelitten, darin uns ein Exempel gelassen. Also wie du siehst, daß er betet, fastet, den Leuten hilft und Liebe erzeiget, so sollt du auch thun, dir und deinem Nächsten. Aber das ist das Geringste vom Evangelio, davon es auch noch nicht Evangelium heißen mag; denn damit ist dir Christus nichts mehr nütz, denn ein ander Heilig. Sein Leben bleibt bei ihm und hilft dir noch nichts: und kürzlich, die Weise macht keinen Christen, es macht nur Gleisner. Es muß noch gar viel höher mit dir kommen, wiewohl itzt lange Zeit dies die allerbeste Weise, dennoch seltsam (selten) gewesen ist zu predigen." [Paßt nur zu sehr auf unsere Zeit!]

„Das Häuptstück und Grund des Evangelii, daß du Christum zuvor, ehe du ihn zum Exempel fassest, aufnehmest, und erkennest als eine Gabe und Geschenke, das dir von Gott gegeben und dein eigen sey: also daß, wenn du ihm zusiehest oder hörest, daß er etwas thut oder leidet, daß du nicht zweifelst, er selbst, Christus mit solchem Thun und Leiden, sey dein, darauf du dich nicht weniger mögest verlassen, denn als hättest du es gethan, ja als wärest du derselbige Christus." —

Die Religionsschriften, mit denen sich der Verf. beschäftigt, sind die „Proben zweier Bücher, welche man von Dinter verlangt hat," und das „Lehrbuch für die oberen Religionsclassen in Gelehrtenschulen, von Dr. August Hermann Niemeyer" (funfzehnte Aufl. 1828). Dinter dient als Muster der practischen Bibelerklärung, welche durch den Rationalismus an die Stelle der verachteten altevangelischen Auslegung getreten ist und nun auch Luther'n selbst aus dem letzten Gebiete verdrängen will. Nach einigen Bemerkungen über den vielgerühmten Stand der Exegese in unseren Tagen, die leider nur zu wahr sind, durchgeht der Verf. einige Dinter'sche Proben. Wir heben, da sie in der Ev. K. Z. schon erwähnt wurden (1830, Nr. 12. 22 ff. vgl. 20 f.), nur eine Stelle darüber aus, die charakteristisch ist:

„In der Geschichte des Lazarus — heißt es (Joh. 11, 39.), als Martha Jesu sagen will, ihr Bruder sey ganz todt: ἤδη ὄζει, Luther: er stinkt schon. Dinter übersetzt: die Fäulniß wird schon eingetreten seyn. — Ei, welch schönes **Futurum** **exactum!** Wie kommt wohl Herr Dinter darauf, da doch ὄζει, das Praesens, unseres Wissens, weder im N. T., noch be[i] irgend einem Griechen die Bedeutung des Fut. exact. hat? Aus keinem anderen Grunde, als um dem Leser die Möglichkei[t] zu lassen, sich zu denken, daß Lazarus doch nicht wirklich tod[t] gewesen sey. Dies war aber doch, wie der ganze Zusammen[-] hang und das Wort ὄζει unwidersprechlich beweist, die Meinu[ng] des Johannes. Konnte Dinter die Kraft des Menschensohn[es] Todte aus dem Grabe zu erwecken, nicht glauben — gut; abe[r] dann mußte er doch den Schriftsteller nichts Anderes sagen lasse[n] als was dessen Meinung ist, sondern vielmehr als ehrlicher Man[n] offen seine Meinung im Gegensatz zu jener bekennen. Dan[n] könnte man Achtung vor ihm haben. Aber die Art, wie er ve[r-] fährt, ist Betrug, und zwar um so mehr, da Dinter, S. 5 von sich prädiciert: selbst da, wo zweideutige Stellen seye[n,] der Erklärung durch die Uebersetzung nicht vorgreifen, sonde[rn] wörtlich übersetzen zu wollen. Der ungelehrte Leser muß al[so] glauben, hier sey gar keine andere Uebersetzung möglich." S. 52

Wir fügen kein Wort mehr hinzu, so ergreift uns d[er] schmerzliche Unwille, das Volk unserer Evangelischen Kirche s[ol-] chen Hirten anvertraut zu sehn; nur die Frage legen wir jed[em] Gewissen vor: Hat der Dritte, der hier sein Urtheil abgi[ebt,] unrecht, diese Probe des Dinter'schen Rationalism[us] „eine Unredlichkeit der gröbsten Art" zu nennen?

Im zweiten Abschnitte prüft der Verf. den gewöhnlich[en] rationalistischen Religionsunterricht im Einzelnen, indem er d[as] genannte, vielverbreitete Niemeyer'sche Lehrbuch für Gelel[ir-] tenschulen zu Grunde legt und auch Dr. J. F. W. Tische[r's] „Hauptstücke der christlichen Religion" (die siebente Aufl. 182[.]) das in Volksschulen häufig gebraucht wird, nebenbei verglei[cht.] Wir fangen da an, wo Niemeyer vom Christenthume spric[ht,] um zu sehen, welche Vorstellung davon er seinen Zöglingen [—] zum Theil künftigen Lehrern der Evangelischen Kirche — b[ei-] bringen will.

„„Die christliche Religion [sagt Niemeyer] ist das W[ich-] tigste unter Allem, was Gottes Vorsehung zur Beförderung [der] geistigen Wohlfahrt der Menschen gethan hat. Dieser Relig[ion] verdanken unzählige Menschen den vollkommensten Unterricht [von] Gott, die sicherste Anweisung zu einem tugendhaften Leben, [und] die beruhigendste Hoffnung in Absicht der Zukunft."" „Von [der] Erlösung der Menschen durch diese Religion ist nicht die R[ede.] So wird denn im eigentlichsten Sinne „„mit klugen Wo[rten] das Kreuz Christi zu nichte gemacht."" So viel historische [Ge-] rechtigkeit sollte man wenigstens dem Christenthum widerfa[hren] lassen, daß man nicht das Obige für den Inhalt dessen ausg[iebt,] was Christus, wie er im N. T. erscheint, und die Apostel, [woll-] ten. So arg ist noch keiner historischen Erscheinung in der [Dar-] stellung ihres Wesens und Inhaltes mitgespielt worden, als [dem] Christenthum, und man kann mit Recht sagen, daß selbst [die] unverständigsten Geschichtschreiber des 16ten und 17ten J[ahr-] hunderts doch z. B. dasjenige, was Muhamed wollte, rich[tiger] wiedergeben, als der Rationalismus in unserer Zeit das, [was] Christus und die Apostel wollten." S. 104.

Ueber den trockenen, rein äußerlich, oft fast hypothetisch [vor-] getragenen Auszug Niemeyer's aus Christi Leben sagt [Ha-] roth S. 108 f.: „Würde man die Tiefe und Bedeutung [....] gend eines Religionssystems, etwa eines Orientalischen, zu un[serer] Zeit durch eine solche Darstellung zu erreichen glauben? Gl[aubt] man es aber nicht, warum soll bei'm Christenthum eine [Aus-] nahme gemacht werden? Gebe man unumwunden und mit [...]

eschichtlichem Sinne die Meinung der Apostel als solche: hält ian nun diese für falsch oder einseitig, für Verdrehung der ver= uthlichen Ansicht Jesu, oder glaubt man, daß in ihrer Auf= assungsweise die Wahrheit getrübt und durch Zeitvorstellungen efangen sey: so sage man dies offen und in seiner ganzen lusdehnung, und gestehe, daß man etwas von ihrer Meinung anz Abweichendes lehre. Ganz Abweichendes, sage ich: enn daß man mit ihnen darin übereinstimmt, es gebe nur Ei= en Gott, dieser liebe die Menschen, Christus sey ein edler Mensch gewesen, der Mensch solle ihm in der Uebung der Tu= end nachfolgen, u. s. w.: berechtigt das wohl, zu meinen, im Wesentlichen das, was sie, zu lehren?" „Das Unhistorische es Rationalismus wenigstens wird und muß unsere historisch ebildete Zeit erkennen. Ist der Rationalismus der Ansicht, daß ne Rückkehr zu einer vor zwei Jahrtausenden historisch entstan= enen Religion nicht mehr möglich sey, gut!, so sey dies sein Glaubensbekenntniß vor jeder Schrift, und er borge nicht länger nen Namen, da er die Sache längst aufgegeben hat."

Ueber Niemeyer's Lehre vom Tode Jesu spricht sich der Verf. weitläufiger aus. Zuerst bemerkt er, wie Niemeyer rgends bestimmt den Glauben ausdrückt, daß Jesus wirklich n Kreuze gestorben, noch daß er wahrhaft von den Todten ferstanden sey (S. 107.), dann, daß seiner Darstellung von inem Verdienst zufolge wirklich das Kreuz Christi eine Thor= it sey (S. 110.). Das Verdienst Jesu setze nämlich Niemeyer die drei Punkte, 1) in die Lehre der Wahrheit, 2) in die ührung zur Tugend durch Unterricht und Beispiel, 3) in die rlösung von der Furcht (S. 109—111.); von seinem Tode er sage er: „Er war das Ende aller Opfer. Daher heißt n Tod ein Opfertod, sein Blut Unterpfand der Vergebung r Sünden [NB. so heißt es in der Schrift nicht, sondern das segeld, das die Sündenvergebung bewirkt; dies ist also nicht nmal historisch richtig], er selbst der Versöhner, die Versöh= ng. Keine Sprache war einem an Versöhnungen gewohnten eitalter angemessener." So Niemeyer, worauf Billroth rtfährt:

„Hier sind wir eigentlich auf dem Culminationspunkt des nzen Rationalismus: dasjenige, worauf das ganze N. T. ruht, e Gerechtigkeit durch den Glauben an Jesum Chri= um, können wir nicht erkennen und ist auch nicht noth zu er= nnen. Denn wir haben an der Lehre Jesu genug, da wir raus wissen, was wir thun sollen. Dies könnten wir er, des Verfassers eigenem Geständniß (§. 135.: „„die Tu= ndlehre Jesu enthält keine neuen Gebote"") gemäß, im othfalle ohne das Christenthum wissen; folglich ist das hristenthum unnöthig."

„Diese Consequenz ist, wenn man anders consequent seyn ll, unvermeidlich."

„Wir müssen nun noch die Worte des Verfassers über das erdienst des Todes Christi etwas genauer in's Auge fassen. Gott, obgleich Feind der Sünde, ist dem reuigen Sünder rmherzig. Jesus trägt diese Lehre vor und stirbt für die= se."" Hiemit ist der Tod Jesu noch um kein Haar mehr, der Tod jedes Anderen, der sich freiwillig für eine Ueber= gung opfert, des Sokrates, der christlichen Märtyrer, des uß u. s. w. Man wende nicht ein, daß doch Christus für ne so hohe Lehre, nämlich die von der unbegrenzten Liebe und nade Gottes, starb, als keiner vor ihm und nach ihm. Denn nn wir dies auch zugeben wollten (obgleich ja die christlichen ärtyrer für dieselbe Lehre sich hingaben), so macht dies keinen Unterschied für das Verdienst des Todes als solchen, da dieses nur in der freien, aus Ueberzeugung hervorge= gangenen Hingabe besteht."

„So weit würde also der Tod Christi durchaus kein hö= heres Verdienst haben, als der Tod der Märtyrer, und alles höhere Verdienst Christi bestände noch immer in der Lehre. Nun aber nennt nichts desto weniger die Bibel überall den Tod Christi einen Opfertod; „„wir haben die Erlösung durch sein Blut,"" u. s. w. Dieser Ausdruck mußte vom Verfasser beseitigt werden. Aber auf welche Weise? Er argumen= tiert so: Früher glaubten die Menschen Gott durch Opfer ver= söhnen zu können (§. 142.) Christus lehrte dagegen, Gott ver= söhne sich dem Menschen ohne Opfer: er starb für diese Lehre. Daher (!) heißt sein Tod ein Opfertod. So eine Argumen= tation hat man noch nie gehört. Jemand aboliert ein unzweck= mäßiges Gesetz und stirbt für die Abolition desselben, und von ihm wird nichts desto weniger gesagt, er habe eben dies abolierte Gesetz erfüllt!" S. 113 f.

Eben so schlecht, wie die Glaubenslehre, besteht die Sit= tenlehre Niemeyer's vor dem eindringenden Urtheile des Verf. Schon gegen diese ganze todte Trennung erklärt er sich S. 118. vgl. S. 80 f. Dann macht er bemerklich, wie Nie= meyer selbst ein „Moralprincipium" sucht, aber keines aufzu= stellen weiß, und dann ein solches für unnöthig erklärt, weil doch in den wirklichen Fällen die Resultate immer dieselben seyen (!!), nichts desto weniger aber eine Moral schreibt, die doch nicht auf die einzelnen Fälle berechnet seyn kann, und also unnütz ist, um so mehr, da ein Jeder auch ohne das Moralprincip wissen soll, was pflichtmäßig und pflichtwidrig ist. Wir gaben oben schon einen Beleg, welche Stellung dabei die „Religion" ein= nimmt; das Christenthum gar bleibt ganz müssig. Die Miß= griffe im Vortrage gewisser Lehren, die Flachheit, Unbestimmt= heit und Breite in der ganzen Darstellung Niemeyer's, und wie solches Gewäsch in allen Formen, selbst in Grammatiken, der Deutschen Jugend von früh an beigebracht wird, wie es sie entweder erschlaffen und ertödten oder ganz von der Religion entfremden und in ein wildes Treiben hineindrängen muß, wie es, auf Canzel und Catheder erschallend, nur den armseligsten Subjecten genügen, aber alle Männer von Geist und Herz und tieferer Bildung, höherem Streben, ganz der Kirche entfremden muß, können wir hier nicht weiter ausheben. Möge es einmal einem im Leben bewanderten Mitarbeiter der Ev. K. Z. gefallen, dies recht eindringend auszuführen! Manche gute Winke gibt der Verf. auch hier. Wir verweisen beispielsweise auf S. 144 f. über das Abendmahl als Ceremonie der Aufgeklärten und über die rationalistische Polemik gegen die Preußische Agende. Vor= züglich aber noch bitten wir die geistlichen Gesangbuchsbesserer aller Orten, das zu lesen, was hier vom ästhetischen und kirchli= chen Standpunkte aus über ihre Arbeiten gesagt wird. Die ei= genthümlichen Ansichten des Verf. und seine Mittheilungen von Kirchenliedern (im Anhange) zu besprechen, ist hier der Ort nicht. Seine Prüfung des Rationalismus endet in dem Motto aus König Lear: „Ja und Nein war keine gute Theologie."

Nachrichten.

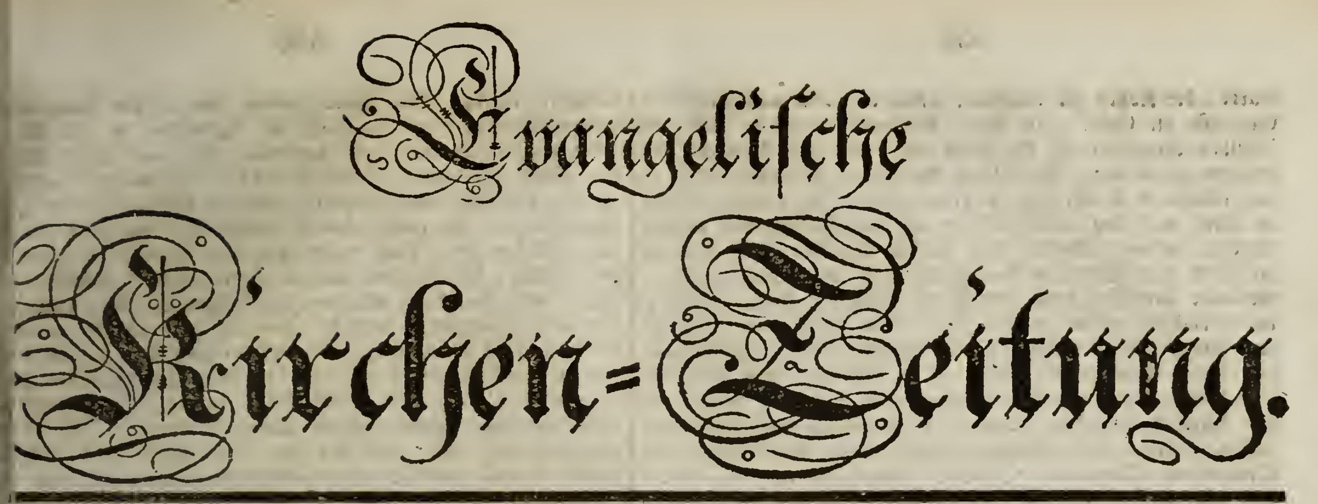
(Nordamerica.) Aus der Zeitschrift „the Lutheran Maga- zine," welche zu Schoharie in Neu=York seit drei Jahren erscheint,*)

*) Es erscheint monatlich ein Heft von zwei Bogen mit einer Vignette, Lu= ther's Denkmal in Wittenberg darstellend.

ersehen wir, daß über den Gebrauch der Aufnahme in die Kirchengemeinschaft durch die Confirmation, welchen die Americanischen Lutheraner aus Deutschland mitgebracht haben, zuweilen ein Streit zwischen ihnen und anderen Religionspartheien statt findet. Bei den Presbyterianern und Independenten findet nämlich die Aufnahme in die Kirchengemeinschaft nur auf ausdrückliches Verlangen eines erwachsenen, wenn auch von christlichen Eltern geborenen und getauften Christen statt, nachdem er deshalb bei dem Prediger sich gemeldet, den Zustand seines Herzens ihm dargelegt, und sein Wandel der Prüfung der Gemeinde oder des Presbyteriums unterworfen worden ist; worauf er denn feierlich das Glaubensbekenntniß ablegt, was bei uns Jeder als Confirmande in einer bestimmten Zeit seines Lebens abgelegt hat. Der Zweck dieser Einrichtung ist, die Gemeinde Christi und die Welt, so weit dies Menschen möglich ist, auch äußerlich als Gegensätze einander gegenüberzustellen, obgleich diese Christen nicht läugnen, daß auch ihre Aufnahmsweise sie nicht vor Täuschung völlig bewahren kann. In einem Blatte, „the Western Recorder," erzählte vor einiger Zeit ein Presbyterianer, daß in Pennsylvanien mehrere Versammlungen sich gebildet hätten, welche den Bibel-, Tractat-, Missions- und Sonntagsschulgesellschaften entgegenwirken sollten, und wirklich vielen Schaden thäten. Eine Hauptursache dieses Unwesens scheine ihm, daß in den Deutsch-Lutherischen und Reformirten Kirchen ein so verkehrter Gebrauch in Hinsicht der Aufnahme in die Kirchengemeinschaft stattfinde, welcher verhindere, daß Manche überhaupt zum Bewußtseyn ihres inneren Zustandes gelangten. Alle, welche in diese Gemeinden aufgenommen würden, wohnten nämlich einem 8 bis 12 Wochen, manchmal noch länger dauernden Catechismusunterricht bei; sobald sie ihren Catechismus gelernt und ihn kurz erklären gehört, würden sie zu dem heiligen Abendmahl zugelassen, ohne daß ein anderes Kennzeichen der Bekehrung von ihnen verlangt werde. Ja, es werde in der That gar keine Herzenserneuerung verlangt, äußere Sittlichkeit reiche schon hin, und auch auf diese werde nicht einmal immer gehalten. „Sehr oft erscheinen sie erst ein oder zwei Jahre, manche acht oder zehn Jahr nach ihrer ersten Communion wieder an des Herrn Tische; keinen Hausgottesdienst findet man bei ihnen, kein Tischgebet; Sonntag Morgens, zuweilen auch Abends, gehen sie in die Kirche, den übrigen Theil des Tages bringen sie mit Besuchemachen und Empfangen zu, oder mit weltlichen Geschäften, zuweilen mit Schießen, Fischen, Tanzen; von den Aeltesten bis zu den Jüngsten hört man sie fluchen und schwören; oft findet man sie den Tag vor oder nach dem heil. Abendmahl betrunken; man findet nicht einmal den Schein eines gottseligen Wesens bei ihnen, sie sind oft in einem beklagenswertheren Zustand als die Heiden. Saget's nicht an zu Gath, verkündiget's nicht auf der Gasse zu Askalon, daß sich nicht freuen die Töchter der Philister, daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen." Diese ernste, christliche Rüge wird leider in dem Blatt des Lutheran Magazine, worin sie erzählt wird, bloß mit den Worten abgewiesen, es sey überhaupt nicht gut, wenn einer sich um die Angelegenheiten einer fremden Religionspartheі bekümmere; Jeder habe ja genug mit seiner eigenen zu thun. Es that uns Leid, einen so sectirischen, unbrüderlichen Grundsatz in einer Zeitschrift der Lutherischen Kirche ausgesprochen zu sehen. In einem anderen Aufsatz wird die Einrichtung der Confirmation vertheidigt; Niemand werde ja confirmirt, der nicht eine richtige und zusammenhängende Erkenntniß der christlichen Wahrheit gewonnen habe. Ohne diesen Unterricht würden Viele wohl niemals bekehrt worden seyn, oder doch sehr schwer den Weg zum Frieden gefunden haben. Im Alter von 16 Jahren sollten die Kinder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden; sie seyen dann reif genug, ihr Taufgelübde zu erneuern, es sey denn, daß sie unwissend oder dumm oder Knechte der Sünde seyen, dann freilich dürfe man sie nicht zulassen. Aber unter allen Umständen seyen die Kinder zu ermahnen, dem catechetischen Unterricht beizuwohnen, in der Hoffnung, daß Gott zu seiner Zeit ihre Herzen rühren und sie zu ächten Mitgliedern seiner sichtbaren Kirche und zur Aufnahme in seine triumphirende Kirche geschickt machen werde. „Um die Richtigkeit unserer Bemerkungen zu bestätigen," fährt das Magazine fort, „entnehmen wir Folgendes aus der trefflichen, meisterhaften „„einleitenden Vorlesung"" des Herrn Charles Hodge, Professors der Orientalischen und Biblischen Literatur am theologischen Seminar in Princetown, eines frommen und gelehrten Mannes, welcher, um sich in seinem Berufe zu vervollkommnen, lange Zeit in Deutschland zugebracht hat. Er sagt: „„Mit der christlichen Erziehung steht noch ein anderer Gegenstand in Verbindung, der nicht übergangen werden darf, die Aufmerksamkeit der Pastoren auf die Kinder. Ich habe den Eindruck erhalten, daß diese in einigen Kirchen des Europäischen festen Landes viel größer ist, als unter uns. In der Lutherischen Kirche, wie Sie wissen werden, ist es üblich, daß Knaben im Alter von 14, Mädchen von 15 Jahren confirmirt werden, d. h. ihr Taufgelübde erneuern, und feierlich als Mitglieder der Kirche anerkannt werden. Daß dieser Gebrauch große Uebelstände hat, liegt am Tage, aber daß auch wieder viel Gutes durch die genauere Beschäftigung der Geistlichen mit der Jugend, die er veranlaßt, entsteht, kann man nicht läugnen. Die Confirmanden werden in eine oder mehrere Classen vereinigt, welchen der Prediger wöchentlich mehrere Stunden widmet, worin er sie in den Lehren des Evangeliums und ihrer Kirche unterrichtet, und da jedes Kind confirmirt werden muß, so erhält die ganze Masse des Volks, vom Sohn des Königs bis zu den geringsten Bauernkindern christlichen Unterricht. Die Treue, mit der dies geschieht, hängt von den Eigenschaften des Predigers ab; aber ich habe bemerkt, daß selbst Rationalisten den Gebrauch des Lutherischen Catechismus und der Evangelischen Formulare bei dem Jugendunterricht beibehalten [ob dies freiwillig, und überhaupt sehr häufig geschieht, wäre wohl zu bezweifeln]. Ich habe selten etwas Rührenderes angesehen, als die Einführung einer solchen jungen Lämmerheerde in Christi Hürde. An dem dazu bestimmten Tage kamen sie, mit ihrem Pastor an der Spitze, in die Kirche; eine liebliche Musik begrüßte sie bei ihrem Eintritt, und alle Herzen und Stimmen nahmen daran Theil. Darauf traten sie vor die Canzel hin, und der Pastor stellte ihnen nun dar, warum sie dort seyen; sie seyen Gott durch die Taufe geweiht und durch ihre Eltern der Kirche übergeben worden, da sie aber nun zu einem selbstständigen Alter gekommen und in allen Lehren und Pflichten des Christenthums unterrichtet worden seyen, so möchten sie sich nun erklären, ob sie in ihrer Kirche bleiben, ihre Lehre annehmen und sich ihrer Fürsorge übergeben wollten. Zum Zeugniß für die Anwesenden prüfte sie darauf der Prediger in der biblischen Geschichte und Lehre, und empfing dann ihr Glaubensbekenntniß und ihre feierliche Zustimmung, in die Kirche aufgenommen zu werden. Sie knieten vor ihn hin, der Segen Gottes wurde auf sie gelegt, und sie standen auf in einem neuen Verhältniß zu Gottes Hause. — Meine Brüder, ich will keinesweges hiedurch die Confirmation vertheidigen, denn die Sitte, daß man Kinder so ohne Weiteres, als ob es sich von selbst verstünde, in die Gemeinde aufnimmt, und die Scheidewand zwischen der Kirche und der Welt dadurch niederreißt, thut viel größeren Schaden, als Gutes aus jenem regelmäßigen Unterricht hervorgehen kann. Ich erzähle diese Thatsachen nur, um Ihre Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu lenken, und zu prüfen, ob auch wirklich genug Pastoralsorgfalt der Jugend gewidmet wird? Ob nicht etwas in unserer Kirche hinzukommen muß, um allen Kindern regelmäßigen Unterricht in unserem Glauben und unserer Verfassung zu sichern, und das unbestimmte Verhältniß zu der Kirche, in welchem sie jetzt aufwachsen, anders zu stellen?" —

Auch wir möchten unsere Leser durch die Mittheilung des Obigen zu einer Prüfung auffordern. Es ist sehr inconsequent, wenn man, wie jene Parthei in America, die Kindertaufe festhält, welche doch mindestens die Möglichkeit der Wiedergeburt während der früheren Kindheit in sich schließt, und doch die Kinder nur in einem „unbestimmten Verhältniß zur Kirche," sie gleichsam draußen stehen läßt, und insofern hat allerdings unser Gebrauch der Confirmation seine großen Vorzüge; auf der anderen Seite soll aber gewiß auch die Kirche dahin streben, jenen anderen Abweg zu vermeiden, daß Jeder ohne Weiteres ihr angehört, wie durch Geburtsrecht. Wie beides zu vereinigen sey, das kann erst die der göttlichen Leitung vorbehaltene Lösung uns zeigen; genug, wenn die Grundsätze und die zu vermeidenden Extreme uns nur klar vor Augen stehen.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 5. October. № 80.

J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer.

(Fortsetzung.)

3. Wanderung. Aufenthalt in Gersbach, Wien, Zwoll. Verbannung aus letzterer Stadt.

Außen vor dem Thore in knietiefem Schnee, ohne zu wissen,
ohin er sich wenden könnte und sollte, wollte Gichtel an-
ngs freilich verzagen. Aber es tröstete ihn der Spruch: Siehe
i die Vögel unter dem Himmel, die säen und erndten nicht,
id Gott ernähret sie doch; bist du nicht viel mehr? und die
ste Zuversicht, daß Gott für ihn sorgen werde, verscheuchte auch
n Gedanken, ob es nicht besser sey, mit irgend einem Hand-
erk seinen Unterhalt sich zu verschaffen. So zog er fort nach
Westen; denn er meinte eine innerliche Weisung erhalten zu ha-
n, daß er nur von Osten gegen Westen seine Reise richten
lle. Wirklich fand er auf seinem Wege durch Gottes gnädige
ührung immer was er bedurfte, und es war Gichtel'n gege-
n, die Herzen der Menschen für sich zu gewinnen. Denn er
m durch große Städte wie Augsburg, Ulm u. a., ging in die
sten Gasthäuser, und setzte sich neben die Gäste nieder in ge-
isser Erwartung, daß für ihn werde gesorgt werden. Und
ollten sie ihn, wie es öfter geschah, wegen seiner Bauerntracht
egweisen, und nahmen ihm Teller und Löffel weg, so litt er
is schweigend, schnitt sich Löffel und Teller aus Brodt und
fort. Das fiel denn auf, man vermuthete, daß er nicht so
edrigen Standes sey, als sein Aeußeres schließen ließ, man schämte
h, bat um Vergebung, fragte nach seinen Schicksalen und im-
er gelang es ihm, durch Erzählung seiner Leiden der Hörer
erzen zu rühren, daß sie für ihn sorgten, im Gasthause bezahl-
n, und ihm Empfehlungsbriefe für seine fernere Reise mitga-
n. Länger irrte Gichtel noch so umher, bis er endlich, nach
ngem vergeblichen Suchen, im Schwarzwalde einen Ruheplatz
Gersbach, einem Baden-Durlachischen Städtchen, gefunden
i haben schien. Dort nämlich lebte ein gottesfürchtiger Predi-
er, Pistorius aus Darmstadt. Gichtel ging zu ihm; aber
as erstemal sah der Prediger ihn für einen Bettler an und
ies ihn rauh zurück. Gichtel jedoch ließ sich nicht abschrecken,
ich hatte er wohl zu viel schon von ihm gehört und nun ihn
selbst durchschaut, als daß er nicht den passenden Weg hätte finden sollen, bei ihm Eingang zu gewinnen. Denn er wartete, bis der Prediger von der Kirche nach Hause ging, und trat da gradenwegs zu ihm hin mit den Worten: Herr Pastor, ich wollte gern mit Ihm von der Wiedergeburt sprechen. Erstaunt blickt ihn jener an und fragt: Wo habt Ihr denn davon gehört? Das möchte man wohl fragen, war Gichtel's Antwort. Der Prediger ergriffen, führt ihn nach Hause in sein innerstes Zimmer, läßt sich von ihm Alles erzählen, und erkennt mit freudigem Staunen in dem Fremdling einen im Geiste ihm eng verbrüderten Freund. Für heute schieden sie nun wieder, denn Gichtel kehrte in das Wirthshaus zurück, in welchem er Herberge genommen hatte. Aber der Prediger hatte Gichtel'n zu lieb gewonnen, als daß er nicht, so oft es nur anging, gesucht hätte, ihn zu sprechen und auch die Glieder seiner Gemeinde mit ihm bekannt zu machen. Da der Bericht über Gichtel's Aufenthalt in Gersbach aus seiner eigenen Mittheilung floß, so müssen wir ihn schon als eine Probe jener verborgenen, aber tiefen Eitelkeit betrachten, die in Gichtel's Briefen so oft hindurchleuchtet, und mit der er auf wirkliche und vermeinte, innere und äußere Gnadenerweise Gottes und Lockungen des Versuchers als auf Außerordentliches sorgfältig zu achten sich mehr und mehr gewöhnte. Diese Bewunderung, anfänglich der rettenden und beseligenden Gnade zugewendet, artete nachher in eine Bewunderung der Person aus und ließ in dem Gewöhnlichsten Ungemeines, ja Ungeheueres gewahren.

Gichtel's Aufenthalt nämlich war, wie der Biograph erzählt, von ungemeinem Segen für die Gemeinde begleitet, und es wurde das jenen armen Leuten zugewandt, was die Vaterstadt des Verbannten von sich gestoßen und so sich dessen unwürdig gemacht hatte. Bei einem Mahle, welches der Prediger hielt und wozu er die Tüchtigsten aus der Gemeinde zu sich gebeten hatte, zeigte sich, durch das Gespräch Gichtel's und des Predigers veranlaßt, eine solche Erregung, daß sie von Mittag bis 3 und 4 Uhr Nachmittags nichts von den Speisen anrührten, die auf dem Tische standen. Eben so ging es, als Gichtel seinerseits nun auch den Prediger und jene Männer zu Tische lud, freilich bloß in Erwartung, daß auf irgend eine Weise durch Gottes Fügung er in den Stand gesetzt werden

würde, die Kosten zu bezahlen; denn er hatte auch nicht das Geringste an Geld. In dieser Hoffnung schlug er auch des Wirthes Anerbieten ab, die Gäste auf seine eigene Rechnung bewirthen zu wollen. An solchen besonderen Fügungen fehlte es nun allerdings in Gichtel's Leben nicht. Zwar wäre er hier im Orte auch auf andere Weise aus der Verlegenheit gerissen worden, indem dadurch, daß er des Wirthes Kind heimlich im Lesen und Schreiben unterrichtet und mit dessen schnell erworbener Fertigkeit darin den Vater überrascht hatte, der Vater so höchlich erfreut wurde, daß er ihm Alles, was er in einem ganzen Jahre verzehrt hatte, schenken wollte. Allein, auch dies lehnte Gichtel ab. Da traf es sich nun, daß zwei adeliche Herren im Gasthause abstiegen, und Gichtel ihnen, auf des Wirthes Ansuchen, während des Mittagessens Gesellschaft leistete. Beide rohe Menschen setzten ihres Adels Erweis in Fluchen und Schwören. Gichtel sprach dagegen ohne Rückhalt, aber auch so treffend, daß sie nicht läugneten, das Häßliche dieser Sünde zu erkennen und den Wunsch zeigten, es ablegen zu können. „Es ist nur böse Gewohnheit," sagte Gichtel, „und läßt sich abgewöhnen." Als Gichtel aber zu einem Spaziergang vor dem Thore aufgestanden war und seine Gäste verlassen hatte, brach die alte Natur bei Jenen wieder heraus, sie geriethen in heftigen Streit, und, obwohl Schwäger, stiegen sie auf ihre Pferde und in der größten Wuth ging es hinaus zum Thore. Dort geht eben Gichtel. Er sieht die Beiden heraussprengen, und ganz in seiner Nähe zieht der Eine seine Pistole, auf den Schwager zu schießen. Eilends springt Gichtel hinzu, fällt dem Pferde in die Zügel, ergreift des Mannes Arm, und der Mord ist verhütet. Jenen ergriff dies aber so, daß er augenblicklich vom Pferde stieg, hundert Reichsthaler seinem Erretter von Todsünde schenkte, ja, auch das Pferd nicht wieder bestieg, sondern Gichtel'n es aufdrang, weil, wie er sagte, Gott selbst es ihm in die Hand gegeben, und nicht eher sich zufrieden gab, als bis er ihn auf dem Pferde der Stadt zu reiten sah. Er selbst aber wandte sich und ging in tiefer Reue zu Fuße nach Hause.

Es ist begreiflich, daß dieser Vorfall im Orte sowohl, als auch namentlich bei Pistorius, großen Eindruck machte, und der Gemeinde Liebe zu ihm ging so weit, daß sie ihn aus ihren geringen Mitteln als Caplan und Lector neben ihrem Prediger besolden wollten. Ja selbst durch eine annehmbare Heirath dachten sie für ihn zu sorgen. Aber dies hätte wohl Gichtel'n allein weggetrieben. Dazu kam plötzlich noch vor Ausgang des Jahres 1665 ein Brief mit einem Wechsel an ihn, der ihm eine Rechtscommission in Wien übertrug, und er konnte es um so weniger ausschlagen, da die Sache ein Gut seines Freundes v. Weltz betraf. Auf diese Weise wurde er ganz unerwartet aus seinem äußerlich ärmlichen Leben in Gersbach in eine glänzende Lage, ja in noch viel glänzendere Versuchungen in der Kaiserstadt versetzt. Bekannte nämlich aus Speyer waren es, die Gichtel in Wien traf und von denen er dem Kaiserlichen Hofe empfohlen ward. Man trug ihm eine Secretariatsstelle bei der Gesandtschaft an, welche nach Mailand gehen sollte, die Infantin Margaretha Theresia, Philipp's IV. von Spanien Tochter, Kaiser Leopold's künftige Gemahlin, abzuholen, mit welcher Stelle ihm seine Tafel, eine Kutsche mit sechs Pferden, und ein wöchentlicher Gehalt von 100 oder 200 Ducaten (??)*) verheißen wurde. Die Juden wollten ihn für die Sache ihres falschen Messias Sabbatei Sast, die Katholiken für ihre Kirche unter großen Anerbietungen gewinnen. Er wies Alles zurück. Vor vielen Hunderten, meinte Gichtel, die geschickter gewesen als er, sey ihm das begegnet, weil der Weltgeist etwas ganz Besonderes in ihm müsse entdeckt haben, das ihm selbst verborgen geblieben sey. Auch später lehnte er Anträge zu bedeutenden Stellen, die ihm von anderen Höfen gemacht wurden, ab. „Gott habe ihn bereits in seinen himmlischen Weinberg angenommen und gedungen," war die Antwort. So schenkte er auch, als die Stadt Regensburg, aufmerksam geworden auf den vom Hofe so begünstigten Mann, ihm den Rest des väterlichen Vermögens, das doch noch 4,000 Rthlr. betrug, zur Disposition stellte, die ganze Summe seiner ältesten Schwester. Ihr Mann verarmte trotz dem, und das war nicht Gichtel's Schuld. Hätte er nun bloß Glanz und Reichthum verschmäht, und den Lohn geringer Arbeit gesucht, so möchte man ihn preisen. Aber er hing des Diogenes Mantel um, und suchte seinen Glanz in selbsterwählter Armuth. Und als nachher sein Bruder in Breslau abbrannte, seine betagte Mutter seiner Unterstützung „zum höchsten nöthig hatte," da konnte er, dem Gott so reiche Gaben gegeben, ihnen nicht helfen, weil er, nicht in göttlicher Führung, sondern aus eigenem Belieben das Pfund vergraben hatte, das Gott mit irdischen Gütern zum Frommen Anderer hätte segnen können. Denn Eigenwille dessen war es, der willenlos zu seyn sich einbildete, in welchem er Gottes Winke zu ehrlichem und redlichem Dienste als Lockungen des Weltgeistes von sich wies, ein Gespenst, das er freilich seiner gemachten Heiligkeit selbst entgegensetzen mußte. Weder Armuth noch Reichthum macht sich der Christ; sondern beides nimmt er an, als von Gott gegeben, und beides muß er suchen, zu Gottes Ehre und seiner Seligkeit zu benutzen, denn der Mensch kann beide mißbrauchen. Trachtet er aber nach einem von beiden, so hat er sich selbst den Strick gelegt, in den er fällt. Wir haben des Looses zu harren, das uns zufällt, und wissen nur Eines: daß die geistlich Armen, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, selig gepriesen werden. Gichtel suchte die Selbstverläugnung in der Verläugnung äußeren Besitzthums, die Selbstsucht innerer Eitelkeit, mit der er jenes äußerliche Werk erstrebte, ward er nicht gewahr. Er trug die Außenwerke ab, und den Feind innerhalb der Veste ließ er ruhig schlummern. Das war ihm zum Falle.

Gegen die Versuchung gemeiner Lüste, die er in Wien öfter zu bestehen hatte, bewies er sich übrigens, wie immer, stark. Und als seine Commission beendigt war, und er das Rittergut in Kroatien im Namen seines Committenten in Besitz genommen hatte, legte er seine sammtnen und seidenen Kleider ab, zog einen ledernen Koller an und trat wieder seine Irrfahrt nach Westen an. Dies war im Jahre 1666. Nicht geringen Leiden ging er entgegen; hätte er sie nur als Warnung betrachtet und benützt, wie sie es wohl haben seyn sollen. Er wendete sich nämlich wieder nach Zwoll zu Breckling, wo er im Januar des Jahres 1667 anlangte. Breckling benutzte sogleich seine Dienste, nicht nur indem er ihn zum Caplan und Vorsänger, sondern auch zu seinem Dienstboten machte, der ihm kochen, waschen und betten mußte und dafür nur gemeine Kost empfing, die er, der Herr, verschmähte. Wie Breckling dazu kam, Gichtel'n so zu behandeln, ist nicht begreiflich, wenigstens scheint etwas Anderes noch als gewöhnlicher Egoismus ihn zu solchem Verfahren bestimmt zu haben. Dem sey wie ihm wolle, Gich-

*) So sagt wenigstens Gichtel selbst, Br. v. Jul. 1700. Th. VI. S. 3295.

l unterwarf sich geduldig der unwürdigen Behandlung, ja, da Breckling in Streit mit seiner Gemeinde gekommen war, und s Consistorium zu Amsterdam, unter welchem Zwoll, obschon ichsstadt, als Stadt der Provinz Overyssel stand, nicht nur der Sache nicht entschied, sondern Brecklingen, gegen den seiner früheren Händel wegen ein schlimmes Vorurtheil gefßt hatte, seines Amtes zu entsetzen suchte, sandte Gichtel en Aufsatz an das Consistorium (den 5. October 1667), in lchem er Brecklingen gegen das Consistorium und die Obrigkt in Zwoll vertheidigte, und auf baldige Entscheidung der reitsache drang. Gleich auf dieses Schreiben ließ ihn das nsistorium festsetzen, und als er freigelassen einen zweiten Brief ichen Inhalts an dasselbe ergehen ließ, brachte ihn abermals Behörde in Zwoll auf Ansuchen der Amsterdamer geistlichen hörde in's Gefängniß. Der Präsident des Consistoriums, Joris Vischer, selbst kam als Bevollmächtigter nach Zwoll, wohl die Absetzung Breckling's als die Bestrafung Gicht's durchzusetzen. Dies gelang ihm auch, nicht ohne Anwendg unwürdiger Mittel, wie Gichtel's Biograph wissen will. e strengste Untersuchung wurde gegen Gichtel eingeleitet. er seine Beschwerde nicht von Breckling hatte unterzeichn lassen, konnte man seinen Schritt um so leichter als unbeene Einmischung, ja als Verletzung der Würde der obersten ilichen Behörde betrachten. Wie weit die Form der gestellten schwerde den Amsterdamern etwa einen rechtlichen Grund zum quiriren gab, wissen wir nicht zu sagen. Die Briefe an das sistorium, die Gichtel nachmals im Jahre 1668 zu Kampen cken ließ, sind uns nie zu Gesicht gekommen. In dieser uckschrift wollte er jedoch auch erweisen: daß er ausdrücklin Befehl von Gott gehabt habe, Jene vor sein Gericht zu en, woraus man auf die Art der Beschwerdestellung wenigs im Allgemeinen schließen kann. *) Genug, wären auch tliche Gründe zu einer obrigkeitlichen Ahndung vorhanden gen, so ist ihre Strenge und Härte doch nimmermehr zu rechtigen. Wollte er aussagen, daß er nicht bei sich selbst gewe als er seine Schrift geschrieben, so sollte ihm die Strafe ssen seyn. Als er sich aber weigerte, ward das Urtheil über gefällt, das ihn auf 25 Jahre aus Zwoll und der ganzen vinz Overyssel verbannte. Bevor ihn aber zwei Stadtknechte Stadt hinausführten, mußte er noch an dem Pranger ste, wo der Henker ihm seine Schrift in's Gesicht schlug, sie rannte, und das Schwerdt, mit dem sie ihn bedroht hatten, die Augen legte. Dies geschah den 6. März des Jahres 18. Breckling wurde auch nachher abgesetzt. Gichtel dte sich aber zuerst nach Kampen zu einem Freunde von ihm, Prediger Charias, **) den später ebenfalls das Loos der etzung traf, und zog nach kurzem Aufenthalt bei demselben in Stadt Amsterdam, wo er nun bis zum Ende seines Lebens . Seinen Freund Charias nahm er nachher bei sich auf, Breckling jedoch sagte er sich los, und gestattete ihm, als er nach seiner Vertreibung vom Predigtamte ebenfalls zu Gichtel sich flüchten wollte, nur ein Nachtlager, was Brecklingen nun ebenfalls zu einem heftigen Gegner Gichtel's machte.

Durch so viel äußere Leiden hatte Gichtel bis jetzt gehen müssen. Ein einfältiger Christ hätte auch in ihnen etwas Verdientes erkannt, und bei äußerer Anfechtung nicht auf seine innere Vortrefflichkeit, sondern auf die Gnade Christi gebaut. Anders Gichtel. Wie jener Mystiker Branley seinen Trost auf dem Sterbebette darinnen zu finden glaubte: daß er ein seiner Erleuchtung gemäßes Leben geführt habe, und deshalb sein Gewissen vollkommen ruhig sey, so freute sich auch Gichtel seiner Leiden und sagte: Man könnte, Gott Lob, von ihm nichts Böses sagen. Sein in Gott verborgenes Leben und sein Märterthum bewunderte er, statt daß er an die Brust geschlagen, und nichts als Gottes unverdiente Langmuth bewundert hätte. Weil er als Reiner zu leiden sich einbildete, ward ihm auch die Frucht des Leidens zu einer unreinen und vergifteten.

4. Gichtel in Amsterdam. Visionen. Seine Ansichten von der heiligen Schrift und Gott in uns; von der Kirche und dem Sacrament. Sein geistlicher Hochmuth.

Wir kommen nun zu der Lebensepoche Gichtel's, die an sich selbst die geeignetste ist, von seinem äußeren Leben weg uns mehr auf die Gestaltung seines inneren blicken zu lassen. Die Stürme waren vorübergezogen; aber in unthätiger Stille entwickelte sich ihre schlimme Nachwirkung nur um so schneller, und sicherer. Der Hochmuth und die Eitelkeit über ein erduldetes Märterthum verblendete ihn über sich selbst, und seine natürliche Gereiztheit hielt er für Erregungen des Geistes. Das göttliche Wort und seine Kraft däuchte ihm viel zu gewöhnlich, darum lauschte und baute er auf besondere Erleuchtungen.

Gleich in den Anfang seines Aufenthaltes zu Amsterdam setzt sein Biograph, nach brieflichen Aeußerungen Gichtel's, den Anfang einer besonderen Aufregung seines Gemüths, die, wenn nicht Gichtel durch spätere Deutung selbst ihre ursprüngliche Gestalt verwischt hat, als Ausbruch lang gehegter Irrthümer, wie als Grundlage der ganzen Reihe späterer Verirrungen merkwürdig ist. Wir erzählen so viel als möglich mit den eigenen Worten des Berichterstatters. Er war eines Abends nach Hause gegangen und hatte wieder im Gebete Christo Geist, Seele und Leib zum Pfande gegeben mit dem festen Vorsatz, lieber sein Leben zu lassen, als von ihm in Lieb oder Leid zu weichen. Da kamen ihm die Worte Pauli in den Mund (Röm. 9, 3.): Ich wünschte verbannt zu seyn für meine Brüder, und kaum hatte er es gesprochen, so fiel auch, heißt es, ein sehr saufter, lieblicher Strahl in seine Seele. Er hielt dies (denn in Nachahmung apostolischer Worte und Handlungen gefiel er sich ungemein) für ein Zeichen der gnädigen Annahme seines Opfers, und legte nun seine Seele für alle Menschen, Juden, Türken und Heiden in Christi Blut und Tod als Opfer dar. Darauf ward seine Seele mit Gott wesentlich vereinigt, denn als eine runde, feurig flammende Kugel, wie sie J. Böhm im umgewandten Auge der Seele beschreibt (p. 1284.; er hatte damals Böhm noch nicht gelesen), wurde sie mit dem ganzen Leibe wie zusammengerollt, und in Gottes majestätisches Wunderauge ohne Ende eingetaucht, wo sie schwamm u. s. w. u. s. w. Dies wiederholte sich fünfmal in fünf Tagen, wenn er nämlich Abends betete, nacheinander, wodurch seine Seele ganz Flamme wurde, und sein Inwendiges aus seinen Augen herausstrahlete, so daß

---

*) Hieher gehört auch die Stelle aus einem Briefe an Ueberfo vom 6. December 1700: Als ich Anno 1667 bei Breckling ezogen, hat er stark an mir gearbeitet, mich in seinem Feuer anünden; worin ich aber unschuldig und deswegen durch die Bannirung von ihm bin geschieden worden, und nach Amsterdam gemen, da ich dann nüchtern worden.

**) Von Charias gibt Breckling kurze Notiz in seiner Rean von Zeugen der Wahrheit im 17ten Jahrhundert, Nr. 14. Arnold K. u. K. H. IV. 3, 18. S. 762.

er fast mit Enoch aus diesem äußeren in's innere Leben genommen und eingeschlungen zu werden gedachte, hätte nicht Gott Anderes mit ihm vorgehabt. So war es auch etwas Neues, daß er jetzt Gott wesentlich als lautere Liebe erkannte, während er vorher sich den Vater nur als Zorn gedacht, auch nicht unmittelbar zum Vater, sondern nur zu Christus hatte beten können. In solcher außerordentlicher Stimmung will er nun zwei ganzer Jahre verlebt haben. Nur zwei Stunden schlief er des Nachts, die übrige Zeit brachte er im Gebete zu. Aber dafür hatte er auch die seltsamsten Erscheinungen. Häufig war es, daß Engel zu ihm kamen und mit seinen Haaren spielten, selbst am Tage. Ein ander Mal wurde er wieder hinauf in ihre Chöre geführt, wo er sich ihre Namen aufzeichnen wollte, was man ihm aber verwehrte. Auch ward ihm dabei gesagt, daß er durch das Englische Licht hindurchdringen, und in den Ursprung selbst eingehen müßte. So ward er also wirklich in den dritten Himmel erhoben, ob er im Leibe dabei gewesen, wußte er nicht. Aber wie in den Himmel, so führte Gott ihn auch in die Hölle, und zeigte ihm der Geister Unterschied, eben so die Feuergeister, Metallgeister und Luftgeister dieser creatürlichen Welt, mit ihrer Macht, Wirkung, Regiment, Gestalt und Farbe, die eine unglaubliche Majestät präsentiren sollen.

Zu bemerken ist, was erzählt wird, daß Gichtel sehr Mühe gehabt habe, dies zu verstehen, weil er damals ohne allen Wegweiser war; als er aber nach einiger Zeit Böhm's Schriften in die Hände bekam und die drei Principien und sieben Naturen erkennen lernte, sey ihm das Verständniß auch der tiefsten, göttlichen Verborgenheit aufgeschlossen worden. Zu den neuen Eröffnungen gehörte denn die Entdeckung des Melchisedekischen Priesteramtes, das er, wie wir nachher sehen werden, zum Mittelpunkte seiner Meinungen machte, ferner daß Gott sich jetzt ein Bethaus aus allen Völkern und Zungen errichten wolle, daß die Zeit des Kampfes zwischen Michael und dem Drachen bereits eingetreten sey, und daß der Ruf an ihn erginge: Du wirst mit dem Drachen (Apokal. 12.) kämpfen müssen.

Man sieht in diesen Dingen leicht das unheimliche, krankhafte Wesen der gereiztesten Eitelkeit und erschrickt über die ungeheuere Macht, die sie über den von der Einfalt des göttlichen Wortes abgefallenen Menschen auszuüben vermag. Um aber zu begreifen, mit welcher Leichtigkeit grade Gichtel Visionen und Abentheuerlichkeiten aller Art erleben konnte, müssen wir einige Züge des bis zur Lächerlichkeit gesteigerten Hochmuths gleich jetzt anführen, mit welchen er noch in seinen spätesten Jahren das Unbedeutendste außer oder an ihm als die geheimnißvolle Spur übernatürlicher Kräfte verfolgte, und sich als Mittelpunkt aller dieser Anstrengungen mit Behagen betrachtete. Vom 28. September 1708 z. B. schreibt er an Ueberfeld, seinen vertrautesten Freund, daß der Satan aus seinem Innern wieder ausgestoßen sey, und mit allem seinen Erheben nichts mehr habe thun können „als eine Spukerei mit einer großen Ratte, die in seiner Kammer verschlossen gewesen, anrichten, welche solche Actiones gemachet, daß man recht verlegen worden, weil man's eher von einem Geist, als einer Ratte sollte vermuthen können." Sie habe ihn nicht allein dadurch in der Nachtruhe gestört, sondern ihn endlich gezwungen, aufzustehen und ein Licht zu schlagen, worauf die Ratte sich in seinen Unterhosen verborgen habe, bis sie endlich von ihm am Morgen sey aufgejagt, gefangen und getödtet worden. „So sey es also nicht allein dieser Ratte Spukerei, sondern des Zornfürsten Grimm gewesen, der eine ängstliche Bitterkeit in seinem Gemüthe aufgeregt, daß er habe keine Ruhe genießen können." Ein anderes Mal hatte er Zahnweh. Woher dieses? Er forscht tiefer und immer tiefer in seinem Geiste nach, und siehe da steigen endlich „im Feuercentor" Geister zweier seiner Freunde auf, „die in großer Demuth lagen" und von denen er merkte, daß sie durch ihn wollten „die himmlische Jungfrau eingeboren werden," d. h. daß sie durch seine Vermittelung zur Einigung mit der wesentlichen Weisheit zu kommen wünschten. Nach langem Ringen im Gebet sey d[...] auch endlich von der Jungfrau gewährt worden, er habe sie „in seinen brüderlichen Liebewillen adoptiren dürfen," und nun [...] auch der Zahnschmerz vorbei gewesen (s. Br. an Ueberfe[ld] vom 13. Jan. 1709).

Aus dem Wenigen, was wir bis jetzt angeführt haben, w[ird] klar seyn, daß die entsetzlichen Verirrungen Gichtel's unm[ög]lich mit einer richtigen Erkenntniß vom Worte Gottes und [un]serem Verhältnisse zu ihm bestehen konnten. Von diesem Pun[kt] aus war allein der Weg zu jedem Irrthum geöffnet.

Die Schrift stand gar nicht als die ewige göttliche We[is]heit über Gichtel, er beugte sich nicht unter sie, sondern spr[ang] nach Belieben mit ihr um, und machte eine subjective sogenan[nte] Erleuchtung zur Norm, nach welcher er dollmetschen zu dür[fen] glaubte. „Ich achte," schreibt er an Georg Bechtma[nn] (14. Nov. 1699), „die heilige Schrift als unsere normam fi[dei] et vitae sehr hoch; allein sie muß unter dem Lehrmei[ster] seyn und diesem keine Regel des Verstandes vorschreiben; d[enn] wir verstehen ohne den heiligen Geist gar nichts, wissen a[uch] nicht eins, was wir bitten sollen, das Gott angenehm w[äre], wenn er nicht Worte in unseren Mund leget." Daß die E[m]pfänglichkeit für das Wort Gottes ein Zug des Vaters [und] die seligmachende Kraft des Evangeliums eine Kraft des Ge[istes] ist, wird kein Christ läugnen, und Gichtel's Polemik, mit [der] er anderwärts schreibt: Wer von den Protestanten weiß n[icht], was in der Bibel aufgezeichnet? die Praxin selbst aber vers[teht] nicht einer, wo er nicht von Gott selbst angeleitet und gef[ührt] wird; — wo er also von der todten Buchstabenerkenntniß [auf] das Leben des Glaubens verweist, wird Niemand, von ihrer [...] abgesehen, tadeln. Aber der Christ kennt keine Erleuchtung, [die] ihre Regeln und ihre Vergewisserung anderswoher bekäme, [als] aus der heiligen Schrift, er weiß, daß das Wort Gottes [und] das Licht des Geistes sich wechselseitig bedingen und des fal[schen] Geistes Verführung nur am Lichte des göttlichen Wortes [er]kannt und zurückgewiesen werden. Wer ein Evangelium an[ders] als das wir empfangen haben, predigte, der soll verflucht [sein]. Woher würde man den erkennen, wenn nicht an der Norm [des] göttlichen Wortes? Was hielt der Heiland selbst dem V[ersu]cher vor, wenn nicht eben dieses Wort? Wenn dieses nicht [die] Regel des Verstandes ist, wird es dem, der sich in den E[ngel] des Lichtes verkleidet, eben nicht sehr schwer mehr seyn, mi[t fal]scher Erleuchtung zu berücken und uns auf den vornehmen S[tand]punkt über dem Worte Gottes zu erheben, wo wir bloß [sei]nen Offenbarungen ein Gehör gönnen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 8. October. № 81.

Von einigen Einwürfen gegen die Lehre der heiligen Schrift vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten.

Als wir in unseren Aufsätzen vom göttlichen Rechte [de]r Herrscher, und von den Grundzügen der Lehre [de]r heiligen Schrift von der Obrigkeit (in den März= [un]d Aprilheften des laufenden Jahrganges) die gute Sache der [ch]ristlichen Wahrheit geltend machten, haben wir diejenigen Leser [be]sonders im Auge gehabt, welche in der Mitte stehen zwischen [de]r Wahrheit, die sie lieben, ohne sie klar zu erkennen, und dem [Ze]itgeiste, vor dem ihnen graut, ohne daß sie ihn entlarven oder [si]ch seiner erwehren können. Wir durften hoffen, daß Viele von [die]sen sich gern würden hinweisen lassen auf den Quell des [Li]chts, welches allein die auf diesen Gegenständen jetzt liegende [Fi]nsterniß zerstreuen kann, und daß Gottes Wort auch in dieser [Be]ziehung seine erleuchtende und erwärmende, seine überzeugende [un]d ermuthigende Kraft beweisen würde. Eine besondere Freude [fü]r ist es uns gewesen, selbst aus Frankreich ein Zeugniß [vo]n solchen Wirkungen zu vernehmen. „Es habe" — so schreibt [ma]n uns von da — „die Ev. K. Z. durch die oben gedachten [bei]den Abhandlungen manchem redlichen Christen, der über diese [Ge]genstände in der peinlichsten Ungewißheit schwebte, ein Licht [an]gezündet und einen Stein vom Herzen genommen."

„Manchem aber" — so fährt unser Correspondent fort — [h]at man das Licht nicht nahe genug gebracht, und den Stein [ü]ber wieder auffallen lassen, indem man (S. 243.) die aus dem [M]ißverstande jener Lehre hervorgehenden Einwürfe bei Seite lie= [g]en ließ: „„daß ja doch die einzelnen Obrigkeiten durch mensch= [lich]e Handlungen, ja durch menschliche Sünden entständen, — [da]ß unwürdige Obrigkeiten keine Bilder und Abgesandte Gottes [sey]n, — daß diese Lehre den Despotismus begünstige, und auch [da]s rechtmäßigste Streben nach Freiheit, den rechtmäßigsten Wi= [der]stand gegen den Mißbrauch der Gewalt verhindere, — daß [si]e nur auf Monarchien anwendbar sey, — daß sie papistisch= [hier]ocratischen Theorien das Wort rede und mit Toleranz und [Ge]wissensfreiheit unvereinbar sey."" Und doch sind eben diese [Ei]nwürfe für Viele ein Stein des Anstoßes, den sie weder aus dem Wege zu räumen, noch zu umgehen, noch zu überschreiten vermögen. Namentlich in solchen Ländern, wo eine Staatsum= wälzung ausgebrochen ist, und wo, abgesehen vom Grundsatze an sich, Viele die Resultate derselben, wenigstens theilweise, sehr willkommen heißen, da werden gegenseitig jene Einwendungen durch die Thatsache der Empörung, und letztere wieder durch jene Einwendungen in den Gemüthern unterstützt." — „Da nun sogar Manche heimlich froh seyen, wenn ihnen jene Ein= würfe nicht benommen werden, damit sie eine Entschuldigung haben, — da die Versuchung, den Empörungen Beifall zu ge= ben, Jedermann nahe liege, — da die Empörungslust sehr weit verbreitet sey, und wir, wenn sie an manchen Orten noch nicht zum Ausbruch gekommen, dies dem Herrn zu verdanken hätten, der an einigen Beispielen gnädig gezeigt habe, daß man doch nicht so leicht ungestraft davon komme, so sey die ausführliche Beantwortung jener Einwürfe in der Ev. K. Z. ein dringendes Bedürfniß."

Dieser Aufforderung haben wir nicht geglaubt uns entzie= hen zu dürfen. Es ist zwar die beste, die sicherste Art, eine göttliche Wahrheit zu erfassen, wenn wir in ihren Mittelpunkt eindringen, und dasjenige, was Gottes Wort klar ausspricht, was der heilige Geist dem durch ihn erneuerten Herzen mit ur= sprünglicher Gewißheit beglaubigt, uns aneignen, ohne unsere Ueberzeugung von einer vorgängigen Lösung aller Schwierigkei= ten und Einwürfe abhängig zu machen, die Scharfsinn oder Spitzfindigkeit uns in den Weg legen könnten. Denn wo bliebe die Glaubensgewißheit der Einfältigen, ja die eines jeden Chri= sten, wenn er so lange schwanken und zweifeln müßte, bis er gewiß wäre, durch das letzte dieser Labyrinthe hindurch zu seyn? Kann man nicht durch bloße Operationen des spaltenden Ver= standes die einfachsten Pflichten der Redlichkeit, der Wahrheit, der Treue, der Liebe, der Ehrfurcht, in solche Staubwirbel einer immer mehr zugespitzten Casuistik einhüllen, daß, bei den klarsten Aussprüchen des Gewissens, doch nur wenige besonders Begabte alle solche Räthsel lösen können? Dennoch bleibt Gottes Wort, das sich auf dergleichen Künste nicht einläßt, „unserer Füße Leuchte und ein Licht auf dem Wege, auf welchem, wie der

Prophet sagt, auch die Thoren nicht irren können." Von der anderen Seite aber ist das Hineinführen der ergriffenen Wahrheit in ihre Folgen und Anwendungen ein herrliches Mittel, sie mehr und mehr in ihrer Lebensfülle zu verstehen, und ihren wesenhaften Inhalt (im Gegensatze leerer Abstractionen und hohler Worte, mit denen der heutige Unglaube sich oft so leichtgläubig abspeisen läßt) uns zum Bewußtseyn zu bringen, wodurch dann der Grund derselben, den Wort und Geist in uns gelegt haben, sich immer fester als solcher beglaubigt. Uebrigens wird die Natur unseres Gegenstandes, und der leider nur allzusehr auf das Unwesentliche, Formelle und Aeußerliche der Rechts- und Staatssysteme gerichtete Zeitgeist uns entschuldigen, wenn wir die ohnehin nicht scharf zu ziehende Grenze zwischen der Lehre der Schrift von der Obrigkeit, und den der eigentlichen Rechtswissenschaft anheimfallenden Lehren von Recht und Staat hie und da überschreiten sollten. Wir gehen nun zu den obigen Einwürfen selbst über.

1. Wenn wir mit der Schrift behaupten, daß alle Obrigkeit von Gott sey, von ihm selbst, als ein Bild seiner Majestät, seiner Herrschaft, seines höchsten Richteramtes, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen, gestiftet; so wendet man ein, daß ja doch die einzelnen Obrigkeiten durch menschliche Handlungen ja durch menschliche Sünden entstehen. Wir räumen dies als richtig ein, wir gestehen zu, daß Gott nur seinem Bundesvolke Israel, so lange sein Reich sich auf dasselbe beschränkte, Obrigkeiten, „Sitten und Rechte" durch besondere übernatürliche Offenbarungen setzte, und „so keinem anderen Volke thut" (Ps. 147.). Denn diese besondere Gnade Gottes ist, in größerer Fülle und Entfaltung, zwar auf die Kirche des Neuen Testaments als das wahre, geistliche Israel, „das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das Volk des Eigenthums, das von Natur kein Volk war, nun aber Gottes Volk ist" (wie Petrus die Kirche Christi beschreibt), übergegangen, aber nicht auf die in der Kirche enthaltenen Staaten und Völker als solche, denn in der Kirche Christi ist „nicht Grieche, Jude oder Scythe, sondern Alles und in Allem Christus" (Coloss. 3.). Aber nicht bloß Obrigkeiten, auch Ehen und Familien entstehen auf jenem natürlichen Wege menschlicher Handlungen, ja menschlicher Sünden. Wer also deshalb das göttliche Recht der Obrigkeiten nicht anerkennen will, der muß auch die göttliche Einsetzung der Ehe und der Gewalt der Väter läugnen. Die Menschen schließen Ehen, sie erzeugen Kinder, der Vater erwirbt Eigenthum, Grundbesitz, er nimmt Dienstleute, Knechte an, durch Kauf, Tausch, Erbschaft, Heirath vergrößert sich sein Gut, er wird reich und mächtig, Land und Leute gehorchen ihm, er wird endlich, durch Todesfälle, durch Verträge, frei von seinen bisherigen Oberherren, seine mächtigsten Unterthanen, oder ihm unterworfene Genossenschaften, werden wieder frei von seiner Herrschaft, — so entstehen Familien, Häuser, Herrschaften, Fürstenthümer, Königreiche, Republiken aus lauter menschlichen Handlungen, und diese sind, wie es die Natur des gefallenen Menschen mit sich bringt, häufig aus Fleischeslust, Eigennutz und Hoffarth hervorgegangen, so wie sie häufig durch Treubruch, List, Gewalt und andere mannichfache Sünden menschliche und göttliche Rechte verletzen. Dies wird noch klarer, wenn wir zu jenen, an sich nicht sündlichen Wegen, Macht und Herrschaft zu erwerben, Eroberungen und Empörungen hinzudenken, die an und für sich betrachtet, gar kein Recht, sondern nur, mit Umstürzung des früheren Zustandes, einen Besitz begründen, und doch in der Geschichte der Entstehung der Obrigkeiten eine so große Rolle spielen. Wie läßt sich aber dieser offenbar menschliche, ja sündliche Ursprung der Obrigkeiten mit deren behaupteter göttlichen Einsetzung reimen? Wir müssen hier zuvörderst daran erinnern, daß ja überhaupt menschliche Handlungen und Sünden Mittel, daß Menschen, daß Sünder Werkzeuge in der Hand des allmächtigen Gottes bei seiner Weltregierung sind, deren größeste und erhabenste Akte durch Menschen, durch Sünder, geschehen sind. Wer sich hieran stößt, mit dem sind wir auf einem Punkt angekommen, wo nicht mehr die göttliche Einsetzung der Obrigkeit gegen den Einwurf, daß Handlungen und Sünden der Menschen die einzelnen Obrigkeiten hervorbringen, zu vertheidigen, sondern das Seyn und Handeln des allmächtigen Gottes im Verhältnisse zu dem Seyn und Handeln der Menschen zu erörtern ist, die seine Geschöpfe und doch mit einer selbstständigen Persönlichkeit, mit einem selbstständigen Willen begabt sind. Wir befinden uns an der Schwelle der geheimnißvollen Lehre von der Schöpfung der Welt und der Menschen, und, ohne daß wir dieselbe forschend überschreiten, wird es jetzt schon jedem Leser, den sein Christenthum, oder sein natürliches Gottesbewußtseyn vor den Trugbildern des Pantheismus bewahrt hat, klar seyn, daß jener Anstoß auf einem Verkennen und Vergessen der Schriftlehre von der Allmacht Gottes und der Persönlichkeit der nach seinem Bilde geschaffenen Menschen beruht, die in ihm leben, weben und sind, deren Herzen er lenket wie Wasserbäche, und die dennoch, eben weil sie nach seinem Bilde geschaffen sind, wollen, ja wider Gott wollen, können. Im Lichte der heiligen Schrift müssen wir alle Handlungen der Menschen, insofern sie Begebenheiten sind, als Thaten Gottes, insofern sie von Menschen gewollt worden, als ihre Handlungen betrachten. Die Frau, deren Mann von Mördern getödtet worden, kann so gut als diejenige, die den ihrigen durch den Blitz hat erschlagen sehen, sagen, der Herr habe ihren Mann aus dem Leben abgerufen. Das Königsthum des Volkes Israel ist ein wesentliches Stück der Haushaltung Gottes im Alten, und, durch den verheißenen Sohn David's, im Neuen Bunde, und doch wie ist es entstanden? Als die Aeltesten in Israel zu Samuel sprachen: „Setze einen König über uns, wie alle Heiden haben" — so gefiel dies dem Propheten übel, und der Herr sprach zu ihm: „Sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht König über sie seyn soll. Sie thun dies, wie sie immer gethan haben, von dem Tage an, da ich sie aus Aegypten führte bis auf diesen Tag, und haben mich verlassen und anderen Göttern gedienet" (1 Sam. 8.). Diese Sünde des Volkes veranlaßte die Errichtung des Thrones, von dem „der Herr schwor bei seiner Heiligkeit, er solle ewig vor ihm seyn, wie die Sonne, und wie der Mond ewiglich erhalten werden, und wie der Zeuge in den Wolken gewiß seyn," Ps. 89., „des Königreichs, das mit Gerechtigkeit und Gericht gestärkt werden solle bis in Ewigkeit," Jes. 9., in welchem „der Sohn Gottes König ist über das Haus Jacob's ewiglich," Luc. 1. — So ging Jesus hin in den Tod, wie von ihm geschrieben stand, und doch sagt er selbst: „Wehe dem Menschen, durch welchen er hingeht; es wäre demselben besser, daß er nie geboren wäre."

Aber der uns entgegengesetzte Einwurf ist noch nicht ganz entkräftet, so lange wir nur gezeigt haben, daß die Entstehung einzelner Obrigkeiten, obschon aus menschlichen Handlungen, ja aus menschlichen Sünden hervorgehend, dennoch als Gottes Werk in dem Sinne betrachtet werden müsse, in welchem ein

ie Begebenheit als solche, also auch ein Raub, ein Mord, eine ebellion, eine Handlung Gottes, ein Akt seiner Weltregierung . Wir müssen außerdem noch zeigen, daß ihr Ursprung aus andlungen, ja aus Sünden der Menschen, der von uns aus r Schrift entwickelten Lehre nicht entgegensteht, daß sie nicht oß seine Werkzeuge, sondern seine Knechte sind, denen er ei- n Theil seiner höchsten Herrschaft und Majestät anvertraut it, damit sie dies von ihm befohlene Amt zu seinem Wohlge- llen verwalten, und damit ihre Unterthanen Bilder und Stell- rtreter des höchsten Herrn im Himmel in ihnen erkennen, für r Bestehen beten, und ihnen, in der Gewißheit, Gott selbst ihnen zu dienen, Gehorsam leisten, wie die Apostel uns er- ahnen, — lauter Eigenschaften, durch welche sie sich von Re- llen, von Mördern, von Räubern, die ebenfalls Werkzeuge ottes in seiner Weltregierung sind, wesentlich unterscheiden. Merke wohl" — sagt Calvin bei Auslegung der Hauptstelle s N. T. für diese Lehre, Röm. 13. — „daß die Obrigkei- n nicht bloß in dem Sinne von Gott sind, in welchem auch est, Hungersnoth, Krieg und andere Strafen unserer Sünden n ihm kommen, sondern es wird damit gelehrt, daß er bst durch sein Gesetz und Recht ihnen die Herrschaft übertra- n hat." Man sieht leicht, daß dies Alles von einer Obrigkeit r wenn, oder insofern sie eine rechtmäßige ist, gelten kann, — echt im höchsten, und zugleich einzig wahren Sinn genommen. n rechtmäßig bestehender Zustand, ein rechtmäßiger Besitz ist en ein solcher, der nicht bloß, wie Alles, was ist und geschieht, n Erzeugniß der Allmacht Gottes ist, sondern der die Bestäti- ung seines Willens und Gesetzes für sich hat, dessen Anerken- ung sein Gebot, die höchste Quelle, der allein wesentliche In- lt alles Rechts, fordert. Ein rechtswidriger Zustand, ein un- chtmäßiger Besitz dagegen ist ein solcher, der nur durch Sünde tbestehen, und nur durch Theilnahme an dieser Sünde als chtmäßig anerkannt werden kann. Denn auch im politischen d juristischen Sinne ist Recht nichts anders, als Gottes Wille d Gebot, so weit dessen Handhabung und Aufrechthaltung von n den Menschen anvertraut ist.

Ist es also das Recht, das Gebot Gottes, welches den brigkeiten die Amtsweihe ertheilt, und die Majestät verleiht, ist es widersinnig, Obrigkeiten, wenn oder insofern sie in ei- m unrechtmäßigen Besitze ihrer Macht sich befinden, als Knechte d Bilder Gottes anerkennen, für ihr Bestehen beten und ih- n, als dem höchsten Herrn selbst, dienen und gehorchen wollen. ir können und sollen unter vielen Umständen ihre Gewalt er uns ergehen lassen, ohne zu widerstreben, zwei Meilen ge- n, wenn sie uns eine nöthigen, wenn sie den Rock nehmen, ch den Mantel, wenn sie auf die rechte Backe schlagen, auch linke darreichen, Zuchtruthen Gottes in ihnen erblicken, lie- unserer Sünden, die eine solche Strafe herbeigeführt, als der igen gedenken, — aber alles dies sind Pflichten, die uns auch liegen können, wenn wir Räubern in die Hände fallen, und, m Theil, wenn Wassers- oder Feuersnoth oder Pestilenz über s hereinbricht, — von dem besonderen von Gott eingesetzten d geheiligten Verhältnisse der Obrigkeit und der Unterthanen dabei nicht die Rede. „Ein Reich ohne Gerechtigkeit" — gt Augustinus im vierten Buche von der Stadt Gottes — vas ist es anders als eine große Räuberbande?" „Usurpa- ren" — so lehrt Johann Gerhard in seinen locis theo- gicis loc. 25. — „sind nicht von Gott eingesetzt, noch bestä- t, doch sind auch sie in dem Sinne von Gott, daß er durch

sie, als durch Werkzeuge seiner gerechten Gerichte, die Sünden der Unterthanen straft, so wie Gott Krankheiten, Pestilenz und Unglück aller Art über die Menschen zur Strafe ihrer Sünden ergehen läßt. Wie daher Krankheiten von Gott gesendet wer- den, und es Gott doch nicht mißfällig ist, Mittel dagegen zu brauchen; so ist es auch nicht sündlich, Usurpatoren, die Gott zur Strafe der Unterthanen sendet, rechtmäßigen Widerstand entgegenzusetzen." Wer gutes Recht und unrechtmäßigen Besitz gleich stellt, entweiht das Recht, ohne den Besitz zu heiligen, — wer den Unterthanen gegen den Usurpator denselben Dienst und Gehorsam, wie gegen den rechtmäßigen Herrn auflegt, wer ih- nen zumuthet, dieselben Eide dem Einen wie dem Anderen zu leisten, dieselbe Fürbitte für den Einen wie für den Anderen zu thun, der zerreißt die Bande der Unterthanentreue grade zu der Zeit, wo sie ihre Festigkeit bewähren sollen, spielt mit den der Obrigkeit geleisteten Eiden, indem er die Bedingung hinzu- denkt: „so lange kein Stärkerer kommt" und ihnen somit grade für die Zeit der Versuchung seine Kraft nimmt, und würdigt die Fürbitte zu einer schmeichlerischen Ceremonie für den jedes- maligen Sieger herab, deren sich jeder redliche Mann, geschweige der Christ, schämen muß. Man stelle sich Zeiten des Krieges, des Aufruhrs vor; deren Beispiele uns jetzt leider nur zu nahe liegen. Im Königreiche Polen sind in den letzten Monaten, ja innerhalb wenigen Wochen, dieselben Städte und Landstriche abwechselnd den aufgestandenen Polen, den Russen, und wie- der den Polen in die Hände gefallen. Die letzteren haben, als sie das Königreich in Besitz nahmen, eine regelmäßige Re- gierung eingesetzt, und eidliche Anerkennung derselben gefordert und großentheils erhalten. Russischer Seits soll dagegen in wie- dereroberten Ortschaften die Wiederholung der früher dem Kai- ser als Könige von Polen geleisteten Eide verlangt worden seyn. Soll nun ein Christ, ja soll ein Mann, für den sein Wort, sein Eid noch einen Rest von Heiligkeit übrig behalten hat, je nachdem das Waffenglück oder die Heereszüge es mit sich brin- gen, heute diesen, morgen den entgegengesetzten Eid leisten, und übermorgen den ersten erneuern, und durch ein so schmähliches Spiel mit dem Eide, so viel an ihm ist, die Festigkeit der Throne und das Bestehen alles Rechts, die Kraft der Eide, dieser letz- ten Stütze, die Menschen dem Rechte geben können, und alle Treue und Glauben vernichten helfen? Wir sehen, wie Frank- reich durch vierzigjährige immer wiederholte Sünden dieser Art sich in den Abgrund, in dem es sich jetzt befindet, gestürzt hat, und wie es nun, nachdem es den Anker des Rechts verlassen, von bloßen Meinungen, Interessen und Leidenschaften, — den Stürmen aus dem argen, der Zucht des Geistes entlaufenen Menschenherzen, — fast hoffnungslos hin- und hergeweht wird.

Wir würden nicht so lange bei der Widerlegung einer so monströsen Gleichstellung von gutem Rechte und unrechtmäßigem Besitze stehen geblieben seyn, wenn wir nicht wüßten, daß dieser Irrthum nicht bloß unter materialistischen Juristen und Politi- kern, die alles Recht ihren, noch dazu sehr übel verstandenen zeitlichen Zwecken dienstbar machen, sondern auch unter Christen sehr verbreitet, welche denselben aus der Schrift selbst ableiten zu können meinen, besonders aus des Apostels Paulus Wor- ten Röm. 13.: „Jedermann sey unterthan der Obrig- keit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet." So forderte neulich der Erzbi- schof von Paris unter Berufung auf diese Schriftworte die

ihm untergebene Geistlichkeit auf, dem jetzigen Beherrscher von Frankreich an seinem Namenstage durch ihre Fürbitten königliche Ehre zu erweisen. Er that aber freilich dadurch auch der liberalen Parthei keinesweges Genüge, sondern zog sich, indem er auf die „Gewalt" jenes Fürsten einen Accent legte, der dieselbe seinem behaupteten „Rechte" gegenüberstellte, scharfe und öffentliche Rügen von derselben zu, weil diese Parthei ganz richtig fühlte, wie inhaltsleer, unzuverlässig, jedem Vorbehalt, Widerruf und Abfall Raum lassend, ein solches bloßes Anerkennen der Gewalt, im Gegensatz des Rechtes seyn muß. Dieselbe Lehre, welche dieser Prälat in den angeführten Worten des Paulus hat finden wollen, hat man auch durch des Herrn Antwort auf der Pharisäer Frage, ob es recht sey, dem Kaiser Zins zu geben, zu begründen versucht. Wir müssen daher diese Stellen näher betrachten, um zu zeigen, daß sie der oben entwickelten Lehre der Schrift, nach welcher rechtmäßige, aber auch nur rechtmäßige Obrigkeiten wahre Beamte und Knechte Gottes, mit einem Theile seiner Majestät bekleidet, und von ihm mit dem Schwerdte beliehen sind, keinesweges widersprechen, wie sie doch thun würden, wenn sie unrechtmäßige Gewalt dem auf Gottes Gebot gegründeten Rechte, und sonach die Obrigkeiten den Räubern gleich stellten.

Was die Stelle Röm. 13. betrifft, so ist, um sie recht zu verstehen, zuvörderst zu erwägen, daß dem Apostel keine politische Streitfrage, noch überhaupt der Gegensatz von rechtmäßigen Obrigkeiten einerseits und Usurpatoren andererseits vorlag, und er sich daher in einem ganz anderen Falle befand, als der oben erwähnte Erzbischof von Paris. Es wird sich gewiß keine Spur auffinden lassen, daß die Christen zu Rom, an die Paulus schrieb, in politische Händel, welche solche Fragen hätten anregen können, verflochten gewesen, oder daß sie überhaupt in einer Stellung sich befunden, welche sie zu einer Prüfung der Recht- und Verfassungsmäßigkeit der Thronbesteigungen der Römischen Kaiser oder etwas dem ähnlichen hätte veranlassen können. Dagegen lagen andere Zweifel und Bedenken vor, welche der heilige Geist durch den Apostel lösen wollte, Bedenken, „die" — wie Calvin zu dieser Stelle sagt, — „die Predigt des Evangeliums ihrer Natur nach überall, vorzüglich aber damals, anregen mußte." „Denn — fährt er fort — es gibt immer unruhige Geister, die da meinen, das Reich Christi werde nicht hinlänglich geehrt, wenn die Reiche dieser Welt nicht beseitigt werden, und man könne die Freiheit, die er uns erwirbt, nur genießen, wenn man des Gehorsams gegen Menschen sich entledige. Besonders aber waren die Juden diesem Irrthume ergeben, die es unerträglich fanden, daß Abraham's Nachkommen, deren Reich vor der Ankunft des Heilandes auf das Herrlichste geblühet hatte, nach seiner Offenbarung im Fleisch den Heiden dienen sollten. Dazu kam, daß die Gottlosigkeit der damaligen Kaiser und ihre Verfolgungen die Gemüther der Christen aus den Heiden sowohl, als die der gläubigen Juden, ihnen entfremden mußten, und sie zu der Meinung verleiten konnten, daß sie unmöglich diejenigen als ihre Herren und Obrigkeiten anerkennen könnten, welche Christo, dem alleinig Herrn Himmels und der Erden, die Herrschaft zu entreiß trachteten. Diese Ursachen bewogen wahrscheinlich den Paulu mit so besonderem Ernste für die Anerkennung der Obrigk von Seiten der Christen besorgt zu seyn."*)

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Der auf der Jonischen Insel Zante als Missionar einer Br tischen Methodistengesellschaft zu christlichen Zwecken angestellt gew sene Pastor Dr. phil. Friedr. Biallobloßky, früher zu Götti gen, hat nach Inhalt einiger im vorigen Winter angekommen Briefe an seine Mutter und Geschwister zu Wunstorf, im vorig Jahre auch eine Reise über Morea nach Aegypten gemacht, u gleich nach seiner Ankunft eine ziemliche Zahl Bibeln und Neue T stamente in Arabischer und anderen Sprachen theils verkauft, thei verschenkt. Er ist darauf den Nil hinauf gereist, im Verein m einem anderen Brittischen Sendboten wahrscheinlich eben jener G sellschaft, und hat sodann, da zu gleicher Zeit der bekannte Missi nar Joseph Wolf zu Alexandrien christliche Erbauungsstunde eine in Arabischer, eine in Englischer, eine in Deutscher und eine Italienischer Sprache gehalten, an solchen thätigen Antheil genor men. Im vorigen Winter reiste er jedoch, von einem jungen Ar ber begleitet, über Livorno und Frankreich nach London zurück, u seinen Committenten über Verschiedenes Bericht zu erstatten, u wurde darauf als Vorsteher (Superintendent) eben desjenigen J stituts zur Bildung von Judenchristen angestellt, welches im Janua stücke der Nachrichten aus dem Reiche Gottes von diesem Jahre a ein Werk der neuen Juden-Freundgesellschaft beschrieben wurde.

---

*) Der Grundtext von Röm. 13. gibt zu dem Mißverständ nisse, als wolle Paulus sagen: es kommt, wenn eine Obrigkeit n im Besitze der Gewalt sey, auf das Recht nichts an, nicht so vi Veranlassung, als die Deutsche Uebersetzung. Die Worte: „Obri keit, die Gewalt über ihn hat," in denen man Gewalt als Gege satz des Rechts, und dieses ausschließend, verstehen könnte, heißen i Griechischen wörtlich: „erhabene, vorgesetzte Obrigkeiten," ἐξουσί ὑπερέχουσαι (potestates supereminentes). — Wie sehr man üb gens den wahren Sinn der in ihrer kindlichen Einfalt so deutung reichen Sprache des Geistes in der heiligen Schrift verfehlen mu wenn man bloß logisch-grammatisch die Worte preßt, und in de Setzen des Einen das Verneinen des Anderen sucht, davon gibt d dritte Vers desselben dreizehnten Capitels ein lehrreiches Beispi wo mit einfachen klaren Worten gesagt wird: „Die Gewaltig seyen nicht den guten, sondern den bösen Werken zu fürchten; w sich vor der Obrigkeit nicht fürchten, und Lob von ihr haben wol brauche nur Gutes zu thun." Es wäre widersinnig anzunehme daß Paulus mit diesen Worten die Verfolgungen, welche Gewalt und Obrigkeiten über die Heiligen verhängt haben, abläugnen wol „Er spricht hier" — sagt Calvin, — „von dem Wesen des obri keitlichen Amtes, von dem Zwecke, wozu Gott es eingesetzt, den a unsere Sünden oft vereiteln," — von dem, was regelmäßig h sichtlich des obrigkeitlichen Amtes vorausgesetzt werden muß, bis d Gegentheil erhellet."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 12. October. № 82.

Von einigen Einwürfen gegen die Lehre der heiligen Schrift vom göttlichen Rechte der Obrigkeiten.

(Schluß.)

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit der Antwort des Herrn Christi selbst an die Pharisäer über die Entrichtung des Zinses an den Kaiser. Ob Pompejus, etwa hundert Jahre vorher, Recht oder Unrecht gethan, als er bei Gelegenheit des Streites zwischen Aristobul und Hyrcan dem Zweiten den Grund der Herrschaft der Römer über Israel legte, ob nachher Ungerechtigkeiten von den Römern begangen wurden, um die Abhängigkeit des Volkes Israel in eine völlige Unterthänigkeit zu verwandeln, ob und wie weit langwieriger Besitz, Verjährung oder Anerkennungen von Seiten der Juden der Römischen Herrschaft die Rechtmäßigkeit verschafft hatten, die ihr bei ihrer Entstehung etwa abging, — alle diese und ähnliche Fragen, auf welche es bei der rechtlichen Beleuchtung solcher Staatsumwälzungen ankommt, waren den fragenden Pharisäern allem Anschein nach eben so fremd und uninteressant, als diejenigen, bei welchen sie den Herrn Jesum in dem Falle, daß er den Römischen Kaiser anerkennen würde, verhaßt oder verächtlich zu machen hofften. Jehovah war der König von Israel, seinem ewigen Königthume zuwider konnte kein Heide über das Volk des lebendigen Gottes, das er selbst zum Herrschen über alle Heiden berufen hatte, Herrschaftsrechte erwerben. Wurde dies Volk des Eigenthums dennoch heidnischer Herrschaft unterworfen, so geschah es durch eine besondere Fügung des zürnenden Jehovah, dessen Zuchtruthen in solchen Fremden zu erkennen schon Moses und die Propheten das Volk gelehret hatten, und es war, wenn Gott sein Israel in die Hände des Nebucadnezar, oder des Antiochus, oder der Römer hingab, eine für gläubige und eifrige Israeliten ganz müssige Frage, mit welchem Grade von Recht oder Unrecht diese Heiden ihre Herrschaft erwarben. Ohne Rücksicht auf dies Recht oder Unrecht, auf den Grund der ewigen unwandelbaren Erwählung Gottes und seiner Verheißungen sollte aber der Messias die alte Freiheit und Herrlichkeit Israel's wieder herstellen, und sich eben dadurch als den geweissagten und ersehnten Sohn David's ausweisen. Diesen Hauptcharakter des Messias wollten die Pharisäer den Herrn verleiten, entweder durch Untersagung des Zinsgebens an den Kaiser sich anzumaßen — und dadurch als Empörer aufzutreten — oder durch Anerkennung der heidnischen Herrschaft aufzugeben, — und dadurch bei denen, die des Messias harreten, verächtlich zu werden. Jesus antwortet durch Hinweisung auf den wahren, Neutestamentlichen Sinn der messianischen Weissagungen, den er selbst durch die Erfüllung erst völlig an's Licht brachte, indem er die, welche nach der Verherrlichung des Volks Gottes zu trachten vorgaben, aufforderte, Gott zu geben was Gottes ist, — und dadurch andeutete, daß er, als der rechte Messias, gekommen sey, das Volk Gottes, die Auserwählten aus Israel nicht allein, sondern aus allen Geschlechtern der nach Gottes Bilde gemachten Menschen von der Knechtschaft des Satans zu befreien, und in sein priesterliches Königreich, das nicht von dieser Welt ist, einzuführen, — zugleich aber, dem Kaiser was des Kaisers ist, wodurch er lehrte, daß sein Reich nicht mit Gewalt der Waffen die Reiche dieser Welt bekämpfen, sondern dieselben als göttliche Anstalten für die gefallene Welt bestätigen und in sich aufnehmen würde, mithin der Anerkennung der Römischen Herrschaft von dieser Seite her kein Bedenken entgegenstehe. Es ist also in den Worten des Herrn nicht eine Anerkennung der Rechtmäßigkeit des damaligen Römischen Kaisers, sondern die Lehre enthalten, daß das Reich Gottes und seines Gesalbten mit der Herrschaft der Kaiser und der weltlichen Herren überhaupt nicht streite, sondern diese Herrschaft in jenem Reiche fortdauere. Es war eine, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, theologische, nicht aber eine staatsrechtliche Frage (wie die zwischen Heinrich dem Fünften und Ludwig Philipp) die ihm vorgelegt wurde, — einen Frager der letzteren Art hat er mit der Antwort: „Mensch, wer hat mich zum Erbschichter über euch gesetzt?" von sich gewiesen.

Allein, wenn gleich beide bisher behandelte Schriftstellen von der Frage, wie Obrigkeiten, die bloß im Besitze der Macht

ohne Recht sich befinden, anzusehen, und inwiefern sie anzuerkennen sind, nicht handeln, so werfen sie doch auf das Verhältniß, in welchem Besitz und Recht zu einander stehen, eben dadurch viel Licht, daß Paulus nur der Macht nicht des Rechts erwähnt, und der Heiland dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, ohne vorgängige Prüfung der Art, wie er die Herrschaft erworben, auffordert. Wir haben behauptet, daß Obrigkeiten nur wenn und inwiefern sie rechtmäßige, d. h. durch Gottes Gebot, als die Seele, das Wesen des Rechts, bestätigte Obrigkeiten sind, nicht aber wenn und inwiefern sie sich in einem bloßen rechtlosen Besitze befinden, als göttliche Beamte und Theilnehmer an seiner höchsten Majestät geehrt werden können. Aber man würde sehr irren, wenn man Besitz und Recht als Begriffe, die sich schlechthin entgegenstehen, betrachten wollte. Der Besitz, in seinem Entstehen eine bloße Thatsache, fängt, sobald er vorhanden ist, an, Recht zu werden, in Recht überzugehen, er ist aufkeimendes, werdendes Recht.*) Die erste Wirkung des Besitzes ist, daß er für den, welcher besitzt, die Vermuthung begründet, daß sein Besitz rechtmäßig sey, und ihn des Beweises seines Rechts überhebt, — ein Satz, der jedem Juristen geläufig ist, der aber auch aus dem göttlichen Gesetze, angewendet auf die Natur des endlichen Menschen, nicht minder klar, als aus den von den Staaten anerkannten Rechtssystemen hervorgeht. „Du sollst nicht stehlen," dies Gebot schützt zunächst den Besitzer, ohne Rücksicht auf sein Recht; wer einen bestehenden Besitz anfechten will, dem liegt ob, seinerseits ein Recht dazu nachzuweisen. Gottes allmächtige Hand vertheilt die Güter dieser Welt, und verleiht Macht und Reichthum, — klebt Unrecht an dem Erwerb dieser Güter, so ist er der Richter, die Rache ist sein, er will vergelten, — wir sollen es dem anheim stellen, der da recht richtet, und denen er das Richteramt befohlen hat. In diesem Sinne sagt Calvin zu den Worten:

„Jedermann sey unterthan der Obrigkeit die Gewalt über i
hat": „Der Apostel scheint mit diesen Worten den unberufen
Vorwitz derer zurückweisen zu wollen, welche immer zu frage
geneigt sind, mit welchem Rechte die Obrigkeiten ihre Gewa
besitzen, — denn es soll uns genug seyn, daß sie sie besitzen.
Ob Paulus grade hieran gedacht, dürfte nach dem Obige
zweifelhaft seyn, gewiß aber ist es, daß dem Christen, als so
chem, die Prüfung solcher Rechtsfragen, die den Meisten ohn
hin nicht möglich ist, auch nicht obliegt, sondern daß er unb
denklich die Obrigkeit, die Gewalt hat, als Obrigkeit anerkenne
ehren und ihr gehorchen soll, so wie er überhaupt durch da
Gebot: „du sollst nicht stehlen," den bloßen Besitz, ohne Unte
suchung des Rechts zu ehren, und, wenn er dazu aufgeford
wird, und keine andern Pflichten entgegenstehen, vertheidigen
helfen verbunden ist. So hatten die ersten Christen, den Staat
händeln und Staatsumwälzungen fremd und dabei unbetheilig
keinen Beruf, sich in die Verwickelungen und Streitigkeiten d
damaligen Machthaber einzulassen. So sind die Stellen de
Tertullian zu verstehen, ad Scapulam c. 2., wo er sag
Numquam Albiniani nec Nigriani (Gegner des Kaisers Sep
Severus) inveniri potuerunt Christiani; und Apolog
c. 38.: Nobis ab omni gloriae et dignitatis ardore frige
tibus . . . nulla res magis aliena quam publica. Und d
jenigen aus dem Volke Israel, die in Jesu den Heiland ih
Volkes nicht allein, sondern aller Völker erkannten, hatten n
der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Herrschaft der R
mer, die Gott über sein altes Bundesvolk verhängt hatte, ni
weiter zu fragen. Außer dieser Vermuthung für die Rechtm
ßigkeit hat aber jede bestehende Obrigkeit auch das für sich, d
sie schon durch ihr Bestehen den Gräueln der Anarchie entg
genwirkt, und dadurch Ansprüche auf den Gehorsam, den Da
die Ehrfurcht, die Anerkennung derer, welche sie schützt, sofe
keine andere Pflichten entgegenstehen, erwirbt, — ein Verh
niß, welches immer fester wird, je länger und ungestörter
Besitz besteht, und je mehr er zum wahren, nach allen Sei
vollständigen Rechte heranwächst. Anders aber gestaltet sich
Sache, wenn dem unrechtmäßigen Besitze des Usurpators
mir bekannte gute Recht des wahren, beraubten Herrn geg
übersteht, und ich mich für den einen oder den anderen ents
den soll. Auch dann hat zwar der Christ als solcher noch
nen Beruf, sich aufzulehnen, er soll, wie dem Räuber so a
dem Usurpator, wenn er den Rock fordert auch den Man
wenn er auf die eine Backe schlägt, auch die andere darreich
so lange bloß von seinem Mantel, von seiner Backe die R
ist, — aber „wehe dem, der schwarz weiß, und w
schwarz nennt!" Eine Anerkennung, daß das recht sey,
von er weiß, daß es unrecht ist, soll er unter allen Umstän
verweigern, um sich „nicht fremder Sünden theilhaf
zu machen" und „nicht Gemeinschaft zu haben
den unfruchtbaren Werken der Finsterniß." Hier
folgt, daß derjenige, welchem solche Anerkennungen abgefor
werden, auch schuldig ist, so weit er kann, zu prüfen, ob
Recht, welches er anerkennen soll, auch vorhanden ist. In
nem solchen Falle ist die Frage nach dem Rechte kein „unb
fener Vorwitz" mehr, sondern Gewissenspflicht. Klarer
wird die Sache, wenn der Unterthan dem vertriebenen H
durch Eides= oder andere Pflichten verbunden ist; dann
der bloße Besitz des Anderen ihn seiner Pflicht nicht entledig
und es muß der Vorwurf des schnödesten Mißbrauchs der W

---

*) Es ist dies eine von den durch das abstracte und darum unwahre Denken unserer Tage sehr verkannten Wahrheiten. Weil man zwei Worte vor sich hat, so legt man auch die zwei Begriffe, welche sie bezeichnen, wie zwei todte Steine neben einander, statt durch Betrachtung ihres inneren lebendigen Organismus ihre Wechselwirkung, ihre Einheit im Gegensatze, zu erkennen. So geschieht es denn, — wie wir es jetzt in Frankreich sehen, — daß das Recht, als ein Dunst, dessen Niemand habhaft werden kann, in das absolute Jenseits verfliegt, für die Praxis aber das baare Factum als ein Leichnam zurückbleibt, den keine menschlichen Anstrengungen vor der Verwesung bewahren können. Im Jahre 1789 wollte die Revolution Besitz und Verjährung für nichts gelten lassen, und stellte ihnen die abstracten Menschenrechte gegenüber, welche Frankreich unter die Guillotine brachten, — jetzt warnt ein Herrscher auf seinen Reisen vor aller Theorie und Philosophie, und das Hinstellen nackter Thatsachen soll alles Fragen nach dem Recht entbehrlich machen; so hieß es am 29. Juli 1830, um allen Eidbruch und Verrath auf einmal zu rechtfertigen: „Der Krieg hat entschieden," und so bringt am 9. April 1831 der Herzog von Broglie, gewiß noch einer der besser gesinnten der heutigen Französischen Staatsmänner, die Verbannung Karl's X. und seiner Familie als „eine in ein Gesetz zu verzeichnende unwiderrufliche Thatsache" in Vorschlag. So meinten Deisten und Rationalisten durch lauter Abstrahiren und Verneinen, durch Entkleidung von allem Historischen, Menschlichen, Individuellen und Persönlichen die Idee Gottes immer erhabener und würdiger zu machen, aber das Gespenst ist über die Wolken entflohen, und sie selbst sind im Koth dieser Zeitlichkeit stecken geblieben.

s Apostels Paulus diejenigen treffen, die es durch dieselben
htfertigen wollen, daß die dem Landesherrn geleisteten theuern
de gebrochen und Usurpatoren, bloß weil sie sich in den Besitz
r Macht gesetzt, neue, jenen entgegengesetzte Eide geleistet
rden.

Aus diesen Andeutungen wird Jeder ferner abnehmen kön=
n, wie derselbe Besitz hinsichtlich einiger Personen für einen
chtmäßigen zu achten seyn kann, der es hinsichtlich anderer
cht ist, und wie ein unrechtmäßiger Besitz in einen rechtmäßi=
n sich verwandeln kann, wenn im Laufe der Zeit alle diejeni=
n, sey es nun durch unbeerbtes Absterben, durch Anerkennun=
n und Vergleiche, oder sonst, hinwegfallen, welche berechtigt
ren, einen solchen Besitz anzufechten, oder wenn die Mittel,
ne Unrechtmäßigkeit zu beweisen, verloren gehen, was näher
szuführen uns zu tief in die Rechtstheorie von der Verjäh=
ng hineinführen würde, die auf die Rechte der Obrigkeiten so
t als auf Privateigenthum, wenn gleich nicht immer unter
selben Formen, Anwendung findet und, bei der Endlichkeit
r menschlichen Natur, finden muß.

Mancher wird gegen das Gesagte noch einwenden, daß die
üfung der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Obrig=
kten auch denen, welchen nach dem Obigen eine solche Prüfung
iegt, — besonders wenn man auf die beschränkten Kenntnisse
d Einsichten Vieler derselben Rücksicht nimmt, — oft allzu=
wer ja unmöglich werden kann, und daß daher nicht abzuse=
n sey, wie sie auf diesem Wege zur Beruhigung ihrer Ge=
ssen gelangen können. In den meisten Fällen werden nun
ar für die, welche einfältig auf Gottes Wort und Gebot se=
n, und welche sich, ohne das Ihre oder die Ehre bei Menschen
suchen, an geleistete Eides= und andere Pflichten halten, solche
eifel nicht unauflöslich seyn, es läßt sich jedoch auch nicht
ugnen, daß in Zeiten großer, lange fortgesetzter Staatsumwäl=
ngen verwickelte und schwierige Fälle vorkommen, wo dennoch
eifel übrig bleiben. Die Zerrüttung der Gewissen, die Ab=
mpfung der Menschen gegen Recht und Unrecht, die dadurch
ranlaßt wird, ist eine der furchtbarsten Folgen solcher Revolu=
nen, und keine materielle Vortheile, selbst wenn sie auf sol=
n Wegen erreichbar wären, können diese sittliche Verwüstung
fwiegen. Aber so wenig als uns die Heiligkeit des Privat=
enthums oder die Verbindlichkeit des Gebotes: „Du sollst
ater und Mutter ehren," durch die einzelnen unglücklichen Fälle
eifelhaft wird, wo die gewissenhaftesten und geschicktesten Rich=
t, das Mein und Dein nicht mit hinlänglicher Gewißheit zu
chten vermögen, oder wo Sünden oder Unglücksfälle die Fa=
ilien so zerrüttet haben, daß der Sohn nicht weiß, wer sein
ater ist, so wenig dürfen solche Fälle uns in den obigen Wahr=
ten in Betreff der Obrigkeit irre machen. Wo wir uns,
nn wir so versucht werden, des Urtheils enthalten können, da
len wir es thun; wo wir handeln müssen, wird Gott uns
ch dem Lichte, das wir gehabt, und nach unserer Absicht richten.

Wir fassen zum Schluß unsere Antwort auf den Einwurf
gen die Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit, daß ja die
rigkeiten durch Handlungen, und selbst durch Sünden der
enschen entstehen, noch einmal dahin zusammen.

Es ist wahr, daß die Obrigkeiten, mit Ausnahme derer
s Volkes Israel im Alten Bunde, welche Gott selbst durch
ernatürliche Offenbarungen einsetzte, durch Menschen, oft durch
ünden der Menschen, entstanden sind und entstehen. Allein,
s durch Menschen geschieht, ist so wohl eine That Gottes als was er unmittelbar thut, und wenn der Erwerb des obrigkeitlichen Amtes auf rechtmäßige Art geschieht, oder dessen Besitz rechtmäßig wird, was wohl geschehen kann, wenn er auch ursprünglich unrechtmäßig war, so ist eine solche Obrigkeit sowohl eine Dienerin Gottes, bekleidet mit dem von ihm verliehenen Schwerdte, als wenn er sie unmittelbar eingesetzt hätte, denn das Recht ist seinem Wesen nach eben nichts Anderes als der Wille, das Gebot Gottes, — so wie Vater und Mutter ihre elterlichen Rechte und Pflichten als ein Amt von Gott haben, obschon Ehen und Familien durch Handlungen, oft durch sündliche Handlungen der Menschen entstehen. Von unrechtmäßigen Obrigkeiten aber, insofern sie unrechtmäßig sind, wird die göttliche Einsetzung in dem Sinne, daß sie Knechte, Beamte, Abbilder (im Gegensatz bloßer Werkzeuge) Gottes seyen, nicht behauptet.

Ehe wir indeß von unseren Lesern für diesmal Abschied nehmen, müssen wir noch einige Worte für diejenigen hinzufügen, denen die Betrachtung von Rechtsverhältnissen, besonders von dem Gesichtspunkte aus, wo das Recht einerseits aus Gott hergeleitet wird, andererseits aber, in seiner Erscheinung unter den Menschen, als etwas Werdendes erscheint, fremd und neu ist. Es werden deren unter unseren Lesern nicht Wenige seyn, da die Vorstellung, als sey das Recht ein todter Mechanismus, so allgemein ist — eine Vorstellung, die das tiefere Glauben daran sowohl als das gründliche Erkennen desselben hindert. Solchen Lesern, fürchten wir, wird unsere Abhandlung der vorgelegten Frage als allzukünstlich erscheinen, sie werden eine einfachere, ihr Gewissen auf kürzerem Wege befriedigende Lösung fordern. Nun können wir zwar die Möglichkeit einer Lösung, die das Eindringen in die Natur des Rechts und des Verhältnisses desselben zum Besitze umginge, keinesweges anerkennen. Allein, so viel gestehen wir ihnen mit Freuden zu, daß es unter allen, selbst den schwierigsten und verwickeltsten Umständen viel weniger auf dieses Eindringen, als auf eine Gesinnung ankommt, die da geneigt ist um Gottes willen zu dienen und zu gehorchen, Gottes Knechten und Dienern die Ehre, die er ihnen beilegt, zu erweisen und ein unbeflecktes Gewissen, die Heiligkeit geleisteter Eide und übernommener Pflichten aller Ehre und allen Gütern der Welt vorzuziehen. Denn von den dieser Gesinnung entgegengesetzten Sünden ist die Verdunkelung der Erkenntniß des Rechts erst ausgegangen. Wir werden uns daher von Herzen freuen, wenn diejenigen, welchen unsere ohnehin nur kurzen Andeutungen nicht genügen sollten, dieselben als Gegenstand künftiger Betrachtung sich aufbewahrten, inzwischen aber wenigstens so viel daraus entnähmen, daß sie den frechen Irrlehren mißtraueten, welche jetzt die in ihren Grundzügen so klare Lehre der heiligen Schrift vom göttlichen Rechte der Obrigkeit uns zu verdunkeln drohen.

(Wird fortgesetzt.)

J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer.

(Fortsetzung.)

Von dieser Höhe aus verlor auch für Gichtel die Bibel ihre Kraft. „Ich konnte auf die heilige Schrift mich nicht verlassen," heißt es in einem Briefe vom Jahre 1697, „bis Gott

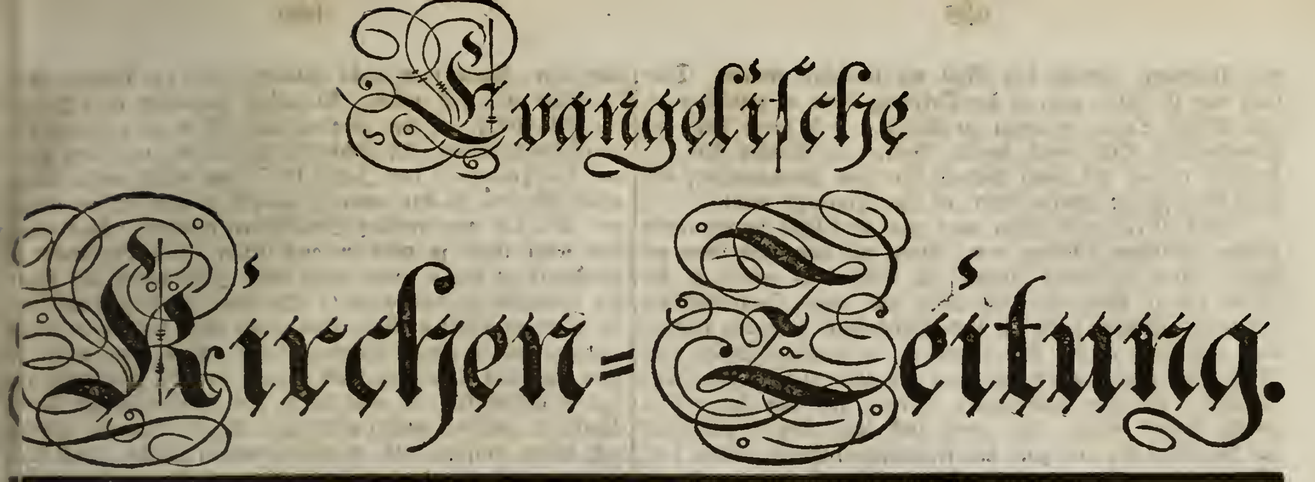
im Geist von Angesicht zu Angesicht erschienen und Mund zu Mund meiner Vorsorge mich versichert hat." „Die äußere Bibel," sagt er anderswo, „war mir zu schwach; ich konnte wegen der vielen Auslegungen und Verdrehungen mich darauf nicht betrauen; mich hat nichts erquicken können, und kann meine Seele noch nichts sättigen, als allein nur Gott in mir selbst im innern Grund, welches ist Jesus in uns. Ich habe meine Imagination nie weiter gehen lassen, Gott an keinem Orte gesuchet, gefunden, angebetet oder geehrt, als in mir selbst. Ich achte außer mir nichts, gebe alles in den Tod, und halte mich allein an den innern Gott in mir." Daher kümmert es Gichteln gar nicht, daß seine Hauptlehre, das Melchisedekische Priesterthum, in der Schrift nicht begründet ist, ja er nennt es grade deswegen: „eine theure Gnade Gottes, ein solches Geheimniß verstehen zu lernen, von dessen Urstand in der Schrift doch nichts Gründliches gemeldet werde" (d. d. 13. Juni 1702. Theos. Sendschr. Th. 1. S. 421.). Denn, meinte Gichtel, „die selbst im inneren Centro ausgeborene Erkenntniß ist die sicherste," und die rechte Erkenntniß, ja den Grund derselben, Gott selbst, habe jeder Mensch in sich, er dürfe nur in sich hineingehen und suchen. „Mir hat Gott," schrieb er 1676 an eine fürstliche Person, „noch den Reichthum seiner Gnade eröffnet, wie Gottes Reich in meiner Seele war, da ich in meiner Mutter Leibe verschlossen lag, und bin gar gewiß, wie jeder Mensch (Jude, Türke, Heide oder wie man Namen gibt) sollte es in seiner Seele finden, wo er nur mit Ernst darnach graben und in sich suchen möchte." Und in einem Briefe von 1696 heißt es: „Das erleuchtete Gemüth kann in keinem menschlichen Wort ruhen; es gehet immer auf's Centrum, und forschet in sich im Lichte der Natur nach dem Grund, welcher Gott selbst ist, und was es darinnen nicht gegründet findet, das lässet es als eine gute Meinung fahren, und ruhet in Gott."

Wir sehen, wie die Hintansetzung des geoffenbarten Wortes unter verschiedenen Namen immer die gleiche Verirrung erzeugt. Was Gichtel seinen Gott in sich nannte, ist diesem die Vernunft, jenem die Idee, dem einen Weltanschauung, dem anderen Gefühl u. s. w., alle Namen suchen sie auf, und weisen auf sie, als auf den Quell göttlicher Wahrheit, um die eine Wahrheit sich und den Anderen zu verschleiern: daß sie keine Wahrheit, als die ihres eigenen Beliebens und Gutdünkens kennen.

Mit dieser Meinung von dem in jedem natürlichen Menschen verborgenen Reiche Gottes war nothwendig auch die andere gepaart, welche Worte und Wirkung der Gnade zu einem bloßen Werke eingeborener Kräfte verkümmert. „Wir müssen nicht auf Kräfte von Außen warten," schreibt er an Jemanden im April 1699, „sie liegen alle schon in der Seele und müssen nur durch den Streit erweckt werden." Der Apostel schreibt: Gott ist es, der in euch wirket beide das Wollen und das Vollbringen, und: wir sind nicht tüchtig, von uns selber etwas zu denken als von uns selber, sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott. Bei Gichtel heißt es dagegen anderwärts (Brief an Jones Wicker vom 3. März 1699): „Der Glaube lie schon in der Seelen Grund eingesäet, diesem kommt Christi alsbald zu Hülfe; denn die Gaben und Kräfte Gottes liege alle in der Seele verborgen, als ein Samen im Acker, und lie nur daran, daß wir mit ernstem Gebet danach graben und sola aufwecken." Daß diese ganz verkehrte Innerlichkeit, mit we cher Gichtel nur in sich suchte, grub und leider fand, wenn schon so sehr dem geoffenbarten Worte und der unermeßliche freien Gnade Gottes überall abbrach, auch die rechte Anerke nung der äußeren Gnadenmittel werde aufgehoben haben, könn man mit Recht von vorn herein vermuthen. Wahrhaft hoc müthig lauten die Worte, die er an eine Exulantin in de Jahre seiner Verbannung aus Zwoll schrieb: „Ich bin selbst mir im innersten Grund die Mutter Jesu; denn wenn ich J sum nicht in mir geboren, in Elementen und äußeren Wes finde ich ihn nicht, habe also die wahre Mutter, die Kirche, mir." Mit den christlichen Confessionen ist er schnell ferti „Die Päpstische, Lutherische oder wes Secten es sind, werde im Johanne die Hure, so auf'm Thier reitet, genannt," hei es in demselben Briefe. Und wie er vom heutigen Predig amte sagt, daß es durchaus nicht Gottes Ordnung s daß alle Wiedergeborene königliche Priester und Geistliche n ren, nicht der lange Stab (Br. vom 13. Nov. 1703), so ä ßert er sich über die Lutherische Kirche besonders hie und sehr bitter. „Die Augsburgische Confession hindert den G Gottes," sagt er in einem Briefe vom 5. März 1700, „u so lange ein Gemüth an einer äußerlichen Religion hanget, ka es nicht zur Philadelphischen Liebesgemeinschaft durchbreche denn es betet das Thier an." Natürlich; solche Gemüther fi len sich immer unglücklich, so lange ein äußeres Bekenntniß hindert, sey es in vernünftelnder, sey es in empfindelnder Z gellosigkeit selbstbeliebig umher zu vagiren. In diesem Pun stimmt der Fanatismus mit rationalistischem Unglauben üb ein. Gichtel findet aber auch noch überhaupt: „man sey Zeit der Reformation mit Abbrechung des Papstthums vergn gewesen und habe nichts Besseres an die Stelle gesetzt" (B vom 4. Januar 1697), und besonders ist es auch die Evan lische Lehre von der Rechtfertigung, von Luther so bestim hervorgehoben, die Gichtel'n (wie der Katholischen Kirche den Rationalisten) sehr viel Anstoß gibt, so daß er zu sagen nicht entblödet: „Luther hat einen Mittelweg gebahnt, dar man zwar ohne Streit sich eine Seligkeit eingebildet und Zuhörer in eine fleischliche Sicherheit gebracht, daß man Christi Kreuz für lauter Thorheit achtet und die, so von d gemeinen Weg der Weltkinder ein wenig abweichen, verfe verketzert und verdammt" (Brief vom Jahre 1702). Nur nes kann man hier zu Gichtel's Entschuldigung sagen: er über Luther urtheilte, ohne ihn zu kennen, und ihn die Evangelische Lehre nach dem Zustande der orthodoxen Ki seiner Zeit bemaß. Auf Gichtel's eigene Meinung über sen Punkt kommen wir später.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 15. October. № 83.

J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer.

(Fortsetzung.)

Als Gichtel nach Amsterdam kam, fand er dort einen
..en Prediger seiner Bekanntschaft, Herrmann Jungius,
d. in Monickendamm, ein paar Stunden von Amsterdam, an-
gestellt war. Dieser Mann brachte es nun durch vieles An-
..ten dahin, daß er in seiner Gemeinde zweimal das Abend-
..hl genoß. Allein, wie Gichtel's Biograph nach mehreren
..ellen in seinen Briefen erzählt, er nahm bei fleißiger Einkehr
..hr, daß Gott sich aus dem Aeußeren entzogen, und ihn kalt,
..empfindlich und kraftlos stehen lassen, daß er mit Schaden
..eder nach Hause gekommen u. s. w. Statt daß diese betrü-
..nde Erfahrung Gichtel'n auf seinen innern Zustand aufmerk-
..m gemacht hätte, statt daß er bekümmert, bestürzt geworden
..äre, dachte er gar nicht daran, diese trostlose Entdeckung auf
..ne Rechnung zu nehmen, sondern vielmehr „er eröffnete dem
..ediger und stellte ihm vor, daß er zwar kein Verächter der
..dnung sey, sondern nur bemerke, daß solcher äußere Gebrauch
..en sowohl ein Zeichen des Thieres und der Hure sey, daraus
..h Gott entzogen, und er dasselbe also mit der Gemeinde fer-
..r nicht mehr genießen könne." Und seit der Zeit ging er nie
..eder zur Kirche, noch zum Abendmahl. Wir haben einen merk-
..ürdigen Brief Gichtel's vom Jahre 1675, wo er sich über
..orcismus, Taufe und Abendmahl äußert, den unnöthigen Streit
..r zwei Confessionen hervorhebt und eine Ausgleichung für sehr
..cht möglich erachtet, besonders aber an dem Mißbrauch des
..bendmahls, als eines äußerlichen Werkes, von dem man Se-
..keit erwarte, ohne Christ durch innere lebendige Erfahrung zu
..yn, Anstoß nimmt. So recht er nun in dieser Beziehung
..tte, so falsch war es, die Sache sammt dem Mißbrauch zu
..rwerfen. Dieser bequemen Art zu reformiren war Gichtel's
..elbstgerechtigkeit gar zu sehr geneigt. Ja nicht einmal zu re-
..rmiren, sondern nur sich loszusagen, hielt er zuletzt für seine
..flicht, und er im vermeintlichen Besitz alleiniger Erleuchtung
..heut sich nicht über eine Kirche, die das Bekenntniß ihres ein-
..gen Oberhauptes, Christi, und der einzigen Quelle göttlicher
..ahrheit, der heiligen Schrift, nicht aufgegeben hatte, zu sagen:
Daß solche Glieder, die in sich Jesum lebendig empfänden und schmeckten, mit den Thier-Teufeln (d. i. die halb thierisch oder teuflisch leben) nicht mehr das Brodt brechen und des Herrn Blut gemein machen wollten" (Brief vom 15. Juni 1697). Das war die Demuth, die man an diesem Manne gerühmt hat. Was macht es nach solchen Gesinnungen für Eindruck, wenn anderwärts mit einer gewissen Herablassung es heißt: „Um der schwachen Einfalt willen aber sage ich dieses: wer Christi Tempel in seinem Herzen mit in die steinerne Kirche trägt, was mag ihm das Aeußerliche schaden?" Davon handelt es sich ja nicht im Geringsten, sondern die Frage ist, ob denn ein Christ wirklich so gar reich, so gar satt seyn und so gar nichts bedürfen kann, daß er aus eigener Machtvollkommenheit der äußeren Mittel sich zu entschlagen berechtigt wäre, die als eine göttliche Ordnung allen Jüngern Christi ein theures Vermächtniß zu allen Zeiten waren? Oder ob da nicht vielmehr Selbstsucht und Eitelkeit im tiefsten Grunde liegt? In Beziehung auf Gichtel wird uns die Antwort an die Hand gegeben, wenn wir ihn selbst hochmüthig die Worte des Apostels auf seine Person anwenden hören: „Ich wünschte, alle Menschen träten zu mir und wären wie ich, es sollte wohl besser in der Welt gehen." (Br. an Mart. John vom 18. Februar 1699.)

5. Armuth Christi. Beten ohne Arbeiten. Seine Ansicht über den Fall Adam's und das Wesen der Selbstverläugnung. Verachtung des Wissens; Hochachtung der Speculation. Das Böse und die Materie. Ehelosigkeit.

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Amsterdam hatten sich die Hausgenossen Gichtel's, Charias und ein gewisser Hoffmann, entschlossen, ihren Unterhalt durch Uebersetzen und Correcturen zu suchen, wozu ihnen die Bekanntschaft mit einem Antiquar Namens Bansen behülflich war, von dem Gichtel das Anerbieten erhalten hatte, für diesen Zweck ihn bei der berühmten Blaew'schen Buchdruckerei einzuführen. Gichtel zwar schlug es ab mit der Aeußerung, er wolle erst Gottes Willen erwarten, ob er hier oder an einem anderen Orte seine Dienste brauchen wolle. Aber als jene das Anerbieten benutzten, schloß er sich nicht aus, sondern übersetzte auch mit, und da er hierin sich geschickt erwies, fehlte es nicht an Arbeit

und Verdienst, obwohl das Geld nie zureichen wollte. Dies fand nun Gichtel ganz in der Ordnung, denn er glaubte nicht, von Arbeit Segen erwarten zu dürfen. Und wenn dann außerordentliche Hülfe nach seinem Gebete um dieselbe kam, so brauchte er dies als einen Beweis für seine Hausgenossen, daß seine theosophische Praxis besser als ihre Theologie wäre.

Daß Gichtel's Leben nicht arm an solchen unerwarteten Zeichen göttlicher Fürsorge war, haben wir allerdings schon gesehen. Auch bei seiner Ankunft in Amsterdam erfuhr er sie. Denn als er schon am ersten Tage seine ganze Baarschaft bis auf wenige Stüber hatte für Lebensbedürfnisse ausgeben müssen, und nun ohne Geld, ohne Freunde, in fremder Stadt seine Noth Gott klagte, ward ihm schon des anderen Morgens Hülfe gesendet. Ein ihm unbekannter Mann, der von ihm früher mochte gehört haben, trat herein und legte ihm 6 Dickthaler auf die Bettdecke, und ging mit freundlichem Gruße wieder fort. Aber nicht zu läugnen ist, daß diese Güte Gottes von Gichtel'n wie auf Muthwillen gezogen wurde. Denn hatte er zuerst eine Wohnung sich für 9 Groschen wöchentlich gemiethet, so glaubte er auch jetzt, nach erhaltener Hülfe, ohne Weiteres sich ein Häuschen um 32 Rthlr. jährlicher Miethe aussuchen zu dürfen. Gutgezogene Kinder, die von ihrem leiblichen Vater Alles erwarten und erbitten, würden es doch wenigstens für eine Pflicht halten, nicht mit unbescheidenen Wünschen des Versorgers Güte auf die Probe zu stellen. Gichtel glaubte einer solchen Kinderpflicht überhoben zu seyn; vielmehr meinte er, ein rechter Streiter Christi lebe in unablässigem Gebete, und werde „zu äußerlichen Brodtkünsten ganz inhabil gemacht; der innere Brodthunger, wie er sich ausdrückt, dringe immer vor und trete den Brodthunger des Naturlebens zu Boden, in welchem Falle Gott dann dem Geistleben zu Hülfe kommen und die Reichen bewegen müsse, solchen Streitern Gutes zu thun." Nach jenem alten Irrthum, den schon ein Clemens von Alexandria bekämpfte und dessen vollendete äußere Erscheinung in den Betelorden Gichtel'n in seiner Jugend anzog, nach jenem Irrthum, der sich das Gebot: zu haben, als ob man nicht hätte, und zu brauchen, so daß man nicht mißbrauche, auf die bequeme Weise also umgestaltet: habe nichts, so kannst du auch nichts mißbrauchen; nach ihm war auch für Gichtel nicht gesagt: so Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen (2 Theß. 3, 10—12.), sondern hielt man ihm diese Stelle vor, so sagte er mit der Sophistik der Bibelverdrehung, die seinen Leuten eigen ist, entweder: es stehe in unserer Macht nicht, denn es heiße, sie sollen Alle von Gott gelehrt seyn (!), oder: man benebele sich mit Pauli Worten und verstehe das Mysterium der Armuth nicht (Br. vom 17. Juli 1708), und lebe nicht des allerheiligsten Glaubens, in welchem man vom verbo Domini (dem innerlichen Worte) mit Begierde und Hunger der Seele esse u. s. w.*) Die Armuth Christi, pflegte er zu sagen, ist der erste Trapp des engen Weges, und wer vom Altar leben will, darf nicht von seiner Hände Arbeit leben. Das Gegentheil nannte er am irdischen Mammon hängen, und so lange man

*) Dieser allerheiligste Glaube ist die fünfte der sieben Glaubensstufen, deren der Verfasser von Gichtel's Lebenslauf, indem er verschiedene Aeußerungen Gichtel's systematisirend zusammenstellt, gedenkt. Noch tiefer, heißt es dort, ist fünftens der Glaube, der im ewigen Grunde mit dem Worte Gottes schafft und bildet und Speise wirkt, die nicht vergänglich ist, da Gott mit dem himmlischen Manna das äußere Brodt gibt.

dies thue, könne man nicht glauben, weil der Glaube sch[...] da nichts ist, und nehme, da nichts geschaffen ist (Br. [...] 26. Juli 1697). Daher arbeitete auch Gichtel nach dem [...] seiner Hausgenossen, des Predigers Charias (im Jahre 16[...] und Hoffmann's (im Jahre 1677) gar nichts mehr, son[...] ergab sich, wie sie das nannten, gänzlich in den Willen Go[...] und ließ sich von fremden Wohlthätern ernähren. Und wi[...] dies selbst that, so rieth er auch seinen Freunden, weder [...] Handwerk zu lernen, noch selbst durch Information der Ki[...] sich Unterhalt zu verschaffen (s. Br. vom 16. August 1697 [...] 26. October 1700 u. A.); denn wenn Gott die Seele gän[...] ergreife, und in seinen Weinberg führe, würde man weder [...] Eine noch das Andere zu thun bequem seyn.*) Die Welt [...] sagt er anderwärts, ist nicht werth, das Mysterium der Arm[...] Christi zu wissen: maßen ich's auch allezeit verborgen geha[...] und leiden müssen, daß es wider meinen Willen durch m[...] Mitzweige ist aufgedeckt und schändlich verachtet worden. [...] Selbstverläugnung und eigenerwählte Heiligkeit in Entäußer[...] von allem Irdischen hing mit seiner Meinung von der Art [...] Falles Adam's zusammen. Der Gedanke „weil Adam in [...] Annehmlichkeit des Irdischen eingegangen, ist Christus da[...] gewichen, und hat in dieser Welt nichts Eigenes besessen, [...] nur die Nachfolge gelehrt," kehrt in seinen Briefen oft und [...] ter ausgeführt wieder.**) Nach Gichtel hätte man nicht [...] gen dürfen: die Sünde, sondern: das Irdische ist der Leute [...] derben, denn alle Berührung mit Dingen, die nicht an sich gei[...] sind, däuchte ihm dem innern Leben zu widerstreiten, al[...] das Sichtbare nicht auch ein Werk der Hände Gottes, und [...] Ordnung natürlicher Verhältnisse nicht göttliche Ordnung [...] So gehörten nach Gichtel selbst die Freundschaftsbande [...] Blutes zu dem, was man, wie allen irdischen Besitz, verläu[...] müsse, um los und ledig, und von Allem frei zu seyn, w[...] der Weltgeist uns noch festhalten könnte (Br. vom 27. Se[...] 1702. Th. VI. S. 1618.). Kein Wunder ist demnach, da[...] die Musik, welche ihn noch in der ersten Zeit manchmal er[...] hatte, indem er Abends zu seinem Klavikord ein geistliches [...] sang, endlich auch „durch den Tod Christi führte, daß sie [...] aus der Sinnlichkeit wegfiel, und nachmals lieber im Geiste [...] stille Harmonie machte," damit er nur nichts mehr mit der [...] ßeren Musik" zu thun habe. Daß er in der Verläugnung [...] Aeußeren doch gewisse Schranken kannte, aber auch, wie er [...] besonders gut verstand, vollkommen genügende Erklärung [...] deren geistlichen Nothwendigkeit bereit hatte, beweist folg[...] Zug. Er hatte anfangs viel gefastet, um die nöthige Stim[...] für das Gebet zu erhalten. Allein er fand, „daß dies [...] bessere, sondern nur die Natur irritire und grimmig mach[...] daß man nicht einer Mücke Sausen ertragen könne, was [...] Werke Gottes mehr hinderlich als förderlich sey." Er f[...]

*) Gegen die Ansicht Gichtel's von Arbeit und arbeits[...] Glauben ist zum Theil die 1724, 4., in Leipzig erschienene tre[...] Epistola des Jo. Fr. Buddeus gerichtet, die man vergleiche[...]

**) S. Th. V. Br. 131. S. 3754. So heißt es in einem [...] an Jo. Fr. Schultze vom 16. August 1707: Es ist offenbar [...] Adam uns in die Begierde der Irdigkeit eingeführet, weswege[...] sterben müssen. Christus hergegen hat uns mit seiner Verläug[...] des Irdischen aus der irdischen Sucht ausgeführet, und die [...] läugnung durch sein Blut befestigt, daß, Amen, Niemand, er [...] so gelehrt seyn als er will, sein Discipul seyn kann, er verl[...] sich denn selbst mit allem Irdischen. Besonders vgl. noch T[...] Br. 22. S. 3250.

m nicht mehr. Dagegen nahm er jetzt öfter zwei Mahlzeiten att einer zu sich, ohne daß es ihn beschwerte, wobei er sogleich ie Bemerkung machte: „daß wenn der Hunger der Seele in er Liebe Jesu groß wäre, auch des äußeren Menschen Appetit ach der Speise wachse."

Zu den unnützen äußeren Dingen rechnete er natürlich alles Bissen. Er verachte zwar die Gelehrtheit nicht, sagte er, denn : habe von diesem Stoff auch ein Kleid an, aber daß die Me- norie in äußeren Wissenschaften schwach werde, erführen alle Nachfolger Christi: der Dagon könne bei der Bundeslade nicht estehen; solle Christus allein in dem Gedächtniß leben und fixi- t werden, so müsse alles andere Wissen weg. Damit tröstet auch einen Freund, der über schwaches Gedächtniß klagt. Wenn ihr's, lieber Bruder, schreibt er, gründlich verstündet, soll- t ihr euch deswegen nicht beklagen; denn weil wir den Jesum rucifixum in der Memorie halten müssen, so kann darinnen chts bestehen. Und in einem Briefe vom 15. Septbr. 1699 ißt es: Die Gelehrtheit herrschet wohl mit ihrem vernünfti- n Studiren und suchet alle Mysterien Gottes in der Höhe, s im Gestirne; allein sie spricht keine Kraft, sondern nur Bissen aus, und ist wie eine Sackpfeife, welche der Pfeifer auf- asen muß, soll sie tönen und schallen. Daß Gichtel hiemit icht den Mißbrauch der Gelehrsamkeit, sondern sie selbst meinte, nd wie er wahrhafte Christen eben um ihrer allein willen miß- chtete, beweist am Deutlichsten eine Stelle des schon früher ngeführten Briefes vom 5. März 1701, wo er über Spener gt: Seine Episteln wollte er wohl lesen, wäre die Zeit nicht kurz; er wisse aber schon vorhin, daß Spener das malum hujus sacculi, die böse Zeit, weder heben, noch Babel heilen erde, darum sey ihm wenig daran gelegen. Heidnische Ge- lhrtheit wolle es nicht thun." Wir kennen Spener's heid- iche Gelehrtheit. Gichtel'n konnte freilich weder Spener's Ernst für wahre Wissenschaft, noch seine Evangelische Nüchtern- heit, Demuth und Einfalt behagen.*) Er selbst, der viel Bü- cher ohne Unterschied früher gelesen hatte, entsagte nun solchem Lesen, denn der Teufel, so meinte er, habe ihm dadurch so viel listige Einwürfe in's Gemüth geschoben, daß er oft wünschte, so viel Wissen nicht gesammelt zu haben und nun andere gute Ge- müther durch seinen Schaden klug zu machen suchte. Das Le- ben der Altväter von Arnold, ein (das Hervorheben einer fal- schen Ascetik abgerechnet) gutes Buch, hielt er zuerst noch besonders hoch. Allein alle vergaß er über Jacob Böhm, von dem er sagte, daß er ihm bei'm Lesen der heiligen Schrift weit besseren Dienst gethan habe, als alle Wissenschaften der hohen Schule, indem er sich oft verwundert, daß dieser einfältige Mann die He- bräischen Namen viel tiefer ausgewickelt als Juden und Chri- sten. Wenn etwas in heiliger Schrift dunkel, magisch oder my- stisch geschrieben sey, Böhm löse Alles auf (Th. II. S. 1034.). Vor Allem lobte er seinen 27sten Sendbrief. Man mag von Böhm halten, was man wolle, — wir wollen dem nicht vor- greifen, was nächstens in diesen Blättern über ihn bei Gelegen- heit der Anzeige seiner Biographie von Herrn v. Fouqué, Greiz 1831, gesagt werden wird, — so ist doch gewiß, daß er schon als Original besser war, als seine Copie, besser aber auch, weil der Schuster neben seiner Speculation einfältig und treu fort- schusterte, während der Rechtsgelehrte des Schusters Schriften las und daneben — nichts that. Uebrigens hatte Böhm auf Gichtel'n den schlimmen Einfluß, den er auf Jeden haben muß, der nicht mit dem schlichten Worte Gottes sich auf jenen Fels gestellt hat, auf dem man das wilde Wasser speculirenden Ueber- muths kann getrost heranspülen sehen. Die einzigen Schriften, die Gichtel neben Böhm las, waren Bücher von Naturfor- schern, „um des Lichtes der Natur willen." Auch das war schlimm, wenn er gleich von dem damaligen herrschenden Hang der Alchymisterei durchaus frei blieb, welche er zwar nicht un- bedingt verwarf, eben so wenig aber unbedingt billigte, für seine Person wenigstens nie darauf einging, und alles Goldmachen, Aufsuchen metallischer Tinkturen u. s. w. für unnütz erklärte.*) Denn für den Christen verhält es sich mit der Naturforschung wie mit dem Studium der Philosophie; der Becher muß ausge- trunken werden, soll er uns zum Quell der wahren Weisheit führen. Mystiker und Ungläubige haben mit hochmüthigem Pfu-

---

*) Wir verweisen, was Spener'n betrifft, hier abermals auf nen trefflichen Brief an Breckling in den Unsch. Nachr. vom hre 1718, und heben nur eine Stelle, S. 376 ff., heraus. Er t dort nämlich zuvor vom Nutzen der Sprachstudien, des Stu- ums der Geschichte, der Philosophie u. s. w. für den Theologen sprochen, und fährt nun fort: Nur daß man das Nöthigste am isten treibe, und die Auditores dahin anweise, daß sie wahrhaftig uben, ihr Fleiß und des Präceptors Arbeit möge ihnen die gött- he Erkenntniß nicht in das Herz bringen, sondern sie müßten, so- d sie ihre Studia anfingen, alsobald die erste göttliche Wahrheit, in ihren Herzen bezeugt wird: wie wir mit Christo der Sünde ben und zu einem neuen Leben auferstehen müßten, dazu lassen iftig seyn, daß sie darnach ihr Leben anzustellen sich beflissen und einem solchen Stande ständen, worin der heilige Geist durch ih- Präceptoren und ihren eigenen Fleiß bei ihnen die wahre Er- ntniß wirke, damit es nicht eine bloße buchstäbliche, sondern recht- affene göttliche Erkenntniß sey. Damit stehen die academischen udia in heiligem Gebrauch, und werden nun nicht mehr zur He- ng des Hochmuths oder als academische Eigenheit, sondern zu ttes Ehren eingerichtet. Da wird der Weg auch nicht mit Lu- er und Adam aufwärts gehen, Gott etwas mit eigener Weisheit d Gesuch abzurauben, sondern der Mensch wird sich nur befleißen, emal die Gnade anzunehmen, und derselben treulich zu brauchen, ihm der Herr gibt und ihn immer zu weiterer Gnade fähig acht. Da wird's nicht mehr unser Werk, sondern Gottes Wir- ng in uns seyn, was wir haben. Hierauf lasset uns mit Ver- ihnen, Erinnern, Strafen, Bitten und Flehen arbeiten, ob's dahin auf Universitäten gebracht, oder nur an einem Orte der Anfang gemacht würde, auch solches öfter bezeugen, daß wir NB. nicht der Academien und Studien Untergang, sondern ihre Heiligung suchen. So werden wir durch Gottes Gnade mehr ausrichten, als wo der Verdacht, es werde alle Gelehrtheit verworfen und der Schulen Verderben verlangt, auch die rechtschaffenen Gemüther, welche die Besserung selbst verlangen und darnach sich nach Möglichkeit bestre- ben würden, von der ganzen Sache abschrecket oder sie zuwider macht.

*) S. besonders einen Brief von 1697, Th. V. S. 3209 ff., vom 5. März 1701, Th. IV. S. 2608 f. und vom 2. Juni 1702, Th. III. S. 2413. In einem Briefe von 1703, Th. V. S. 3340. heißt es: „Die Seele ist aus einem tieferen Centro, nämlich aus Gott selbst ausgehallet, und lebet nicht vom Brodt, sondern vom verbo Domini; daher auch Gott die metallische Tinctur unter eine unbeschreibliche Einfalt beschlossen, daß keine Vernunft, wie scharf sie auch ist, solche ergründen, erforschen und finden kann." In ei- nem anderen Schreiben von 1703, Th. V. S. 3332. sagt er: mir hat sophia, nicht tinctura auri beliebt. Von den Goldmachern sagt er ebendaselbst S. 3334.: „Gott und die Natur hasset solche falsche Gemüther." Unter der Erbschaft des alten Bansen, der Gich- tel'n Alles vermachte, fielen ihm auch an 400 chemische Prozesse zu, die er aber alle weggab, wie er in mehreren Briefen erzählt.

schen in der Naturforschung jenen Kelch zum Taumelkelch gemacht, in welchem sich ihre Eitelkeit berauschte. Kaum haben sie einen Schritt durch die Wüste gethan, so blicken sie um, als läge das ganze gelobte Land bereits zu ihren Füßen, und sie vergessen, daß zwischen ihnen und dem Lande ihres Begehrens der Jordan liege, den nur eine göttliche Führung überschreiten hilft. Das heißen sie, je nachdem sie sind, Divinationen oder Offenbarungen über die Geheimnisse der Natur, oder wissenschaftliches Construiren, oder was dergleichen mehr ist. Von ihren Voraussetzungen lassen sie Resultate gebären, und solche Windeier nennt man Beobachtungen. Bei Gichtel'n findet sich nun nicht ausschließlich jenes Streben, vielmehr kommen nur gelegentlich und nebenbei einige chemische Bemerkungen seltsamer Art wie eine geheimnißvolle Zierrath zu seinen theologisirenden Entwickelungen. Aber er glaubte genug eigene Einsicht zu haben, um mit einer unglücklichen Sicherheit in Böhm's Speculationen über der Welt Schöpfung aus dem Grunde der ewigen Natur und damit verwandte Dinge eingehen zu können, ohne zu bedenken, daß die menschliche Forschung über des Erdlebens Entstehen nur in dem Maaße sicher ist, in welchem sie von einer genauen Kenntniß der Wirklichkeit geleitet wird, oder daß, wenn diese Kenntniß ihr fehlt, sie doch sich ja an den einfältigen Andeutungen der Offenbarung möge genügen lassen, ohne mehr sehen zu wollen, als man durch gemachte Erfahrung zu sehen berechtigt ist. Das erbauliche oder unerbauliche Analogisiren, Grübeln im Schriftbuchstaben hilft hier um keinen Schritt weiter, verwirrt des Gemüthes Einfalt, rückt den Zweck der Offenbarung mehr und mehr aus den Augen und läßt endlich das Eine vergessen, das Noth thut.

Wir sehen aus dem Angeführten, daß Gichtel eigentlich nicht alles Wissen verachtete, sondern nur das, was seiner Stimmung nicht zusagte. Das ist ein diesen Leuten sehr gewöhnlicher Irrthum, in der Einbildung gänzlicher Willenlosigkeit und Selbstentäußerung ihrem subjectivsten Belieben nachzugehen. Hiezu kam noch, daß bei Gichtel der Irrthum einer vermeinten gänzlichen Selbstverläugnung von einer anderen Seite genährt ward, indem er das Ich und seine Gelüste im Körper und seinen Begierden hauptsächlich finden und bekämpfen wollte, das für den schwersten Sieg hielt, dessen Ueberwindung äußerlich am wehsten that, und darüber den Eigenwillen seine feinsten Gewebe im Innern ruhig fortspinnen ließ. Denn, sagte er (Br. vom 14. Mai 1709), „der Teufel wohnet im äußeren finsteren Fleisch, und wirft sein Egest in die äußeren Sinne und Gemüth, bedecket uns das Licht der Natur, als des Gestirns, den innern Menschen oder Willen kann er aber nicht regen, als nur durch Imagination. Darum müsset ihr euch nur an den innern Menschenwillen halten, der in seinem Himmel verborgen lebet und nicht sündigen kann, sondern des Teufels Egest und Einflüsse verfluchet." Diese Unberührbarkeit und Unbefleckbarkeit des innern Menschen durch die Einflüsse des äußern, eine Meinung des Mysticismus und Rationalismus, war bei Gichtel'n zur festen Gewißheit nicht ohne eine gewisse Consequenz geworden, die sich ihm aus seiner verkehrten Ansicht des Falles des ersten Menschen ergeben mußte. Der 78ste und 79ste Brief des ersten Theiles der theosophischen Sendschreiben verbreitet sich hierüber ausführlich, obwohl in vielen andern dieselbe Materie wiederholt wird. Die alte Meinung des Zendavest, der Edda, der Kabbalisten u. s. w., die Gichtel hatte durch Böhm kennen lernen, war es, nach welcher auch er den ersten Menschen in die Classe der Kryptogamen versetzte und seine Herrlichkeit darin

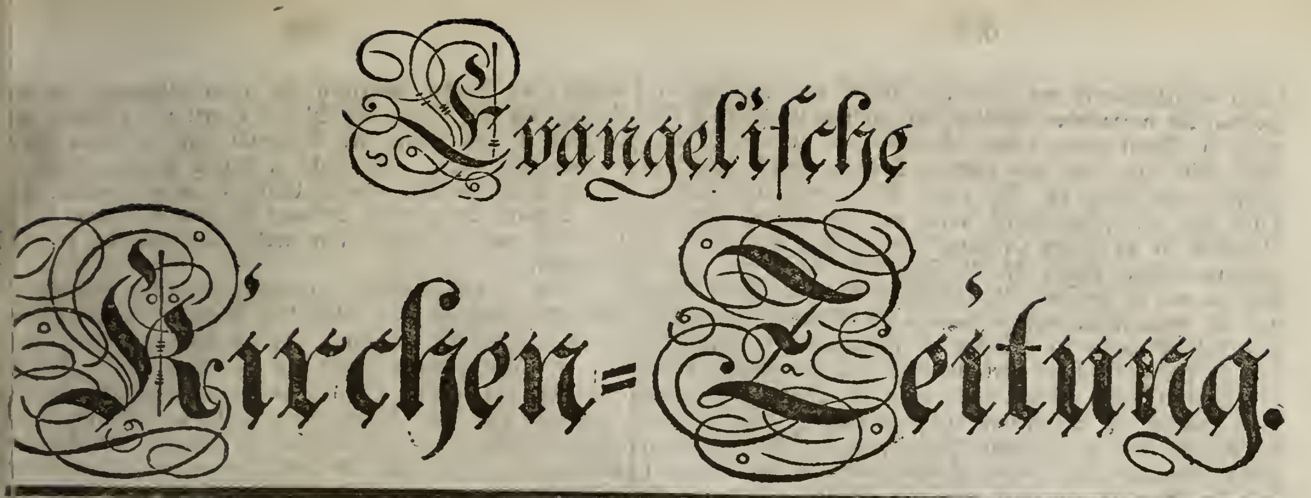
fand, daß er zuerst Mannweib oder die Potenz von Beiden wa
Durch Imagination sollte das Menschengeschlecht fortgepflan
werden; aber Adam ward durch den Anblick der Thiere zu de
Wunsch einer Aenderung geführt, den Gott auch gewährte, d
irdischen Sucht, welche der Teufel in den reinen krystallinisch
Leib Adam's gebracht, nachgab, den Adam mit einem irdisch
Leibe bekleidete, und im Schlafe die Eva bildete u. s. w. D
aber Gott an dieser Aenderung Ekel habe, soll Jacob's Str
der Bund der Beschneidung u. A. beweisen, wie auch die St
im 1sten Br. an Tim. 2, 14. so verdreht wird, daß es d
heißen solle: das Weib sey in der Uebertretung gemacht word
Allen diesen Träumereien, von denen die Schrift kein Wort sa
liegt der Hauptgedanke zu Grunde: des Menschen Verderb
besteht in der Neigung vom Geistigen weg zum Irdischen u
Sinnlichen, und darin bestand auch der Fall des ersten M
schen. Demnach wäre folgerecht auch nur die einzige Umkehr
Abtödtung der Sinnlichkeit zu suchen. So nun auch Gicht
Er war noch zu ehrlich, um sich in das, was man allein
Sünde anerkennt, wie in ein angenehmes Unglück mit Sel
zu fügen. Zwar glaubte er eine Nothwendigkeit des Stre
zwischen Materie und Geist, Bös und Gut gefunden zu hal
Sagte er ja doch mit Böhm: Das Contrarium machet G
herrlich: denn wenn keine Finsterniß wäre, sollte das Licht n
so werth geachtet werden (Br. an Andr. Morell vom Ja
1697), und er wollte unter Satan Gottes Zorn verstanden wi
welcher in der von Gott selbst hervorgerufenen Finsterniß in G
tes Wesen seinen Ursprung habe, nur daß Liebe und Zorn
Gott in gleichem Gewichte und Harmonie ständen, während
in der äußeren Welt nicht der Fall sey, da der Zorn durch Ada
Fall sich emporgeschwungen habe und das Oberregiment prä
dire (s. Br. vom 13. Juli 1697 und März 1698, Th. I.
S. 702 ff. 846 u. s. w.). Er sah freilich nicht ein, daß
vollkommene Güte, die in ein Gleichgewicht von Bös und
gesetzt wird, eben so sehr aufhört vollkommen zu seyn, al
das Böse nicht mehr bös seyn läßt. Eben so fiel ihm nicht
daß ein Hinderniß, welches hochnützlich sey, nur höchst unei
lich Hinderniß genannt werden könne, sondern Förderungsm
heißen müsse, und daß es daher absurd sey zu sagen: der
sche elementarische Leib ist uns eine gewaltige Hinderung im G
lichen und doch zum rechten Wachsthum des Innern hochnü
als der Mist auf dem Acker zur Saat ist*) (Br. vom 14.
1699). Es war darum jene gute practische Inconsequenz,
so oft die gemachte systematische Weisheit Lügen straft, und
auch Gichtel'n bewog, jenen von der einen Seite als h
erkannten Mist gar nicht ruhig auf dem Acker faulen zu l
sondern mit aller Macht ihn wegzuräumen. Das Unglü
darin, daß er nicht erkannte, es sey eine Verkehrtheit des
stes, die den Leib schände und des Leibes Triebe zu Diene
rer Bosheit mache, während der Leib an sich so gut Gef
Finsterniß, als ein Tempel des Lichts und des heiligen G
sey, daß er, wie jener geistreiche Mann sich ausdrückt,
oder Paradies seyn könne, je nachdem man ihn baue.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) In einem Briefe von 1695, Th. I. S. 214., heißt es:
irdische elementarische Leib ein ganz fremdes Wesen am Bild
tes und nur ein finsteres Gefängniß der Seelen sey, darin d
fel sein Raubschloß habe und sein höllisch Egest immer in's
werfe. Und anderwärts Th. III. S. 1877. nennt er den
den Saustall des irdischen Fleischhauses.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn



Berlin 1831. Mittwoch den 19. October. № 84.

J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer.

(Fortsetzung.)

Consequent war aber Gichtel in der Uebertragung seiner rmeinten Erkenntniß auf das practische Gebiet, wir meinen in nen Ansichten und seinem Verhalten in Bezug auf die Ehe. entfernte sich am weitesten von jener Kirche, welche diesen tand für ein Sacrament erklärt, indem er ihn, als etwas mit er wahren Jüngerschaft Christi Unvereinbares, folgerichtig floh d verabscheute, während jene mit etwas unbegreiflicher Inchsequenz das Sacrament ihren Priestern vorenthält. „Hätte ther," sagt Gichtel, „im Beginn der Reformation den libatum sein gelassen, sollte er viel besser gethan haben; so re noch ein Nachdenken geblieben, aber so hat die viehische icht das Oberregiment gekriegt u. s. w." Wer von seinen eunden sich verheirathete, galt in seinen Augen nichts mehr. recklingen macht er bittere Vorwürfe darüber; doch wissen nicht genau, wie weit Gichtel's anderweitiges Mißvertniß mit diesem Manne, oder eine wirkliche Unziemlichkeit eckling's bei diesem Schritte, welche Gichtel's Biograph eutet, hiebei einwirkte. Aber auch den wirklich frommen, n auch in mancher Verirrung befangenen, Arnold entblö- sich Gichtel nicht, einen blinden Pharisäus zu schelten, der ch den freien Umgang mit Gastereien und Umgang mit Weibsen gefangen worden sey, anfangs zwar in sophiam sich vert, nachher aber Alles refutiret habe, als er sich mit der Tochter ehelich eingelassen, was aber nur ihm, nicht Gich'n und seinen Anhängern, Schaden gethan habe (Br. vom August 1707).*)

Zwar äußert sich Gichtel öfter, daß er die Ehe nicht ezu verbiete, z. B. in einem seiner letzten Briefe vom 14. Jar 1710 (Th. I. S. 587.), wo er sagt: „nicht daß wir die verbieten; wer freien will, der sündigt nicht; aber dieser schweren bedrängten Zeit zu entgehen achten wir besser zu seyn, sich um des Himmelsreichs willen beschneiden," und anderwärts (Th. III. S. 2213.) wo er sich gegen Jemand, der ihm vermuthlich die Stelle im 1sten Br. an Tim. 4, 3. vorgehalten hatte, ausdrücklich damit verwahrt, daß es dort ja hieße, verbieten werde der Antichrist zu ehelichen, was er, Gichtel, nicht thue. Daß dies übrigens eine bloße Ausflucht war, die Gichtel wahrscheinlich dieser Stelle wegen traf (obschon er trotzdem immer noch in eine Categorie mit Jenem, von Dan. 11, 37. bezeichneten, fiel), daß er die Ehe, zum mindesten allen ehelichen Umgang, als durchaus der Wiedergeburt und Erneuerung zum göttlichen Ebenbilde widerstrebend, eben so hätte verbieten müssen, als er ihn verwarf, das geht aus unzähligen Stellen seines Sendschreibens hervor, und ward auch von seinem Freunde und Nachfolger Ueberfeld unumwunden behauptet und gelehrt.*) Nur Eines kam auch noch hinzu, was Gichtel'n am ausdrücklichen Verbote hindern mochte: weil er diese hohe Vollkommenheit bloß als eine Gabe weniger betrachtete, wo dann ein allgemeines Verbot hätte unnütz erscheinen mögen. So sagt er (Br. vom 1. Juli 1702): Wir verbieten die Ehe nicht, sondern melden mit Grund: wer uns nachfolgen, Jesum anziehen und wieder im Gemüth zur Ruhe kommen will, muß Weib, Kind, Magd, Knecht, Vieh von sich thun, und dieses Mysterium ist eigentlich des Melchisedekischen Priesteramtes Grund. Wie allgemein nothwendig ihm jedoch von anderer Seite die Ehelosigkeit oder Enthaltung erscheinen mußte, läßt sich leicht klar machen. Die Wiedergeburt und Erneuerung zum göttlichen Ebenbilde, zu welcher er doch wahrscheinlich alle Christen berufen glaubte, findet er in einer Versetzung des Menschen in den ursprünglichen Stand Adam's, in welchem die göttliche Dreiheit (wir bedienen uns, so viel als die Deutlichkeit zuläßt, seiner eigenen Worte) Vater, Sohn, heiliger Geist im Innern des Menschen soll ausgeboren werden, was eben dadurch geschieht, daß wir, wie Adam Mann und Weib zugleich war, ebenfalls diese

*) Vgl. die bitteren Aeußerungen über ihn Br. 101. des 1sten . u. 3. S. 409. Th. I. Br. 134. S. 572. Th. III. Br. 78. 2190. Th. IV. Br. 48. S. 2700.

*) S. die Auszüge aus zwei merkwürdigen Briefen Ueberfeld's vom Jahre 1716 in den Unsch. Nachr. vom Jahre 1721, S. 328—32.

beiden Geschlechter in uns vereinigen, indem wir allein mit der Sophia, der wesentlichen Weisheit, ein geistiges Ehebündniß eingehen.*) Dieser geistigen Ehe widerstrebt nun gradezu die leibliche. Wie kann diese aber göttliche Ordnung seyn? Dies bezweifelt auch Gichtel. In einem Briefe vom 18. Januar 1704 sagt er: „Der Teufel werde zur Ehe rathen, mit dem Vorgeben, sie sey Gottes Ordnung," und an einer anderen Stelle (Br. vom Jahre 1699, Th. III. S. 2216.) heißt es: „Christus hat uns ja die Zeit Noä vorgestellt, daß man werde freien und sich freien lassen, welches man ja für Gottes Ordnung hält, und doch mit unter die Sünden der letzten Welt gestellet sehen muß." Wenn Gichtel eben so dann auch das Essen, dessen in demselben Verse gedacht wird, unter die Sünden der letzten Welt rechnete, so war freilich nichts zu machen. Am Abscheulichsten ist, was er in einem Briefe vom 1. Juli 1702 weitläufig entwickelt (vgl. andere Stellen unten in der Anmerk.), daß der Ehestand vor Gott nur eine Hurerei und wider die erste Ordnung der Schöpfung sey. Mit welcher Wahrheit biblischer Begründung er sich auf Stellen wie 2 Mos. 19, 15., 1 Sam. 21, 4., 1 Cor. 7, 5. berief, um aus ihnen die Nothwendigkeit gänzlicher Enthaltung zu beweisen, sieht Jeder, der die Worte dort selbst vergleicht. Wo war also die biblische Gewißheit, mit der Gichtel schreiben zu dürfen glaubte: darum sage ich in guter Treue: wen das Paradies mit dem Baume des Lebens in dieser Zeit innerlich zu schauen, empfinden und schmecken lüstet, hasse alles Irdische und meide ja die Venus (natürlich hier nicht: Ausschweifungen und Sünden der Wollust, wie sie nicht weniger innerhalb, wie außerhalb der Ehe statt finden können), denn die hineinfallen, können zur Mahlzeit nicht kommen, nach Christi eigener Lehre? Was war es mehr als abentheuerliche Schriftverdrehung, wenn er mit Bezug auf die angeführte Stelle im 1sten Corintherbriefe sagte: weil ein Priester Christi unabläßig beten müsse, so müsse er sich auch durchaus vom Weibe enthalten? Wenn er in einem Briefe vom 4. September 1696 (Th. II. S. 639.) schreibt: Er habe verschiedene von Gott erweckte Herzen gekannt, die bei sich selbst beschlossen hatten, einsam zu bleiben und nachher sich verheirathet aber immer geseufzt und gewünscht hätten, daß sie nicht getraut wären, weil sie Verlust an den göttlichen Kräften fühlten und Gichtel nun meint, daß darunter ein großes Geheimniß stecke, er es ihnen vorher wohl gesagt, sie aber nicht gehört hätten, und daß ihm die Jungfrau (Sophia nämlich) geoffenbart habe, daß ohne gänzliche Reinheit man ihrer nicht beständig genießen könne — so lassen wir Gichtel'n mit seinem gemachten Geheimniß, und bedauern, daß er nicht lieber jene Männer, die er als Zeugnisse für seine Einbildung betrachtete, auf die Ehe aufmerksam machte, die allein die Verheißungen für sich hat, in welcher die Männer die Weiber lieben, gleichwie Christus geliebt hat die Ge-

*) Man vergleiche vor Allem den 94sten Brief des dritten Theils S. 2253—64. In einem Briefe vom Jahre 1704, Th. IV. S. 3056. heißt es: Wer den alten Menschen erheben will, mag's thun; wir suchen den verborgenen Menschen zu eröffnen, welcher herrschen soll, und der die Jungfrau der Zucht, Reinigkeit und Keuschheit selbst und in der Begierde zur viehischen Vermischung todt ist. — Ich habe Einigen, die das Ehebett so hoch erheben, gezeigt, daß es auf's Allerbeste genommen, nur eine Hurerei vor Gott sey; denn es doch wider Gottes erste Ordnung ist. Ebendasselbe Brief vom 25. März 1702, Th. VI. S. 1474 ff.

meinde, die Weiber unterthan sind ihren Männern, als d Herrn, und der Mann des Weibes Haupt ist, gleichwie a Christus ist das Haupt der Gemeinde und ist seines Leil Heiland (Eph. 5.). Eine solche in Christo geheiligte Ehe, solches Abbild des Verhältnisses Christi zu seiner Gemeinde, t eben dadurch als göttliche Ordnung sich erweist, kannte Gi tel nicht, weil er nichts sehen wollte, als was ihm zu sel gutdünkte.

Daß er eine natürliche Abneigung gegen den Ehestand habt habe, noch ehe eine entschiedene Meinung ihn dagegen stimmte, wissen wir aus seiner früheren Lebensgeschichte. A sagt er später in einem Briefe vom 15. Mai 1700, „daß Herr ihm ein keusches Gemüth gnädig gegeben habe, das bewickelten Rock des Fleisches hasse," und sein Leben ist, so n es eines Menschen Auge vorliegt, ein Zeugniß für diese se Behauptung. War ihm das nun gegeben, so mochte er vollkommnerem Recht in dem Stande bleiben, in welchem a der Apostel blieb. Daß er aber dabei so oft an den Apo dachte, daß er auch hierin ein neues Feld sah, einen Triur über allerlei Versuchungen zu feiern und dessen rühmend zu denken, das war sehr vom Uebel. Gichtel that nichts beschäftigte sich nur mit sich; kein Wunder, daß alle Briefe Wiederhall seiner Kämpfe sind, die er beschaute und auf und wieder beschaute, und zu preisen nicht aufhören konnte. her sind wir denn auch in den Stand gesetzt, in eine sehr wickelte Geschichte von Heirathsanträgen aller Art zu bli die, wenn Gichtel nicht allein von sich zu erzählen ge hätte, der Welt gewiß wären verborgen geblieben. Auffal ist wirklich, daß Gichtel in diesem Punkte so oft auf die P gestellt wurde. Pflicht, Dankbarkeit, ja einmal auch Neig zogen ihn — er wies aber Alles von sich ab. Wäre die sinnung, in welcher er es that, ganz lauter gewesen, so m man seiner Unerschütterlichkeit sich freuen. So bleibt man Mindesten ungewiß, ob Gichtel in allen diesen Fällen handelte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Errichtung einer theologischen Schule zu Genf.)

Die Evangelische Gesellschaft von Genf an die Kir Universitäten und alle Gläubigen der Protest schen Christenheit.

Genf den 10. September 183

Die Evangelische Gesellschaft zu Genf, bestehend aus Pred und Mitgliedern der Reformirten Kirche dieser Stadt, wünscht dieses Rundschreiben allen Kirchen die Stiftung einer theolog Schule bekannt zu machen, welche sie gegründet und für S rende aller christlichen Bekenntnisse bestimmt hat. Sie glaubt in wenig Worten die Grundsätze darstellen zu müssen, die sie hält, und die Beweggründe, von denen sie geleitet wird.

I. Der Unterricht in dieser Schule wird durchaus auf einzig untrüglichen Grunde, den Aussprüchen des Gotteswortes hen, und in allen wesentlich christlichen Punkten mit den Lehr Genfer Kirche, so wie dieselbe durch die segensreiche Reform auf die heilige Schrift gegründet wurde, übereinstimmen. Sie also — um die in neuerer Zeit angefochtenen Wahrheiten ge zu bezeichnen — in Bezug auf den natürlichen Zustand des schen, auf die Gnade Gottes, auf die Natur des Erlösers, a

Jerk, das er gethan hat, und auf das, das er noch gegenwärtig m Heil seines Volkes thut, diejenigen Lehren vortragen, welche it lauter Uebereinstimmung die Protestantischen Kirchen Holland's, ngland's, Schottland's, Frankreich's und Deutschland's in ihren laubensbekenntnissen aussprechen, und welche insbesondere alle Pre= ger der Cantone Bern und Waadt in der Helvetischen Confession terzeichnen.

II. Diese Stiftung will nicht an irgend eine besondere Form r christlichen Kirche gebunden seyn. Auf die umfassendste Basis gründet, reicht sie allen Kirchen ihre Hand. Außer ihren Zöglin= n im engeren Sinne wird sie Zuhörer von allen religiösen Ueber= ugungen aufzunehmen bereit seyn, und sie wünscht, daß selbst ein= lne Zöglinge schon bestehender Academien, Französischer und Deut= her Zunge, einige Zeit ihrer Studienjahre der Theilnahme an ihren orlesungen widmen werden, um durch eine ausführlichere Prüfung rem Glauben Sicherheit zu verschaffen, die Schrift damit zu ver= eichen und so Alles zu prüfen, das Gute aber zu behalten, weil, enn die Protestantische Religion nach der Vorstellung Einiger in r freien Prüfung besteht, die christliche Religion darin besteht, zu auben, nachdem man geprüft hat. Mit einem Worte: Wenn die eologische Schule allen Kirchen nützlich seyn möchte, welche den rund des Glaubens sich bewahrt haben und Prediger nach dem erzen Gottes verlangen, so bildet sie selbst nicht eine Kirche r sich. Und da ihr einziger Zweck ist, junge Männer zum Amte r Evangelischen Predigt und zur Erfüllung der Pflichten dieses iligen Berufs vorzubereiten, wird jeder ihrer Zöglinge am Schlusse s Lehrcursus völlige Freiheit haben, in derjenigen Kirche, die sei= n Ueberzeugungen und Bedürfnissen am besten entspricht, sich um e Ordination und Anstellung zu bewerben.

III. Die Directoren der Schule werden nach bestem Vermö= n und in allen Beziehungen das Beste der ihnen anvertrauten glinge suchen. In dem Maaße, als ihre Hülfsquellen es erlau= n, werden sie die Zahl der Professoren vermehren, und die Mit= l des Unterrichts vervielfachen. Sie werden auch darauf denken, nzelnen Zöglingen, wenn es thunlich ist, eine Unterstützung zu ge= ähren, ähnlich den Stipendien der Französischen Studenten auf n Academien zu Genf, Straßburg und Montauban.

IV. Die Evangelische Gesellschaft empfiehlt diese Stiftung allen äubigen Kirchen. — In dem Kreise ihres Committees fand sie e Hülfsmittel, die für die erste Grundlegung erforderlich waren, d bis zu diesem Augenblicke hat sie für diesen Zweck keinen Bei= and von Fremden erhalten.*) Aber das Gute, was sie beabsich= gt, beschränkt sich nicht auf Genf, und da sie, wenn Gott es ihr stattet, allen Protestantischen Kirchen zu dienen wünscht, glaubt : auch mit Zuversicht die Unterstützung aller Freunde des Evange= ums in Anspruch nehmen zu dürfen, und wagt es, sie im Namen esu Christi um ihre Hülfe, ihren Rath, ihr Gebet, um allen Bei= and ihres Eifers zu bitten.

Uebrigens wird sie eine abgesonderte Rechnung führen**) und fentlichen Bericht über alle eingelaufenen Gaben für diese Stif= ng ertheilen. —

Wir müssen es öffentlich aussprechen, die Gründer dieser Schule aben das Ganze im Glauben unternommen. Als sie zuerst den ntschluß faßten, hatten sie einzig die Nothwendigkeit ihrer Errich= ng vor Augen, und ihr Unvermögen, aus sich selbst dem Werk genügen. Im Glauben erwarteten sie Mittel und Erfolg. We= r die Bedeutung noch die Größe der Aufgabe konnten sie sich rbergen, und nun, da sie sie öffentlich übernehmen, erklären sie ich feierlich, daß sie sich ermächtigt glauben, dieselbe den Händen esu Christi zu empfehlen, des ewigen Hauptes der Kirche. Ihm ergeben sie sie; auf seine Treue stützen sie sich.

*) Während des Drucks dieser Ankündigung wurde uns aus der Fremde eine umme von fünfhundert Franken zugesandt.

**) Die Evangelische Gesellschaft zu Genf besteht nämlich außerdem aus den reinigten Bibel-, Missions- und Tractatgesellschaften.

Anmerk. der Red.

Hätten sie einen Augenblick verkennen können, wie wenig sie aus sich selbst fähig sind, ihr zu genügen, und besonders wie wenig sie vor Gott dessen würdig sind? Aber, als sie ihre Blicke einer= seits auf die Bedürfnisse unserer Kirchen warfen, und andererseits auf die Lehrstühle der Dogmatik in Frankreich und Genf: da glaub= ten sie auch, sie mit Zuversicht zu Gott erheben zu dürfen, der die Verheißungen gegeben hat, und der zu aller Zeit sich darin gefiel, sie zu erfüllen und seine Barmherzigkeit in der Unwürdigkeit seiner Diener, seine Kraft in ihrem Nichts zu verherrlichen.

Fragt man also nach den Gründen, die uns zu dieser Stiftung bewogen haben, fragt man nach unseren Rechtstiteln, daß wir selbst die Grundsteine legten, oder nach den Hülfsmitteln, um den Bau fortzusetzen, so glauben wir, daß eine Thatsache auf Alles antwor= tet: Diese Schule war nothwendig; — dies ist unser Be= weggrund; — und weil sie nothwendig war, war es auch Pflicht, sie zu unternehmen; — das ist unser Rechtstitel; — und weil es Pflicht war, sie zu unternehmen, war es gewiß auch Pflicht, mit festem Vertrauen Gottes unseres Heilandes Hülfe und Segen dabei zu erwarten; — das sind unsere Mittel. — Da, wo das Uebel groß ist, ist die Pflicht groß; wo die Pflicht groß ist, sind auch Got= tes Verheißungen groß, und wenn Gott Verheißungen gibt, muß unser Glaube sie ergreifen. Wir ergreifen sie also. Wenn das Werk von Menschen ist, wird es von selbst zu Grunde gehn. Ist es aus Gott, so muß es gedeihen, sey es durch uns, sey es durch Andere.

Wir haben es so eben gesagt, und es ist nur zu leicht, sich dessen zu vergewissern: diese Schule war nothwendig. — Wenn die Jünglinge, welche die Academien Frankreich's und Genf's beziehen, um sich auf ihnen für den Dienst des Lebenswortes vorzubereiten, daselbst mit Socinianischen Lehren erfüllt werden; wenn man da= selbst die Wahrheiten bekämpft, für deren Verbreitung diese Lehr= stühle geschaffen worden waren; wenn die Studien daselbst nicht frei sind, d. h. wenn es den dem Glauben der Reformatoren und Apostel anhänglichen Studirenden nicht gestattet ist, einen Unterricht zu suchen, der ihren Bedürfnissen entspreche und ihr Gewissen be= friedige; wenn fromme Eltern, die ihre Söhne dem Dienst des Evan= geliums zu widmen begehren, sich gezwungen sehen, sie dazu zu verdammen, die vier schönsten Jahre ihrer Jugend Studien zu opfern, durch die man den Grund unseres Glaubens zu zerstören sucht; — mit einem Worte, wenn es wahr ist, daß die Neologie den Grund des Evangeliums vernichtet: dann war auch gewiß die Errichtung einer neuen Schule unumgänglich nothwendig.

Die Kirchen wissen es; wir brauchen hier nur an eine That= sache zu erinnern; diejenigen, welche die neuen Lehren auf den Ca= thedern der Theologie vortragen, haben es neuerlich selbst übernom= men, sie durch Schriften*) öffentlich auszusprechen. Und während wir die Offenheit schätzen, die endlich ein so großes Uebel an's helle Tageslicht treten ließ, glauben wir alle Christen verpflichtet, die Mit= tel dagegen nicht allein zu wünschen, sondern zu wollen und zu suchen.

Wagten wir also, diese Mittel darzureichen, so geschah es nur, weil wohl irgend einer es thun mußte. Und haben wir das Ver= trauen, daß Gott diese Sache in seine mächtige Hand nehmen wird, so haben wir's, weil es eben seine eigene Sache ist, und nicht die unsrige.

Hätte es Gott gefallen, daß Andere uns zuvorgekommen wä= ren! Gefiele es ihm jetzt noch, daß Männer von größerer Ergeben= heit und Fähigkeit, sich zu Herzen nähmen, „daß Jerusalem wüste liegt," damit „ihre Hände gestärkt würden zum Guten," damit sie an unsere Stelle träten und vor uns riefen: „Ihr sehet das Un= glück, darinnen wir sind; kommt, lasset uns die Mauern Jerusa= lem's bauen!" Gewiß, mit Danksagung gegen Gott würden wir uns mit ihnen verbinden; beide Hände wollten wir ihnen reichen, und wir wüßten wohl, daß Gott, indem er sie uns vorzöge, uns

*) Ueber „das theologische System von der Dreieinigkeit;" über „die Erb= sünde" u. s. f.

sagen würde, was er zu David gesagt: „Du sollst nicht das Haus bauen" — „aber daß du im Sinne hast, meinem Namen ein Haus zu bauen, hast du wohl gethan, daß du solches vornahmest." —

Was uns aber bewog, die Kirche von Genf als besonders zu diesem Werke berufen zu betrachten, war nicht allein der Anblick des Uebels, den wir hier vor Augen haben. Viele andere Betrachtungen schienen diese Stadt als den Ort zu bezeichnen, der sich am besten für die Anstalt eigne, welche wir hiemit bekannt machen.

Der alte Ruf der Kirche, welche Farel, Calvin, Viret, Theodor Beza verherrlichten, die dreihundertjährige Gewohnheit der Französischen Kirchen, ihre Zöglinge in unsere Stadt wandern zu lassen, und — wenn wir es sagen sollen — die Hoffnung, daß sie, wie Israel, immer noch werth und theuer ist um ihrer Väter willen; — außerdem der hohe Grad gesellschaftlicher Ordnung und Bildung, die große Zahl erleuchteter Christen, die sie besitzt, die ausgezeichneten Hülfsmittel, welche die hiesige Academie für Vorbereitungsstudien, Mathematik und Naturwissenschaften, darbietet; endlich die edle Freiheit unserer bürgerlichen und politischen Institutionen in Bezug auf Religion und der Schutz, dessen uns die Grundsätze einer unpartheiischen Regierung *) versichern; — alle diese Umstände vereinigten sich mit Beweggründen einer höheren Ordnung, um uns zu überzeugen, daß hier mit dem größten Vortheile eine Schule gegründet werden könne, die so vielen Kirchen unserer Sprache nothwendig geworden war, und um uns also zu bedeuten, was unsere Pflicht sey.

Sobald wir diese Verpflichtung erkannten, beeilten wir uns, ihr uns zu fügen, indem wir nur auf Gott unser Vertrauen setzten, und wir faßten den Entschluß, ohne noch die äußeren Hülfsmittel zu besitzen, deren wir durchaus bedürfen werden, oder die Professoren, die sich mit uns verbinden sollen, ja ohne die Studirenden zu kennen, die geneigt seyn möchten, unserem Unterrichte sich anzuvertrauen. In allen diesen Beziehungen setzen wir unser Vertrauen auf Gott, und schon hat sich in mehr als einer durch seine Gnade der Glaube in Schauen verwandelt. Seine Güte hat uns wirklich die unverkennbarsten Zeugnisse von seinem Segen schmecken lassen, denn er „herrschet über Alles; sein ist der Reichthum; in seiner Hand stehet Kraft und Macht, selbst der Könige Herz ist in der Hand des Herrn, wie Wasserbäche, und er neigt's wohin er will. Wer auf ihn traut, wird nicht zu Schanden."

Wir dürfen also auch hoffen, daß es ihm wohlgefallen wird, uns junge Christen zuzuführen, die Willens sind, ihr Leben dem zu widmen, „der sie zuerst geliebt hat, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung;" und diese werden ohne Zweifel die Hülfe, die sich ihnen anbietet, zu benutzen streben, wenn sie auch am Ende ihrer Studien vom Herrn und nicht von uns erwarten müssen, wo ihre Gaben und ihr Eifer ihm dienen sollen. So wird unsere Anstalt zugleich die Prüfung und der Maaßstab des Glaubens werden, der sie beseelt. Oder sollten sie sich über ihr künftiges Dienstamt beunruhigen, wenn sie ihre ganze Zukunft dem großen Seelenhirten übergeben? „Er hat den Schlüssel David's, der aufthut, und Niemand zuschließt, der zuschließt und Niemand aufthut." Wir rufen sie im Glauben; im Glauben werden sie kommen.

Und überdies, — in diesen Tagen mächtiger Heimsuchung für die Völker und Kirchen, wie viel Pforten werden sich da nicht dem Worte des Lebens öffnen! — An Arbeitern wird es der Erndte eher mangeln, als an Erndtefeldern den Schnittern. Wir sind in nicht gewöhnlichen Zeiten; blicke man auf die Welt oder auf die Kirche, man wird gewiß, daß es mehr als je Zeit ist, darin, unter allen Formen, das Evangelium zu predigen, das immer aller Bil dung voranging, das allein mehr als einmal Europa's und Asien' Völker ihrem Verfall entriß und die altersschwachen verjüngte; da Evangelium, das allein, weil es den Menschen Gottes Liebe verkün digt und mit ihnen selten von ihren Rechten, aber immer von ihre Pflichten redet, den Nationen das zu geben vermag, was es de Seelen gibt, das Leben durch den Frieden, das Glück durch da Wohlwollen, und alle Freiheit durch die demüthige Unterwerfun der Gewissen unter Gottes Willen. Die Kirche wird die Zeiche unserer Zeit zu unterscheiden wissen. Sie wird bald zahlreiche A beiter verlangen. Sie wird erkennen, daß inmitten der Gesellscha ten, die von allen Seiten her bis in ihre Grundfesten, bis in ih tiefsten Tiefen erbeben, nur der Geist Gottes, verbreitet durch d Predigt des Evangeliums, wie im Uranfang, so auch jetzt, das Cha zu bemeistern vermag, oder den großen Brand zu verhindern, der al Völker bedroht. Die Kirchen werden ihre Bestimmung begreife neue Diener ihnen nothwendig werden. Mögen nur alle Jün linge, die Jesum Christum zu predigen wünschen, sich vorbereite „das Werk eines Evangelischen Predigers zu thun, auferzogen i den Worten des Glaubens und der guten Lehre;" mögen sie nu in heiligen Studien und lebendigem Gebete den Unterricht des he ligen Geistes suchen, „die Weisheit von Oben her, die auf's Er keusch ist, danach friedsam, gelinde, lässet ihr sagen, voll Barmhe zigkeit und guter Früchte." An Arbeit wird es ihnen nicht fehlen. —

Die Evangelische Gesellschaft wendet sich also durch dieses Run schreiben an alle Freunde des Evangeliums. Sie zählt auf ihr Beistand, weil sie auf Gottes Treue zählt. Mißbilligen sie ihr Weg, so mögen sie ihr darüber ihre Bemerkungen machen. Bil gen sie ihn, so mögen sie uns helfen! . .

„Und wer ist nun freiwillig, seine Hand heute dem Herrn z füllen? — Der Herr sein Gott sey mit ihm!"

„Der Herr unser Gott sey uns freundlich und fördere d Werk unserer Hände bei uns!"

Die Mitglieder des Committees:

Präsident: L. G. Cramer, Mitglied des Conseil Représentat der Republik Genf.
Vicepräsident: A. J. L. Galland, ehem. Franz. Pfarrer zu Ber
Secretär: P. Gaussen, Mitgl. des Conseil Représentatif d Republik Genf.
Schatzmeister: Ch. Gautier, Mitgl. des Conseil Représenta der Republik Genf.
A. G. Vieusseux, Mitgl. des Conseil Représe tatif der Republik Genf.
S. R. L. Gaussen, Prediger zu Satigny bei Ge
P. Vaucher, ehem. Mitgl. der Britt. Bibelgesellscha
J. H. Merle d'Aubigné, ehem. Prediger und P sident des Reform. Consistoriums zu Brüssel.
H. Tronchin, Oberstlieutenant der Eidgenöss. Art
Ch. de Loriol.

Auswärtige Mitglieder:

A. Nicole, Doctor der Rechte, Mitgl. des gro Rathes des Cantons Waadt.
L. Perrot de Pourtalès, von Neufchatel.

Nachschrift. Wenn, wie wir hoffen, die verschiedenen E richtungen bis dahin getroffen werden können, wird die Schule i dem folgenden Jahre eröffnet werden. Die Studirenden, welche a genommen zu werden wünschen, werden gebeten, sich an die rection de l'Ecole de Théologie, rue des Chanoines, No. 1 à Genève zu wenden, welche die Zeit der Eröffnung noch gena anzeigen wird. Unter derselben Addresse werden die Gaben für Schule in Empfang genommen.

*) Zugleich erschien eine Communication respectueuse à Messieurs les Syndics et Conseil d'État de la République de Genève et aux citoyens de ce canton sur l'établissement d'une École de Théologie Évangélique dans l'Église de Genève. (Genève, impr. de Bonnant.) Anmerk. der Red.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.



Berlin 1831. Sonnabend den 22. October. № 85.

J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer.

(Fortsetzung.)

Wir wollen hier nur die berühren, deren Gichtel selbst
n öftersten gedenkt und welche nicht ohne Wichtigkeit für die
harakteristik des Mannes sind. Der früher erwähnte Antiquar
hausen war gestorben und hatte Gichtel'n zum Erben ein-
setzt, eine Erbschaft, die Gichtel nicht annehmen wollte. Diese
Weigerung fiel dem Notar, welcher die Angelegenheit unter sich
atte, auf; die Art und Weise, wie sich Gichtel ferner dabei
nahm, wie er, als er sich doch zur Annahme entschloß, nur
arauf bedacht war, die Creditoren, die gar keine Hoffnung hat-
n, zu befriedigen und dies ihm wirklich gelang, wie Gichtel
letzt mit dem geringen Ueberrest sich begnügte, und auch die-
n noch mit seinen Hausgenossen theilte, dies Alles vermehrte
es Notars Verwunderung und er machte Gichtel'n bei meh-
eren Kaufleuten in Amsterdam und anderwärts bekannt. Un-
er diesen war ein reiches Ehepaar, das im Haag lebte, der
Mann aus Norwegen gebürtig, nebst einer einzigen Tochter,
eute frommer Gesinnung. Die luden Gichtel'n ein, sie zu
esuchen und er ging auch hin. Die Leute faßten alsbald eine
roße Liebe zu Gichtel, vier Wochen lang hielten sie ihn im
Hause, kleideten ihn ganz neu, ja sie wurden sogar einig, ihre
Tochter dadurch dem Weltgeiste zu entreißen, daß sie sie diesem
Manne mit einer Mitgift von 100,000 Holländ. Gulden anbö-
en. Die Mutter gedachte zuerst, dies Gichtel'n zu eröffnen,
nd sagte zu ihm: Wir wollen Euch zu unserem Sohne anneh-
men. Gichtel verstand es falsch, indem er glaubte, sie sprä-
chen damit bloß von einer äußeren Versorgung und antwortete:
Er habe einen reichen Vater im Himmel, dem er nicht die
Schande anthun und Creaturen erwählen wollte, weil er für
ihn sorgte. Die Mutter schwieg; des anderen Tages aber, als
die Tochter, die gewöhnlich bei Tisch mit Gichtel'n zusammen
war, hereintrat mit einem köstlichen Schmuck von 12,000 bis
15,000 Rthlr. Werth, da merkte er, worauf es eigentlich abge-
sehen war. Statt allen Umschweifs wendete er sich nun grade
zur Tochter und fragte sie, ob ein Maler es sich nicht verbitten
würde, wollte Jemand auf ein vortreffliches Gemälde von ihm
Flecken mit einem Pinsel machen? Was will mein Herr damit andeuten? entgegnete jene. Das, war die Antwort, daß der Mensch ein vollkommenes Bild ist von Gott geschaffen und keines Schmuckes nöthig hat. Mit dem Schmucke vermehren wir Schöpfer und Geschöpf. Das Mädchen ging erröthend fort und nun gestand mit Thränen die Mutter ihre wohlgemeinte Absicht. Aber nun war Gichtel auch nicht länger zu halten, er verließ Haag und kam nie mehr, außer noch einmal in späteren Jahren hin. Wie groß jedoch die Zuneigung der Eltern und der Tochter gewesen seyn muß, geht daraus hervor, daß nach eilf Jahren, als die Familie wieder nach Norwegen gezogen war, Gichtel einen Brief von der Tochter erhielt, wo sie ihm sagte: er könne noch sich entschließen, sie sey noch frei, aber man hielte um sie an. Ehe sie Ja sagte, wollte sie ihn noch einmal fragen. Gichtel wünschte ihr Glück zu einer anderen Verbindung; das Mädchen heirathete auch, starb aber kurz nachher. So gaben ihm auch damals in Haag die Eltern, weit entfernt, über seine Weigerung sich beleidigt zu fühlen, einen Empfehlungsbrief an eine reiche Familie in Amsterdam mit, eine Bekanntschaft, die freilich für ihn abermals eine Quelle neuer Verwickelungen wurde.

Diese Familie bestand aus zwei Schwestern und zwei Brüdern; den ältesten Bruder lernte Gichtel noch am Tage vor seiner Abreise aus dem Haage bei seinen dortigen Freunden kennen, und machte auch mit ihm auf seine Einladung die Reise nach Amsterdam zurück. Dort zu Tische geladen traf er die zwei Schwestern, die ältere eine Wittwe, die jüngste unverheirathet. Seine Gespräche fanden bei der Wittwe Eingang, bis zu Thränen ergriffen, wuchs in ihr das Verlangen, mit einem solchen Manne öfter umzugehen; immer mehr, während die leisen Vorwürfe über Eitelkeit, die er der jüngeren, reichgeschmückten Tochter machen zu müssen glaubte, nur leicht verwundeten, ohne tiefere Wurzel zu schlagen. Dies gewahrte Gichtel; nach Hause gekommen, machte er sich Vorwürfe, von ihr gefordert zu haben, was sie nicht leisten konnte. Er dachte auf andere Mittel ihr zu helfen, und auf welches gerieth er? Der Lustgeist, der das Mädchen verführe, solle, so betete er zu Gott, ihm gegeben werden, damit er, der Starke, ihn durch die Kraft

des Geistes an ihrer Statt niederkämpfe, und — so erzählt Gichtel — das Gebet wurde erhört; Gott legte ihm die Last jenes versuchenden Geistes auf, vier Tage lang ward er gestört durch gaukelnde Bilder von Perlen, Juwelen und dergleichen, aber er überwand doch, und, was das Beste war, das Mädchen brauchte nichts zu überwinden, sondern legte, ohne daß er nur ein Wort weiter sagte, all' ihren Schmuck ab und kam nie mehr in Versuchung, ihn wieder hervorzuholen. Mittlerweile bewarb sich Jemand um die Hand der Wittwe, und sie war geneigt, ihm Gehör zu geben. Doch fragte sie Gichtel, was er denn davon halte, und ob etwas daraus werden würde? Gichtel verneinte es; doch diesmal fand er auch nicht Gehör, denn sie trug ja schon Ring und die goldene Brautkette. Allein was geschieht? Ihr Bruder, der ebenfalls zu jener Zeit um ein Mädchen sich beworben hatte, wovon Gichtel immer abrieth und der Schwester erklärt hatte, daß auch dieser Plan scheitern würde, machte Gichtel's Prophezeiung leider wahr, indem er aus Mißmuth über seine fehlgeschlagene Hoffnungen und über das Ausbleiben Gichtel's, den er dringend gebeten hatte, zu ihm zu kommen, sich selbst entleibte. Wir müssen diese Geschichte nachher noch berühren. Genug sie war Veranlassung, daß die Wittwe, ängstlich gemacht, das Verhältniß mit ihrem Freier gänzlich aufhob. Aber um so mehr wandte sie ihr Herz nun Gichtel'n zu. Sie hatte nebst ihrer Schwester und ihrem Bruder ihn schon vorher reichlich unterstützt, war eine Frau von großem Reichthum, würde, dachte sie, er dich ausschlagen, wenn du ihn wähltest, an ihm einen sicheren Führer zu haben? Nach einem Mittagsmahl, wo sie Gichtel'n mit ihren reichen Verwandten bekannt gemacht hatte, führte sie ihn auf ihr Zimmer und sagte offen: sie wolle seine Magd seyn und alles Kreuz mit ihm tragen; hätte er Scheu vor ihren weltlich gesinnten Verwandten, so wolle sie mit ihm ziehen, wohin er wolle, nur wünsche sie, durch ihn aus der Welt Schlingen gerettet zu seyn. Allein Gichtel ging ohne Antwort bestürzt nach Hause, und betete heftig zu Gott, daß er ihn doch nicht so in Versuchung führen solle, da er der Sophia allein Treue geschworen. Er fühlte sich um so beklemmter, je mehr er in sich eine Neigung zu seiner Wohlthäterin aufkeimen gewahrte. So vergingen vierzehn Tage. Die Wittwe weiß sich sein Stillschweigen nicht zu deuten, bittet ihn wieder zu sich, und fragt ihn, ob er denn etwa seiner Armuth wegen in Besorgniß wäre? Sie wolle ihm zum Voraus 200,000 Gulden vermachen. Gichtel geht wieder ohne Antwort fort, und bleibt vier Wochen zu Hause. Die beiden Schwestern können sich dies sonderbare Benehmen gar nicht erklären; ja die jüngere läßt sogar Gichtel'n rufen, und sagt ihm: wenn er etwa bei ihrer Schwester Bedenken trage, weil sie Wittwe und Mutter eines Kindes sey, sey sie bereit, mit denselben Anerbietungen seine Frau zu werden. Da aber, erzählt Gichtel, habe sie Beide ein sonderbares Zittern wie Fieberschauer überfallen, und er sey nach Hause gegangen, fester als je entschlossen kein Weib zu nehmen. Dabei beharrte er auch. Selbst Visionen gab er da nicht Gehör. Denn als er einst am Mittage in seiner Kammer im Gebet umherging, wollte er auf einmal eine Hand vom Himmel sehen, die seine und der Wittwe Hand zusammenlegte und eine helle Stimme hören: du mußt sie haben. Sonst hielt er so etwas schnell für außerordentliche Veranstaltung Gottes. Jetzt hatte er eine andere Erklärung bereit: es sollte das der Wittwe Geist seyn, der im Gebet zu Gott in den äußeren Himmel gedrungen sey und den Weltgeist erregt habe. (?!) Immer betete er zu Gott, er so ihm einen Willen geben, wenn er ihm geböte, zu heirathe Aber das geschah eben nicht, und so schwankte er fast gan zehn Jahre hin und her, von jenen Beiden immer reichlich u terstützt, bis endlich im Jahre 1678 seine Wohlthäterin, d Sache müde, ihre Hand von ihm abzog. Damals und in d sem Falle hatte Gichtel jene Bestimmtheit nicht, mit welch er später (Br. vom 25. August 1699) schrieb: Gott lässet d Menschen Willen frei, und ob er schon zu Gott rufet, krie er keine Antwort, sondern muß frei wollen, Gott oder Brod Geist oder Fleisch, Armuth oder Reichthum, Liebe oder Zorn was Jeder will, dessen Knecht wird er.*) Aber solch' ein kränliches Schweben zwischen Wollen und Nichtwollen muß fast not wendig Eigenschaft dessen werden, der nicht stark geworden am geoffenbarten Willen Gottes zu wissen, was er zu thun hat und im Augenblick des Zweifels nicht kindlich dem vertraut, d Niemand verläßet, von dem er mit Ernst angerufen wird, so dern in bedenklicher Täuschung gänzlicher Willenlosigkeit imm nur auf innere Gesichte, Winke und Offenbarungen lauscht, d nun hervorgehend aus der trügerischen Pforte des Herzens d geheimsten Neigungen, Meinungen und Gelüste in das Gewa göttlicher Winke nur allzuleicht kleiden.

6. Das Melchisedekische Priesteramt.

Wenn irgend Jemand eine schreckliche Warnung erfahr hat, was es für Folgen haben könne, wenn man, statt dem b stimmten ausgesprochenen Willen Gottes im Worte der Schr überall zu folgen, in jedem einzelnen Falle noch auf außerorde liche Winke im Innern wartet, so war es Gichtel selbst. D ältere Bruder jener ebengedachten Wittwe hatte sich vom A fange seiner Bekanntschaft mit Gichtel an, nicht allein a zärtlicher Freund, sondern als wahrhaft freigebiger Wohlthät ihm gezeigt. Dieser junge Mann faßte eine heftige Neigung der Tochter seines Oheims in Hamburg, befragte Gichtel' der, weil er das Mädchen nicht kannte, anfangs gar keinen Re gab, endlich aber, weil Jener mit Bitten nicht abließ, nach f anderthalb Jahre langem Fasten und Beten, wie erzählt wi Aufschluß von Gott erhalten zu haben meinte, wonach er sein Freunde abrieth. Dieser dankte und war zuerst entschlossen, d Rathe zu folgen; allein er änderte sich, reiste nach Hambu und vergaß den Rath, was Gichtel'n nicht wenig schmerz In jener Stadt nämlich angekommen, bemühte er sich auf a Weise, das Herz des Mädchens zu gewinnen, ungemessene Pra und Geschenke verschwendete er, so daß in Jahresfrist eine Summ von 30,000 Gulden vergeudet, und er selbst noch dazu sein ersehnten Ziele nicht einen Schritt näher gekommen war. ward er mißmuthig und verzweifelnd; er hatte Niemanden, dem er Trost und Stärkung hätte finden können, und bat her in einem kurzen Briefe Gichtel'n dringend; er möge d eiligst zu ihm nach Hamburg kommen, er habe ihm etwas

*) Damit die Stelle nicht mißverstanden werde, bemerken w nur, daß Gichtel dies sagte in Bezug auf die entscheidende W zwischen Gut und Bös, und er hätte, wäre nicht Neigung hinz gekommen, auch hier nach seinen sonstigen Ansichten nicht ungen bleiben können. Uebrigens sagte er ganz mit jenen Montanisten Gleichwie ein Instrument seinem Meister still liegt und dienet, es schon in einem Jahre nicht gebraucht wird, also müssen auch w unserem Gott gelassen stehen, daß er durch und in uns wirken kön wie er will (Br. vom 26. September 1702).

sen, das er keinem Briefe anvertrauen dürfte. Des Freundes angelegenste Bitte, seine eigene gänzliche Berufslosigkeit, die Verpflichtung für den Wohlthäter, alles natürliche Gefühl, geschweige denn der Schrift Gebote, weit entfernt, Gichtel'n abzuhalten, hätten ihn, so denkt man, auf Flügeln der Liebe zu dem Unglücklichen treiben sollen. Aber nein. Der Brief kommt und „er bringt ihn vor Gott in's Allerheiligste, dessen Zustimmung im Willen erst zu erlangen; Gott aber hat das Gemüth verschlossen," erzählt er selbst. Umsonst sehnte sich jener Verzweifelnde nach dem Freunde; nicht einmal Antwort erhielt er. So geht er hinaus zur Stadt, gibt seinem Kutscher Befehl ihm zu folgen, aber ehe dieser nachkommt, hat sich sein unglücklicher Herr mit fünf Wunden erstochen.

„Wie mich dieser Fall geschmerzet," schreibt Gichtel in einem Brief vom 12. October 1709, „kann ich nicht ausdrücken. Denn wenn ich in's Gebet einkehren wollen, ist mir die Seele erschienen, welches mir nicht wenig Hinderniß beigebracht. Als ich nun in solcher Bestürzung stand, sprach das innere oraculum im Licht: du mußt der Seele helfen. Ich fragte das Wort, womit? welches mir dann das Wort Luc. 16, 9. (machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten) geöffnet. Mit höchster Verwunderung war ich umgeben, daß ich diese Worte so vielmal mit Unbedachtsamkeit gelesen, und bat Gott herzlich, daß er es in mein Herz in der Kraft einschreiben wolle. Welches Gott gnädig erhört. Also hab ich mein Leben in die Hand gefaßt und sieben ganzer Jahre mit Gott gerungen, bin auch ein ganzes Jahr des Nachts außer meinem Leibe gewesen, der Seele ernstlich Muth einsprechend, daß er sich in meinen brüderlichen Willen einfassen und mit eben der Furie, damit er sich aus dem irdischen Leibe gerückt, aus dem Gefängniß reißen müsse. Welches endlich durch Gottes mitwirkende Kraft gelungen, daß er aus dem Feuer mit einem so schönen Glanz, der alle Sterne übertrifft, gekommen und in das Paradies eingegangen." — — Sich selbst also, als „Selbstschuldner," glaubte er darbringen zu können, um seines Freundes Seele zu erlösen, und nicht genug hatte er an dieser wahnsinnigen Verirrung, sondern nachdem er diesen ungemeinen Sieg errungen, glaubte er Gott auch bitten zu dürfen, er möge ihm die Teufel schenken, damit er sich für sie zum Opfer bringen und sie erlösen könne. Nun sey er auch wirklich sowohl in das Gefängniß (den Hades) zwischen Zeit und Ewigkeit, worin Christus den Geistern gepredigt, als in die Hölle der Teufel von Gott geführt worden, ob im Leibe, wußte er nicht. Dort fand er nichts als Dämmerung, hier Finsterniß und Angstquaal. Es ging ihm aber mit seinem Opfer, wie seiner Vorgängerin, der Franziskanerin Angela de Foligni,*) die er wahrscheinlich nachahmte; er fand, daß jene bösen Geister sich nicht wollten demüthigen, die Liebe verfluchten, und ihm seinem Anathema in's Gesicht schnellten und flohen (vgl. Brief vom 21. September 1697).

*) Diese Person, eine angesehene Frau aus dem Herzogthume Spoleto, war erst nach dem Tode ihres Mannes in jenen Orden getreten, und ihr Beichtvater gab zuerst ihre Werke in Lateinischer Sprache heraus, die nachher (1601) zu Paris gedruckt wurden, auch mit ihrer Lebensbeschreibung in den act. sanctor. Bolland. stehen. Eben so haben wir eine Französische Uebersetzung: La vie et les oeuvres de la beate Angele de Foligni. Amsterd. 1696. Sie starb 1309.

Das war der Gipfel jener Offenbarungen, deren sich Gichtel gewürdigt glaubte. Für ihn war natürlich nicht gesagt: kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gotte Jemand versöhnen. Denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen, daß er's muß lassen anstehen ewiglich (Ps. 49, 8. 9.). Er vielmehr hatte eine viel vortrefflichere Analogie mit der Zauberin von Endor bereit. Konnte diese Samuel heraufbringen, warum nicht ungleich leichter er durch Hülfe Christi eine Seele aus der Hölle erlösen? Die Stelle bei Lucas mißbrauchte er besonders auf wirklich abscheuliche Weise. Auf sie stützt er sich z. B. wenn er erzählt, daß einer seiner Anhänger, durch einen Anderen verführt, sich dem Trunke ergeben habe, in dessen Folge er an der Wassersucht gestorben sey. Dort nun habe er Höllenpein ausstehen müssen, was Gichtel erfuhr, weil er ihm erschien und ihm seinen brennenden Mund zeigte. Allein seine Erlösung ward doch bewerkstelligt, und auf welchen Grund hin? Wegen eines Legats, das er in seinem Testamente Gichtel'n vermacht hatte; dieses Geldgeschenk war es, was ihm den Weg zur Seligkeit bahnte. Hätte Gichtel sich nur daran erinnert, was Christus vorher ganz bei ähnlicher Gelegenheit zum Pharisäer sagt, indem er ihn ermuntert, den Armen Gutes zu erweisen mit dem Zusatze: denn sie haben's dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten (Luc. 14, 14.), hätte er überhaupt eine richtige Erkenntniß der alleinigen Erlösung durch Christus gehabt, um welche ihn seine vermeinte Erleuchtung betrog, so wäre es ihm so wenig eingefallen, jene Worte Christi so zu verstehen, daß es einem Menschen beschieden sey, einen Anderen selig zu machen, als man es ein Werk der Eltern nennen könnte, daß ihre Kinder lang lebten und es ihnen wohl auf Erden ginge, wenn sie Vater und Mutter ehrten, weil die Erfüllung dieser Kinderpflicht die Verheißung solcher Belohnung habe. Nur Einer lohnt, nur Einer richtet und macht lebendig — unglücklicher Wahn des sündigen Staubes von gestern, sich zum Spender seiner Seligkeiten aufwerfen zu wollen! Aber welcher Wahnsinn kann nicht in einem Herzen wurzeln, das in eitler Verblendung grade das als große Geheimnisse und Mittheilung besonderer Gnade preist, wovon es in der Offenbarung Gottes nichts findet? Und eben dies war ja der Fall mit seiner Lehre vom Melchisedekischen Priesterthum, wie er seinen erträumten Beruf, Andere zu erlösen, nannte. Wir haben dessen schon früher gedacht. Jetzt bleibt nur noch übrig, diese traurige Verirrung Gichtel's im Zusammenhange mit seiner Ansicht von der Versöhnung durch Christum, in welchem sie ihrer Natur nach stehen muß, genau zu entwickeln.

Die Evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch Christum ist von jeher auf gedoppelte Weise angefochten worden. Einmal von Seite des Pharisäismus der Katholischen Orthodoxie, und deren Extrem, nämlich der rationalistischen Meinung von der absoluten Nothwendigkeit der guten Werke zur Erlangung der Seligkeit. Zweitens vom Mysticismus und Fanatismus Katholischer und Evangelischer Christen durch ein unbedingtes Hervorheben des: Gott oder Christus in uns gegen den: Christus für uns, d. h. durch jene Meinung, welche eine Versöhnung mit Gott nur in der Heiligung der Menschen kennt, den Tod Christi und das Wirken des Geistes in uns wie zwei Faktoren unserer Rechtfertigung betrachtet, anstatt als den alleinigen Faktor die Gnade Gottes im Versöhnungstode Christi anzuerkennen, welcher Gnade Frucht und Wirkung erst die

innere Heiligung des Erlösten ist. Beiden (der einen nur dunkler und unbewußter) liegt die Meinung von der Nothwendigkeit eines Verdienens oder Würdigseyns der göttlichen Gnade zu Grunde.

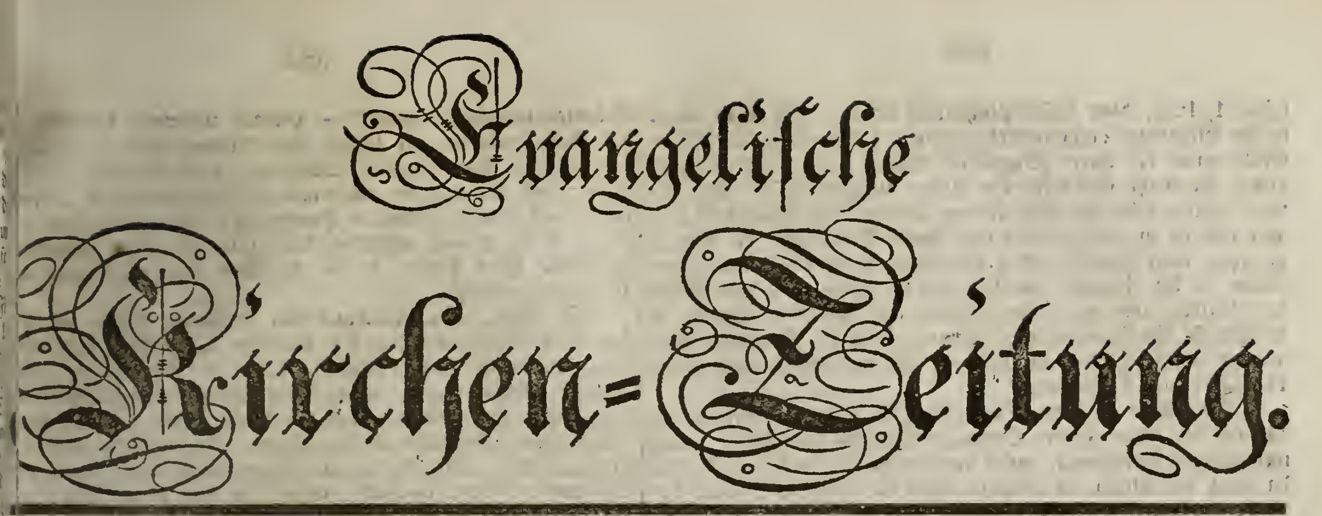
Gehen wir nun zur Darstellung der Gichtel'schen Ansicht über jenen Mittelpunkt der Offenbarung in Christus über, so muß allerdings bemerkt werden, daß äußerlich der Mangel an wahrem Glauben in unserer Kirche, der sich an den Tod Christi und an das Sacrament des Altars als an genugthuende und versöhnende Werke hielt, ohne sich in der Frucht innerer Heiligung als wahrer Glaube zu erweisen, daß jene Einbildung wahrhaft an die Rechtfertigung zu glauben, während dieser Glaube ein todter war, wie er leider damals die Lutherische Gemeinde großentheils durch Schuld ihrer Lehrer vergiftet hatte,*) Gichtel'n Veranlassung gab, hierüber in Zweifel und Mißachtung der Kirche zu gerathen. Allein hätte er eine richtige Erkenntniß dieser Lehre in eigener, innerer, lebendiger Erfahrung gehabt, so hätte er auch unmöglich auf eine ganz falsche Polemik gegen den Kern des Evangeliums verfallen können, während er allein die falsche Weise, wie man sich die Rechtfertigung aneignen zu können einbildete, den Wahn- und Scheinglauben, bekämpfen mußte. Statt dessen bekämpfte er die Lehre selbst, eine Polemik, die nicht etwa bloß theoretischer Mißgriff war, sondern mit seinem eigensten Leben zusammenhing, mit jener verkehrten Innerlichkeit des Mysticismus. „Sollte man gründlich nach Gottes Wort, Sinn und Willen informiren," sagt er in einem Briefe vom 6. Januar 1708, „so müßte man das heutige Christenthum ganz umschmeißen, und der Jugend zeigen, daß es nur Babel und die Hure mit dem Thiere sey, und also den Grund auf Christum in uns legen, und den verkehrten Lehrpunkt, Christum pro nobis, gründlich mit dem Leben lehren, dawider sich alle Professores und Prediger legen und schwere Verfolgung anrichten sollten." Denn, heißt es anderwärts, „Christus ist nirgends zu finden als in der Nachfolge, welche bei der äußerlich zugerechneten Gerechtigkeit Christi doch nicht ein will," und „Christus pro nobis ist dem alten Adam angenehmer [davon merkt man jetzt eben nicht viel], als der neue Wein Christus in uns, und kostet einen schmerzlicheren Tod, daran noch unsere Lehrer, noch ihre Zuhörer Schmack haben." Ganz recht hatte Gichtel, wenn er meinte: „Es hilft nicht, daß Christus für uns Alles gethan, wo wir nicht unser Fleisch sammt den bösen Lüsten kreuzigen;" aber weder die Schrift, noch die Reformatoren, noch ihre auch damals zahlreichen ächten Nachfolger, gewiß unendlich zahlreicher, wie in unserer Zeit, dürfen unter das „man" gerechnet werden, von dem er sagt: „Man hat dem alten Menschen zu weiche Polster

*) Wobei wir jedoch bemerken, daß es eine höchst oberflächliche Ansicht ist, dies Verderben als ein allgemeines zu betrachten, sich mit Unrecht auf die Klagen Spener's und anderer erleuchteten Männer berufend, bei denen nie außer Acht gelassen werden darf, daß sie, von ihrer Ansicht von der Taufe ausgehend, die strenge Anforderung des Glaubens an jedes Mitglied der großen äußeren Gemeinde machten, jedes, wenn es dieselbe nicht erfüllte, als aus der Gnade gefallen betrachteten.

untergelegt, ihn gelehrt, daß Christus für uns gestorben und nicht sterben dürfen." Also hätte bloß bekämpft werden müs was ein sündlicher Irrthum lehrte, als sey der Glaube an Gerechtigkeit, die Christus uns erworben, genügend, der n zugleich den Menschen aufwecke von den Todten, und ihn du Christum erleuchten lasse. Sollten wir, die da suchen du Christum gerecht zu werden, auch noch selbst Sünder erfun werden, so wäre Christus ein Sündendiener. Das sey fer (Gal. 2, 17.) Aber das hatte Gichtel nicht erfahren erkannt, was es heiße: Christus hat uns erlöset vom Fl des Gesetzes, da er ward zum Fluch für uns (Gal. 3, 1 wenn er Christus für uns bis auf das armselige Residuum flüchtigt: „Als Christus ist in's Fleisch gekommen, haben die den ihn nicht in seiner niedrigen Gestalt gekannt; dieser Ch stus war pro nobis, nun ist er uns im Geiste erschien Wie konnte das auch anders seyn? wußte ja doch Gich auch nichts von einem Zorn, einer Gerechtigkeit Gottes, die Sünde straft und richtet. „Gott ist und bleibet ewig Li der Zorn ist nur der Natur, nicht Gott; er ist nur Go Instrument, welches ohne den Meister nichts thun kann." N die Gewißheit, daß wir einen Fürsprecher bei dem Vater ben, sondern das Räsonnement, daß Gott nur bessernde L sey, sollte Gichtel'n Beruhigung geben. „Ich habe," schr er im Jahre 1697, „Sünde und allen Quark mit einem Sc ernstlich verflucht, ja den Teufel und seine Mutter mit, mich an die Liebe gehalten, denn Gott ist die Liebe und a ihm kenne ich keinen anderen Gott. Der uns anklaget, ist der zornige Knecht, der Teufel, und nicht Gott (vgl. dag Röm. 2, 15.); den verfluche ich ewig; ich soll Gott für und nicht den Teufel mit seinem Sündenregister. Da kan Teufel auf der anderen Seite: die Gott lieb hat, züchtige und du willst keine Strafe und Züchtigung mehr im Ge leiden, ein Libertiner seyn, und frei nach deiner Lust l Solche Knüttel bringet der Teufel; aber ich verfluche ihn seiner Schrift und aller seiner Anklage, ich will keinen absolut kennen, ehren, anbeten, der anklagt, sondern die die bessert; der Ankläger aber turbiret und raubet uns G Liebeherz." „Die Gebrechen im Fleisch und Blut," sagt einem anderen Orte, „müsset ihr selbst tödten, verfluchen mit euerem Willen darüber hinschreiten, denn unser W nicht im Fleisch, sondern im Willengeist ist. Christus r sie, die Sünde, nicht in sich, sondern wir gehen mit dem aus der Sünde und werfen sie hinter uns zurück." So Gichtel, habe er es gemacht, sich auch nimmer geängste nicht angesehen, was David in seinen Psalmen bete (Br 3. Januar 1708). Wir werden jetzt auch leicht einsehen es eine ganz andere Bedeutung, als die gewöhnliche ev sche, bei Gichtel habe, wenn es einmal heißt (Br. von Th. II. S. 1210.): „Es hat zwar Christus den Zorn de ters in der ewigen Natur durch sein Blut gestillt und ge und ihm seine Macht, Gewalt, Herrschaft und Reich men," denn es erhellt dies schon gleich aus dem Nachsatze nen Kindern aber und Gliedern in dieser Welt zur Uebun übrig gelassen, daß sie auch nachfolgen und kämpfen solle

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.



Berlin 1831. Mittwoch den 26. October. № 86.

Mittheilungen aus dem Reiche.

) „Sie riefen der Rebecca und sprachen zu ihr: Willst du mit iesem Manne ziehen? — Sie antwortete: Ja, ich will mit ihm."

Die Seuchen, wenn sie mit verheerender Gewalt sich auf-achen und über Völker und Länder dahinschreiten, sind Engel er Boten Gottes, abgesendet um die reifenden, vollwichtigen ehren einzusammeln in die ewigen Scheuren und die Trauben werfen in die Kelter des Zornes Gottes. Wie der frische ind, der um die Zeit der Erndte dem Gewitter vorhergeht d sogleich unserer von der Schwüle des Tages beengten Brust eder freien Odem gibt, so lehren jene Boten Gottes unseren eist beten; sie hauchen der Seele des Christen, an dessen ütte sie vorübergehen, das alte Kindergebetlein ein:

Herr Jesu, dir leb' ich;
Herr Jesu, dir sterb' ich;
Herr Jesu, dein bin ich
Todt und lebendig,
O mach mich fromm
Und bei dir ewig selig. Amen.

Jener Elieser von Damasco, Abraham's Knecht, wenn er va an der Spitze der anderen Knechte, in der Nacht bei an das Heer des Kedor Laomer überfiel, war diesen Feinden nes Herrn ein Bote des Schreckens, und schlug sie und jagte bis gen Hoba. Aber derselbe Knecht des Abraham, als er Nahors Stadt zog, um für den Sohn seines Herrn die raut zu werben, erschien dem verwandten Hause des Nahor s ein Gesegneter des Herrn, und die zur Braut bestimmte irne, als sie gefragt wurde: Willst du mit diesem Manne zie-n? antwortete freudig: Ja, ich will mit ihm. So sehen auch inige an dem Todesengel, der von Gott kommt, nicht den Tod, ndern nur den Engel; für diese Seelen trägt der Bote Got-s nicht das Schwerdt, sondern nur die Palme in den Händen.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hat der ngel des Todes viele Erstlinge zu Opfergaben zusammenge-nden und in die Scheuren des Hausvaters gesammelt. Die mals durch ganz Europa gehende Blatternseuche, welche zu-eilen in einem Jahre, nur in unserem Welttheile, Hunderttausende von Opfern*) dahinraffte, traf vorzugsweise nur das Alter der unschuldigen Kindheit, oder eben aufblühende Jünglinge und Jungfrauen. In den Hütten wie in den Pallästen fand damals der Bote des Herrn mit ernstem Angesichte, als er vorüberging, noch viele junge Seelen, bei denen das oben erwähnte Kindergebetlein im Herzen und auf den Lippen war, und diese freuten sich des lieben Boten und folgten ihm gerne.

Christian Gerber, Pfarrer zu Lockwitz, dem wir schon einige Male in diesen Mittheilungen Geschichten aus seiner Historie der Wiedergeborenen nacherzählt haben, beschreibt im dritten Bande einige solche Begegnungen der zur Braut erkohrenen Seelen mit dem zur Werbung abgesendeten Knechte, so lieblich und rührend, als das Zusammentreffen der Rebecca mit Elieser am Brunnen, außen vor der Stadt. Wir erzählen diesmal zwei.

Noch zu Ende des Jahres 1671 hielt Gott in unserem Vaterlande eine lehrreiche Schule mit seinem Volke. Die Blattern hatten in der heißeren Zeit des Jahres Tausende von Kindern, durch ganz Deutschland, aus dem Hause der Eltern abgeholt; sie kehrten, als man die Heftigkeit der Seuche schon für gebrochen hielt, im Spätherbst noch einmal wieder. Damals lebte zu Freiberg in Sachsen ein Herr Caspar v. Schönberg, hochbestallter Ober-Berghauptmann des ganzen Erzgebirges, den Gott über die anderen Güter des Lebens vor Allem mit drei Töchtern gesegnet hatte, deren bester Schmuck nicht nur die Schönheit des Leibes und die Anmuth der Sitten, sondern Gottesfurcht und jene rechte Reinheit des Herzens waren, welche die Liebe zu Jesu Christo und sein Geist der Menschenseele verleihen. Am 14. December wurde zuerst die jüngste Tochter an den Blattern krank. Da sie am 16. December des Vormittags um zehn Uhr ein wenig geschlummert, zeigt ihr der Traum einen Engel, der in der Hand eine Tafel hält, darauf ihr Name: Anna Elisabetha, mit großen, goldenen Buchstaben geschrieben ist, und noch andere Namen dabei, welche sie bei'm Erwachen nicht nennen wollte. Freudig aber erzählt sie ihrer Mutter den Traum und bereitet sich zum nahen Tode. Der Prediger bei ihrem Sarge, so will sie, soll von jener Krone des Lebens reden, „welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben"

*) Im Durchschnitt in Europa jährlich eine halbe Million.

(Jac. 1, 12.), denn diesen Leichentext hatte sie sich schon längst in ihr Gebetbuch aufgezeichnet; zugleich bestimmt sie die Lieder, welche man bei ihrem Begräbniß singen solle. Die Freunde suchen ihr solche Gedanken des Todes auszureden; sie aber bittet: „Man solle ihr den schönen Traum nicht zweifelhaft machen und sie in ihrer Freude und ihrem Verlangen, bei Christo zu seyn, nicht stören." Aus Gehorsam gegen die lieben Eltern nimmt sie die Arzneien und hält sich in Allem nach dem Gebot des Arztes; aber am anderen Tage, in derselben Stunde in welcher sie den Traum gehabt (Sonntags am 17. December Vormittags um zehn Uhr), entschläft sie still und sanft, ihres Alters 14 Jahre und 4 Wochen.

Die älteste Fräulein Schwester (17 Jahr alt) befand sich damals bei ihrem Herrn Oheim in Dresden und mithin, nach menschlichem Vermeinen, außer der Gefahr der Ansteckung. Aber da eben die Eltern im Begriff stehen der jüngsten Tochter das Leichenbegängniß zuzurichten, wird auch diese älteste Fräulein, Maria Lucretia, wie es scheint, von den Masern befallen. Auch sie spricht von ihrem nahen Tode und bezeuget, daß sie sich sehne, daheim zu seyn bei ihrem Herrn Jesu Christo. Sie verlangte herzlich noch einmal das Gedächtniß des Todes ihres Herrn und die Vereinigung des ihm geweiheten Leibes mit seinem heiligen Leibe im Abendmahl zu feiern, und ihr Verlangen wurde ihr gewährt. Schon fünfmal hatte dieses junge Fräulein die ganze heilige Schrift mit Andacht und Gebet durchgelesen und war mit ihrem Inhalt so wohl bekannt, daß sie jetzt, auf ihrem Sterbelager, ohne Aufhören bald mit dieser, bald mit einer anderen Stelle derselben sich tröstete und erquickte. Am Tage ihres Todes ward sie noch einmal heftig von ihrer Krankheit ergriffen. Um 6 Uhr ließ der Anfall nach und die Kranke versank in einen so sanften Schlaf, daß die Verwandten wieder gute Hoffnung zur Genesung schöpften. Aus diesem Schlafe erwachte sie mit gar feierlichen Geberden, hub ihre Hände auf und sagte: „Nun kommt mein Herr Jesus und will mich zu sich nehmen." Indeß kamen die Prediger, welche ihr oft während der Krankheit Trost aus Gottes Wort zugesprochen. Sie aber bedurfte keines Trostes mehr, der durch Menschen kommt, sondern freudig und unverrückt im Aufsehen der Liebe nach ihrem Heiland und Herrn entschlief sie unvermerkt.

Es war nun den beiden Eltern nur noch die mittlere Fräulein Tochter, Maria Elisabetha, geblieben; aber auch diese ward, bald nach der ältesten Schwester Tode, von den Blattern befallen. Doch schenkte Gott für diesmal den betrübten Eltern das kranke Kind wieder. Nach seinem Erbarmen wollte er sie allmählig an den Gedanken der Trennung auch von der letzten ihnen zurückgelassenen lieben Tochter gewöhnen, oder er wollte ihnen diesen Gedanken durch den des Todes unseres Herrn und der Auferstehung des Leibes verklären. Denn als der Frühling kam, da ging die von den Blattern genesene Fräulein mit den Ihrigen wieder zum Hause des Herrn und bezeugte, bei'm Genuß des heiligen Abendmahls, die Liebe zu ihm bis in den Tod. Einige Zeit hernach erkrankte die Jungfrau von Neuem und es schien, als sollten jetzt die Masern nach den Blattern kommen. Doch schlugen die Arzneimittel so wohl an, daß die Kranke wieder Speise zu sich nahm, und, wenn man ihr es erlaubt hätte, aufzustehen bereit war. Da überfiel sie plötzlich eine Schwäche, welche sie freudig als den Vorboten des Todes annahm. Sie erwählte den Leichentext (Hiob 14, 1 u. 2.): „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebet kurze Zeit, und ist voll Unruhe; gehet auf wie eine Blume und fällt ab; fliehet wie ein

Schatten und bleibet nicht." — Hierauf äußerte sie den Wunsch daß doch auch ihr ein Engel ihren Namen geschrieben zeig möchte, wie ihrer jüngsten Schwester; doch beruhigte sie d Wort: daß wir uns vor allen anderen Wundern daran „freu sollen, daß unsere Namen im Himmel geschrieben sind" (Luc. 1 20.). Bald hernach entschlief diese selige Jungfrau fröhlich der Nähe ihres Herrn, da sie ihr Alter noch nicht ganz a 16 Jahre gebracht.

Zu Miltiz, ein Meilweges von Freiberg, wohnte um je Zeit Herr Nicolaus Ernst v. Luckowin, dem Gott auch dur seine Gemahlin, eine geborne Kayn v. Remsdorf, vi Töchter geschenkt hatte, welche seines Hauses schönste Zier u der Eltern Lust waren. Und mit Recht; denn die Lust dies Jungfrauen selber war an dem Herrn. Ihnen hatte Gott fe frühzeitig ihre rechte Mutter hinweggenommen, hatte ihnen ab eine zweite Mutter geschenkt, welche für ihre eigene Seele u für die Seele der ihr anvertrauten Kinder mit ganzem Ern das suchte, was ewig selig machet: das Heil in Christo.

Vor allen offenbarte sich an dem jüngsten Fräulein, n Namen Magdalena, sehr frühe ein wahrhaft himmlisch g sinntes Gemüth. In diesem Kinde war kaum das rechte V stehen der Menschensprache erwacht, da wollte es seine Zun zu nichts Anderem lieber brauchen, als zu dem Geschäft d Engel: Gott zu loben, ihm zu singen, zu ihm zu beten; kon auch dieser lieblichen Beschäftigung niemals satt werden, so d schon die selige Mutter öfters zu ihrem Gemahl sagte: „Die Kind ziehen wir nicht groß." Schon sehr frühe bezeugte je Fräulein ein gar sehnliches Verlangen nach dem heiligen Aben mahl. Ob nun gleich damals die löbliche Sitte war, daß m die Kinder nicht gern vor dem funfzehnten oder sechzehnten Jah zum Tisch des Herrn gehen ließ, entschlossen sich dennoch d Eltern, den Bitten dieser jungen Seele nachzugeben, weil in die Erkenntniß Christi und seines seligmachenden Wortes un wöhnlich frühe zur Reife gekommen war. Es wurde desh dem frommen Pfarrer des Ortes, Samuel Köhler, der A trag ertheilt, die Einsichten der kaum zwölfjährigen Magdale zu prüfen und dieselbe noch mehr zu dem heiligen Werke v zubereiten. Der treue, wohlerfahrene Diener des Wortes kon jedoch nichts anders, als über das Werk des Geistes Got an dem Herzen eines so zarten Mägdleins sich freuen und v wundern. Denn so viel Erkenntniß mit solch kindlich brünsti Liebe und Andacht, solch' innige Freude des Geistes und he ges Verlangen nach Christi Geist und Gnade hatte er noch ka in einer anderen Menschenseele gefunden und auch in seiner genen, wie er das seinem Freunde Gerber bekannte, noch n erfahren. So oft nachmals Magdalena mit ihren lieben tern dem Tisch des Herrn nahete, konnte sie dem tre Seelsorger nicht genugsam die Gnade ihres Herrn und Heil des preisen, welcher in sein heiliges Abendmahl ganz besond die Kraft gelegt, selbst den Leib des Menschen, gleich seinem genen heiligen Leibe, zu einem Tempel des Geistes Gottes erbauen, die Seele aber, sammt dem Geiste, unsträflich zu halten auf den Tag Jesu Christi. Ihr Mund floß über der Seligkeit, welche alsdann das Gefühl eines „geistig lei chen" Naheseyns des Herrn über die Seele ergeußt.

An dieser zarten Jungfrau waren, wie zur Freude Gärtners an einem jungen Bäumlein, alle Früchte des Christ glaubens schon in ihrer rechten Schönheit und Reife zu find. Es war da ein freudiges Unterwerfen alles eigenen Wills in den Willen der frommen Eltern, ein Gehorchen ohne M=

...., ja ohne Fragen; ein sanfter Sinn gegen Jedermann, na-mentlich aber gegen manche Dienstboten, welche, wie dies öfters ... grade diese taubenartige Milde zu ungewöhnlichen Ausbrü-chen der Widersetzlichkeit und Grobheit aufreizte. In ihr war ... herzliches Erbarmen gegen die leidenden Brüder; ein Erbar-men, welches sich niemals genug that, denn noch auf dem Tod-tenbette bedauerte sie, daß sie in ihrem kurzen Leben so wenig ... fast gar nicht Anderen dienen und Wohlthun erzeigen kön-nen. Man sahe an dieser Maria eine unausgesetzte Arbeit-samkeit der Martha. Und das Alles in herzlicher Demuth. Denn sie verlangte nicht nach Menschenlob und Menschengunst; sondern ihr stetiges und unausgesetztes Sehnen war: daß sie einst selig seyn möge bei ihrem Heiland und Herrn. Wie bei einem jungen Kinde, das mitten unter fremden Menschen nach seiner Mutter weint, welche hinausgegangen, alle Liebkosungen und Schmeicheleien der fremden Menschen nicht verfangen wollen, sondern es weint mitten darunter fort; so konnten auch alle Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen der Welt in dieser jungen Seele die Stimme des Sehnens nach der ewigen Seligkeit nicht übertäuben. Magdalena hatte einen wahrhaften Ekel vor je-nen sogenannten Lustbarkeiten; ihr Herz war schon frühe da, wo sein Schatz ist.

Am 23. Mai 1690 wurde Magdalena nach dem Abend-essen von einem Uebelseyn befallen. Die Blattern gingen da-mals wieder in der Gegend um; die Mutter besorgte daher sogleich mit Recht, daß diese Krankheit es sey, welche das Uebelseyn des lieben Kindes verursachte. Die gewöhnlichen Hausmittel wurden angewendet, zwei Aerzte herbeigerufen, aber so deutlich sich auch bald nachher die Blatternkrankheit mit allen ihren anderen Zei-chen verrieth, so wollte doch der Ausschlag nicht aus der Haut hervorbrechen. Das Mägdlein ward von Stunde zu Stunde immer kränker und schwächer. Am 29. Mai des Morgens, als am damaligen Himmelfahrtstage, ließ die Kranke ihre lieben El-tern zu sich bitten, damit sie von ihnen Abschied nehmen möge. Als man ihr nun zugesprochen, ob sie denn nicht gern länger bei den lieben Ihrigen bleiben wolle, antwortete sie sehr freudig: „Die Thüre ist schon offen; Jesus wartet meiner, als einer Braut. Was wäre mir jeder, auch der allerschönste, irdische Brautkranz, da derselbe ja nur vergänglich und bald verwelklich ist gegen jene unvergängliche Krone des Lebens, womit nun bald der Bräutigam meiner Seelen, Jesus, mich zieren wird.“ Es fragte sie Jemand, ob ihr denn der Abschied von solch theuren Verwandten, als sie hier verließe, nicht sehr leid thäte? Darauf antwortete sie getrost: „Ach nein, denn was ich hier lasse, das finde ich dort: Ich finde den himmlischen Vater, meinen liebsten ...um, meine gute Mutter, ich finde auch liebe Geschwister, die ... in die Ewigkeit vorangegangen.“ Sie nahm nun, wie Je-mand, welcher eilt, um eine längstersehnte Reise anzutreten, einen ...eichen und beweglichen Abschied von ihren drei Schwestern, ... von der Frau Stiefmutter, deren Hand sie lange und fest ... ihren Mund drückte und zugleich ihr herzlich für alle müt-terliche Liebe und gute, treuliche Erziehung, so wie vor Allem ... dankte, daß sie, als ihre Taufzeugin, sie dem Herrn Jesu ... vortragen helfen. Von ihrem tiefgebeugten, lieben Vater nahm sie nun mit wenigen, nachdrücklichen Worten Abschied, ... ihn nicht noch mehr zu betrüben. Und so hatte sie ihr Haus bestellt, und war bereit dem Boten Gottes, der schon an ihrer Seite stund, zu folgen.

Der Vater war, um seinen tiefen Schmerz zu verbergen und durch Gottes Trost zu stillen, in die Kirche gegangen. Indeß

bat die zum Tode Kranke ihre liebe Mutter, sie möge doch dem guten Vater zureden, daß er ihren Leichnam in einem gewöhn-lichen Grabe, außen auf dem Gottesacker unter den Fenstern der Emporkirche begraben ließe; denn dieses Ruheplätzlein habe sie sich schon längst ausersehen. Darauf bat sie, man solle ihr die goldenen Ohrringe abnehmen, denn sie wolle von keinem an-deren Schmucke wissen als von dem Blute und der Gerechtig-keit ihres Herrn Jesu, und solchen Tand nicht mit in die Erde nehmen. Und da sie sich festiglich einbildete, ihr lieber Herr Jesus würde sie noch heute, am Tage seiner eigenen Himmel-fahrt, zu sich in den Himmel nehmen, hielt sie inständig bei ih-rer Frau Mutter darum an, daß man ihr, wie anderen gemei-nen Sterbenden, ein Stroh auf der Erde bereiten und dasselbe mit einem Tuche möchte bedecken lassen. Sie wies hiezu ein Plätzlein vor ihrem Schranke an, da sie gar oft und manchmal auf ihren Knieen zum lieben Gott gebetet habe, dort, glaubte sie, solle der Tod bald und leicht kommen. Als man ihr nun ihre Bitte gewähret und sie auf das Strohlager gebracht hatte, begehrte sie abermals ihren Seelsorger, mit welchem sie, als er nach beendigtem Gottesdienst zu ihr kam, von Neuem sehr an-dächtig betete und sang. Da sie jedoch sahe, daß das Todes-stündlein noch nicht kommen wollte, ließ sie sich wieder in ihr Bette bringen, nahm auch am Abend ein wenig Suppe so wie Arzneimittel. In der Nacht aber ward sie wieder sehr heftig krank und hatte keinen Augenblick Ruhe. Endlich brach der Morgen an. Die Sterbende ward jetzt ruhiger, bat, sie mit den heftig aufregenden Arzneimitteln (wodurch die Aerzte die Blat-tern hervortreiben wollten) zu verschonen, in ihren Mienen war ein seliges, stilles Warten auf den Herrn, ihren Erlöser, und Ergebung in seinen heiligen Willen. Und so entschlief sie auch sanft und unvermerkt in ihrem Heiland, des Vormittags um 10 Uhr am 30. Mai, ihres Alters 16 Jahre und 9 Monate. Jauchze nun ewig, o theure Jungfrau, du hattest deinen Tauf-bund treu bewahrt, deine Seele unbefleckt erhalten von der Welt und allen ihren Ergötzlichkeiten und Lüsten; in deinem Munde war kein Falsch gefunden. Darum wirst du dem Lamme nach-folgen, wohin es gehet. Offenb. Joh. 14, 1. 2. 5.

Bald nachdem man die zarte Hülle des jüngsten Fräuleins in das erwünschte Ruhekämmerlein gebracht hatte, ward die mittlere Schwester, Christina Dorothea, von einem Uebel-seyn befallen und legte sich sogleich am 8. Juni, als am heili-gen Pfingsttage, auf das Lager, von welchem sie lebend nicht mehr aufstund. Denn die Krankheit begann sogleich mit großer Ohnmacht und Schwäche, und obgleich zwei geschickte Aerzte alle gewöhnliche Mittel der Kunst an ihr versuchten, auch dahin es brachten, daß die Blattern zum Vorschein kamen, ward dennoch der Zustand bald sehr bedenklich. Die Kranke war über die zunehmende Gefahr und das Gefühl der Todesnähe auf keine Weise erschrocken oder betrübt und nur das Eine schien sie zu bekümmern, daß sie bei ihrer großen Schwachheit sich nicht immer auf die kräftigen, ihr sonst wohlbekannten Trost-sprüche besinnen und vielleicht nicht so wohl auf ihr Ende zu-bereiten könne, als ihre selige, jüngere Schwester. Hierüber trö-stete sie ihr Seelsorger, weil sie ja schon bereit sey, indem sie ja mit wahrem Glauben sich an Jesum ihren Heiland halte, und wider alle ihre Sünde sich mit seinem vollkommenen Ver-dienste tröste. Ueberdies habe sie sich ja auch dem Willen Got-tes ganz ergeben und habe ein herzliches Verlangen nach Christo ihrem Heilande. Darauf fragte er die Kranke: Ob dem nicht also sey? — „Ja,“ sprach sie, „Jesus ist meines Herzens Trost

und mein Theil. Ich lebe, aber doch nicht ich; denn was ich jetzt noch lebe im Fleisch und in meinem kranken Leibe, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich — ja, auch mich — geliebet und sich selbst für mich dargegeben hat." — Diese Worte sprach sie mit solcher Glaubensfreudigkeit, daß dem alten Prediger, so wie der Mutter und den anderen anwesenden Personen die Thränen über die Wangen flossen. Nach einiger Zeit hub die Kranke ihre Augen empor und schaute mit klaren, hellen Blicken zum Himmel auf, als sähe sie der nahen Zukunft ihres Heilandes entgegen. Hierauf faltete sie ihre Hände und befahl mit inbrünstiger Andacht ihre Seele in seine heilige und treue Hand. Die Augen schlossen sich nun und auf eine anfängliche, tiefe Ohnmacht begann alsbald der Todesschlaf, in welchem sie still und ohne eine merkliche Bewegung verschied am 11. Juni des Nachts um 12, da sie ihr Leben gebracht auf 18 Jahre und 3 Wochen. Freue dich und sey fröhlich du Auserwählte, in deren stiller Seele der Herr sein Werk verborgen und wunderbar hinausgeführt. Siehe, auch du warst unsträflich erfunden vor dem Stuhle Gottes, darum bist du erkauft aus den Menschen zu einem der Erstlinge, Gott und dem Lamme (Offenb. Joh. 14, 4 u. 5.).

An demselben Tage an welchem Dorothea entschlief, am 11. Juni, ward die ältere Schwester, Fräulein Catharina Elisabeth, von einem starken Frost befallen. Die Bemühung eines neu herzugerufenen, berühmten Arztes, schienen anfangs sehr gesegnet, das Flehen der Eltern und Verwandten zu dem Herrn, der unser Arzt ist, schien Erhörung gefunden zu haben; die Blattern traten vollkommen heraus und fingen bereits an, wie im guten Verlauf der Krankheit, wieder abzuheilen. Aber eben jetzt, da die Genesung immer wahrscheinlicher wurde, stellten sich Convulsionen und Ohnmachten ein, welche die Kranke sogleich als Vorboten des nahen Todes betrachtete, zu welchem sie sich freudig und in Gott gelassen zubereitete. Die Schmerzen des Leibes wurden sehr heftig, sie aber klagte nicht und kein Wort der Ungeduld kam über ihre Lippen, sondern wenn man sie nach ihrem Befinden fragte, antwortete sie immer: „Mir ist wohl genug, diese Schmerzen sind noch zu ertragen. — Auch thut mir der Abschied von der Welt nicht leid, das aber thut mir wehe, daß ich meinen lieben Eltern zu ihrem vorigen großen Herzeleid noch ein neues durch meinen Tod hinzufügen soll. Doch es ist Gottes Wille. Ich hätte sie gern dieses Kelches überhoben gesehen. Gott, der dies thut, wird mächtig seyn sie zu trösten." — Darauf nahm sie von Vater und Mutter mit Worten der herzlichen Liebe Abschied und dankte namentlich der Mutter für ihre gute Erziehung und mütterliche Treue. Nun wendete sie sich ganz allein zu Gott und ihrem Heiland, und das immer wachsende Verlangen ihres Herzens, daheim zu seyn bei Christo, ward bald gestillt; mit fest zum Gebet geschlossenen Händen entschlief sie; ihres Alters 21 Jahre und 16 Wochen. — Diese ältere, zuletzt entschlafene Tochter hatte Gott mit ganz vorzüglichen Geistesgaben, mit einem hellen Verstand, ungemeinem Fassungsvermögen und mit einer großen Munterkeit und Heiterkeit des Gemüthes geziert. Hiebei aber hatte er, von zartester Kindheit an, das Werk seines Geistes in ihrem Herzen begonnen und gefördert. Denn ihre Lust war an dem Herrn und ihre liebste Freude war es, von ihm zu reden und von s nem Gesetz. — Wohl dir, du hast es gut. Der Gärtner h dich, du liebliche Blume, frühe aus dem Boden genommen, Frost und Hitze so leicht dem vergänglichen Gewächse schade damit du würdest eine unvergängliche Blume im Paradiese be nes Gottes. Siehe, nun singest auch du mit den anderen Er lingen ein neues Lied vor dem Stuhle Gottes, ein Lied, w ches Niemand lernen kann, als die, welche gleich dir erkauft si von der Erde, unbefleckt (Offenb. 14, 3.).

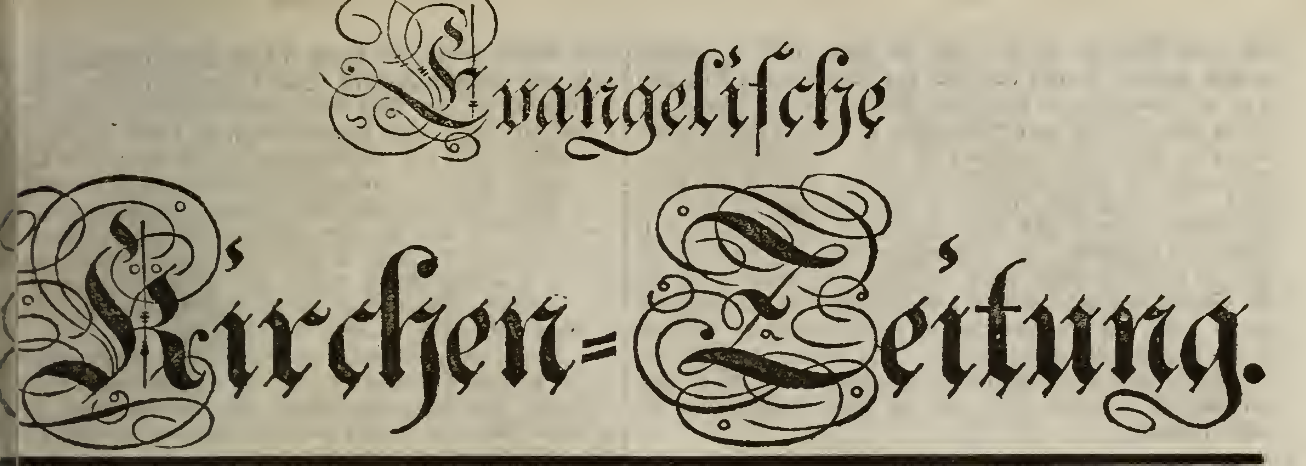
Gott hielt, wie dies die zuletzt gestorbene Tochter mit freudiger Zuversicht auf ihrem Todtenbette versprochen, die ti gebeugten Eltern, besonders den heftig vom Schmerz ergriffen Vater aufrecht. Dieser faßte seine Seele in Gottergebenh und Geduld, und so ward ihm sein Leiden zu einer Staffel d innern Vollbereitung und des Näherkommens zu Gott.

Noch eine Tochter hatte ihm Gott von vieren übrig g lassen; die älteste von ihnen. Diese ward nachmals an d Sohn seines theuren, frommen Freundes, des Herrn v. Hain zu Hainitz (Erbherrn zu Dröschkau) vermählt, und aus die gesegneten Ehe sah der Greis eine Schaar lieblicher Enkel blühen, welche fröhlich aufwuchsen in der Furcht vor Gott u in seiner Gnade, und welche löblich Thaten gethan zum gem nen Wohl und Dienst des Nächsten. Und wenn vielleicht n ein Sproß jenes edlen Geschlechts auf Erden lebt, so möge G einen Theil des Geistes seiner frommen Vorfahren auf ihn gen und ihm Kraft geben, sich des Namens des Herrn nicht schämen, sondern ihn zu bekennen mitten unter dem ehebreche schen Geschlecht.

45) Die Afterärzte.

Jemand rühmte, vor den Ohren eines alten Freundes, d Thun der jetzigen sogenannten Volksvertreter, und ihrer V bündeten, der „liberalen" Blätter. Dieselben brächten, so b hauptete er, die Mängel der Verfassungen und die Noth, wel das Volk drückt, zur Sprache, und suchten dieser abzuhelfe seyen also wirkliche Freunde und Wohlthäter des Volks. D Alte erwiederte hierauf, solche Wohlthäter kämen ihm frei vor wie Aerzte, welche einem Landmanne, der an allerh Stockungen und Beschwerden des Unterleibes litte, zu sei Heilung die Cholera einimpfen wollten. Dieses Heilmittel w zwar die Stockungen angreifen und lösen, zugleich aber auch Bande, welche die Seele am Leibe halten. Es mag seyn, d in dieser Zeit einer allgemeinen Verrückung alles Bestehen von dem rechten Grund und Boden so Manches bald hie b da, bald auf diesen bald auf jenen, ja auf Allen drückt u lastet, und daß die „Volksvertreter" wirklich hie und da di Lasten erkennen und bei'm rechten Namen nennen. Der G der Frechheit aber und der Empörung gegen alle göttliche u menschliche Ordnung, der Ausschaum der Lästerung gegen All was hoch ist im Himmel und auf Erden, dieser Geist, wel „jene Männer des Volks" mit der Zunge wie mit der F unter dem Volke verbreiten, ist ein Gift, welches nicht nur die Cholera den zeitlichen und leiblichen, sondern den ewi Tod wirket.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 29. October. № 87.

J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer.

(Schluß.)

Aus einer solchen Stimmung nur, die auf den Ankläger m Gewissen gar nicht hörte, welcher ihm sonst den Christus für n und die uns durch den Tod Christi wieder zugewendete ade Gottes und die Gewißheit eines auf solche Weise versöhnten Vaters wohl zum immerwährenden Bedürfniß möchte emacht haben, nur aus der Stimmung, die auf nichts sah, als m die eigene innere Erleuchtung, und diese Selbstbeschauung bis zu dem Wahnsinn steigerte, in welchem er einmal, da er nte, lange Jahre auf Hoffnung gekämpft zu haben und nicht u fühlen, ob sein innerer Mensch an Kräften zugenommen, von Gott heftig begehrte, ihm seinen inneren Menschen zu zeigen, m als ihm dies, wie erzählt wird, gewährt werden, von dessen ichem Lichtglanz so geblendet wurde, daß er Gott dankte, er dritten Tag hernach gegen Abend wieder gedruckte Schrift es zu können, — aus einer solchen Stimmung schrecklich verleideten Hochmuthes ist auch allein das zu erklären, was ihm n erste Vision vorspiegelte, die Meinung, daß er berufen und en Stand gesetzt sey, durch Darbringung seiner selbst im ete Andere erlösen zu können. Dies war es, was er als ihm zugewiesene Thätigkeit wollte erkannt haben. Der n ist da noch nicht gelöscht, nicht versöhnt hat die Welt das m, das einmal für sie wurde in den Tod zu allgenugsamem er gegeben, sondern immer neue unter — den Sündern wer gerufen, sich zur Versöhnung zu opfern. Das ist „das tiefe Geheimniß," wie Gichtel es nennt, „worin der Christ dem Ebenbilde Christi gleichförmig wird, wo dann der ernste Stand ok, da ein Christ wesentlich in den Prozeß Christi treten, sein en als ein Anathema und Fluchopfer im Blut und Tod Jesu seine Brüder darstellen muß." „Es wird uns," sagt er an n anderen Orte, „ein priesterliches, keusches Leben angezo welches dem Altar dienen und sich in Christo Jesu dem türlichen Zorn opfern kann zur Versöhnung; denn wir im Geist immer unsere Kräfte durch Imagination in andere Seelen magisch einführen, daß sie in ihnen dieselben auch empfinden aus denselben Kräften in göttlicher Erkenntniß wachsen." und mit unwesentlichen Modificationen in unzähligen Stellen seiner Briefe. „Darauf nun," so erzählt Gichtel's Biograph, „war fürnemlich ihr Melchisedekisches Priesterthum (Wenigen bekannt, ihm aber durch Gottes Gnade früh offenbart, sagt Gichtel in einem Briefe vom 4. Mai 1703) gegründet, in Christo ein erbarmendes Mitleiden mit den armen nothleidenden Seelen zu tragen. Und daher kam es denn auch, daß ihr ganzes Werk im Geiste ein unablässiges Gebet gewesen, als Priester des Allerhöchsten Gott in seinem Allerheiligsten in ihnen immerdar Rauchopfer zum süßen Geruch anzuzünden, heilige Hände aufzuheben und für das Volk, das im Vorhofe steht, Versöhnopfer zu thun, d. i. ihr Leben Gott zu consecriren, auf daß sein Zorn in der Creatur gelöscht, und die Seelen Gott gewonnen werden möchten, welches nicht ohne empfindliche Angstschmerzen zugeht." Dabei aber ließ sich Gichtel vollkommen durch die gar große Freude trösten, welche die Seelen, deren er sich erbarmte, ihm sollen gezeigt haben, wie er denn unter dem 20. Juni 1697 an eine Anhängerin schreibt: „Es ist wohl zu merken, daß, als die armen Seelen unser Gebet gefühlt, angefangen haben vor Freuden zu rufen: Ach, da kommt mir ein Engel zu Hülfe! und sich in unserem eindringenden Willen gestärkt und gefaßt und also den Teufel überwunden." „Und," fährt er fort, „weil ich erkannte, daß es nicht meine Heiligkeit und Frömmigkeit, sondern allein Gottes Gnade war, vertiefte ich meine Seele im Blut und Tode Jesu, als ein Anathema für alle gefallenen Menschen, deren viele sich ganz verteufeln und keine Hoffnung einer Erlösung haben. Denen wird und soll noch das Evangelium in dem Gefängniß gepredigt werden, davon ich nun schweigen soll." Denn an eine ewige Unseligkeit von Menschenseelen glaubte Gichtel nicht, indem er sagte, das Wort „ewig" im Grundtexte bedeute bloß eine bestimmte Zeit, wolle man nicht mit der entgegengesetzten Meinung Christo die Schlüssel Himmels und der Hölle nehmen, der Gläubigen Gebet vereiteln u. s. w. (s. Br. vom 8. Febr. 1698. Th. III. S. 1898.). Nur die Wiederherstellung der Teufel läugnete er. Er habe Erfahrung darin gemacht, pflegte er zu sagen.

Er beschränkte jedoch sein Amt nicht allein auf eine Erlösung Anderer aus geistiger Bedrängniß, sondern auch bei äußerer allgemeiner Noth, z. B. in Kriegszeiten, lag es ihm ob, auf eine ganz besondere Weise zum Besten des Landes zu wirken.

Als unter Anderem die Franzosen im Jahre 1672 in Holland plötzlich einfielen, Utrecht eroberten, das ganze Land in Besorgniß war, und namentlich in Amsterdam Viele schon ihre Sachen zur Flucht über die See zusammenpackten, da rieth Gichtel durchaus ab. Haben wir das Gute im Lande empfangen, warum sollen wir nicht auch das Böse mitnehmen, sagte er mit Ergebung. Du mußt jetzt, dachte er aber auch zugleich, dich vor die Bresche stellen! Und was geschieht? „Er nahm sich," so lautet die Erzählung, „der allgemeinen Noth dergestalt tief an, daß ihn Gott im Geiste gegen den Feind mit anführte, da ihm die Esquadrons und Bataillons der Kriegsgeister im Geiste begegnet, eben wie die Soldaten im Felde bataillirеn; also auch mußte er gegen die Zorngeister im Geiste schlagen, welches mit den auswärtigen Begebenheiten accurat übereinkam, wie er nachher aus den Zeitungen ersah, und der Feind mußte wieder das Land räumen."

7. Gichtel's Verhältniß zu seinen Anhängern. Seine letzten Jahre und sein Tod. Canonisches Ansehen seiner Schriften.

So brachte Gichtel seine Tage in Amsterdam hin. Besondere Offenbarungen, die er von Zeit zu Zeit zu erfahren glaubte, waren mehr Bekräftigungen seiner früher schon gehegten Meinungen und des besonders innigen Verhältnisses, in dem er zu Gott stehen wollte, als daß sie neue Aufschlüsse ihm gegeben hätten. Von einer solchen Vision im Jahre 1674 erzählt er, daß sie ihm namentlich die verborgenen Geheimnisse des Falles Adam's, die Wiederbringung des Verlorenen durch die Menschheit Christi und unsere Wiedergeburt in ihm aufgedeckt hätte, wie er sich auch rühmte, daß ihm dieselbe Gnade wie dem Apostel Paulus widerfahren sey, nämlich in den dritten Himmel entzückt worden zu seyn, und des ersten Adam's himmlischen Leib bereits wieder angezogen zu haben. Sein zerrüttetes Gemüth ward durch solche Dinge in beständiger Aufregung erhalten, denn das Wundersamste war ihm alltäglich. In einer Krankheit des Jahres 1680 glaubte er achtmal in acht Tagen die Pein und den Gestank der Hölle ausgehalten zu haben, und diese Krankheit, ein viertägiges Fieber, sollte ihm durch das Gebet Breckling's und seiner Frau angezaubert worden seyn. Denn, da er, dem Tode schon nahe, von Breckling, der das mochte erfahren haben, wegen früherer Mißhelligkeiten um Verzeihung gebeten wurde, hob ihn, wie man ihm das von Breckling ausrichtete, eine unsichtbare Hand aus dem Bette und legte ihn platt auf den Boden, und damit war, so meinte er, die Gewalt des Teufels gebrochen. Aber auch gesund sollte er von besonderen Anfechtungen gequält worden seyn. „Der Satan," erzählt er, „wollte ihn zweimal von seinem Betkämmerlein verjagen, als er Abends vor Gott lag. Und weil er sah, daß der Streiter Christi seine Furcht nicht achtete, kam er, ergriff ihn bei den Haaren, hob ihn eine Spanne hoch von der Erde auf, und wollte ihn zum Fenster hinunterstürzen. Es sprach aber seine Seele: Ei, verflucht muß das Haar auf meinem Haupte seyn, das dich fürchtet, du Schandgeist; ich soll meinen Gott und Herrn fürchten! und der Teufel mußte mit Stank weichen." — —

Nicht ohne große Selbsttäuschung berichtet er nun auch, daß er eigentlich diese seine wundersam erlangte Erleuchtung habe für sich behalten wollen, wenn ihm nicht erst von der Sophia eröffnet worden wäre, daß er auch den übrigen Brüdern und Schwestern, welche noch schwach seyen, zu Hülfe kommen müsse. Denn wir müssen leider mit denen, welche Gichtel seine falschen Brüder nennt, in diesen und ähnlichen Eröffnungen nic grade eine göttliche Weisheit, sondern sehr ungöttlichen Hochmut anerkennen, der zum Theil auf wahrhaft lächerliche Weise äußer Dinge für diesen seinen innersten Kitzel zu deuten wußte. D hin gehört z. B. was der Biograph uns berichtet: daß beatu (Gichtel) an seinem rechten Fuß zwei Nägel verloren hätte, a deren Statt ihm zwei lange Adlersklauen gewachsen wären. Un was zeigte dies an? Es war eine Signatur des steigenden de fliegenden Geistes, durch welchen Gott andere Seelen fan und in sein Netz treiben wollte, wie der Geist Gottes Gichteln innerlich gedeutet und in der That bezeugt habe, wev er jedoch schwieg, d. h. nicht eben Jedem erzählte.

Daher erklärt Gichtel in einem Briefe an eine fürstlic Person vom 14. December 1677, er sey durchaus von der Pflic überzeugt, das empfangene Gnadenlicht vor der Welt leucht zu lassen, aber neue Secten zu suchen, halte er für ganz beden lich. Die Secten predigten bloß einen sectirischen Christus, ni den allgemeinen. Er aber und seine Anhänger seyen die z streute, allgemeine, unsichtbare, im Glauben lebende Kirche; Mi glieder, wie er anderwärts sagt, der alten apostolischen Kirc nicht Theilnehmer an irgend einer neuen Absonderung. Hä Gichtel dies durch die Uebereinstimmung seiner Lehre mit d Schrift, dem alleinigen sichtbaren Grundpfeiler der wahren Kirc erwiesen, so hätte diese seine Erklärung ein ganz anderes G wicht. So bleibt die Verblendung einer solchen eingebilde Usurpation nur zu bedauern, und die polemischen Ausfälle geg die Secten seiner Zeit fallen größtentheils auf ihn selbst zur Gegen die Quäker erklärt er sich mehr als einmal heftig u entschieden. „Nicht auf Christo, sondern auf Fox beruhe Quäkerei, sie hätten auch vom Hurenkelch getrunken, spräc äußerlich viel vom innerlichen Licht, und lebten wie alle We kinder in Sorge der Nahrung, sammelten Schätze, mästeten d Bauch, und es stehe ihr Trieb, wie er sich auf seine Weise au drückt, in astro Veneris und habe in seinem Rade über den eigensinnigen Martem u. s. w.

Mit Rothe*) und Antoinette Bourignon setzt auch in eine Classe Labadie**) und seine Anhänger, als Le die im Trieb des Feuers nach dem eigenen Willen auslie weder Antoinette noch die Labadisten hätten den Glauben säet u. dgl. Sein Verhältniß zu den Labadisten ist beson merkwürdig. Er kam mit ihnen in genaue Berührung, d ihr berühmtester Lehrer, der Nachfolger Labadie's, Yv wohnte Gichtel'n in Amsterdam längere Zeit gegenüber, h große Zuneigung zu ihm gefaßt, und drang nicht wenig in ihrer Verbrüderung beizutreten. Sie hatten nun wirklich fache Berührungspunkte in Bezug auf die Lehre von der Sch der Erleuchtung, der Armuth oder besser Gütergemeinschaft, in ihrem Festhalten an der Calvinistischen Lehre von der P destination ergab sich eine wesentliche Differenz. Aber auffall genug war es gar nicht diese, die Gichtel'n abhielt, zu ih zu treten, sondern eine Besorgniß, die sich wenigstens nicht Mindesten mit dem Vorwurf reimen läßt, den ihre Gegner nen über ihre Geringschätzung der Ehe machten. Er meinte möchte durch sie zu einer Heirath verleitet werden, und m als einmal macht er in dieser Hinsicht über die Labadis spöttische Bemerkungen, oder weiß ganze specielle Umstände

*) S. über ihn Arnold a. a. O. Th. III. Cap. 25.

**) Ausführlich handelt von ihm Arnold, Th. II. B. Cap. 21.

r Vorsteher in Beziehung hierauf zu berichten (s. z. B. Th. III. (. 2416. Th. VI. S. 1710 f.). Anfangs günstig, später aber :werfend äußert er sich über Johanna Leade und ihre Of: ;barungen; die Metzler'schen und Buttler'schen Abscheu: ;keiten rügt er mit vollkommenem Recht. Allein immer bleibt charakteristisch für jene Leute, daß sie außer sich eigentlich iemand gelten lassen, und die Verwerfungsurtheile, die Gich: l grade über solche ausspricht, die seiner Meinung nahe stan: n, wie über Quirinus Kuhlmann*) u. A., sind nicht ein ;eweis der Reinheit seiner Lehre, sondern vielmehr der unbe: ngten Untrüglichkeit, die er sich nicht ohne Consequenz beile: :n mußte, von der Unumstößlichkeit, die er nicht der Schrift, ndern der eigenen Erleuchtung beimaß.

Gichtel selbst hatte vom Anfang seines Aufenthaltes in nsterdam an einen Briefwechsel mit auswärtigen Freunden nterhalten, der immer stärker wurde, da diese Anderen von je: m Manne, dessen Schicksale an sich auffallend waren, moch: n berichtet haben. Hiezu kam, daß der Druck äußeren Elends d der Mangel an wahrem Leben innerhalb der Evangelischen irchen damals in Deutschland und angrenzenden Ländern eine ftige unbefriedigte Sehnsucht nach Besserem erregt hatte, die en den schwärmerischen Eifer unberufener, zum Theil höchst entheuerlicher Propheten, Bußprediger und Sectenstifter in lenge erzeugte, als sie die Gemüther Vieler bestimmte, mit ftiger Begierde das Dargebotene, je mehr es dem ungestümen)rang entsprach, um so lieber zu ergreifen. Wie in einer Zeit s Mangels das Ungenießbare, ja Ekelhafte verschlungen wird, eil es an Brodt fehlt, so kann man auch am Ende des 17ten d im 18ten Jahrhunderte solche Erscheinungen in geistiger Be: chung in abschreckender Gestalt vielfältig sehen. Das einzig ahre Brodt des Lebens, die Kraft des geoffenbarten Wortes, ar durch Schuld der Seelsorger und Lehrer den Gemeinden tzogen; ein ungestilltes Bedürfniß führte die sich selbst über: ssenen Glieder auf mancherlei Wege, auf denen sie Sättigung finden glaubten, die Kirche selbst aber in immer größere Zer: ittung und Verwilderung, ohne daß das Schreien und Rufen r orthodoxen, glaubensleeren und unlebendigen Wächter dem wehren vermocht hätten. Dies war es gewiß, was Gich: :l'n, für den seine Freunde thätig waren, Anhänger verschaffte, Wie sehr ich mich eingeschlossen," schreibt er an Arnold (1699), ;abe ich doch nicht verborgen seyn können, und die mich kaum sehen, sind dergestalt mit Liebe in Jesum angefeuert worden, ß sie in sich solch heilig Feuer nicht verborgen halten können, ndern Anderen mitgetheilt haben." Diese wollte aber Gich: l nicht als Glieder einer Secte angesehen haben. „Hätte ich ollen hier eine Secte aufrichten," heißt es in einem Briefe s Amsterdam vom Jahre 1683, es sollten sich genug Disci: :l gefunden haben; allein ich befinde, daß es eitel Werk ist, d Secten genug in der Welt sind." Aber irrige Lehren fin: n, wenn sie nur ausgesprochen werden, immer Anhang, ein lcher Anhang ist an sich eine Absonderung, und zumal hier, das Haupt ein von der Protestantischen Kirche ausgestoßenes lied war, wurde, ohne Gichtel's besonderes Zuthun, von lbst eine Secte daraus. Vom Jahre 1674 jedoch war es, ß sich eine Zahl von Leuten um ihn sammelte. Dies geschah rzugsweise durch den Eifer eines gewissen Allard de Raadt, r seine Professur zu Harderwyck in Geldern wegen seiner Ver: bindung mit dem vorgedachten Rothe hatte aufgeben müssen, und durch die Schrift Gichtel's über seine Verfolgung in Zwoll, welche Raadt in Amsterdam bei Breckling vorfand, mit Gichtel'n selbst bekannt wurde. Raadt, der in einem trostlosen und höchst aufgeregten Zustande nach Amsterdam kam, fand Beruhigung bei Gichtel, glaubte zu haben, was er be: dürfe, und von Gichtel auf leibliche und geistige Weise unterstützt, breitete er seinen Namen auf mehreren Reisen in den benach: barten Provinzen aus. Bald sammelten sich Viele, die sich in Amsterdam und umliegenden Städten und Flecken niederließen, und, beweibt oder unbeweibt, Gichtel's Weg der Armuth und Enthaltung gehen wollten, trotz den Vorstellungen, die er selbst hierüber, als etwas nur Wenigen Erreichbares, ihnen machen zu müssen glaubte. Eine Zeitlang lebten sie, etwa dreißig an der Zahl, in großer Eintracht; wenn auch getrennt von einan: der und sich nur manchmal besuchend, glaubten sie doch in ei: nem Leben des Geistes zu stehen, und mit einander die Güter zu genießen, die ihnen ihr Gebet und ihre Erleuchtung innerlich wie äußerlich sollte zugewendet haben. Allein es ging, wie es bei jedem Zusammenleben hochmüthiger Schwärmer zu gehen pflegt, Einer legte sich vor dem Anderen eine besondere Salbung zu, Haß und Zwietracht entfremdete in dessen Folge die Gemü: ther, die Einen gaben sich ärgerlichem Leben, Trunk und Dieb: stahl hin, oder trieben Goldmacherkünste, Alle, bis auf Wenige, sagten sich von Gichtel'n los, und, an sich selbst unglückliche Zeugnisse seines verkehrten Wirkens, lästerten sie ihn noch oben: drein auf ungerechte und unziemliche Weise. Auch der Professor Allard de Raadt war unter ihnen. Die erste Veranlassung zum Zwiespalt war die Herausgabe der Werke Jacob Böhm's, deren Leitung Gichtel in Folge einer Schenkung von 6,000 Gulden übernommen hatte, die von einem reichen Freunde zu diesem Behufe waren hergegeben worden. Wahrscheinlich ver: droß den Professor die Rolle, die Gichtel dabei spielte, da er sich gleicher Einsicht, wenn nicht größerer, rühmen zu dürfen meinte. Hiezu kam eine neue Bekanntschaft Gichtel's mit dem jungen Kaufmanne Ueberfeld, der, ein eifriger Verehrer Jacob Böhm's, getrieben worden war, den Herausgeber von dessen Werken kennen zu lernen, und an ihm, wie erzählt wird, fand, was er suchte, „nämlich Paulus, den hocherleuchteten und hochversuchten Apostel." Er kam nach Amsterdam im Frühling 1683, obwohl ihm ein Gesicht schon 1668 den gezeigt haben soll, mit dem er zu solch' hoher Erleuchtung sollte berufen wer: den. Gichtel gewann diesen Mann bald mehr als Alle lieb, und Raadt wurde eifersüchtig*) und mißmuthig. Nach vielen Mißhelligkeiten und vergeblichen Sühnversuchen zerstreute sich nach zehnjähriger Dauer im Jahre 1684 die ganze Verbrüde: derung, Raadt verfiel ebenfalls in ein ärgerliches Leben, und suchte Gichtel überall, wo er hinkam, über Gebühr dem Hohne und der Verachtung preis zu geben. Gichtel und Ueber: feld waren nun fast die Einzigen, die in persönlich naher Be: rührung zu einander standen, und ein und zwanzig Jahre lang in Gebet und Flehen, namentlich für Raadt, aber ohne Er: folg, sich aufopferten. Sie mußten nun manche harte Prüfung durchmachen, die sie wohl hätte reinigen können; aber ihr un: beugsamer Hochmuth, ihre erträumte Unfehlbarkeit und Heilig: keit machte die Früchte der Leiden zu tauben und faulen. Breckling schrieb eine Schrift wider sie: Die reichmännischen

*) Sein Leben, seine Schriften und sein unglückliches Ende (er urde in Moskau verbrannt) behandelt Arnold Th. III. Cap. 19.

*) Gichtel sagt selbst (Br. vom 21. December 1708): Raadt hat der Erstgeborene seyn wollen, und Bruder U. unschuldig gehaßt.

Armen; die nicht ohne Wirkung blieb. Ihre reichen Wohlthäter zogen sich zurück, Schulden halber mußten sie ihren Hausrath verkaufen, man predigte öffentlich gegen sie und namentlich die Mennonisten äußerten sich gegen sie auf's Heftigste; Spottlieder wurden gedruckt und auf den Straßen gesungen, die Jungen deuteten mit Fingern auf Gichtel, wenn er über die Straße ging, warfen mit Steinen und schrieen: Quäker, Quäker! und seine Fenster wurden sogar einmal Nachts zertrümmert. Dazu kam, als etwas noch viel Schwereres, daß, wie Gichtel unglückseliger Weise sich vorlog, der Teufel es war, der ihm mit dem Beispiel des Paulus, welcher mit seinen Händen gewirkt, und mit dem Spruche: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, heftig zusetzte. Darum wies er auch jede Hülfe von Außen, die ihm seinen Unterhalt gewähren könnte, mit jener hartnäckigen Wuth des Fanatismus zurück. Ein reicher Wohlthäter von ihm wollte ihm ein Capital von 12,000 Gulden zu jährlicher Leibrente von 1,200 Gulden vermachen, allein er lehnte es öfter als einmal unwiderruflich ab. Eben so schlug es Ueberfeld seinen Eltern und Geschwistern ab, die sich erboten hatten, ihn zu versorgen. Die Noth wuchs daher immer mehr, die Versuchung stieg immer höher. Die Gedanken an Selbstmord tauchten wieder in Gichtel auf. Der Versucher zeigte ihm, so erzählt er, fünf Tage lang, öfter als einmal des Tages, ein großes, langes Messer mit der Vorspiegelung: er solle sich nur nicht lange quälen, sondern sich die Kehle abschneiden. In neuen Offenbarungen, die er erfahren wollte, suchte er eine Stätte gegen solche Versuchungen, und unterlag wirklich durch Gottes wunderbare Langmuth nicht. Das äußere Kreuz nahm aber nicht ab. Krankheiten kamen dazu. Im Jahre 1691 erkrankte Ueberfeld, 1692 ein neu Hinzugetretener, Isaak Passavant, und 1693 legte sich Gichtel selbst aufs Siechbett. Alle jedoch kamen davon; Gichtel am schwersten. Die Erkenntniß glaubten sie nur aus ihrer Krankheit gewonnen zu haben, daß ihre himmlische Tinctur keine irdischen Arzeneien leide und sie alle auswerfe und in uns die beste Medicin liege, was aber von den Wenigsten verstanden werde. Endlich ließ die äußere Noth nach; aber — wie so gar kein Segen war den Geprüften daraus erwachsen! Nichts hatten sie gelernt, als erstens: daß sie nicht berufen wären, das Evangelium zu verkünden und in die Welt auszugehen, sondern nur in sich einzugehen, und zweitens: daß es ihrem ungemeinen Kampf endlich gelungen wäre, den Teufel zu stürzen, der in ihren Brüdern auf dem ganzen Erdboden überwunden sey, indem sie ihn selbst 1706 als einen feurigen Blitz hätten vom Himmel fallen sehen. Eine solche Nachäffung heiliger Worte war ihnen die ganze Ausbeute jahrelanger Kämpfe. Von Gichtel's letzten Jahren finden wir wenig berichtet. Die Briefe aus jener Zeit enthalten nur eine Wiederholung früherer Gedanken oder früherer Begegnisse. Sein eigentliches Leben war schon damals geschlossen. Thätig war er allein in einem ziemlich starken Briefwechsel; außerdem unterzog er sich allen, auch den kleinsten, häuslichen Verrichtungen. Ein natürliches Bedürfniß ließ ihn doch wenigstens nach einem Schatten von Arbeitsamkeit haschen. Endlich nahte die Zeit, in der Gichtel sollte abgerufen werden. Ein jährlich wiederkehrender Katarrh mit Husten erschöpfte seine Kräfte. Noch am Tage vor seinem Tode, den 20. Januar 1710, schrieb er an Ueberfeld, der in Leyderdorf wohnte, über seine Unpäßlichkeit in dem ihm eigenen, seltsam aufgeputzten Style: „Ich habe mit dem Elementwasser zu kämpfen, und scheinet, was ich esse und trinke, zu lauter Wasser werde, und wirft's die Natur durch die Nase und den Rest durch heftigen Husten immer heraus, welches mich abmattet und dem Schlaf viel zerbricht." Doch waren außerdem die Leiden seines Sterbelagers nicht sehr groß, sein Todeskampf schnell und unvermerkt. Dienstags den 21. Januar Nachmittags gegen drei Uhr schlief er ein, fast ehe es die ihn Pflegenden gewahrten. Seine Anhänger, deren Zahl sich nach seinem Tode sehr vermehrte, setzten die Schriften dieses „Holländischen Engels," wie sie ihn nannten, in den Canon der Schriften des Neuen Bundes, der ja keinesweges geschlossen sey, sie verehrten sie, als die genauesten Erklärungen des göttlichen Wortes, mit dem Vorbehalt jedoch, daß im Neuen Bunde eigentlich keine Bücher gelten, sondern wir Alle sollten von Gott gelehrt seyn.*) Engelsbrüder nannten sie sich der Reinheit des Englischen Lebens wegen, die sie, als eine auf Erden zu erlangende, besitzen wollten. Aeußerlich bedeutend wurde die Secte nie. Bedeutsam aber ist sie als ein Zeugniß, wozu anfängliche Erkenntniß sich durch den Abfall von der Einfalt des geoffenbarten Wortes und der ungeheuchelten Demuth des Herzens verkehre.

*) S. Brief Jac. Michelmann's an Rautenberg über eine von den Pröbsten Porst und Reinbeck zu Berlin geleitete Untersuchung gegen die Gichtelianer vom 27. October 1716. Unsch. Nachr. vom Jahre 1720, S. 830 ff.

Nachrichten.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.



Berlin 1831. Mittwoch den 2. November. № 88.

Bemerkungen zu zwei bei Eröffnung dogmatischer Vorlesungen im vorjährigen Herbst gehaltenen Reden.

Beide Reden theilt das von den Doctoren *Bretschneider*, *Neander* und *Goldhorn* herausgegebene Journal für Prediger in dem ersten und zweiten Stück des laufenden Jahres mit, die eine, von dem außerordentlichen Professor *Ferd. Florens Fleck* zu Leipzig gehaltene, an der Spitze der Abhandlungen im ersten, die andere, von dem Professor *Richard* zu Straßburg gehaltene, an der Spitze der Miscellen im zweiten Stück. Wir unterschreiben das Urtheil der Herausgeber, daß beide Reden sich eben so sehr von einander entfernen, als sie sich berühren und mit einander zusammentreffen, so wie daß die des Deutschen Professors sich durch Gelehrsamkeit *vor der anderen* auszeichne, doch fühlen wir uns zugleich gedrungen, nach aufmerksamer Durchlesung der einen und der anderen, einige Bemerkungen in Bezug auf dieselben öffentlich zu machen.

Beide Reden sind ein neuer Beleg für den beklagenswerthen Zustand der Protestantischen Theologie unseres Jahrhunderts. Sie zeichnen sich so wenig durch Aufstellung neuer dogmatischer Gesichtspunkte, als durch irgend einen eigenthümlichen Gedankengang aus, und sind nichts als der Reflex der gangbarsten, in der herrschenden theologischen Journallitteratur immer wiederkehrenden religionsphilosophischen Ideen. Derselbe keck raisonnirende Ton, derselbe von politisch-fleischlichem Freiheitsschwindel inficirte pseudo-theologische Geist liegt in beiden zu Tage. Der Französische Professor begrüßt gleich im Eingange mit Entzücken die Morgenröthe der Freiheit, welche in kurzer Zeit Ströme von Licht über die wichtigsten Fragen des forschenden Verstandes ausgießen werde." „Die Oberherrschaft der Idee*) in der bürgerlichen Welt sey feierlich erklärt. Was in Zukunft auf Dauer rechnen wolle, in den bürgerlichen wie in den kirchlichen Einrichtungen, im Leben wie in der Wissenschaft, müsse *Wahrheit* seyn,*) nichts aber sey wahr als das, was von der Vernunft beglaubigt sey, sie selbst sey das Unterpfand unserer Verwandtschaft mit dem Schöpfer." Darauf bezeichnet er den Werth der religiösen Ideen. „Sie bilden in der Geschichte der Nationen den mächtigsten Hebel bei jenen großen Umwälzungen, durch welche das Ganze eine völlig veränderte Gestalt empfängt, die Grundpfeiler der bürgerlichen Verfassung verrückt, und die Scheidepunkte im Ablauf der Jahrhunderte bestimmt werden." Doch will der Redner nicht in Abrede stellen, „daß die religiösen Ansichten bisweilen durch einen Einfluß irdischer Kräfte bedeutende Veränderungen erfahren haben, indem in der sittlichen wie in der physischen Welt Erscheinungen, welche mit einander in Berührung gerathen, fortwährend eine anziehende und abstoßende Gewalt auf einander ausüben." Dann kommt er auf den durch das wiedergeborene Frankreich ausgesprochenen politischen Grundsatz der *unbeschränkten Freiheit der Gewissen*, als den Ausdruck der tiefsten Verehrung eines Volkes gegen die religiösen Ideen überhaupt. „Die Religion werde für die Bewegung des bürgerlichen Lebens alsdann erst zu einer Wahrheit, wenn das Priesterthum sie nicht mehr als sein Monopol betrachten, wenn die Wissenschaft, indem sie sich ihrer bemächtigt, nicht mehr des Sacrilegs angeklagt werden, und die Philosophie die Frage aufstellen dürfe, in welcher Art von religiöser Verfassung die wirklichen Bedürfnisse des Menschen auf seinem Standpunkt zwischen zwei entgegengesetzten Welten ihre vollständigste Befriedigung finden." „Das aber sey eben der Geist des Protestantismus, nämlich jenes *universalen* Protestantismus, welcher nichts Anderes als das unsichtbare Reich Gottes sey, von welchem Jesus gesagt, es sey weder hier noch da, sondern in des Menschen eigenem Innern." „Freiheit des Denkens für die Religion habe die Reformation errungen, und die Aufklärungen der Philosophie im 18ten Jahrhundert, und

---

*) „Die Sünde aller falschen Philosophie ist die Sünde, sich Ideale zu schaffen: — und im Brüten über die Ideale keine Wahrheit gelten zu lassen, als die sie selbst aus dem Ei des regierenden Ideals ausgebrütet hat." J. M. Sailer's Sprüche, mit und ohne Glosse. Zweite Ausg., München 1816, S. 61.

*) Eine verfehlte Anspielung. Wäre dem Redner und seinen Geistesverwandten die sie verpflichtende Charte, nämlich das Bekenntniß ihrer Kirche und Gemeinden, *Wahrheit*, so würde er hier Wahrheit für spielende Phrasen geben.

die wohlthätigen Revolutionen in Nordamerica und in Frankreich seyen nur die Früchte eben derselben Freiheit, die man nicht davon trennen könne, ohne sie zu entstellen, noch weniger unterdrücken, ohne selbst von ihr zerschmettert zu werden." „Der Protestantismus sey in unseren Tagen weniger eine Form des Cultus, als ein religiöses Princip, hervorgegangen aus der Vernunft, welche uns den Prüfstein für jede Art von Symbol darbiete, welches bestimmt sey, zum Vereinigungspunkte für denkende Wesen zu dienen." „Die Religion verliere allen Werth, wenn sie in Widerspruch sich versetze — unter Anderen gegen den Willen der Natur, mit einem Worte, gegen den Gang der Civilisation." — Welch eine traurige Wechselwirkung von politischem und religiösem Libertinismus! Wie verwegen versucht es hier schon der letztere, unter der Aegide des durch ihn begründeten, nun kräftig reagirenden ersteren, wie dieser, zur Realität zu gelangen! wie verwegen, den geschichtlich positiven Gehalt des Protestantismus in idealistischen Staub zu verflüchtigen! den Felsen zu pulverisiren! Zuletzt fordert der Redner seine Zuhörer — als die erstgeborenen Söhne der Freiheit im Denken, wie er sie früher genannt — auf, „in diesem Sinne dem Vaterlande nützlich zu werden, denn das Andenken an ihren Eintritt in die theologische Welt werde in ihnen auf immer mit den ruhmvollen Erinnerungen an den Aufgang einer neuen Zeit sich verknüpfen."

Die Rede des Deutschen Professors schlüpft nicht ganz so naturalistisch und federleicht über die Oberfläche christlich Protestantischer Theologie in's Blaue hinaus, flicht auch nicht so vorherrschend und auffallend politische Ideen in das Gewebe seiner religiösen mit ein, aber ein gewisser politischer Liberalismus klingt auch durch seine Darstellung verführerisch hindurch, und unter dem schönen Schein einer freien Denkungsart redet er, vielleicht ohne es recht zu merken und zu wollen, wider den christlichen Offenbarungsglauben, als eine unfreie, servile, dem hohlen, nackten Unglauben das Wort. „Der schönste Theil ihres Jugendlebens" — erklärt er gleich im Eingang seinen Zuhörern — „sey in eine bedeutsame, bewegte Zeit gefallen, in eine Zeit, welche auf dem Gebiet des äußeren Staatslebens, wie auf dem unsichtbaren des Glaubens und geistiger Anregung, großen Umwandlungen, einer Verjüngung zu frischem Leben vertrauensvoll entgegenblicke," spricht dann von dem unwürdigen Druck des weltlichen und geistlichen Arms in dem vom Licht der Wissenschaften und freier (Voltaire'scher?) Geistesbildung erhelltem Nachbarlande, welcher das stille Bürgerglück gestört (?) u. s. w., von der noch lodernden Fackel des bürgerlichen Krieges, „doch werde auch durch diese nach düsterem Nebel einer gedrückten Gegenwart nach den ewigen Gesetzen der Weltregierung die Morgenröthe einer besseren Zukunft brechen. Aechte bürgerliche Freiheit, würdige Volksvertretung, ein veredeltes gesellschaftliches Leben werde unser Zeitalter zu einem der Lichtpunkte menschlicher Geschichte erheben, und ihm ein dauerndes Andenken bei der Nachwelt sichern." Von dieser politischen Aufregung geht der Redner über zu der entsprechenden auf dem Gebiet des Glaubens. „Verwandt seyen diese Erscheinungen und Bewegungen des sinnlichen Staatslebens einem höheren, übersinnlichen Gebiete," „auch in diesen höheren Bereichen herrsche ein Geist der Unruhe, Willkühr auf der einen, entschlossener Widerstand auf der anderen Seite." Späterhin ergibt sich, daß er mit dem Widerstand auf diesem Gebiete, wie Professor Richard, den wider das Stabilitätsprincip der objectiven Wahrheit ankämpfenden, von subjectiven Zeitideen beherrsch-
ten theologischen Liberalismus, oder — wie er den Rationalismu
lieber bezeichnet — Criticismus, mit der Willkühr aber de
im uralten Boden der heiligen Geschichte wurzelnden Offenba
rungsglauben und dessen Verfechter verworren genug meint, un
damit auf's Neue den Parallelismus zwischen dem Princip der
Revolution und dem der rationalistischen Bewegung von seinem
Standpunkt aus eben so anerkennt, wie von dem rein biblische
der ehrwürdige Sailer (in seinen Sprüchen, S. 194.) Anar
chie und Atheismus, als wohin beide consequent führe
(2 Joh. 9.), parallelisirt, „sofern jene die blinde Leiden
schaft, dieser die blinde Nothwendigkeit auf den Thre
setze, beide aber keinen Regenten haben wollen." — Darau
kommt der Redner auf die christliche Dogmatik, „die beweg
lichste aller theologischen Disciplinen, durch deren gelehrte ur
zeitgemäße Auffassung wir in den großen belebten Schau
platz christlich-religiösen Meinens, Wissens und Glaubens einge
führt werden," und leitet seine Hörer an, den Kampfplatz fi
christliche Wahrheit, auf dem sie sich bewegen sollen, klar zu e
kennen, und die streitenden Hauptpartheien nach ihr
Grundzügen zu überschauen." Wenn er ihnen am Schl
erklärt, „daß seine Vorlesungen ihr theologisches System n
mals abschließen sollen und können, sondern nur den Unters
chungsgeist anregen, und das Interesse für christlich-religi
Wahrheit beleben, so daß dann Jeder der Richtung sein
Geistes folgen möge," so sind das nun leider trivial geworde
Phrasen, und er verspricht, was er schon hier von vorn her
nicht hält. Inwiefern sein Urtheil den Charakter der Frein
thigkeit und der Begründung, welchen er ihm vindicirt, und d
man von christlicher Wissenschaft zu fordern ein Recht hat,
sich trage, und ob unter der Leitung seines Urtheils einen f
sten Standpunkt zu erringen je möglich seyn möchte, wird si
ergeben.

Zuerst handelt er von der Katholischen Christenparth
„Der Name selbst schon enthalte einen Widerspruch mit der E
fahrung." „Niemand habe hier Macht und Grund zu glaub,
wozu das eigene innerste Gemüth, der sich selbst klar geword
Verstand, das Resultat reifer Wissenschaft ihn drängen." „
die heiligsten Rechte der Menschheit, in den freien Glaub
werde ein Eingriff gewagt." Dergleichen halb wahre, halb
wahre, bei so seichter Auffassung marktschreierisch klingende B
hauptungen sind nicht von heute, aber von wahrhaft intoleran
Härte, welche durch die schließliche Unterscheidung zwischen d
System und der Persönlichkeit Einzelner kaum gemildert w
zeugt unter Anderen die Anschuldigung, „ihr Princip seyen
Anmaßungen der Selbst- und Herrschsucht, die uns hier übe
bald in unverkennbarer Schroffheit, bald in schlauer Hinte
entgegentreten."

„Eine andere theologisch-dogmatische Denkweise," fährt
Redner fort, „innerhalb der Protestantischen Gemeinden ist
der Symbolgläubigen oder der unbedingten Vereh
der Bekenntnißschriften unserer Evangelischen Kirche." Hätte
statt „eine andere" „eine ähnliche" gesagt, so wäre das n
nur grammatisch richtiger gewesen, sondern er hätte gleich
der Spitze angedeutet, was nun in einer mühsamen Ausführu
dahinter folgt. Diese Leute nämlich finden „alle exegetis
und dogmatische Wahrheit in den Symbolen niedergelegt, hal
den Buchstaben, nicht den Geist dieser Bücher aufrecht, läugn
und mißbilligen ununterbrochenes Leben und Fortschritte in Schr
forschung und Critik als bedenklich und gefährlich" und was so

och. Da der Redner die supernaturalistische und die mystische Parthei nachher noch abgesondert behandelt, so will er offenbar die Symbolgläubigen als eine unabhängig von beiden für sich bestehende Classe angesehen wissen, aber wir wissen in der That nicht, bei welchen heutigen Theologen wir seine so ungründlich angegebenen Kennzeichen zusammensuchen sollten, wenn nicht die durch leidenschaftliche Verblendung noch verstärkte Begriffs- und Sachverwirrung auf dem Gebiet der Theologie zu Tage läge. Von christlichen Theologen und Laien wissen wir, welche, ohne weder den einen noch den anderen anzugehören, mit den ächten Supernaturalisten die gesunde Lehre, mit den ächten Mystikern *) die geistliche Herzenserfahrung gemein haben, oder wenigstens anstreben, mit ersteren auf den Grund heiliger Schrift eine übernatürliche, außerordentliche und unmittelbare Offenbarung anerkennen, mit letztern diesen Offenbarungsglauben aus den Schranken abstracter Begrifflichkeit in's Leben einzuführen, und in der That darzustellen trachten, — welche, ohne eklektisch aus verschiedenen dogmatischen Grundüberzeugungen sich eine herauszubilden, diejenige Erkenntniß haben und befördern, welche der Herr — Joh. 17, 3. — fordert, und von der H. Müller sagt, sie sey nicht ein gemeines, sondern ein besonderes inwendiges Erkennen Gottes, so daß ihn das Herz in seiner Treue und Freundlichkeit schmecke, nicht eine bloße schlechte Wissenschaft, sondern ein kräftig und lebendig Zeugniß des Geistes im Herzen von der väterlichen Liebe Gottes in Christo, — welche mitten unter den reißenden Fluthen theologischer Willkühr, und mitten im Taumel eines bodenlosen Halb- und Unglaubens, der vor dem Schatten des Wortes Gottes sich gleißnerisch neigend, in tausend Windungen und Krümmungen umher kreiset und flattert, einen festen Grund unter ihren Füßen zu gewinnen suchen, der das Wesen desselben kräftig hält und bewahrt, — welche, weil sie sich im Herzen zu diesem Wesen bekennen, sich zu jenem Grunde, dem symbolischen Bekenntniß ihrer Kirche, das, als ein bündiger klarer Inbegriff und Zeugniß des Wortes Gottes, die Intriguen der dieses mißhandelnden und beliebig verkehrenden Halbherzigkeit und Doppelzüngigkeit entschieden abweist, frei und öffentlich bekennen, — welche, anstatt den sogenannten Geist des Wortes Gottes und der auf dasselbe gegründeten Symbole zu ermitteln, d. h. — nach dem jetzt gangbaren Sinne des theuren, aber vieldeutigen Wortes — anstatt die Ideen ihrer Speculation fein und geschickt darin nachzuweisen oder herauszuspüren, ehrlich dieselben beim Buchstaben fassen, und was sie aussagen, gründlich erforschen und festhalten, — welche, wenigstens Viele unter ihnen, um eben der subjectiven unehrlichen Willkühr des vielgestaltigen Denkglaubens Schranken zu setzen, auf das Bekenntniß der Kirche die Diener des geoffenbarten Wortes, das seinen charakteristischen Grundwahrheiten nach darin ausgesprochen, und als solches dankbar darin erkannt wird von den Gemeinden, zu deren Lehrern sie sich aufwerfen, verflichtet wissen wollen, — welche so recht eigentlich, was hier völlig umgekehrt wird, mit dem Geiste der heiligen Schrift den christlichen Geist in's Leben zu rufen, und dem geschworenen Widersacher desselben, der eigenen Weisheit und losen Verführung nach der Menschen Lehre (Col. 2, 8.), ernst entgegen zu treten bedacht und entschlossen sind: sollte der Redner diese Classe gemeint haben, so hat er sie so ungenügend — um nicht zu sagen: so schlecht — bezeichnet, daß, falls wir ihn von absichtlicher Verdunkelung der Wahrheit, was wir gern thun, freisprechen sollen, seine Unfähigkeit, über die große heilige Bewegung innerhalb der Evangelischen Kirche überhaupt zu urtheilen, auch dem aufrichtigen Gegner einleuchten muß. Die von uns eben bezeichneten christlichen Theologen und Laien sind, vermöge der Erleuchtung durch den Geist des Herrn, gläubig an ihn, dem sie die Ehre geben, der der Welt Weisheit zur Thorheit gemacht, und der Welt Sünden an seinem heiligen Leibe geopfert hat zur Versöhnung; und an Symbolen, als menschlichen Schriften, halten sie und achten sie nur insofern, als sie im Sinn und Geist seines Evangeliums uns Mittheilungen machen. Daß sie der lebendigen Schriftforschung und Critik abhold seyn, und die exegetische oder dogmatische oder irgend eine theologische Wissenschaft für abgeschlossen angesehen wissen sollten, ist schon an sich höchst unwahrscheinlich, und nach den uns vorliegenden gelehrten Forschungen Mehrerer unter ihnen grundfalsch; ein flüchtiger Blick in dieselben zeigt, wie sie vielmehr, sowohl auf dem Boden der Wissenschaft als des Lebens, dem stagnirenden Zustand als dem bedenklichsten und gefährlichsten unter allen widerstreben. Wo der Geist des Herrn weht, da ist freies lebendiges Fortschreiten in seiner Erkenntniß und in seiner Nachfolge. Und sollte, wie es den Anschein hat, der Redner zunächst die sogenannte Parthei der Ev. K. Z. im Auge haben, deren Herausgeber und Mitarbeiter wir in dem Maaße hochachten, als sie dem oben gezeichneten Bilde entsprechen, so sind seine Insinuationen eben so lieb- als grundlos. Diese fordern, so weit uns ihre Leistungen bekannt sind, von aufrichtigen Christen, mithin auch von christlichen Lehrern, nicht mehr und nicht weniger, als den Glauben an die christliche Heilslehre, nicht darum, weil sie in diesem oder dem Symbole steht, in dieser oder der Kirche öffentliche Geltung erlangt hat, in diesem oder dem System wissenschaftlich begründet ist, sondern lediglich darum, weil sie Gottes wahrhaftiges Wort mittheilt, wider das sie nicht streiten dürfen, ohne wider Gott zu streiten. Daß einzelne Symbole, Kirchen und Systeme, und dazu jetzt eine bedeutende Anzahl pseudo-protestantischer Theologen, sie bestreiten, und theils ihren Ursprung in dem Worte Gottes, theils ihr normatives Ansehen in der Protestantischen Kirche in Anspruch nehmen, kann Jene nicht hindern, sie festzuhalten, und sie freuen sich hier der symbolisch ausgesprochenen Uebereinstimmung wie mit der alten Apostolischen, so mit der erneuert Evangelischen Kirche, würden sich aber eben so entschieden zu dieser Wahrheit bekennen, wenn auch letztere, deren Mitglieder, wenigstens geistliche, sie dann weder seyn würden noch seyn dürften, vom Anfang an aus subjectiver Verblendung sie verkannt und öffentlich verworfen haben sollte. Das ist, so weit wir sehen, ihr verschrieener Symbolglaube. Ihre Anhänglichkeit an der Evangelischen Kirche, und ihr rücksichtsloser Kampf für deren symbolische Grundsätze hat einen tiefen innerlichen Grund, eben die Einheit und Gemeinschaft des Glaubens nach dem Wort Gottes. Das hätte der Redner seinen jungen Zuhörern sagen müssen, wollte er, wie er selbst auch darüber denken mochte, mit der Pflicht der Freimüthigkeit die der Wahrheitsliebe nicht verletzen; und fühlte er sich noch nicht stark genug, sich auf den Standpunkt einer fremden religiösen Anschauungs-

*) Wir erinnern hier noch einmal an Sailer's treffliche Sprüche S. 62.: „Wer das Leben des Glaubens, der Liebe und der Zuversicht Mystik, und Mystik Unsinn nennt, hat eine neue Lästerung der alten Wahrheit erfunden: — denn er verketzert die Gottseligkeit, und schändet seine eigene Vernunft."

weise so zu versetzen, daß er sich ihrer wenigstens im freien wissenschaftlichen Bewußtseyn durch und durch bemächtigte, so hätte er, wenn überhaupt, bescheidener von Dingen urtheilen sollen, deren gründliches Studium die Aufgabe seines Berufes ist.

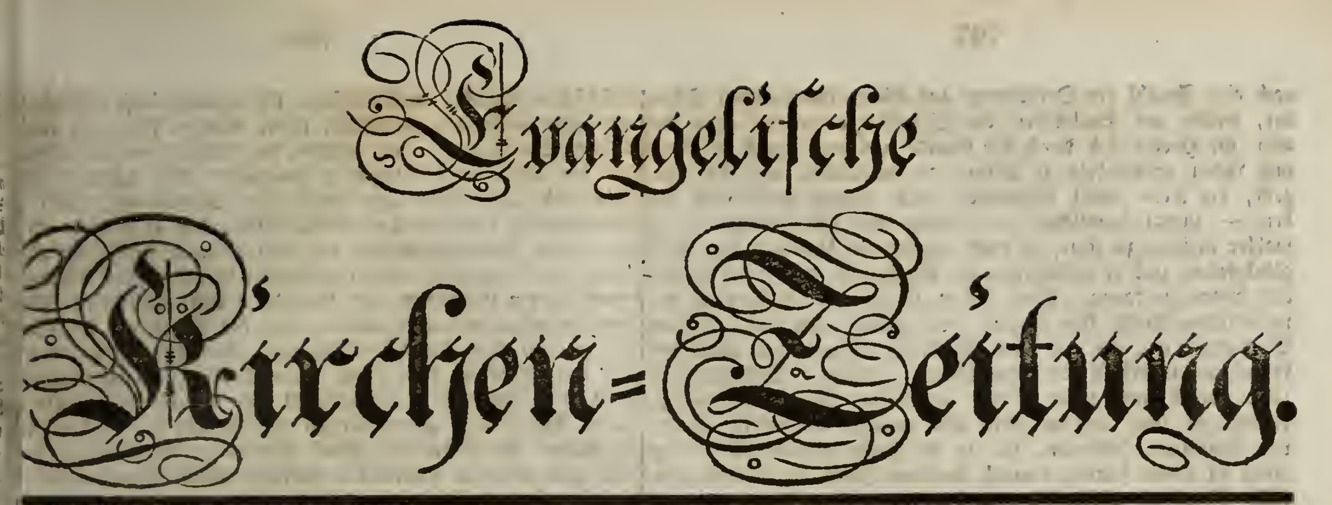
(Schluß folgt.)

Nachrichten.

London, Juli 1831.

— — In der Woche nach dem Trinitatissonntage fand mein Examen und am darauf folgenden Sonntage meine Ordination statt. Es kann Ihnen vielleicht interessant seyn, wenn ich Ihnen eine kurze Beschreibung eines Englisch-Bischöflichen Examens gebe. Da nur zweimal jährlich ordinirt wird, zu Weihnachten und am Trinitatisfeste, so hatten auch diesmal gegen vierzig Candidaten von beiden Universitäten, Cambridge und Oxford, dazu sich eingefunden, — mehrere waren schon anderwärts examinirt. Die Meldung, bei welcher die erforderlichen Zeugnisse eingereicht werden, geschieht drei Monate vorher bei dem Bischof, damit derselbe die gehörigen Erkundigungen über den Lebenswandel der Aspiranten einziehen kann. Man hat übrigens nicht, wie bei'm Preußischen Candidatenexamen, Arbeiten einzuliefern. Einige Sonntage nach einander wird nun in den Gemeinden, in welchen die Candidaten leben, ihr Vorhaben bekannt gemacht und die Gemeinde aufgefordert, falls sie Einwendungen habe, sie entweder bei dem Pfarrer oder dem Bischofe vorzubringen. Von den Predigern müssen Atteste über das Resultat ihrer Erkundigungen dem Bischof zugesandt werden. Hierauf erfolgt die Einladung zu dem Examen durch den Archdeacon, der es leitet. Es geht in der Westminsterabtei vor und dauert vier Tage. Täglich wurden sechs Stunden von 10 Uhr Vormittag bis 4 Uhr Nachmittag dazu genommen. Jedem werden eine Menge Fragen zur schriftlichen Beantwortung (ohne Hülfsmittel) vorgelegt, und zwar in folgender Ordnung: Am ersten Tage Fragen aus und über die Schrift — besonders wird die Geschichte, Chronologie, Geographie u. s. w. der Schrift in's Auge gefaßt. Am zweiten Tage Fragen über die Lehren des Christenthums, theils dogmatischen, theils moralischen, theils auch apologetischen Inhalts. Am dritten Tage Beweise von der Wahrheit der christlichen Religion, gegen Ungläubige und Häretiker. Am vierten Tage Fragen über die Kirchengeschichte, mit besonderer Beziehung auf die Kirchengeschichte von England. Außerdem hat man am ersten Tage einen Aufsatz zum Uebersetzen aus dem Englischen in's Lateinische bekommen, der jedoch von vielen Candidaten nicht geliefert wurde. Sonst wird Alles in Englischer Sprache verhandelt. Dabei ist der Bischof (war es wenigstens jetzt) die meiste Zeit in der Deanery und examinirt jeden Einzelnen privatim, legte Jedem Fragen vor über seinen bisherigen Lebensgang, über seine innere Stellung zum Amte des Wortes, über künftige Anstellung u. s. w., läßt einige Verse aus dem Griechischen Testament übersetzen und richtet Fragen darüber an den Uebersetzer. Der jetzige Bischof von London, Dr. Bloomfield, ist ein gelehrter, orthodoxer (doch Arminianer, wie die meisten Bischöfe), dem wahren Christenthume günstiger und in Vergleich mit anderen Bischöfen sehr thätiger Mann. Am Freitag Abend ist das Examen vorüber und man wird eingeladen, den folgenden Tag sich an demselben Orte wieder einzufinden, um zum Bischof auf sein Landgut, einige Englische Meilen von dort, zum Mittagesse zu fahren. Dort wartet Aller ein herrliches Mahl und der Bisch war sehr freundlich — obgleich er sich in seinem ganzen Benehme nichts in seiner Würde vergab. Das Landgut ist übrigens so re zend, daß viel dazu gehört, wenn man nicht von seinem heilig Beruf abgezogen werden soll. Nach dem Mittagessen (Abends nach 6 Uhr) wurden wir aufgefordert, die Artikel der Englischen Kir zu unterschreiben. Dann hielt der Bischof noch eine ernste Anre an uns, worin er uns die Heiligkeit und Größe unseres Amtes vo stellte und in Bezug auf die Führung desselben seinen Rath e theilte. Nach hierauf genossenem Thee fuhr man (Abends 9½ Uh wieder nach Hause. Am folgenden Tage war unsere Ordination der großen St. Paulskirche. Nach vorausgegangener Liturgie (se vice) predigte der Bischof von London über 2 Tim. 2, 2. Nach d Predigt, die sehr erbaulich war, folgte die Ordination. Nach Abl gung des Suprematieeides richtet der Bischof folgende Fragen a die Ordinanden: Seid ihr überzeugt, daß ihr innerlich durch d heiligen Geist bewogen seid, dies Amt und Dienst auf euch zu neh men, um Gott zu dienen zur Vermehrung seines Ruhms und d Erbauung seines Volkes? — Glaubet ihr, daß ihr wahrhaftig na dem Willen unseres Herrn Jesus Christus und der gehörigen Or nung dieses Reiches berufen seid zum Dienst der Kirche? — Glau ihr aufrichtig an alle canonischen Schriften des Alten und Neuen T staments? — Wollt ihr dieselben dem versammelten Volke in d Kirche, wo ihr zu dienen bestimmt werden werdet, fleißiglich lesen? — Es gehört zu dem Amte eines Diacons, in der Kirche, wo er z dienen bestimmt werden wird, den Priester zu unterstützen bei Gottesdienst, und besonders bei der Darreichung des heiligen Aben mahls, ihm zu helfen bei der Austheilung desselben, und die heili Schrift und Homilien in der Kirche zu lesen; die Jugend im C techismus zu unterrichten; in Abwesenheit des Priesters Kinder taufen, und zu predigen, wenn er dazu vom Bischof die Erlaubn erhalten hat. Weiter ist es seine Pflicht, wo diese Einrichtung g troffen ist, nach den kranken, armen und gebrechlichen Leuten d Pfarrei zu forschen und ihren Stand, Namen und Wohnort de Pfarrer anzuzeigen, damit sie durch seine Ermahnung mit den A mosen der Pfarrkinder oder Anderer unterstützt werden könne Wollt ihr dies freudig und willig thun? — Wollt ihr allen Fle anwenden, euer eigenes Leben und das Leben euerer Familien na der Lehre Jesu Christi zu gestalten, und beides, euch und sie, so v an euch liegt, zu heilsamen Exempeln der Heerde Christi machen? Wollt ihr ehrerbietig gehorchen euerem Bischof und andern ob Dienern der Kirche, und denen, welchen die Aufsicht und Leitu über euch anvertraut ist, indem ihr mit freudigem Muth und Wil ihren gütigen Ermahnungen folget? — Hierauf legt der Bisch Jedem einzeln die Hände auf das Haupt und spricht knieend: Nim hin das Recht, das Amt eines Diacons in der Kirche Gottes a zuüben, die dir vertrauet ist, im Namen Gottes des Vaters u des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Er übergab fer Jedem das Neue Testament mit den Worten: Nimm hin das Re das Evangelium in der Kirche Gottes zu lesen und es zu predig wenn du dazu von dem Bischof selbst die Erlaubniß hast. Da las ein vom Bischof dazu bestimmter das Evangelium Luc. 12, Auf die Ordination folgte die Communion, worin der Bischof, n auch bei der ersteren, durch den Bischof von Clandoff in Wales u seinen eigenen Archdeacon assistirt wurde. Die vielen Ceremoni bei der ganzen Handlung konnten leicht den Eindruck schwäch welchen jedes Einzelne für sich, oder auch das Ganze mit mehr E fachheit hätte bewirken können.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.



Berlin 1831. Sonnabend den 5. November. № 89.

Bemerkungen zu zwei bei Eröffnung dogmatischer Vorlesungen im vorjährigen Herbst gehaltenen Reden.

(Schluß.)

Zum thatsächlichen Beleg für unser Urtheil mögen hier noch ein paar Citate aus der genannten Kirchenzeitung, und zwar aus Heften stehen, welche uns eben vorliegen. Nr. 69. dieses Jahrgangs, S. 552., heißt es in einer Note: „Die Symbole (unserer Kirche) beschränken sich keinesweges bloß auf dogmatische Bestimmungen, sondern drücken den *Sinn der Schrift* aus, und seyen alle, bis auf die Concordienformel, die es wenigstens seyn wolle, nicht Enucleationen dieser oder jener dogmatischen Theorie, sondern im eigentlichsten Sinne *Bekenntnisse des Glaubens*." Nr. 66. heißt es, S. 522 ff.: „Man gebe gern zu, daß bei Christen, welche namentlich über die absolute Gnadenwahl oder anerkannt außerwesentliche Lehrbestimmungen differiren, die Voraussetzung *wahrer Evangelischer Treue* zulässig sey, und meine mit *Spener*, daß den Kirchensymbolen keine göttliche Auctorität, *kein unbedingtes Ansehn* gebühre, daß man daher die, welche, *wenn für die Lehre von der Rechtfertigung und Alles, was mit ihr unmittelbar zusammenhängt, als für die Hauptsache, entschieden*, sich auf sie verpflichten wollen, nur *insofern* sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen, schonend behandeln, und ihr Gewissen nicht durch ein absolutes *Weil* beengen müsse." Nr. 75., S. 593.: „Das Glaubensbekenntniß solle kein Nachdenken hemmen, und sey seiner Natur nach nur ein Zeugniß von dem Glauben, der in der Gemeinde lebe und sich rege." Und möge man, lediglich aus dem Grunde theologischer Meinungsdifferenz, noch so verächtlich von der Kirche und ihrem positiven Bekenntniß denken, so kann man doch das Rechtsverhältniß nicht abweisen, in welches Geistliche als *Diener* einer *Staatskirche* treten, noch vernünftiger Weise in Abrede stellen, daß die Verpflichtung der Diener der Staatskirche als solcher auf das Grundbekenntniß derselben sowohl in Beziehung auf den Staat als auf die Gemeinde bindend sey. Nur für solche Lehrer, welche beides, jenes Rechtsverhältniß und ihre Pflicht am Evangelio, dessen Diener, nicht Herren, sie sind, übersehen, geringachten, und sich weder durch eine obrigkeitliche, noch göttliche Regel binden lassen, d. h. ihren Willen eben so ungern dem öffentlichen Gemeinwillen, als ihre Weisheit der göttlichen Offenbarung unterwerfen wollen, führen die Symbole einen äußeren und inneren Zwang mit sich, doch nicht für die wahren Diener des Herrn, welche, weil sie an ihn glauben und auf sein Wort gegründet sind, dessen summarischen Inhalt sie in den Symbolen wiederfinden, ihren Herrn und sein Wort aus innerem Bedürfniß vor der Gemeinde bekennen, mit derselben Treue und Freudigkeit, mit der die glaubensfesten Väter und Urheber der Symbole ihn bekannt, und mit derselben wissenschaftlichen Freiheit, welche innerhalb der von ihm gezogenen Grenzen des Glaubens zulässig, ja heilsam ist. — Wo sind nun hier die Spuren einer Hemmung christlichen Lebens und christlicher Wissenschaft? eines Gegensatzes gegen das tiefere Eindringen in den Sinn und Geist heiliger Schrift und das gründlichere Erforschen ihrer Lehre? einer Gleichstellung oder wohl gar Ueberordnung der Symbole über das Wort Gottes? einer blinden Unterwerfung unter einen schriftlichen Papst? und was sonst noch Herr Professor *Fleck*, hier nur Wiederhall der allerdings — leider! — zahlreichen Schaar von Lehrern, welche er den politischen Organen des *Widerstandes*, d. h. der wider die kräftige Handhabung der uralten Rechts- und Heilsordnung revolutionirenden *Bewegung*, richtig parallelisirt, wir wiederholen es, eben so grund- als lieblos aufstellt. Möge ihnen diese Nachweisung als Beitrag dienen zur Berichtigung sowohl ihrer Classificationen, als ihrer flüchtigen Räsonnements über dieselben.

Nächstdem handelt unser Redner von der sogenannten Classe der *Supernaturalisten*. Fassen wir diese in dem eigentlichen Wortverstande, wie es der Redner thut, als solche, welche den Begriff einer übernatürlichen Offenbarung in Lehre und Urkunden an die Spitze stellen, bei deren Behandlung sie nur den formalen oder logischen Gebrauch der Vernunft statuiren, so begreifen wir nicht, wie er sie zahlreicher nennen kann, als die von ihm so genannte Parthei der Symbolgläubigen, welche, abgesehen von ihrer geistlichen Erleuchtung und ihrer christlich *lebendigen* Erkenntniß und wie sie auch über Symbole denken mögen, von Seite ihres äußerlich dogmatischen Begriffs offenbar mit den eben Beschriebenen zusammenfallen. Es gibt allerdings

noch eine Anzahl von Orthodoxen aus älteren theologischen Schulen, welche am Buchstaben der Schriftlehre halten, ohne ihn aber im Herzen sich durch die Gnade verklären, noch in Geist und Leben verwandeln zu lassen; an der Schale nagt der Begriff, der Kern bleibt ungenossen, und pflegen solche wohl bei den — zumal heimlichen — Feinden der Offenbarung um so wohler gelitten zu seyn, je mehr sie sich im Uebrigen der Welt gleichstellen, und je unkräftiger ihr Einfluß ist, das Reich Christi auf Erden zu bauen. Doch haben sie unseres Wissens in der periodischen Presse kein Organ, und nimmt ihre Zahl in dem Verhältniß ab, als der über die Kirche ausgegossene Geist des Glaubens innerhalb derselben Raum gewinnt. Wahrscheinlich zählt der Redner außer einigen namhaften Theologen, welche, obwohl sie über einzelne mehr oder weniger wesentliche Punkte von denjenigen differiren, die er bei seiner zweiten Rubrik im Auge zu haben scheint, dennoch derselben Classe der biblisch-gläubigen Theologen wesentlich angehören, noch eine Schaar von rationalisirenden Pseudo-Supernaturalisten hinzu, und dann mag er Recht haben. Herr Dr. Röhr hat uns neulich der Mühe überhoben, letztere näher zu charakterisiren, indem er — irren wir nicht, im diesjährigen ersten Stück seiner Predigerbibliothek — sie auffordert, ehrlich hervorzutreten mit ihrem Bekenntniß, und sich nicht einen Namen zu usurpiren, der ihnen nicht eignet; und in der That ist uns ein offener wahrheitsliebender Rationalist im Leben ungleich lieber, als ein supernaturalistisch maskirter, mit dem man nie weiß, wie man recht daran ist.*) Daß Herr &c. Fleck diese hinzuzählt, geht daraus hervor, daß er, im Widerspruch mit seiner vorhergehenden Bezeichnung, von solchen — wenn auch wenigen — Mitgliedern dieser Parthei spricht, die den gewichtvollen Unterschied zwischen einfacher biblischer Darstellung und entwickelter kirchlicher Lehre, zwischen Schrift und dem Wort Gottes in der Schrift, kennen und beachten, und den biblischen Buchstaben in seinem ganzen Umfange von der Genesis bis zur Offenbarung für das christliche Glauben und Leben als unbedingt verbindlich zu erklären, weit entfernt sind. Das ist die Hinterthür, durch welche er freilich einlassen kann, wie viele es ihm gefällt, und die Gesellschaft im supernaturalistischen Sprechsaal ansehnlich vermehren. Aber eben diese absichtsvolle, unlautere Unbestimmtheit ist der falsche Paß, den er ohne Bedenken visirt, mit dem sich Gegner aller Art in dieser, immer noch ehrwürdigen und geachteten Classe zu legitimiren, und von hier aus dann ihre Waaren in die große Kirchengemeinschaft einzuschmuggeln, und sich selbst in Paläste und Hütten einzuschleichen wissen. Wir schreiben das mit herzlicher Fürbitte für alle diejenigen nieder, welche in der unerhörten Verblendung, als förderten sie damit die Ausgleichung entgegenstehender Systeme, und somit die Sache der Wahrheit, solche verdächtige Schleichwege gehen, daß ihnen der Herr zu bedenken geben möge, daß rücksichtslose Offenheit allewege dem Christen gezieme, und der Wahrheit diene.

An die einzelnen Punkte dieser theologischen Denkweise versucht darauf der Redner die Gegenbemerkungen der rationa-

*) Sie verwerfen ihn eben so wohl, als iene Juden (Joh. 5, 18.), welche ihm nachtrachteten, daß sie ihn tödteten, weil er sich selbst Gott gleich machte, aber sie haben den Muth nicht, wie jene, sich öffentlich von ihm loszusagen, sondern reden von ihm und seiner inneren Größe in lästigen Phrasen, während sie seinen Worten, darin er sich unwiderleglich Gott gleich macht, in ihrer Einbildung, sie richtiger zu fassen, denn jene, ihren Sinn substituiren.

listischen Parthei anzuschließen. Er verwirft diese Bezeichnu
als einen unglücklich gewählten, keinen scharfen Gegensatz enth
tenden Sectennamen, und glaubt die damit Belegten richtig
als die critischen Theologen zu benennen. Mit sichtbarer V
liebe und Theilnahme geht er in ihre Theorie ein, stellt d
Hauptpunkte derselben dar, erklärt dann, daß ja so viele Mä
ner dieser Denkart inmitten der Evangelischen Kirche für Be
bung eines warmen, sittlich religiösen Gefühls, für Pflanzu
eines heitern Glaubens, für Gründung eines christlichen Lebe
gewirkt haben und noch wirken, daß der Streit als ein Str
der Schule den christlichen Prediger als solchen nicht angel
daß das Christliche doch zuletzt nichts Anderes, als die Gemüth
welt sey, daß der Rationalismus den überwiegenden Vorz
habe, daß er dem gegenwärtigen Standpunkt der übrigen W
senschaften die Ergebnisse seiner Forschung anzuschließen such
und gibt ihm im schließlichen Resumé durch Gegenüberstellun
gegen „eine übertriebene, trübselige, dem natürlichen Selbstg
fühl, welches, richtig geleitet, die Grundlage der Sittlichk
wird, widerstrebende Selbstverwerfungslehre und eine dogma
sche Formulartheologie“ das glänzendste Zeugniß. Vorher f
tigt er nebenbei die mystische Parthei als Feindin der Wiss
schaft, und gleich darauf die naturphilosophische und pa
theistische Richtung ab, indem sie entweder das Gefühl
den letzten Grund aller Religiosität setze, oder dem wissenscha
lichen Verstande den höchsten Preis zuerkenne. — Aber hei
das nicht auf die allergröbste Weise dem Urtheil derer vorgr
fen, deren Untersuchungsgeist er nur anregen will? heißt d
den Wahrheitssinn wecken? Konnte er nachtheiliger und na
drücklicher über den Werth der biblischen Dogmatik absprech
als indem er es Herrn Dr. Bretschneider, dessen Ton un
Weise sich überhaupt vielfach zu erkennen gibt, und anderen h
ben oder ganzen, maskirten oder unmaskirten Rationalisten -
wenn auch leiser und behutsamer — nachspricht, daß die bib
sche Rechtfertigungslehre, als Bluttheologie und Heilandstheo
von Anderen, als Verwerfungslehre von dem Redner gebra
markt, dem besseren Selbstgefühl widerstrebe und die sittlic
Thätigkeit lähme! Ein alter Vorwurf, auf den schon der Ap
stel antwortet, „daß dadurch verwirret würden nur die ἀμαθ-
und ἀστήρικτοι — die Ungelehrigen und die Leichtfert
gen nach Luther — zu ihrer eigenen Verdammniß.“

Zum Schluß fordert der Redner auf, „vor Allem zu
wahren Geistesfreiheit.*) Die heilige Wissenschaft verlan

*) Aber hier ist wohl zu merken, daß kein Verständiger dar
denken wird, diese irgend einem christlichen Theologen oder Lai
streitig zu machen, aber soll diese Geistesfreiheit angehender K
chenlehrer zugleich religiöse Meinungs- und amtliche Lehrfreih
involviren, so ist das als anmaßlich und despotisch abzuweisen.
Gemeinde hat sowohl ihre kirchlich-religiösen Rechte, für welche
Achtung fordern darf, als der Lehrer derselben; nur wo die G
wissensrechte beider Theile wechselsweise gegen die Willkühr
anderen geschützt sind auf den Grund des Wortes Gottes, best
wahre christliche Freiheit. Darf der Lehrer fordern, daß
Gemeinde ihm, und Niemanden anders inner- oder außerhalb
ner Parochie, ihre Kinder zum Unterricht anvertraue, so darf
Gemeinde fordern, daß er sie in nichts Anderem, als in der ge
fenbarten Wahrheit zur Seligkeit unterrichte. Worin diese
stehe, darüber kann kein Zweifel seyn, so lange die Kirche noch
öffentliches Bekenntniß derselben in ihren Symbolen hat. Dara
würde er selbst rekurriren, sollte irgend ein Mitglied seiner Gemein
sich anmaßen, wiedertäuferische oder andere ärgerliche Lehren als
der Schrift begründete heimlich auszubreiten, denselben Rekurs da

lne Sklavenseelen, sey frei, werde und solle frei bleiben. Fes- ung der Geister und Stillstand der Meinungen bringe grö- re Gefahr, und sey zuletzt doch vergeblich. Das Gesetz der eister, ewige Regsamkeit, lasse sich nicht spotten." Hier wird r Hörer unwillkührlich wieder an „die Regungen der Völker dem vom Licht der Wissenschaften und freier Geistesbildung hellten Nachbarlande" erinnert; im pathetischen Auffluge ge- nkt deren der Redner im Eingange, und es ist keine Frage, ß solche schwärmerisch-idealische Sprache vielfache Anklänge jugendlichen Gemüthern findet, welche, namentlich unter dem beherrschenden Einfluß dieser Zeit, von schönen Ideen bewegt d getragen, über den wahren Standpunkt, die Ordnung und fahrungen der Geschichte sich so gern hinausschwingen in die hen, weiten, leeren Räume der Gedankenwelt! Aber solcher gellose Flug ist um so viel gefährlicher im Gebiet der Kirche, s des Staats, so viel erhabener über die irdische die Majestät ssen ist, in dem wir leben, weben und sind. Eine verhäng- ßvolle politische Richtung, mit ihren tiefsten Wurzeln im idea- isch verhüllten Unglauben gegründet, saugt daraus neue Nah- ng, und bereitet, indem sie dem kirchlichen Liberalismus den eg bereitet, der Kirche selbst, so viel an ihr ist, den Unter- ng. Das will aber ohne Zweifel Herr &c. **Fleck** so wenig, s Herr &c. **Richard**, darum mögen sie sich in ihren academi- en Vorträgen lieber aller politischen Beziehungen entschlagen,

seiner Gemeinde nicht verargen, im Fall er **ihm** schriftmäßig einende, aber ärgerliche Lehren vorträgt. Die Religion ist kein onopol des Priesterthums, sagt Professor **Richard** richtig, aber ersieht, daß der ihm geistesverwandte Lehrer sie grade so in praxi handelt. Die Geistes- und Gewissensfreiheit, welche er für sich s Mensch und als Christ fordert, garantirt ihm der Staat unter en Verhältnissen, aber auch **der Gemeinde**. Fordert er nun, r Staat solle sie **ihm** respectiren, so muß er sich ihrer so bedie- n, daß er nicht mit **seiner** Geistesfreiheit die Geistes- und Gewis- nsfreiheit der Gemeinde überrennt und nichtachtend zu Boden wirft. rdert er aber, die Gemeinde solle, als eine solche, die in geistlichen achen gar keine Stimme habe, ihre und ihrer Kinder geistliche rtbildung unbedingt seinem Gutbefinden überlassen, so fordert er n schreiendes Privilegium zur Kränkung der heiligsten Rechte Evan- lischer Gemeinden, welche die ihr zugewiesenen Diener des Worts der guten Meinung an- und in ihre Mitte aufnehmen und be- den, daß sie sie und ihre Kinder in der Heilslehre, die sie doch s Schriftgelehrte besser, denn Andere verstehen, und als Geistliche fer, denn Andere, in Herz und Leben aufgenommen haben müssen, terweisen und befestigen werden, als in dem Glauben ihrer Vä- , den sie, als ihr theuerstes Vermächtniß, grade durch den Mund rer Prediger den Ihrigen an's Herz gelegt und übergeben wissen öchten. — Uebrigens sollen nach der Schrift Geistliche, als nicht **erren**, sondern **Diener** des Worts, das ganze geoffenbarte ort, ohne davon oder dazu zu thun, lehren und treiben, „nicht s die über das Volk **herrschen**" (1 Petr. 5, 3.), „denn der Tem- l Gottes ist heilig, der seid **ihr**" (1 Cor. 3, 17.), „nicht, daß wir **erren** seyen über euren **Glauben**" (2 Cor. 1, 24.), „**Diener** d sie, durch welche ihr seid gläubig geworden, und dasselbige, wie c Herr einem Jeglichen gegeben hat" (1 Cor. 3, 5.). Dürfen nnach die obersten Behörden **christlich freier** Staaten und Kir- n die subjective Lehrfreiheit der Diener des Wortes auf keine eise dulden, so ist es eine Frage von hoher entscheidender Wichtig- it, die nicht reiflich genug erwogen werden kann, ob innerhalb der vangelisch-theologischen Facultäten und Seminare eine **andere** hrfreiheit zulässig ist, als welche auf dem Grunde des Wortes, in nem unverfälschten Verstande, beruht, und in der freien wissen- aftlichen Forschung innerhalb der Grenzen des **geoffenbarten** laubens besteht?

sollte deren an sich wahrer Zusammenhang mit den religiösen auch in ihrem Geiste noch so klar und überzeugend sich dar- stellen. Haben sie einmal auf dem geschichtlichen Boden des Evangeliums festen Fuß gefaßt, so werden sie auch von aller politischen Freigeisterei geheilt werden.

Möchten aber doch die Herausgeber theologischer Zeitschrif- ten mit und bei der Oeffentlichmachung von dergleichen Reden vorsichtiger zu Werke gehen. Wenn auch das dogmatische Sy- stem der Aufklärung, selbst in seinen gröberen Verirrungen, kei- nem Preßzwange unterliegt, und sogar ein gewisses Gewohn- heitsrecht an die große Mehrzahl der heutigen theologischen Zeitschriften behauptet, so wäre doch zu wünschen, daß nicht in Blättern, welche in kirchlicher Hinsicht so einflußreiche und be- deutende Namen, wie das Predigerjournal, an der Spitze tra- gen, dergleichen **politische** Licenzen — um der oft zu Gott schreienden *) **religiösen** zu geschweigen — ohne alle Rüge Aufnahme fänden, darum weil sie unkundige Leser glauben ma- chen dürften, daß sie mit dem stillen Beifall der Herausgeber in die Welt hinausgehen, und dadurch namentlich bei Geistli- chen, denen das Journal vorzugsweise bestimmt ist, niederreißen, was sie — die Herausgeber — in ihren brüderlichen Ansspra- chen, Cirkularschreiben und sonst etwa bauen möchten.

Litterarische Anzeige.

Das verlorene Paradies. Predigten über die Geschichte des Sündenfalls nach 1 Mos. 5., von F. F. **Gräber**, interi- mistischem Präses der Provinzial-Synode Jülich, Cleve und Berg; Prediger zu Gemarke.**) Elberfeld 1830. Bei **Wil- helm Hassel**.

Diese Predigten werden allen denen eine willkommene Gabe seyn, die sich zu jener Weisheit bekennen, die der Welt eine Thorheit ist, zu jener verachteten, verschmäheten und verfolgten Weisheit, die, obschon der Verstand der Verständigen sie ver- wirft, und sich zum Aergerniß macht, dennoch ihre göttliche Kraft zu allen Zeiten in reicher Lebensfülle geoffenbart hat.

Die Geschichte des Sündenfalls wird hier auf eine eben so einfache, als ergreifende Weise auseinander gehalten und er- baulich betrachtet. Die Ansicht des Verfassers von derselben findet sich in klarer Bestimmtheit ausgesprochen S. 11., wo es heißt: „Wir halten fest an der geschichtlichen Wahrheit dessen, was hier erzählt wird, und bekennen unseren Glauben an den buchstäblichen Inhalt des göttlichen Wortes. Wir fühlen uns in unserem Gewissen gebunden, alle diejenigen Erklärungen als unstatthaft abzuweisen, nach welchen die Worte unseres Textes, in einem uneigentlichen, figürlichen Sinne genommen werden, und die Geschichte des Sündenfalls so behandelt wird, als wäre es nur eine menschliche Vorstellung und Dichtung." Eben so heißt es S. 6.: „Magst du es nicht lesen, noch buchstäblich glau-

*) Wenn z. B. in dem Jahrgang 1829 (vgl. **Lindner**, die Lehre vom Abendmahl p. 195.) das Zittern und Zagen in dem Kampfe unseres Heilandes zu Gethsemane für einen Fieberfrost erklärt wird als Folge eines in der Nacht durch Erkältung entstandenen starken Catarrhalfiebers.

**) Der Verf. hat bei der Feier der Uebergabe der Augsburgi- schen Confession von der theologischen Facultät in Bonn das Doc- tordiplom erhalten.

ben, was in diesem Capitel geschrieben steht, hältst du es für eine noch so sinnvolle Erdichtung und noch so bedeutungsvolle Bilderschrift, die sich aber Jeder nach Bedürfniß und nach Gefallen deuten möge: so kann dir das ein Beweis seyn, daß du den kindlichen und wahren Glauben an das göttliche Wort gar nicht kennst, und so wirst du mit aller deiner menschlichen Weisheit gar nicht im Stande seyn, in die Glaubensgeheimnisse einzudringen, und den Rath Gottes zu deiner Seligkeit anzunehmen." Ebendas.: „Wir wollen sagen, der Fall unserer Stammeltern ist eine Fundamental-Wahrheit, ohne welche die Wahrheiten des Evangeliums weder einzeln noch in ihrem Zusammenhange erkannt und geglaubt werden können. Wer an Adam's Fall glauben kann, der und kein Andrer kann auch Christi Tod verstehen."

Wir bekennen die Uebereinstimmung unsers Glaubens mit dem des Verf., und freuen uns um so mehr der Herausgabe dieser Predigten, je nöthiger es uns dünkt, daß der Grund vorher gelegt werde, ehe man an die Aufrichtung des Gebäudes selbst geht. Der Grund aber des biblischen und christlichen Glaubensbau's ist die Lehre von der Sünde, deren reine und schriftgemäße Auffassung bedingt ist durch die Ueberzeugung von der Wahrheit der Geschichte des Sündenfalls, in der Form, wie sie die h. Urkunde überliefert, und wir geben dem Verf. vollkommen Recht, wenn er S. 6. sagt: „Wer im Paradiese durch alle Verhüllung hindurch blickt, und den Satan entdecken kann, der kann auch in Gethsemane und auf Golgatha durch die Verhüllung hindurch blicken, und den erkennen, der die Werke des Teufels zerstört hat." Sünde und Gnade, der Fall des Menschen und seine Erlösung sind ja die beiden wunderbaren Polsterne, innerhalb deren Kreisen sich jede ächt biblische und christliche Ansichtsweise bewegt, und jeden dieser Sterne sieht man in diesen Predigten in seinem eigenthümlichen, schriftmäßigen Lichte leuchten, und seinen ewig unbeweglichen Platz behaupten.

Ueberaus zusagend, und im Innersten für Intelligenz und Gemüth befriedigend ist uns die Pietät des Vf. hinsichtlich der göttlichen Offenbarung, eine Pietät, welche die h. Schrift nicht bloß in ihrem großen Zusammenhange nach allen ihren Theilen als ein eng verbundenes Ganze auffaßt, sondern sie auch in jedem besondern Worte festhält, und, ohne in Buchstabenknechtschaft zu erstarren, doch in jeder Einzelheit den Reflex der Einen und ewigen Wahrheit erkennt. Je widerlicher und widersinniger uns die theologische Inconsequenz erscheint, wo man einerseits, Christum als die göttliche Weisheit und wesentliche Wahrheit bekennt, und andrerseits die von ihm für göttlich erklärte Schrift in selbstgemachter Weisheit verwirft, um so erfreulicher ist uns die feste Haltung des Vf., der dies Portal zur Geschichte des alten Bundes, wie zur Geschichte der Menschheit und des Reiches Gottes, mit einer hohen Ehrfurcht behandelt.

So fest und glaubenskräftig nun auch der Vf. auf biblischem Grunde steht, so hat er in seinen Predigten doch keineswegs eine docirende und polemisirende Dogmatik gegeben, gefällt sich auch nirgend, wie schon aus den oben angeführten Stellen hervorgehet, in einem allegorischen Ideen- oder dialectischem Begriffsspiel, sondern entfaltet mit ruhiger Hand, und doch in höchst lebendiger Staffirung die wundersame Textgeschichte vor den Augen des sinnenden, ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgenden Lesers. Künstliche Abhandlungen bekommt man nic zu lesen, sondern ein lebendiges Gemählde breitet sich aus, w jeder auch noch so kleine Zug, und jedes auch noch so geringfü gig scheinende Wort der Geschichte in seiner tiefen und hohe Bedeutung dargestellt wird. Ja wir sind überzeugt, daß auch derjenige, welcher den Glauben des Vf. an die buchstäbliche Wa heit dieser Geschichte nicht theilen mag, dennoch sich ungem von dem Scharfsinn angezogen fühlen wird, dessen hellem Bli auch nicht das Kleinste entgeht; so wie von dem frischen, warme Leben und dem reichen Colorit dieser Geschichtsmalerei, die, oh sich in prunkreichen Ausschmückungen zu gefallen, ohne den Te zu einem ästhetischen Prachtstück auszubilden, und ohne mit will kührlich aufgegriffenen, der Phantasie abgezwungenen Verschöne rungen, die alte heilige Urkunde um ihre hohe Einfalt zu brin gen, dennoch einen solchen Farbenglanz über das Paradies un seine Bewohner zu verbreiten weiß, daß man sich auch beim oft maligen Lesen immer gleich stark festgehalten sieht.

Aus diesen Andeutungen ergibt es sich schon, daß diese Pr digten den Fehler der Dürre und Trockenheit nicht haben kö nen, sondern indem sie in und neben der geschichtlichen Darste lung der individuellen Lebens- und Sündenentwickelung des erste Menschenpaares das Universelle der Menschennatur und Mensch heit zur Anschauung bringen, so sind sie zugleich durchweg practis auf das Leben und die Verhältnisse desselben überall Rücksich nehmend, und, die innerste Stätte des Menschen besuchend, gre fen sie in die tiefsten Interessen ein. Homiletische Anomalie haben wir nirgend gefunden. In den Dispositionen findet ma keinen steifen Schematismus, noch ein mageres Gliedermaaß, w durch die freie Bewegung so oft gehemmt wird, oder ein Be streben, durch sinnreiche, oratorische Partitionen Effect zu machen. Jede Predigt entwickelt sich wie von selbst aus dem Texte, a den sie nicht mit einem dünnen Fädchen geknüpft ist, sonder welchen sie zu ihrem Grund und Halt hat. In der Dictio selbst ist überall eine gleichruhige Würde, und eine den ganze Menschen anregende Beredsamkeit, wodurch das Gemüth ergri fen, und auf eine lebendige Weise für die Wahrheit interessi wird, und, obschon nirgend eine Rührungstendenz, noch eine weic liche Sentimentalität hervorblickt, so wird man doch bei'm Les auf die vielseitigste Weise angeregt, wie das ja überhaupt st der Fall ist, wo ein wahrhaftes inneres Leben sich ausspricht.

Wer deshalb Predigten sucht, die aus dem Quell des göt lichen Wortes rein und lauter hervorgegangen sind, und in bib scher Kraft zu dem Einen Haupt und Meister unwiderstehli hinziehen, Predigten, die kein künstliches, durch Psychologie un Rhetorik zusammengenähetes Flickwerk bilden, und um die gö liche Offenbarung nicht spielen und tändeln wie die Schmette linge um die Blüthen, sondern voll heiligen Ernstes auf de Grunde des Wortes Gottes einherschreiten, Predigten, wo a der Fülle biblischer Kraft und Erkenntniß der Geist erweckt u erleuchtet wird, daß der Leser in zunehmender Tüchtigkeit Vielseitigkeit der Erkenntniß, wie in den mannichfachsten gungen des Geistes, den Wachsthum des Reiches Gottes i vermerket — wer solche Predigten sucht, dem hoffen wir die Anzeige vorliegender Sammlung einen nicht kleinen D erzeigt zu haben.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1831. Mittwoch den 9. November. № 90.

Berlin und die Mission unter den Heiden.

Auf die Erlaubniß Sr. Majestät unseres Königs, jährlich
ch dem Beispiele der anderen christlichen Gesellschaften ein kirch-
hes Dankfest zu begehen, feierte es die Gesellschaft zur Be-
f derung Evangelischer Missionen zum ersten Male am 19. Octo-
b: in der Dreifaltigkeitskirche. Prediger Couard sprach das
ebet, Prediger Ziehe hielt die Predigt. Zuletzt trug der Di-
ctor des Missions-Seminars, Heller, folgenden Bericht vor:

Indem es uns heute vergönnt ist, Gott für alle Gnade,
t er uns in einem langen Zeitraume erwiesen hat, in der Ge-
inde zu loben und zu preisen, und ihm „für seine Ehre zu
nken," wie das alte Lied sagt, tritt uns die ganze Erhaben-
t und Heiligkeit, die Wichtigkeit und Größe des Werkes, das
r im Namen Gottes treiben, vor die Augen. Daß der ewige,
mächtige Schöpfer aller Dinge das abtrünnige, in Sünden
te Menschengeschlecht liebt, in dieser Liebe seinen eingeborenen
ohn den Sündern zugesellt und für die Sünder gestraft hat,
ß er um seines Sohnes willen Alle, die ihn erkennen, an-
nimt und nun durch Menschenmund diese thöricht scheinende,
ttlich weise, dem Wesen der Sache und den Bedürfnissen des
enschenherzens allein entsprechende Predigt zu allen Menschen
en läßt: — das ist die freudenreiche Botschaft, von der man
ht begreift, wie eine Seele sie ungerührt vernehmen kann;
s ist der Grund aller Missionsthätigkeit und so auch unserer
esellschaft. Wir stützen uns auf göttlichen Willen und Befehl,
rum ruhen wir auf festem Grunde; daher wissen wir, daß
sere Bemühungen nicht ohne Erfolg bleiben können. Wir ar-
ten nicht in ungewissen Erwartungen, gutmüthigen Hoffnun-
, schwärmerischen Träumen an der Ausbreitung der christli-
n Kirche, sondern in untrüglichem Glauben an die göttlichen
eissagungen und Verheißungen, von denen die Schrift voll ist.
ir sind am weitesten davon entfernt, uns von der Güte der
schlichen Natur, wie sie jetzt ist, willkührliche Vorstellungen
machen und eine rasche Annahme der Wahrheit zu verspre-
n, — nein, wir verlassen uns allein auf Gottes Barmherzig-
t und Gnade in Christo Jesu und halten uns eben so frei
n der kalten Verzweiflung Einiger an der Wiederherstellung
s Menschengeschlechts, als von dem falschen Selbstvertrauen
Anderer auf die Vorzüge gewisser Völker. Und wenn auch bis jetzt alle Unternehmungen der neueren Zeit zur Ausbreitung des Evangeliums unter den nichtchristlichen Völkern vergeblich gewesen wären — wovon aber das Gegentheil offenkundig ist — so würden wir dennoch nicht zweifeln, sondern jene Worte, welche Gottes Sohn im Angesichte des Todes, also in der widersprechendsten Lage, mit göttlicher Ruhe und Sicherheit gesprochen hat, würden uns standhaft ausdauern lassen, bis es ihm gefiele sie zu rechtfertigen, die erhabenen Worte: „Und es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen."

Bei dieser offenen Darlegung der Grundsätze unserer Gesellschaft sind wir überzeugt, daß sie von Allen, welche die Aussprüche der heiligen Schrift hierüber hören, als biblisch anerkannt werden müssen, und hierin allein soll unsere Rechtfertigung vor denen bestehen, welche sich mit Einwürfen gegen solche Unternehmungen tragen. Die meisten dieser Zweifel erscheinen in ihrer Grundlosigkeit, wenn wir nichts weiter thun, als auf die Zeit zurückgehen, wo auch unsere Vorfahren noch im Heidenthume standen, und noch vielmehr, wenn wir den Anfang der christlichen Kirche und ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag betrachten. Das Christenthum, weil es die Wahrheit ist und die Sehnsucht des menschlichen Herzens nach bleibenden Gütern allein befriedigen kann, hat allen Wechselfällen widerstanden, ist siegreich aus allen Kämpfen hervorgegangen, hat selbst den Abfall seiner Bekenner und Diener überlebt und wird auch in den heftigeren Kämpfen, welche noch bevorstehen, nicht unterliegen.

Ein wiederholter schlagender Beweis für diese göttliche Kraft unseres Glaubens ist die Geschichte von der Entstehung der neueren Missionsunternehmungen in der Evangelischen Christenheit. Grade zu der Zeit, als in unserem Vaterlande die Vergötterung natürlicher Gaben und Kräfte zur Verachtung der höchsten göttlichen Geschenke geführt hatte, als die Diener des Christenthums alle wesentlichen Lehren desselben glücklich ausgeschieden und die Schätze aller Erkenntniß auf drei dürre Begriffe zurückgebracht hatten, als Christus, welcher der wahrhaftige Gott und das ewige Leben ist, erst zum bloßen Menschen gemacht und dann folgerecht als Heiland verworfen wurde, als diese

verderblichen Lehren die allgemeine Weisheit auf allen Gassen wurden und die Gläubigen selten waren in allen Landen, ja, als frevelhafte Stimmen laut wurden, welche frohlockten, daß endlich der alte Aberglaube — so nannten sie unseren allerheiligsten Glauben — abgeschafft sey, — grade zu dieser Zeit, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, erhob sich in England ein schlichter Landgeistlicher, der Prediger **Bogue**, angeregt durch ein Werk über Missionen, und forderte in einer Zeitschrift die Christen auf, sich der Heiden anzunehmen und ihnen das Evangelium vom Weltheilande verkündigen zu lassen. Dieser Zuruf wurde so aufgenommen, als wäre schon längst darauf gewartet worden. Rasch ging er durch das ganze Land und Gleichgesinnte von allen Kirchenpartheien traten in der herzlichsten Eintracht und Liebe zu einer großen Gesellschaft zusammen. Viele Geistliche nahmen Antheil daran, mehrere unterzeichneten im Namen ihrer Gemeinden. In den Versammlungen herrschte solche Einheit, Liebe und Geistesfülle, daß alle Confessionsunterschiede ganz vergessen wurden und die Verherrlichung Jesu Christi der einzige leitende Gedanke war. Schon nach zwei Jahren, im September 1796, konnten sie das Schiff Duff mit 35 Missionaren und lauter freiwilligen gläubigen Seeleuten nach den Gesellschaftsinseln entsenden, und diese sind seitdem insgesammt durch ein herrliches Werk der Gnade und wunderbare Führungen Gottes der christlichen Kirche einverleibt worden. — Wie ganz entgegengesetzt aller menschlichen Klugheit verfuhren damals die Gläubigen! In ihrem eigenen Lande die geringste Zahl, von Gleichgültigen, Ungläubigen, Zweiflern und Spöttern umgeben, hätten sie vielmehr nach menschlicher Berechnung zuerst daran denken müssen, in ihrer Nähe zu wirken, sich selbst zu verstärken, ihre Gegner zu überwinden. Sie aber schwächten sich dem Anscheine nach, indem sie große Summen und eifrige Arbeiter in die weite Ferne schickten, wodurch man fast auf den Gedanken kommen mußte, daß sie nur ein Land aufsuchen lassen wollten, wohin sie im Nothfalle selbst auswandern könnten. Der Erfolg bewies, daß ein Senfkorn des Glaubens Berge versetzt. Es wurden nicht nur die Südseeinseln eine Beute Jesu Christi, sondern der Segen dieser Glaubensthat mit ihren Folgen verbreitete sich auch über Europa, ja über die ganze Erde. Die Entstehung der großen Londoner Missionsgesellschaft war das Signal für die Vereinigung der Gläubigen in allen Evangelischen Ländern zur Beförderung des Reiches Gottes in der Nähe und Ferne. Wo irgend einzelne Knechte Christi verborgen über den schrecklichen Verfall der Kirche trauerten, die hoben bei der Nachricht von diesen Dingen ihre Häupter auf und erkannten die Morgenröthe eines schöneren Tages. Christliche Gesellschaften zu mannichfaltigen Zwecken entstanden allenthalben, und damit ihre Bemühungen Frucht brächten, wirkte Gott durch ernste, erschütternde Ereignisse vor. So haben sich allmählig die Evangelischen Missionen fast über die ganze Erde verbreitet und in den christlichen Ländern selbst gewann die alte und immer neue Lehre wieder so viel Boden, daß die Wortführer der falschen Weisheit bereits für ihr Gebiet zu fürchten angefangen haben. Wer nun nach vierzig Jahren über die ganze Reihe der Begebenheiten im äußeren und inneren Leben der Völker zurückschaut und dann wieder die Gegenwart in's Auge faßt, der muß erkennen, daß eine solche Veränderung nicht in den Planen oder der Macht von Menschen gelegen, sondern daß hier wahrhaftig Gottes Werk und der alte apostolische Glaube der Sieg ist, welcher die Welt überwindet.

Doch wir wenden uns von diesen großartigen, allgemeinen Geistesbewegungen zu demjenigen, was in unserer nächsten Nähe, in dieser Stadt, bisher für die Ausbreitung des Reiches Gottes geschehen ist. Unsere Stadt war gegen das Ende des vorigen und um den Anfang dieses Jahrhunderts der Hauptpunkt, von welchem der Unglaube über unser Vaterland ausging. Die Aelteren in dieser Versammlung erinnern sich noch wohl der großen geistlichen Finsterniß, die damals herrschte. Eine kleine Schaar von Gläubigen hielt fest an dem guten Bekenntniß, und grade unter ihnen, welche vor der Welt nichts waren, offenbarte der Herr seine Herrlichkeit. Ein Mann, der dem Strome des Unglaubens kräftig widerstand, der erkannten Wahrheit unerschütterlich treu blieb und ihr Alles zum Opfer brachte, der Oberforstmeister v. **Schirnding**, hatte viele Jahre hindurch auf eigene Kosten eine Menge Erbauungsschriften in mehreren Sprachen verbreitet; aber sein Herz war weit genug, über die Grenzen des Vaterlandes und die Bedrängnisse der Gegenwart hinaus die fernen Heiden mit Liebe zu umfassen. Angefeuert durch den Eifer der Englischen Christen entwarf er den Plan, auf einem neuen Wege das Evangelium den Negern in Africa zu verkündigen und trat zu diesem Zwecke mit dem ehrwürdigen Manne in Verbindung, welchen Viele unter uns als ihren geistlichen Vater in liebevollem Andenken tragen, mit Prediger **Jänicke**. Dieser sollte nach Westindien gehen, bekehrte Neger aus der Sklaverei loskaufen, dieselben weiter unterrichten und als Evangelisten in ihr Vaterland, nach Africa, zurückschicken. Verschiedene Schwierigkeiten verhinderten die Ausführung dieses Planes, der sich wegen des mörderischen Climas der Negerländer so sehr empfahl, und statt dessen wurde unter **Jänicke's** Leitung im Jahre 1800 hier in Berlin ein Missions-Seminar eröffnet. Mit sieben gottesfürchtigen Jünglingen wurde der Anfang gemacht. Schon nach zehn Monaten schien das Unternehmen scheitern zu wollen, denn Umstände nöthigten den Gründer und Wohlthäter der Anstalt, die fernere Unterstützung aufzugeben. Aber das einmal angefangene Werk ließ Gott nicht mehr fallen; er erweckte demselben nah und fern thätige Freunde, und so konnte es eine lange Reihe von Jahren in aller Stille ununterbrochen fortgeführt werden. Auswärtige Missionsgesellschaften nahmen die jungen Männer, deren Vorbereitung vollendet war, zu Glaubensboten an. Auf diese Weise gingen bis zum Jahre 1823 nach und nach 53 Missionare von der Anstalt aus, 41 unter die Heiden und 12 unter die Juden. Was haben diese Männer ausgerichtet, die in der kältesten Zeit des Unglaubens das geliebte Vaterland verließen, und den daheim verschmähten Schatz den Fremdlingen anboten? Es würde über die Grenzen dieses Berichts weit hinausgehen, wenn wir auch nur einen kurzen Abriß davon geben wollten. Viele unter ihnen bewiesen sich als eifrige und treue Knechte des Herrn, der die Verkündigung des Evangeliums aus ihrem Munde mit reichem Segen krönte. Eine nicht geringe Zahl ist schon aus der Arbeit in die Ruhe eingegangen; andere wirken noch in voller Kraft und unter diesen gehören einige zu den ausgezeichnetsten Missionaren der neueren Zeit. Wir müssen uns darauf beschränken, zwei unter den übrigen herauszuheben. Unter den Verstorbenen gedenken wir nur **Karl Pazalt's** aus Böhmen, welcher nach Südafrica geschickt wurde und seinen Wohnsitz in dem Hottentottendorf Hoogekraal aufschlug. Kurz vor seiner Ankunft, 1813, hatte der Reisende **Campbell** diesen Ort besucht. Tausend Schritt vor dem Kraal konnte man denselben noch nicht erkennen, so niedrig, schmutzig und elend waren die Hütten, aus welchen er bestand. Der Häuptling kam mit 60 seiner Leute

bat um einen Missionar, „damit sie," sagte er, „eben die Inge lernen möchten, welche die Weißen schon wüßten, was aber für Dinge seyen, wisse er nicht." Nur in des Häuptlings Hütte konnte man aufrecht stehen, in alle anderen mußte an kriechen; zwei Stühle und ein paar Wassereimer waren r auch in jener das einzige Hausgeräth. Ein sehr alter, elend sehender Mann, mit wenigen Lumpen bedeckt, kam herbei, ite Campbell's Hände und bezeigte seine Freude, daß Missione kommen sollten. Auf die Frage: „Ob er denn etwas von Jus Christus wisse?" antwortete er: „Ich weiß von dem Gestigen nicht mehr als ein Vieh." Das war der Zustand dieses Ortes, ehe Pazalt kam. Als er nach fünf Jahren in die igkeit gerufen wurde, war Alles umgewandelt. Derselbe mpbell kam auf seiner zweiten Reise, 1819, wieder dahin erzählt Folgendes: „Spät Abends langte ich an; als ich von nem Wagen aus am Morgen bei Sonnenaufgang mich um-, war der Anblick höchst anziehend. Ich sah vor mir zwei ge Straßen von regelmäßig gebauten Häusern mit dazwien liegenden Gärten; jede Reihe Häuser war mit einer gut auten, sechs Fuß hohen Mauer umgeben; ein Thor führte in s Haus. Vor dem einen fand ich einen Europäisch gekleien Hottentotten, der lächelnd zu mir sagte: „Das ist mein us und all der Garten ist auch mein!" In dem Garten den eben die Pfirsich- und Aprikosenbäume in Blüthe; auem war er mit Feigenbäumen, Kohl, Kartoffeln, Kürbissen Gurken bepflanzt. Darauf besuchte ich den alten Simon — denselben, der in der Jammergestalt damals neben gesessen hatte. Schon in der ersten Predigt hatte ihn das ort Gottes ergriffen; und nun war er voll Sehnsucht nach Heimrufe zu seinem Herrn. Am Sonntage kamen alle Behner zur Kirche, die Frauen sauber in weiße oder bunte Zeuge leidet, die Männer auf Europäische Weise, mit Bibeln unter Armen. Mit 45 gläubigen Hottentotten konnte ich bei'm igen Abendmahl des Herrn Todes gedenken. In der Schule d ich 70 Kinder unter der Aufsicht eines Hottentotten, den bei meiner früheren Anwesenheit noch ganz als Wilden kennn gelernt, der damals wohl noch nie ein Buch gesehen hatte; ich in die Schulstube trat, besserte er eben eine Feder, die ein Schulkind gereicht hatte. Dieser ungeheuere Abstand te mich in solches Erstaunen, daß ich davon einen Augenblick z übernommen war." So erzählt Campbell. Die Landesierung veränderte, um das Andenken des trefflichen Missionars ehren, nach seinem Tode den Namen Hoogekraal in Pazaltsdorf.

Von den noch lebenden Zöglingen des Jänicke'schen Semis erwähnen wir ebenfalls nur einen, Rhenius aus Kösberg in Ostpreußen. Dieser thätige Mann kam im Jahre 114 nach Madras in Ostindien. Seine ausgezeichnete Gabe, in die Gewohnheiten der Hindus zu finden, der fertige Geuch ihrer Sprache und vor Allem seine gediegene Frömmigt zogen stets Schaaren von Zuhörern zu seinen Predigten. wenigen Jahren waren große Veränderungen vorgegangen: i Tamulische Gemeinden gestiftet, auch unter den Europäern Sinn für ächtes Christenthum wieder aufgeweckt, selbst unter Katholiken eine große Bewegung hervorgebracht, so daß unt den letzteren eine Gesellschaft entstand, welche sich die orthoe nannte und den Zweck hatte, die Grundlehren des Chrithums zu untersuchen. Im Jahre 1820 begab sich Rhenius Missionar Bernhard Schmidt in die südlichsten Theile Indien, nach Pallamkottah, wo 20 Jahre zuvor durch ei Bruder des Predigers Jänicke eine kleine Gemeinde gestiftet worden war. Aber da sie so lang alle Pflege entbehrt hatte, so war sie ganz verfallen und unterschied sich in nichts mehr von den Heiden, als durch die Enthaltung vom Götzendienste. Rhenius fing mit neuem Eifer an, stiftete Schulen, bildete Schullehrer, zog Catecheten heran, reiste umher und predigte. Die Seuche, die seitdem bis zu uns vorgedrungen ist, und eine daraus folgende Wassersnoth, welche die Hindus dem Zorn ihrer Götter über das Christenthum zuschrieben, benutzte er zu einer eindringlichen Schrift an die Heiden, wodurch sogleich 60 Familien in der Stadt Tinevelly bewogen wurden, christlichen Unterricht zu begehren.

(Schluß folgt.)

Das Evangelium und der Rationalismus in Braunschweig.

Christus allein! Eine Gastpredigt über 1 Cor. 2, 2. Gehalten am 17. Juli 1831 in der Evangelisch-Reformirten Kirche zu Braunschweig. Als Beilage: Rede bei der Ordination seines Sohnes Karl Geibel zum Pastor der Evangelisch-Reformirten Gemeinde zu Braunschweig, gehalten zu Lübeck am 19. September 1830. Von Dr. Johannes Geibel, Pastor der Evangelisch-Reformirten Gemeinde in Lübeck. Lübeck 1831. 8.

Der Verfasser, der in einer Zeit, wo das Evangelium auch in dem alten, ehrwürdigen Lübeck fast verschollen war, dasselbe dort treu und lebendig verkündigte, und, nicht ohne manche Anfechtung, allmählig den Kreis seiner Anhänger und Freunde sich vergrößern sah, wird nun von seinem Herrn und Meister auf eine Art heimgesucht, die gewiß für das Herz eines Vaters schwer und schmerzlich ist, die aber auf der anderen Seite für den Christen, für den Diener des Wortes, etwas so Erhebendes haben muß, daß man ihn fast zu beneiden versucht werden könnte. Jedenfalls ist die Angelegenheit von hoher Wichtigkeit, und sie darf daher in der Ev. K. Z. nicht übergangen werden.

Der Sohn des Verf. — so erzählt dieser im Vorwort — wurde im vorigen Sommer zufolge einer gehaltenen Wahlpredigt mit überwiegender Mehrheit der Stimmen zum Pastor der Evangelisch-Reformirten Gemeinde in Braunschweig gewählt. Die Wahlpredigt ist gedruckt, und Jeder kann sich überzeugen, daß sie aus einem von der Göttlichkeit des Evangeliums erfüllten Gemüthe hervorgegangen. Kaum indeß hatte er seine Antrittspredigt gehalten, so fanden auch schon Mehrere in derselben Lehren, die ihnen durchaus fremd und zuwider waren. Kein Wunder! Denn die Vorsteher der Gemeinde sagen selbst in einer an die Synode gerichteten Klageschrift: „Daß der Kirchenglaube seit funfzig Jahren ganz aus der Erinnerung gekommen und Niemanden mehr verständlich sey." Allein eben dies bestimmte den Sohn des Verf., nun um so eifriger über die Grundwahrheiten des Christenthums: über die Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen, über die Person des Erlösers und sein vollbrachtes großes Werk zu predigen. Die Aufregung nahm zu, die Vorsteher traten ihrem Pastor mit Heftigkeit entgegen, verlangend, er solle predigen wie sie es wollten; ihr Einfluß vermehrte die Zahl der Unzufriedenen; die Meisten derselben besuchten gar nicht mehr die Kirche, Einige nur aus Neugierde und in der Absicht, immer mehr Gründe zu Beschwerden zu sammeln. End-

lich ward der Synode eine Klagschrift übergeben. Die Hauptpunkte der Klage waren, daß der neue Prediger einer anderen Confession zugethan sey, als der der Gemeinde; und daß sein Charakter sich zweideutig und unwahr dargestellt habe.

Der Verf. beabsichtigt, wenn ihm sein Sohn nicht zuvorkommt, die Klagschrift sowohl als die Gutachten der Synodalglieder mit seinen Bemerkungen drucken zu lassen. Hier setzt er daher der Anklage nur einige Worte entgegen.

Er fragt zuvörderst, was die Confession betrifft, welches denn die Confession dieser Gemeinde sey? Ob eine andere als die Evangelisch-Reformirte, von der sein Sohn gewiß mit keinem Worte abgewichen sey. Sey sie das, so habe die Gemeinde solches vorher kund thun müssen. Aber der Mann ist ein Herrnhuther, sagt man, ja ein Katholik. Ersteres: weil er die Versöhnungslehre zum Mittelpunkt aller seiner Vorträge mache und behaupte, nur in dem gläubigen Ergreifen derselben liege das ganze Moment und alle Kraft der Besserung. Das, sagt der Verf., lehrt freilich auch die Brüdergemeinde, aber sie allein? lehren das nicht alle Evangelische Gemeinden, nicht das ganze Neue Testament, nicht Luther, der behauptet: „Mit dem Artikel von der Rechtfertigung stehet und fällt die christliche Kirche?" Ein Katholik sey Herr Geibel, weil er behauptet habe, daß die Menschen einzig und allein durch den Glauben an den Opfertod Jesu Christi, und durch das gläubige Ergreifen und Anwenden der um seinetwillen ihnen dargebotenen Gnade selig werden können. „Siehe da," bemerkt der Verf., „die allein selig machende Kirche! Also das einzig und allein macht zum Katholiken? Was sind dann die Gegner, die einzig und allein durch ihre Werke gerecht und selig werden zu können meinen? Und was sagt der Apostel Petrus, Apostelgesch. 4, 12.? Ja wahrlich, nicht bloß der Kirchenglaube, sondern das heilige Bibelwort selbst ist aus der Erinnerung gekommen und wird nicht mehr verstanden."

Die Vorwürfe gegen den Charakter des Sohnes in Zuschriften desselben überläßt der Verf., der sie nicht vor sich hat, ihm selbst zurückzuweisen. „Er wird sich," sagt der Verf., gewiß darüber rechtfertigen, weil ich seinen Sinn kenne; und wenn er sich irgendwo übereilt hätte, wird er es willig anerkennen. In der That, unter solchen Umständen, in einem solchen Gedränge, wäre eine Uebereilung auch dem Besonnensten nicht unmöglich." Was aber die Aeußerungen in Gesprächen betrifft, so erinnert der Verf. daran, wie solche, aus ihrem Zusammenhange gerissen, und je nachdem der Hörer ist, verunstaltet zu werden pflegen. Er führt ein merkwürdiges Beispiel zum Beleg an. Sein Sohn hatte einen seiner stärksten Gegner, den Professor Petri, aufgefordert, ihn zu widerlegen, und dabei die bekannte Stelle aus Luther's Briefe an den Kurfürsten Friedrich erwähnt: „Das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten und wohl bleiben. Ist unser recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor Jemand fürchten. Man lasse die Geister auf einander platzen und treffen." Herr Professor Petri nun schiebt statt dessen dem jungen Geibel die Worte unter: Jener solle gegen ihn predigen, und werde er (Geibel) sich herzlich darüber freuen, die bösen Geister auseinander platzen zu lassen, daß es krache!!! Und zwar begnügte sich dieser Herr Petri nicht etwa damit, dieses zu erzählen, sondern er ließ es in die oben erwähnte Klageschrift einrücken. „Welch ein Hörer!" ruft der Verf. aus; „welch ein Berichterstatter! Verzeihe ihm Gott!"

Bei einem Besuche in Braunschweig wünschte der Verf sehnlichst, und that was er konnte, dieses traurige Verhältni wieder in Ordnung zu bringen, aber er richtete nichts aus, wei man in verjährten Vorurtheilen wider das biblische Christenthum befangen war. Besonders feindselig zeigte sich jener Profess Petri, der unverholen äußerte, er wünsche, daß überall di Rationalisten von den Supernaturalisten sich trennen möchten.

„Nun wohl," bemerkt der Verf., „laßt sie sich trennen Von der heiligen Schrift, als der einzigen Richtschnur ihre Glaubens und Lebens, dürfen Evangelische Christen sich nic trennen! Ich wünsche von Herzen, daß sie überall möchten d Freiheit erhalten, Unitarische, Philalethische und sonst benann Gemeinden zu bilden; denn ich bin überzeugt, daß nur bei all gemeiner Glaubensfreiheit das biblische Christenthum recht ge deihen kann. Aber haben sie ein Recht, einen Evangelisch Prediger zu verdrängen? oder dem Theile der Gemeinde, de noch nur im Worte Gottes Nahrung findet, seine Nahrung entziehen?" Der Verf. zeigt nun, daß dies selbst in Braun schweig der Fall seyn würde, und fügt hinzu, daß es auf di Zahl nicht einmal ankommen könne; denn nur diejenigen mac ten die Evangelische Gemeinde aus, welche bei dem Evangel bleiben wollen.

Dies Alles veranlaßte die hier abgedruckte Predigt. D Absicht des Verf. dabei war, grade die wesentlichen Lehren d Christenthums, welche in seines Sohnes Vorträgen so sehr a gefochten wurden, kurz zusammenzustellen, und ihre innige Ve bindung unter einander fühlbar zu machen. Ref. gesteht, d dies dem Verf. ungemein wohl gelungen ist, und selten fand in einer Predigt Klarheit und Begeisterung, Einfachheit u Wärme so mit einander verbunden. Auch führt der Verf. a Schluß des Vorwortes selbst an, er wisse, daß er nicht oh alle Frucht geredet habe, und um so lieber erfülle er den Wun Mehrerer, daß die Predigt gedruckt werden möge. Er hat von ihm bei der Ordination seines Sohnes gehaltene Rede b gefügt, damit die Gemeinde das in Händen hätte, was Pfarrer bei Uebernahme seines Amtes versprochen hat, und w so lange er Evangelischer Prediger ist, seine Lehre und nen Wandel bestimmen muß.

Ueber den Inhalt beider Reden hier ein Mehreres zu gen, scheint Ref. unpassend; er begnügt sich damit, zu versiche daß beide ein lebendiges, kraftvolles Zeugniß von dem Glaub und von der Erkenntniß des Verf. ablegen. Ref. wünscht i besondere der Predigt recht viele noch schwankende und ungl bige Leser, auf daß sie einmal die volle Wahrheit hören, heutzutage so Vielen fast unzugänglich geworden ist; er wün dies namentlich im Hinblick auf die Bewohner der Stadt Bra schweig, wo, so viel Ref. weiß, noch gar keine Stimme bis sich wieder für das Christenthum hat vernehmen lassen; und freut sich, daß endlich auch die Stunde dieser ihm so theu Stadt geschlagen hat. Wir empfehlen die ganze hochwich Angelegenheit der Fürbitte aller Evangelischen Christen, und fle insonderheit zu dem Herrn der Kirche, daß er den so schr angefochtenen jungen Mann mit seiner Kraft und Weisheit a richten möge, auf daß er, der zur Verantwortung des Evang gezogen ist, wie einst Paulus, in keinerlei Stücke zu Schan werde (Phil. 1, 17. 20.).

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 12. November. № 91.

Berlin und die Mission unter den Heiden.

(Schluß.)

Das Gerücht von diesem Ereigniß in einer Stadt, welche sich bis dahin ihres Widerstandes gegen das Christenthum gerühmt hatte, erscholl durch die ganze Provinz und ermuthigte Viele, diesem Beispiel zu folgen. Botschaften über Botschaften aus der Umgegend kamen an und baten um Lehrer. Bald erhoben sich aber auch heftige Verfolgungen und prüften den Ernst und die Aufrichtigkeit derer, die sich zum Christenthum bekannten. Die geistlichen Bewegungen sind dort so gewaltig, daß man in die apostolische Zeit versetzt zu seyn glaubt. Mehr als 2,000 Familien in 244 Ortschaften haben dem Götzendienst entsagt und Jesum als den einigen Retter von Sünde und Verdammniß ergriffen, und täglich werden hinzugethan zu der Gemeinde, die da selig werden. Der Weihbischof von Madras, Robinson, welcher Pallamkottah im Februar 1831 besuchte, legt das schönste Zeugniß für Rhenius und die dortige Mission ab. Er sagt: „Seine lebhafte und höchst natürliche Art, die Heiden anzureden, so wie der Fluß seiner Sprache, zieht sie auf eine merkwürdige Weise an. Die Brahminen versammelten sich bei'm Besuch einer Pagode in Tinevelly begierig um ihn, und als wir gelegentlich in einer Ecke des Gebäudes etwas stehen blieben, führte eine Frage zu Vorstellungen über die Thorheit dieses erstaunlichen Götzendienstes, die durch ihre eigenen Erwiderungen so klar erwiesen wurde, daß seine Bemerkungen allmählig die Gestalt einer allgemeinen Ansprache an das umherstehende Volk annahmen, während sich die Pfeiler, die Seiten des Wasserbeckens und der Raum der Halle mit begierigen Zuhörern füllten, die so still waren, daß man jeden Athemzug hören konnte. Er ist kühn, eindringlich, lebendig, angenehm in seiner ganzen Erscheinung, glücklich in seiner Darstellung, und ein Meister nicht allein ihrer Sprache, sondern auch ihrer Gefühle und Gedanken. Wir kamen um 6 Uhr zur Capelle und fanden die Lampen zum Abendgebete angezündet. Die Capelle, ein hübsches Gebäude in einem starkbewohnten Stadttheile, erbaut im Jahr 1828, war ganz gefüllt. Ich sprach lange zu ihnen, und die Ereignisse, welche an diesem Orte stattgefunden hatten, die Erinnerung daran, daß so Viele erst vor kurzer Zeit getauft worden waren, und die Menge der an den Thüren versammelten Heiden machte mir den Vorfall zu dem rührendsten, welchen ich hier erlebte. Ich kann einen Umstand, welcher sehr ehrenvoll für sie ist, nicht unerwähnt lassen. Nachdem sie Christen geworden waren, konnten sie nicht länger zu den Betrügereien der eingeborenen Steuerbeamten stillschweigen und an ihren Plünderungen Theil nehmen, indem sie die Zahl der Webstühle falsch angaben und so die Regierung betrogen. Der Einnehmer wiederholte auf ihr Begehren die Zählung und so wurden dem Staat 2,000 Rupien gerettet; aber die heidnischen Beamten waren so aufgebracht, daß sie bald Gelegenheit zur Bedrückung fanden und sie um so viel mehr beraubten, als sie selbst aufgegeben hatten. Dies ist eines der vielen Leiden, welche sie zu tragen haben. Da die Gemeinde noch ganz neu war, waren nur wenige Frauen zugegen. Ich sprach daher besonders zu ihnen, wie nothwendig es für sie sey, das Wort Gottes eben so wie ihre Männer zu hören. Am folgenden Tage prüfte ich die Schulen. Auffallend waren mir die größeren Fortschritte von Knaben aus höheren Kasten; ich prüfte sie im Christenthum, und obwohl Viele mir bisweilen nicht antworten konnten, da sie fast Alle Heiden sind, gaben doch Viele bewundernswürdige Antworten und Alle waren bemüht, ihr Bestes zu thun. Die Kirche war gedrängt voll Zuhörer, und man hat oft gefunden, daß die Prüfung der Heidenkinder in den Wahrheiten der christlichen Religion die beste Unterrichtsweise für die heidnischen Eltern ist. Die Erkenntniß dieser Knaben in den christlichen Wahrheiten übertrifft Alles, was ich in Madras oder sonst in Indien gesehen habe. — Die Schüler des Seminars wurden vier Stunden lang geprüft. Im Lateinischen und Hebräischen waren ihre Kenntnisse ungenügend, in Arithmetik, Erdkunde und alter Geschichte gut; ihre Antworten in der Theologie, worin ich sie sehr genau fragte, ausgezeichnet. Sie sind in den Lehren des Evangeliums fest gegründet, und klar in ihrer Ueberzeugung. — Ferner hatte ich auch die Freude, eine Versammlung mit 44 Catecheten und vielen Schulmeistern, die vom Lande hereingekommen waren, zu halten. Mit ihnen kam auch eine beträchtliche Anzahl Christen aus den verschiedenen Dörfern, so daß die Kirche ganz voll war. Selten habe

ich etwas Anziehenderes gesehen als diese Versammlung von Gehülfen der jungen Kirche. Sie waren zur Mutterkirche als dem Mittelpunkt des Lichts und der Erkenntniß gekommen, und schickten sich an, mit frischer Kraft zu ihren stillen Arbeitskreisen zurückzukehren, und wer konnte sagen, wie viel Leben oder Tod von dem Geist ihres Unterrichts und ihrem Lebenswandel abhängen mochte! Ich redete die Catecheten an über ihre heiligen Pflichten, über ihr Betragen gegen ihre Lehrer, sich selbst und das Volk. **Rhenius** dolmetschte meine Worte. Der älteste Catechet, **David**, antwortete mir im Namen Aller mit viel Sinn und Anstand, und Alle machten mir Geschenke an Früchten des Landes. — Meine Zeit erlaubte mir nur wenige Dorfgemeinden zu besuchen; aber ich hatte hinreichende Gelegenheit, die Centralbewegungen der wunderbaren Veränderungen zu sehen, welche in dieser Provinz stattgefunden haben." — So viel als Beispiel, was von den Glaubensboten, die aus unserer Mitte ausgegangen sind, in der Heidenwelt gewirkt worden ist. Noch von vielen Zöglingen **Jänicke's** könnten wir erfreuliche Nachrichten mittheilen; mögen die angeführten Thatsachen hinreichen zum Beweise, daß ein im Glauben an das Wort des Herrn begonnenes Werk seine gewissen Früchte bringt.

Das Seminar des ehrwürdigen Greises blühte unbemerkt fort, so daß vielleicht die wenigsten Bewohner unserer Stadt etwas von seinem Bestehen wußten, bis um das Jahr 1820 eine kräftige Anfassung der Gemüther durch den heiligen Geist hervorgerufen wurde, welcher die Welt straft um die Sünde, daß sie nicht an Christum glaubt. Die Erfahrung von der Liebe Gottes in Christo Jesu, welcher sein Leben für uns dahin gegeben hat und diese Liebe in die Seelen der Erlösten einhaucht, mußte zur Folge haben, daß diejenigen, bei welchen jene Anfassung nicht vorübergehend war, von ganzem Herzen wünschten, an ihrem Glück und ihrer Seligkeit Viele, wo möglich Alle, Theil nehmen zu lassen. Damals war schon in vielen Gegenden Deutschland's Ekel an der losen Speise des Unglaubens und Sehnsucht nach wahrer Sättigung der innersten Herzensbedürfnisse erwacht, hie und da erhoben sich Stimmen für die alte Wahrheit, traten Kämpfer auf gegen die neue Weisheit und überall war damit Theilnahme an den Missionsunternehmungen verbunden, ein charakteristisches Merkmal in den christlichen Bewegungen der neueren Zeit. Zu Basel war schon 1816 ein zweites Missions-Seminar entstanden. Daher wurden auch hier in Berlin die Augen vieler Männer auf diesen Gegenstand gerichtet, und im Jahr 1823 trat eine Anzahl derselben zusammen und bildete **„die Gesellschaft zur Beförderung Evangelischer Missionen unter den Heiden,"** welche im Mai des folgenden Jahres die Bestätigung unseres Königs erhielt. Dies ist die Gesellschaft, welche heut dem Herrn für seinen gnädigen Schutz und für allen erfahrenen Segen öffentlich ihren Dank darbringt. Die Absicht der Gründer war für's Erste, die schon bestehenden Deutschen Anstalten für die Verbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden durch gesammelte Beiträge zu unterstützen, bis sie durch deutliche Winke Gottes in der Fügung der Umstände angewiesen werden würden, ein selbstständiges Werk zu unternehmen. So arbeiteten wir als Gehülfen und Freunde der ältesten Deutschen Missionsanstalt in Halle, der Brüdermissionen, des Jänicke'schen Seminars und der Basler Anstalt und hatten die Freude, dieselben jährlich mit einer namhaften Summe unterstützen zu können.

Aber nach dem Heimgange des ehrwürdigen **Jänicke** kamen mancherlei Umstände und bestimmte Aufforderungen von vielen Seiten zusammen, welche uns den Muth einflößten, einen umfassenderen Plan für unsere künftige Wirksamkeit zu entwerfen. Die Zweckmäßigkeit des Gedankens, unsere Stadt zu einem Mittelpunkt für die zerstreuten Missionsbestrebungen des nördlichen Deutschland's, wie es Basel für das südliche und Barmen für das westliche ist, darzubieten, mußte um so mehr einleuchten, wenn wir zugleich erwogen, welche Hülfsmittel noch unbenutzt vorhanden sind. Wir faßten daher im Jahre 182[illegible] folgende Beschlüsse: 1) Auf eine engere Vereinigung der Kräfte der Missionsfreunde des nördlichen Deutschland's, 2) auf selbstständige Aussendung von Missionaren, 3) auf Ausbildung eigener Zöglinge mit Benutzung der hiesigen reichen wissenschaftlichen Hülfsmittel hinzuwirken. Vieles hatte zu diesen Beschlüssen der Rath unserer Freunde in **Basel** und die Ermunterung des Dr. **Pinkerton** beigetragen, welche mit ihrer umfassenden Kenntniß der hierauf sich beziehenden Verhältnisse die Bedenklichkeiten beseitigten, die einer unmittelbaren Aussendung Deutscher Missionare in die Heidenländer entgegen zu stehen schienen. Unser Seminar wurde unter Anrufung des göttlichen Segens am 5. Januar 1829 mit drei Jünglingen eröffnet, deren Zahl sich jetzt bis auf sieben erhöht hat, welche mit herzlichem Verlangen der Zeit ihrer Aussendung entgegensehen. Da es nothwendig ist, von den geistigen Anlagen, dem ungefärbten thatkräftigen Glauben und den zum Missionsdienst erforderlichen besonderen Gaben der Jünglinge, welche sich dazu melden, vor ihrer Aussendung eine gründliche Kenntniß zu erwerben, diese aber nur durch lange Prüfung und Beobachtung erworben werden kann, so erkannten wir es als das Zweckmäßigste, dem Vorgang unserer Englischen und Deutschen Brüder zu folgen und die zum Missionsdienst willigen Jünglinge in eine besondere Anstalt aufzunehmen, weil die Einrichtungen unserer Evangelischen Kirche eine solche langjährige Beobachtung im gewöhnlichen Berufsleben, wie sie in den Brüdergemeinden statt findet, nicht zulassen. Ueberdies sind die meisten Jünglinge, welche sich melden, zu einem so schwierigen Amte zu jung, unreif und unerfahren, es fehlt ihnen bei allem Eifer gewöhnlich an einer zusammenhängenden Erkenntniß des ganzen Heilsrathes Gottes, an der nöthigen Menschenkenntniß, an der Milde und Mäßigung, wodurch die Entschiedenheit getragen werden muß; es fehlen ihnen häufig die gewöhnlichsten Kenntnisse, welche auch unter den rohesten Heiden mindestens nützlich und nicht zu verachten, unter den gebildeten Heidenvölkern aber höchst wünschenswerth sind. Diese Gründe werden hinreichen, um die Bedenklichkeiten zu heben, welche bisweilen über die Zweckmäßigkeit von Missions-Seminaren geäußert werden. Sie wollen nur eine Vorbereitung geben, welche den Beruf der jungen Männer bewähren, hervortretende Gaben derselben entwickeln, versteckte entdecken und überhaupt sie fähig machen soll, auf ganz fremde Verhältnisse leichter einzugehen, ihren Brüdern auf alle Weise zu nützen und das Reich des Herrn wirksamer zu verbreiten.

Seitdem wir im Vertrauen auf den Herrn den Schritt gethan und das Seminar errichtet haben, ist uns von allen Seiten Beistimmung und Hülfleistung entgegengekommen. Die Vereinigung der Norddeutschen Missionsfreunde, die wir wünschten und zu welcher wir aufforderten, ist mehr als wir hoffen konnten, zu Stande gekommen. Zuerst hat sich Stettin an uns angeschlossen und jetzt zählen wir schon vier Vereine in hiesiger Stadt und ein und zwanzig Hülfsgesellschaften in den meisten Pr

ingen des Reiches. Dadurch ist nicht nur unsere Einnahme um das Vierfache gestiegen und unser Seminar in den Stand gesetzt worden, sieben Jünglinge zu unterhalten und vorzubereiten, sondern es hat sich auch ein anderer großer Segen gezeigt, den wir nicht vermutheten. Ueberall wo sich christliche Freunde zur Beförderung der Missionssache vereinigten, hat dies dazu gedient, die gegenseitige Liebe zu erhöhen, den Eifer zum Gebete zu verstärken und die christliche Gemeinschaft zu befördern. Oft sind uns die Briefe unserer theuern Mitarbeiter eine Erbauung, Stärkung und Ermunterung gewesen, in dem begonnenen Werke freudig fortzufahren. Auch mit den übrigen Missionsgesellschaften, wir nennen vor Allem die zu Basel und Barmen, sind wir fortwährend im freundschaftlichsten Verhältnisse geblieben und freuen uns des Segens, den Gott auf ihre Unternehmungen legt.

Wir nähern uns nun immer mehr der Zeit, wo der dritte unserer Beschlüsse, die Aussendung von Missionaren, in Ausführung gebracht werden soll. Ein starker Antrieb dazu sind die dringenden Aufforderungen der Missionare, die in großen Arbeitskreisen wirken und der Anstrengung fast unterliegen. So bittet Rhenius unablässig um Gehülfen, weil er mit seinen beiden Gefährten nicht mehr im Stande ist, das Netz zu ziehen. So begehren die Missionare in Südafrica Hülfe um Hülfe. So rufen die Arbeiter auf den Südseeinseln um die Vermehrung ihrer Zahl. Ein eben so starker Antrieb ist die Begierde vieler Heidenvölker, in der ewigen, beseligenden Wahrheit unterrichtet zu werden. Sie begehren, ohne noch recht zu wissen, was sie bekommen werden. Sieben Männer ergreifen einen Mann bei'm Rocke und bitten ihn, sie mitzunehmen. Die Inseln strecken ihre Hände aus und Mohrenland steht voll Verlangen! Der stärkste Antrieb liegt in dem Befehle des Herrn, auszugehen, alle Völker zu lehren und zu taufen, liegt in unserer Verpflichtung, die Liebe und den Dank gegen Gott durch Liebe zu allen Menschen zu beweisen. Darum richten wir uns an Sie, versammelte Freunde des Herrn, an alle Glieder der christlichen Kirche, deren allgemeine Pflicht es ist und nicht die Sache irgend einer Parthei oder Secte, für ihre Ausbreitung über die ganze Erde Sorge zu tragen, und bitten Sie dringend, es möge doch Jeder an seinem Theile mithelfen, Jerusalem zu bauen, und mit der That beweisen, daß es ihm ein Ernst sey, wenn er betet: Dein Reich komme! Fragen Sie, wie Sie dies Reich fördern können, so wiederholen wir Ihnen die Worte, womit Dr. Neander bei der Stiftung unserer Gesellschaft zur Unterstützung ihres Zweckes aufgefordert hat: Wir können das große Werk der Heidenbekehrung fördern helfen durch die zum Throne der ewigen Liebe hinaufsteigenden inbrünstigen Gebete unserer Herzen; wir können es ferner fördern, indem wir immer mehr durch Wort und Werk von dem zeugen, der uns erlöset hat aus der Gewalt der Finsterniß und berufen in das Reich seiner Heiligkeit, damit durch unser Zeugniß immer mehr zu ihm hinzugeführt werden, und unter denen auch solche, die er als auserwählte Rüstzeuge gebrauchen wird, um seinen Namen unter die Heiden zu tragen; indem wir insbesondere ein Jeder in seinem Kreise, vorzüglich auch unter den jüngeren Gliedern der Gemeinde, die erst herangezogen werden sollen zum Dienst Jesu, recht viel davon erzählen, wie unser Herr die Heiden zu dieser Zeit grade heimsucht und wie viel Großes er schon gethan hat mit denen, welche ihnen das Evangelium predigen, um sich unter ihnen zu verherrlichen; indem wir endlich durch die Beisteuer der geringen Opfer unserer Liebe den leiblichen

Bedürfnissen derer zu Hülfe kommen, die jetzt unter mancherlei Mühseligkeiten und Entbehrungen in dem Weinberge des Herrn unter den Heiden arbeiten, oder im Begriffe stehen, um seines Namens willen auszuziehen. So lasset uns denn nach dem Beispiele der ersten Christen stehen in dem Bunde der Liebe im Herrn zur Verherrlichung seines Namens auch unter den Heiden! —

Einige Bemerkungen über einen Aufsatz in der Ev. K. Z., den neuen Badischen Catechismus betreffend.

Die Ev. K. Z. enthält in ihren Nummern 6., 7 und 8. von d. J. eine so betitelte „Beantwortung der Frage: „„Was ist bei Abfassung eines neuen Evangelisch-kirchlichen Catechismus zu beobachten?““ mit besonderer Rücksicht auf den „„Catechismus für die Evangelisch-Protestantische Kirche des Großherzogthums Baden. Pforzheim 1830.““ Dieser Aufsatz enthält so viel Beherzigenswerthes, daß es wirklich Schade wäre, wenn die Grundsätze, die er aufstellt, die Winke, die er gibt, und die Ausstellungen, die er an dem neuen Badischen Catechismus macht, vor dessen definitiver Einführung bei denen, die, namentlich als Abgeordnete bei der bevorstehenden General-Synode, auf die Verbesserung und Vervollkommnung desselben einen entscheidenden Einfluß äußern können, keine Beachtung fänden. Was aber dem Einsender dieser Bemerkungen ganz besonders erfreulich war, das ist die Gerechtigkeit, welche der Verf. jenes Aufsatzes dem Guten, was sich an dem gedachten Catechismus in nicht ganz geringem Maaße findet, bei aller Strenge in Aufdeckung seiner Mängel und schwachen Seiten, dennoch widerfahren läßt, insbesondere das Urtheil, daß dieser Catechismus geeignet sey, „das Seinige dazu beizutragen,“ daß man „der eigentlichen Aufgabe eines Landescatechismus endlich auf die Spur komme,“ so wie das Anerkenntniß der „im Ganzen einleuchtenden Absicht, Frieden zu stiften, zu vereinigen und zu erbauen, der Streitsucht alle Nahrung zu benehmen und überall nur das Gemeinsame aufzusuchen,“ — welchen „friedlichen und wohlwollenden Sinn“ dann der Verf. „als ein wesentliches Erforderniß eines christlich-catechetischen Lehrbuchs anerkennt und empfiehlt.“ Je bestimmter nun hiemit der Verf. zu erkennen gibt, daß es ihm bei seiner Beurtheilung um nichts weiter als um Wahrheit zu thun sey, desto willkommener müssen ihm und Allen mit ihm Gleichgesinnten einige Berichtigungen seyn, deren sein Aufsatz, so weit er den gedachten Catechismus betrifft, zu bedürfen scheint, und welche wir daher hiemit kürzlich wollen zu geben suchen.

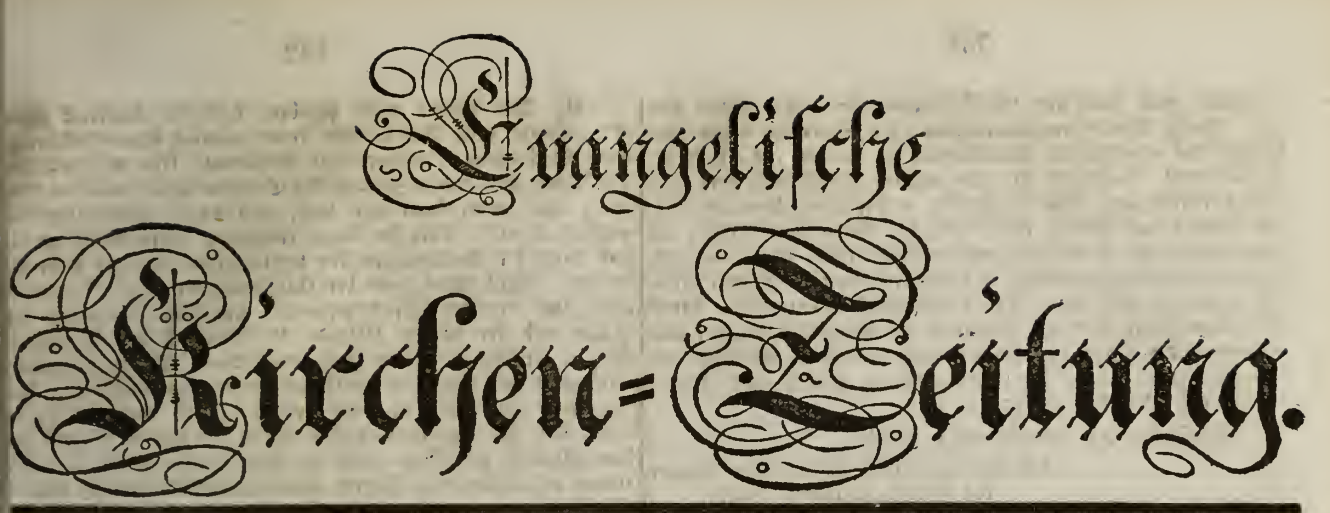
Spalte 50. wird von dem Catechismus gesagt, er sey „dem Vernehmen nach von einem geachteten Geistlichen ausgearbeitet, von einer Commission geprüft, und sodann, ohne einer General-Synode oder einer theologischen Facultät vorgelegt worden zu seyn, durch eine Verordnung der Regierung der Geistlichkeit übergeben worden, um ihn für die unirte Kirche des Großherzogthums einzuführen.“ Diese Worte, obwohl im Wesentlichen in der Wahrheit gegründet, enthalten gleichwohl, wie sie hier stehen, einen nicht leichten Vorwurf gegen die Großherzogl. Badische Regierung, insbesondere die Evangelische Kirchen-Section, der sie, wenn man die darin verschwiegenen näheren Umstände, unter denen das Gesagte geschehen, die Motive, aus welchen so und nicht anders gehandelt worden, und endlich den Inhalt des erwähnten Ministerial-Rescripts genauer

in's Auge faßt, doch nur zum Theil, und zwar zum kleinsten Theil, trifft. In der Vereinigungsurkunde §. 5. lesen wir nämlich folgende ausdrückliche Bestimmung, den Catechismus betreffend: „Das oben erwähnte, in vollständiger Ausarbeitung der Glaubenslehren vorgelegte und von der dazu niedergesetzten Commission begutachtete gemeinschaftliche Lehrbuch soll ... nach der von derselben gegebenen Anleitung ... vollendet, überarbeitet, von der theologischen Facultät der Universität Heidelberg revidirt und ... von der Evangelischen Ministerial-Section zum allgemeinen Gebrauch in Kirchen und Schulen, bei'm Confirmandenunterricht und den Sonntagscatechisationen für so lange eingeführt werden, bis sich entweder bei nächster General-Synode aus seiner Wirksamkeit im Volk wird ergeben haben, ob dasselbe der Idee eines Landescatechismus, zugleich mit der Eigenschaft einer Bekenntnißschrift entsprechen, oder ein anderer solcher Landescatechismus auf den Grund der bisherigen, mit Berücksichtigung des obigen Lehrbuchs, ausgearbeitet und erschienen seyn wird." Sonach hätte die Regierung, auch angenommen, der fragliche Catechismus wäre wirklich allen seinen Theilen nach das der General-Synode vom Jahr 1821 vorgelegte und durch die von ihr hiezu niedergesetzte Commission begutachtete Lehrbuch, sich die wesentliche Abweichung von der ausdrücklichen Bestimmung der Synode erlaubt, daß sie von der Revision des Lehrbuches durch die theologische Facultät zu Heidelberg Umgang genommen hätte — nicht zu gedenken, daß der von der genannten Commission auf der ersten General-Synode begutachtete Catechismus, der den allgemein geachteten Decan und Pfarrer, Kirchenrath Dr. Hitzig zu Lörrach, zum Verfasser hat, und der schon vor einigen Jahren unverändert im Druck erschienen ist, völlig umgearbeitet worden und der gegenwärtige so zu sagen ein ganz neugeschaffenes Werk ist. Indessen findet die Regierung um dieser Abweichung willen in dem, was sie früher, wiewohl fruchtlos, gethan, wenn auch nicht volle Rechtfertigung, doch nicht geringe Entschuldigung. Der gedachte Hitzig'sche Entwurf war nämlich, nachdem er von der Synodal-Commission begutachtet war, gleich nach Entlassung der Synode der theologischen Facultät zu Heidelberg wirklich zur Revision vorgelegt worden. Diese hatte jedoch so viele Ausstellungen daran zu machen, daß unter den revidirenden Federn ein ganz neues Werk entstand, und von dem ursprünglichen Gebäude kein Stein auf dem anderen blieb. So kam dann ein ganz anderer Catechismus von Heidelberg nach Karlsruhe, und dieser soll, nach der Versicherung competenter Richter, von der Beschaffenheit gewesen seyn, daß er sich zu einem Lehrbuch für das Volk durchaus nicht geeignet haben würde. Aus diesem Grunde fand die Kirchen-Section räthlicher, lieber die Sache bis zu einer folgenden General-Synode liegen, und den Religionsunterricht nach den früher schon eingeführten Lehrbüchern fortgeben zu lassen, als ein Lehrbuch einzuführen, das die nächste Synode schon wieder würde verwerfen müssen. Da nun aber — was die Evangelisch-Protestantische Kirche Baden's aus mehr als einer Rücksicht zu bedauern hat — die so bestimmt verheißene und so sehnlich erwartete General-Synode immer nicht gehalten werden wollte, und doch das Bedürfniß eines gemeinschaftlichen Religionslehrbuches immer tiefer gefühlt ward, so wußte die Regierung keinen anderen Ausweg, als den, daß sie im Spätjahr 1829 eine Commission von mehreren, den beiden früher getrennten Kirchen angehörigen Geistlichen ernannte, unter denen außer den Mitgliedern des Ministeriums, Prälat Hüffell, Kirchenrath Zandt und Kirchenrath Sonntag, der inzwischen verstorbene Pfarrer Karbach in Mannheim, Professor Wilhelmi in Heidelberg, der bereits erwähnte Kirchenrath Hitzig und Kirchenrath Maler in Hügelheim, genannt werden. Diese Commission erhielt nun den Auftrag, aus den vorliegenden Materialien einen wirklich einführbaren Catechismus zu bearbeiten, und ihr Werk ist derjenige, von dem wir handeln, und der, wie aus dem bisher Gesagten erhellt, in gewissem Betracht immerhin nicht nur als einer General-Synode vorgelegt, sondern auch als von der theologischen Facultät revidirt, angesehen werden kann, da er ja aus den Elementen des von der Synode begutachteten und von der Facultät revidirten, gewiß auch nicht ohne alle Berücksichtigung dieser Revision, herausgearbeitet ist.

Was nun die Einführung dieses Catechismus betrifft, so geschah diese mittelst folgenden Ministerialrescriptes, das wir hier wörtlich mittheilen: „Ministerium des Innern, Evangelische Kirchen-Section. Karlsruhe, den 30. Juli 1830. Die Einführung des neuen Landescatechismus betreffend. — Beschluß: Sämmtliche Evangelisch-Protestantische Decanate und Pfarrministerien, so wie die Directionen der Gymnasien und Lyceen, werden nunmehr davon in Kenntniß gesetzt, daß der neue Landescatechismus die Presse verlassen hat, und erhalten den Auftrag, dafür Sorge zu tragen, daß dieser Catechismus mit dem Anfang des Winter-Semesters vorläufig in allen Schulen, Pädagogien, Gymnasien und Lyceen eingeführt werde, bis, nach §. 5. S. 4. der Unionsurkunde, von der General-Synode, aus der Wirksamkeit dieses Lehrbuchs erkannt werden wird, ob dasselbe seiner Idee entspreche oder nicht. Der Preis des Exemplars ist ungebunden auf 6 Kreuzer festgesetzt. B. V. d. D. Beyer. Vdt. Le Pique." Läßt man nun nicht unbemerkt, was in der oben mitgetheilten Bestimmung der General-Synode in Absicht auf die Einführung des neuen Catechismus ausdrücklich gesagt ist, daß nämlich derselbe „von der Evangelischen Ministerial-Section zum allgemeinen Gebrauch in Kirchen und Schulen, bei'm Confirmandenunterricht und den Sonntagscatechisationen für so lange eingeführt werden solle, bis sich u. s. w.," und vergleicht man hiemit das so eben mitgetheilte Rescript, wonach die geschehene Einführung ja eine nur „vorläufige" seyn soll, der Catechismus also von der bevorstehenden General-Synode auch wieder verworfen, oder doch nur mit Modificationen angenommen werden kann: so wüßten wir wirklich nicht, inwiefern mit dieser Einführung etwas Constitutionswidriges geschehen wäre. Eine andere Frage ist die: Ob es überhaupt rathsam war, daß die Synode eine solche provisorische Einführung zugab, und ob der durch dieselbe beabsichtigte Zweck der Prüfung nicht noch besser hätte erreicht werden können, wenn das Buch (wie dem Vernehmen nach mit dem neuen Gesangbuch und der Agende geschehen soll) in einer mäßigen Auflage bloß den Geistlichen zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt worden wäre? So viel ist gewiß, daß durch eine solche Verfügung die Synode manchen sehr unangenehmen und der guten Sache keinesweges förderlichen Vorfällen, von denen man in diesen Tagen leider! hat hören müssen, würde vorgebeugt haben.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 16. November. № 92.

Einige Bemerkungen über einen Aufsatz in der Ev. K. Z., den neuen Badischen Catechismus betreffend.

(Schluß.)

Und nun noch einiges Wenige über diejenigen den Inhalt des fraglichen Catechismus betreffenden Ausstellungen, die uns ebenfalls einiger Berichtigung zu bedürfen scheinen. Da lesen wir unter Anderem: „Dieser neue Catechismus kennt nämlich keine Bekehrung, keine Wiedergeburt, sondern nur Besserung; kein ursprüngliches Verderben und keinen Zustand der Sündhaftigkeit, aus der Gott allein uns retten kann und will, und durch Jesum Christum wirklich rettet." Nun wollen wir zwar zugeben, daß auf diese wesentlichen Punkte des christlichen Religionsunterrichts nicht immer das gehörige Gewicht gelegt worden ist und daß einige davon etwas oberflächlich abgethan worden sind. Allein, daß der Catechismus diese Lehren gar nicht kenne, das können wir eben doch nicht zugeben. Wir wollen die Fragen und Antworten, welche die namhaft gemachten Punkte betreffen, wörtlich ausheben, und dem geneigten Leser das Urtheil überlassen, inwiefern und inwieweit der gemachte Vorwurf den Catechismus wirklich treffe.

1) Bekehrung. „Fr. 68.: Was heißt Buße? Buße heißt die Aenderung des Sinnes und Lebens, durch welche sich der Mensch von dem Bösen zu dem Guten wendet." Hierin scheint uns denn doch, was man Bekehrung nennt, wenn gleich das Wort „Bekehrung" nicht gebraucht ist, wenigstens seinen Grundzügen nach angegeben zu seyn; denn „sich von dem Bösen zu dem Guten wenden" ist doch wohl das, was die Schrift unter Bekehrung versteht, wenn es z. B. Apostelgesch. 3, 19. (diese und die folgenden Bibelstellen sind nebst einigen anderen unter dem Lehrsatz abgedruckt) heißt: „So thut nun Buße und bekehret euch, und Jes. 55, 7.: „Der Gottlose lasse von seinem Wege . . . und bekehre sich zum Herrn." Vgl. Hesek. 33, 11. — 2) Wiedergeburt. „Fr. 70.: Wie wird in der heiligen Schrift die durch Glauben und Buße in uns bewirkte Veränderung noch besonders bezeichnet? Die durch Glauben und Buße in uns bewirkte Veränderung oder die Heiligung wird in der heiligen Schrift noch besonders als eine Wiedergeburt und Erneuerung bezeichnet" — welchem Lehrsatze die Sprüche Joh. 3, 3. und Ephes. 4, 23. 24. beigefügt sind. Hier können wir zwar nicht ungerügt lassen, daß die Wiedergeburt mit der Heiligung vermengt wird, da doch die Umwandlung des sündigen Menschen, die in ihrem Beginne Wiedergeburt heißt, erst in ihrem Fortgang Heiligung genannt wird; allein von der Wiedergeburt ist doch ausdrücklich die Rede. — 3) Ursprüngliches Verderben und Zustand der Sündhaftigkeit. „Fr. 40.: Was erfolgte daraus (aus dem Sündenfall) für ihre Nachkommen? Der Keim des Bösen pflanzte sich auch auf ihre Nachkommen fort, und wurde zum Hang, lieber den bösen Neigungen und Lüsten zu folgen, als den Geboten Gottes" — wobei als Belege angeführt werden die Sprüche Röm. 5, 12. Cap. 7, 23. Cap. 3, 23. Gal. 5, 17. Jac. 1, 14. 15. 1 Joh. 1, 8. 1 Mos. 8, 21. — 4) Unmöglichkeit einer Selbsterrettung. „Fr. 45.: Kann der Mensch sich selbst aus dem Elende der Sünde allein erretten? Nein, der Mensch kann sich selbst aus dem Elende der Sünde nicht allein erretten, sondern er bedarf der Hülfe und der Gnade Gottes, die uns in Christo erschienen ist." Sprüche: Röm. 7, 24. 25. Ps. 25, 17. 18. Hier darf nur das Wörtchen „allein" gestrichen werden (dies muß aber jedenfalls geschehen) und der gedachte Vorwurf trifft diesen Lehrsatz gewiß nicht mehr.

Noch ist eine Angabe zu berichtigen, die Eintheilung des zweiten Theils (Sittenlehre) betreffend. Da wird unter Anderem gesagt, die Sittenlehre sey eingetheilt 1) in Pflichten gegen Gott, und zum Schluß werde das Gebet des Herrn gegeben. Dies ist unrichtig, indem ja die 140ste Fr., worin das V. U. enthalten ist, die Lehre von den Pflichten gegen Gott nicht schließt, sondern noch acht Fragen nach sich folgen hat, in welchen von der Pflicht des Gottesdienstes und Anderem gehandelt wird.

So viel mag vorerst hinreichen, um dem, was uns in dem besprochenen sehr schätzbaren Aufsatze einer Berichtigung oder näheren Bestimmung zu bedürfen schien, diese Berichtigung und nähere Bestimmung zu geben. Könnte der würdige Verf. jenes Aufsatzes nicht mit Allem einverstanden seyn und würde er seine etwanigen Gegenbemerkungen in dieser Zeitung mittheilen wollen

so könnte auch dies nur zur Förderung der guten Sache dienen. Einige Verbesserungsvorschläge, die Schreiber dieses hinsichtlich des vorliegenden Catechismus zu machen hat, hofft er, so Gott will, demnächst in einer eignen Druckschrift dem Publicum vorzulegen. Und so schließt er denn mit dem aufrichtigen Wunsch und Gebet, daß Gott, der Vater des Lichtes, die Abgeordneten der demnächst (wie versichert wird, gleich nach entlassener Ständeversammlung) zu haltenden General-Synode reichlich erleuchten und ihnen das Verständniß öffnen wolle, damit sie in dem Lichte göttlicher Wahrheit die mancherlei Mängel und Gebrechen des neuen Landescatechismus sämmtlich erkennen und denselben zum Segen der vaterländischen Kirche nach bestem Wissen und Gewissen abhelfen mögen.

Geschrieben am Pfingstmontage 1831.

Ein Evangelisch-Protestantischer Pfarrer
des Großherzogthums Baden.

Nachschrift des ersten Referenten über den neuen Großherzoglich-Badischen Landescatechismus, nebst einigen Schlußbemerkungen über dessen Gegner und Vertheidiger.

Zuvörderst bedauert Ref., daß durch seine Schuld, wiewohl absichtslos, der Druck der vorstehenden Bemerkungen verspätet worden ist; sodann erlaubt er sich aber Folgendes hinzuzufügen.

I. Was den Geschäftsgang bei Abfassung und Einführung des neuen Catechismus betrifft, so nehmen wir die nähere Belehrung über das Detail dieser wichtigen Angelegenheit dankbar an, überlassen es aber, wie früherhin, so auch jetzt Anderen, zu untersuchen, „inwiefern mit dieser Einführung etwas Constitutionswidriges geschehen wäre." Aber mit Erstaunen haben wir vernommen, was uns früher entgangen war, daß diese Einführung eines Landescatechismus, der gedruckt, allgemein verbreitet, widerstrebenden Predigern fast aufgedrungen worden, nur provisorisch seyn sollte. Entweder, so scheint es uns, war es mit diesem Provisorisch kein rechter Ernst, und die Befragung der General-Synode sollte in eine bloße Form verwandelt werden, indem man hoffte, sie würde einen bereits gethanen Schritt nicht wieder ungeschehen machen wollen, oder der Sinn und Zweck dieser Maaßregel ist unbegreiflich. Daß man ein solches Lehrbuch erst in verschiedener Prediger und Lehrer Hände gibt, ehe man es mit dem Titel eines Landescatechismus drucken läßt, ehe man es irgendwo einführt, daß man dann die, welche sich im Stillen desselben bei'm Unterricht bedient haben, über ihre Erfahrungen befragt, ihre Bemerkungen benutzt und danach Einzelnes ändert oder auch das Ganze verwirft, dünkt uns weise und vernünftig, ja nothwendiger und ersprießlicher als die Befragung einer theologischen Facultät auf irgend einer Universität. Aber daß man solche Proben en gros macht, wo man nothwendig sich beschämt und verletzt fühlen muß, wenn sie mißlingen, wo man denn aus Mißmuth in Gefahr kommt, gegen die, welche in den Weg treten, ungerecht und bitter zu werden, ohne daß sie etwas verschuldet hätten, dies muß auch einem milden Beurtheiler wenigstens als ein sehr gewagtes Spiel erscheinen, wodurch ohne Noth Aergerniß gegeben wird: und der verehrte Einsender der vorstehenden „Bemerkungen" deutet dieses selbst eben so glimpflich als wahrheitsliebend an.

II. Wir können wohl zugeben, daß der Ausdruck scharf ist: „Dieser neue Catechismus kennt nämlich keine Bekehrung, keine Wiedergeburt, sondern nur Besserung; kein ursprüngliches Verderben und keinen Zustand der Sündhaftigkeit, aus der Gott allein uns retten kann und will, und durch Jesum Christum wirklich rettet." Aber der darin enthaltene Vorwurf ist gerecht und durch die Anführungen des vorstehenden Aufsatzes nicht widerlegt. Nicht Alles, was der Catechismus nennt, kennt er auch, und von der Wiedergeburt war diese Unkenntniß der Sache und der daraus folgende Mißbrauch des Wortes in Nr. 8. der Ev. K. Z. an zwei verschiedenen Stellen dargethan, wird auch vom Verfasser der Gegenbemerkungen anerkannt. Und was das Wort Bekehrung betrifft, so ist eben dies zu tadeln, daß der Catechismus den darin enthaltenen Begriff von dem Begriffe der Buße nicht zu unterscheiden weiß, also gar keinen eigenthümlichen Begriff damit verbindet. Es ist aber in Beziehung auf den Begriff der Bekehrung zu bemerken: 1) Die Schrift spricht von Bekehrung als Abwendung vom Bösen, aber sie spricht nie von einer Bekehrung oder Hinwendung zum Guten, sondern zum Herrn, und dies schon ist wichtig. 2) Die Schrift spricht außer der Stelle Apostelgesch. 3, 19., wo die Bedeutung des Wortes durch den Zusammenhang modificirt wird, nie von der Bekehrung neben oder nach der Buße, sondern sie versteht darunter entweder die ganze Rückkehr zu Gott wobei Buße, Glaube und Heiligung nicht als besondere Momente geschieden werden, oder den Anfang dieses Werks, den Moment einer völligen Umkehr der Richtung des Herzens, jenen Entschluß des verlorenen Sohnes: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn! Von diesem wichtigen Momente, wo der Mensch in der höchsten, inneren Thätigkeit ist und doch sich nur leidend weiß, indem er spricht: Bekehre mich so werde ich bekehrt! davon weiß jener Catechismus nichts. Wir wollen nicht darüber rechten, ob in einem Catechismus die einzelnen Momente der christlichen Heilsordnung mit Schärfe aus einander zu setzen sind, wiewohl wir es zum Verständniß der Schriftsprache und der inneren Erfahrung für sehr zuträglich halten und aus eigener Uebung wissen, daß eben an dem Gleichniß vom verlorenen Sohne es sich mit Leichtigkeit thun läßt; aber dies dahin gestellt, so muß man doch an der ganzen Darstellungsweise eines guten Catechismus sehen, daß solche Unterscheidungen dem Verf. bekannt waren, und ein geschickter Lehrer muß Platz und Gelegenheit finden, sie anzuknüpfen. Dies vermissen wir an dem Badenschen Catechismus.

Was das ursprüngliche Verderben und den Zustand der Sündhaftigkeit anbetrifft, so wird die Anerkennung davon dadurch geschwächt, daß der ursprüngliche Mangel der Erkenntniß und Liebe Gottes nicht richtig eingesehen und deshalb zwar von einem Zustande der Sündhaftigkeit die Rede ist, aber nicht von einem solchen, aus dem Gott allein uns retten kann. Vielmehr, so wie wir gewiß sind, daß die Hauptsache bei dieser Rettung Gottes Werk ist, von dem Wollen und Vollbringen gewirkt wird, so nimmt umgekehrt dieser Catechismus als unbestritten an, daß die Rettung des Menschen der Hauptsache nach sein eigen Werk sey, fragt nur, ob der Mensch allein es vermöge, und verneint dies, wie denn dies auch kein Pelagius, ja kein Seneka je behauptet hat.

III. Zum Schlusse nun noch einige Worte über die Gegner und Vertheidiger des fraglichen Catechismus. Gegner desselben sind alle diejenigen, die als Catechismus nicht eine Bildsäule wollen, wie sie Nebucadnezar im Traume sah, die a

üßen stand, in denen Thon und Eisen mit einander gemengt war, sondern entweder lauteres Gold des Glaubens, oder bloßen schlichten Thon des Unglaubens. Als Hauptorgan der Gegner, die entschiedene Losreißung von dem Glauben der Evangelischen Kirche wollen, ist anzusehen eine Schrift unter dem Titel:

„Erster Protestantischer Catechismus. Ein Versuch, dem wichtigsten seit dreihundert Jahren unbeachtet gebliebenen Bedürfniß der Protestantischen Kirche abzuhelfen, mit einigen Bemerkungen über den neuen Badischen Catechismus. Speier 1830, bei Kolb."

Also nicht nur eine Gegenschrift, sondern zugleich ein Gegenwerk. Wir kennen dieses Buch nur durch Auszüge und durch eine Critik in Nr. 100. der Allg. K. Z. von 1831, die zur Vertheidigung des Badischen Catechismus geschrieben ist und kräftigst nachweist, daß derselbe, was wir freilich auch meinen, mit der Augsburgischen Confession nicht übereinstimmt. In dieser, also sicherlich nicht eben aus orthodoxer Feder geflossenen Critik wird der „erste Protestantische Catechismus" charakterisirt als eine Schrift, deren „Verfasser — entweder ein Jesuit sey, der, naturalistische Lehren für Protestantische Theologie ausgebend, sagen will: „„Seht, ihr Protestanten, dies ist euer Christenthum;"" oder er ist ein Protestant der äußersten linken Seite, der da glaubt, das Princip des Protestantismus bestehe im Negiren, und wer nur läugne, was das Christenthum Besonderes und Auszeichnendes habe und dafür leeren Deismus statuire, sey ein Protestant."

Nicht minder entschieden sind von der anderen Seite gläubige Männer als Gegner des neuen Landescatechismus hervorgetreten, mit einem ausführlichen Werke, das den Titel führt:

„Der neue Landescatechismus der Evangelischen Kirche des Großherzogthums Baden geprüft nach der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern. Eine Vorarbeit für die bevorstehende General-Synode." Im Januar 1831 ist die erste, im April desselben Jahres die zweite Auflage dieses Buches erschienen; letztere liegt vor uns. Speier 1831, bei Kolbe. kl. 8. XX und 284 S.

Zu dieser Schrift bekennen sich in der Vorrede zur ersten Auflage sieben Prediger aus dem Großherzogthum Baden: ihre Namen sind Hennhöfer, Käß, Dietz, Hager, G. Frommel, G. F. Haag, Karl Mann. Wir finden dieses offene Bekenntniß sehr ehrenwerth, weil sich voraussehen ließ, daß unter den vorhandenen Umständen Verantwortung und Leiden erfolgen mußten, weil die Schrift selbst so als Werk von Berufenen erscheint, die um des Gewissens willen gesprochen haben; denn, wer ist zunächst bei einem Catechismus mehr betheiligt, als die Prediger, die verpflichtet werden sollen, danach zu lehren? Ueberhaupt aber soll man, wenn man in die traurige Nothwendigkeit versetzt wird, etwas wider das Gebot oder die uns bekannten Intentionen der rechtmäßigen geistlichen oder weltlichen Obrigkeit zu thun, dieses in der Regel nicht heimlich, nicht anonym thun, sondern so, daß die Obrigkeit die Personen kennt und nun von ihrem Standpunkte aus loben und tadeln, lohnen und strafen kann: richtet sie recht, wohl ihr und uns! richtet sie unrecht, so leidet ihr, treue Seelen, für das Bekenntniß der Wahrheit und es wird euch nicht schaden, sondern Segen bringen und im Himmel wohl belohnet werden; die Obrigkeit aber hat auch ihren Richter, den Herrn aller Herren, den König aller Könige, der von der Welt her gerichtet hat, dessen Fügungen auch in der Gegenwart sämmtlich Gerichte sind — nur noch nicht in letzter Instanz — und der an jenem Tage alles Gericht vollenden wird.

Das Buch selbst besteht aus „Evangelischen Zeugnissen, die drei Grundlehren des Christenthums, 1) von Christo oder dem Heilande, 2) von der Erlösung oder dem Heile, 3) von dem Wege zur Seligkeit oder dem Heilswege, enthaltend." Es ist wohlgeordnet, einfach, klar, und vom genommenen Standpunkte aus im höchsten Grade überzeugend. Es werden in genauer Sonderung, und, wo es nöthig ist, mit kurzen schicklichen Erläuterungen zuerst die für jeden Theil der Lehre gehörigen Schriftstellen angeführt, sodann Zeugnisse aus kirchlichen Schriften, besonders aus der Augsburgischen Confession und dem Heidelberger Catechismus; mit diesen Schriftstellen und Zeugnissen wird dann die Lehre des neuen Catechismus verglichen und seine verdeckte, aber unläugbare Abweichung von der reinen Schrift- und Kirchenlehre beleuchtet; endlich wird bei'm Abschluß jeder Lehre nachgewiesen und eindringlich vorgehalten, wie sie für das ganze christliche Lehrgebäude, für Glauben, Heiligung und Trost der Seelen von höchster Wichtigkeit sey, also eine Abweichung von derselben in einem kirchlichen Lehrbuche für das Volk um des Gewissens halben nicht zu dulden.

Wie ist nun dieser Widerspruch bisher aufgenommen worden? Es haben sich dagegen von drei sehr verschiedenen Standpunkten aus Vertheidiger des Catechismus erhoben: 1) Staats- und Kirchenbehörden, 2) vermittelnde Theologen, die zwischen Glauben und Unglauben schweben, 3) leidenschaftliche Eiferer gegen den Glauben an das Evangelium.

1. Als Staats- und Kirchenbehörde hat sich des provisorischen Landescatechismus angenommen die Evangelische Kirchen-Section des Großherzoglich-Badischen Ministeriums des Innern in einem Beschluß vom 13. April 1831, abgedruckt in Nr. 97. der Allg. K. Z. Dieser Beschluß ist in einem sehr gereizten Tone geschrieben; er hebt aber mit dem Tadel an, daß die Schrift der sieben Pfarrer „mit Umgehung der bestehenden Censurgesetze" in Speier gedruckt worden. Es geht daraus hervor, was wir oben schon beklagten, daß die Behörde, indem sie den provisorischen Catechismus drucken und öffentlich verbreiten ließ, ehe er der General-Synode vorgelegt wurde, eine freie, unbefangene Discussion darüber auf der Synode selbst wahrscheinlich verhindern wollte. Da nun diese Discussion wirklich durch vorangehende Druckschriften vorbereitet ward, da diese Druckschriften, wie der Catechismus selbst, nun auch von dem Volke gekannt und mit Aufmerksamkeit betrachtet wurden, trat der Widerspruch klar hervor, der zwischen den verfassungsmäßigen Maaßregeln und den eigentlichen Absichten der Behörde statt fand, und sie fühlte sich compromittirt. Inwiefern die sieben Prediger ihrerseits wirklich durch Umgehung der bestehenden Censurgesetze des Großherzogthums Baden gefehlt haben könnten, wagen wir bei Ermangelung genauer Kenntniß dieser Gesetzgebung um so weniger zu entscheiden, je zarter und schwieriger überhaupt die Rechtsfragen wegen Büchercensur zu seyn pflegen. Eben so wenig halten wir uns für veranlaßt, über jenes Ministerial-Rescript uns weiter auszulassen. Sehr befremdend ist es aber, daß dasselbe nach Nennung von dreien der mitunterzeichneten Pfarrer die übrigen vier Pfarrer und Pfarrverweser als „noch einige andere junge Leute" bezeichnet, da sie doch die Behörde selbst gewürdigt hat, Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse zu seyn.

2. Die vermittelnden Theologen, die zwischen Glauben und Unglauben schwebend, die natürlichen Vertheidiger des Badischen Catechismus sind, der aus ihrer Richtung hervorgegangen, werden in dem oben schon erwähnten Aufsatz in Nr. 100. der Allg.

K. J. hinreichend repräsentirt, der die Ueberschrift führt: „Einige Worte zur Würdigung des Catechismus für die Evangelisch-Protestantische Kirche des Großherzogthums Baden." Die Männer dieses Sinnes wollen mit allen Menschen Frieden haben, ja sie verlangen, daß alle Menschen nicht nur mit ihnen, sondern auch unter einander Frieden haben sollen, und möchten gern Wolf und Schaf unter Einen Hut bringen: aber sie bedenken nicht, ob es möglich, ob es Gottes Wille ist. Sie bedenken nicht, daß alle Lehre auf Bestimmtheit, alle Religion auf Gewißheit, alle Kirchengemeinschaft nicht auf vieldeutigen Worten, sondern auf Einheit der Ueberzeugung beruht. Ihr friedsamer Sinn ist anzuerkennen, wir haben ihn wohl auch; ihr Mittel aber ist unpractisch und verwerflich. Aber, rufen sie, was wollt ihr denn! so könnte man ja gar keinen Evangelischen Landescatechismus schreiben! Wir antworten getrost: Für jetzt leider keinen! Das ist aber schlimm, sagen jene, für die Behörden, die gern einmal wieder Ordnung in den religiösen Jugendunterricht bringen möchten. Ja wohl! seufzen wir mit, schlimm für Jedermann! aber es ist besser das Schlimme, als das Schlimmere unter dem Scheine des Bessern! Unmögliches möglich machen zu wollen, führt zur Tyrannei oder zum Bruch, jedenfalls zum Aeußersten! Die Regierungen der Evangelischen Kirche in anderen Ländern wissen dies, kennen und beaufsichtigen die Catechismen, die gebraucht werden, führen aber keinen neuen Landescatechismus ein, der den gegenwärtigen Zeitbedürfnissen genügen sollte. Unsere Zeit ist eine verworrene Zeit; ein Catechismus für diese Zeit müßte den gegenwärtigen Zustand als einen rechten und bleibenden anerkennen; er würde, je mehr er wäre, was er seyn wollte, ein verworrenes Werk seyn und die Verwirrung gutheißen, unterhalten und vermehren.

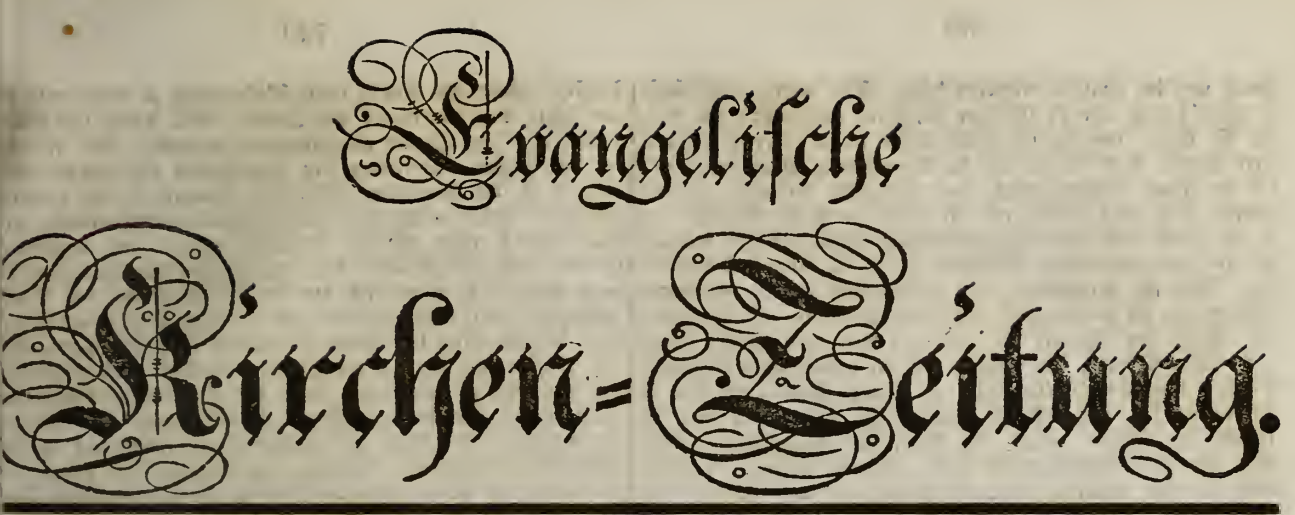
3. Unter den Vertheidigern des neuen Badischen Landescatechismus finden sich endlich auch leidenschaftliche Eiferer gegen den Glauben an das Evangelium. Doch ist zu bemerken, daß diese eigentlich nur Feinde der gläubigen Gegner des Catechismus sind, den Catechismus selbst nur als Vorarbeit zu künftigen Catechismen ansehen, die nach und nach rein naturalistisch werden müssen. Dieser Geist herrscht in der Broschüre, die den Titel führt:

„Merkwürdiger Angriff sieben Badischer Glaubens-Insurgenten gegen den neuen Badischen Catechismus. Beleuchtet und zur bevorstehenden General-Synode vorgelegt von Karl Christian v. Langsdorf, Großherzogl. Badischem Geh. Hofrath und erstem ordentl. Lehrer der Mathematik zu Heidelberg u. s. w. Mannheim 1831. 8. S. VI u. 90."

In der Vorrede dieser Schrift gibt der Verf. seine Meinung über die etwanige Einführung eines Landescatechismus S. VI. dahin ab: „Jeder neuen Ausgabe würde ich den Titel vorsetzen: Provisorischer Catechismus. So wäre der Protestantismus schon auf dem Titelblatt kennbar. Prediger, die egoistisch und hartnäckig genug wären, diese Anordnung sich nicht gefallen lassen zu wollen und ihr nicht nachzukommen, könnten oder müßten vielmehr, ohne alles Bedenken, eines Protestantischen Predigtamtes unfähig erklärt werden." Der Verf. hat nach seinem Begriffe von Protestantismus, auch abgesehen von der Annahme oder Nichtannahme seines Provisorisch auf dem Titel des Catechismus, darin völlig recht, daß ein Evangelischer Prediger völlig unfähig wäre, ein „Protestantisches" Predigtamt in seinem Sinne zu führen. Denn sein Protestantismus besteht mit und in der Abläugnung der wesentliche Hauptlehren der Evangelischen Kirche. Die Lehre von der Dre einigkeit ist dem Herrn v. Langsdorf ein Unsinn, dessen ma sich vor Juden, Muhamedanern und Heiden schämen muß (S. 55.) Die Gottheit Christi ein unbiblischer Wahn (S. 1 f.). Die Er lösungslehre ein vernunftwidriges Machwerk der Apostel (S. 32.) „Die mancherlei Deutungen (heißt es S. 32 und 33.), welch die Apostel in der Meinung, diesen Jesus nicht hoch genug stelle zu können, seinen Aussprüchen und Lebensereignissen in manche Stellen gaben, und die noch hinzugekommene irrige, durchau grundlose Meinung, daß diese Apostel nicht irren könnten, führt bald zu einer Erlösungslehre, die der schlichte, noch nicht irre ge führte Menschenverstand sogleich verwerfen muß. Dennoch schlic der Glaube an die Unfehlbarkeit der Apostel und hiemit je vernunftwidrige Erlösungslehre bald in das Christenthum ein, un wurde Eigenthum der Katholischen Kirche, von der sie auch d Reformatoren zum Beweise der Allgewalt der Vorurtheile be behielten, indeß sie von minder bedeutenden Lehren der Katho schen Kirche abwichen. Wer oder was kann uns die Beibeh tung jenes Glaubens an die Infallibilität der Apostel gebieten Die Protestantische Kirche? Sie verwirft die Infallibilität ein jeden Kirche und behauptet Freiheit des Glaubens in jeder Lehr deren Wahrheit nicht aus dem N. T. selbst bewiesen werd kann." Es wäre wohl vergeblich, dem Herrn v. Lang dorf die im N. T. enthaltenen Aussprüche des Herrn vo zuhalten, durch welche den Aposteln Infallibilität erthe wird. Niemand kann Jesum in Wahrheit Herr nennen, oh durch den heiligen Geist, den jedoch die empfangen, die ernstli darum bitten, Luc. 11, 9—13. Bis jetzt aber versteht jener weltlichen Wissenschaften gewiß viel bewanderte Mann Alles, w geistlich gerichtet seyn will, so wenig und urtheilt, nach sein Art die Sache zu fassen, so scharf und voreilig, daß wir dal lebhaft an die ersten beiden Capitel des ersten Briefes Pauli die Corinther, aber zugleich tröstlich an diesen Weiland-Verf ger und dann Apostel erinnert wurden. Wenn man sich ab zwischen solchen Extremen, wie Hennhöfer und Herr v. Lang dorf in der Mitte sieht und weiß, daß Tausende in allen St den und Classen des Volks sind, besonders auch in dem chris chen Lehrstande, die ganz wie der Eine oder ganz wie der And denken, sollte Einem da nicht bei Prüfung vor dem Angesic Gottes der Muth vergehen, einen neuen Evangelischen Land catechismus einzuführen, der die Kinder so verschiedenen Geis zu uniren bestimmt wäre?

Wenn der „Catechismus für die Evangelisch-Protestantis Kirche des Großherzogthums Baden" sich bescheidet, nicht g setzlich eingeführter Landescatechismus zu werden, sondern „a ein Catechismus" zu seyn „für die, welche ihn brauchen wolle wenn die General-Synode als solchen ihn neben dem Heid berger Catechismus zu gebrauchen den Predigern erlaubt, den Heidelberger zu gebrauchen Bedenken tragen, weil sie seinen Inhalt nicht glauben oder seine Sprache zu bestimmt u in einigen Sätzen zu scharf finden, so dürfen wir ihn immer als einen der besseren Versuche dieser Art ansehen und bil beurtheilen. Die Union fördert er dann freilich nicht, h aber wohl eine allmählige Trennung der in der Evangelisch Kirche vereinigten einander widerstrebenden Elemente vorzube ten, zu welcher Trennung es doch endlich kommen muß, we nicht der Herr, wie er pflegt, überraschend mit neuer Belebu schöpferisch dazwischen tritt.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 19. November. № 93.

Blicke in Dichtkunst und Weltleben.

Es war ein großer Aerger für die Welt, als sie in ihrer Mitte die Kirche entstehen und aus Theilen, die sie für ihr siche-es Eigenthum gehalten hatte, immer stärker zusammenwachsen sah; es war ein noch größerer, als sie ihre gewaltsamen An-rengungen für unnütz erkennen und die offene Fehde einstellen mußte. Daß sie sich ganz gefangen gebe, war eine zu starke umuthung; es ist aber zu bedauern, daß sie nicht dennoch von er Gemeinde des Herrn fortwährend ausgesprochen ward. Han-elt sich's doch um die Frage, wer älter sey, wer zum Besitz er Erde und ihrer Fülle berechtigter; ob der Mensch aus dem Schoße der Nacht hervorging, wie die Heiden träumen, oder ob as Licht in sein Eigenthum kam, wie der Apostel verkündigt.

Genug, daß nach unserem Glauben die Finsterniß das icht nicht begriff, daß der Herr von seinem Eigenthum nicht ufgenommen ward. Sollen wir aber dazu unsere Zustimmung eben, und den Vertrag unterzeichnen, den die Finsterniß so oft hon trügerisch vorschlug und immer wieder vorschlägt? haben ir die Vollmacht erhalten, das Erdenleben zu theilen, wie seine Stunden getheilt sind, in Tag und Nacht? oder empfingen wir icht von dem Schöpfer und Herrn den Befehl, zu kämpfen und ı ringen, daß alle seine Werke ihn preisen mögen, der uns seine Erkenntniß gegeben hat? Freilich, wüßten wir nicht, was der ute, wohlgefällige Gotteswille ist, wir würden Streiche in die Luft thun, oder noch klüglicher uns auf die kümmerliche Ver-heidigung unser selbst und des Plätzchens beschränken, welches ie Barmherzigkeit der Welt uns etwa einräumen möchte. So ber können und dürfen wir nicht ihren Irrthum theilen und uns omit schon heimlich der Welt gefangen geben; wir können und ürfen nicht die Bedingung unseres neuen Daseyns verläugnen: ie absolute Rechtmäßigkeit der göttlichen Herrschaft und die oralische Nothwendigkeit für die ganze Welt, ein Himmelreich zu werden oder die Verdammniß zu gewärtigen.

Wer von uns ist selbst ein Glied des Reiches geworden, ohne daß der Geist Gottes die Finsterniß in ihm durchdrang und die ganze Armseligkeit, die Ungöttlichkeit und Gottlosigkeit eines ganzen Lebens und Treibens ihm aufdeckte? Wer ge-wahrte da nicht, wie nicht nur seine religiösen Gefühle und Ge-stimmungen, sondern auch die ganze Art, wie er sich selbst und die Welt betrachtete und gebrauchte, in Widerspruch stand mit dem höchsten Gebote, Gott über Alles zu lieben und in Allem zu verherrlichen? Und wer von uns wird es also auch einem Blatte, das zum Zeugniß der Kirche bestimmt ist, verargen, wenn es hin und wieder in dem Gebiete der Natur die Verderbniß nachzuweisen strebt, welche die Sünde anrichtet, und den Eifer straft, mit dem der Sünde gefröhnt wird und fast jede ihrer Wirkungen mit Kunst gehegt und verherrlicht? Die Welt wird sich freilich darüber beklagen, als über einen Eingriff in ihre Gerechtsame, und aus vielfacher Ursache würde ihr lieber seyn, wenn wir die Gabe Gottes selbst verdammten, statt den Miß-brauch zu rügen, den sie damit treibt.

„Dem Menschen," sagt Luther in seiner Lobrede der Musik, „ist allein vor den anderen Creaturen die Stimme mit der Rede gegeben, daß er sollte können und wissen, Gott mit Gesängen und Worten zugleich zu loben, nämlich mit dem hellen klingen-den Predigen und Rühmen von Gottes Gnade, darinnen schöne Worte und lieblicher Klang zugleich gehört werden."

Sehen wir nun, wie die Welt diesen Beruf erkennt und erfüllt, was ihre Dichter seyn und wirken wollen, wie das in-nere Saitenspiel des menschlichen Gemüths von ihnen gehand-habt wird, und welche Wirkung auf die große Gesellschaft der Lesewelt die Musik üben muß, die sie ihm zu entreißen wissen. Wir werden weniger in Sätzen als in Beispielen reden. Die bösen Fiedler und Geiger sollen uns, nach einem anderen Aus-spruche Luther's, dazu dienen, daß wir sehen und hören, wie eine feine, gute Kunst die Musica sey; denn Weißes kann man besser erkennen, wenn man Schwarzes dagegen hält.

Kaum könnte sich dem Versuche ein besserer Anfang dar-bieten, als die Darstellung des weltlichen Dichterlebens von ei-nem Schriftsteller, der selbst als großer Dichter gefeiert wird. So werden wir in die innere Werkstätte der herrschenden Poesie eingeführt, aber ohne daß man sagen könnte, wir hätten die Be-wohner unerwartet in ihrem Heiligthume überfallen und dasselbe nicht in feiertäglicher Ordnung angetroffen. Und andererseits war der Verf. zu gewissenhaft oder von Liebe zu seiner Be-schäftigung zu erfüllt, als daß er die verschiedenen Gattungen des geheimen Apparats hinweggeräumt oder durch Putz und

Prunk uns die Einsicht verwehrt hätte. Wir werden die Künstler selbst hören, wie sie sich ihre Ansichten mittheilen; wir werden sie sehen, wie sie der Welt theils die materia prima ihrer Werke, theils die Kraft der Begeisterung abgewinnen, mit der sie jenem Nahrungsstoff neue Gestalten verleihen; ja wir werden auch dies sehen, wie sie selbst von dieser Begeisterung in die Welt und ihren Gegenstandsstoff hineingetrieben werden, bis sie darin untergehen, Vulkanen gleich, die kühn und prächtig dem Meer sich entwanden, aber ausgebrannt in sich zusammenstürzen, um im Mutterschoße ihr Grab zu finden. O wie wahr das Wort des Apostels ist, daß nur wer, aus Gottes Wort auf's Neue geboren, sein begehrt, als der vernünftigen Geschöpfe milder, trugloser Muttermilch, in seiner Kraft zum Heile hinanwächst, während der Taumelkelch dieser Welt nur die Gluth des Fiebers erregt, die Kraft des Wahnsinns verleiht und wie jener Lieblingstrank der modernen Aegypter *) Ruhe und Seligkeit träumen, aber abgespannt, leer und vernichtet erwachen läßt.

Tieck, „Dichterleben."

Zwei Novellen sammt Prolog zur Verherrlichung Shakspeares. **) Auf den Letzteren, eine Erzählung aus Shakspeares Kindheit, werden wir bei Gelegenheit der zweiten Novelle Rücksicht nehmen; die erste ist uns aber die wichtigste, obgleich der große Dichter darin nur als Nebenperson auftritt. Desto unpartheiischer ist wohl die Darstellung der Hauptpersonen, der Vorgänger Shakspeares, des feurigen, stolzen, lebenslustigen, liederlichen Marlow und Robert Green's, der eben so genußsüchtig, aber tiefer als jener, bald im Wein, bald in der Buße schwelgt, bald zwischen Himmel und Erde, bald zwischen Erde und Hölle schwebt, — beide, wie Tieck selbst uns früher gezeigt hat, vorzügliche Dichter, die Stufen zu Shakspeare's Tempel, von der Last seines Riesenbaues aber in die Erde gedrückt. ***)

Die erste Scene ist das Weinhaus, und gleich das erste Gespräch verbreitet sich über die Dichtkunst. Green nimmt die ordnende Ruhe in Schutz, Marlow ist der begeisterte Lobredner der Kraft, der „edlen Raserei." Ein Squire, der ihn aufgesucht hat, um ihm seine Huldigung zu bringen und nöthigenfalls auch reellere Unterstützung, hört, nebst dem jungen unbekannten Shakspeare, den beiden Wortführern zu, und erlaubt sich endlich die Bemerkung, der Streit über die Unmoralität der Poesie sey noch nie so lebhaft, als in dieser Zeit, geführt worden, und wenn die Gegner derselben nur einigermaßen Recht haben sollten, so müsse man zugestehen, daß ein frommer Wandel, bürgerliche Tugend und Unbescholtenheit sich nicht mit der Dichtkunst vereinigen lassen.

„Diese Gegner," sagte Marlow sehr lebhaft, „sind doch nur jene puritanischen Reiniger und Ausfeger, die nicht nur die Poesie, sondern alle Kunst, selbst Wissenschaft, ja wenn man ihnen folgte, den Unterschied der Stände, Adel, König und Geistlichkeit aus dem Staate hinausreinigen möchten. Wie es aber bei der großen Gliederung der menschlichen Gesellschaft nicht möglich ist, die scheinbaren Gebrechen, Armuth, Druck, Gewaltthätigkeit, Laster, völlig aus dem Ganzen herauszunehmen, weil man dadurch nicht nur die Tugenden zugleich mit vernichten, sondern auch das Gebäude der majestätischen Weisheit zertrümmern würde: so ist es auch auf ähnliche Weise mit der Poesie beschaffen. Wir wissen es Alle und beklagen es in vielen Stunden, daß der Reiz der Sinne so mächtig über uns walte, aber wir müssen auch zugleich im Bereuen gestehen, daß es unmöglich ist, ihn zu vernichten: denn die Erscheinung des Lebens selbst müßte mit ihm zugleich zu Grunde gehen. Wo sich das Bewußtseyn des Lebens in kräftiger Brust erhebt und in Bildern, süßen Tönen und Accorden seine Regung kund geben will, da nimmt es diesen innigsten Trieb in seinen glänzenden Banden gefangen und führt ihn an die höchste Grenze des Sichtbaren, in Ueppigkeit, Reiz und Wollust hinein, dahin, wo di reinste und heißeste Flamme des Lebens brennt. In dieser Flamme schwingt sich der Geist der Dichtkunst kühn und in allen Farben und Gestalten um; und so wie Liebe, Sehnsucht, Schmerz und das geistige Verlangen sinnlich in Befriedigung, in irdischer Sättigung erlöschen und sich sänftigen: so kann da Himmlische, Lautere, Wundervolle nicht anders als in Reiz un sinnlicher Ueppigkeit seine Blumenkrone und seinen farbigen Ausdruck finden. Wie die verschiedenen menschlichen Geister auch gestimmt oder mißtönend seyn mögen, hier verstehen sich Alle wenn sie noch unbefangen und natürlich sind. Diejenigen, di mich also hierüber tadeln, schelten nur die Begeisterung selbst jene Lebenskraft, die im geheimen Dunkel der Seele in Sehnsucht sich erhebt und um sich schaut, mit klaren und imme glänzenderen Augen das Wunder ihrer Bestimmung erkennt, un so den süßen Trieb, der die ganze Welt erregt, in Liebe mi sich nimmt, um das in Bild und Figur zu setzen, was son ewig todt und formlos seyn würde. Ist es nun anders m der Sehnsucht nach Schmerz und Leid? In einem geheimniß vollen Gelüste, aus Furcht, Grauen und Mitleid gemischt, grei die Seele zum Schrecklichen und sättigt ihren furchtbaren Hun ger an Gebilden von Blut und Mord; Grausamkeit, Mordlus die in der Brust des Menschen schlafen, werden von ihren Ke ten gelöst, und in der Erhabenheit triumphirt die wilde Natu roth von Blut, in Schauder und Graus. Und dieser Trie der den Menschen, in der Wirklichkeit wie in der Poesie, ho über sich selbst hinausreißt, ist innigst mit jener schmelzende Wollust verwandt, ist wohl derselbe magische Wunsch, zu scha fen und zu vernichten, in der höchsten Liebe zu verderben un in der Blutgier mit den feinsten Herzensfibern zu schwelge Daher sind der Tragödie die Tyrannen so nothwendig; daher d Liebe keinem Gedicht fehlen darf, das unsere Seele vom Schl erwecken soll; darum wird auch die Liebe, wenn ihre Begeis rung gestört, wenn ihr Genuß gehindert wird, in wilden G müthern Mord, und darum sind alle Tyrannen wollüstig gew sen und in der Gier der Liebe am furchtbarsten."

Man muß bekennen, wenn Marlow — und wie viel hu dert unserer Schöngeister gleichen ihm nicht! — die Ansicht hätte vertheidigen wollen, die er anfeindet, er hätte, einige Flo keln abgerechnet, Thema und Ausführung kaum besser wähl können. Einer weiteren Bemerkung bedarf es nicht, und i Beziehung auf das unmittelbar Folgende genügt es, ausz

---

*) Hadschisch-Saft, aus Hanfblüthen. Er reizt die Einbildungskraft noch stärker als Opium. Die gebildete Sprache nennt ihn Bast, d. h. Heiterkeit. (Burkhardt, Reise in Arabien S. 38.)

**) „Novellen von L. Tieck. Sechster Band: Das Fest zu Kenilworth (Prolog zum Dichterleben); Dichterleben" (Berlin 1828). Und „Novellenkranz auf das Jahr 1831: Dichterleben, zweiter Theil" (Berlin 1830).

***) Das Historische über sie in Tieck's Einleitung der „Vorschule zu Shakspeare. Erster Band."

rücken, wie auch wir weit entfernt sind, das Bemühen derjenigen zu billigen, die Leben und Kunst zu veredeln wähnen, wenn sie den Inhalt der Poesie in moralische Sentimens verflüchtigen. Nun aber erhält Shakspeare das Wort und stellt dem Sinnenreiz die Vaterlandsliebe entgegen, ein drittes Princip, über dessen Werth wir später Einiges bemerken müssen. Hier weiß man leider nicht so recht, wie man die ganze Rede Shakspeare's zu nehmen hat. Als bloße Conversation, als geistreiche Darstellung irgend eines Gegensatzes ist sie eben nicht geistreich genug; für eine einseitige Bestreitung des Marlow'schen Princips geht sie zu wenig negativ darauf ein. Soll sie aber wirklich, wie der Novelle geziemt, eine positive Ansicht ausdrücken, wo bliebe in diesem Falle das Verdienst und der Ruhm großer Deutscher Dichter? und ist dann nicht die Novelle selbst falsch angelegt, da diese Grundansicht Shakspeare's nirgends als Moment der Handlung erscheint? Aber dieser ästhetische Fehler bleibt jedenfalls, und er ist sogar nicht bloß zufälliger Fehler, er hat seinen besonderen Grund; dem Verfasser scheint sich im Verfolge die Unmöglichkeit fühlbar gemacht zu haben, einen Dichter wie Marlow und ein Princip wie das seinige mit dem des Patriotismus zu überwinden. Deswegen aber hätte er auch fühlen sollen, daß er hier das höchste Princip, das einen wahren Dichter (wie seinen Shakspeare) beseelen müßte, noch nicht ausgesprochen habe, und er also, wenn es nicht in seiner Absicht lag, es ganz zu übergehen und selbst poetisch außer dem Spiele zu lassen, es anderweitig zur Sprache bringen müsse. Dies geschieht leider nicht, und jenes läßt sich nicht billigen; die unvermeidliche Folge ist nun, daß, wie der Ausgang zeigen wird, irgend ein niedriges Princip für sich allein den Sieg davon trägt und somit dem Leser dennoch als das höchste sich darstellt. Und welches! —

Wir kommen erst noch auf Marlow und Green zurück, zwei Dichter, deren Gaben neben Shakspeare zwar in den Hintergrund treten, aber hier vielleicht zu sehr in den Schatten gestellt, doch jedenfalls bedeutend genug sind, um in sich die Repräsentanten zweier ganzen Zünfte erblicken zu lassen. Dies bemerken wir ausdrücklich, um die allgemeine Wahrheit der Erzählung, auf die es uns ankommt, — sie selbst heißt: Dichterleben, — deutlich hervortreten zu lassen. Green war Landprediger gewesen, hatte aber, von den früheren Eindrücken einer lustigen Reise nach Spanien und von dem neuen der Anschauung eines Londner Theaters verführt, die Canzel mit der Bühne vertauscht. Die Liebe zu einem Mädchen auf dem Lande führte ihn auf's Neue in das bürgerliche Leben zurück. Da rief ihn ein Prozeß nach London, und er kehrte nicht wieder zu Gattin und Kind, verschwendete ihr Vermögen und sank in Schulden, von denen ihn jetzt, auf Marlow's Verwenden, die Großmuth des Squire befreit. Hocherfreut, den Gewissensbissen und dem schlechten Leben zu entrinnen, läßt er seine Emmy nach London kommen, um da mit ihr zu Rathe zu gehen. Ein trauriger Beweis, wie fest die Weltlust verstricken, wie wenig er es gleich im Anfang der Reue zu einem festen, gesunden Entschlusse bringen kann! Eine rührende Scene der Versöhnung erfolgt, aber an die wahre Versöhnung wird nicht gedacht. Es ist, als hätte Green nur gegen Menschen gesündigt, als würde jetzt die Besserung eben so von selbst erfolgen, wie die Verschlechterung von selbst gekommen war. „Weiß ich denn nicht (sagt ihm seine Gattin), daß Alles, was die Menschen an dir tadeln, was du selber schiltst, so innig mit deinen schönsten Eigenschaften verbunden ist, daß du grade so bist, wie du bist, weshalb ich dich lieben mußte? — — Glaube mir nur, die wahre Liebe kann nicht verdammen, auch in der böseften Verirrung des geliebten Gegenstandes sieht und erkennt sie noch den göttlichen Funken, der in dir niemals, niemals erlöschen kann."

Wir sind weit entfernt, einem Dichter zum Verbrechen zu rechnen, daß er seine Charaktere so sich äußern läßt, wie sie sind. Und Emmy ist wirklich ein Charakter, der in der Welt, zumal der gebildeten, seine Urbilder hat. Aber daß der Dichter diesen Charakter, und noch mehr, daß er dies Benehmen verherrlichen will, daß er selber die Meinung der Welt von der Liebenswürdigkeit desselben theilt und auch keine Ahnung davon hat, wie Emmy selbst hier das Unglück ihres Gatten herbeiführt, indem sie ihn mit seinem Herzen und seinen Fehlern versöhnt, kurz, daß er diejenige in einer so entscheidenden Stunde zwar im edelsten Style reden läßt, aber, genauer besehen, lauter Unsinn oder Lästerung, die er im ganzen Werke als tadelfrei hinstellt, dafür finden wir keine Entschuldigung. Wenn es ihm nicht freistand, ihr einen anderen Charakter zu geben, — und unendlich erhabenere kennt doch die Wirklichkeit! wir erinnern an das Benehmen einer Monika, Augustin's Mutter, gegen ihren heidnischen Gatten, — so war es doch seine Pflicht, als Christ, die bessere Ueberzeugung durchblicken zu lassen, seine Pflicht, als Dichter, die wahre Idee in der Geschichte selbst, wäre es auch nur im Ausgang, zu verkörpern. Und daß diese Anforderung an sich nicht ungereimt oder unbillig ist, daß er sie wirklich hätte erfüllen können, beweist ja grade diese Novelle rücksichtlich Green's und Marlow's. Aber Emmy's Grundsätze sind die des Dichters; wie hätte er sich selbst verurtheilen können?

Daß „die wahre Liebe nicht verdammen kann," — wenn das heißen sollte, daß man nie den verdammt, den man liebt, so wäre der Satz ziemlich bekannt und einleuchtend; ist aber der Sinn, daß sie auch am Geliebten Nichts verdammt, so braucht es wahrlich wenig Urtheilskraft, um in dieser „wahren Liebe" beinahe die treuloseste zu erkennen, die je geübt wurde, eine bequeme Selbstsucht, wo nicht gar eine eigennützige. Bei allen deinen Fehlern liebe ich dich, grade so wie du bist, in deinen böseften Verirrungen erkenne ich ja nur den göttlichen Funken! Versucht es und legt nur ein wenig Ironie in diese himmlischen Worte, und euer Mephistopheles könnte nicht charakteristischer sprechen! Es steht aber schlecht um die Liebe, die das Salz der Wahrheit in lauernden Haß verwandelt!

Man verdrehe unseren Sinn nicht! Es wäre lächerlich, eine Frau zu entschuldigen, die ihren Gatten weniger liebte, weil er ein schlechtes Gedächtniß hat, oder einen schlechten Gang, ein Weib (wenn es ein solches gibt), das den Geliebten seines Herzens nicht in seiner Individualität liebt. Von sittlichen Gebrechen ist hier die Rede, die durch die Kraft des Geistes — freilich nicht des eigenen — abgethan werden sollen. Aber auch in dieser Beziehung ist ja nicht unser Glaube, daß der Mensch dem Menschen, geschweige der Gatte dem Gatten, in stolzer Tugend oder eingebildeter Heiligkeit zärtliche Theilnahme und demüthige Hülfe versagen, daß er jetzt grade, da es Noth thut, die Hand von ihm abziehen, das Herz ihm verschließen soll. In der eigenen Sünde Erkenntniß und Schmerzgefühl wurzelt die Liebe, die, aus dem Samen der Wahrheit entsprossen, im Lichte der Wahrheit grünt, blüht und Früchte trägt, welche wieder in lieblicher Hülle den Samen der Wahrheit auch Anderen mittheilen. Die Werke der eigenen Buße sind es, die Andern Wort der Buße genehm machen; hier ist Geduld der Heiligen. —

Green's Seelenzustand ist in diesem Abschnitte, wie im Ganzen, meisterhaft gezeichnet. Er begreift es nicht, daß der Mensch so leicht zum Bösen sich wenden kann, selbst „gegen Neigung und Ueberzeugung." Mitten in den Vergnügungen des Dichterlebens, in den Lüsten des Ehebruchs, hatte er empfunden, was er dagegen verloren; „ich fluchte mir, daß ich entfernt war (sagt er zu Emmy), das Leben hier war mir kein Leben, und doch konnte ich die Kraft, die geringe, nicht auffinden, um zu dir zurückzukehren." Aber dieser Mangel an Erkenntniß des bösen Grundes, nach der ihm seine ganze „Verirrung" als einzelne, abgesonderte, räthselhafte Erscheinung dasteht, ist — obschon vom Verf. wieder nicht so bezeichnet — zugleich der Grund, warum sie sich wiederholt, warum er wieder gegen Ueberzeugung und Neigung zum Sündenleben für immer zurückkehrt.

Bedeutsam ist schon, daß Green die Gesellschaft seiner bisherigen Genossen nicht aufgibt. Der Squire selbst, der ihn retten will, gibt ein Gastmahl, bei dem auch zwei neue Schriftsteller erscheinen, der (im ächten Sinne des Worts) epikuräische Georg Peele und Nash, der Satyriker, der nicht ermangelt, sich über Green's Bekehrung lustig zu machen. Das Wesen der Moralität ist wieder das Thema des Gesprächs dieser unmoralischen Clique, und sie thun Alle so bekannt damit, als ob sie darin zu Hause wären.

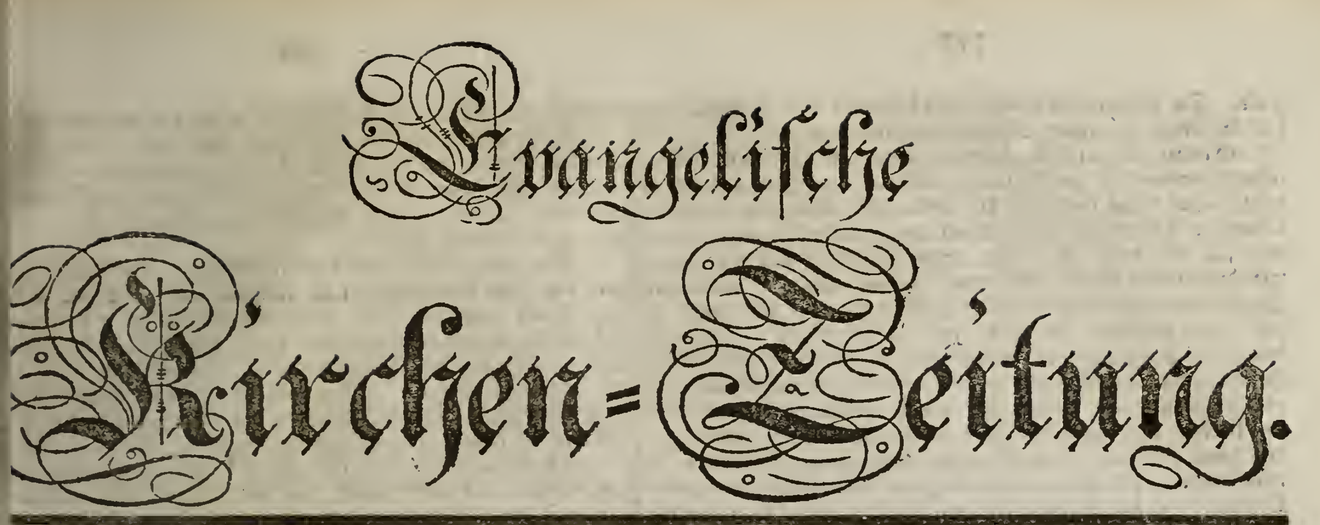
„Die wahre Tugend, Freund Robert," predigt Nash dem armen Green vor, „die wahre Tugend ist keine süße, verführerische Lotosspeise, sondern der sie Ausübende muß ihr eben ohne Hoffnung des Lohnes dienen; denn unerfreulich und ohne äußere oder sinnliche Erquickung, ohne Reiz ist in der Regel des Tugendhaften Wandel. Wer sich schon oft hat bessern oder der Reue ergeben müssen, der kehrt vielleicht schon deswegen zur Untugend zurück, um das Herzerhebende der Reue, oder die Lieblichkeit der Zerknirschung wieder zu genießen. Glaubt mir, Green, es ist ein gefährliches Spiel mit diesen Empfindungen, schlimmer, als dem Laster mit treuherziger Verstocktheit zu dienen; denn der ehrbare Wandel ist ein langweiliger Wandel, der Rechtliche weiß weder, was die Erhebungen der Seele in der Moral, noch die schwelgenden Thränen der Buße sind, er treibt sein Gewerbe, wie alles Wackere und Tüchtige geschehen muß, einen Tag wie den anderen, ohne nur rechts und links zu sehen."

„Worte eines Salomo!" rief Georg Peele; „ich weiß wahrlich nicht, ob ich jemals tugendhaft oder lasterhaft gewesen bin, ich habe meiner Schulden wegen in Gefängnissen gesessen, ich war frei und habe auf kurze Zeit den Wohlstand genossen, ich habe in guter und auch in recht schlechter Gesellschaft gelebt, ich habe Almosen gegeben und manchen Unglücklichen getröstet, aber freilich auch Diesen und Jenen um ein Stück Geld gebracht; doch niemals habe ich mich im Guten überhoben, oder mich der Traurigkeit ergeben, wenn es mir schlecht ging, sondern ich dachte, das müsse eben auch so wechseln, wie das helle und trübe Wetter, wie Nacht und Tag, Gewittersturm und Frühlingswärme. Diese practische Philosophie, diese stoische Ruhe und Passivität sitzt mir wie ein wärmender Pelz gegen Hagel und rauhe Luft."

Wir geben dieses Bruchstück eines Gesprächs in der Ueberzeugung, daß es hinreichen wird, die Ehrfurcht Mancher vor unseren Belletristen und ihren Urtheilen über Tugend und Religion zu schwächen, so breit und gewichtig sie selbst sich damit zu machen pflegen. Tieck hat hier nach dem Leben gemalt, und wer gerne wissen möchte, wie diese Blinden unter sich über die Farben sprechen, lese das Ganze. Doch Marlow können wir nicht übergehen. Er repräsentirt uns die minder zahlreiche Classe der gewaltsam strebenden Dichter — wir denken beispielsweise an Hoffmann. Er verachtet Peel's practische Philosophie, wie die Moralität der Menge. Der Dichter ist ihm eine geistige Ausnahme, ein Halbgott. „Wie sich in der alten Welt Krieger oder begeisterte Männer freiwillig dem Tode und der Unterwelt weihten, so handelt der Dichter noch jetzt. Er ist für das, was die Menschen Glück nennen, verloren, denn er hat in der Tiefe des Wahnsinns sich Haus und Garten erbaut; den unterirdischen, räthselhaften Gewalten hat er sich mit freiem Entschluß verpfändet; die Wunder des Geheimnisses dienen ihm, aber dafür, wie in den magischen Mährchen, gehört er, der Faust, der Beschwörer, ihnen nach Ablauf seiner Zeit ganz und vollständig, und was sie mit ihm thun werden, hat noch keine Zunge aussagen können. Aber der Frühling, den er in den Winter hinein winkt, die Wundergestalten, die seinem Ruf gehorchen, die Erscheinungen, die gegen alle Naturgesetze, die im kühnen Scherz zerbrochen werden, aus dem Chaos wachsen, mit Lilienhänden die Engelsharfen schlagen und in das rauschende Saitengetön mit rubinrothen Himmelslippen Gesang ausströmen, daß die tauben Felsensteine mit Zungen wiederklingen: diese verjüngte, verklärte Natur, die das arme Menschengeschlecht aus den Händen dieser unglückseligen Verlorenen empfängt, die Kränze, welche Geisterhände, von oben herab und unten herauf, einander reichen, daß der Dichter die Wunderkronen seinen Zuhörern austheile, dieses Heil, aus Elysium und Tartaros herauf gefördert, ist es denn doch, warum alle Menschen es der Mühe werth finden, weiter zu leben, was die Staaten eint und bindet und Vorzeit und Zukunft verknüpft. Und dieselben Menschlein nun, die ihr kaltes, dämmerndes Dasein an diesen eroberten Prometheusstrahlen erwärmen, dies wollen dann schelten, wenn der Geheiligte, unterirdisch Geweihte nicht ihren Satzungen der Alltäglichkeit gehorcht? wenn der, der mit Jovis unsterblicher Bande zechen darf, und der, an Pluto's Tafel zugelassen, die Verdammten und Seligen mit Verwundern beschaut, wenn dieser die arme Sitte verletzt, in welche jene kläglichen Gefangenen, um nur nicht ein Nichts zu werden, einhergehen müssen? Aber freilich, dreimal Wehe dem Faust, der den hohen Gewalten entspringen, Himmel und Hölle frei beutend stehlen, und beide der nüchternen, alltäglichen Welt überliefern will, um nach dem Raube wieder der Insasse der Gewöhnlichkeit zu werden! Die Geister, die ihm dienende Freunde waren, jagen nun als vernichtende Feinde hinter ihm drein, die Welt stößt ihn aus, der Himmel erkennt ihn nicht an, Abgrund und Chaos gähnen ihm verschlingende Rachen zu. Wehe ihm, wenn er in friedlicher, stiller Ehe sich einem Weibe mit Eid verräth, die, noch unausgesprochen, Meineide seyn müssen!"

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 23. November. № 94.

Blicke in Dichtkunst und Weltleben.

(Fortsetzung.)

Wenn dies das Wesen der Poesie wäre, wie noch so viele unglückliche wähnen, wie wahr wäre auch der Spott des grund-verdorbenen Nash! Er habe ihnen öfter bei ihrem Dichten geholfen, erzählt er. „Aber ich dächte, sie könnten nun wohl alle endlich einmal den Plunder völlig satt haben. Poesie? Gut genug als jugendliche Uebung. Aber, was ist das Ding denn nun eigentlich? Als wenn ich sagen wollte, es sey nöthig, sich immer und immer wieder in Einsamkeit wie in Gesellschaft eine Menge abgeschmackter Dinge vorzulügen. Und bliebe es nur Spiel; aber der Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit wird endlich dadurch ermordet, der Mensch kann nichts Großes, Tüchtiges mehr erfassen und erlangen, und doch wird ihm endlich jene Lüge selbst auch zum Ekel. Lieben, dichten muß jeder Mensch in der Jugend; wer aber einen Beruf daraus macht, der ist ärmer daran, als Jener, der sich mühte, Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Alle Nützlichkeit bleibt freilich immer eine sehr zweideutige Tugend: indessen ist so viel doch ausgemacht, daß es die Pflicht eines Jeden sey, sich selber zu nutzen; wie unmöglich dies aber auf dem Wege der sogenannten Poesie bleibt, ist eine so ausgemachte Sache, daß ich meine Lunge nicht anstrengen mag, Dinge, die sich von selbst verstehen, unnöthig zu wiederholen."

Sehr richtig! Die Nützlichkeit, so zweideutig sie ist, ja so bestimmt sie im gewöhnlichen Leben, wo sie als höchstes Princip gilt, schlecht und verwerflich erscheint, hat doch immer den Vorzug, daß man sich selbst nützt, und das in einem besseren Sinne, als dem des Sprechenden. Ordnung, Fleiß und Ruhe haben ihren ascetischen Werth, und können als Zuchtmeister dienen — auf Christum. Jenem Genie- und Leidenschaftsdrange kommt nicht einmal dieses Lob zu. Gott ist ein Gott der Ordnung und nicht der Unordnung. — Wie traurig ist es aber für den Dichter, wenn er Lüge immer nur durch Lüge bestreiten muß, weil er nur die Welt kennt, nur ihre Ansichten sich gegenüberstellen kann! Und wie unfruchtbar für den Leser, wie gefährlich, wenn er selbst nicht eine bessere hinzubringt, und sich gezwungen sieht, unter jenen zu wählen!

Marlow's Gott ist der Nachruhm, — versteht sich, daß er ihn bestmöglich zum Voraus genießen will. Die Hoffnung, bei einem vornehmen Lord, der ihn zu einem Schauspiele in seinem Hause einlud, eines seiner eigenen Producte glänzen zu sehen, beseelt ihn bis gegen das Ende der Geschichte. Zwischenein aber geht er — eine Episode übergehen wir hier ganz — mit Green zu einem Wahrsager, er, der völlig Ungläubige! So psychologisch richtig nun dieser Zug ist, so seltsam ist es, daß Beiden ihre Zukunft wirklich vorausgesagt wird, und auch dem unbekannten Shakspeare, der sie begleitet, der Nachruhm verheißen, dessen jene verlustig gehen sollen. Marlow wird wüthend, und der Wahrsager kündigt ihm und seinem Freunde die Nähe ihres Todes an. Der unglückliche Green beschleunigt ihn selbst auf dem Wege nach Hause. Er trifft seine vorige Buhlerin an und begleitet sie in ihre Wohnung, wie er selbst sagt: „Ob ich gleich recht gut weiß, daß ich es nicht thun sollte." Er kehrt nicht wieder, und seine unglückliche Gattin muß ohne ihn London verlassen. Endlich kommt er von der Lustreise zurück, geplündert und zerrüttet. Im Weinhause trifft er Marlow in ähnlicher Stimmung. Auch er kennt jetzt seine Krankheit, mag sie jedoch nicht bei'm wahren Namen nennen. „Kennst du den Neid?" fragt er, fügt aber nach einer Pause hinzu: „Vielleicht auch ist es die Bewunderung, die meine Natur nicht ertragen kann. [Welche schöne Umschreibung!] Ich weiß es nicht zu nennen. Bosheit, gemeine Bosheit kann es doch wohl nicht seyn." Nun erzählt er, wie er bei dem Lord Hunsdon gewesen und zu seiner großen Verwunderung ein fremdes Schauspiel aufführen sehen, das ihn eben so sehr entzückte, als es alle seine eigenen Arbeiten übertraf. Er ließ sich das Manuscript geben, las die ganze Nacht durch und entdeckte statt Fehler nur neue Schönheiten. Die Schilderung seiner Begeisterung und Verzweiflung ist vorzüglich; seine Kraft ist gebrochen, seine Hoffnung erstorben. Er läßt Feuer im Kamin anmachen, und verbrennt langsam, mit schmerzlichem Widerstreben, seine neuesten Versuche. Der besonnenere Green hofft immer noch, sein Freund übertreibe die Schönheit jenes Schau-

spiels. Da erfahren sie, daß Shakspeare der Verfasser sey, den sie bisher für einen Schreiber gehalten hatten!

Green eilt in sein früheres ärmliches Quartier. Noch einmal versucht er zu dichten. „Dichten? — Ich vermag es nicht. So willig mir sonst die Bilder und Gedanken entgegenkamen, so daß ich oft nicht schnell genug niederschreiben konnte, was sich mir anbot, so stumpf, matt, farblos ist mir die innere, wie die äußere Welt. Ach nein! sterben mag für den nichts Schreckliches seyn, der wahrhaft gelebt hat; aber todt seyn, indeß dieser Leichnam sich noch regt, ist furchtbar. — Hinweg denn, du Erinnerung an meine Jugend, an Liebe und Glück, Hoffnung und Frühling! ich habe hier und dort nichts mehr mit euch zu schaffen. — Liebe! Ha, wie kann der ein anderes Wesen lieben, der sich selber nicht zu lieben versteht? War denn die ganze Richtung meines Lebens, mein ganzes Bestreben etwas Anderes, als mich zum Hasse gegen mich selbst zu erziehen? O wohl dem, der sich noch in den Abgrund schrecklicher Gefühle und Ahndungen tauchen kann, dem aus seinem gequälten Innern noch Schauder entgegentreten, der selbst im Labyrinth seines Herzens noch mit dem Ungeheuer Verzweiflung ringt! — aber so wie oben Luft und blauer Himmel, Baum und Berg abgestorben und verschwunden ist, so ist mir auch jene nächtliche Tiefe versunken, und was ich sonst mein Inneres nannte, ist weder außen noch innen, ist nur eine kahle, dürre, nichtige Fläche. Mein Leben ist weniger als ein Possenspiel, nüchterner als das Erwachen nach einem Rausch, und mein Tod wie das Vergehen der Fliege an der Wand, ein Verhauchen, spurlos und geräuschlos, kein Wesen wird mich vermissen, auch der schwächsten Seele wird nicht nach mir bangen: ich war todt, längst eh' ich gestorben war." Da versucht er es, moralische Betrachtungen zu schreiben, dergleichen er schon früher, mitten in seinem Lustleben in ganzen Bänden herausgegeben hatte. Keine Linderung! Sein alter Hauswirth will ihm einen Geistlichen holen. Er bittet dagegen, als um den letzten Liebesdienst, um eine Flasche starken Spanischen Wein, träumt von den Freuden jenes blühenden Landes, wo der erste Grund zu seinem Elende gelegt worden war, trinkt in der Fiebergluth den Becher aus, hält sich für sicher, jetzt in das paradiesische Land der Poesie zu kommen, und will mit dem Rufe sterben: „Gelobt sey Gott, der Alles schuf und dichtete!" Da muß, damit der Ausgang gemildert und ihm selbst Gelegenheit werde, noch das zu zeigen, was die Welt unter dem Namen des guten Herzens als Grund der Seligkeit ansieht, der Squire eintreten, und Green bittet ihn noch, sein Weib und Kind nicht zu vergessen, und dem armen Hauswirthe seine Schulden zu bezahlen.

Marlow sucht, wahrscheinlich um sich zu betäuben, eine Buhlerin auf, die sich von ihm losgemacht hatte. Dabei stellt er über Green's Tod folgende Betrachtung an: „Also, Green, — du bist nun auch dahin! du guter, freundlicher, leichtsinniger und doch edler Freund! Wie werden diese Puritaner und jene aufgesteiften Tugendhaften dein Andenken lästern, die niemals das klare Angesicht der Wahrheit gesehen, denen niemals die freie Schönheit, auch mit dem Unerlaubten ringend, erschienen ist, die sich mit der kläglichen Heuchelei und der selbstbewußten Lüge abfinden müssen, um nur ihr nichtiges Daseyn und ihre verdorbene Phantasie mit nachgemachten künstlichen Blumen aufzuputzen!" Daneben ergreift ihn abwechselnd der Neid gegen Shakspeare und der Zorn über seine eigene moralische Verworfenheit. Aber eine Gelegenheit verführt auch ihn, wirklich in jenes Haus zu dringen. Er trifft einen Nebenbuhler, greift ihn mit dem Dolche an, stürzt und durchbohrt sich selbst Aug' und Gehirn. Im Sterben trösten ihn die Worte des hinzugekommenen Shakspeare, der seinen Verlust als den eines „wahren Dichters" betrauert. „Diese Worte von dir!" — stammelt er — „ich habe nicht umsonst gelebt."

Wen sollte dieses Ende nicht erschüttern? Wer könnte zweifeln, daß ohne die Schönheit zu verlieren, eine Dichtung wahrhaft sittlich seyn kann? — Aber zweifeln müssen wir dennoch daß jemals das Höchste erreichen wird, wer selbst nicht eben so sehr vom Geiste der Heiligung erfüllt, als mit dem Sinn für das Schöne begabt ist. Oder, was ist in dieser ganzen Erzählung das Positive, das uns inmitten des Widerspruchs, das Heil das uns in diesem Jammer geboten wird? — Shakspeare.

Emmy und der Squire, die sich später vermählen werden, nehmen, als undichterisch, nur eine untergeordnete Stellung ein, mit der sich die begnügen mögen und sollen, in denen der Genius nicht Neues schaffen will. Den höheren Geistern aber scheint kein Ausweg übrig zu bleiben. Sie müssen, zwar nicht physisch, doch moralisch, wie Green und Marlow untergehn, oder Shakspeare's werden. Dies ist, wenn wir sie überhaupt fassen, die Idee der Dichtung. Wenn wir aber auch die Welt etwas kennen, so müssen wir hinzufügen, daß die Befolgung dieses Winks leicht eine Menschenclasse hervorbringen würde, die wo möglich, noch unglücklicher wäre, als die Green's und Marlow's, weil sie von demselben tantalischen Streben gejagt, zugleich von vorne herein von der Verzweiflung zerschmettert würde, die jene erst am Ende ergriff. Und Shakspeare selbst? Die zweite Novelle wird uns belehren, wie glücklich er ward. Hier noch eine Bemerkung über die Verherrlichung, welche die erste ihm zudachte.

Wir haben nichts von ihm erfahren, als daß er ein bescheidener, stiller, fleißiger junger Mensch ist, der bisweilen durch einige Worte mehr verrieth, als man hinter ihm gesucht haben würde; und so bildete er einen unscheinbaren, aber sittlich lebenswerthen Gegensatz gegen jene wein- und ruhmbegeisterten Diener der Lust. Zuletzt aber erscheint er plötzlich jenen Beiden als talentvoller Schauspieler und unerreichlicher Dichter und dadurch, daß er in ihrem Gebiete auftritt, und so unendlich über sie erhaben, wie Tieck es hier darstellt, schmettert er sie aus ihrem Traumhimmel heraus gewaltsam zur Erde nieder. Welcher Art war nun aber dieser Sieg, der Angelpunkt der ganzen Geschichte? Es war ein Schauspiel des Inhalts, den Marlow selbst gegen Shakspeare als den vorzugsweise poetischen gepriesen hatte, ein Schauspiel, dem der Sinnenreiz Leben und Fülle, Licht und Farben leiht: Romeo und Julie. Und als wäre es hieran noch nicht genug, Marlow erhält auch noch ein anderes, unvollendetes Gedicht Shakspeare's zur Einsicht, das seine Niederlage vollenden soll: Adonis. „Freund!" sagt er zu Green, „auch hier, auch in dieser süßen Erzählung, in dieser reichen Sprache und der wollüstigen Schilderung, — in diesem berauschenden Gebiete, wo ich mich bis jetzt nach einem mir nur Aehnlichen umsah — bin ich völlig, völlig geschlagen!" Und so besteht in dieser Novelle Shakspeare's Erhabenheit darin, daß er dieselbe Leidenschaft, die jene Beiden vergötterten, und die Beide dem Verderben preisgab, mit noch größerer Kraft und Einsicht, mit noch glühenderen Farben und lockenderen Tönen verherrlicht! — Sein Sieg ist formell, und dies ist zum wenigsten unschön, — aber

dieser höheren Form feiert dasselbe Princip seinen Triumph, Sünde, — und das ist das „Grundhäßliche" dieser Erzählg. Die verwerfliche Dichtkunst wird in ihrer Verworfenheit dargestellt, und dann — nur von sich selbst übertroffen!

(Fortsetzung folgt später.)

Litterarische Anzeige.*)

Beiträge zur wissenschaftlichen Critik der herrschenden Theologie, besonders in ihrer practischen Richtung. Von Gustav Billroth. (Mit dem Motto aus Shakspeare's König Lear: Yes and no was no good divinity: „Ja und nein war keine gute Theologie.") Nebst einem Anhange. Leipzig 1831, b. Leop. Michelsen. S. VIII u. 208.

Mit dem Namen der „herrschenden Theologie" wird in dieser Schrift durch einen allerdings passenden Euphemismus der Rationalismus bezeichnet. Der Verf. hat richtig erkannt und empfunden, wie durch die Schuld der rationalistischen Lehre und Behandlung der Mehrzahl von Gelehrten und Gebildeten der Sinn für das Leben in Gott abgestumpft, die christlichen Heilsmittel, wie Bibel, Catechismus, Gesangbuch gemißhandelt und besonders auch der Religionsunterricht und die religiöse Bildung auf Gymnasien verdorben ist. Wie und von welcher Seite es dem Verf. klar geworden und wie er durch sein Buch es Anderen klar zu machen und der Noth der Kirche seinerseits abzuhelfen bemüht ist, das wollen wir im Folgenden kürzlich unseren Lesern referiren. Das Wichtigste zunächst ist dies, daß wir hier wiederum ein Bekenntniß, ein Zeugniß vor uns haben über den Jammer und das Elend unserer Kirche und über die Verwüstung, die, gemeiniglich ohne zu wissen, was er thut, der Rationalismus in ihr angerichtet hat und fortwährend anrichtet. Dergleichen Bekenntnisse treten jetzt je mehr und mehr hervor, sie werden immer häufiger, immer stärker werden, immer schärfer beleuchten, was im Finstern verborgen ist, und wie wird erst die christliche Nachwelt urtheilen, der die Binde völlig von den Augen wird genommen seyn!

„Die abstracte Gehaltlosigkeit," sagt unser Verf. S. 134., „ist bis zu den niedrigsten Volksclassen durchgedrungen; das Positive wird überall mit dem gehässigen Namen des Mysticismus belegt und abgewiesen; es gibt fast kein Dorf, wo nicht ein rationalistischer Prediger Jahr aus Jahr ein lehrte, daß die Tugend ein vortreffliches Mittel zur Glückseligkeit und die reine Christuslehre wieder ein vortreffliches Mittel zur Tugend sey; den mündlichen Unterricht auf der Canzel und in Schulen helfen in gleichem Geiste verfaßte Andachts- und Kinderschriften durch, ganz besonders die beliebten und in unzähligen Abdrücken existirenden „„Stunden der Andacht."" —

Uebrigens verwahrt sich aber derselbe Verf. sehr sorgfältig gegen die Schmach, den Pietisten oder gar den Freunden der Ev. K. Z. beigezählt zu werden. „Denn," sagt er, „wir hoffen durch die ganze Tendenz unserer Schrift bewiesen zu haben, daß wir selbst dem wahren Rationalismus, d. h. der Wissenschaftlichkeit überall wenigstens nachstreben und in der Bekämpfung der entgegengesetzten Ansicht nur mit den Waffen der Wissenschaft, keinesweges aber mit denen einer verketzernden Frömmigkeit und engherzigen Misologie umgehen." Aber vor einem denkenden Rationalisten wird ihm dieses Schild, das keinesweges geeignet ist, alle feurigen Pfeile des Bösewichts auszulöschen, wenig helfen. Ein solcher wird ihm, und wir glauben, mit Grund, sagen: „Mein Herr, Sie sagen zwar (Vorrede S. V.), daß Sie es nur mit der Sache und nicht mit den Männern zu thun haben, und daß es Ihnen des Mannes wegen sogar wehe thut, an Niemeyer's Lehrbuch für die obern Religionsclassen in Gelehrtenschulen die Seichtigkeit und Verderblichkeit des Rationalismus darzustellen, aber Sie haben es doch so schonungslos gethan, als man es nur von einem Mitarbeiter der Ev. K. Z. verlangen könnte. Dies eben nennen wir verketzern und wir halten es nicht für menschenfreundlicher und wissenschaftlicher, wenn dies an Todten geschieht, die sich nicht mehr dagegen vertheidigen können, als wenn man dergleichen lebenden Gelehrten in's Angesicht sagt oder schreibt. In dem verhaßtesten Artikel der Ev. K. Z. fordert ein Wächter Zions auf, durch Gebet, Wort und That dem Einfluß des Rationalismus sich entgegen zu stellen; Sie sind mit Wort und That dieser Aufforderung gefolgt, oder wäre es nicht eine That, ein solches Buch zu schreiben und drucken zu lassen? und ob Sie nicht auch so beten, wie Sie reden und thun, das überlassen wir Ihrem Gewissen!"

In Wahrheit, der Herr Verf. macht sich von den uns persönlich genau bekannten Männern, auf die er im Tone der Rationalisten so bitter hindeutet, eine ganz unwahre und unbegründete Vorstellung, wenn er meint, daß es diesen weniger als ihm um die Sache zu thun ist und daß sie nicht im vollsten Ernste der Wissenschaftlichkeit nachstreben, und die Wissenschaft eben so sehr als das Leben von dem Verderben des Rationalismus zu befreien bemüht sind. Aber es ist und bleibt unmöglich, in geistlichen Dingen die Sachen so von den Personen zu trennen, daß man die letzteren schonen könnte, wenn es einen ernsten Kampf um die ersteren gilt. Man muß Rationalist seyn, um eine solche Abstraction für möglich zu halten; der Verf. kann es nach seiner viel richtigeren, das Concrete erfassenden philosophischen Ansicht nicht. Da aber diese völlige Abstraction, die der Rationalist theoretisch verkündigt, ein Unding ist, so hat es sich eben in den letzten Streitigkeiten factisch gezeigt, daß der Rationalismus das Persönliche keinesweges ausgeschlossen hat, und sieht man auf Geist und Absicht in dem Streit, so wird ein Unbefangener leicht erkennen, daß den Vertheidigern der Evangelischen Kirche und ihrer Lehre es allerdings wesentlich um die Sache zu thun war, den Gegnern dagegen meistens nur um die abstracte persönliche Freiheit, ungehindert und ungestraft aus der biblischen und kirchlichen Lehre zu machen, was ihnen beliebt. Darum möchten wir dem Herrn Verf. sagen: „Wir glauben und sehen, daß es Ihnen um die Sache zu thun ist; wir fühlen in Ihre Seele, wie wehe es Ihnen thut, Männer wie Niemeyer, Tischer, Dinter als Repräsentanten einer verkehrten Richtung der Theologie darzustellen; wir freuen uns so mancher schönen Gabe des Geistes und Herzens, die aus Ihrem Buche hervorleuchtet. Aber es schmerzt uns, daß die herrschende Theologie in mancher Beziehung auch über Sie noch herrscht, namentlich in dieser, daß Sie durch das Geschrei ihrer Vertreter sich haben verleiten lassen, verächtlich die kirchlichen Gegner des Rationalismus wegzuwerfen, die Sie weder

---

*) Wir tragen kein Bedenken, dieser Anzeige neben der früheren desselben Buches eine Stelle einzuräumen, weil beide von anderen Gesichtspunkte ausgehend sich gegenseitig ergänzen.

Anmerk. der Red.

persönlich noch nach ihren Predigten und Schriften genauer und in der Nähe zu erkennen und zu prüfen sich die Mühe genommen haben. Sie sagen, daß unter den Perücken der Orthodoxen, die vor 150 Jahren den Pietisten so feindselig widerstanden, ganz ähnliche Köpfe saßen, als jetzt auf den Hälsen der Rationalisten; das ist zum Theil wahr, zum Theil unwahr, indem jene Orthodoxen wenigstens den Vorzug großen systematischen Geistes vor ihren neueren Nachfolgern voraus hatten; aber ähnlicher dürften ihnen zum Theil die modernen Bekenner der Wissenschaftlichkeit seyn, unter die in der That sich die Rationalisten zu verbergen anfangen, seitdem der Name des Rationalismus aufgehört hat, bei der höheren Classe in der gelehrten Welt einen guten Klang zu haben."

Schon diese in litterarischen Anzeigen ungewöhnliche Apostrophe an den Verf. der anzuzeigenden Schrift wird den Lesern der Ev. K. Z. als Andeutung dienen, daß das Buch selbst ein lebendiges Bild seines uns persönlich unbekannten, aber gewiß achtungswerthen Verf. gewährt. Indem wir dieses Bild, wie es uns aus dem Buche entgegen gekommen ist, abzeichnen, charakterisiren wir zugleich das Buch. Unser Verf. scheint ein junger, für das Gute, das er erkennt, sehr eifriger Mann zu seyn, der zuerst, von der Theologie durch das Unwesen ihrer Vertreter abgeschreckt, sich mit allem Eifer in die Philosophie geworfen und an der Hand eines Freundes, wie Professor Weiße zu Leipzig, dessen Ansichten er ganz zu den seinigen gemacht, mit Schelling und Hegel bekannt geworden, durch die Forderung concreter Begriffe aber, durch welche die graue Theorie zu des Lebens goldenem Baume zurückweist, wieder auf das Gegebene, mithin auf Gottes Wort hingeleitet wurde. Er fand in den Reformatoren, besonders in Luther's Schriften, eine reiche Fülle von Geist und Gehalt. Die späteren Theologen der Evangelischen Kirche wirft er aber weg, gleich einem, der nichts von ihnen gelesen, außer etwa einzelne Bruchstücke, die zufällig schlechterer Art waren. Wie die Philosophie den Verf. für die wissenschaftliche Theologie der Evangelischen Kirche vorbereitet hatte, so führte ihn ein gesundes grammatisches Studium der Griechischen Sprache zu den heiligen Büchern des N. T. und er fand sich durch die rationalistischen Uebersetzungs- und Erklärungsversuche auch hier weniger befriedigt als durch Luther's im Ganzen so richtigen Takt. Die Liebe zur Poesie mag den Verf. zu dem Studium der schönen Litteratur und der Verskunst des Mittelalters geleitet haben und so erlangte er, was manchem berühmten Theologen gefehlt hat und zum Theil noch fehlt, Sinn und richtige Vorbegriffe für den Geist und Versbau unserer alten Kirchenlieder, deren Werth, eben so wie den Unwerth der meisten neuen Versuche in dieser Gattung, er völlig erkannt hat und empfindet. So haben Philosophie, Philologie und Poesie unseren Verf. mit Sinn und Geschmack für die Lehre der Evangelischen Kirche ausgestattet; zugleich aber hat ein tieferes Bedürfniß nach dem Leben aus Gott ihn zu Jesu geführt und der heilige Geist hat ihn gelehrt, Jesum einen Herrn zu nennen und den Glauben an ihn als den einzigen Weg zur Seligkeit zu erkennen, nur daß ihm die Ehre bei den Menschen noch zu lieb, die Schmach und Last des Kreuzes noch zu schw[er] seyn mag, als daß er ganz in den Stand eines Jüngers Chri[sti] einzutreten bisher vermocht hätte. So stellt sich uns nach For[m] und Inhalt des Buches das Bild des Verf. dar, der uns di[e]ses Eingehen auf seine Persönlichkeit verzeihen möge.

Die ganze Schrift besteht aus zwei Abschnitten und eine[m] Anhange: 1) Erster Abschnitt. Ueber das Verhältniß d[er] sogenannten Vernunftreligion zur positiven (S. 1 – 72.). 2) Zweiter Abschnitt. Critik des gewöhnlichen rationalistischen Rel[i]gionsunterrichts im Einzelnen, wie solcher auf Schulen gegeb[en] zu werden pflegt, mit besonderer Rücksicht auf Niemeyer'[s] Lehrbuch (S. 73 — 149.). 3) Anhang. Ueber das Kirche[n]lied nebst einer Sammlung geistlicher Lieder aus dem 16te[n] und 17ten Jahrhundert. In diesem Anhange eifert der Ver[f.] mit gerechtem Unwillen gegen die geist- und geschmacklosen Ve[r]änderungen alter Lieder in den neuen Gesangbüchern, doch ka[nn] er selbst es in den Musterliedern, die er mittheilt, nic[ht] lassen, neben vielen glücklichen Veränderungen auch manch[e] einzuschieben, die den Gedanken entfärben und verwässern. [So] hat er den Anfang des schönen Liedes „Christe, du Beistan[d] deiner Kreuz-Gemeine" verändert in „Christe, du Beistand de[i]ner lieben Gemeine." Aus Haß gegen die, wie er meint, p[ie]tistische Färbung, die das Wort „Kreuz" hier gibt, hat d[er] Verf. hier sehr reiche Beziehungen aufgegeben. Denn die Kre[uz]-Gemeine ist durch diese Benennung bezeichnet 1) als die G[e]meine des Neuen Testaments, 2) die Christus durch se[in] Kreuzesleiden erlöset und sich zu eigen gemacht hat, 3) [die] das Kreuz Christi ihm nachtragen und gleich ihm durch Leid[en] vollendet werden muß, 4) die eben in einem Stande der Re[...] steht, wo sie um des Herrn willen angefochten wird. Ja d[er] ganze Geist und Charakter des Liedes nach Inhalt und For[m] liegt in diesem Wort Kreuz-Gemeine. Wer aber m[...] ästhetisch fühlend die Gemeine ansieht, als christlich lebend i[...] einverleibt ist, der fühlt leicht durch solche Worte des concret[en] Glaubens sich ausgeschlossen, und darum widern sie ihn a[n,] wenn er sich diesem heimlichen Selbstgericht nicht unterwir[ft.] Eben so wenig können wir in demselben Liede es billigen, we[nn] statt der Worte:

Friede bei Kirch'n und Schulen uns beschere
Friede zugleich dem Regiment gewähre!

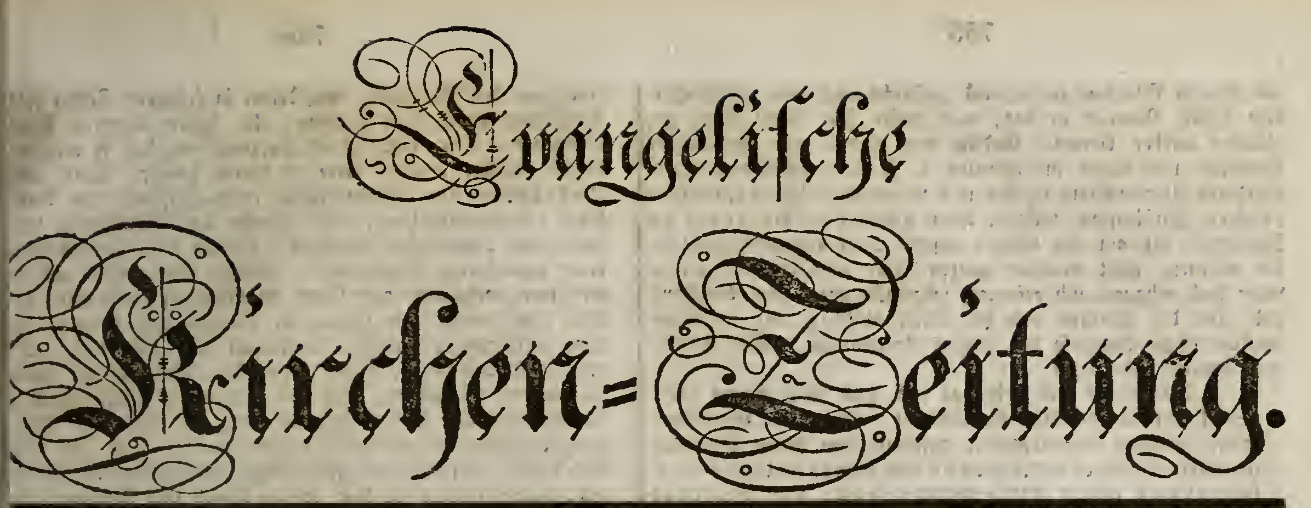
geschrieben ist:

Friede bei Kirchen und Schulen uns beschere,
Friede dem ganzen Lande du gewähre.

Denn „Kirchen und Schulen" auf der einen und „das ga[nze] Land" auf der anderen Seite sind ein schlechter Gegens[atz.] Dagegen in dem alten, freilich unkirchlichen Ohren nicht m[ehr] verständlichen Worte Regiment die weltliche Obrigkeit aus[ge]drückt wird, und so in Verbindung mit dem vorhergehend[en] Verse hier die Träger des Evangeliums und des Gesetzes, [...] Lehr- und Wehrstand, die geistlichen Versorger und weltlich[en] Beschützer Gott befohlen werden.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 26. November. № 95.

Das Christenthum und der Geist des Aufruhrs in England.

Seitdem der Geist des Aufruhrs neuerdings mit so unerwartetem Erfolge sein Gift über die Christenheit ergießt, haben gewiß schon manche unserer Leser mit uns gewünscht und den Herrn angerufen, daß diesem Geiste nicht mit bloßer Menschen Macht und Menschen Weisheit, sondern in der Kraft der Wahrheit aus Gott Widerstand geleistet werde. Der Abfall unserer Tage ist in seinem tiefsten Grunde ein Abfall von Gott; an die Stelle des Christenthums, das den gefallenen Menschen durch Offenbarung, Buße, Vergebung und Erneuerung zu Gott führt, hat diese Zeit eine Religion des Fleisches gesetzt, welche den Gehorsam und die Heiligung überspringend, des Menschen verfinsterte Vernunft zum höchsten Lichte, seinen verderbten Willen zum höchsten Gesetze macht; eine Religion, welche die tiefen christlichen Ideen von Freiheit und Gleichheit, die ihre Wahrheit in Gott haben, aus dem Heiligthum entwendet, sie ihrer Seele, ihres wesentlichen Inhalts beraubt, sie im Koth der irdischen Leidenschaften umherschleift, und sie dann als scheußliche Götzenbilder aufrichtet, um welche die bethörte Menge sich versammelt. Wie ist es möglich, diesen kräftigen Irrthümern „mit uns'rer Macht," damit nichts gethan ist, mit dürftigem Menschenwitze, Widerstand zu leisten? Wird die Gluth jener eben so sehr religiösen als politischen Schwärmerei verlöschen, wenn man den Schwärmern — was freilich nicht schwer ist — bloß das zeitliche Elend vor Augen stellt, das ihrem Beginnen auf dem Fuße folgt, wenn man ihnen bloß aus der Geschichte beweist, daß ihr Babelbau schon oft versucht worden, aber noch nie gelungen sey, — wenn hier eine und dort eine ihrer Unternehmungen durch die Gewalt der Waffen rückgängig gemacht wird? So lange sie ihre Grundirrthümer für Grundwahrheiten halten, so lange sie meinen, in ihnen eine *tiefere* Quelle der Erkenntniß, als Geschichte und Erfahrung, zu besitzen, werden sie sich durch keine solche Rücksichten und Gründe von der heißen Verfolgung ihrer Ideale abbringen lassen, — ja, wenn wir jene Grundirrthümer unangefochten stehen lassen müßten, so würden wir ihre Beharrlichkeit und Consequenz, — wir möchten sagen: ihre Glaubenskraft — rühmen müssen, daß kein früheres Mißlingen, kein äußeres Unglück, kein zeitliches Elend sie von dem Wege, den sie für den Weg der Wahrheit halten, zurückschrecken kann. Dieser Besitz einer, wenn auch noch so falschen Doctrin, eines Princips, ist es, was der Freigeisterei unserer Tage so viel Kraft gibt, indem dadurch ihre Anhänger begeistert und verbunden, und, so weit der Einfluß jener Irrlehren reicht, nach allen äußeren Niederlagen immer wieder gesammelt und durch neue Proselyten verstärkt werden. So wie der eine Geist aus Gott die Christen der ersten Jahrhunderte, diesen verachteten Auswurf des menschlichen Geschlechts, mit einer Einigkeit und Macht ausrüstete, der alle Widersacher endlich weichen mußten, wie „das Blut der Märtyrer der Same der Kirche wurde," so werden alle Großen der Erde, so lange sie *nur* ihre Größe und Macht mitbringen, die heutigen Freigeister vergebens bekämpfen. „Wie kann Jemand in eines *Starken* Haus gehen und ihm seinen Hausrath rauben, es sey denn, daß er zuvor den Starken binde, und alsdann ihm sein Haus beraube?" Kein Krieg wird auf die Länge siegreich seyn, der nicht dem Grundirrthum die Grundwahrheit, der Religion des Fleisches das Christenthum, den „aufgeklärten" Schwärmern erleuchtete Kinder Gottes entgegenstellt. Darum sehnet sich unser Herz nach Knechten des Herrn, sey es nun im Lehr- oder im obrigkeitlichen Stande, welche mit der Gabe der Geisterunterscheidung und mit Erfahrung ausgerüstet, die *Fundamente* jenes Lügengebäudes mit den Waffen des Lichts, mit der Kraft der Wahrheit angreifen, welche den Geisteskampf führen, durch den allein der äußere Kampf ein Kampf für die Wahrheit werden kann.

In dieser, durch die Schwächlichkeit des Widerstandes gegen den Zeitgeist, die uns in der entnervten Christenheit jetzt fast überall entgegentritt, immer neu angeregten Stimmung wurde unsere Aufmerksamkeit durch die Nachricht der politischen Zeitungen angezogen, daß ein Herr *Perceval* im Großbritanischen Unterhause dahin angetragen habe, den König, mit Rücksicht auf die drohenden Aspecten der Zeit, um Ausschreibung eines allgemeinen Buß- und Fasttages zu bitten, woraus, wenn man den unter den Englischen Staatsmännern herrschenden Geist erwog, auf einen nicht geringen Grad von christlicher Entschiedenheit

und treuem Glaubensmuthe, und vielleicht auch eine tiefere Einsicht dieses Mannes in das, was dieser Zeit Noth thut, geschlossen werden konnte. Endlich nun finden wir eine nähere Nachricht von dieser im Februar d. J. statt gefundenen merkwürdigen Verhandlung in den uns zugehenden Nordamericanischen Zeitschriften, welche, wenn gleich Herr Perceval die Wahrheit, die wir den Götzen unserer Tage entgegengestellt sehen möchten, nicht in ihrer ganzen Fülle erschöpft hat, unsere Leser doch erbauen und erfreuen, jedenfalls aber ihnen den Geist und Ton der Christen und der Welt in England in einem merkwürdigen Beispiele vor Augen stellen wird. Wir entnehmen daraus Folgendes:

„Das Haus war gedrängt voll, und hörte Herrn Perceval mit tiefer Aufmerksamkeit zu, als er, in Gemäßheit seiner früheren Ankündigung, aufstand, um seinen Vorschlag zu entwickeln: Seine Majestät um allergnädigste Ausschreibung eines allgemeinen Fast- und Bußtags (a day of general fast and humiliation) zu bitten. „„Er glaube gewiß““ — sagte er — „„daß das Haus mit ihm fühlen werde, wie er der Nachsicht der Versammlung in einem Grade, wie vielleicht noch nie ein Redner vor ihm, bedürfe. Nichts als das Bewußtseyn seiner Pflicht gegen Gott und sein Vaterland habe ihn bestimmen können, einen so ungewöhnlichen Vorschlag zu machen. (Hört, hört!). Er fühle sich ganz unfähig, den ehrenwerthen Mitgliedern des Hauses den wichtigen Gegenstand dieses Vorschlages so, wie er wollte, an's Herz zu legen. Sein Rang, sein Alter, seine Talente, das Gewicht seines persönlichen Charakters — Alles dies sey nicht geeignet, die Aufmerksamkeit des Hauses in Anspruch zu nehmen, wiewohl von der anderen Seite der Antrag, den er zu machen habe, vorzüglich verdiene, durch das höchste Maaß aller dieser Vorzüge unterstützt zu werden. Nur auf Einen persönlichen Grund könne er seinen Anspruch auf ihre Aufmerksamkeit stützen, auf den Namen, den er zu führen die Ehre habe. (Hört, hört!). Dieser Name sey sein größester Schatz auf Erden, und so unwürdig und unfähig er auch seyn möge, auszuführen, was er jetzt unternehme, so sey er wenigstens überzeugt, damit nichts dieses Namens Unwürdiges zu thun. Es sey gewiß Niemand in diesem Hause, der so sehr als er seines Vaterlandes Schuldner, das Kind, das Geschöpf der Großmuth desselben sey. Nur die Freigebigkeit des Parlaments, zu welcher seines Königs Gnade hinzugekommen, habe ihm eine Stellung im Lande gegeben, die es ihm möglich mache, jetzt zu dieser Versammlung zu reden. Wenn er sich daher, — überzeugt von der Gefahr, in der sein Vaterland schwebe, überzeugt, daß es nur Ein Mittel gegen diese Gefahr gebe, welches, bereit zum Gebrauch, vorhanden sey, — dennoch abhalten ließe, dasselbe zu nennen und vorzuschlagen — (sey es nun, daß feige Furcht oder blöde Bescheidenheit ihn zurückhielte, indem er etwa überlegte, daß sein Vorschlag nicht nach dem Geschmacke des Hauses seyn, daß er seltsam oder ungewöhnlich erscheinen möchte), — so würde er sich selbst mehr verachten müssen, als das verächtlichste Ding, worauf wir mit unseren Füßen treten. Nicht erst durch die neuerlichen aufrührerischen Bewegungen in verschiedenen Gegenden von England sey er auf den Gedanken gekommen, diesen Vorschlag zu machen, schon seit zwei Jahren trage er sich damit herum, und habe während dieser Zeit begierig gewartet, ob nicht jemand Anderes, besonders

eine von den Personen, von denen in früheren Zeiten solche Vorschläge auszugehen pflegten, ihn dieser schweren Pflicht überheben würde; jetzt, da er überzeugt sey, daß er vergebens länger warten würde, trete er damit hervor. Das ganze Land befinde sich gegenwärtig in einem Zustande von Auflösung (disorganization), die Bande der Gesellschaft seyen locker und auseinander gegangen. Es sey keine Zufriedenheit, keine gegenseitige Anhänglichkeit zwischen Obrigkeiten und Unterthanen vorhanden, kein Band gegenseitigen Vertrauens zwischen Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, sondern Mißtrauen, Furcht, Feindschaft und Hinterlist. Die alte Landesverfassung, dieses ehrwürdige Denkmal der Weisheit unserer Vorfahren, einst der Ruhm und Stolz eines jeden Engländers, scheine fast nur noch mit Haß und Abneigung angesehen zu werden.*) (Hört, hört!). Die Zeit drohe mit Krieg, Aufruhr und Zerstörung, und fordere die Nation auf, hinaufzublicken zu dem großen Herrn und Regierer aller Menschen, und sich zu prüfen vor ihm, der da herrschet unter den Völkern, und über sie verfügt, wie es ihm wohlgefällt. Ein Schwerdt gehe aus über alle Lande; Aufruhr und Zerrüttung drohe die Welt zu ergreifen. Wenn er nun sehe, wie wenig Ursache England habe, sicher zu seyn, wie viel Grund zur Furcht und zum Zittern, welche Gottlosigkeiten im Lande im Schwange gingen; so glaube er seinem Vaterlande einen rechten Dienst zu thun, wenn er das Haus auffordere, alles dies in die ernstlichste Erwägung zu ziehen und nicht zu vergessen, von wem alle gute Gabe komme, und aller der Segen, der diesem Lande vor anderen zu Theil geworden sey. Er bitte das Haus, zu prüfen, ob die Britten, als Volk betrachtet, das noch seyen, was sie zur Zeit ihrer Vorfahren waren, ob sie die Gottseligkeit, die christliche Einfalt (simplicity of spirit) nicht verlassen hätten, welche sie damals beseelt habe? Die inneren Unruhen des Landes seyen im Zunehmen, die Partheien, die verschiedenen Classen der Gesellschaft stünden sich immer drohender gegenüber. Endlich sey das Uebel in den letzten Monaten zum Ausbruch gekommen. Der gemeine Landmann habe sich gegen die Grundherrn erhoben, das Verbrennen und Zerstören der Maschinen habe in einem furchtbaren Maaße überhand genommen, Banden von Aufrührern und Räubern durchzögen das Land, und wenn es, in der letzten Zeit, auch einigermaßen gelungen sey, ihrer Herr zu werden, so dauerten doch die Ursachen dieses Unheils, die Entfremdung der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit, ihre Mißstimmung gegen die Landesverfassung, nach wie vor fort. Schon werde — wie dem Hause vor einigen Abenden berichtet worden — das Korn auf dem Halme mit Zerstörung bedroht, — aus dem Herzen des gefallenen Menschen kämen solche arge Gedanken; daß sie nicht ausgeführt werden, könne nur das Erbarmen des Gottes bewirken, dessen so wenig gedacht werde. Auf Gott also fordere er die Versammlung auf ihren Blick zu richten, Gnade und Schutz von ihm zu erbitten. Dies seyen die Gründe seines Antrags. Es sey zu spät — (Mitternacht war schon vorüber) — als daß er die Aufmerksamkeit des Hauses noch länger in Anspruch nehmen dürfe, aber einen Punkt, auf den er noch

---

*) Eine Anspielung auf die Reform des Parlaments, zu deren erklärtesten Gegnern Herr Perceval zu gehören scheint.

nicht gekommen, müsse er bitten, noch berühren zu dürfen, nämlich den Wahn, der mehr und mehr im Lande sich verbreite, daß das Christenthum mit Staatssachen nichts zu thun habe (that there was no connexion between religion and politics), denn grade um dieser grundfalschen Meinung zu begegnen, habe er seinen Vorschlag machen müssen. Die Gottlosigkeit (infidelity), die diesem Wahne zum Grunde liege, mache das innerste Wesen des Liberalismus aus, der jetzt über die Erde schreite und die Königreiche von Europa erschüttere, — sie habe sich in der neuesten Französischen Revolution in dem Betragen der Franzosen deutlich geoffenbart, da diese es eine ihrer ersten Handlungen nach den Julitagen hätten seyn lassen, aus dem Reichswappen die Worte: „„Von Gottes Gnaden,"" auszustreichen, und mit gotteslästerlicher Frechheit (blasphemous presumption) an deren Stelle zu setzen: „„Durch die Souveränität des Volks."" (Hört, hört!). Wäre ein weiterer Beweis nöthig, wie weit der Unglauben der Franzosen gehe, so könne man ihn daraus entnehmen, daß sie seit der neuesten Revolution die Lehrer des Judenthums von Staats wegen besoldeten.""

(Hier verläßt uns unsere Americanische Quelle, — Herr Perceval, sagt sie, habe Bemerkungen über die Vereinigung von Staat und Kirche gemacht, welche sie nicht billige, und deshalb weglasse. Grade über diesen Gegenstand wäre es interessant gewesen, den ernsten Brittischen Christen zu hören, dessen Aeußerungen gewiß der Prüfung und Erwägung auch der Americanischen Christen nicht unwürdig sind, denen Evangelische Zweifel an der Untrüglichkeit des Grundsatzes ihrer Constitution sehr zu wünschen wären, vermöge dessen der Staat außer aller Verbindung mit der Kirche gehalten werden soll.)

„Er habe nun" — so fuhr Herr Perceval fort — „versucht, die Aufmerksamkeit des Hauses auf die Gefahren zu leiten, in denen das Land sich befinde, und diese Gefahren näher zu charakterisiren. Er habe zu zeigen versucht, daß es die Pflicht des Landes sey, durch Buße und Fasten sich vor Gott zu demüthigen, und ihn anzuflehen, seine Strafgerichte in Gnaden abzuwenden, — denn stärker könne sein Zorn gegen das Land sich nicht offenbaren, als wenn er es in seinen Sünden und Ungerechtigkeiten dahin gehen ließe. Wenn gleich die Stimme der Zwietracht und des Aufruhrs für den Augenblick zum Schweigen gebracht worden, so sey doch das schwerste aller göttlichen Gerichte im Anzuge, wenn der Geist des Unglaubens und der Gottlosigkeit (the spirit of infidelity and atheism) um sich griffe, denn lasse Gott Großbritannien auf diesem bösen Wege fortwandeln, so könne sein Verderben nicht ausbleiben. — — Während des Krieges habe die Regierung allgemeine Dank- und Bettage ausgeschrieben, im Frieden sey solches unterblieben, und doch hätte man, schon um Gott eben für die so lange Fortdauer der Segnungen des Friedens zu danken, bei dieser heilsamen Sitte bleiben sollen. Diese Undankbarkeit allein sey Grund genug, sich in Reue und Buße vor Gott zu demüthigen. Er könne nicht einsehen, wie irgend Jemand, der seines Herrn und Heilands heiligen Namen bekenne, seinem Antrage sich widersetzen könne. Man werde sagen, daß solche Vorschläge von denen ausgehen sollten, welche hohe Aemter in der Kirche bekleiden, oder von den Rathgebern Sr. Majestät des Königs. Allerdings hätten in früheren Zeiten die Prälaten der Kirche, zusammen mit Sr. Majestät Ministern, Dank-, Buß- und Fasttage ausgeschrieben. Diese treffliche Sitte sey aber in unseren entarteten Zeiten abgekommen, und er habe vergeblich darauf gewartet, daß jene hohen Personen dieselbe wieder erneuern würden, wiewohl er den Ministern seinen herzlichen Dank dafür abzustatten habe, daß sie durch die höchsten Beamten der Kirche während der neulichen Aufruhrscenen, die Haltung eines darauf bezüglichen Gebets im ganzen Königreiche veranlaßt hätten. Er schäme sich nicht zu bekennen, daß er diesem Gebete den Theil der Maaßregeln der Minister, den er bewundern müsse, zuschreibe, nämlich die Festigkeit und Kraft, welche sie gegen die Unruhstifter in Irland an den Tag gelegt, und welche der gesegnet, der gesagt hat: „„Wer mich ehret, den will ich wieder ehren,"" und „„bittet, so werdet ihr nehmen."" (Hört, hört!). — Er habe nun noch dem Hause für die große Aufmerksamkeit zu danken, die es ihm habe zu Theil werden lassen, aber auch noch eine Bitte hinzuzufügen, nämlich: wenn irgend ein ehrenwerthes Mitglied im Laufe der Discussion, indem es seinen Antrag unterstützte, etwa einer Ausdrucksweise sich bedienen sollte, welche anderen ehrenwerthen Mitgliedern als seltsam oder ungewöhnlich auffallen könnte, — für diesen Fall bitte er eben so vertrauens- und ehrfurchtsvoll als ernstlich, um des Rufes des Hauses, um England's willen, daß doch ja Niemand unziemlichen Scherz damit treiben möge (lautes Rufen von beiden Seiten des Hauses: Hört, hört!). Auch müsse er, unter wiederholtem Danke, dieselbe geneigte Aufmerksamkeit, welche ihm zu Theil geworden, für diejenigen ehrenwerthen Mitglieder in Anspruch nehmen, welche sich gedrungen fühlen möchten, zur Unterstützung seines Antrags zu der Versammlung zu reden. Endlich habe er noch zu bemerken, daß man in früheren Fällen, wenn solche Gesuche um Ausschreibung eines Fasttags Sr. Majestät vorgelegt worden, damit eine Collekte für die Armen in allen Kirchen verbunden habe, ein Verfahren, welches er für weise und heilsam halten müsse." (Hört, hört!)

Er richtete hierauf seine Motion dahin:

„Daß Sr. Majestät ein unterthänigstes Gesuch um allergnädigste Ausschreibung eines Buß- und Bettages durch das ganze Königreich vorgelegt werde, auf daß der allmächtige Gott die Strafen, welche wir wohl verdient, aus Erbarmen von uns abwenden, und die Berathungen dieses Parlaments segnen wolle, zum Heil seiner Kirche, und zur Wohlfahrt dieser Nation, und um gleichzeitige Veranstaltung einer in allen Kirchen für die Armen einzusammelnden Collekte." (Beifall.)

(Schluß folgt.)

Litterarische Anzeige.

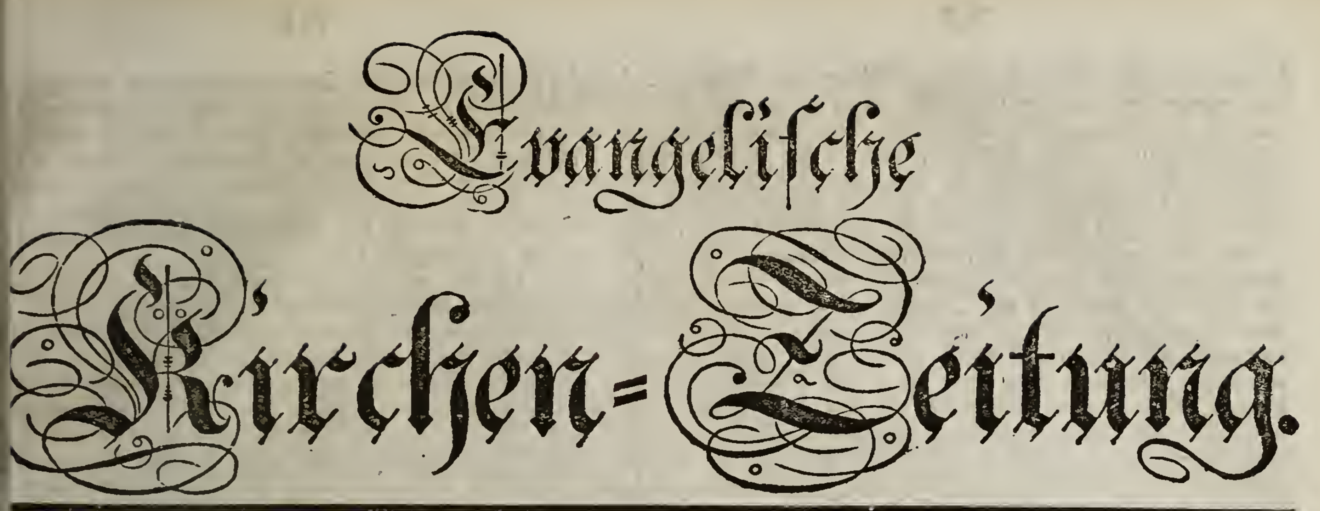
Beiträge zur wissenschaftlichen Critik der herrschenden Theologie u. s. w. Von Gustav Billroth.

(Schluß.)

Der practische Hauptzweck des Verf. ist die Hinweisung auf eine zu begründende Regeneration der

religiösen Bildung der Jugend, besonders auf Gymnasien. Seine zum Theil beherzigungswerthen Vorschläge sind S. 134—149. zu lesen. Nur ist zu bemerken, daß man den Mangel an Erfahrung darin bemerkt, indem der Verf. wohl verlangt, was geschehen soll, aber keine Winke gibt, wie es zu realisiren seyn möchte, wenn man die gegebenen Bedingungen der gegenwärtigen Zeit berücksichtigt. Er fordert zunächst, daß die Bildung zur Religion nicht als eine Sache des bloßen Unterrichts angesehen werde, sondern daß, wie im Zeitalter der Reformation, ein kirchlich-religiöses Leben auf den Schulen das Beste dabei thun müsse. Er behauptet, für die eigentliche Lehre genüge für die unteren Classen Luther's Catechismus, wozu dann sorgfältiges, wahrhaft erbauliches Lesen und Erläutern der Schriften des A. und N. T. sich gesellen müsse. Der Cultus soll durch kirchliche Musik aller Art verherrlicht, der Gehalt desselben den Jünglingen in seiner Bedeutsamkeit zugänglich gemacht werden. „Für die oberen Classen," fährt er fort, „wäre eine ausführlichere und zusammenhängende Darstellung des Ganzen zu wünschen. Dieser könnte die häusliche Lesung eines umfassenderen Werkes zu Hülfe kommen, auf welches sich der Lehrer auch beziehen könnte. Ein solches Werk müßte im eigentlichen und ächten Sinne populär seyn, d. h. nicht die tiefsten Lehren des Christenthums übergehen oder oberflächlich behandeln, sondern erschöpfen (?), aber dies in einer allgemein verständlichen Form. Kurz, es müßte für unsere Zeit das seyn, was die Erbauungsbücher der früheren Jahrhunderte, z. B. Arndt's Christenthum, für die ihrige waren. Für die ihrige: denn eine Rückkehr zu solchen Werken, wie sie Manche durch einen neuen Abdruck bezweckt haben, wäre unmöglich und höchst mißlich." Wer nun Arndt und das christliche Bedürfniß und zugleich die Ansprüche der Schulen genauer kennt, der wird weder darein einstimmen, daß Arndt für die gegenwärtige Zeit nicht passe und vergeblich neu abgedruckt worden, noch darein, daß Arndt zum Vorbild für ein zum Religionsunterricht auf Gymnasien vorbereitendes christliches Lehrbuch geeignet sey. Es ist unerläßlich, daß die Jünglinge, die in unserer Zeit auf Gymnasien gebildet werden, nicht nur einen Ueberblick der christlichen Lehre, sondern auch eine klare Erkenntniß ihrer Entstehung und Entwickelung empfangen. Richtig geordnet und auch in vielen Einzelnheiten richtig ausgeführt scheint uns das ziemlich allgemein verschmähte „Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens zum Gebrauch in den oberen Classen an den Gymnasien und für die reifere Jugend überhaupt, von Dr. Philipp Marheineke. Berlin 1823." Die in demselben vorangestellte kirchengeschichtliche Einleitung würde in einem jährlichen Cursus für die dritte Classe zum Leitfaden dienen; die darauf folgende biblische Einleitung in einem halbjährigen Cursus des durch keine längeren Ferien unterbrochenen Winter-Semesters für die zweite Classe, die symbolische Einleitung in dem halbjährigen Cursus eines Sommer-Semesters für dieselbe Classe; die eigentliche Lehre vom christlichen Glauben und Leben in einem zweijährigen Cursus für die erste Classe. Die Darstellung des Marheinecke'schen Lehrbuchs eignet sich freilich nicht für den Standpunkt von Gymnasialschulen, weil sie theils zu abstract in der Form, theils zu scharf und schroff in den Gegensätzen ist, was in einem zu schreienden Contrast mit der übrigen Gymnasialbildung unserer Zeit steht. Dessen ungeachtet kann der Lehrer für Eintheilung und Behandlung des Stoffs von diesem Lehrbuch viel Nutzen ziehen. Ueberhaupt aber ist der Religionsunterricht auf Gymnasien in unseren Tagen eine außerordentlich schwere Aufgabe und der beste Wille muß mit Rücksicht auf die obwaltenden Umstände weit hinter dem vorgesteckten Ziele zurückbleiben. Wie soll Erweckung und Lehre, Geschichtliches und Dogmatisches, Grundsprachen-Forschung und einfältig erbauliches Bibellesen, individuell-christliche Wahrheit und allgemein-menschliche Annäherung zu der Wahrheit im Unterricht gegen einander temperirt werden? Ohne Praxis läßt sich leicht viel rathen; in der Praxis ist oft guter Rath theuer. Nur das möchten wir, wenn es ein Trost ist, zum Troste sagen, daß die religiöse Bildung und Lehre auf Gymnasien, so weit wir die Spuren davon haben verfolgen können, nicht nur im 19ten Jahrhundert, sondern in allen Jahrhunderten seit der Reformation sehr mangelhaft gewesen ist, zu allen Zeiten verhältnißmäßig schlechter als in den Volksschulen. Theils hat man zu sehr das mechanische Element der Gewöhnung und des Auswendiglernens aus den Volksschulen in die Gymnasien herübergetragen; dieser Fehler scheint von Anfang an obgewaltet zu haben; theils hat man die Polemik der Gelehrten zu sehr in die Schulen eingeführt, wovon sich schon zu Anfang des 17ten Jahrhunderts die augenscheinlichsten Beweise ergeben; theils hat man eine grammatische und zugleich lebendige Bibelauslegung nach dem Grundtexte versäumt. Endlich hat man Heidenthum, Popularphilosophie und Alles, was wir jetzt noch als Untaugliches ansehen müssen, herbeigezogen, um das Christliche entweder auszutreiben oder zu ersetzen. Im Allgemeinen ist anzuerkennen, daß viel Schwierigkeit durch das nicht mehr kindliche und doch höchst unreife Alter der Jünglinge hervorgerufen wird, die auf Gymnasien recht eigentlich in den Jahren der fortschreitenden Entzweiung zu stehen pflegen. Vieles mag auch zu allen Zeiten an den persönlichen Mängeln der Lehrer gelegen haben. Aber sollte nicht auch etwas darin liegen, daß in unserer Gymnasialbildung, wie sie seit dreihundert Jahren eingerichtet ist, zwei an sich selbst sehr heterogene Bildungsmittel, Christenthum und classisches Alterthum vereinigt sind, zwischen denen eine wahrhafte gesunde Einigung nur ein als Christ hoch erleuchteter und zugleich in weltlicher Wissenschaft hochgebildeter Mann in seinem Geiste zu Stande zu bringen vermag! Und so möchten wir behaupten: die religiöse Bildung und Belehrung der Jugend in den oberen Classen der Gymnasien ein bis jetzt ungelöstes, höchst wichtiges practisches Problem.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 30. November. № 96.

Das Christenthum und der Geist des Aufruhrs in England.

(Schluß.)

Hierauf erhob sich Herr Hughes und sagte:

„Herr Sprecher (dies ist der Titel des Vorsitzenden im Unterhause, der die Berathungen leitet), ich habe die Ehre, den Antrag zu unterstützen, und fühle mich glücklich, daß die treffliche und überzeugende Rede des ehrenwerthen Bittstellers mir, in dieser späten Stunde der Nacht, die Pflicht auferlegt, nichts zu derselben hinzuzusetzen, indem ich dadurch doch nur den Eindruck der von ihm mit so vieler Kraft aufgestellten Gründe schwächen würde. (Hört, hört!) Doch muß ich um Erlaubniß bitten, die hohe Achtung hiemit auszusprechen, die seine Gesinnungen sowohl, als der Geist, in welchem er sie vorgetragen, mir und einem sehr großen Theile des Publicums einflößen, so wie die Ueberzeugung, daß das Land diesem Hause für die Aufmerksamkeit, mit welcher es ihn angehört, seine Achtung zollen werde. (Beifall.) Sonst habe ich nur noch hinzuzufügen, daß ich dieses Haus, daß ich Sr. Majestät Regierung inständigst bitte, dem Antrage statt zu geben, und nicht die Schuld, denselben verworfen zu haben, auf sich zu laden."

Der Canzler der Schatzkammer, Lord Althorp, — derjenige Minister, welcher im Namen des ganzen Ministeriums im Unterhause das Wort führt (leader of the commons) — erhob sich nun und sagte:

„Er habe die Rede des ehrenwerthen Mitgliedes mit Bewunderung seines Talents, und Achtung vor seiner Gesinnung angehört. (Hört!) Aber er gebe dem ehrenwerthen Herrn selbst zu bedenken, wie eben aus der Bitte, die er, gegen das Ende seiner Rede, dem Hause hinsichtlich der Aufnahme seines Antrags vorzutragen sich gedrungen gefühlt, hervorgehe, wie wenig ein solcher Gegenstand geeignet sey, in einer solchen Versammlung verhandelt zu werden. (Hört!) Nach der Landesverfassung sey es Sache der Krone, unter Beirath der Häupter der Kirche, dergleichen in Anregung zu bringen, und dies sey viel angemessener, als wenn das Unterhaus sie vor sich zöge. Allerdings gebe es viele Beispiele, daß das Unterhaus solche Anträge gemacht, doch keines aus der neueren Zeit. Er wünsche, daß das Haus mit ihm fühle, wie wünschenswerth es sey, diese Discussion nicht weiter fortzusetzen. Jedes Mitglied des Hauses würde es gewiß im höchsten Grade bedauern, wenn irgend eine Aeußerung bei dieser Gelegenheit laut würde, die dem Ernste des Gegenstandes nicht angemessen wäre. (Hört, hört!) Er wolle sich dem Antrage nicht gradezu widersetzen, wünschte aber, daß diese Sache überhaupt nicht in Anregung gekommen, und wolle, um das Haus nicht länger aufzuhalten, mit der Bitte schließen, vorläufig zu entscheiden, ob eine fernere Erörterung stattfinden solle."

Herr Perceval erwiederte:

„Er fühle sich in großer Verlegenheit, was er thun solle. Er sey mit dem festen Entschlusse in diese Versammlung gekommen, es zur Abstimmung kommen zu lassen, wenn nicht der edle Lord selbst den Antrag zu machen und durchzuführen übernehmen würde. Nachdem aber der edle Lord den Gegenstand mit so vielem Ernste behandelt (wofür er ihm aufrichtigst, so wie auch für seine freundlichen Ausdrücke in Beziehung auf ihn, danke), und nachdem das Haus seinen Antrag mit so ausgezeichneter Aufmerksamkeit und Achtung angehört und aufgenommen, wolle er die Versammlung nicht nöthigen, durch eine Abstimmung darüber in zwei Theile zu zerfallen."

So schloß diese merkwürdige Verhandlung. Von Herrn Perceval wissen wir nur noch anzuführen, daß er, ebenfalls in der Parlamentssitzung vom vorigen Winter, den Mißbrauch des heiligen Namens Gottes ernstlich gerügt hat, den ein Römisch-Katholisches Irländisches Mitglied des Unterhauses durch wiederholte Ausrufungen, wie: „Großer Gott!" und dergleichen, im Laufe der Debatten sich zu Schulden kommen ließ, worauf der Sprecher den Irländer, der bei dieser Gelegenheit anführte, er sey in einem Jesuiten-Collegium erzogen, aufforderte, Aeußerungen zu vermeiden, welche die Gefühle eines großen Theils der Versammlung verletzten, recht im Geiste unserer Zeit, welche den wahrhaftigen lebendigen Gott zu erkennen und zu bekennen sich scheut, den subjectiven Vor-

stellungen von ihm aber, als solchen, Duldung und Achtung zu Theil werden läßt, und im Geiste England's, wo man diese Duldung und Achtung nicht bloß Poeten, Philosophen, Pantheisten, Rationalisten, halben Christen, welche mit der Welt Friede halten, sondern viel mehr als bei uns, auch den Christen gewährt, die im lebendigen Glauben Zeugniß ablegen gegen die Welt. Eben dieser Geist der Zeit und England's tritt uns in den oben mitgetheilten Parlamentsverhandlungen entgegen. Doch scheint Herr Perceval selbst mit seinem Antrage auf den Buß- und Fasttag so viel Duldung, als er gefunden, nicht erwartet zu haben. Um so ehrwürdiger muß uns sein Glaubensmuth und seine ernste Entschiedenheit seyn. Ein junger, weder sehr angesehener noch durch Rang oder Vermögen unabhängiger Mann, fordert ohne Scheu vor dem, dem Fleische bei solchen Gelegenheiten so furchtbaren, spöttischen Lächeln der Welt, gegen den mächtigen Strom der öffentlichen Meinung, die Versammlung und die Nation zur Buße und Demüthigung auf vor seinem und ihrem Gotte; und den Ministern gegenüber, welche ihre Erhebung der revolutionären Aufregung der Pariser Julitage verdankten, und welche grade mit dem günstigsten Winde dieser von ihnen selbst angefachten Aufregung segelten, deckt er ohne Rückhalt die Gottlosigkeit auf, welche die Seele dieser Heldenthaten des Tages ist, während er von der anderen Seite von allem politischen Partheigeiste, wie es dem Knechte Christi gebührt, sich frei hält, und die ihm gegenüber stehenden Minister nicht allein mit der ihren hohen Aemtern zukommenden Ehrerbietung behandelt, sondern auch das Gute, was sie gethan, dankbar anerkennt. Selbst in dem endlichen Zurücknehmen des Antrags glauben wir diese weise Mäßigung, und keinesweges ein feiges Erschlaffen, erkennen zu dürfen; er konnte voraussehen, daß der Antrag nicht durchgehen würde, und wollte von der einen Seite der Mehrheit der Versammlung die Versündigung des Widerstandes dagegen und der spöttischen Aeußerungen darüber, die er erwarten mußte, so wie dem ganzen Lande das Aergerniß, das dadurch gegeben worden wäre, ersparen, während von der anderen Seite durch das öffentliche Aussprechen der großen Wahrheiten seiner Rede vor dem Parlament und dem ganzen Lande, und durch das ernste Anhören derselben der Theil seines Zweckes erreicht war, den er zu erreichen hoffen konnte. Wir zweifeln nicht, daß der Segen groß ist, den er durch sein, gewiß im gläubigen Aufblick auf den Herrn, abgelegtes Bekenntniß und Zeugniß gestiftet hat, indem sogar der, politisch ganz liberale, und insofern Herrn Perceval opponirende Neu-York-Observer dem ernsten Glaubensmuthe desselben seinen freudigen Beifall nicht versagen kann. Wie weit ist es aber mit der Christenheit gekommen, daß in der Reichsversammlung des vielleicht christlichsten Landes, wer Gottes Namen nennen, wer zur Beugung vor ihm auffordern will, solche Vorreden, Einleitungen und Bitten um Ernst nöthig hat, wie wir sie in Herrn Perceval's Rede finden, und daß der Minister des Königs, der „von Gottes Gnaden" dieses Land beherrscht, den bedenklichen Gegenstand nicht schnell genug mit guter Manier wieder bei Seite schieben kann? — Und doch, welch ein Contrast, wenn wir diese Parlamentsverhandlung mit den Debatten der Französischen Kammern vergleichen, wo der heilige Name Gottes gar nicht genannt wird, und wo die Grundwahrheiten des Christenthums nur als Gegenstand frivolen Spottes vorkommen! (So sagte neulich ein Deputirter von der Parthei der „Bewegung" in der Kammer: Nächst der Erbsünde, die bekanntlich von Adam bis an's Ende der Welt forterbe, könne er sich nichts Sonderbareres denken, als die Erblichkeit der Pairie; u. s. w.) So sehr auch die Protestantischen Kirchen vom Unglauben verwüstet sind, so deutlich sind doch auch jetzt noch die Segnungen der Reformation in ihnen zu erkennen, wenn man ihren Zustand mit dem Zustande der Kirchen vergleicht, in denen ein siegreicher, frech materialistischer Unglaube fast nur noch auf dem politischen Gebiete Ueberreste des Papstthums zu bekämpfen hat.

Wir schließen mit dem von Herrn Perceval erwähnten Gebete, welches auf Veranlassung der im vorigen Herbste in Großbritannien statt gefundenen Unruhen der Erzbischof von Canterbury verfaßt hat, und welches auf Königl. Befehl in den Bischöflichen Kirchen des Landes verlesen worden ist. Dasselbe wird in unseren christlichen Lesern den Wunsch wieder anregen, daß auch die Cholera bei uns nicht bloß durch landespolizeiliche Anstalten und ärztliche Bemühungen bekämpft, sondern auch dazu angewendet werde, wozu der Herr den Tod uns vor Augen stellt, „daß wir klug werden" zur Seligkeit.

„O Gott, unser himmlischer Vater, der du reich bist an Gnade und Barmherzigkeit über Alle, die deinem Willen gehorchen, und Vergebung der Sünden denen verheißen hast, welche von Herzen Buße thun und deinem heiligen Evangelio glauben, wir flehen dich demüthig an, mit Erbarmen auf deine Knechte herabzusehen, und ihre Noth zu lindern. Wir haben gesündiget, schwer gesündiget und deine heiligen Gesetze übertreten; wir bekennen unsere Ungerechtigkeit, wir beklagen unsere Unwürdigkeit, und bekennen mit gebeugten Herzen, daß wir durch unsere vielfältigen Sünden deinen gerechten Zorn auf uns geladen haben; doch handle nicht mit uns, o Herr, nach der Menge unserer Uebertretungen, sondern gedenke im Gerichte deiner Barmherzigkeit. Neige, o Herr, um deines lieben Sohnes willen, dein Ohr zu unserem Gebete, und ziehe deine strafende Hand von uns zurück. Von dir allein hoffen wir Errettung; ohne deinen Beistand, ohne deine Leitung kann Menschenmacht und Menschenweisheit nicht helfen. Gib, o Herr, deinem Volke den ruhigen Genuß der vielen und großen Segnungen wieder, die wir von deiner Güte empfangen haben; steure der Bosheit der Gottlosen und Unruhstifter und bekehre ihre Herzen; erbarme dich, o Herr, der Einfältigen und Unwissenden, die irre geleitet worden sind, und führe sie zurück zur Erkenntniß ihrer Pflicht; und schenke Jedermann in diesem Lande, weß Ranges und Standes er auch sey, ein solches Maaß deiner Gnade, daß unsere Herzen, erfüllt mit wahrem Glauben und ächter Frömmigkeit, und gereiniget von allen sündlichen Trieben, dir dienen mögen einmüthig in Gehorsam und Ergebenheit gegen unseren König und brüderlicher Liebe gegen einander, und daß, beständig nachjagend dem herrlichen Kleinode unserer himmlischen Berufung, wir endlich eingehen in das ewige Leben, durch das Verdienst und die Versöhnung unseres einzigen Mittlers und Fürsprechers, Jesu Christi unseres Herrn! Amen!

O Gott, du Vater unseres Herrn Jesu Christi, unseres einzigen Heilandes und Friedefürsten, gib uns Gnade, daß wir ernstlich die große Gefahr zu Herzen nehmen, in die wir durch unsere unselige Zwietracht gerathen sind. Nimm hinweg allen Haß und alles Vorurtheil, und Alles was sonst die göttliche Einigkeit und Liebe unter uns hindern und stören mag, auf daß, gleichwie nur Ein Leib ist, und Ein Geist, und Eine Hoffnung unseres Berufs, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller, so auch wir hinfort Alle Ein Herz und Eine Seele seyn mögen, verbunden durch Ein heiliges Band

r Wahrheit und des Friedens, des Glaubens und der Liebe, ıd mit Einem Sinn und Einem Munde dich preisen durch ıseren Herrn Jesum Christum! Amen!"

Graf Chesterfield und der Apostel Paulus.

(Aus Nordamericanischen Blättern.)

Der Graf von Chesterfield, ausgezeichnet durch Ge- ert, Talent und Erziehung, einer der gebildetsten Männer in ıropa, hervorragend in der politischen wie in der eleganten elt, schreibt am Ende seines langen Lebens, nachdem er jeden lch der Lust, den diese Welt darbietet, ausgeleert hatte:

„Ich habe das langweilige Einerlei der Geschäfte und Ver- gnügungen durchgemacht, ich habe alle Freuden dieser Welt ge- ssen und ihre Nichtigkeit erkannt, ich wünsche sie mir nicht rück. Ich schätze sie nach ihrem wahren Werthe, das heißt, hr niedrig. Wer sie nicht kennt, der pflegt sie zu hoch anzu- hlagen. Man sieht nur die liebliche Außenseite, und läßt sich ırch deren Glanz verblenden. Ich bin hinter den Coulissen wesen. Da habe ich alle die staubigen Stricke und hölzernen Binden gesehen, welche die prächtige Maschinerie in Bewegung tzen, ich habe die Talglichter gesehen und gerochen, welche die ecorationen illuminiren, und Bewunderung und Staunen der nwissenden gaffenden Menge erregen. Wenn ich jetzt zurück- nke an das, was ich gesehen, gehört, gethan habe, so kann ich ir kaum vorstellen, daß dieser ganze leere Wirrwarr von welt- hem Treiben und weltlicher Lust wirklich vorhanden gewesen, ist mir, als hätte ich Opium genommen und das Alles ge- äumt, und mich gelüstet keinesweges, das ekelhafte Tränkchen ch einmal zu nehmen, um den wesenlosen Traum noch einmal ırchzumachen. Soll ich nun sagen, daß ich diese trüb- lige Lage mit der verdienstlichen Standhaftigkeit nd Selbstverläugnung trage, deren die Meisten sich ihmen? Nein, ich müßte lügen; ich trage sie, weil h sie tragen muß, ich mag wollen oder nicht. Mein ichten und Trachten geht nur dahin, die Zeit, nun e meine Feindin geworden ist, zu tödten, so gut ich ann; ich habe mich entschlossen, den noch übrigen heil der Reise im Wagen schlafend zuzubringen."

Der Apostel Paulus dagegen, der sein Leben verbracht in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in iel Fasten, in Frost und Blöße, gefangen, in Todesnöthen, ge- äupet, gesteinigt, Schiffbruch erlitten, in Fährlichkeiten zu Wasser, nter den Mördern, unter den Juden, unter den Heiden, unter ılschen Brüdern, der mit schwach wurde und brannte, sobald in Glied schwach oder geärgert wurde, der da täglich starb, chreibt am Ende seines Lebens:

„Ich werde schon geopfert, und die Zeit meines bscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten ampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich abe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt ie Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr n jenem Tage, der gerechte Richter geben wird, icht mir aber allein, sondern Allen, die seine Er- cheinung lieb haben."

„Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an. Ob sie wohl vor den Menschen viel Lei- en haben, so sind sie doch gewisser Hoffnung, daß sie nimmer- mehr sterben. Sie werden ein wenig gestäupt, aber viel Gutes wird ihnen widerfahren. Denn Gott versucht sie, und findet, daß sie sein werth sind. Er prüfet sie, wie Gold im Ofen und nimmt sie an als ein völliges Opfer. Und zur Zeit, wenn Gott drein sehen wird, werden sie hell scheinen, und daher fahren, wie Flammen über den Stoppeln. Sie werden die Heiden rich- ten und herrschen über Völker, und der Herr wird ewiglich über sie herrschen. Denn die ihm vertrauen, erfahren, daß er treu- lich hält, und die treu sind in der Liebe, läßt er sich nicht neh- men. Denn seine Heiligen sind in Gnaden und Barmherzig- keit, und er hat ein Aufsehn auf seine Auserwählten."

„Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."

Nachrichten.

(Nordamerica.) Schon in einem früheren Stück der Ev. K. Z. wurde erwähnt, daß dieses Jahr wieder besonders reich an großen Erweckungen in den verschiedenen christlichen Gemein- schaften Nordamerica's gewesen ist. Die Zeitschrift „Spirit of Pil- grims" gibt in ihrem diesjährigen Augustheft darüber folgende Uebersicht: „Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Been- digung des Revolutionskrieges trat in dem Werke Gottes unter uns ein furchtbarer Stillstand ein. Die Gemüther des Volks, der Geist- lichen und Laien waren zu sehr mit anderen Gegenständen ange- füllt, und die Interessen des Reiches Gottes wurden hintangesetzt. Ungefähr mit dem Anfange dieses Jahrhunderts scheint eine neue Epoche eingetreten zu seyn.*) Erweckungen wurden häufiger, und waren von ganz besonderen Zeichen der göttlichen Gegenwart beglei- tet; und von da an bis jetzt, kann man sagen, ist das Werk im Fortschreiten und im Wachsthum geblieben. Das Jahr 1829 war für uns ein Jahr besonderer Dürre im Geistlichen. Die Zahl der Erweckungen war verhältnißmäßig gering, und oft fragten sich die Christen: „„Warum streitet der Herr wider uns?"" Zu Anfang des vorigen Jahres wurden die Aussichten günstiger. Hie und da fielen Tropfen der Gnade, und an mehreren Orten zeigten sich Er- weckungen; doch erst gegen das Ende des Jahres fielen diese Tro- pfen häufiger, und vereinigten sich zu einem allgemeinen Gnaden- regen. Die neuesten Erweckungen scheinen im Herbst v. J. im west- lichen Theile des Staates Neu-York, in Rochester und der Umgegend begonnen zu haben. In den nächstfolgenden drei bis vier Monaten verbreitete sich das Werk mit reißender Schnelligkeit über einen großen Theil des Staates. Im Winter sah man auch in der Stadt Neu-York (mit einer Berlin wenig nachstehen- den Bevölkerung) erfreuliche Anzeichen, welche im Frühjahr einen höchst erfreulichen Charakter annahmen. Fast alle Evangelische Ge- meinden der Stadt haben ihren Antheil daran gehabt, und man darf gewiß annehmen, daß Tausende von Neuem aus Gott ge- boren worden sind. Während so das Werk durch den Staat und die Stadt Neu-York fortschritt, zeigte es sich auch in den westli- chen Theilen von Massachusetts und an verschiedenen Orten in Connecticut. Zur selben Zeit offenbarte sich Gottes Allmacht und Gnade auch in einigen der vornehmsten Städte des Staates Maine. Um den ersten März wurde ein besonderer Geist des Ge- bets über die Gemeinden in Boston ausgegossen; seitdem ist auch hier das Werk im Wachsen geblieben, und Viele sind durch die Gnade Gottes erneut worden. Während sich so die Erweckung nach Osten verbreitete, dehnte sie sich auch nach Süden und Westen aus. Philadelphia, Charleston (große Hafenstadt in Süd-Ca- rolina), Cincinnati (in Ohio), der District von Columbia

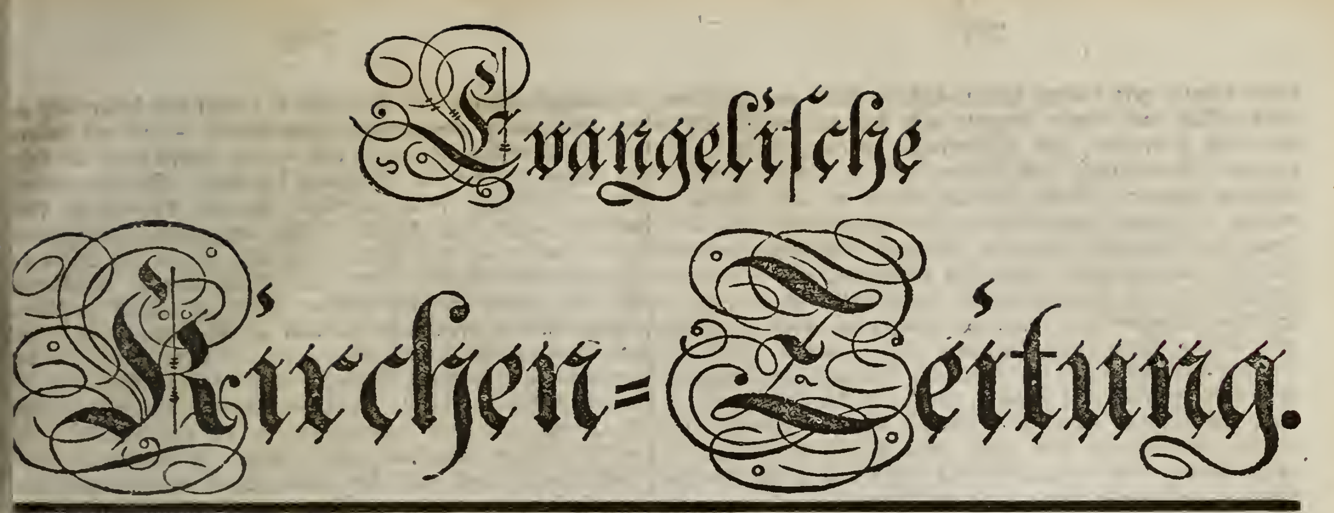
---

*) Wie höchst merkwürdig, daß dieselbe Zeit auch in England, Norwegen und Schweden, und bald darauf auch in Deutschland eine ähnliche Wendung in den Zustand der Kirche brachte!

(worin Washington liegt) und viele Orte der mittleren, südlichen und westlichen Staaten sind von Gottes Gnade heimgesucht worden; und fast überall ist dort das Werk noch jetzt im Fortschreiten. Ein Mann, der besonders mit diesem Gegenstande sich beschäftigt hat, und vollkommen im Stande ist, darüber zu urtheilen (der Secretär der Americanischen Erziehungsgesellschaft) behauptet, daß nicht weniger als tausend Gemeinden in den Vereinigten Staaten mit Erweckungen gesegnet worden seyen, und die Zahl der Bekehrungen sich vielleicht auf 50,000 belaufen dürfte! Dabei ist vorzüglich bemerkenswerth, daß die Städte und die Colleges ganz besonders begnadigt worden sind. Die am meisten gesegneten Bildungsanstalten sind Yale, Amherst, Middlebury, Bowdoin, Williams, Hamilton, Jefferson Kenyon, Union, Hampden Sydney, Neu-Jersey, Western Reserve, Browns-Universität und die Universität von Ohio. Die Gesammtzahl aller Studenten, die während dieser Erweckungen, so weit man sehen kann, aufrichtig sich bekehrt haben, beträgt 320; und gewiß wird das Werk der Gnade bei ihnen nicht stehen bleiben. — „Der Charakter dieser Erweckung," sagt die General-Synode der Presbyterianischen Kirche in ihrem Bericht über den Zustand der Religion in ihren Gemeinden, „war von der Art, wie ihn alle Freunde Gottes billigen und auch ferner zu sehen wünschen müssen: ruhig, ernst und an vielen Orten gewaltig. Nur wenig kam vor, was Mißtrauen erwecken, oder selbst die vorsichtigsten und furchtsamsten Christen besorgt machen konnte. Und merkwürdig ist es, daß wir nur wenig von offenbaren und gewaltthätigen Angriffen der Feinde hören; selbst die verderbtesten Menschen waren an einigen Orten so ergriffen, daß, wenn sie auch sich nicht bekehren wollten, sie doch nicht lästern durften. Personen aller Stände, Alter und Eigenthümlichkeiten haben daran Theil genommen. Kinder von 6—7 Jahren, noch in der Kleinen-Kinderschule (infant school), und greise Sünder, die achtzig Jahre schon in Feindschaft gegen Gott gelebt hatten, sind öfters in ein und derselben Gemeinde zu den Füßen Jesu niedergefallen. Große, kenntnißreiche Staatsbeamte und die ungebildetsten Dienstboten fanden sich in denselben Gebetsversammlungen als gleich in Gottes Augen ein; Reiche und Arme haben beide um Gnade gebettelt bei dem, der keine Person ansieht; indeß glaubt man allgemein, daß noch keine frühere Erweckung so viele reiche, gebildete und einflußreiche Männer ergriffen hat. Moralische Menschen, die wegen der Reinheit ihrer Sitten vor Gott gerecht zu seyn meinten, und offenbar Lasterhafte und grobe Sünder haben sich auf gleiche Weise vor dem Zorngerichte Gottes, dem sie als schuldig verfallen waren, in den Staub werfen müssen. An manchen Orten sind Trunkenbolde, die schon den zeitlichen Lohn ihrer Unmäßigkeit durch einen frühen Tod zu empfangen im Begriff standen, durch Gottes Hand am Rande des Abgrunds ergriffen worden. In einigen Gemeinden, besonders in den westlichen Theilen des Staates Neu-York sind die Wirkungen der Gnade Gottes so gewaltig gewesen, daß die Sitten und Gewohnheiten des geselligen Lebens sich gänzlich geändert haben. Vergnügungen und alle Beschäftigungen von zweifelhaftem Werth hat man fahren lassen, und die viel höheren Freuden der gemeinschaftlichen Andacht und der Thätigkeit zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen statt dessen gesucht. In sehr vielen Fällen haben die Bekehrten sogleich einen vollen Ersatz für früher begangenes Unrecht geleistet." — Als diejenigen Mittel, welche diesen außerordentlichen Ereignissen den Weg bereitet haben, sind drei vorzüglich zu erwähnen: Die Sonntagsschulen, die Vertheilung christlicher Schriften und die Mäßigkeitsgesellschaften. So vieles von dem guten Samen, der seit einer Reihe von Jahren in den Sonntagsschulen ausgestreut wor den,*) ist nun aufgegangen; Tausende, welche früher Sonntags schulen besucht haben, sind in den letzten Monaten zu der Heerd Christi hinzugethan worden. Durch die Vertheilung christliche Schriften ist die göttliche Wahrheit oft sehr verhärteten und ver schlossenen Menschen nahe gebracht worden. Die Mäßigkeitsgesell schaften haben die fürchterliche Herrschaft der Trunkenheit unte uns, welche schon dem ersten Eingange des Evangeliums den We verschließt, bedeutend geschwächt. Unter den direct wirksamen Mit teln dieser Erweckungen steht oben an die Predigt des Evan geliums. Wenn die Predigten bei diesen Erweckungen etwas Be sonderes hatten, so war es die nachdrückliche, mit ungewöhnliche Gewalt wiederholte Ermahnung: „Augenblicklich Buße zu thun un das dargebotene Heil zu ergreifen!" Die Sünder wurden vor de gefährlichen Beruhigung gewarnt, daß sie Gottes Zeit abwarte müssen; denn „jetzt sey die angenehme Zeit, jetzt sey der Tag de Heils." Die Prediger haben diese große Wahrheit nicht mit einen halb unterdrückten Unglauben verkündigt, als ob sie selbst zweife haft wären, ob das Wort Gottes wirklich noch seine alte Kra habe, sondern mit der Zuversicht, daß was sie sagten, göttliche Wahr heit sey und die Sünder zur Aufmerksamkeit nöthigen werde; u in tausenden von Fällen haben sie darauf gemerkt und haben ba Friede und Freude im Glauben gefunden. — Alle diese Erweckur gen wurden von einem ungewöhnlichen Geist des Gebets begleite Morgenbetstunden, die früher nicht üblich waren, wurden erricht und waren von vielem Segen. An manchen Orten fanden meh rere Tage hintereinander Versammlungen statt, und die Erfahrun hat auch diese als höchst segensreich bewährt." Es wird von de Referenten im „Spirit of Pilgrims" hinzugefügt: „Unsere jetzi Zeit bildet ohne Frage eine höchst wichtige Crise für die Gemeinde unseres Vaterlandes. Sollten die jetzigen Erweckungen so forte hen, und frei bleiben von Unordnungen und Ausartungen, wie w es zu Gott hoffen, so ist ihr Segen, selbst für diese Welt, unber chenbar; unser Vaterland wird dann Immanuels Land, und w werden das selige Volk, deß der Herr Gott ist. Sollten wir ab den heiligen Geist betrüben und seine Wirkungen aufhören, da würde vielleicht eine Zeit besonderer Erkaltung und Verhärtung f gen. O möchte doch jeder Christ dankbar und demüthig und ber seyn, noch mehr Segen zu empfangen! Möchte doch Jeder, d ein Herz hat, das fühlt, und eine Hand, die wirken, und eine Zun die reden und bitten kann, sich fest entschließen, Alles, was ihm o liegt, zu thun, daß das Werk des Herrn gefördert werde." — ihr Christen Deutschland's, die ihr dies leset, ergreift euch nicht tiefer Schmerz, wenn ihr damit den todten, elenden Zustand un rer verwüsteten Kirche vergleichet? Und insbesondere, ihr Predig des Evangeliums, verlangt euch nicht danach, ähnliche Früchte eu Predigt zu sehen? Es ist wahr, „Gott ist es, der wirket, be das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen;" al daneben stehet: „Schaffet euere Seligkeit mit Furcht und Zittern sehnet ihr euch nach solchen Früchten, habt ihr Hunger und Du danach, und treibt euch dieser zu anhaltendem Gebete darum a O daß doch der Herr hiebei recht viele in ihr Herz führte!

*) Diese haben mit den auch wohl unter uns anzutreffenden keine Aehnl keit. Unbesoldete junge Männer haben jeder eine Classe von höchstens sechs K dern, welche sie durch die genaueste Beschäftigung mit ihrem Herzenszustande eine Einführung in die heilige Schrift zu dem Heiland zu führen suchen. In Stadt Neu-York gibt es solcher Lehrer über 800.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 3. December. № 97.

Die Giftmörderin Gottfried.

Zweite Mittheilung nach der Schrift: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried rc. Von Dr. Voget. Zweiter Theil. 1ste und 2te Abtheilung. (Bremen 1831. Im Museum der neuesten Litteratur von C. Schünemann.)

Vorrede.

Der Verfasser hebt die Wichtigkeit der Frage heraus: Inwiefern ein so tief in den Abgrund der Bosheit versunkenes Geschöpf, wie die Gottfried, noch gerettet werden könne? Er läugnet nicht die Möglichkeit einer solchen Rettung, spricht sich aber über den Grund und die Bedeutung einer wahren Bekehrung, so wie über das Wesen sentimentaler Heuchelei und endlicher Verstockung recht bündig und entschieden aus. Auch diese wenigen Einleitungsworte bestätigen unser schon in den vorigen Aufsätzen bereits ausgesprochenes Urtheil. Wir freuen uns abermals darüber, daß diese Verbrecherin, welche unstreitig mit zu den wichtigsten Zeichen der Zeit gehört, einem Manne zur gerichtlichen Vertheidigung übergeben ward, an dem wir die Kraft des Evangelii unverkennbar arbeiten sehen, und der also im Stande war, ein solches Ungeheuer von der rechten Seite und mit dem rechten Auge zu betrachten.

Der erste Abschnitt des Buches beginnt mit dem gerichtlichen Verfahren gegen die Verbrecherin, und mit der ersten Vertheidigung derselben.

Es erschien — so heißt es in der Mittheilung — am 6. März 1823 vor dem Criminalgerichte der Dr. Med. C. und zeigte an, daß er auf einem Stücke Schweinefleisch, das er vom Rademacher Rumpf zur Untersuchung erhalten, eine bedeutende Menge Arsenik gefunden habe. Hierauf erschien Rumpf selbst und gab an, daß er sein jetziges Wohnhaus von der Gottfried gekauft, daß die Gottfried sich freie Wohnung darin im Kaufe ausbedungen habe, daß bald nach dem Einzuge seine Ehefrau in den Wochen an heftigem Erbrechen gestorben, daß auch die Amme daran erkrankt, und deshalb fortgelaufen sey. Bald nach dem Tode seiner Frau habe ihm die Gottfried eine Verheirathung mit ihr nahe gelegt, was er aber entschieden abgelehnt habe. Seit einem Jahre habe er nun mehrere Male heftiges Erbrechen bekommen, und sey hierauf fast immer krank gewesen. Mehrmals habe er in seinen Speisen verdächtige Stoffe gefunden, ohne jedoch hieraus etwas Arges zu ahnen. Man habe ihn zwar vor der Gottfried, als einer räthselhaften Frau, gewarnt, doch habe er dieses als abergläubischen Volkswahn bisher verachtet. Endlich habe er vor wenigen Tagen auf einem Stück Schweinefleisch eine weiße, verdächtige Masse entdeckt, und dem Dr. C. zur Untersuchung übergeben. Zum Schluß erwähnt er noch, daß außer ihm auch noch zwei Lehrburschе fast immer an Erbrechen gelitten haben. —

Nach diesen Verhandlungen entschloß sich das Gericht, alsbald sich zur Gottfried zu begeben, welche von den Gefahren, die sie bedrohten, noch keine Ahnung hatte.

Fragen wir nun, was die Gottfried dazu vermochte, den Rumpf mit Gift zu verfolgen, so gibt die Aussicht einer Heirath mit ihm, und dem dadurch wieder zu gewinnenden Besitz des verkauften Hauses, genügenden Aufschluß. Aus den vorigen Aufsätzen werden sich unsere Leser erinnern, daß die Gottfried seit ihres zweiten Mannes Ermordung nicht mehr aus Wollust,*) sondern aus Habsucht mordete. Ja sie war in dieser letzten Zeit bereits so weit in der Bosheit erstarkt, daß sie auch aus bloßer übler Laune, ja selbst aus Langeweile, vorzüglich auch darum ihre Freunde mit Gift verfolgte, um durch eine ausgezeichnete Krankenpflege ihre Umgebungen zu bestechen, und sie aus dem tiefen Todtenschlafe der vollkommensten Arglosigkeit nie erwachen zu lassen. Wie sehr ihr dieses mit ihrem Wirthe, dem Rumpf, gelungen war, ist ebenfalls aus den vorigen Aufsätzen bekannt. Denn als letzterer bemerkte, daß das auf dem Fleische entdeckte Gift der Gottfried eine Untersuchung zuziehen könnte, so bedauerte er es gar sehr, daß eine so gute Frau um seinetwillen Verdruß bekommen solle. Inwiefern aber die Gottfried aus den fortgesetzten Martern des Rumpf's das Gelingen ihres Planes, nämlich den Gewinn des Hauses,

*) Nicht als ob sie von dieser Seuche geheilt gewesen wäre, sondern weil ihre jetzigen Buhlen anderer Art, als der räthselhafte Gottfried, waren.

hoffen konnte, geht daraus hervor, daß sie durch eine zuvorkommende, Tag und Nacht sorgende und sich aufopfernde Pflege sein Herz zu erobern, und ihn entweder zu einer Heirath, oder zu einem Vermächtniß des Hauses und seines Vermögens zu bewegen gedachte. Dieser Umstand erklärt es auch hinlänglich, warum sie diesem ihrem letzten Opfer klüglich nur solche Portionen Gift beibrachte, die, ohne zu tödten, eben hinreichend waren, ein immerwährendes Kranksehn zu erregen, und dadurch die Giftmischerin als Krankenpflegerin unentbehrlich zu machen. — Was sie übrigens dazu bewogen haben mag, auch den beiden Lehrburschen solche kleine Portionen Gift zu geben, dieses läßt sich aus mehr als einem der bekannten Beweggründe, vorzüglich aber dadurch hinlänglich erklären, daß durch das Erkranken mehrerer Personen im Hause der Verdacht des Publicums genährt wurde, es müsse mit dem Hause selbst wohl nicht richtig, oder es müsse die Nähe der **Gottfried** durch eine giftige Ausdünstung so verderblich seyn. — Beide Meinungen mußten ja der Verbrecherin gleich willkommen seyn, weil sie am besten geeignet waren, den Verdacht von ihr ab-, auf eine unsichtbare geistig-fatalistische Macht hinzulenken, und den Abgrund ihrer Verbrechen mit dem Schleier abergläubischer Nacht gehörig zu bedecken. — Denn daß die **Gottfried** schon seit langer Zeit auch den Wahn einer fatalistischen (unwiderstehlichen) Bestimmung theils zu ihrer Selbstentschuldigung, theils zu Täuschung Anderer benutzt haben muß, dieses geht späterhin ganz deutlich aus der Geschichte ihrer Verhöre hervor. So viel zur psychologischen Deutung der verlängerten letzten Giftquälereien der Verbrecherin. Wir fahren nun in unserer Erzählung fort.

Das Gericht begab sich sofort nach **Rumpf's** Vernehmung in das Wohnhaus desselben, um die **Gottfried** auf ihrem Zimmer ebenfalls zu verhören. Kurz vorher hatte dieselbe von diesen Anstalten gegen sie einige Kunde bekommen, und sich daher auf den Empfang des Gerichts einigermaßen vorbereiten können. Während das Gericht bereits im Hause Nachsuchungen hielt, zündete sie noch ein Feuer im Ofen an, um die Ahnung, daß ihr Arrest bevorstehe, durch scheinbare Arglosigkeit zu verbergen, und den Umstehenden glauben zu machen, als ob ihr die Möglichkeit einer Entfernung aus dem Hause gar nicht in den Sinn komme. Ein irdenes Gefäß mit Mäusebutter (Arsenik) hatte sie noch kurz vorher im Bette sehr geschickt verborgen. Bei'm Eintritt der Gerichtspersonen erschien sie ganz unbefangen, klagte jedoch über Seitenstechen, weshalb sie, wie sie angab, das Bett nicht verlassen könne. Sie versicherte, daß es ihr sehr lieb sey, die mancherlei Gerüchte über sie endlich durch eine ordentliche Untersuchung hoffentlich bald beendigt zu sehen. Nachdem sie über die Todesfälle im Hause befragt worden war, und eine Weile geredet hatte, mochte sie wohl vergessen, daß sie krank seyn müsse, sprach ganz munter und kräftig, und es ergab sich gar bald, daß ihre Krankheit erkünstelt sey. Sie wurde daher sogleich nach dieser ersten Vernehmung auf das Stadthaus gebracht. Verhöre folgten jetzt auf Verhöre, und nun fiel es mit einem Male dem ganzen Publicum wie Schuppen von den Augen. — Während bei anderen Verbrechen die allmählige Auffindung des Thatbestandes den Gang der Untersuchung verzögert, so war im Gegentheil in diesem Falle die Ermittelung desselben (was nämlich die moralische Ueberzeugung betrifft) das Ergebniß der ersten Untersuchung. Richter und Volk sprachen wie aus Einem Munde das „**schuldig**" über die Verbrecherin aus. Der ganze weitere Verlauf der Untersuchung, und die

Gefängnißgeschichte der **Gottfried** bezieht sich daher bloß auf die Gewinnung ausführlicher Geständnisse, — so wie anderer nothwendiger Rechtsformen, und — wir freuen uns, es sagen zu dürfen — auf die Bekehrung derselben. Die Untersuchung wurde scharf und kräftig betrieben. Am 18., 19. und 20. April wurden sogar einige dreißig Leichen ausgegraben; die Verbrecherin wurde auf den Kirchhof geführt, wo sie die Leiche der Schmidt'schen Ehefrau (ihrer treuen Magd **Beta**) anerkannte. Die Eingeweide derselben wurden sofort zur chemischen Untersuchung an die medicinische Facultät zu Göttingen versandt und das darin entdeckte Gift war beinahe als bloße Zugabe zu den vorhandenen moralischen Beweisen zu betrachten. Schon in den ersten Verhören bekannte die Verbrecherin einige ihrer Verbrechen, und zwar bloß darum, weil sie die Unmöglichkeit, hier durchzukommen, wohl bald genug einsah. Jedoch war in diesen Geständnissen auch nicht die leiseste Spur einer reuigen Ein- und Umkehr zu erkennen. Ihr ganzes Benehmen deutete bloß auf die Anordnung und glückliche Durchführung eines Planes, wie sie der Strafe wo möglich ganz, oder doch theilweise entgehen könne? Im Juli erhielt sie ihren ersten Seelsorger, den Herrn Pastor Dr. R., und als die Untersuchung bis zum December beendigt war, bekam die Verbrecherin den Verfasser des eben angezeigten Buches zum Vertheidiger. Die Vertheidigungsschrift selbst, welche nun in ihrem ganzen Umfange folgt, übergehen wir, als zu unserem Zwecke nicht gehörig. Nur über die Benutzung der in unseren Tagen von den psychischen Aerzten vielfach angeregten psychologischen Thatsache einer sogenannten **Monomanie** müssen wir einige Bemerkungen machen. Es ist nämlich seit einiger Zeit in der psychischen Medicin der Satz aufgestellt worden, daß **es eine Art von Verrücktheit gebe, wobei bloß die Willensfreiheit krankhaft unterdrückt ist, das Urtheil und die Verstandeskräfte aber keine krankhafte Verstimmung verrathen**, wobei also **die Zurechnungsfähigkeit eben so gut, wie bei dem vollendeten Wahnsinn völlig aufhören muß.** Und allerdings bietet die Erfahrungsseelenkunde nicht wenige krankhafte Seelenzustände dar, auf welche dieser Satz vollkommen anwendbar ist. Es gibt z. B. einen blinden Drang zum Morden, welcher gewisse Menschen periodisch wie ein Krampfparoxismus überfällt, so daß sie eben noch Zeit genug haben, die Umstehenden zu warnen, ja sogar darum zu bitten, daß man sie in Verwahrung bringen möge, weil der fürchterliche Anfall nahe. Eben so gibt es einen krankhaften Trieb, Feuer anzulegen, oder auch zu stehlen u. s. w. Diese Zustände kehren, wie gesagt, oft nach bestimmten Regeln wieder, wechseln mit der Witterung, mit gewissen körperlichen Perioden, und treten namentlich sehr oft in der Schwangerschaft neben manchen anderen bekannten, oft bloß seltsamen, oft scheußlichen Gelüsten ein. Es ist nicht zu läugnen, daß die bessere Würdigung und wissenschaftliche Erforschung dieses eigenthümlich krankhaften Seelenzustandes als ein Vorzug unserer Zeit zu betrachten ist. Wohl mag der Mangel einer solchen Erkenntniß die Criminalrechtspflege in früheren Zeiten zuweilen dazu verleitet haben, einen Unglücklichen, der für das Irrenhaus gehörte, dem Henker zur Bestrafung zu übergeben.*) Sehen wir aber freilich bei Entdeckung dieses Seelenzustandes (von Einigen Monomanie, ma-

*) Namentlich möchte dieses auf den Hexenprozeß und dessen Gräuel zum Theil anwendbar seyn.

a partialis, mania sine delirio, manie sans delire genannt) uf den Geist und die Methode, welche man dabei verfolgte, nd auf den Mißbrauch, den man damit zu Gunsten der Verbrecher zu treiben begann, so möchte der Schaden dieses Fundes über den Gewinn desselben wohl bei weitem überwogen haben. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn ein junges funfzehnjähriges Mädchen bloß darum Feuer anlegt, weil sie vom Heimweh geplagt kein besseres Mittel wußte, wieder in's elterliche Haus zurückzukommen, als wenn sie das Haus ihrer Dienstherrschaft niederbrannte? *) — Wie leicht hätte eine oberflächliche Untersuchung in diesem Falle auf eine solche Monomanie führen, und einen gefährlichen Mißgriff hinsichtlich der zu übenden Criminalrechtspflege veranlassen können? Ja! wie mancher Verbrecher mag in unseren Tagen auf diese Weise seiner wohlverdienten Strafe zum großen Schaden des öffentlichen Wohles entgangen seyn. — Genug, es ist nun einmal diese Monomanie der Tummelplatz der psychischen Aerzte sowohl als der Moralisten und Criminalisten geworden, und man ist in der Aufklärung schon so weit gekommen, daß einige psychische Aerzte behaupten konnten: Die menschliche Natur sey an sich viel zu gut dazu, als daß sie im gesunden Zustande ein Verbrechen begehen könne. Die Erscheinung irgend eines Verbrechens müsse daher allezeit als Symptom einer körperlichen Krankheit, und der sogenannte Verbrecher als ein Unglücklicher betrachtet werden, den man z. B. bei einem begangenen Morde eben so wenig mit dem Tode, als einen vom Wuthgift eines tollen Hundes inficirten Rasenden seines Beißens wegen zu bestrafen habe.

Die Art nun, wie unser Herr Verf. bei seiner Vertheidigung diesen psychologischen Modesatz benutzt, ist ebenfalls so beschaffen, daß er unsere Freundschaft und Achtung dadurch nur noch mehr gewinnt. Auf der einen Seite sträubt sich sein sittliches Gefühl gegen den Gebrauch dieser Waffe in diesem Fall, auf der anderen nöthigt ihn seine Pflicht als Vertheidiger, diesen Punkt wo möglich zu Gunsten seiner Klientin hervorzuheben. **) Daß ihn jedoch auch dieser Theil seiner Schutzschrift in diesem Falle verlassen mußte, ließ sich freilich erwarten. Ja er sah es selbst voraus, und würde sich gewiß auch nicht wenig betrübt haben, wenn es ihm gelungen wäre, etwas zu Gunsten seiner Klientin damit auszurichten, weil der Verf. offenbar ein Mann ist, in welchem der Christ den Juristen, nicht umgekehrt, regiert. Denn trotz dem, daß die Geschichte unserer Verbrecherin für den ersten Anblick in ein grauenvolles Dunkel gehüllt ist, so daß sie vielleicht selbst den Richtern lange als ein psychologisches Räthsel erschien, und die Vermuthung einer solchen Verrücktheit sehr nahe lag, so überaus leicht ist es jedoch nach den Gesetzen psychologischer Entwickelung ihre Gräuelthaten alle, die großen so gut als die kleinen, aus der Wurzel der Wollust zuerst, und später aus dem Geize zu erklären, der auch hier als die Wurzel alles Uebels ***) in der Geschichte erscheint. Hat man einmal diesen Faden gewonnen und angeheftet, so ist der Ein- und Ausgang in dieses höllische Labyrinth eine überaus leichte Sache, und man hat zur Erklärung aller, auch der räthselhaftesten Thatsachen in der Geschichte durchaus nicht nöthig, zu irgend einem blinden Drange partieller Verrücktheit seine Zuflucht zu nehmen. Im Gegentheil hat es wohl unverhältnißmäßig geringere Verbrechen gegeben, welche noch viel eher einen solchen Vertheidigungsgrund zuließen, während — merkwürdig genug — grade unsere Bremer Gesina, welche Alles, was je von Verruchtheit gethan oder auch nur gedichtet worden ist, bei weitem übertrifft, als der schreiendste Beleg zu dem Worte gelten kann, daß die Sünde der Leute Verderben ist.

*) Eine unlängst in Thüringen vorgekommene Geschichte.

**) Daß wir jedoch mit seinem Verfahren dennoch nicht ganz zufrieden seyn können, davon wird weiter unten ausführlicher die Rede seyn.

***) Dieser bekannte Spruch wird oft so mißverstanden, als ob der Geiz die alleinige Wurzel alles Uebels sey, da er doch weiter nichts als die Thatsache bestätigen soll, daß auch aus dem Geize (eben so gut wie aus dem Hochmuth und der Wollust) alle anderen Sünden erwachsen können.

Das Urtheil, welches das Criminalgericht, und späterhin auch nach eingegangener zweiten Vertheidigung das Oberappellationsgericht bestätigte, brachte, wie es sich erwarten ließ, als die möglichst gelindeste Strafe den Tod durch das Schwerdt mit sich, und es schließt mit der weiteren Geschichte des gerichtlichen Verfahrens die erste Abtheilung des vorliegenden Buches.

Die zweite Abtheilung enthält die überaus interessante, für Juristen, Aerzte, Theologen und Philosophen gleich lehrreiche besondere Darstellung von den einzelnen Verhören, von der Arbeit dreier verschiedener Seelsorger an der Bekehrung der Verbrecherin, und die Geschichte ihrer Hinrichtung, sammt ihres Benehmens dabei. Wir folgen daher dem Gange des Verf., geben das Ganze in möglichster Kürze wieder, und streuen hie und da die Bemerkungen ein, die sich uns bei dem nochmaligen Lesen dieser Schrift dargeboten haben.

Im Stadthause angelangt mußte sich die Delinquentin die durch einige Frauen vollzogene Entkleidung gefallen lassen. Zum größten Erstaunen derselben wurden ihr nach und nach die bekannten dreizehn Korsets ausgezogen, und so stand auf einmal statt einer stattlichen Frauenfigur ein blasses schreckbares Gerippe da. Wohl mochte diese Enthüllung ihrer körperlichen Lüge mehr als alle andere Schrecken auf die Elende wirken, denn erst mit dieser Entkleidung schien sie alle bisherige Fassung zu verlieren. In den ersten Tagen hatte sie fast täglich Visionen von den Ermordeten, die aber oft so gehaltlos waren, als das ganze innere Leben der Verbrecherin selbst. Manche von ihnen sind von der Art, daß man sich des Gedankens einer neuen Betrügerei kaum erwehren kann. Indessen läßt es sich recht wohl denken, daß sich hier oft Wahrheit mit Lüge vermischt habe, zumal von da an, wo die Verbrecherin etwa gemerkt hatte, daß dergleichen Erscheinungen einige Aufmerksamkeit und Theilnahme erregten. Daß jedoch nicht alles der Art Betrug gewesen sey, geht daraus hervor, daß ihr in solchen Augenblicken des durch heftige Nervenerregung entwickelten Ahnungsvermögens Manches vorkam, was später bei ihrer Hinrichtung eingetroffen ist, und was sie auf die gewöhnliche Weise der Ideenverbindung nicht leicht hätte so lange vorher sehen können. Endlich waren es auch eben solche Visionen, die ihr durch die Qualen, die sie ihr verursachten, sehr oft den Mund zu den schwersten Bekenntnissen öffneten. Ein neuer Beweis, daß bei weitem die meisten Visionen nicht erkünstelt waren. Im ersten Verhöre läugnete sie standhaft, und als man ihr eröffnete, daß man einen anscheinend mit Rattengift beschmierten Zwieback, so wie ein mit ähnlichem Stoffe versehenes Stück Papier in ihrem Zimmer gefun-

den habe (das irdene Töpfchen im Bett hatte man noch nicht entdeckt), war sie immer noch kühn genug, befremdet zu erwiedern:

„Wie? in meinem Hause Gift?"

Die folgenden Tage über war sie von Angst, Visionen und Fieber so hingenommen, daß die Fortsetzung der Verhöre unmöglich war. Wahrscheinlich hatte sie auch selbst etwas Gift genommen, denn es zeigten sich einige der bekannten Arseniksymptome an ihr. Allein die Anwendung passender Gegenmittel stellten sie bald wieder her. Bei dem zweiten Verhöre hatten sich nun die Massen schreiender Beweise so gehäuft, daß eine Umgehung des Bekenntnisses beinahe unmöglich schien. Dennoch gestand sie nicht eher etwas, als bis sie aus gewissen Bewegungen auf dem Vorsaal mit Recht vermuthete, daß das in der Bettdecke verborgene Töpfchen mit Gift eben entdeckt und beigebracht worden sey. Als nun alle diese Thatsachen unwiderstehlich gegen sie zeugten, entfuhren ihr endlich die Worte:

„Ja, ich habe Einigen Etwas gegeben"

sie setzte aber sich selbst verbessernd schnell hinzu:

„aber nichts Schlimmes."

Als ihr hierauf der erwähnte Topf mit einer Ermahnung zum Bekenntniß vorgezeigt wurde, erfolgte ein abermaliges stockendes, und sehr verworrenes Geständniß: daß sie allerdings dem Rumpf etwas Gift gegeben habe. Hierauf nannte sie nun freiwillig einige von den anderen Ermordeten und Vergifteten, aber mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß sie ihnen nichts gegeben habe.

So verworren und beinahe lächerlich albern nun dieses erste ausführliche Geständniß war, so behielt sie bei aller Angst dennoch immer noch lügenhafte Besonnenheit genug, für's Erste nur einen solchen Vergiftungsfall zu nennen, welcher ohne Todeserfolg geblieben, folglich auch weniger strafbar war. — Als aber am folgenden Tage die Frage: „wann sie zuletzt in Hannover gewesen sey," die Inquisition auf die Ermordung des alten Kleine hinzulenken schien, da verlor ihr Auge auf einmal seinen Heuchelglanz, und eine fürchterliche Verzweiflung blitzte aus demselben hervor. Sie schien die Besinnung zu verlieren, und es traten Visionen und verwirrte Reden ein. — Nach einiger Zeit kam sie wieder zu sich, und wagte mißtrauisch die Frage: was mit ihr geschehen werde? — Man redete ihr freundlich zu, ermahnte sie zur Fortsetzung ihrer Bekenntnisse, und wies sie zugleich auf Gottes Gnade hin. Also etwas beruhigt sprach sie weiter:

„An dem Tode der Eltern bin ich nicht schuld, auch nicht an meines Mannes Miltenberg's Tode. Ich kann nur das sagen: ich bin an vielen Toden schuld, mehr kann ich nicht sagen. Johanna habe ich etwas gegeben, auch Adelheid, aber dem Vater Timm nicht. Auch Heinrich's Tod habe ich verschuldet. Meinem Bruder Johann gab ich nichts. An Gottfried's Tode war ich nicht schuld."

Psychologisch merkwürdig ist hier, daß die Verbrecherin auch in dieser Stunde der höchsten Seelenqualen immer noch ein Gefühl für den Grad der Strafbarkeit ihrer verschiedenen Mordthaten übrig behielt. Ein neuer Beweis, daß es ihr an Einsicht in die Bedeutung solcher Verbrechen noch viel weniger in denjenigen Stunden gemangelt habe, wo sie begangen wurden. — Sie nennt zuerst die Kinder als die von ihr gemordeten. Es mochte ihr wohl so vorkommen, als ob eine Mutter über ihre Leibesfrucht eine Art von Recht zu freier Verfügung habe. Den Mord der Eltern, eben so ihres Mannes und Zwillingsbruders zu gestehen, dazu konnte sie aber vor der Hand noch nicht bewogen werden. Eben so hütete sie sich sorgfältig, solche Personen unter den Vergifteten aufzuzählen, deren noch lebende Verwandte ihr vielleicht durch ihr Klagegeschrei bei den Richtern schädlich werden, und ihr eine härtere Strafe — wie sie fürchtete — zuziehen könnten. —

Indessen war es ihr doch nicht möglich, die Ermordung des alten Kleine in Hannover noch länger zu läugnen. Die Erinnerung an die rührende Liebe und Gastfreundschaft, die sie in jenem Hause genossen, brannte sie wie die Fackel einer Furie unablässig in der Seele, so daß sie einmal über das andere schreckbare Visionen bekam, die sich auf diese Gräuelthat bezogen. Es war ihr mehrmals, als hätte sie der Sohn des gemordeten Greises bei den Haaren gefaßt und auf den Schinderkarren geschleudert. Abermals ein Beweis, wie wenig ihr das Böse einer solchen That verborgen war, und daß also von einer Unzurechnungsfähigkeit der Verbrecherin keine Rede seyn kann. — Endlich kam ihr nach manchem Kampfe auch das Bekenntniß über die Lippen:

„Des alten Kleine Tod in Hannover habe ich verschuldet."

Nach einer Weile setzte sie noch hinzu:

„Ich habe eine schlechte Amme gehabt, und meine Mutter hat immer gesagt, daß des verruchten Menschen Milch mir geschadet habe."

Ein Jahr später gestand jedoch Delinquentin dem Vertheidiger, daß diese Angabe mit der Amme erlogen gewesen sey. Sie habe dieses bloß darum gesagt, damit ihre Verbrechen als Erbfehler erscheinen möchten. — „O! wie freute ich mich" — setzte sie hinzu — „als ich sah, daß es niedergeschrieben wurde mit der Amme." Wir aber müssen leider bei diesem späteren Bekenntnisse hinzusetzen, daß auch diese Aufrichtigkeit der bloße Köder eines neuen Betrugs gewesen ist, der nur dazu dienen sollte, einer neuen Lüge Eingang zu verschaffen. — Im Fortgange des Verhörs traten mehrere Male Rückfälle von Visionen und Irrreden ein, die aber immer durch solche Fragen, die von dem Verbrechen selbst auf gewisse Nebenumstände hinleiteten, beseitigt wurden. —

Eine solche ableitende Frage bezog sich unter Anderem auf die Portion Mäusebutter, welche sie zur Ermordung des alten Kleine gebraucht habe, worauf sie erwiederte:

„Mein Gott! ein halber Theelöffel voll ist genug."

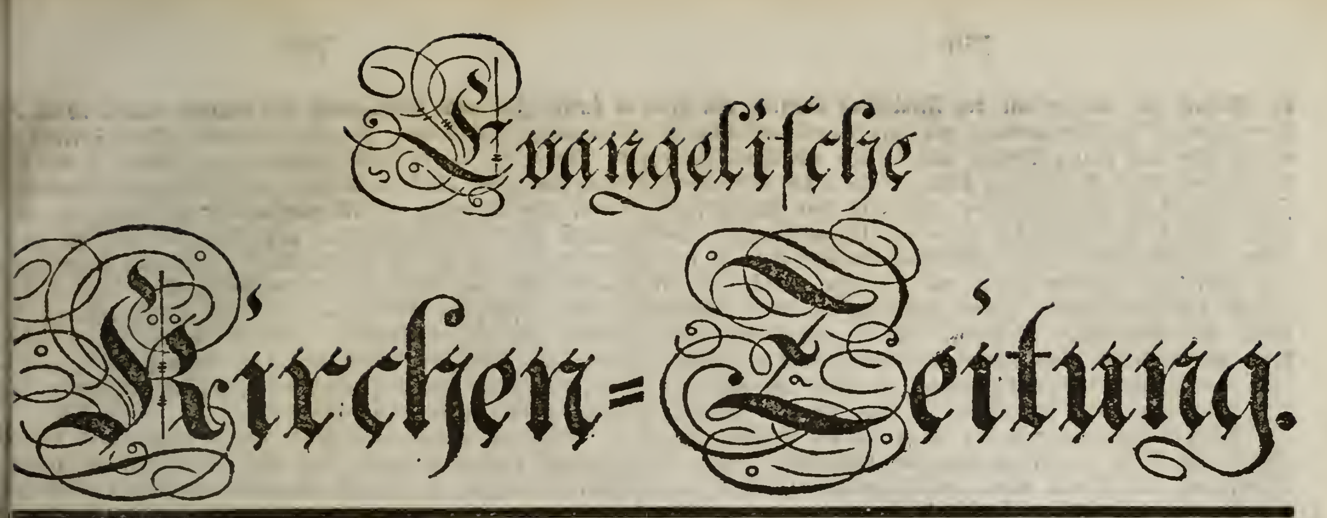
Als nach allen diesen Geständnissen das Gericht mit Fragen immer noch anhielt, brach sie in die ungeduldige Klage aus:

„Ich habe ja schon genug bekannt."

Doch bekannte sie allmählig noch die Ermordung ihres Bruders und der Beta Schmidt. Hierauf neue Angst, neue Visionen und verworrene Reden, eben so neuer Kampf des Lügengeistes in ihr, neues sichtbares Zusammenraffen, und endlich hartnäckiges Verstummen der Delinquentin. Das Verhör wurde für diesmal geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 7. December. № 98.

Die Giftmörderin Gottfried.

(Zweite Mittheilung nach der Schrift: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried ꝛc. Von Dr. Voget. Zweiter Theil. 1ste und 2te Abtheilung. (Bremen 1831. Im Museum der neuesten Litteratur von C. Schünemann.)

(Fortsetzung.)

Die folgende Nacht verging unter beständigen Visionen, welche ihr so unerträglich waren, daß sie am nächsten Verhöre einen neuen Giftmord freiwillig gestand.

Schwerer aber noch als selbst die bösen Thaten wurden der Verbrecherin die Geständnisse der inneren Beweggründe derselben. Dies ist auch ganz begreiflich und bestätigt es abermals, daß nicht die äußere That das eigentlich Böse, nicht also der Baum der Sünde selbst, sondern nur die Frucht desselben sey. Ganz etwas Anderes als diese äußeren Zeichen ist das Wesen des inneren Grundverderbens, welches den Menschen am meisten vor Gott, vor sich selbst und vor den Brüdern schändet, das der eigentliche Feuerheerd der Hölle und des Satans ist, und weshalb er auch viel leichter die gräßlichsten Unthaten als die inneren Beweggründe gesteht, welche sie hervorbrachten. Kein Wunder, daß die ganze Geschichte unserer Verbrecherin keinen einzigen Moment aufweist, wo sie ausführlich und aufrichtig über dieses ihr Grundverderben mit wahrhafter, kindlicher, entgegenkommender Demuth herausgebeichtet hätte. Ja ihre sämmtlichen Bekenntnisse böser Thaten dienten ihr immer nur als Schleier für die Nacht ihres Innern, und als neue Waffe für die Aufrechterhaltung und Vertheidigung ihres in Eitelkeit und Wollust, und in hartnäckiger Feindschaft gegen Gott befangenen Lebens. Kein Wunder, daß das anhaltende Forschen nach den inneren Beweggründen ihrer Verbrechen zuletzt die schrecklich naive Aeußerung bei ihr zur Folge hatte:

„Ich bitte Sie, dies nicht zu berühren. Wie kommen Sie auch grade darauf? Darauf bin ich nicht vorbereitet."

Dieses war Alles, was im gegenwärtigen Verhöre in dieser Hinsicht aus ihr herauszubringen war. Auch in den nächsten Verhören bekannte sie viel lieber noch einige bisher verhehlte Verbrechen, nämlich die Ermordung ihrer beiden Männer, ihres Bräutigams und ihres Freundes Mosees, als daß sie dem Gerichte etwas von ihren inneren Gräueln, als den Quellen aller bösen Thaten, bekannt und gebeichtet hätte. Leicht könnte man hiebei auf den Gedanken kommen, als sey das ängstliche Verhehlen dieser verbrecherischen Beweggründe in einem psychologischen Scharfblick der Verbrecherin begründet gewesen. Vielleicht hatte sie Einsicht genug in die Natur menschlicher Freiheit erlangt, um beurtheilen zu können, daß der Beweis ihrer Freiheit, folglich auch ihrer Strafbarkeit, an die Entdeckung der Motive gebunden sey. Sie erkannte es vielleicht, daß das Bekenntniß der wahren Motive den Schein eines fatalistischen Zwanges, den sie allerdings mit großer Mühe für ihre Unthaten zu gewinnen suchte, vernichten, folglich ihr Todesurtheil sprechen müsse.

Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß eine dunkle Ahnung von dem moralischen Zusammenhange dieser Ideen in ihrer Seele lag. Trotz dem hatte sie aber lange nicht Verstand genug, um sich dessen klar bewußt zu seyn, und wir müssen den Grund von diesem ängstlichen Verbergen ihres inneren Lügenlebens etwas tiefer suchen. Denn hätte sie bloß die Furcht vor der Strafe von dieser Beichte abgehalten, so hätte sie ja späterhin einem ihrer Seelsorger wenigstens nach Empfang des Todesurtheils eine freiwillige und gründliche Herzensbeichte ablegen können. Dieses geschah aber nicht, und es lag daher der Grund ihres Schweigens in dieser Hinsicht ganz wo anders, als in der Furcht vor der Strafe. Im Gegentheil nahm grade diese Verstocktheit in dem Grade zu, als sie auf's Leben Verzicht leistete, und sich auf eine dieser Verstockung ganz angemessene Weise zum Tode bereitete. Es ist mit einem Worte dem Grundverderben des menschlichen Herzens ganz gewöhnlich und angemessen, daß es viel lieber die scheußlichsten Unthaten, als die Motive derselben, über die Lippen gehen läßt, und wir haben daher auch bei der Bremer Gesina uns nicht zu verwundern, daß sie eben so lange eine boshafte Heuchlerin blieb, als sie das Licht der Gnade von den tiefen Abgründen ihres verderbten Herzens abzuwehren wußte.

Als Beweis für die Wahrheit dieser Ansicht mag außer der Verbrecherin jeder andere Sünder, z. B. der Zornige, gelten. Leicht ist einem Zornigen das Geständniß abzulocken, daß er vermöge seiner hitzigen Natur sich oft im Leben vergehe und großen Schaden anrichte. Sagt man ihm aber, daß die Quelle dieses Zornes nach Befinden entweder der Hochmuth oder

die Wollust sey, welche mit der Feindschaft Gottes, mit dem Zorn Gottes, der Verdammniß mit dem Teufel und allen seinen Werken und seinem Wesen, also kürzlich mit dem Unglauben in moralischer Verbindung stehen; so wird der aufbrausende Zorn alsbald zu erkennen geben, daß man dem kranken Fleckchen, nämlich der eigentlichen Erb- und Ursünde in ihm, an's Leben gegriffen habe. Zum gründlichen Bekenntniß dieses inneren Verderbens gelangt einmal nur derjenige, welcher in der Schule des Glaubens an Jesum Christum die wahre Demuth lernt. Alle unbekehrten Menschen, auch die sogenannten Gebildeten und Ehrbaren, sind und bleiben aber sammt der Bremer Gesina so lange abgefeimte Lügner vor Gott und allen Heiligen im Himmel und auf Erden, so lange sie eben dem Zuge der Gnade widerstreben und das Wort von der Vergebung der Sünden im Blute Christi verachten und verwerfen. Gleich den Raubthieren und Dieben fliehen und hassen sie das Licht, nämlich das Licht des heiligen Geistes, folglich auch das Evangelium und das Wort vom Kreuze, das darin gepredigt wird. Denn wer arg ist, der hasset auch das Licht, und während das Evangelium dem Einen ein Geruch des Lebens zum Leben ist, so muß es ja dem Anderen, nämlich dem Ungläubigen, ein Geruch des Todes zum Tode seyn.

Noch war übrigens die Ermordung der beiden Eltern in den Bekenntnissen der Verbrecherin rückständig geblieben. Die indessen eingegangenen unwiderleglichen Thatsachen preßten ihr jedoch zuletzt auch diese Geständnisse aus. Unter einem Strom von Thränen setzte sie jedoch diesem Bekenntniß die gleichsam erzwungene Angabe hinzu, als sey sie durch ihren Vater zur Ermordung ihres Mannes aufgefordert worden. Der Grund dieser Lüge lag unstreitig darin, daß sie den Gedanken von der Erblichkeit ihres verbrecherischen Triebes ein neues Gewicht verschaffen wollte. Zu demselben Zwecke suchte sie auch später noch einmal durch eine höllenschwarze Verläumdung ihren Vater im Grabe zu entehren, und zwar auf eine Weise, als koste es dem zärtlichen Kindesherzen mehr Opfer, dieses Geheimniß, als ihre eigenen Verbrechen, zu verrathen. Hiebei bemerkt noch der Verf., daß die Verbrecherin solche teuflischen Lügen stets unter heißen Thränen hervorbrachte. Selten flossen sie dagegen bei einer wahren Empfindung. Dafür war ihr aber auch als Erleichterung einer Herzenslast, als Tröstung, selten eine Thräne vergönnt. Die ergreifende Schilderung von dem Zusammentreffen der Verbrecherin mit dem Thierarzt Kleine aus Hannover, dem Sohne des Ermordeten, welche nun folgt, bitten wir wo möglich in dem Buche selbst nachzulesen, weil unser eigentlicher Zweck und der Raum dieser Blätter zu dieser Beschränkung nöthigt. Dasselbe gilt von einer ohne Gegenwart des Secretärs mit der Verbrecherin gehaltenen Unterredung des Herrn Inquirenten, welcher, die bisherige Form des Verhörs umgehend, auf ihr Herz zu wirken suchte, ohne jedoch die geringste Spur einer wahren Buße in ihr erwecken zu können. Ihr Hauptstreben blieb immer, sich als das Opfer einer fremden, entweder erblichen, oder auf irgend eine andere Weise angezauberten Macht darzustellen, und die Sorge, ihre Strafe zu verringern, war der Angel, um welchen sich ihr lügenhaftes Leben drehte. Wir würden aber die Leser ohne Nutzen ermüden, wenn wir die alte, in immer neuer Gestalt wiederkehrende Heuchelei der Verbrecherin noch ausführlicher beschreiben wollten.

Beinahe möchte man bei der unermüdlichen Wiederkehr der alten Lüge in immer neuem Gewande die Milde bedauern, womit sie von den Behörden in ihrer Haft behandelt worden ist. — Wahrscheinlich würde ihr eine schwerere Haft und schlechtere Kost in kurzer Zeit mehr Geständnisse abgedrungen haben, als es der liebevollsten Behandlung und den wohlmeinendsten Zureden ihrer Pfleger in Jahren kaum möglich war. Gewiß ist es, daß diesem Ungeheuer durch die Richter, ja selbst durch die Gefangenwärter eine Schonung und Aufmerksamkeit widerfuhr, die zwar zunächst ihrer geistigen Rettung galt, die aber von der eiteln Verbrecherin nur als ein Zeichen ihres persönlichen Werthes betrachtet, und fort und fort gemißbraucht wurde. Wir möchten es schier bezweifeln, ob die an sich erfreuliche Verbesserung der äußeren Lage der Gefangenen auch in solchen Fällen zweckmäßig sey. Vielleicht hätte eine ganz einsame Haft, geringe Kost und eine Behandlung gleich der geringerer Verbrecher viel besser auf die Missethäterin gewirkt.

Von nun an gibt das Buch immer mehr Stoff für die eigentliche Pastoraltheologie. Der Herr Verf., der die Verbrecherin im Gefängniß oft und lange besuchte, ließ es sich sehr angelegen seyn, die ersten Keime einer wahren Sinnesänderung in ihr zu erwecken, und es offenbarte sich bei dieser Gelegenheit ihre beinahe heidnische Unwissenheit hinsichtlich der Kenntniß des Erlösungswerkes. Mehrmals hatte sie Visionen gehabt, in denen ihr der gemordete Miltenberg an der Hand eines Geistlichen erschien, welcher ihr andeutete, daß dieser (nämlich Miltenberg) ihr göttlicher Vermittler sey. Eine ernstliche Zurechtweisung des Herrn Verf. hatte hiebei bloß das Bekenntniß einer großen religiösen Unwissenheit zur Folge. Diese und ähnliche Gespräche setzte dann der Herr Verf. in mehreren sehr langen Zusammenkünften angelegentlich fort. Es schien auch zuweilen, als ob in ihrem Innern der Tag wahrer Aufrichtigkeit und Einfalt anbrechen wolle, allein späterhin zeigte es sich allezeit, daß auch die erfreulichsten Zeichen einer beginnenden Buße nur Erzeugnisse der Furcht vor der Strafe, und folglich auch bloß bequeme Mittel waren, um die Theilnahme einer so wichtigen Person, wie der Vertheidiger war, zu nähren und zu mehren. — Uebrigens wollen wir der Verbrecherin diese Unlauterkeit gegen ihren Vertheidiger so hoch nicht anrechnen. Wär sie nur gegen Andere aufrichtig und lauter gewesen, so könnt man ihr intrigantes Betragen gegen ihren Vertheidiger imme noch ertragen. Es gehört schon ein mehr als gewöhnlicher Gra von gläubiger Demuth dazu, wenn ein Verbrecher noch wäh rend seines Prozesses gegen seinen Vertheidiger sich völlig au richtig benehmen soll. Es muß dann schon so weit mit ihm g kommen seyn, daß er die Bedeutung seiner Sünden vor de Tribunal des obersten Richters im Himmel völlig erkannt ha so daß es ihm einerlei ist, was der weltliche Richter über i verhängt. Es muß also wenigstens ein gesetzlicher, wenn au noch kein Evangelischer Gnadenstand in ihm gewirkt word seyn, ehe er seine Heuchelei gegen Richter und Vertheidig völlig abthun kann. Es ist daher auch weder Richter noch Ve theidiger leicht im Stande, die Keime wahrer Buße in den He zen der Verbrecher anzupflanzen, und es wird sich die unzeiti Vermischung des weltlichen und geistlichen Amtes vor Entsch dung des Prozesses auch hier, wie auch sonst bei anderen u passenden Gelegenheiten, nicht selten sehr empfindlich rächen. — Wir würden hievon nichts erwähnen, wenn wir nicht aus E fahrung wüßten, daß für Anfänger im Christenthum ein solch Mißgriff nur gar zu nahe liegt, und daß schon mancher wel liche Beamte in der Sorge für das Seelenheil seiner Unterg benen aus Mangel solcher Erfahrung hat inne werden müsse daß das bürgerliche Gesetz und Schwerdt seine eigene Schär habe, welche diejenigen nicht abstumpfen dürfen, die darüber g setzt sind, dasselbe zur Rache gegen die Gottlosen zu gebrauche

ur dann also, wenn man sich hinlänglich davon überzeugt hat, ß ein Sträfling wie der Hirsch nach frischem Wasser, so nach m Wasser des Lebens dürstet, daß ihm alle weltliche Strafe llig gleichgültig geworden ist, und daß es ihm nicht mehr einllt, mit seiner Bekehrung auch nur ein freundliches Lächeln ines Richters zu verdienen — nur dann ist letzterer befugt, die chrecken seines Amtes wegzulegen, und dem Gefallenen zur Beiterförderung im Glauben die Bruderhand zu reichen. So äre es also wohl der Seelsorger, welcher an der Bekehrung nes Verbrechers mit besonderem Erfolge zu arbeiten hätte? llein unsere Leser mögen sich nicht wundern, wenn wir auch eses verneinen müssen. — Auch der Prediger erscheint dem erbrecher als ein willkommener Kanal, wodurch er seine Heuelei an den rechten Mann, nämlich den weltlichen Richter, zu ingen sucht, und es bleibt daher bis zur Entscheidung ines Prozesses Niemand für ihn übrig, als ein gebesserter nglücksgefährte, den man oft oder immer mit ihm zusammen ßt, oder auch ein gläubiger Gefangenwärter, der das Heil seir Untergebenen auf dem Herzen trägt, und selbst auf dem Bege des Lebens wandelt.*) — Möchten doch auch diese Worte was dazu beitragen, das Auge der christlichen Menschenliebe uf diesen wichtigen Gegenstand hinzuleiten. — Möchten christhe Privatvereine auch hierin der Kirche und dem Staate in e Hände arbeiten, daß sie wahrhaft gläubige, in den Wegen s Herrn erfahrene, und auch sonst geschickte und gewandte eute als Gefangenwärter vorschlagen und besolden. Gewiß ır dann, wenn die Gefängnisse im Lande mit solchen Pflegern reichlich wie möglich versehen werden — nur dann ist eine lmählige Umwandlung der Gefängnisse zu wahren Rettungsnstalten möglich. Bis dahin aber werden wohl die meisten derlben nur hohe Schulen für Gauner und Verbrecher bleiben, elche der Staat oft mit großen Kosten zu seinem fürchterlichen Schaden sorglos unterhält. — Die Wahrheit unserer Behaupngen wird übrigens auch durch die Gefangengeschichte unserer Berbrecherin hinlänglich bestätigt. — Unter allen Menschen war der Krankenwärter der Verbrecherin allein, welcher ein ganz eiwilliges, wenn auch nur flüchtiges Geständniß von ihr verhm. Außerdem hat aber weder ein Richter, noch der so liebelle und unermüdliche Vertheidiger, noch auch einer ihrer drei Seelsorger eine solche Erfahrung gemacht.**) Gewiß ein Umand, der die größte Berücksichtigung verdient. — Sie sagte ämlich einst in einer glücklichen und ruhigen Minute ihrem Bärter grade und offen heraus: daß aus ihrer ehelichen ntreue alles Uebrige, ihre Diebereien und Veriftungen entstanden seyen. In der That eine Aeußeıng, welche für das an Lüge und Bosheit aller Art gewöhnte uge des Beobachters ein wahrer Ruhepunkt, eine wahre Friedensinsel in einer brennenden Sandwüste ist. — Hätte hier der Kerkermeister die rechte geistliche Hebammenkunst verstanden, so war es eben der günstigste Augenblick für ihn. Denn grade jetzt war es ein Moment für die Rettung ihres inwendigen Menschen, wie er später auch nicht ein einziges Mal wiederkehrte.*) Darum noch einmal christliche Menschenfreunde: Ziehet und bildet in eueren Vereinen auch christliche Kerkermeister heran!

Uebrigens ist diese merkwürdige Aeußerung der Verbrecherin außerdem noch in mancher Beziehung wichtig. Sie legt nämlich deutlich genug dadurch an den Tag, daß sie 1) die Bedeutung ihrer Verbrechen vor dem menschlichen Gerichte recht gut erkannte; 2) daß sie auch über die innere Entstehung und den Zusammenhang ihrer Gräuelthaten mit dem einen Zweige ihres inneren Grundverderbens, der Wollust, sehr wohl im Reinen war; 3) daß sie aber noch nie dahin gekommen war, die Bedeutung ihres ganzen Lebens vor dem göttlichen Gerichte zu prüfen, und daß sie 4) auch bei diesem auffallenden Bekenntniß immer noch bloß die That, nicht ihr inneres Verderben nennt, ein neuer Beweis, daß es dem Sünder allezeit noch möglich ist, die äußere Offenbarung seines Verderbens anzuerkennen, daß er aber nur dann die Sache bei dem rechten Namen nennen lernt, wenn er, durch den Geist Gottes gezüchtigt und den Stachel des göttlichen Gesetzes fühlend, mit David aus Erfahrung singen kann: „Da ich's wollte verschweigen, da verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen." Aus dem Allen geht aber 5) deutlich genug hervor, daß die kahlen Sittenpredigten unserer Rationalisten, welche immer nur vom Thun, und selten oder nie von der inneren Lebensquelle, dem Geiste, reden, die immer nur den äußeren Menschen putzen, schmücken, und trotz alles Scheltens ihm nur schmeicheln und hofiren, während sie das innere Grundverderben unangetastet lassen, daß sie — sagen wir — mit der Gesinnung unserer Gesche in Bremen vollkommen harmoniren. Es sind daher diese falschen Propheten als Lehrer ganz dasselbe, was auch die Giftmörderin Gesina als Tochter, Mutter, Gattin, Braut, Freundin und Schwester war, nämlich eine Wölfin im Schafskleide, nur mit dem Unterschied, daß ihre Mordversuche das leibliche Leben ihrer Freunde trafen, während die Mordanschläge unserer kirchlichen Wölfe den geistlichen Tod ihrer Schlachtopfer zur Folge haben.

Ein anderer nicht zu übersehender Zug aus der Gefangenschaft der Verbrecherin ist folgender. — Sie hatte nämlich früher eine Bibel gehabt, und dem Gefangenwärter über dunkle Stellen derselben so viele unnütze Fragen vorgelegt, daß er kaum die zehnte hatte beantworten können. Er hatte seine Noth dem Herrn Pastor (dem ersten Seelsorger der Gottfried) geklagt, welcher dann den Umtausch der Bibel mit einem bloßen Auszuge traf. — Der Herr Verf. besorgte ihr sodann alsbald eine neue vollständige Bibel, und zwar mit Recht, wie wir glauben. Denn daß der Aufseher die vielen unnützen Fragen der Delinquentin nicht beantworten, oder auf irgend eine passende Weise

*) Die erfreulichen Erfolge, welche der Pastor Schmidt (jetzt Prüm) am Arresthause zu Düsseldorf erfuhr, scheinen dieser Ancht zu widersprechen. Allein, theils gibt es solcher Männer hinchtlich einer ernsten und gewandten Seelsorge nur wenige, theils aben wir Ursache zu glauben, daß Pastor Schmidt noch viel mehr ürde ausgerichtet haben, wenn er dergleichen Evangelische Gehülfen ehabt hätte. Endlich wollen wir auch nicht etwa den Seelsorger ei solchen Gelegenheiten unthätig wissen und bemerken nur, daß die eit während des Prozesses die ungünstigste für ihn sey.

**) Der Verf. hat zwar auch in einer glücklichen Stunde die ichtigsten Angaben zu dem Leben der Verbrecherin von ihr selbst npfangen, allein eine genauere Prüfung lehrt dennoch gar bald, aß das erwähnte flüchtige Wort an den Gefangenwärter das beste , was sie je gesagt und gestanden hat.

*) Wir müßten jedoch gegen unsere Ueberzeugung sprechen, wenn wir in der Versäumniß dieser und ähnlicher geistlicher Erweckungsmittel die Schuld ihrer Verstockung nachweisen wollten. Denn der Grund ihrer Verstockung lag nicht in dem Mangel geistlicher Rettungsmittel, sondern in einem Verwerfen derjenigen, die ihr, mehr als Tausenden von ihres Gleichen, geboten wurden. Dennoch aber bleibt es eben so wahr, daß ein gläubiger Kerkermeister solche Augenblicke sorgsam erhaschen muß.

zu beschränken wußte, daran war dieselbe unschuldig. Es hätte der Herr Pastor, unserer Meinung nach, lieber für einen passenderen Schrifterklärer und Gesellschafter der Delinquentin sorgen sollen, als daß er, der Ungeduld des Aufsehers zu Liebe, der Verbrecherin einen bloßen Bibelauszug in die Hände gab. Außer der vollständigen Bibel hatte ihr übrigens der Herr Verf. auch noch ein anderes Buch, nämlich „Menken's Versuch zum eigenen Unterricht in den Wahrheiten der heiligen Schrift" gegeben, was sie aber ebenfalls nur zum Scheine, und nicht im Sinne des Gebers zu benutzen verstand.

Ein anderer Zug aus dieser Zeit ist folgender. Der Herr Defensor mußte ihr nämlich die nun beendigte Vertheidigungsschrift pflichtmäßig vorlesen. Nun aber wissen wir, daß auch er, wiewohl mit innerem Widerstreben, die Möglichkeit eines unfreien krankhaften Zustandes der Monomanie darin hervorgehoben hatte. Folglich mußte er auch der Verbrecherin denjenigen Theil der Vertheidigung mittheilen, welcher ihr grade am willkommensten, aber eben darum auch ihrer inneren geistigen Genesung am schädlichsten war. Er selbst gesteht, daß dieser Theil seiner Schrift nur zu sehr geeignet gewesen sey, die Verbrecherin in ihrem Selbstbetruge zu bestärken. Freilich that er hernach alles Mögliche, um diese schädliche Wirkung auf seine Klientin wieder durch Privatgespräche aufzuheben. Ob aber ein solches Verfahren vor dem Richterstuhl christlicher Wahrhaftigkeit gerechtfertigt werden kann, und ob der Herr Verf. aus diesem Grunde nicht besser gethan hätte, wenn er seiner inneren Stimme gefolgt wäre und diesen Theil der Vertheidigung darum lieber weggelassen hätte, weil er vorher wußte, daß er die Mittheilung seiner Vertheidigung an seine Klientin von Amtswegen nicht umgehen konnte? Denn während seine übrigen Vertheidigungsgründe hinsichtlich des objectiven Thatbestandes (nämlich des rechtlichen Erweises für die wirklich geschehenen Giftmorde) sich auf Versäumung rechtlicher Formen und andere äußere Umstände bezogen, auch wirklich zum Theil in der Mangelhaftigkeit der gerichtlichen Medicin hinlänglich begründet waren, ermangelte dagegen dieser Theil der Vertheidigung darum alles inneren Gehaltes, weil der Verfasser selbst auch nicht von ferne an die Unfreiheit und Unzurechnungsfähigkeit der Verbrecherin glauben konnte. Was mußte es daher wohl auf die Verbrecherin für einen Eindruck machen, wenn sie sah, daß der Mann, der sich ihrer geistigen Rettung so ernst und liebevoll annahm, gewissermaßen mit dem Geiste ihrer Unwahrhaftigkeit gegen das weltliche Gericht ein Bündniß schloß? Wenn wir demnach auch zugeben, daß dieser Theil der Vertheidigung in einer Schrift zulässig ist, die bloß für die Richter bestimmt ist, und daher von Jedermann als bloße Hypothese und rechtliche Vertheidigungsform betrachtet wird, so müssen wir doch eben so fest behaupten, daß die Nothwendigkeit einer Mittheilung an die Verbrecherin selbst auch die Nothwendigkeit ihrer Weglassung in sich schloß. — Keinesweges wollen wir jedoch in solchen ungünstigen Umständen die Ursache suchen, daß die Verbrecherin fortgehend in ihrer Verstocktheit beharrte, und darin zunahm. Wir suchen die Ursache derselben allein in ihrer eigenen Bosheit, welche höchstwahrscheinlich jeder, wenn auch noch so fehlerfreien Behandlung getrotzt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

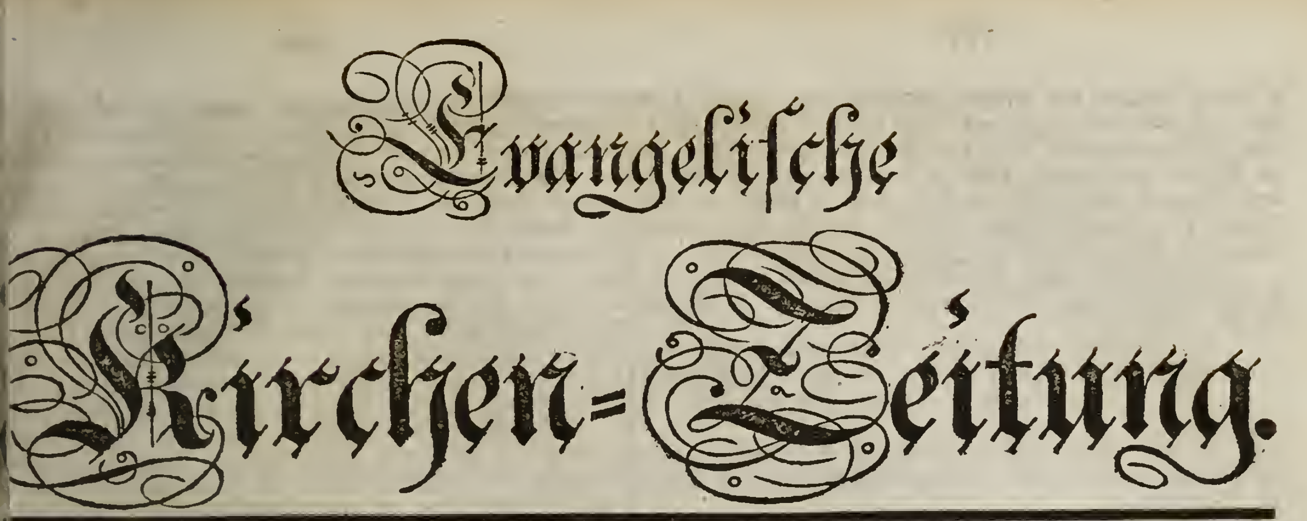
Litterarische Anzeige.

Altes und Neues. Blätter für die Jugend, zur Beförderung wahrer Verstandes- und Herzensbildung herausgegeben von W. Wetzel, Director der höheren Stadtschule in Barmen. In Commission bei C. H. Becker in Elberfeld, 1831. Vier Quartalhefte. (1 Rthlr. 10 Sgr.)

Es ist ein schmerzlich Gefühl, wenn man von Eltern, die, um ihre Kinder etwa zur Weihnachtszeit mit einem Buche zu beschenken, unter dem bunten Allerlei der Jugendschriften auswählen, immer die Frage wieder erneuern hört: Es enthält doch nichts Schädliches? Darf man's auch getrost den Kindern in die Hände geben? So weit ist's, leider, bei der großen Fluth derartiger Bücher gekommen, daß gewissenhafte Eltern, die den Maaßstab des Evangeliums anlegen, meist mit den negativen guten Eigenschaften derselben sich begnügen müssen. Wie tie[f] solche Kinderbücher in Geist und Gemüth eindringen, das ma[g] Jeder an den Bildern und Reminiscenzen aus ihnen abnehmen, die ihn unzerstörbar durch's ganze Leben begleiten; und da thät es denn freilich wohl Noth, daß nicht allein etwas Unschädl[i]ches, oder etwas allgemein Gutes, sondern etwas, was mit dem wahren und höchsten Gute zusammenhängt, in die Kinderseele gepflanzt würde, denn: Solcher ist das Himmelreich! Wir freue[n] uns, hier ein Buch anzeigen zu können, das die Beförderun[g] wahrer Verstandes- und Herzensbildung im Evangelische[n] Sinne zur Tendenz hat und dieses Ziel auf eine die Kind[er] lieblich ansprechende Weise erreicht. Inhalt und Form des B[u]ches bezeugt, daß der Verfasser den Beruf hat, als ein recht[er] Schriftgelehrter, zum Himmelreiche gelehrt, den Kindern Alte[s] und Neues aus seinem Schatze darzureichen; er bringt ihn[en] Christum und sein Evangelium in Allem und unter Allem, w[as] er mit ihnen verhandelt, ohne grade immer das feierlich ern[ste] Gewand eines Predigers zu tragen. Ueberdies beweist die R[ei]henfolge der vier Hefte, wie die empfangene Gabe sich meh[re] und wachse durch die Uebung. Die Kinder werden hier, w[ie] sich erwarten läßt, weder in die Feen- noch in die moralis[che] Fabelwelt eingeführt, sondern die Geschichten und Erzählung[en] sind sämmtlich aus der wirklichen Welt genommen und für K[in]der zweckmäßig bearbeitet. Auch liebliche, gemüthvolle Lie[der] fehlen nicht. Im ersten Hefte kommt vielleicht des Ernstaussehe[n]den sogleich im Anfange etwas überhäuft viel, — die Geschichte [ei]nes verunglückten Schiffes, dann die eines früh gestorbenen fr[om]men Kindes, dann die der Knaben, die von den Tscherkessen gera[ubt] wurden; aber der Verf. hatte wohl seinen Grund dazu, erst [den] Ernst und dann die Freundlichkeit darin zu zeigen. Sehr anzieh[end] ist die Geschichte des Bergmeisters Jung, so wie der Auszug [aus] Stahlschmid's Leben und Schicksale zu Wasser und zu Lande [im] zweiten Hefte. Der Hauptinhalt des dritten und vierten Heftes [ist] eine Reise in's heilige Land, in die Geschichte einer schon im er[sten] Hefte eingeführten Familie trefflich eingeflochten, wobei auf [die] biblische Geschichte überall sorgfältig Beziehung genommen ist.

Wenn auch der Reinertrag dieses Werks nicht wohlthäti[gen] Zwecken gewidmet wäre (wie er es denn wirklich ist), so läge in [der] Herausgabe selbst schon ein wohlthätiger Zweck. Darum bitten [wir] den Herrn Verf. herzlich, diese Arbeit in demselben kindlichen G[eiste] fortzusetzen, und geben christlichen Eltern, die dies Buch ihren K[in]dern kaufen, die Versicherung, daß sie ihnen damit nicht etwas [ne]gativ, sondern etwas positiv Gutes in die Hand geben.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 10. December. № 99.

Die Giftmörderin Gottfried.

Zweite Mittheilung nach der Schrift: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried ꝛc. Von Dr. Voget. Zweiter Theil. 1ste und 2te Abtheilung. Bremen 1831. Im Museum der neuesten Litteratur von C. Schünemann.

(Fortsetzung.)

Ferner ist noch zu erwähnen, daß derjenige Brief, welcher als Faksimile unter dem Bildniß der Verbrecherin zu lesen ist, ebenfalls aus der unreinen Quelle selbstsüchtiger Lüge geflossen ist. „Je mehr ich über meine vielen und schweren Sünden nachdenke," — so lauten diese Worte — „fühle ich, was ich hier auf der Welt verdient habe. Doch wenn es vom lieben Gott zu erbitten ist, so gebe sie mir eine gelinde Todesstrafe. Mein Herz sehnt sich bei'm lieben Gott zu seyn, der mich unglückliches Geschöpf gewiß nicht auf ewig von sich stoßen wird." *) — Es thut uns leid, auch dieses scheinbar so gute Bekenntniß als eine Frucht der Lüge, nicht aber einer wahren Buße bezeichnen zu müssen. Der Zusammenhang der Geschichte lehrt es nämlich nur zu deutlich, daß sie mit diesem erheuchelten Gefühl der Strafwürdigkeit nichts weniger als eben die Abwendung der Todesstrafe bezweckte, nach der sie sich so sehr zu sehnen vorgab, ein Umstand, den auch unser geschätzter Verf. mit Recht heraushebt.

Mehrmals hatte die Gottfried in dieser Zeit dem Verf. ihr Verlangen nach einem anderen Seelsorger als der bisherige zu erkennen gegeben. (Die Ursache ihrer Unzufriedenheit kommt weiter unten vor.). Er wendete sich daher an diejenigen Prediger, welche er besonders für geeignet hielt, auf ein so tief verfinstertes Wesen segensvoll einzuwirken. Allein keiner von ihnen hatte sich dazu berufen gefühlt, diese Einladung anzunehmen. Obschon wir nun nicht daran zweifeln, daß diese Männer — durch den Erfolg gerechtfertigt — aus hinlänglichen Gründen die Verstocktheit der Sünderin, und die Unmöglichkeit ihr zu helfen, müssen vorausgesehen haben; so können wir doch das Verlangen nicht unterdrücken, diese Gründe zu erfahren, und wir wagen daher hiemit die Bitte an sie, daß sie sich irgend einmal über diesen Punkt in gegenwärtigen Blättern näher erklären mögen. Um so erfreulicher war es daher dem Herrn Verf., als ein in Bremen eben zum Besuche anwesender Geistlicher auf eine Unterredung mit der Missethäterin antrug. Der Herr Verf. nahm dieses Anerbieten dankbar an, und begab sich mit demselben zur Verbrecherin. „Der Entschluß, der Erlaubniß und Aufforderung des Herrn Dr. Voget gemäß, die Gottfried zu besuchen, erregte mein ganzes Gemüth im höchsten Grade" — so erzählt der besuchende Prediger in seiner dem Herrn Verf. späterhin mitgetheilten Schrift, welche die mit höchster Treue geschilderte Zusammenkunft mit der Verbrecherin enthielt. „Je näher die Stunde heranrückte" — erzählt derselbe weiter — „da ich die gräßliche Verbrecherin von Angesicht zu Angesicht sehen sollte, desto stärker klopfte mein Herz, um desto tieferes Bedürfniß ward es mir, den Segen Gottes zu diesem ernsten, wichtigen Gange zu erflehen ꝛc." „Endlich that sich die Thür, welche zu den Schranken des Verhörzimmers führte, auf, und die Delinquentin trat herein. Nach einer schweigenden Begrüßung sagte ihr Herr Dr. Voget: ich sey ein Prediger, und habe den Wunsch geäußert, mit ihr einmal zu reden. Sie solle nun recht aufrichtig, offen und freimüthig mit mir sprechen, und könne versichert seyn, daß ich es wohl mit ihr meine u. s. w." Da es leider nicht möglich ist, das ganze Gespräch im Auszuge mitzutheilen, weil jedes ausgelassene Wort ein Verlust für unsere Leser wäre, so müssen wir hier abbrechen, und auf das Buch selbst verweisen. Wir begnügen uns hiemit bloß anzuzeigen, daß dieser erwähnte Prediger seiner Pflicht als Evangelischer Seelsorger treulich nachgekommen ist. Seine Reden waren das Erzeugniß einer tiefen und gründlichen Erkenntniß des Gesetzes im Verhältniß zum Evangelium, und die Art, wie er diese Erkenntniß zu Tage legte, zeugte von einer weisen Mäßigung des Entsetzens bei dem Anblick eines so verruchten Ungeheuers in menschlicher, und noch obendrein in zarter weiblicher Gestalt, eines Gefühles, das sich aber doch zum Heil der Verbrecherin nicht ganz verbarg. Wenigstens lag die Schuld nicht an ihm, wenn die Delinquentin

*) Als wir diese wenigen Worte unter dem Bilde lasen, so fiel uns gleich das: ex ungue leonem ein.

zu ihrem Schaden das Mitleid und Erbarmen, das er kund that, auf Muthwillen zog, und etwa die Ausdrücke „Unglückliche, Bedauernswerthe u. s. w." zu einer Beschönigung ihrer Bosheit mißbrauchte. Eben so unschuldig wäre er auch in dem entgegengesetzten Falle gewesen, wenn die Elende von dem Donner des göttlichen Wortes erschreckt, statt der Evangelischen Buße, der Verzweiflung eines Judas anheimgefallen wäre.

Die Wahrheit dieses Urtheils spricht sich am besten in den wenigen Worten aus, die er gleich anfangs an die Bremer Medea richtete:

„Ihre Thaten sind gräßlich, verabscheuungswürdig, daß sie nicht verabscheuungswürdiger seyn können. Es ist schrecklich, Sie anzusehen. Aber es ist Ihnen, ja auch Ihnen ist zu helfen."

Und daß diese Anrede ihre gute Wirkung that, dieses beweist die schnelle Auffassung und Beantwortung derselben von Seiten der Verbrecherin.

„Mir? mir zu helfen? O! bitte! sagen Sie doch wie?"

Nun das hast du, geliebter Knecht Gottes, treulich gethan. Du hast der Elenden den Weg des Lebens und der Verdammniß klar und bündig beschrieben. Und ob der Gedanke auch mit zu den Prüfungen deines Glaubens gehört, daß durch diese deine Liebe das Gericht der Sünderin vielleicht nur schrecklicher geworden seyn mag, — du weißt, daß der Erfolg unserer Arbeit nicht unser Lohn seyn soll. Unsere Speise ist das Thun des Willens unseres Herrn, nicht das Aernten unserer Thränensaaten in diesem Thränenthale.

Während dieses Gespräches, welches für dieses Mal weniger einem Examen oder einer Catechese, als vielmehr der feierlichen Entledigung einer Gottesbotschaft glich, war die Verbrecherin mehrmals so ergriffen worden, daß sie in Thränen zerfloß und sich an die Wand lehnen mußte, um nicht umzusinken. Und obgleich dieser Augenblick der Evangelischen Aussaat noch nicht geeignet war, die Erstlingsfrüchte eines gründlichen Schuldbekenntnisses zu erwarten, so müssen wir doch gestehen, daß wir diese Gemüthsbewegungen der Delinquentin dieses Mal als die Frucht einer mehr als gewöhnlichen Wahrhaftigkeit betrachten. Sie war von der Gewalt der Worte, die sie vielleicht zum ersten Male hörte, so wie von der Liebe eines Dieners Christi, und dem Ernste eines solchen Boten der göttlichen Gerechtigkeit, und der Erbarmung des Heilandes überrascht und unwiderstehlich hingenommen, und jetzt war der entscheidende Moment gekommen, wo sie sich noch einmal für den Himmel oder für die Hölle entscheiden sollte. Nachdem sich nun der Prediger seines Auftrages an die Verbrecherin entledigt hatte, hielt er noch zum Schlusse ein Gebet mit ihr, welches wir unseren Lesern unmöglich vorenthalten können, und daher hier wörtlich sammt dem Schlusse des erwähnten Berichtes mittheilen.

„O du starker Retter und Erbarmer, Herr Jesu Christe, Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, zu dir, der du barmherzig, gnädig, geduldig bist, von großer Güte und Treue, zu dir nehmen wir unsere Zuflucht, der du auch auf die unglückseligsten Verbrecher ein mitleidiges Auge richtest. Ach siehe, Herr, da steht sie vor deinen Augen, die Unglückliche, die deine zahllosen Wohlthaten und Segnungen mit Unthaten erwiedert hat — da steht sie mit den blutbefleckten Händen — mit dem schrecklich beschwerten Gewissen — tausendfach werth, daß alle Racheflammen deiner schrecklichen Strafgerechtigkeit über sie ausgegossen werden. Ach Herr, dürfen wir die arme Verbrecherin noch deiner rettenden Gnade anempfehlen? dürfen wir dich bitten, daß du Gnade für Recht ergehen lassest? — Wir wagen es, o Herr, im Vertrauen auf deine gnadenvollen Verheißungen, im Hinblick auf dein unschuldig vergossenes Versöhnungsblut. O du barmherziger Retter der Magdalena, du Retter des armen Schächers am Kreuz, laß auch auf diese tiefer gesunkene Mörderin und Ehebrecherin das Auge deiner Barmherzigkeit gerichtet seyn und verstoße sie nicht vor deinem Angesicht. Zerbrich, zerbrich ihr das harte Herz in wahrhaftigem Sündenschmerz, offenbare ihr die Gräuelhaftigkeit ihres Lebens in deinem Lichte, damit sie gänzlich an sich selber verzage und es tief im Staube anerkenne, daß sie eine verfluchte Sünderin ist, keines Gnadenanblicks werth. Mache sie frei von den Banden der Heuchelei, zerreiße die Fesseln des Selbstbetrugs, geleite du sie in ihre einsame Zelle, tritt ihr so lange vor die Seele, bis daß sie zu deinen Füßen liegend aufrichtig um Erbarmen schreie. O Herr Jesu, stifte allhier wenn es seyn kann, ein neues Wunder deiner Barmherzigkeit, und laß deine Gnadenheimsuchung nicht vergeblich an ihr seyn. Brich ihre Kniee in den Staub, öffne ihre Augen, klopfe an und wieder an, bis diese Unglückselige das große Bewußtseyn empfange: Mir ist Barmherzigkeit wiederfahren. Noch ist der Odem in ihr, noch währet der Tag deiner Langmuth und Gnade, noch tönet dein Ruf, dein Gnadenruf, komm' her, du schwerbeladene Sünderin! O Herr, erbarme dich denn in Gnaden, verschließe ihr die Giftbrunnen falscher Tröstungen, reiße ihr das selbstmörderische Schwerdt argen Selbstbetrugs aus den Händen, hilf ihr zurecht um deines Namens willen! Bringe du ihr die Wahrheit deines Wortes nahe, hilf ihr bedenken, daß auch die heutige Stunde ihre Verdammniß schrecklich erschweren wird, wenn sie deine Gnadenheimsuchung verachtet. Tritt ihr von Stunde zu Stunde in deiner Martergestalt vor die Seele, damit sie mit tiefer Zerknirschung ihre schrecklich schwere Schuld und deine unbegreiflich große Huld zu Herzen fasse. Und dann, Herr Jesu, laß ihre blutrothen Missethaten getilgt werden um deiner Barmherzigkeit willen. Herr, dein Arm ist stark, deine Gnade ist groß, dein Herz ist ein Flammenmeer von Barmherzigkeit. O Christe, Lamm Gottes, erbarme, erbarme dich über sie! Du kannst über Bitten und Verstehen thun, erhöre unser Flehen, rette sie, o Herr, wenn noch Rettung möglich ist. Amen."

„Die Verbrecherin reicht mir unter vielen Thränen die Hand und spricht: Ich danke, ich danke Ihnen; — lieber Herr Doctor, ich danke auch Ihnen tausendmal. Tief erschüttert wankt sie mit dem Zuchthauswärter aus dem Vorzimmer und kriecht an der Wand des Corridors in ihre Zelle zurück. Ihre Zelle und die Thüren des Corridors waren längst wieder verschlossen; da hörten wir immer noch, wie tief sie athmete, — als sollte ihr die Brust von innen gesprengt werden. Die weiten Gänge des Detentionshauses hallten wieder von dem Schmerzensgestöhne, das aus tiefster Brust der Unglücklichen emporstieg."

Als sie der Herr Verf. am anderen Morgen besuchte, fand er sie noch immer von dem Nachklange dieser Evangelischen Heimsuchung ergriffen. Sie hatte weder das gestrige Abendbrod, noch das heutige Frühstück berührt. Ihr ganzes Wesen zeugte von einer ungewöhnlichen kindlichen Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Aufrichtigkeit. Allein einige Fragen, welche der Verf. in diesem glücklichen Augenblicke an sie that, und welche die völlige Entladung ihres noch großentheils verdeckten und schuldbelasteten Gewissens zum Zwecke hatten, weckten — natürlich ohne sein Schuld — den alten Lügengeist in ihr, wie aus einem tiefe

Schlafe auf. Hatte nun der Verf. diesen glücklichen Moment zur endlichen Beschwörung dieses Dämons weislich benutzt, so ergriff nun umgekehrt auch dieser Höllengeist die gute Gelegenheit, seine Lügen sicher an den rechten Mann zu bringen. Die gröbste und niederträchtigste Heuchelei offenbarte sich abermals unter einem Thränenstrome und unter Fortsetzung des Scheines jener kindlicher Offenheit, welche wahrscheinlich anfangs noch ein Wiederhall der gestrigen Predigt war, und nun dem Satan abermals als eine willkommene Beute anheimfiel.

Ja gewiß ist es, daß, wenn — wie es leider den Anschein hat — die Verbrecherin gleich dem Judas als verloren zu betrachten ist, sich das völlige Erlöschen des letzten inneren Lebensfunken von dem Augenblicke herschreibt, wo sie auch diese Erstlinge Evangelischer Gnade auf Muthwillen zog. Kaum vermögen wir es nun noch über uns, den weiteren Lügengang der Missethäterin bis an's Ende zu verfolgen. Wir wendeten uns viel lieber von dem Anblick solcher Bosheit hinweg, wenn es nicht Pflicht wäre, das, was der Herr selbst erträgt und zuläßt, ebenfalls in Demuth zu prüfen und zu tragen.

Am folgenden Tage nach diesem Besuche erhielt der Defensor folgendes Billet von der Verbrecherin.

„Den 14. Sept. Montag Morgen.
Herr Doctor Vogett Wohlgeb.

Daß Gebet Ihres Freundes, zum lieben Gott für mich große Sünderin, hat der liebe Gott nicht unerhört gelaßen, woher ich dieses glaube darf ich Ihnen Vertrauend mittheilen. gestern Abend gegen 11 Uhr Erwachte ich aus mein Schlummer, da schien der Mond so Freundlich in meine Zelle, den ich seit März Monat nicht bemerkt habe, ich Weinte und Betete, und danckte Gott für diesen Freundlichen Anblick, ich dachte der gute Gott Liebt Dich, blickt mit Liebe in Deine Zelle, ich habe gestern Nacht Gott angerufen, Ihn gebeten Er möge mir oft die Nacht vom Schlaffe aufwecken, und mir Kraft zum Beten schenken, gerne will ich den Schlaff entbehren.

Lieber Herr Docktor bitte sagen Sie mir Aufrichtig ob ich dieses so anseh — oder ist es eine Idee von mir. Ach, H. Docktor hätte ich doch in der selbe Stunde mich Ihnen so mittheilen können, waß ich bey diesen Anblick empfand — Ja gerne wil ich mit Danckbaren Herzen werde ich gewiß jede Strafe gerne ertragen und Sie von den lieben Gott als wohlverdient ansehen,*) Den ich fühle meine Unwürdigkeit im höchsten grade."

— — — — — — — — — — — — —

Hierauf geht Inquisitin zu einer Schilderung des ersten Tages ihrer Verhaftung über, — um welche der Herausgeber sie ersucht hatte; erzählt dann ihr Befinden an den nächsten Tagen, alles mit möglichster Treue, und schließt also:

„Lieber Herr Docktor. Sie scheinen noch immer besorgt zu seyn wegen den Todt des seel. K. zu verzeihn ist der Gedanke, da der seel. Hauß Freund war. Der seel. höre ich, habe immer seine Frau und Kinder gewarnt was Ihn zu diesen Gedanken bewogen hat weiß ich nicht. mit den Büffsteck, ist die Wahrheit, dieses habe ich mehere mal müssen machen, welches Sie Freundschaftlich unter sich verzehrten, kann Ihnen aber nochmal die Versicherung geben, ich bin Unschuldig an sein Tode.

Da nun der seel. noch nicht lange Todt ist, und Sie bey der Schmidten daß Gift gefunden, könnte nun nicht ein ähnliches hiermit vorgenommen werden, zur Beruhigung der Frau, und damit Sie sich auch von meiner Wahrheit überzeugten, gerne so hart der schrit ist, wünschte ich doch daß Sie mich am Sarge stellten um Ihnen meine Unschuld zu überzeugen.

Eine Bitte füge ich noch hinzu diese Schrift doch nicht bey die Ackten zu legen."

Auch dieses Zeugniß ihrer vollendeten Heuchelei und Bosheit mußte darum hier eine Stelle finden, weil dieselbe wie immer bei einem gewissen Grade zugleich höchst abgeschmackt, fade und albern wird. Auch die vollendetste Heuchelei zeugt am Ende von der Wahrheit, daß sie trotz aller List dennoch im Grunde das Element des Unverstandes und der Dummheit in sich trage. — Wäre dieses nicht der Fall, so hätte z. B. auch unsere Gesina erkannt, daß alle weiteren Versuche, ihre Pfleger zu betrügen, den Rest von Mitleiden nothwendig in ihnen ersticken mußten. Der Schluß des Briefes deutet nämlich nur allzu plump auf die wahre Absicht der Verfasserin, und auf die Bedeutung der nächtlichen Mondscheinscene hin.

Hierauf folgt ein beinahe komischer Auftritt in der schrecklichen Tragödie, wo nämlich die Gottfried im Gefängniß abgezeichnet wurde, und wo ihre Eitelkeit wegen des in den letzten Jahren bedeutend angeschwollenen Kropfes und der Gefangenenkleidung sie in eine peinlichere Angst, als manche ihrer Verhöre setzte. Trotz dieser Elendigkeit ließ es sich jedoch der Herr Verf. nicht verdrießen, durch allerlei treffende Bemerkungen immer noch an ihrem Herzen zu arbeiten. Das Ganze bitten wir jedoch im Buche selbst nachzulesen.

Als ein neuer Beweis für unseren Erfahrungssatz, daß vor vollendetem Prozeß selbst der Seelsorger an heilsamem Einfluß auf einen Verbrecher einem gläubigen Kerkermeister, noch mehr aber einem wahrhaft bekehrten Kerkergefährten bei weitem nachstehe, gilt nun folgende Thatsache, die wir ihrer Bedeutung willen nicht übergehen können. Möge auch dieser Umstand etwas dazu beitragen, daß man hinsichtlich der besseren geistlichen Behandlung der Gefangenen Gebrauch von solchen Erfahrungen machen lerne.

Es war nämlich schon eine ziemliche Zeit lang das Betragen der Verbrecherin so ungewöhnlich bescheiden, theilnehmend, anscheinend herzlich und kindlich gewesen, daß sie allmählig die Herzen ihrer Pfleger völlig für sich gewonnen hatte. Auch in ihren schriftlichen Bekenntnissen, die sie dem Herrn Verf. bisweilen zustellte, klagte sie sich auf einem Blatte heftiger an, als je. „Ich fing an zu reisen, liebte geistige Getränke,*) lebte ungesittet, nachläßig, unordentlich. Ich entwendete meinen Nebenmenschen das ihrige, verläumdete, gab jedem Verläumder Gehör, las gerne Romane, traktirte, und wurde auf's Neue wieder eine Mörderin." Wer sollte nicht bei solchen Geständnissen neue Hoffnung gefaßt haben? Dazu kam das Zeugniß ihrer nächsten Umgebungen, welches noch nie so rühmlich gelautet

---

*) Bei jeder Gelegenheit schärfte der Defensor dieses der Sünderin besonders ein.

*) Von dem Laster des Trinkens kommt sonst nirgends eine Spur in der Geschichte vor. Auch ist es psychologisch ganz unwahrscheinlich, daß eine so luftig eitele Person sich dem Trunke ergeben haben solle. Dieses Laster fand in einem anderen, nämlich in der feinen Buhlerei, die sie gar geschickt mit der gröbsten Unzucht zu verbinden wußte, ein energisches Gegengewicht. Wir halten daher diesen Theil der Selbstanklage für eine abgefeimte Lüge, und zwar aus dem Grunde, weil uns dergleichen Selbstverläumdungen bei Heuchlern gar häufig vorgekommen sind.

hatte, — und das wir der Merkwürdigkeit wegen ganz hieher setzen.

„Wenn einer von den anderen Arrestanten Schläge bekommen soll oder es wird Einer zum Zuchthaus verurtheilt, dann beweiset die Gottfried immer das größte Mitleid. Und wenn ich denn sage: wie können Sie sich darüber so anstellen, die Leute haben es ja reichlich verdient, dann antwortet sie: ach, sie sind ja doch lange nicht so schlecht wie ich. —

Neulich war ein altes Weib krank, welches bloß harte Gefangenkost erhält; da hatte die Gottfried Mittags ihr Aepfelmuß aufgespart und gebeten, es doch jener Kranken zu geben! —

So auch bat sie, derselben doch eins von ihren weicheren und feineren Nachtfutterhemdchen zu geben! —

Zu Freimarkt 1828 hatte sie wohl gemerkt, daß viele Fremde sie gern zu sehen wünschen und daß es verboten sey. Da sagte sie zu Johann (dem Knechte), wenn er damit ein Trinkgeld verdienen könne, so möge er sie nur sehen lassen; er könne darauf rechnen, daß sie niemals etwas davon wieder sagen werde. —"

Dieser ganzen auffallenden Veränderung lag aber, wie der Herr Verfasser wohl ahnete, nichts als neue List und Lüge zum Grunde. Folgende Geschichte, die wir zu dem Ende hier mittheilen, mag den nöthigen Aufschluß geben. Bei der Frage nämlich: ob die Verbrecherin vorzüglich mit dem Gesetz, oder mit dem Evangelio behandelt werden müsse, hatte sich Herr Dr. R., ihr erster Seelsorger, für die strenge, gesetzliche Behandlung entschieden. Demgemäß hatte er ihr gleich anfangs den Titel „Madame" versagt, und sie, was sonst fast Niemand that, in der dritten Person angeredet. — Dadurch hatte sich die eitle Person auf's Tiefste verletzt gefühlt, und ihr Herz je länger je mehr vor seinen Strafpredigten, und seiner Verkündigung der ewigen Verdammniß verschlossen. — So vorsichtig man nun bei Beurtheilung derjenigen seyn muß, welche, wie in diesem Falle, Aufgaben zu lösen haben, die vielleicht in Jahrhunderten — ja wir sagen nicht zu viel — in Jahrtausenden nur einmal vorkommen mögen, so gehört doch unserer Erfahrung nach die Trennung des Gesetzes und Evangeliums zu den Mißgriffen in der Predigt sowohl als in der Seelsorge. Das Gesetz ist nichts ohne das Evangelium, so wie das Evangelium nichts seyn würde ohne das Gesetz. Wir sollen daher auch in der Seelsorge namentlich auch am Krankenbett bei jedem Besuche Gesetz und Evangelium predigen, und beides auf die besonderen inneren und äußeren Umstände der Pfleglinge anwenden lernen. Obschon es nun in unserer Zeit Mode geworden ist, weder Gesetz noch Evangelium, sondern bloße Apologien des Unglaubens und der Erbsünde zu predigen,*) so hielten wir dennoch die Erinnerung an diese alte Regel nicht ganz für überflüssig.**) — Wie man aber auch in diesem Falle Gesetz und Evangelium zu vereinigen habe, dieses können unsere Leser aus dem musterhaften Verfahren des eben erwähnten fremden Predigers am besten lernen, und es würde uns daher leid thun, wenn irgend einer derselben diesen Theil der Geschichte nicht aus dem Buche selbst wollte kennen lernen.

Dieses beiläufig. Die Verbrecherin hatte aber ihr Mißbehagen an dem Zuspruch ihres ersten Seelsorgers ziemlich lange glücklich verborgen gehalten. Endlich rückte sie unter vielem Seufzen und Weinen mit dem Geständniß hervor, daß sie fürchte, der Herr Dr. R. suche, im Einverständniß mit den Richtern, sie bloß einer Menge Lügen zu überführen, und dadurch ihre Strafe zu schärfen. Der Herr Defensor, welcher ihr diesen Argwohn aus aller Macht, wiewohl vergebens, auszureden suchte, versprach ihr endlich noch an demselben Tage die Einstellung der geistlichen Besuche zu erwirken. Dies geschah, und nun folgten ganze Stöße schriftlicher Aufsätze der Verbrecherin an die Richter und an den Vertheidiger, welche insgesammt ihr Verhältniß mit Dr. R. als den wichtigsten Gegenstand ihres damaligen Sinnens und Sorgens weitläuftig behandelten. Sie erzählt von dem Anfange und Fortgange seiner Besuche, läßt sich lang und breit über eine Menge Einzelnheiten heraus, und weiß auf eine recht verschmitzte Weise seine Pflichttreue zu verdächtigen.*) Dieser ganze Aufsatz schließt mit folgenden Worten:

„Leider als eine Lügnerin bekannt, bekenne ich, daß dieses Mitgetheilte die reine Wahrheit ist. Am Sterbetage meines seel. Miltenberg, am 1. October habe ich dies geschrieben, und stille Thränen dabei vergossen."

N. S. „Nie habe ich Herrn Dr. R. beleidigt, nie in meiner Gefangenschaft mit einer Seele hierüber gesprochen."

Nach Abdankung ihres Seelsorgers hatte sich indeß die Unruhe und Angst der Verbrecherin nicht nur nicht beschwichtigt, sondern bedeutend vermehrt. Länger als vierzehn Tage blieb sie schlaflos und im hohen Grade aufgeregt. Alles Zureden ihres Defensors war vergeblich. Von der einen Furcht, nämlich hinsichtlich des Spionirens von Seiten ihres Seelsorgers befreit, war sie nun in die viel heftigere und peinigende Sorge gerathen, es möge nun der beleidigte Dr. R. ihre Richter gegen sie einnehmen und alles Mögliche anwenden, um ihrem Prozeß eine recht schlimme Wendung zu geben. Deshalb setzte sie allmählig eine neue Generalbeichte für ihren Defensor auf, ging ihr ganzes Leben in der Gefangenschaft nochmals sorgfältig durch, und bekannte als Zeichen eines überaus zarten Gewissens eine Menge unbedeutender Verstöße und Vergehen. Klüglich fügte sie aber auch dieser Mückenseigerei**) einige ernstere Anklagen bei, und befliß sich eben desjenigen Betragens, welches ihr die oben erwähnten rühmlichen Zeugnisse erwarb. So kam es also allmählig an den Tag, was die Verbrecherin so bescheiden und aufrichtig gemacht hatte. Es war nämlich die Furcht, von Herrn Dr. R. verklagt zu werden, welche sie ziemlich lange klüglich genug zu verbergen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

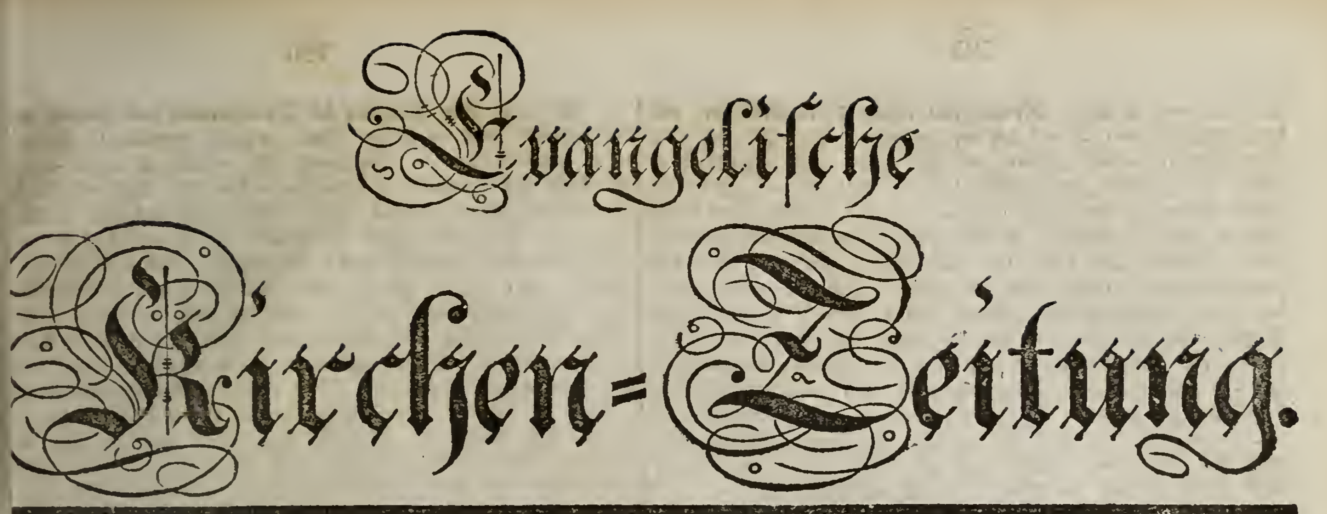
*) Siehe da das Verhältniß des Rationalismus zu der Erbsünde. Während rechtschaffene Prediger Apologeten der Bibellehre von der Erbsünde sind, so sind die Rationalisten die Advocaten der Erbsünde selbst. Grade so steht es auch mit der Lehre vom Teufel.

**) Auch das Versagen des Titels „Madame" so wie das Anreden in der dritten Person konnte unserer Ueberzeugung nach nichts nützen, sondern es mußte nothwendig das Herz der Verbrecherin gleich von vorn herein bitter verschließen. Wir haben wenigstens noch kein Beispiel davon erlebt, daß eine solche Eitelkeit durch verächtliche Behandlung geheilt worden wäre. Je höher der Grad des Hochmuths, desto weniger wirkt die positive Verachtung.

*) So sagt sie z. B. irgendwo: „nun kommt eine Lücke von vier Monaten (nämlich in den Besuchen), wo gewiß der kalte Winter schuld war." —

**) So machte sie es sich z. B. unter Anderem zum Vorwurf, daß sie eines Tages aus Versehen einige Kirschen in ein Papier eingewickelt habe, worauf Gottes Wort gestanden habe.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 14. December. № 100.

Die Giftmörderin Gottfried.

Zweite Mittheilung nach der Schrift: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried ꝛc. Von Dr. Voget. Zweiter Theil. 1ste und 2te Abtheilung. (Bremen 1831. Im Museum der neuesten Litteratur von C. Schünemann.)

(Fortsetzung.)

Als Beweis ihrer heillosen, inneren Finsterniß heben wir übrigens aus diesen Mittheilungen der Verbrecherin noch folgende Sätze heraus:

„Da erinnerte ich mich die Worte, welche Herr Dr. Kottmeyer bei der Taufe des Kindes von Herrn Rumpf sprach. Sein erstes Wort war: Ich will euere Freudentage in Leidenstage verwandeln. Großer Gott, wie bald sind diese Worte bei mir erfüllt. Meine Jugend war so froh, so glücklich. Mein Alter darf ich Gott anheim stellen."

Kaum können wir Worte finden, welche im Stande wären, eine solche Mitternacht in einer Menschenseele nur einigermaßen nach ihrem wahren Wesen anzudeuten. — Die Zeit also, in welcher sie bereits an vierzehn vollkommene Mordthaten, immerwährenden Ehebruch, mehrere Meineide und Diebstähle hinter sich wußte, die Zeit, während welcher sie ihren freundlichen, arglosen Wirth mit wiederholten Gaben des fürchterlichsten Giftes unabläßig marterte, die Zeit, wo sie mit ihrem Schlachtopfer und dem Kinde, dessen Mutter sie gemordet, am Taufsteine stand — — diese Zeit höchster und unbeschreiblicher Verruchtheit konnte dieses weibliche Ungeheuer im Vergleich mit ihrer jetzigen Lage im Gefängniß eine Freudenzeit, und ihre, durch ununterbrochene Verbrechen bezeichnete Jugend, eine glückliche, frohe Jugend nennen. Gewiß, wer in dieser Erscheinung nicht wenigstens eben so wie in der Cholerapest, den Empörungen der Völker, und in den mannichfachen Naturbegebenheiten, vor Allem aber in der eingerissenen Irrlehre die Strafgerichte Gottes über eine abtrünnige Christenheit von selbst erkennt, dem würden auch die hinreißendsten Declamationen darüber nur wenig helfen können.

Außer diesen schriftlichen Mittheilungen, womit die Delinquentin ihrem Vertheidiger das Leben nicht wenig verbittert haben mag, setzte sie seine Geduld auch nicht selten durch öftere Einladungen zu sich auf die Probe. Ging er dann zu ihr hin, so mußte er sich von ihrer sentimentalen Geschwätzigkeit, ihrer bodenlosen ekelhaften Eitelkeit, oder einem neuen Lügenplane immer auf's Neue martern lassen, eine Aufgabe, bei welcher er wahrlich eine wahrhaft christliche Geduld bewiesen hat. Von etwas mehr Bedeutung war jedoch die Aufforderung, die sie einst an denselben that, ihre Lebensgeschichte zu beschreiben und in den Druck zu geben. Dabei wiederholte sie die fast bei jedem Besuche ausgesprochene Bitte, dem Herrn Prediger, der sie vor einiger Zeit besucht habe, den innigsten Dank zu sagen. „Ach! immer steht sein Gebet und sein Angesicht vor meiner Seele" — sagte sie — „immer höre ich noch die Worte: Der Herr Jesus sendet mich zu Ihnen." — Sie liege — erzählte sie dann heftig weinend, und leise flüsternd — seit jenem Tage alle Abende eine Stunde auf den Knieen im Gebete u. s. w. Was nun die Delinquentin zu dem Wunsche vermocht habe, ihre Lebensgeschichte durch den Druck bekannt werden zu lassen, läßt sich hinlänglich aus ihrer Eitelkeit erklären, welche mit ihrer Bosheit in der That in ganz gleichem Verhältniß stand. Denn eines Theils mußte es ihrer Eitelkeit ganz willkommen seyn, sich durch ein eigenes Buch gewissermaßen vor den Augen der Welt auf eine seltene Bedeutsamkeit erhoben zu sehen, anderen Theils hoffte sie wohl auch, der Herr Defensor werde in demselben über manche ihrer Verbrechen etwas schonend, leise, ja vielleicht gar entschuldigend hinweggehen. Es lag ihr daher — wie sie zartfühlend bemerkte — dabei schwer auf dem Herzen, daß durch ihre Geständnisse vielleicht Lebende und Todte compromittirt, und obscöne Dinge bekannt gemacht werden möchten. — Gewiß hätte ihr der Defensor die Aussicht auf den Henkertod bedeutend erleichtern, ja vielleicht sogar angenehm machen können, wenn er ihr versprochen hätte, über die Geschichte ihres Lebens einen rührenden Roman zu schreiben, worin sie, die Heldin des Tages, als das beweinenswerthe Opfer eines allzugefühligen Herzens figuriren werde. — Wir getrauen uns, es fest zu behaupten, daß eine solche Hoffnung ganz dazu geeignet gewesen wäre, alle Schrecken des Todes von der Elenden für immer zu verbannen.

Eines Tages empfing die Delinquentin ihren Herrn Vertheidiger mit ungewöhnlicher Heiterkeit und geschwätziger Laune. „Nicht wahr, Sie wissen es schon?" — sagte sie — „Herr

Senator —e ist heute Morgen mit einem Herrn Professor, und dem jungen Herrn D—r bei mir gewesen. Herr Senator kam zuerst sehr freundlich zu mir, und bat mich, mich abzeichnen zu lassen. *) „„Von Ihrer Sache““ — sagte er — „„soll kein Wort gesprochen werden — — — wir haben dabei einen wohlthätigen Zweck, nämlich, es soll zum Besten der Taubstummen seyn. Denken Sie doch, wie viel Unheil Sie den Menschen zugefügt haben; nicht wahr, da möchten Sie auch gern einmal den armen Unglücklichen etwas Gutes thun.““ Ach, Herr Doctor, da fiel mir ein, als ich zuerst nach Hannover reisete, da saß ein Herr mit im Wagen, der war stumm, wie unglücklich der auf der ganzen Reise immer da saß, während alle Andere so froh waren. Daran dachte ich, und so willigte ich ein. — — Denken Sie sich einmal, die Herren tranken während des Abzeichnens Kaffee und ich mußte mittrinken. Während ich so da saß, unterhielten sie sich untereinander. — — — Herr Senator sagte mir auch: „„Sehen Sie wohl! sagte ich Ihnen nicht vor einem Jahre, Sie würden hier noch ein Jahr bleiben? Jetzt sage ich Ihnen, Sie werden hier **noch** ein Jahr bleiben.““ Ach, wie freue ich mich! es ist hier doch viel besser, als auf dem Werkhause." — — „Wegen Herr Doctor R—d hat mich Herr Senator auch völlig beruhigt."

Diesen Aeußerungen neuen Lebensmuthes ließ der Verf. absichtlich freien Lauf, und nun fuhr die Schwätzerin in demselben Tone zu erzählen fort.

So bemerkte sie: „Einmal flüsterte Herr Senator ganz leise zu Herrn Professor: die Nase ist nicht schlecht. So! dachte ich, gottlob, daß doch noch **etwas** Gutes an mir ist."**) Hiebei lachte sie aus Herzensgrunde und ergriff in der Lebendigkeit ihrer Erzählung den Arm des Zuhörenden mit einem Drucke zur Erhöhung seiner Aufmerksamkeit. Sie sagte im vertraulichen Tone und, wie es schien, innerlich erfreut, wie sie glaube, daß das Bild sehr ähnlich werde. „Der Herr Professor zeigte mir das von ihm verfertigte Porträt des Herrn Doctor Dräseke, welches auch sprechend ähnlich seyn soll. — Mein Bild wurde mir gezeigt; morgen kommen sie wieder, dann wird es fertig."

Bei dieser Gelegenheit erwähnte sie zum erstenmale ihres Kropfs, mit der Benennung: das Dicke vom Halse.

Auch äußerte sie: „Ich bin ja schon einmal **für 18 Grote** in der Stadt herum getragen," mit der frohen Erwartung, zu so geringem Preise werde das heute begonnene Bild nicht verkauft werden. —

Noch immer war der Strom ihrer Beredsamkeit nicht verflossen. Sie erzählte noch eine Menge dergleichen Albernheiten, und rühmte sogar von ihrer ehemaligen Schönheit: **daß selbst Greise bei'm Vorübergehen an ihr stehen geblieben seyen.** Von dem Verlangen nach einem Geistlichen war von nun an keine Spur mehr vorhanden, und die Freude über die Versicherung des Herrn Senators, „**daß sie vielleicht noch ein Jahr hier sitzen werde,**" hatte alle andern bessern Gedanken wie ein bodenloser Abgrund verschlungen. Dabei deuteten ihre ferneren schriftlichen biographischen Mittheilungen an den Verf., die sie eifrig fortsetzte, unverkennbar darauf hin, hie und da einen Flecken ihres Charakters auslöschen, und mit Zeichen einer sogenannten Herzensgüte ihr Bild vor der Welt ausschmücken zu wollen.

*) Sie wurde zweimal gezeichnet, und es sind daher zwei Porträts von ihr vorhanden.

**) Entsetzlich charakteristisch war außer den Worten selbst auch deren Betonung.

Als der Herr Defensor die Delinquentin bald darauf wieder besuchte, fand er sie im Bette liegend, weshalb sie sich höflichst entschuldigte. — Sie freute sich — wie sie sagte — daß ihr Bild am Sonnabend fertig geworden sey, und daß sie für Unglückliche etwas gethan habe. Oder mit anderen Worten: es lag ihr Tag und Nacht die Freude im Sinne, daß sie noch ein Jahr sichere Aussicht auf's Leben habe, und daß das Gute an ihr, ihre Nase, von so vielen Leuten werde bewundert werden. „Vielleicht sehe ich" — fuhr sie fort — „nach einem Jahre schon wieder ganz anders aus. Die Züge werden sich ja gewiß verändern. **Dann kann ja mein Gesicht vielleicht wieder wozu dienen.**" Oder wieder mit anderen Worten: „Nun bin ich der Strafe wegen außer Sorgen, nun kann ich wieder brav essen, und ruhig schlafen. Wer aber gut essen und schlafen kann, der kriegt wieder volle Wangen und helle Augen, und dann wird ja bei einem dritten Bilde von mir den Leuten meine Schönheit noch mehr einleuchten können." Der Herr Defensor händigte ihr nun eine Tabelle ihres Lebens, oder vielmehr ihrer Ermordungen ein, wofür sie höflichst dankte, und noch klagend hinzusetzte, daß der erwähnte X. (ihr alter Buhle) oft an dem Gefangenhause, den Strohhut tief in's Gesicht gedrückt vorübergehe. „**Ich bin wohl eine schlechte Person,**" sagte sie dabei, „**aber es kommen doch auch Augenblicke, wo ich Gefühl habe.**" Hiebei weinte sie bitterlich und fuhr schluchzend fort: „Dazu wäre ich nicht fähig gewesen. —" Also auch eine Bremer **Gesina** tröstet sich mit untermischten guten Gefühlen und dem Ablaßkrame ihrer Thränen. — Wie viele ihrer Schwestern und Brüder mögen wohl je daran gedacht haben, daß dieser Empfindungsablaß um kein Haar weniger gottlos und unverständig sey, als der Tetzel'sche Ablaßkram?

Eine Menge solcher ununterbrochenen Aeußerungen eines verhärteten Sinnes und vollendeter Verstockung übergehen wir nun. Genug, daß auch der Herr Vertheidiger gleich alle Hoffnung für ihre Bekehrung fahren ließ. Einige andere Bemerkungen der Delinquentin können wir jedoch nicht unberührt lassen. Sie erzählt nämlich in ihren biographischen Berichten an den Ve[rf.] ihrer Biographie: daß sie nach jedesmaligem Begehen eines [ih]rer Verbrechen allemal eine schwere Krankheit bekommen ha[be.] So war sie z. B. das eine Mal mit einem fürchterlich schli[m]men Nagelgeschwür am Finger, das andere Mal mit Taubh[eit,] ein drittes Mal mit einer wahrscheinlich rosenartigen Entzü[n]dung am Fuße befallen worden. — Wir geben die Möglichk[eit] solcher Krankheitsanfälle nach so heftigen Gemüthsbewegung[en] und Kämpfen, wie sie dem Begehen schwerer Verbrechen vor[an]gehen, unbedenklich zu. Man denke hiebei nur an den blatte[r]artigen Ausschlag, welcher nach heftig ausgestandener Furcht an den Lippen zum Vorschein kommt, eben so an den Rothl[auf,] welcher bei manchen Leuten fast allemal die Nachwehe ei[nes] überstandenen Aergers ist. Man vgl. jedoch ihre Worte S. 79[.]

Um diese Zeit hatte sich die erste Zeichnung ihres Bil[des] auf Stein abgenutzt, und Delinquentin mußte dem Maler [in] Gegenwart des erwähnten Herrn Senators noch einmal sitze[n.]

Während des Zeichnens hatte — wie die **Gottfr[ied]** später dem Defensor erzählte — Herr Senator —e ein B[on]bonpapierchen, mit der Abbildung zweier wilder Thiere, erst [den] anderen Herren, dann auch ihr, der **Gottfried**, gezeigt. [Da]bei war über deren Seelsorge gesprochen und insbesondere [von] Herrn Prof. S. geäußert: ob die **Gottfried** nicht wohl [zu] Herrn Doctor D—e Vertrauen habe? — Hieraus hatte [sich] die Angst der Missethäterin folgende Chimären gebildet: sie se[i] zur Strafe, den wilden Thieren vorgeworfen werden, wel[...]

ie sie gehört, zum hiesigen Freimarkt vor einigen Tagen ein-
etroffen; Herr Senator — e habe dies mit jenem Papierchen
r zu verstehen gegeben, weil er mehr nicht verrathen dürfe;
r Defensor verheimliche ihr dies gleich wie das Gericht. Herr
rof. S. habe mit jener Frage, bewogen durch Mitleid, ihr
as einzige mögliche Rettungsmittel darin anempfohlen: die Ver-
endung des Herrn Doctor D—e, zur Abwendung jener grau-
men Todesart, anzuflehen.

So traf der Herausgeber, welcher übrigens von allen die-
n inneren und äußeren Vorgängen erst später etwas erfuhr,
ie Sünderin am 23. October höchst geängstigt an.

Das Gespräch, welches der Herr Verf. nun mit der De-
nquentin führte, beruhigte sie jedoch bald über diese thörichte
inbildung, und das Ergebniß desselben war die Bitte, ihr den
errn Pastor D—e als neuen Seelsorger zuzuführen. Dies
eschah. Herr Pastor D—e besuchte von nun an die Verbre-
herin, und sie schien über dieses neue Ereigniß überaus beglückt
u seyn. — Nach einiger Zeit erzählte Delinquentin dem Herrn
Defensor, der Herr Pastor Doctor D—e habe ihr ein Buch
eliehen (Zwei und funfzig heilige Betrachtungen von Johann
Gerhard 2c. Berlin 1827, bei E. Franklin), mit der Auf-
orderung, nach dem Lesen desselben ihm ihre Gedanken darüber
hriftlich mitzutheilen. Allein sie möge sich den Kopf noch so
ehr zerbrechen, so wisse sie doch nichts darüber zu schreiben.
Sie bat daher den Herrn Defensor, ihr einige Anleitung zu ei-
em solchen Aufsatze an Herrn Doctor D—e zu geben. Die-
er nahm das Buch mit nach Hause und schrieb ihr am ande-
en Tage: sie möge dem Herrn Doctor nur ganz einfach melden,
aß sie das Buch völlig kalt lasse und nichts in ihr erwecke.
Es werde ihm ein solches Geständniß lieber, als heuchlerische
Reden, seyn.

Um diese Zeit war nun auch das erste Urtheil, welches
er Verbrecherin den Tod brachte, eingegangen. Bis zur Er-
cheinung der Bestätigung desselben von höherer Instanz war
un mit der Verbrecherin weiter gar nichts anzufangen. Von
etzt an wurde sie von fünf anerkannt braven und rechtlichen Frauen
bwechselnd scharf und anhaltend bewacht. Die Besuche ihres Ver-
theidigers hörten ebenfalls auf. Aus diesen Zurüstungen und
Anordnungen schloß sie bald mit Recht auf ihren nahen Tod.
Diese Ueberzeugung bewog sie dazu, einen Versuch mit dem
freiwilligen Hungertode zu wagen. Allein so oft der Hunger
inen gewissen Grad erreichte, konnte sie es doch nicht unter-
assen, ein wenig Fleischbrühe oder andere leichte Kost zu neh-
men. Herrn Doctor D—e empfing sie sehr oft mit einem er-
heuchelten Schlafe, so daß derselbe unverrichteter Sache wieder
bziehen mußte. In keinem ihrer bisherigen Erbauungsbücher
as sie auch nicht einmal zum Scheine mehr, und sie wurde
un, nach dem einstimmigen Urtheile der Wächterinnen, immer
chlechter, boshafter, galliger und ungezogener. Alle Gemeinhei-
en, Kniffe und Modebosheiten der Gefangenen übte sie nun
mit losgelassener Lust, so z. B. das gewöhnliche Pochen und
Weitersprechen von einer Zelle zur anderen. Besonders inte-
essirte sie sich für das männliche Gefangenpersonale, und suchte
ogar die Anzeige einer Liebschaft zwischen zweien Gefangenen
u hintertreiben. „Ach, ach Annchen" — sagte sie zu ihrer
Wärterin — „lassen Sie doch. Es geschieht ja Alles aus Liebe.
Gönnen Sie ihnen doch das Vergnügen. Sie wissen ja wohl."
Junge Wärterinnen suchte sie zudringlich und frech wegen et-
waiger Liebschaften auszuforschen, und alle dergleichen Gespräche
wurden begierig von ihr ergriffen und unterhalten. Mit nichts-
würdigen Schmeicheleien über ihre schöne Gestalt u. s. w. suchte
sie das Herz derselben zu verunreinigen. Als sie am Charfrei-
tage auf Antrag des Herrn Doctor D—e das Abendmahl em-
pfangen sollte (— unbegreifliche Maaßregel!), affectirte sie wäh-
rend der Anwesenheit des Geistlichen einen fieberhaften Zustand,
redete albernes Zeug und schlug wie rasend um sich her. — So
flossen ihre Tage unter gemeinen, schlechten Reden, boshaften
und giftigen Bemerkungen und eben so schlechten Handlungen
hin. Dabei versicherte sie aber immer noch zwischen durch: daß
sie das verlorene Schaf sey, das der Heiland zurücktrage. Der
Heiland gehe mit einem Lichte hinter ihr her, und suche sie.
Wenn sie liege und schlafe, dann bewache er sie. Er stehe be-
ständig an ihrem Bette. Sie werde gewiß selig. — Wer ihr
etwas zu Gefallen thäte, den werde Gott belohnen. Wer sie
hart beurtheile, dem antworte sie: „Irret euch nicht, Gott läßt
sich nicht spotten." Wer ihr etwas versage, den gehen die Worte
an: „Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr seid nicht
zu mir gekommen." Die Ehebrecherin im Tempel habe Nie-
mand steinigen wollen, weil sie alle Sünder seyen. So sey es
auch mit ihr. Der Heiland sey zum Zöllner Zachäus eingegan-
gen, und sey gekommen zu suchen und selig zu machen, was ver-
loren ist. Freilich habe Zachäus die Hälfte seiner Güter den
Armen geschenkt, und als Herr Doctor D—e sie gefragt: Was
sie dem Herrn wohl zu geben habe, sey ihre Antwort diese ge-
wesen: Sie sey bereit ihr Leben zu geben für dieje-
nigen, denen sie es genommen habe. Herr Doctor D—e
habe ihr ferner gesagt: Im Himmel wäre kein Leid und Streit
mehr, ihre Kinder, die sie vergiftet, beteten dort für sie. Die
Engel selbst freuten sich über einen Sünder der Buße thäte. —
„Was für ein Engel ist doch Doctor D—e," — setzte sie
hinzu — „wie kann ich mich freuen, wie ist mir so leicht. Und
wenn ich begnadigt würde, ich sehnte mich nicht unter die Men-
schen zurück, um das nicht wieder zu verlieren, was ich im Ge-
fangenhause gefunden habe u. s. w." — Alle diese Phrasen sagte
sie abwechselnd mit den oben erwähnten Nichtswürdigkeiten fast
allezeit mit denselben Worten, beinahe wie einstudirt, ihren Wär-
terinnen nach der Reihe vor.

Als in diesen Tagen eine andere Frau wegen muthmaßli-
chen Giftmordes ihres Ehemannes in der Nebenzelle verhört
ward, horchte sie sorgfältig auf das Verhör und sagte: „De
düfelt sick der aff" (die teufelt sich los). Sodann bemerkte sie,
diese Frau sey sogleich bei der ersten That ergriffen worden.
Das habe Gott doch wohl auch bei ihr thun können. Er habe
ihr ja können ein Zeichen geben, z. B. die Hand lahm werden
lassen, dann würde sie es gewiß nicht wieder gethan haben.

Alle diese Aeußerungen muß man aber so hoch nicht an-
schlagen, und etwa glauben, als sey es der Verbrecherin einiger
Ernst damit gewesen, und als habe sie sich mit der Anwendung
jener Schriftstelle auf sich, oder auch mit diesen letzteren gottes-
lästerlichen Anklagen des Herrn etwa falsch beruhigen wollen.
Dieses war sicher nicht der Fall mit ihr. Vielmehr war ihr
Gewissen bereits so sehr verstockt und erstorben, daß ihr der Ge-
danke an das Gericht Gottes gar nicht mehr in den Sinn kam,
und daß sie daher auch nicht einmal des falschen Trostes im
Ernste bedurfte, der in solchen Aeußerungen zu liegen scheinen
dürfte. Vielmehr war der letzte Rest von geistlicher Erkenntniß
bereits in eine beinahe satanische Verzweiflung ausgeartet, und
der sehr seltene Blick nach Jenseits schien nur von den Schrecken
der Hölle begleitet zu seyn, die bereits mit ihrer fürchterlichen
Qual und Nacht in ihrem Innern eingezogen seyn mochte. —
Was sie aber wohl mit jenen oft wiederholten frommen Phrasen

bezwecken mochte, diese Frage findet in der bis an ihr Ende sich steigernden Eitelkeit ihre hinlängliche Beantwortung. Derselbe Beweggrund, der sie dazu trieb, ihren Defensor zur Herausgabe ihrer Lebensbeschreibung aufzufordern, war auch die Ursache dieser widerlichen Frömmelei. Es war ihr viel darum zu thun, vor den fünf Wartefrauen noch das Lob einer frommen, selig sterbenden Dulderin davon zu tragen. Vielleicht beabsichtigte sie auch durch die Weitererzählung dieser Aeußerungen den Gewinn eines ehrenvollen, von allgemeiner Theilnahme gefeierten Ganges zum Blutgerüst. Denn wenn man z. B. an den Kaiser Nero denkt, wie er in seinem Kellerversteck sich selbst mit Hülfe seines Dieners erdolchend, auch im Augenblicke des Sterbens den ehemaligen Schauspieler nicht verläugnet, und dafür sorgt, daß er mit Grazie niedersinkt; wenn man sich erinnert, daß es Personen gegeben hat, welche bloß darum einen Mord begingen, um das Vergnügen und die Ehre einer Aufsehen erregenden Hinrichtung an sich selbst zu erfahren; so wird man es begreiflich finden, daß auch die Bremer Gesina bei ihrer endlichen Verzichtleistung auf's Leben wenigstens vor ihrer Hinrichtung noch ein Henkergericht für ihre Eitelkeit zusammenbettelte. Eben so begreiflich wird es, daß das andere Ingrediens ihrer Natur, nämlich die Wollust, grade in den letzten Wochen ihres Lebens noch einmal in seiner ganzen Scheußlichkeit aus der Tiefe emportauchte, ja daß sie sogar wenige Tage vor ihrem Tode noch mit einem eintretenden Diener verliebte Späße treiben konnte. Denn da der andere Hebel ihrer bisherigen frommen Heuchelei, nämlich die Hoffnung, ihre Richter zu versöhnen, am Ende zerbrach, so mangelte es ihr an Kraft, ihre Rolle so beharrlich durchzuführen, als es bisher geschah. — Alles dieses klärt die seltsame Erscheinung wohl hinlänglich auf, daß sie in den letzten Wochen gemeine, üppige und nichtswürdige, mit frömmelnden Reden vermischt so oft in einem Oden ausschäumen konnte. Daß sie aber von nun an nach ihrer Art wirklich Zurüstungen zum Tode traf, geht deutlich genug aus folgenden Thatsachen hervor. Eines Tages bat sie nämlich eine ihrer Wächterinnen, daß sie ihr ein weißes Tuch zur Hinrichtung leihen möge, weil ein buntes dazu nicht passe. Auch ließ sie sich zwei reine Hauben herbeibringen, von denen sie, zu demselben Zwecke, die beste auswählte. Dieselbe Haube sollte dann eine andere Wärterin sogar noch einmal besonders in ihrem Gärtchen bleichen, und besser streichen, als es im Gefangenhause geschehen könne.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Nordamerica.) Die Americanische Erziehungsgesellschaft hat zum Zweck, junge Leute für das Predigtamt auf ihre Kosten auszubilden. Der diesjährige Bericht beginnt mit einer dankbaren Erwähnung der weit ausgebreiteten Ausgießungen des heiligen Geistes über die Americanischen Gemeinden, Erziehungs- und Bildungsanstalten. Die Gesellschaft hat im letzten Jahre 604 junge Männer unterstützt, von denen 7 Privatunterricht genießen, 166 sich auf Academien, 274 auf Colleges und 157 auf theologischen Seminarien befinden; 174 neue wurden im vergangenen Jahre zur Unterstützung aufgenommen; 50 von den bisher Unterstützten werden im nächsten Jahre in's Predigtamt eintreten. Die Einnahme des verwichenen Jahres betrug 40,450 Dollars (zu etwas mehr als $1\frac{1}{3}$ Rthl.), eine Einnahme, welche die des vorigen um 11,000 Dollars übersteigt. Ein Agent der Gesellschaft hat in Neu-England allein 16 neue Hülfsgesellschaften gestiftet. — Von denen, welche die Gesellschaft unterstützt hat, sind (seit 1816) schon 400 Prediger in den Dienst der Kirche getreten. Etwa ein Sechstel aller theologischen Studenten der Vereinigten Staaten empfingen Unterstützung von der Gesellschaft; ein Zehntel aller Ordinirten war aus dieser Zahl in dem letzten Jahre, und verhältnißmäßig eine noch größere Zahl von denen, welche in den Missionsdienst getreten sind. —

Aus dem „funfzehnten Jahresbericht der Commission für die Missionen der Presbyterianischen General-Synode“ geht hervor, daß die General-Synode im letzten Jahre in Neu-York 43, in Neu-Jersey 5, in Pennsylvanien 48, in Delaware 3, in Maryland 5, in Virginien 12, in Nord-Carolina 11, in Süd-Carolina 2, in Georgien 2, in Alabama 3, in Ohio 45, in Kentucky 11, in Tennessi 11, in Indiana 12, in Illinois 6, in Missisippi 4, in Luisiana 1, in Missuri 3, in Florida 1, im Territorium Arkansas 1, im Territorium Michigan 2, in Nieder-Canada 1 und im Nordwestterritorium einen Missionar unterhielt. Von den 233 Missionaren dieser Liste sind 188 Pastoren einer oder mehrerer kleiner Versammlungen oder Gemeinden in verlassenen Bezirken; 34 sind reisende Prediger, welche besonders bemüht seyn sollen, Gemeinden zu bilden und den Weg zur Anstellung von Predigern zu bahnen, und 11 sind als besondere Agenten der Commission beschäftiget gewesen. Diese Missionare haben im letzten Jahre etwa 250 Bibelclassen und 500 Sonntagsschulen mit etwa 2,500 Lehrern und 18,000 Schülern eingerichtet; sie haben den Bibel-, Tractat- und Erziehungsgesellschaften wesentliche Dienste geleistet; 20—30 neue Gemeinden gegründet und durch die freiwilligen Gaben ihrer Pflegbefohlenen etwa 28 Gotteshäuser erbaut. In etwa 30 ihrer Gemeinden haben Erweckungen stattgefunden, und ungefähr 2,300 neue Mitglieder sind durch sie in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden. Zugleich hat die Commission einstimmig folgenden Beschluß gefaßt: „Die Commission für die Missionen der General-Synode der Pr. K. der V. St. hat beschlossen, alle ihr zu Gebote stehende Mittel zu ergreifen, um binnen fünf Jahren jede von Geistlichen entblößte Presbyterianische Gemeinde, die ihre Hülfe annehmen will, mit einem gläubigen und treuen Diener des Evangeliums zu versehen.“ Diesen Beschluß auszuführen ist von drei Personen bereits die Summe von 15,000 Dollars unterzeichnet worden.

Der Americanische Sonntagsschulverein zeigt in seinem siebenten Jahresbericht an, daß die zu ihm gehörigen Schulen während des letzten Jahres von 6,654 auf 7,244; die Zahl der Lehrer von 61,372 auf 64,215, und die der Schulkinder von 411,00[illegible] auf 451,075 gestiegen. Die Zahl derer, welche überhaupt in den Vereinigten Staaten Sonntagsschulen besuchen, beträgt jetzt etwa 600,000; in Großbritannien 1,019,693. Die Einnahme des vergangenen Jahres betrug 77,451 Doll. Der Bericht sagt: „Das System des Unterrichts, welches wir jetzt für ein neues Jahr dem Schutz und Segen unseres Herrn Jesu Christi übergeben, ist aller daran gewandten Kosten werth, hätte es auch nichts weiter gethan, als daß es Christen verschiedener Bekenntnisse zu Gemeinschaft und gegenseitiger Liebe verbunden hat; aber es hat mehr, als das, gethan: Es hat sie zu dem beseligenden Geschäft verbunden, dem gemeinsamen Hirten Aller die Lämmer seiner Heerde zuzuführen. Es wäre aller daran gewandten Kosten werth, hätte es auch nur diese große Menge von Erwachsenen und Kindern lesen gelehrt; aber es hat mehr, als das, gethan; es hat sie daran gewöhnt, zu lesen und zu denken, und in ihnen einen Geschmack für geistige Beschäftigung erweckt. Es wäre aller daran gewandten Kosten werth, wenn es auch nur eine so große Zahl von Lehrern zu einem sorgfältigen Studium der Bibel geführt hätte; aber es hat mehr, als das, gethan: Es hat viele Tausende Christo zugeführt. Es wäre aller Kosten werth, wenn es auch nur unter den Unterrichteten eine Erkenntniß der Wahrheit verbreitet hätte; aber es hat mehr, als das, gethan: weit darüber hinaus sind Tausende erweckt worden, Christum zu suchen, welche nie eines Lehrers Stimme gehört hatten.“

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 17. December. № 101.

Die Giftmörderin Gottfried.

weite Mittheilung nach der Schrift: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried rc. Von Dr. Voget. Zweiter Theil. 1ste und 2te Abtheilung. Bremen 1831. Im Museum der neuesten Litteratur von C. Schünemann.

(Schluß.)

Endlich war das Bestätigungsurtheil ihrer Todesstrafe von übeck eingetroffen. Nach dem erstmaligen Vorlesen desselben nnte man keine sonderliche Bewegung an ihr bemerken. Die rage: ob sie das Urtheil verstanden habe, beantwortete sie mit Nein, und bat um ein nochmaliges Vorlesen desselben. „Haen Sie es nun verstanden?" so fragte man sie nach der zweien Verlesung. Ein festes, ruhiges „Ja" war jetzt die Antwort. „Sie nehme" — setzte sie hinzu — „die Strafe mit Dank an. Ihr Leben sey das Wenigste, was sie für so viele Verbrechen geben könne." Die Ermahnung, daß sie die kurze och übrige Lebenszeit gut anwenden möge, bejahte sie unter eftigen Thränen. Hierauf nahm ihr Defensor das Wort, erlärte ihr, daß er nun nichts weiter für sie thun könne, als eine Bittschrift um Begnadigung bei'm Senate einzureichen, die ihr ber, seiner Ueberzeugung nach, nichts helfen werde. — Hierauf rwiederte sie nochmals: „Ich nehme nochmals die Strafe mit Dank an. Das Leben ist ja das Wenigste, was ich für meine Sünden geben kann, und ich gebe es gern." Dieses sagte sie abermals unter stillen Thränen. Als es ihr das Gericht nochmals freistellte, eine Bittschrift einzureichen, erklärte sie nochmals est und entschlossen, daß sie nie um Begnadigung bitten werde. Sie gebe gern ihr Leben hin.

Hierauf wurde sie abgeführt, und es sollte Herr Doctor D—e zu ihr gelassen werden. Allein sie verbat es sich. Sie wolle, wenigstens zuerst, allein bleiben, sagte sie.

Vergleichen wir nun das Benehmen der Verbrecherin bei der Publication dieses Urtheils mit demjenigen Wesen und Treiben, das wir bisher an ihr zu sehen gewohnt sind, so wird wohl keiner unter unseren Lesern seyn, der sich nicht bei dieser Scene einigermaßen wohlthätig angesprochen fühlte. — So würdevoll, edel und achtungswerth ist sie wohl kein einziges Mal seit der Geschichte ihrer Gefangennehmung erschienen. — Leider können wir aber auch diesen Schein des neuauflodernden Guten in ihr nicht gelten lassen, und wir müssen unsere Leser hiebei ernstlich und herzlich des Schmerzes wegen um Verzeihung bitten, den wir ihnen vielleicht dadurch bereiten, wenn wir uns zu der Erklärung gezwungen sehen, daß wir dieses ganze heldenmüthige und edle Benehmen der Verbrecherin für eine meisterlich gelungene Rolle erklären, die sie lange vorher schon einstudirt und eingeübt hatte. Die Gründe, die uns diese Ueberzeugung geben, sind folgende:

1. Die Verbrecherin war seit einiger Zeit des Lebens müde geworden, hatte sich vorgenommen, nicht einmal den Versuch zu einer Begnadigung zu machen, und beschäftigte sich nur noch mit einem möglichst romanhaften Ausgang von der Bühne dieses Lebens. 2. Man hatte ihr die Wahl gelassen, die Publication des Urtheils auf ihrer Stube oder in der Gerichtsstube zu vernehmen. Sie aber entschied sich, trotz ihrer großen Schwäche, für das Letztere. Was hätte sie aber zu dieser großen Anstrengung Anderes bewegen können, als der Gedanke, daß es viel feierlicher und interessanter sey, wenn sie in der Gerichtsstube stehend (auch das Sitzen hatte sie ausgeschlagen) das Urtheil öffentlich empfing? 3. Die Reden die sie führte, lauteten sich so gleich, daß sie wie auswendig gelernt, und längst vorbereitet für diesen Fall erscheinen müssen, ungefähr eben so wie sich ihre frömmelnden Phrasen, womit sie vor den Wärterinnen prunkte, ebenfalls fast wörtlich gleich waren. 4. Endlich läßt sich bei ihrer ganzen, bloß von Eitelkeit belebten Vorbereitung zur Hinrichtung nichts Anderes als ein solcher passender Lügenschluß zu der ganzen Lüge ihres Lebens erwarten. Unsere geehrten und geliebten Leser werden uns daher hoffentlich von aller fleischlichen Bitterkeit gegen die bereits Gerichtete freisprechen, wenn wir, alle Weichlichkeit des Gefühls bei Seite setzend, von der wahren Schreckensgestalt eines vollendeten menschlichen Ungeheuers nichts hinwegthun, was diese ihre Schrecken erhöhen, und nichts hinzuthun können, was sie vermindern muß.

Nach Publication des Urtheils wiederholte die Delinquentin den Versuch, sich durch Hunger umzubringen. Allein auch dieses Mal vergebens. — Nach mancherlei Kämpfen, Schwanken

und Zureden von Seiten der Frauen, genoß sie auch noch das heilige Abendmahl. — Inwiefern der Prediger, der es ihr reichte, einen solchen Schritt rechtfertigen kann, lassen wir hier unentschieden. — Daß sie aber weder vor noch nach dem Genuß auch nur die geringste Spur einer Sinnesänderung gezeigt habe, davon kann sich leicht ein Jeder überzeugen, der unser vorliegendes Buch selbst liest. Endlich erschien der Tag, wo es ihr bekannt gemacht wurde, daß sie morgen früh acht Uhr sterben müsse. Ihr Betragen blieb im Ganzen dasselbe, und noch an demselben Tage machte sie mit dem eben eintretenden Knechte einen rohen Spaß, indem sie ihm lachend zurief: „Denke dir Christian, ich soll noch mit dir freien," und dann noch eine Weile in solchen gräulichen Scherzen fortfuhr. Gegen die Nacht fiel sie nun in Schlaf, erwachte aber gegen 2 Uhr des Nachts, fragte nach der Uhr und bat um einen Trunk Wein. Noch vor 5 Uhr erschien der Geistliche, der die Delinquentin noch schlafend fand. — Als man sie durch zweimaliges Rufen weckte, sah sie mürrisch und sogar unhöflich um sich her. Ihre Unterredung mit dem Geistlichen war kalt und bedeutungslos, denn sie vermied geflissentlich alle religiöse Gespräche mit ihm. Jetzt kam auch Senator —e dazu, den sie versicherte, daß sie sich gewiß mit Gott versöhnt, ja daß sie sich in ihrer Gefangenschaft immer mit Gott beschäftiget habe. — Als gegen 7 Uhr der indeß abgetretene Geistliche nochmals erscheinen sollte, verhinderte sie dieses dadurch, daß sie auf den Nachtstuhl verlangte, wo sie bis gegen halb acht Uhr verweilte.

Indeß war es Zeit zum Anziehen geworden. Die Frauen schnitten ihr mit zitternder Hand den Kragen von der Jacke ab. Eben so wurde ihr das Haar am Hinterkopfe weggeschoren. Das übrige Haar legte man auf dem Vorderkopf zusammen, und zog dann, um ihr Gefühl zu schonen, die schwarzbesetzte Mütze von hinten über den Kopf. Allein sie riß dieselbe mit zierlich schonendem Griffe herab, betrachtete sie erst sorgfältig, und setzte sie dann wieder auf.*) Ein paar neue, aber schwere Schuhe, die man ihr brachte, wies sie mit Abscheu zurück, und ruhte nicht eher, als bis man ihr ein paar feinere brachte. Hierauf wurde ihr unter gräßlichem Verdrehen ihrer Augen das Todtenkleid übergezogen. Sie stöhnte ein tiefes „Ach!" zupfte die Falten zurecht, und besah sich so von oben herab. — Hierauf nahm sie Abschied von Allen, anfangs ganz kalt, zuletzt (aber offenbar aus Zwang) etwas weinend, stieg behend die Treppen hinab, setzte sich zu Wagen, und der Zug bewegte sich, von einer ungeheueren Menschenmasse begleitet, langsam fort. An einigen Stellen der Stadt, namentlich in der Nähe des Domes und eines ihr befreundeten Hauses, traten ihr Thränen in die Augen. Der Zug hielt hier einige Augenblicke, langte aber bald an dem einen Ende des Domhofes, dem Stadthause gegenüber, an. Dort erhob sich eine sechs Fuß hohe, schwarzbekleidete Tribüne mit einem Tisch und einigen Stühlen versehen. Auf diese Bühne wurde die Delinquentin durch einige Polizeidiener hinaufgeführt, wo sie dem Gerichte gegenüber schweigend, aber mit sichtbarer Angst, doch ohne Thränen, die nochmalige Vorlesung ihres Todesurtheils, so wie dessen Bestätigung vernahm. Ihre Schwäche nöthigte sie, sich auf einem dazu bestimmten Blocke niederzulassen, wo sie scheu um sich sah, und den Schweiß vom Gesichte wischte. Nach gesprochener Formel, und nach zerbrochenem Stabe, wankte sie, von Polizeidienern unterstützt, auf das Schaffott. Bei'm Anblick des für sie bestimmten Lehnstuhles stierte ihr Blick wild umher, und aus dem halberloschenen Auge sprühte noch einmal ein höllischer Feuerblick wild und gräßlich heraus. Sie setzte sich und breitete ein Tuch auf dem Schoße aus. Der sinkende Kopf wurde durch wiederholte Faustschläge der Henkerknechte an das Kinn emporgehalten, bis ein kräftiger Hieb das Haupt vom Rumpfe trennte. Unter lautem Rufen der Menge ergriff der Scharfrichter das Taschentuch, welches der Delinquentin auf dem Schoße lag, und wischte damit das Blut vom Schwerdte ab.

*) Wahrscheinlich glaubte sie, es seyen an der Mütze einige charakterische Bezeichnungen ihres Lebens sammt der Ursache ihrer Hinrichtung angeheftet.

So endete — nach den eigenen Worten des Verf. — die Gottfried. Nur ein in die äußeren Sinne gefallenes Leben — fährt er fort — hatte sie gekannt, das geistige, längst in sich ertödtete, einer so unbestreitbaren, wie oft bestrittenen Gewalt anheim gefallene Leben — konnte auch in den Stunden der bevorstehenden Hinrichtung nicht erwachen. Darüber wird — wie verschiedene Ansichten früher auch laut werden wollten, — das eben deshalb so umständlich mitgetheilte Ende der Geschichte keinen Zweifel übrig lassen.

Die mit dem Leichname vorgenommene Section ergab eine vollkommen regelmäßige Structur aller edlen Körpertheile und zugleich die völlige Gesundheit der Hingerichteten. Nur bemerkte man, wie die Brustknochen emporgetrieben waren durch unerhört gewaltsames Schnüren, wovon auch in den Seiten des Körpers deutliche Spuren sichtbar waren.

Auf dem Museum zu Bremen befindet sich in Spiritus der Kopf der Missethäterin, nebst dem Kropfe. Außerdem wird ein eigener Schrank ihr Skelett und einiges Sonstige enthalten. Vielleicht werden auch die zu dieser Geschichte benutzten eigenhändigen Scripturen derselben und brieflichen Mittheilungen an den Herausgeber dort beigefügt.

Nordamericanische Urtheile über den kirchlichen Zustand Deutschland's.

Ein Americaner besuchte vor einiger Zeit auf einige Jahre Deutschland, und seine Mittheilungen über dasselbe haben in seinem Vaterlande so viel Interesse erregt, daß sie in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt worden sind. Einiges daraus, was wir dem Spirit of Pilgrims entnehmen, möchte vielleicht als ein heilsamer Spiegel für unser Vaterland dienen können. Wir übersetzen wörtlich, und fügen einige Bemerkungen hinzu. Das Ganze ist ohne Ordnung, unter verschiedenen Ueberschriften mitgetheilt. „Charakter der theologischen Studenten. Die theologischen Studenten leben, so lange sie auf der Universität sind, wie alle übrigen Studenten. Da sie der bei weitem größeren Anzahl nach ihren Beruf erwählt haben ohne die heiligen Bewegungsgründe, welche dabei allein bestimmen sollten, und ihn daher auch gar nicht anders, als die Juristen und Mediciner ihr Studium, ansehen, warum sollten sie ernst nach Außen erscheinen, da ihr Herz davon fern ist? Warum sollten sie sich solcher Dinge enthalten, deren Unvereinbarkeit mit ihrem künftigen Beruf sie nie gefühlt haben? Darum sind alle die Laster, derentwegen die Deutschen Studenten überall so berüchtigt sind, unter den Theologen eben so allgemein, als unter den anderen; sie sind grade eben so dem Spiele, dem Saufen, dem Duelliren und jeder Art des „„Renommirens""

geben. Wenn man von einer Universitätsstadt aus auf die)eutschen Gemeinden blickt, und an ihre Aussichten denkt, so ıuß einem schaudern bei dem Gedanken, daß so der größere Theil ihrer künftigen Hirten und Lehrer beschaffen ist! Unter 00 Studenten der Theologie auf einer Norddeutschen Univer- tät konnte man höchstens von etwa 150 sagen, daß sie einigen rnst besaßen, und aus irgend einem anderen Grunde, als den eltlichsten Gelüsten, ihren Beruf ergriffen hatten; und von iesen 150 konnte man auch wieder nur von einer verhältniß- ıäßig kleinen Zahl, vielleicht der Hälfte, sagen, daß sie persön- ch mit Gott verbunden waren und aus christlichen Beweggrün- en ihren Beruf gewählt hatten.

Amtsführung der Geistlichen, Predigt, öffent- icher Gottesdienst. Die Art des Umgangs mit den Pfarr- ındern, welche ein Americanischer Geistlicher für so wesentlich ält, und wodurch er oft mehr wirkt, als durch seine ganze brige Amtsthätigkeit, nämlich das Besuchen von Haus zu aus und eine genaue und vertraute Bekanntschaft mit allen amilien und einzelnen Personen, ist in Deutschland fast unbe- annt. Der Pastor meint seine Pflicht gethan zu haben (und ie öffentliche Meinung und die allgemeine Gewohnheit bestärkt ın darin), wenn er den sonntäglichen Gottesdienst geleitet, die inder catechisirt, und Taufen, Trauungen und Grabreden, die orkommen, verrichtet hat. Daher finden denn die Geistlichen uch so viel Zeit, sich den Studien zu widmen. In keinem ande möchte man wohl unter der Stadt- und Landgeistlich- it so viel Gelehrsamkeit antreffen. Man mag hingehen, wo an will, selbst in den elendesten Flecken und Dörfern, findet an Gelehrsamkeit und Talent. Einige Prediger geben Classi- r heraus; andere schreiben theologische Werke; noch andere eiben Botanik und Mineralogie; viele [!!] werden Land- irthe. So ist es denn auch möglich, daß ausgezeichnete Pro- ssoren auf den Universitäten zugleich Prediger seyn können. ie haben Zeit zu dem allen, denn sie geben sich nicht ganz d gar ihrem Amte hin. Da zwischen den Geistlichen und ren Gemeinden nur wenig Verbindung statt findet, so ist ch nur wenig Verbindung unter den Geistlichen. Prediger- reine zu brüderlicher Gemeinschaft und gegenseitiger Förde- ıng, oder zu gemeinschaftlicher Arbeit für die großen Zwecke, nen das Predigtamt gewidmet ist, sind beinahe völlig unbe- nnt. Vor wenig Jahren wurde eine Verbindung der Art einem weiten Umkreise um einen Ort, wo ich lebte, errich- t, — wozu oft zwanzig kamen, manche zehn Deutsche Mei- weit. Dies war aber der einzige Fall der Art, von dem in Deutschland hörte, obwohl ich danach mich viel erkun- igt habe. In den Gegenden, wo ich nicht gewesen bin, gibt vielleicht dergleichen Vereine unter den Evangelisch gesinn- n Geistlichen (unter den Rationalisten sicher nicht); doch üssen sie eine große Seltenheit seyn, da man so wenig davon fahren kann. — Der Charakter der Deutschen Predigten ist , wie man ihn sich nach dem bisher Erzählten denken kann. nter der großen Masse der Geistlichen gibt es ein bloßes oralpredigen, in welchem das Evangelium nur wenig vor- ımmt. Aber selbst unter den Evangelisch gesinnten Geistlichen d die Predigten mehr allgemein, ermahnend und declamato- ch (in the hortatory and declamatory kind not direct d pointed); sie sind nicht direct, nicht scharf, nicht dahin richtet, Sünder aus ihrem Schlafe zu wecken, und sie ihr end fühlen zu lassen, daß sie damit zu dem Heilande flie- n. — Einem Americaner ist es ein auffallender und schmerz- licher Anblick, in das Haus Gottes zu treten, und es fast ganz leer zu finden; der Prediger ist da, der Gottesdienst beginnt, aber eine Versammlung kann man das kaum nennen, was man in der Kirche sieht. Man mag hingehen, wohin man will, in allen Gegenden Deutschland's findet man dieselbe Vernach- lässigung des öffentlichen Gottesdienstes; höchstens findet man zu Weihnachten oder am Charfreitage die Kirchen voll. Es gibt freilich auch Ausnahmen. Viele Kirchen in Berlin sind immer voll. Wenn Strauß oder Schleiermacher predi- gen, können sie gewiß seyn, eine große Menge Zuhörer zu fin- den; und eben so auch die meisten Evangelisch gesinnten Pre- diger. In einer kleinen Kirche [ohne Zweifel der St. Ger- traudkirche], wo das Evangelium buchstäblich den Armen ge- predigt wird, ist immer ein solches Gedränge, daß man fast keinen Platz finden kann. Andere Kirchen Berlin's sind indeß nicht voller, als alle übrigen. Zu Wittenberg ist, wenn Dr. Heubner predigt, die Kirche immer voll; aber in der Schloßkirche, an die Luther seine Thesen anschlug, wird meist leeren Bänken gepredigt. — Diese Vernachlässigung des Got- tesdienstes, welche Einige ganz demselben entfremdet, verleitet Andere, nur der Predigt beizuwohnen. Es ist eine sehr verbreitete Sitte, zu kommen, wenn die Predigt anfängt, und zu gehen, sobald sie zu Ende ist.

Vernachlässigung der häuslichen und geselligen Gottesverehrung. Wo man den öffentlichen Gottesdienst so behandelt, wie ich beschrieben habe, da läßt es sich nicht er- warten, daß der Hausgottesdienst blühe oder auch nur weit verbreitet sey. In welchem Grade aber derselbe bis auf die neueste Zeit vernachlässigt worden ist, das wird man hier zu Lande kaum glauben. Referent konnte den Nachrichten, welche ihm darüber gegeben wurden, anfangs kaum Glauben beimessen, und dachte immer, sie bezögen sich auf besondere Fälle, aus denen man keinen allgemeinen Schluß ziehen könne; bis er sie durch die sichersten Zeugnisse in allen Theilen von Deutschland bestätigt sah. Man kann es als eine gewisse Thatsache an- sehen, daß in ganz Deutschland, oder mindestens doch Nord- deutschland, der Hausgottesdienst eine völlig verschollene, un- bekannte Sache ist, mit Ausnahme einiger Evangelisch gesinn- ten Christen, oder sogenannter Mystiker, und auch unter ihnen ist diese Sitte erst seit funfzehn Jahren hie und da wieder er- wacht. Darum sind denn auch Zusammenkünfte zu gemein- schaflicher Andacht eine fast unbekannte Sache. In Berlin lernte ich einige wenige Familien, einige darunter von Stande, kennen, welche sich wöchentlich einmal in ihrem Hause zu ge- meinschaftlicher Erbauung und christlichen Gesprächen versammel- ten; es wurden indeß zu diesen Versammlungen nur eingeladene Gäste zugelassen. In einer anderen Stadt fand ich eine solche Versammlung alle Sonnabend im Hause eines Handwerkers, an der auch Studenten Theil nahmen. Diese Versammlung war aber immer ein Gegenstand des Gelächters unter dem grö- ßeren Theile der Bürger, und argwöhnischer Beobachtung von Seiten der Obrigkeit, und man machte verschiedentlich Versuche, Anklagen wegen Unordnung oder Uebertretung polizeilicher Vor- schriften gegen sie zu erheben, um einen Vorwand zu haben, sie aufzuheben."

Unter der Ueberschrift: „Charakteristische Eigenschaften der wahren Gläubigen," folgt dann ein großes Lob der Deutschen Christen, welches wir hier nicht übersetzen. Es schließt mit der Behauptung, daß unter keinem Volke der Erde das Evan- gelium da, wo es in feinem, guten Herzen aufgenommen werde,

treuer auch im ganzen Lebenswandel sich darstelle. „Bei allen Vorzügen ihres Privatcharakters haben indeß unsere Deutschen Brüder in Christo das große Geheimniß noch nicht gelernt, durch gemeinschaftliche Thätigkeit große Wirkungen nach Außen hervorzubringen. Es gibt zwar in Deutschland Bibel-, Missions- und Tractatgesellschaften, von denen einige schon lange bestehen und, jede für sich, manches Gute gestiftet haben; aber bis jetzt fehlt ihnen das gemeinsame Zusammenwirken für ihren Zweck. Die Missionsgesellschaft in Berlin z. B., von der man denken sollte, daß sie nach allen Seiten, wenigstens in Norddeutschland, ihre Zweige ausbreite, hat gar keine Hülfsgesellschaften; so auch die in Leipzig und anderen Städten. Am meisten Vereinigung herrscht noch in Süddeutschland, wo das Missions-Seminar in Basel eine Art Kern bildet, um den sich die Liebe und die Thätigkeit der Christen in den benachbarten Staaten von Baden und Würtemberg sammelt."

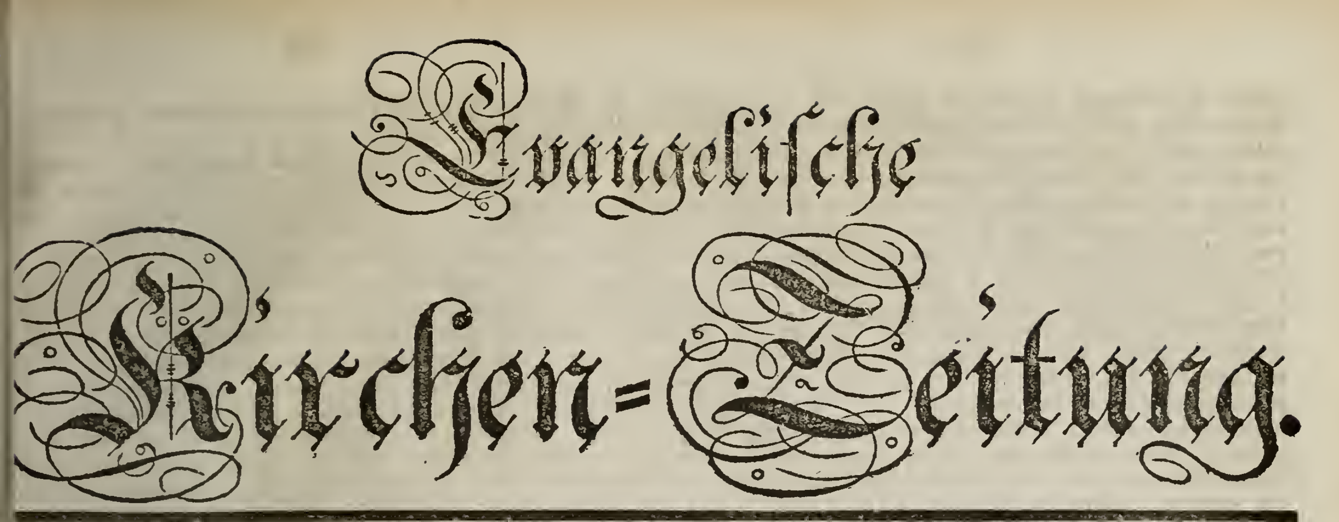
Zu diesen Bemerkungen sey es uns erlaubt, Einiges hinzuzufügen. In Bezug auf den größten Theil Deutschland's scheint uns der Tadel gegen die Gläubigen überhaupt und die Prediger insbesondere sehr gegründet und ernstlich zu beherzigen. Das große Lob der ersteren im Allgemeinen würde vielleicht nicht so unbedingt ausgefallen seyn, hätte der Verfasser die Schattenseite dieser Richtung, welche die Erscheinungen des Evangeliums im Leben unter uns so häufig begleitet, das Antinomistische (dem göttlichen Gesetze Feindliche oder von seiner ganzen und völligen Beobachtung Abgewandte) mehr in's Auge gefaßt, wodurch das Evangelium so leicht unter uns zu einem sentimentalen Spiele wird und wenig Ganzes im Leben zeigt. Für die Ernsteren unter den Deutschen Gläubigen hat grade diese lebendige Durchdringung von Gesetz und Evangelium, diese Freude im heiligen Geist, die des schneidenden Schmerzes der Buße sich stets bewußt bleibt, diese innige Liebe zu Gott und dem Heilande, welche die ehrerbietige Scheu des Geschöpfes vor dem Schöpfer und den Schrecken des Sünders vor dem Weltrichter zwar überwindet, aber nie ertödtet, oder im Gefühlsrausche vergißt, wie wir sie bei Mehreren unter den uns bekannten Gläubigen aus England finden, etwas so besonders Anziehendes, je mehr wir grade dies bei unseren Brüdern nach dem Fleische vermissen. Eben daher, weil man das rechte Ganze so selten bei diesen findet, kommt auch großentheils jener Mangel an Gemeinschaft unter uns; die Bemerkungen des Verfassers sind hier im Allgemeinen treffend, wenn es auch nicht richtig ist, daß die Missionsgesellschaft zu Berlin keine Hülfsvereine hat. Diese Gesellschaft, welche sich unter ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten, die nur Einheimische völlig zu würdigen wissen, hat emporkämpfen müssen, zählte in der Zeit, von der der Verfasser spricht, schon sechs, jetzt aber ein und zwanzig Hülfsvereine, und ihre Zahl hat sich in jedem Jahre, auch noch in diesem, vermehrt. — Ein Deutscher, welcher den Zustand der Geistlichkeit seines Vaterlandes im Einzelnen kennt, wird wohl nicht ohne Lächeln das große Lob, welches der Verfasser ihrer Gelehrsamkeit spendet, lesen. Die Americaner sind jetzt noch zu sehr von der ihnen seit einigen Jahren bekannt gewordenen Deutschen Gelehrsamkeit geblendet, um hier das Richtige sehen zu können. Auch hier ist Alles unter uns fragmentarisch. Gibt es wohl unter unseren Geistlichen viele, welche eine gründliche Kenntniß des Inhalts der Bibel, aus den Grundsprachen, das wäre schon zu viel verlangt, aber auch nur aus der Luther'schen Uebersetzung, namentlich des dogmatischen und historischen Inhalts der einzelnen biblischen Bücher besäßen? Mit Recht macht Herr Dr. Hupfeld in Marburg in seinem merkwürdigen, nächstens in diesen Blättern ausführlicher zu besprechenden theologischen Nachworte zu Herrn Professor Bickel's Schrift über die Reform der Protestantischen Kirche, darauf aufmerksam, wie tief unsere Geistlichen von den Rabbinen in der Kenntniß der Religionsurkunden beschämt würden, wie lückenhaft, wie so durchaus für das Amt unzureichend die in den langen Gymnasial- und Universitätsjahren gesammelten Kenntnisse unserer Theologen seyen. Die Hauptschuld jener elenden Halbwisserei trägt freilich der Rationalismus, welcher die pädagogisch so heilsam wirkende kirchliche Ueberlieferung unterbrochen, und die Schätze der Erkenntniß früherer Zeiten unzugänglich gemacht hat. — So möchten wir denn in Bezug auf das wenige Richtige, was die lobenden Bemerkungen des Verfassers enthalten, unseren Landsleuten das Wort des Apostels zurufen: „Sey nicht stolz, sondern fürchte dich!" — In Bezug auf das Uebrige das Wort des Herrn: „Gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße; wo aber nicht, werde ich dir kommen bald, und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte!"

Nachrichten.

(Nordamerica.) Wir entnehmen dem Missionary Herald (September) einige Nachrichten über die Thätigkeit der christlichen Gesellschaften Nordamerica's in der neuesten Zeit. — Die Americanische Tractatgesellschaft hat in dem mit dem 1. Mai 1831 endenden Jahr eine Totaleinnahme von 42,922½ Doll., d. i. etwa 65,000 Rthlrn. gehabt! Von dieser Summe waren 34,137 Doll. für Tractate, welche fast für den kostenden Preis verkauft wurden, und 8,785½ Doll. Geschenke. Die Zahl der von der Hauptgesellschaft während dieses Jahres anerkannter neu gebildeter Hülfsgesellschaften betrug 92, die Gesammtzahl aller Tochtervereine 908. Die Gesellschaft unterhielt fünf reisende Agenten. (Der Zweck ihrer Reisen besteht nicht bloß in der Verbreitung von Tractaten, sondern vorzüglich in der Bildung von Hülfsvereinen, und man sieht aus dem Vorigen, daß diese Reisen nicht fruchtlos sind). — Ungeachtet ihrer bedeutenden Einnahmen überstieg die Ausgabe des letzten Jahres die Einnahme um 1,358 Doll. und die Gesellschaft hatte außerdem eine Schuldenlast von 10,676 Doll. Diese Schulden haben aber in America nicht die Wirkung, welche sie bei unseren, noch so wenig Theilnahme findenden Gesellschaften haben würden, sie nämlich in Noth und Verlegenheit zu stürzen; sondern die Zeiten, wo die Gesellschaften mehr ausgeben, als einnehmen, sind die Zeiten ihrer größten Blüthe, dann haben sie meistens große Wirksamkeit, und ihre Agenten können davon berichten und überall die Theilnahme anregen, und ermahnen, das gesegnete Werk nicht untergehen zu lassen, wovon dann die Wirkungen meistens steigende Einnahme und größere Thätigkeit sind. Die Commission der Gesellschaft, welche sich mit Herausgabe von Schriften beschäftigt (the publishing committee), hat in dem verflossenen Jahre einstimmig den Druck von 73 neuen Schriften genehmigt, so daß nun die Gesammtzahl der herausgegebenen Tractate 568 beträgt. Vier davon waren Preisschriften, welche auf einige von Freunden der Gesellschaft ausgesetzte Preise eingelaufen waren; sechs betrafen das Laster der Trunkenheit; vier waren der Vertheidigung der Evangelischen Religion gegen die Römische Kirche gewidmet; sieben enthalten wahre Geschichten. Von zweien ihrer Tractate hat das Committee erst später in Erfahrung gebracht, daß sie keine wahren Geschichten enthalten, und deshalb angeordnet, daß sie nicht mehr gedruckt, und andere an ihre Stelle gesetzt werden sollen.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)


Berlin 1831. Mittwoch den 21. December. № 102.

Die Predigt des Evangeliums in Magdeburg.

Es läßt sich wohl voraussetzen, daß der Name Magdeburg, bei den großen und ernsten Erinnerungen, die sich an ihn für zahlreiche gebildete Evangelische knüpfen, diesem Aufsatze eine aufmerksamere Beachtung von Seiten nicht weniger Leser der Ev. K. Z. zuwenden wird. So will denn Ref. gleich von vorn herein bekennen, daß es kein unerfreulicher Bericht ist, den er zunächst auf den Grund einer vor Kurzem von Geistlichen zu Magdeburg ausgegangenen Sammlung von Predigten, über das Verhältniß erstatten darf, in welchem gegenwärtig zu dieser ihm gar lieben Stadt das schriftmäßige Evangelium sich befindet. Es ist dies nämlich die Sammlung derjenigen kirchlichen Vorträge, welche am 10. Mai d. J., als dem zu Magdeburg ernst und würdig begangenen Gedenktage der vor zweihundert Jahren geschehenen Zerstörung der Stadt gehalten, und von dem Prediger Herrn Wilhelm Franz Pintrins unter dem Titel:

Die zweite Säcularfeier der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly; oder Sammlung aller am 10. Mai 1831 in den Evangelischen Kirchen Magdeburgs und seiner Vorstädte gehaltenen Predigten. Magdeburg, bei Heinrichshofen, 1831,

herausgegeben worden sind.

Wir finden also in diesem Buche die Predigten von denjenigen zwölf Geistlichen Magdeburgs und seiner Vorstädte, welche an jenem bedeutsamen Tage den großen Beruf gehabt haben, „nicht wie treulose Miethlinge" — wie einer aus ihnen, Herr Consistorialrath Mänß, sich ausdrückt — „nicht wie feile Grenzwächter, nicht wie schändliche Seelenverkäufer auf der ernsten, Jahrhunderte trennenden Grenze zu stehen, sondern laut und feierlich es in ihre Umgebungen hinaus zu rufen, daß nur das Christenthum der rechte Leitstern der Könige, die rechte Heilkraft der Völker, der rechte Grund der Wiedererbauung und der Wiedererziehung gefallener Städte und Staaten sey, und das über die Grenze schreitende Geschlecht zu trösten, zu warnen, zu ermahnen, damit diesseits der Grenze kein Irrwisch die Weiterschreitenden täusche, kein Abgrund sie aufnehme, kein neuer Jammerstrom ihre Erden- und Himmelsgüter verschlinge." — Ob nun diesem Berufe und wie ihm im Ganzen von jenen Geistlichen nachgekommen ist, das läßt sich, will uns dünken, aus ihren hier zusammengedruckten, an jenem ernsten Magdeburgstage gehaltenen Predigten, hinreichend ersehen, wie denn auch aus ihnen die Data zu einem motivirten Urtheile über die mit Recht oder Unrecht von uns gefaßte Ansicht sich darbieten, daß nachgrade auch in Magdeburg „ein glücklicheres Wachsen und Gedeihen welker, fast geknickt gewesener Pflanzen Evangelischer Wahrheit und christlichen Glaubens" wieder begonnen habe. Wenn wir nun auf den Grund dieses Buches dafür halten, daß es wirklich in Magdeburg mit der Sache des Evangelischen Christenthums eine günstigere Gestalt, als vor etlichen Jahrzehenden, zu gewinnen anfange, so müssen wir freilich bekennen, daß es einerseits vornehmlich die gar ausgezeichnete, unseres Erachtens ein Meisterstück der geistlichen Redekunst zu nennende Schlußpredigt in dieser Sammlung (vom Herrn Consistorialrath Mänß), und andererseits unsere nicht oberflächliche Kenntniß von der unbiblischen Lehre und Lehrweise ist, bis zu der es mit dem öffentlichen Evangelischen Zeugnisse, unter dem Einflusse der sogenannten Aufklärung, in der lieben, einst um ihres Evangelischen Glaubenseifers willen so hoch geachteten Stadt sich gewendet hatte, — woraus sich uns die fröhliche Zuversicht kräftigt, daß auch für Magdeburg die Gnadenzeit des Herrn wiederzukehren begonnen habe, wo er augenscheinlich auch dort sein verfallenes Zion wieder bauen und in seiner Gottesehre wieder erscheinen will. Wir bitten daher den geliebten Leser, dem etwa diese Sammlung zu Händen kommt, sich ja nicht ihren von dem Herausgeber verfaßten Vorbericht irren und abstoßen zu lassen. Dieser enthält ja allerdings manches Ungeziemende und dem Decorum einer Evangelischen Predigtsammlung wenig Angemessene. *) — Eben so bitten wir, wolle dies Buch der Leser auch nicht deshalb unwillig aus der Hand legen, weil ihm etwa die Predigt, welche, um der nach den Namen der Verfasser gewählten alphabetischen Ordnung willen, den übrigen voransteht, allzu wenig auch den mä-

*) Z. B. die Berichterstattung darüber, wie auch am 8. und 11. Mai im Theater, und wie durch Feilbietung besonderer Tabacke und Tabackspfeifen die Feier begangen worden ist.

ßigſten Anforderungen zu genügen ſcheint, die man an einen Canzelvortrag, werde derſelbe gedruckt oder bleibe er ungedruckt, machen muß. Wir bekennen es, daß ja freilich der Herausgeber, um bei vielen Leſern, die nun einmal nach ihrer Weiſe immer von vorn anfangen, kein allzu ungünſtiges Vorurtheil gegen dieſe Sammlung aufkommen zu laſſen, irgend eine andere Ordnung hätte erwählen ſollen, bei der er ſelbſt der Verlegenheit überhoben geweſen wäre, ein ſo unklares und verworrenes, ein ſo ſalz- und kraftloſes, ein ſo fades und widriges Gerede, wie dieſe ſogenannte Predigt vom Paſtor Dr. Aßmann,*) an die Spitze zu ſtellen. Allein, wer auch etwa, im Gefühle des Unbehagens und Verdruſſes über dieſe Predigt, das Buch ſofort zurückgeſchoben hätte, dem rathen wir doch, es bald wieder zu nehmen, und zunächſt die bereits gelobte letzte Predigt ſich aufzuſchlagen, und wir ſind deß gewiß, in ihr wird er reichliche Schadloshaltung finden, in ihr, wie denn nachher noch in einigen anderen Predigten der Sammlung, die Motive freudig gewahren, welche uns das Urtheil abdringen, es ſey für das liebe Magdeburg eine Zeit wiedergekommen, wo ihm Gott durch die ſich wieder Bahn machende lautere Predigt von Chriſto Frieden und Heil verkündigen läßt, und die theuerſten Güter und Segnungen zum Hinnehmen und Genießen anbeut.

Es dürfte inzwiſchen zur näheren Verſtändigung darüber, warum es uns grade in Abſicht auf Magdeburg ſo wichtig däucht, unter dieſen Zeugnißgebungen ſeiner jetzigen Prediger wenigſtens etliche anzutreffen, die, ſey es mehr oder minder, den Geiſt Chriſti athmen, uns kaum zu erlaſſen ſeyn, mit einigen Zügen die Geſtaltung des chriſtlichen und kirchlichen Lebens in dieſer Stadt, ſeit ihrer Zerſtörung, zu zeichnen. Wir wollen daher vorläufig von dieſer Predigtſammlung abſehen, um nachher ihrer, als eines ſprechenden Zeugniſſes, uns deſto inniger freuen zu können, daß, wo auch des Herrn köſtliches Evangelium auf eine Weile in Verachtung geräth, er es dennoch zu ſeiner Zeit wieder zu Ehren bringt.

Das frühere Magdeburg hatte die große Bedeutung, die es in den Augen der geſammten Deutſch-Evangeliſchen Chriſtenheit beſaß, nicht erſt erlangt durch ſeine grauſenvolle Zerſtörung, die freilich mit Fug und Recht als eine mittelbare Folge ſeines ſtandhaften Bekenntniſſes zur Evangeliſchen Lehre zu betrachten iſt. Schon faſt ein Jahrhundert früher war der Name Magdeburg unter den Deutſchen Evangeliſchen in hohem Anſehen, wie man dies dadurch, daß man Magdeburg als die „Stadt Gottes," als die „Canzlei unſeres lieben Hergottes," als das „Niederſächſiſche Bethlien" bezeichnete, deutlich genug kund gab. Mögen wir es nun auch nicht im Mindeſten beklagen, daß die nächſte Veranlaſſung dieſer Auszeichnung Magdeburgs — die innerhalb ſeiner Mauern ihr freies Weſen habende ſcharfe Streittheologie — in der Folgezeit aufhörte, ſo dürfen wir es doch auf der anderen Seite nicht verkennen, daß es der kräftige und lebendige Evangeliſche Glaube der Magdeburger war, welcher jenen alten, oft freilich viel zu unbeſonnenen Eiferern für Reinheit der Lehre zu einem willkommenen Rückhalte bei ihrem Streitführen diente. Wären die Magdeburger nicht ſolche glaubensſtarke Evangeliſche geweſen, wie ſie laut der unzweideutigſten Geſchichtszeugniſſe geweſen ſind; — man fände fürwahr ihre Stadt, bei aller Streitluſt ihrer Theologen, mit den gedachten ehrenden Namen nirgends bezeichnet. Jenes erhitzte Streiten hörte auf; dagegen der die Evangeliſche Wahrheit kräftig umfaſſende Glaube der Magdeburger vererbte ſich auf Kinder und Kindeskinder, und auch bei der ſchauervollen Zerſtörung der Stadt 1631 ward er nicht mit vernichtet. Wo die Verkündiger des Wortes ſo ihren Glauben in der Liebe thätig erweiſen, wie damals z. B. der Prediger Thodänus an der St. Katharinenkirche, der, als er eben einen kirchlichen Wochengottesdienſt geſchloſſen hatte, ungeachtet der ihm entgegenſchallenden Schreckens

---

*) Ref. hat ſich nicht wenig verſucht gefühlt, dies anſcheinend ſtrenge und ſcharfe Urtheil zurückzuhalten. Allein, um der herzlichen Liebe willen, deren er ſich gegen die Perſon des Verf. bewußt iſt, der guten Sache der Wahrheit durch ſchüchternes Schweigen etwas zu vergeben, dazu hat er ſich gleichwohl nicht verſtehen mögen. Stimmfähige, unpartheiiſche Leſer dieſer Predigt werden das obige Urtheil gewiß nicht zu ſtreng und ſcharf finden. Wir führen zur Rechtfertigung deſſelben aus dem glücklicher Weiſe kaum ſechs Octavſeiten einnehmenden Vortrage hier nur dies Eine an. Als die beſſere bleibende Habe im Himmel (Hebr. 10, 32—34.) wird nach mancherlei verworrenem, zum Theil ſich augenſcheinlich widerſprechenden Hin- und Herreden endlich „das Recht der Religion (!?), die Freiheit des Glaubens, die Zuverſicht zu den Gütern, die nichts uns rauben kann," jedoch ohne alle weitere Erläuterung, bezeichnet. Auf der folgenden Seite wird dieſelbe Bezeichnung nochmals wiederholt, nur mit dem Unterſchiede, daß hier ſtatt der „Zuverſicht zu den Gütern, die nichts uns rauben kann," „die Milde gegen Andersdenkende, der Ernſt gegen ſich ſelbſt und die Strenge der Pflicht bei den Seinen" als Beſtandtheile der beſſeren bleibenden Habe im Himmel genannt werden. Endlich, gegen den Schluß der Predigt, wird von der bleibenden Habe noch prädicirt, „ſie wohne im inwendigen Menſchen, ſey Eigenthum des Geiſtes, den kein Räuber plündern könne, ſey eine Schutzwehr der Städte, in welchen Alle zuſammenhalten im Glauben und Vertrauen auf Gott;" ferner „ſie ſey das Bewußtſeyn, ſeine Pflicht bei guter Zeit erfüllt zu haben, und ſey eine ſtarke Beruhigung in den mancherlei Widerwärtigkeiten des Lebens;" und zuletzt, „ſie ſey ein gottesfürchtiger Sinn, der dem Herrn ſeine Wege befehle und auf ihn hoffe, und ſey die beſte Empfehlung an den, der feindliche Heere wie Waſſerwogen über die Völker ausgießet." Von dieſer ſeiner bleibenden Habe ſagt nun Herr Aßmann, „bei Chriſto ſey ſie mit dem Kreuze, und bei den Vorfahren der Magdeburger mit Feuer und Schwerdt verfolgt worden, aber nun — „„in Zeiten, wo die Menſchlichkeit über den Sectenhaß einen allgemeinen Sieg feire"" — genieße ſie ſchon lange der Duldung, werde in Staaten geſchützt, von Königen geehrt, in Kirchen empfohlen und in chriſtlichen Familien gehandhabt." Wir verſichern, in dem hier Angeſtrichenen wörtlich genau Alles gegeben zu haben, was dieſe Predigt über die beſſere, bleibende Habe im Himmel zu ſagen weiß, über welche ſie ſich doch, nach der Themaankündigung, weiter hat auslaſſen wollen. („Laſſet uns nach dieſer beſſeren, bleibenden Habe fragen; was haben wir darunter zu verſtehen?") Möge doch Herr Aßmann, der, nach den vom Herausgeber beigefügten Mittheilungen über die jetzigen Prediger Magdeburgs, noch ein junger Mann iſt, ſich ſeitdem längſt durch irgend welche Anregung kräftig ermuntert fühlen, ſeines heiligen Berufes beſonders in der öffentlichen Verkündigung des Wortes, mit beſonnenerer Umſicht und mit dem ernſtlichſten Trachten ſich anzunehmen, ſeine Zuhörer, unter dem Hinblicke auf die einſt ihm ihretwegen bevorſtehende große Verantwortung, auf den Grund der Apoſtel und Propheten zu erbauen, da Jeſus Chriſtus der Eckſtein iſt, ſo daß ein ähnliches Urtheil, wie wir es über dieſe Predigt haben fällen müſſen, hinſichtlich ſeiner ſeitdem gehaltenen und künftig zu haltenden Vorträge nur als gehäſſige Verläumdung angeſehen zu werden verdient!

otschaft, der stürmende Feind sey schon auf den Wällen und
i der Stadt, sich gleichwohl nicht bedachte, unverweilt in der
llgemeinen Verwirrung und Bestürzung dem ihm gewordenen
lufe zu einem tödtlich verwundeten Offiziere der Garnison zu
lgen, und diesem mit dem Worte vom ewigen Leben zu die-
en: da läßt sich schon vermuthen, es werde auch in vielen der
Verschonten und Uebriggebliebenen der Evangelischen Stadt das
euer eines Glaubens brennend geblieben seyn, der die Welt
nd alle Schrecknisse ihres Fürsten, der auch den schauerlichsten
od überwindet. Wir haben aber darüber mehr als bloße Ver-
uthungen. Mit klaren geschichtlichen Zeugnissen kann es belegt
erden, daß „trotz des Triumphdonners, den die Geschütze der
Römischen Katholiken durch mehrere Länder unseres Welttheils
tönen ließen, das Evangelische Licht den neuen Anbauern auf
Magdeburgs Ruinen dennoch ihr Heil und ihr Trost blieb.“
nter Anderem erhellet dies aus dem Umstande, daß den noch
urch mehrere Jahrzehende schwer Bedrängten gleichwohl der
Wiederaufbau ihrer in der allgemeinen Zerstörung zusammenge-
ürzten Evangelischen Gotteshäuser, „auf daß man von den
Canzeln herab das mächtige, herrliche Bibelwort wieder hören
önnte,“ eine wichtige theure Herzensangelegenheit war; und
aß sie sich, in jener Zeit des starren Orthodoxismus, Geistliche
oll lebendigen Glaubens und heiligen Geistes zu Predigern für
re Kirchen zu gewinnen, ernstlichst bemüheten und zu dem Ende
e größten Aufopferungen nicht scheueten. Wir brauchen hier
att aller nur den gottseligen Christian Scriver zu nennen,
en wir vom Jahre 1667 an in Magdeburg antreffen. Der-
lbe drang bekanntlich mit einem ähnlichen Eifer, wie die Ro-
ockischen Theologen Theophilus Großgebauer, Heinrich
Müller, Joachim Lütkemann und Johann Quistorp
er Jüngere, auf die Anstrebung eines lebendigen practischen
Christenthums in der durch einen todten, scholastischen Ortho-
oxismus arg verwüsteten Evangelischen Kirche jener Zeit, und
ußte dafür eben so, wie die genannten Wahrheitszeugen, von Sei-
n der Orthodoxen die heftigsten Befehdungen erleiden. Gleich-
ohl finden wir keine Spur, daß irgend einer seiner Magde-
urgischen Collegen gegen ihn angegangen wäre; vielmehr zeigen
ch bei einem merkwürdigen, den Geist des Widerspruchs wohl
icht aufregenden Vorfalle, über den Scriver in dem Buche:
Das verlorne und wiedergefundene Schäflein, Mag-
eburg bei Lüderwaldt 1672, Bericht erstattet, nicht bloß
ein Specialcollege an der St. Jacobikirche, Christoph Koch,
ondern auch die sämmtlichen Glieder des damaligen geistlichen
Ministeriums zu Magdeburg, insonderheit die Prediger an der
St. Johanniskirche, Ernst Backe und Balthasar Kinder-
mann, in größter Einigkeit der Ansicht, Gesinnung und Hand-
ungsweise mit ihm. Aus diesem Umstande läßt sich bei den
amals so allgemein wider die Männer von Scriver's Rich-
ung geführten Wortkriegen mit Recht der günstige Schluß zie-
en, daß die übrigen Prediger Magdeburgs, die durch bedeu-
ende Druckschriften der späteren Zeit sich nicht so bekannt gemacht
aben, wenigstens größtentheils Geistes- und Gemüthsverwandte
on Scriver gewesen seyn müssen. Bald nachher wirkten die
efflichen Männer Breithaupt und sodann Steinmetz, beide
lebte zu Kloster Bergen und Generalsuperintendenten des Her-
ogthums Magdeburg, und beide ausgezeichnete Zöglinge der
Spener'schen Schule, höchst segensreich auf die Förderung
ines kräftigen Evangelischen Lebens in der Stadt Magdeburg
in. Wir erinnern hier nur, daß des letzteren Wirksamkeit in
einer wichtigen Berufsstellung sich bis in das Jahr 1762 er-

streckte, daß von ihm die gewiß auch für die damaligen Geistlichen der Stadt sehr heilsam sich erweisenden, wichtigen Pastoralconferenzen ausgingen, und daß auch die Privat-Erbauungsgesellschaft, die unseres Wissens bis jetzt noch in Magdeburg fortbesteht, ihn zum Stifter hat. Unverkennbar zeigt sich das Uebergewicht, welches zu jener Zeit unter den Geistlichen Magdeburgs der lebendige Evangelische Glaube gegen das todte Buchstabenwesen der starren Orthodoxisten hatte, in dem noch heute lobwürdigen Gesangbuche, welches im Jahre 1738 unter Genehmigung des Rathes und des geistlichen Ministeriums herausgegeben wurde; wie es denn auch bedeutsam erscheint, daß von den unruhigen Bewegungen, welche, auf Anlaß der pietistischen Streitigkeiten, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts in den meisten größeren Städten des Evangelischen Deutschlands ausbrachen, grade das unter dem Einflusse von angesehenen Wortführern der Spener'schen Schule stehende Magdeburg verschont blieb. Nur einmal trat auf eine kurze Zeit eine ernsthaftere Friedensstörung ein, die aber ebenfalls nicht davon ausging, daß etwa gegen das Dringen auf ein lebendiges Christenthum Widerspruch erhoben worden wäre. Es erregte nämlich im Jahre 1709 der Pastor an der St. Johanniskirche, Johann Julius Struve, Anstoß durch auffallende Reden über die Sacramente, über die symbolischen Bücher und über das Predigtamt, so wie durch seine Enthaltung vom Genusse des heiligen Abendmahls, ließ sich aber von den Hallischen Theologen bald bedeuten und zum Widerrufe bewegen. — Ob nicht um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich auch in Magdeburg manchen Geistlichen das sogenannte philosophische Predigen, nach dem Vorgange des Propstes Reinbeck zu Berlin, womit sich bekanntlich zu der Zeit die Anhänglichkeit an den Evangelischen Lehrbegriff noch wohl vereinigen ließ, merklich empfohlen habe, will Ref. ungesagt lassen. Dafür indessen liegen ihm die Beweise vor, daß unter dem Einflusse jenes verständelnden, aufklärerischen Geistes, der während der letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts in der Theologie aufzuräumen suchte, auch bei den Geistlichen Magdeburgs zuerst eine divergirende Richtung hervortrat — bei den Einen zum alten Bibelglauben, bei den Anderen zu den vorgeblichen neuen Aufhellungen der Bibel- und Kirchenlehre; daß sodann von den Elementen der modernen Theologie immer mehrere sich mit den Begriffen und Vorstellungen derjenigen Geistlichen, welche gleichwohl an der Bibel noch ehrlich festhielten, amalgamirten; und daß endlich schon in den achtziger und neunziger Jahren fast lauter solche Geistliche auf Magdeburgs Canzeln standen, die unläugbar nicht im Geiste der Schrift, sondern im eigenen Geiste sich vernehmen ließen. Seitdem waren denn auch in Magdeburg von dem Grundprincipe alles Evangelischen Lebens, dem rechtfertigenden Glauben, sich ablösende Moralpredigten ganz an der Ordnung. Diese wurden zum Theile in einer schönen, wohlrednerischen und rührenden Sprache vorgetragen, huldigten aber dabei gewöhnlich — zu ihrer Ehre müssen wir's bekennen — nicht dem allen sittlichen Ernst verflüchtigenden Bahrdt'schen Eudämonismus, sondern vielmehr den streng ethischen Grundsätzen der Kant'schen Schule. Und die Predigten, welche man noch als Glaubenspredigten anerkannt wissen wollte, behandelten fast ausschließlich nur die Lehren der natürlichen Religion von Gottes Eigenschaften und Vorsehung, von der Unsterblichkeit der Seele und von dem Wiedersehen in der Ewigkeit, wobei denn gemeiniglich nicht sowohl von dem Inhalte als von einer imponirenden rednerischen, dem Ohre und dem Auge gefallenden Declamation und Gesticulation eine gewisse Anziehungskraft aus-

ging. So gerieth es mit der Predigt von Christo in Magdeburg, so gerieth es zugleich mit der speciellen Seelsorge, die, bei dem Vorwaltendseyn jenes wider das Wort Gottes und die Bibel in tausend Fällen mit vermeintlich gutem Rechte sich auflehnenden, verständelnden Geistes jedes festen Anhaltes entbehrt, bis zu einem Verfalle, der in noch auffallenderer Weise sich kaum in irgend einer anderen großen Stadt Evangelischen Namens dürfte nachweisen lassen, der aber in der ehemaligen Canzlei unseres lieben Herrgottes, in der wegen ihres standhaften Bekenntnisses zum Evangelium einst furchtbar zerstörten Stadt Gottes ein um so wehmüthigeres Gefühl in dem Evangelischen Christen, bei seinem Hinblicke auf ihr Sonst und Jetzt, aufregen mußte. In natürlicher Folge dieser nach und nach ganz allgemein gewordenen Predigtweise entschwand nun auch aus den Gemeinden immer merklicher die Vertrautheit mit der Bibel und ihrem Inhalte, die himmlische Kraft Evangelischer Gottseligkeit und das wahre Leben im Glauben des Sohnes Gottes, so daß schon in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts ein sehr beliebter Prediger zu Magdeburg gewiß nur bei sehr wenigen seiner gewöhnlich zahlreichen Zuhörer Befremden durch die unumwundene Aeußerung von der Canzel erregen konnte, „bloß die einfachen, dem gesunden Menschenverstande*) angemessenen Lehren des Christenthums müßten in öffentlichen Andachtshäusern vorgetragen werden," und daß er vielleicht kaum einen Anstoß damit gab, wenn er am zweiten Adventssonntage auf Anlaß der Epistelworte: Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, daß ihr völlige Hoffnung habet durch die Kraft des heiligen Geistes, „über die wichtige Regel der christlichen Lebensweisheit redete, manchen sinnlichen Genuß immer aufzusparen und noch zu hoffen," und am Sonntage Misericordias Domini auf Anlaß der Worte in der Epistelpericope: Welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden, „über die üble Gewohnheit mancher Menschen, Andere auszufragen und auszuhorchen." **) Bei so bewandten Umständen war es nicht zu verwundern, daß in Magdeburg ungeachtet der von Jahr zu Jahr wachsenden Bevölkerung die Kirchen immer leerer und verlassener wurden bis auf diejenigen, auf deren Canzeln etwa mit besonderen Rednergaben versehene Männer zu stehen pflegten; nicht zu verwundern, daß selbst unter dem gemeinen Bürgerstande, neben der Entfremdung vom biblischen Christenthume und neben vielfach sich zeigender Gleichgültigkeit gegen alle Religion, eine Hingebung in den Dienst des Zeitlichen und Vergänglichen, ein Streben nach bloß irdischem Gewinn und sinnlichem Genuß überhand nahm, womit oft genug selbst die beliebten, zur Entschuldigung der Unkirchlichkeit viel gebrauchten Sprüchlein, welch unter dem großen Haufen der Magdeburger immer allgemeiner Geltung bekamen, als: „Man kann auch ohne Kirchengehen Got vor Augen und im Herzen haben," oder „Man kann sich ebe so wohl oder noch besser in der Natur erbauen," oder „Ein gutes Theaterstück ist erbaulicher als eine mittelmäßige Predigt," oder „Man thue nur recht und scheue Niemand, das ist di Hauptsache ꝛc.," sich in einem seltsamen Contraste befanden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dagegen sagt schon Tertullian: „Die Aussprüche eines gemeinen Menschenverstandes empfiehlt freilich ihre Einfachheit selbst, die Uebereinstimmung mit den Meinungen der Menschen, und sie werden für desto zuverlässiger gehalten, weil sie das aussagen, was bloß und offen da liegt und Allen bekannt ist. Der Grund der göttlichen Wahrheit aber liegt in der Tiefe, nicht auf der Oberfläche und ist gewöhnlich mit dem offenbar Scheinenden in Widerspruch." S. Dr. Aug. Neander's Antignostikus. Berlin, b. Dümmler, 1825.

**) Vgl. Joh. Ernst Blühdorn's Religionsvorträge, meistens über Episteltexte. Brandenburg, Leich, 1805.

Nachrichten.

(Nordamerica.) (Schluß.) Ganz besonders segensreich h in dem verflossenen Jahre die Einrichtung gewirkt, daß einer Anza Menschen monatlich eine Schrift zum Umlauf angeboten wurde (t system of monthly distribution). In Boston, Neu-York, Ph ladelphia, Baltimore, Richmond, Charleston, ja fast allen größeren Städten ist diese Einrichtung lebendig; in einig Gegenden hat sie sich über ganze Grafschaften ausgebreitet; denno beklagt die Gesellschaft, daß dieselbe erst etwa eine Bevölkerung v 2 bis 3 Millionen unter den 13 Millionen Einwohnern der Ver niaten Staaten umfasse. Eben so bedauert sie, daß für eine au wärtige Wirksamkeit bei ihren beschränkten Mitteln und groß Ausgaben für's Innere ihr nur die Summe von 300 Doll. üb geblieben sey, welche auf den Druck von christlichen Schriften f heidnische Länder verwendet worden; und doch sey es dringend zu wü schen, daß für diesen Zweck mindestens die Summe von 10,000 D aufgebracht werde. Der Jahresbericht schließt mit einer ernstlich Ermahnung, an die segensreichen Wirkungen der bisherigen Tract verbreitung zu denken, und die Bemühungen zu verdoppeln. — U außer dieser neueren, größeren Americanischen Tractatgesellschaft g es noch eine ältere, kleinere Tractatgesellschaft zu Boston! D hatte im vorigen Jahre eine Gesammteinnahme von 9,843 D und eine Ausgabe von 10,858; für sie hatten im verwichenen Ja sich 45 neue Hülfsvereine gebildet, deren Totalsumme sich auf (belief, von denen 134 in Maine, 168 in Neu-Hampsh 98 in Vermont und 267 in Massachusetts sich befan 73 neue Schriften sind im letzten Jahre herausgegeben worden. reisenden Agenten der Gesellschaft haben alle bedeutenderen St von Neu-England besucht, überall die Einrichtung der monatli Vertheilung verbreitet, große Nachfrage nach Schriften veranl viele neue Mitglieder für die Gesellschaft gewonnen, und zu wahren Bekehrung vieler Seelen beigetragen. Man rechnet, in Neu-England (den sechs nordwestlichen Staaten) sich in nen 400 Ortschaften etwa 4,000 Tractatvertheiler vermöge d heilsamen Einrichtung befinden. — Ist es nicht zu hoffen, daß nigstens für einige Leser der Ev. K. Z. diese Nachrichten eine e liche Gewissensrüge seyn, und sie auffordern werden, nachzuden was wohl von unserer Seite geschehen könnte? O, es ist wah hohe Zeit, daß der große Jammer und die geistliche Noth un Vaterlandes den schläfrigen und ersterbenden Gliedern des H endlich zu Herzen gehe und sie bringe, selbst ernstlich aufzust vom Schlafe, und auch Andere um sich zu erwecken.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 24. December. № 103.

Die Predigt des Evangeliums in Magdeburg.

(Fortsetzung.)

Bei weitem noch mehr jedoch als durch die im Geiste der genannten Aufklärung von fast allen Canzeln Magdeburgs ge- ltenen Vorträge ward durch die erreichte Verdrängung des orhin gedachten guten alten Gesangbuchs und durch die bewirkte infübrung eines damals zwar viel belobten, aber mit Recht n Symbolen eines von dem Grundprincipe der wahren Evan- lischen Lehre abgelösten modernen Christenthums beizuzählenden euen, dem alten Bibelglauben der Magdeburger auch der letzte est seiner schon bedeutend verminderten Lebenskräfte entzogen. er es aus Erfahrung weiß, wie viel grade das kirchliche Ge- ngbuch, je nachdem es einen Evangelischen oder Antievangeli- hen Geist athmet, entweder zur Anfachung oder zur Erstickung nes ächt Evangelischen Sinnes und Lebens beiträgt und bei- agen kann, wird sich dies anscheinend scharfe Urtheil nicht be- emden lassen. Man hätte in Magdeburg durch eifrige und bei doch behutsame Verbreitung aufklärerischer Ansichten und rundsätze lange und einmüthig genug die Gemüther bearbeitet, ß man nun dreist es wagen durfte, dies Buch den Gemeinden oß als „eine neue Ausgabe" des alten darzureichen, und daß an nun ein allgemeineres Herauserkennen des Trügerischen in em Vorgeben nicht mehr zu fürchten brauchte, man habe bloß egen der „Veränderungen, die in der Deutschen Sprache und der Art und Weise, Gedanken und Empfindungen darzustellen, orgegangen seyen, sich zu einer neuen Auswahl von Liedern," behufs der öffentlichen und Privaterbauung verstehen müssen. ine prüfende Durchsicht aber dieses neuen Gesangbuchs über- hrt bald davon, daß weit weniger die in der Sprache und eschmacksbildung eingetretenen Veränderungen zu der Heraus- abe und kirchlichen Einführung desselben den Anlaß gegeben aben, als das rationalistische Gelüst und Verlangen, habe es ch nun mehr unbewußt oder bewußt geregt, den Hauptinhalt er Bibel- und Evangelischen Kirchenlehre, besonders die Lehr- ücke von dem sündlichen Verderben des Menschen, von der erson Christi, von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott rc. uch in den Gemüthern des Volks völlig zu antiquiren. Trau- ge Zeugnisse für diese Behauptung finden wir fast auf jedem latte des Buches, sowohl in dem Geiste, der aus den meisten der aufgenommenen neuen Lieder sich kund gibt, als in dem rein Evangelischen Inhalte vieler auch in poetischer Hinsicht treffli- chen alten, die man gleichwohl ausmärzen zu müssen geglaubt hat,*) und in den unverantwortlichen Umgestaltungen und Verstümmelungen, die man sich mit alten und neuen Gesängen erlaubt hat, und wobei man öfters grade gegen die Gesetze der Sprache und eines edeln dichterischen Geschmacks sehr auffallend angegangen ist, zu geschweigen der bedeutenden musikalischen Män- gel und Fehler, welche dies Buch augenscheinlich nicht zu seinem Vortheile auszeichnen. Wir läugnen inzwischen nicht, daß uns auch manches treffliche Lied neuerer Sänger in dieser Samm- lung begegnet, dem man aus persönlichen Rücksichten den Ein- gang nicht verweigert zu haben scheint. Wir zählen zu diesen namentlich viele Lieder des ehrwürdigen G. B. Funk, zu der Zeit Consistorialraths in Magdeburg, ferner Gellert's, Cra- mer's, Klopstock's, Münter's, Sturm's, Lavater's, ob- wohl auch bei diesen die rationalistische Dogmatik der Sammler und Bearbeiter sich nicht verläugnet hat, wie es denn kaum aus einem anderen, als einem dogmatischen Bedenken sich erklären läßt, daß z. B. dem ergreifenden Liede von Funk: „Der unsre Menschheit an sich nahm rc.," kein Platz in diesem Buche ge- worden ist. — Daß jene Herausgeber auf die damals von ei- nem Claudius, Hamann rc. wider die neuen Gesangbücher längst erhobenen Stimmen nicht achteten, ist nicht zu verwun- dern. Wohl aber ist es auffallend, daß, da in der Meinung der Magdeburger Geistlichen der ehrwürdige Funk nicht bloß überhaupt als ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch insonder- heit als ein in der geistlichen Poesie und Musik stimmberechtig- ter Sachkenner wirklich sehr hoch stand, gleichwohl die Heraus- geber dieses Gesangbuches sich nur wenig bei ihm, hinsichtlich der zu treffenden Auswahl der Lieder und der mit einzelnen etwa vorzunehmenden Veränderungen, scheinen Raths erholt zu

*) Selbst das köstliche Lied von Luther: Eine feste Burg ist unser Gott rc., findet sich in diesem Buche nur als antiquarische Episode. Die übrigen von diesem kirchlichen Meistersänger sucht man entweder ganz vergeblich, oder die wenigen, die man findet, erkennt man, da sie ihrer ursprünglichen Gestalt nicht bloß, sondern auch ihres ursprünglichen Geistes beraubt worden sind, als Lutherlieder kaum wieder.

haben; es ist auffallend, daß insonderheit von einem solchen Urtheile Funk's über Liederveränderungen, wie er es mehrere Jahrzehende früher niederschrieb, keine Spur einer Einwirkung auf die Bearbeiter dieses Gesangbuchs in demselben ersichtlich ist. Dies gar beachtenswerthe Urtheil lautet: „Die Bekanntmachung veränderter Lieder ist seit einiger Zeit so allgemein geworden, daß, wie ich weiß, Klopstock seine Arbeiten von dieser Art fast bereuet, weil er fürchtet, durch dieselben zu diesem einreißenden Unfuge Anlaß gegeben zu haben. Ich glaube nicht, daß er es Ursache hat. Denn, was ihm freisteht, das sollte billiger Weise sich jeder Andere, der nicht ein ziemlich großes Uebermaaß von Selbstvertrauen hat, in einem ganz anderen Falle mit großer Ueberzeugung verwehren. Klopstock legte sie der Welt zur Beurtheilung vor, — und das muß erlaubt bleiben, weil es den Weg zu wirklicher Verbesserung bahnt; aber ein Anderes ist es, sie gradezu in die Gesangbücher zu nehmen, und sie dadurch den Gemeinden aufzudringen. Denn das kann nicht für hinlänglich gehalten werden, daß es allenfalls mit Zustimmung einiger anderen mittelmäßigen Beurtheiler geschehe, die grade das Maaß von Einsichten haben, das der Herausgeber selbst hat. Laues Wasser und laues Wasser zusammengegossen, macht doch nimmermehr heißes Wasser." *) — Man halte uns diese Abschweifung zu Gute, da sie unseres Bedünkens mithelfen kann, die in der neueren Zeit grade zu Magdeburg mit größerer Beharrlichkeit behauptete aufklärerische und rationalistische Geistesrichtung, ihren vornehmsten Ursachen nach, in das rechte Licht zu stellen. — Seit der Einführung des neuen Gesangbuchs, die anfangs noch hie und da einigen Widerspruch erfuhr, und in den ersten Jahren noch bei manchen, einst Evangelisch zugebildeten Familienhäuptern in stillen Stunden ein wehmüthiges Bedauern erregte, verhallten nun mehr und mehr im häuslichen, wie im öffentlichen Leben, die früher immer noch gehörten Stimmen des lauteren Evangeliums, und eine geistliche Lethargie, wie schwerlich jemals früher, nahm mehr und mehr die Magdeburger, besonders in ihren aufwachsenden Geschlechtern hin. Wir sagen nicht, daß nun dort Menschen voll Glaubens und heiligen Geistes gar nicht mehr übrig geblieben seyen, auch nicht, daß das sonst dort heimische Leben im kräftigen Glauben an den Sohn Gottes, der uns geliebet und sich selbst für uns dargegeben hat, bei den der rationalistischen Ansicht des Christenthums geneigt Gewordenen gar nicht mehr im Segen nachgewirkt habe. Von so Manchen, in welchen der Zeitgeist ein wahrhaft Evangelisches Wesen nicht auszutilgen vermochte, nennen wir hier noch einmal den trefflichen Funk, der, ob er auch bei seiner entschiedenen Abgeneigtheit gegen Alles, was einer Gefährdung der Protestantischen Denk-, Gewissens- und Lehrfreiheit auch nur von ferne ähnlich sah, sich unstreitig viel zu duldsam und mild und nachgiebig gegen das rationalistische Treiben in Kirchen und Schulen bewies, wo es nur, wie es in Magdeburg meistens der Fall war, das Gepräge eines streng sittlichen Ernstes trug, doch für sein eigenes Theil den Evangelischen Grundcharakter eines lebendigen und in der Liebe thätigen Glaubens an den Versöhner bis an sein Ende nicht verläugnete. Es macht uns bei diesem Urtheile über ihn der Umstand nicht bedenklich, daß der gewissenhafte Mann, nach der besonderen Ansicht, die er unter dem Einflusse seiner Bildungsverhältnisse von den symbolischen Büchern gefaßt hatte, schon im Jahre 1769 bei seiner Anstellung als Lehrer an der Magdeburger Domschule die ihm etwa abgeforderte Unterschrift dieser kirchlichen Bekenntnißschriften meinte ablehnen zu müssen. — Eben so erkennen wir es gern an, daß zu Magdeburg auch in dieser Zeit seiner Entfremdung von dem lauteren Evangelium, selbst bei sehr Vielen unter denen, welche dem Mode gewordenen Deismus entschieden huldigten, ein gewisses herzlich biederes und streng rechtliches Wesen, ein ernstes Halten auf Unschuld des Lebens und Würde des Wandels, und insonderheit eine gar ausgezeichnete Bereitwilligkeit, Bedrängten und Leidenden Hülfe und Unterstützung zu gewähren, nicht aufhörten sich kund zu geben. Wir finden uns aber zu dem Urtheile wohl berechtigt, daß in den allermeisten Fällen diese Erscheinung noch als eine Segensfrucht des früher in den Familien waltend gewesenen Evangelischen Geistes betrachtet werden durfte, wie denn im Fortgange der Zeit wenigstens bei einer Menge von denen, deren eigene Jugend nur die Eindrücke einer aufklärerischen Verständelei über Religion und Christenthum empfangen hatte, und noch mehr bei ihren unter dem unmittelbaren Einflusse des Zeitunglaubens aufgewachsenen Kindern entweder ganz andere, oder wo auch ähnliche, doch dem sittlichen Gehalte nach viel schlechtere Früchte zur Reife kamen. — Während der schweren Zeit unter der Fremdherrschaft scheinen wohl in der Stille und im Verborgenen sich neue Wege zu den Seelen für die Evangelische Wahrheit auch in Magdeburg geöffnet zu haben; indessen aus den Predigten der meisten Geistlichen ließ sich fort und fort nicht eben viel davon merken. Ref. erinnert sich noch sehr wohl, daß, da einmal ein Gastprediger, der in einer der bessern besuchten Kirchen auftrat, sich in seiner überhaupt mehr biblisch lautenden Predigt der Worte bediente: Der Christen Leben ist verborgen mit Christo in Gott (Coloss. 3, 3.), mehrere herangewachsene Jünglinge, welche fleißig die öffentlichen Gottesdienste besuchten und in ihrer Art unterrichtet und wohlgesinnt waren, diese Worte als klares Zeugniß für den Nonsens, den jener Mann vorgebracht habe, spottend noch oft wiederholten, und sie in ihren geselligen Kreisen eine geraume Zeit das Schiboleth seyn ließen zur Bezeichnung irgend welches vermeintlichen oder wirklichen Unsinnes im Reden und Schreiben, ohne daß dabei auch nur ein Einziger von ihnen den biblischen Ursprung dieses anstößig gefundenen Ausspruches, geschweige denn die in ihm enthaltene Christenthumslehre geahnet hätte. — Welcher unter Magdeburgs Predigern nach einer vieljährigen Herrschaft der Neologie auf den dasigen Canzeln zuerst wieder in einem mehr Evangelischen Tone sich habe vernehmen lassen, kann Ref. nicht angeben; ihm, für sein Theil, bereitete zuerst im Jahre 181[illegible] das Lesen der am Himmelfahrtsfeste in der Kirche zum heiligen Geist von dem damaligen Pastor, Herrn C. C. G. Zerrenner gehaltenen Predigt (der Aufblick zum Himmel unter den großen Begebenheiten der Zeit. Magdeb., Creutz'sche Buchhandlung, 1814) durch ihre biblische Sprache eine ihm mächtig das Herz bewegende Ueberraschung. Denn zu seiner Zeit, da er noch selbst Predigten in Magdeburg hörte, war ihm, so viel er sich erinnerte, ein solches Zeugniß, namentlich von dieser Canzel, niemals erschollen. Von einer Verkündigung der durch Christi „theures Blut geschehenen Erlösung," von einem Bedauern darüber, daß „die Predigt vom Kreuze Vielen eine Thorheit und Vielen ein Aergerniß geworden," von einer Ermunterung an Magdeburgs Bewohner, „das Kreuz Christi in den Herzen aufgerichtet zu behalten, bis sie vor seinem Throne des Glaubens Siege preisen würden," konnte er sich nicht besinnen, dort je etwas vernommen zu haben; und Ref. hat es noch in gutem Andenken

*) S. Gottfried Benedict Funk's Schriften. Berlin, Sander'sche Buchhandlung, 1821. S. 314. des zweiten Theils.

ie in jenen Tagen des ersten Wiedererwachens Evangelischen Glaubens und Lebens mehrere zu einem tieferen Einsehen in die theure Bibelwahrheit bereits wieder gelangte Christen in dieser Predigt durch das exegetische Irren ihres Verf. bei 1 Petr. 4, 8.,*) und durch einen dogmatischen Verstoß in dem Schlußgebete **) zwar offendirt wurden, aber gleichwohl wegen dieser Flecken die Hoffnungsfreude sich nicht trüben ließen, welche in ihren Herzen über die allmählige Wiederkehr des lautern Evangelischen Zeugnisses auch zu den lieben Magdeburgern jener Prediger durch seine Rede kräftig angeregt hatte. Von da an scheint sich in der Stille und nach und nach der Geist Christi zu immer mehreren Predigern Magdeburgs wieder Bahn gemacht zu haben. Im Jahre 1821 erschien von Herrn Störig, Prediger an der St. Johanniskirche, eine Predigtsammlung unter dem Titel: „Evangelische Bilder," im Drucke, welche, abgesehen von der ansprechenden Form der in ihr enthaltenen Vorträge, besonders vermöge des in denselben kräftig wehenden biblischen Geistes wohl geeignet war, bei denen, die Magdeburg Gutes wünschten und ihm gern Frieden verkündigen hörten, die fröhliche Hoffnung auf die Wiederbelebung des alten Evangelischen Glaubens unter seinen Bewohnern mächtig zu stärken. Indessen blieb den auswärtigen Freunden der reinen Bibellehre jenes deutlicher redende Zeichen von dem segnenden Walten des Geistes der Wahrheit in Magdeburgs Mauern nun eine geraume Zeit vorenthalten. Doch blickten ihrer Viele mit hoffender Freude, auch in Betreff einer fortan wieder christlicher sich gestaltenden Ausbildung des jüngeren Geschlechts, auf die sehr bedeutenden Verbesserungen des städtischen Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens, welche eben in dieser Zeit durch die großartige Fürsorge des um Magdeburg hochverdienten Herrn Oberbürgermeisters Franke und durch die umsichtig getroffenen Einrichtungen des im Fache des Bürger- und Volksschulwesens berühmten Herrn Consistorial- und Schulraths Zerrenner, mit Kraft begonnen und fortgeführt wurden. Wir zweifeln auch nicht, daß in Folge dieser trefflich eingeleiteten Volksschulpflege, die, wo sie nicht mit offenbarer Zurücksetzung des göttlichen Wortes gehandhabt wird, begünstigend für die Sache des Evangeliums wirken muß, schon jetzt vielfach gutes Land bei der aufwachsenden Generation wird zubereitet seyn, in welchem sich von den himmlischen Samenkörnern des Evangeliums ein stilles, gedeihliches Wachsthum, und ein immer mehr offenbar werdendes gesegnetes Fruchtbringen mit Grunde erwarten läßt.

Ein öffentliches, unzweideutig sprechendes Zeugniß aber von einer in der Glaubensrichtung, die unter den Geistlichen Magdeburgs immer noch die herrschende gewesen war, nach und nach vorgehenden glücklichen Veränderung gab hierauf vor etlichen Jahren der von dem unlängst in die Ewigkeit abgerufenen Bischofe, Generalsuperintendenten und ersten Domprediger Dr. Westermeier erlassene Hirtenbrief. Wir erinnern an den Auszug aus dieser Ansprache an die Geistlichen der Provinz Sachsen, der in diesen Blättern ist mitgetheilt worden, und bemerken nur, daß zu gleicher Zeit auch aus den Predigten und kirchlichen Reden dieses Mannes der Geist Christi dem heilsbegierigen Zuhörer begegnete; wie denn in der zum Gedächtnisse des Vollendeten gehaltenen trefflichen Predigt (Magdeburg, b. Heinrichshofen) der ihm in seinen letzten Lebensjahren als Hülfsprediger zugeordnete Herr Friedrich Arndt, kein Bedenken haben durfte, der Domgemeinde von ihm zu bezeugen: „Er predigte euch Christum und sein Heil, nicht etwa, weil er in der neu erwachten Glaubensrichtung der Zeit das Bedürfniß solcher Predigt erkannte, sondern weil dieser Glaube seine volle Herzensüberzeugung war, und er auf sich das apostolische Wort anwenden durfte: Ich glaube, darum rede ich." Des Verewigten am Jubelfeste der Augsburgischen Confession gehaltene Predigt (Das Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche. Magdeb. b. Heinrichshofen, 1830) verräth zwar noch Unklarheit hinsichtlich der eigentlichen Bedeutung der Symbole unserer Kirche, wie sie denn überhaupt zu seinen erfreulichsten Zeugnissen für die uralte und immer neue Evangelische Wahrheit nicht zu zählen seyn dürfte; indessen enthält sie auch nichts, wodurch unser voriges Urtheil als unpassend dargestellt würde. Die übrigen bei dieser Gelegenheit im Drucke erschienenen Predigten von Magdeburger Geistlichen bieten freilich, mit Ausnahme einer einzigen, auf welche wir nachher zurückweisen werden, dem entschiedeneren Evangelischen Sinne kaum irgend welche Nahrung und Kräftigung dar. Für denjenigen jedoch, der auch in ihnen, unter dem vergleichenden Hinblicke auf das, auch von dem formalen Principe des Protestantismus, von der heiligen Schrift, fast gänzlich losgetrennte, naturalistische und deistische Gerede, mit welchem während der früheren Jahrzehende die Magdeburgischen Kirchenbesucher pflegten abgefunden zu werden, manche Spuren einer wenigstens versuchten Rückkehr zum Bibelworte entdeckt, mögen auch diese Predigten schon als Zeichen einer dem Evangelium in Magdeburg wieder günstiger gewordenen Zeit gegolten haben. Vielleicht hätten sich auch schon damals Mehrere von denen, welche jene bedeutsame Jubelfeier des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses dort zu leiten hatten, kräftiger von dem Geiste der Wahrheit erfassen lassen, wenn nicht — sollen wir sagen, unglücklicher oder glücklicher Weise — auch in Magdeburg durch die Hallische Streitsache nicht Wenigen unter den Geistlichen und Laien eine ungewohnte Betroffenheit bereitet und eine vorläufig von Menschengefälligkeit und Menschenfurcht gedämpfte oder aufgeregte Stimmung gegeben worden wäre. Wir deuten nicht ohne Grund darauf hin, daß wir hinsichtlich Magdeburgs diesen Erfolg, ob auch nicht zunächst zur Empfehlung der Sache des Evangeliums bei den betroffen und schwankend und aufgereizt Gewordenen, doch zur nothwendigen Scheidung des wahren und des Scheinglaubens, des Lichts und der Finsterniß als einen heilsamen betrachten. Es war bis dahin der schroffe Gegensatz zwischen dem Evangelischen und rationalistischen Christenthume vielen gebildeten und halbgebildeten Magdeburgern noch gar nicht zum Bewußtseyn gekommen. Wie ihr neues Gesangbuch biblische und antibiblische Elemente unter einander gemengt enthält: so scheint es Vielen in Magdeburg bis dahin gedäucht zu haben, das Predigen mit steter Rücksichtnahme auf die Schrift sey ja freilich Evangelisch zu nennen, aber das Predigen im Geiste der Aufklärung sey ebenfalls für Evangelisch zu halten, und dieser Prediger pflege mehr die eine, jener mehr die andere Seite des Evangelischen Christenthums hervorzuheben. Gleichwohl kann es zu einem entschiedenen Ergreifen der Evangelischen Lehre da, wo sich noch unerkannt der Irrthum hinter der Maske der Wahrheit verbirgt, nicht eher gerathen, als bis die Gegensätze als solche erkannt werden, und in ihrem unversöhnlichen Widerstreite gegen einander sich darstellen. Daher verschlug es für die gute Sache nicht nur nichts, daß besonders von dieser Zeit an wider Pietismus, Mysticismus, Schwärmerei

*) „Die Liebe decket auch der Sünden Menge." Diese Worte waren bezogen auf die Liebe der gefallenen Streiter für das Vaterland, um dieser ihrer Liebe willen, ward angedeutet, werde Gott ihnen die Sünden ihrer Jugend vergeben.

**) „Vergib ihnen um ihres edlen Todes willen."

und Frömmlerunfug direct auch in Magdeburg von denen, die sich dazu berufen meinten, angekämpft ward; sondern es mußte eben dies dem schriftmäßigen Evangelium nur noch mehr den Weg bahnen helfen. Wenigstens hat sich seitdem die Zeugnißgebung derjenigen öffentlichen Lehrer Magdeburgs, welche von nun an allgemeiner zu der Mystiker- und Pietistenparthei gezählt wurden, in schüchterner und kleinlauter Weise fürwahr nicht vernehmen lassen. Gleichwohl haben deshalb ihre Zeugnisse für eine zahlreiche aus Gebildeten und Ungebildeten bestehende Zuhörerschaft an Anziehungskraft nicht verloren, sondern vielmehr gewonnen.

Daß freilich ein Mann von so ausgezeichneten natürlichen Gaben, wie Herr Consistorialrath Mänß, durch sein anziehendes Reden selbst Viele von denen wieder und immer wieder in seine Kirche (die Paulskirche, bisher Deutsch-Reformirte benannt) lockt, welche mit einem gebildeten Geiste und einem geläuterten Geschmacke nicht grade eine entschiedene Vorliebe zu dem positiv Evangelischen verbinden, das wird selbst rationalistische Beurtheiler seiner in diesem Buche uns vorliegenden Predigt, der ersten von Herrn Mänß, die uns zu Gesichte gekommen ist, schwerlich verwundern. Sie werden vielleicht die — zu unserer Zeit — ungewöhnliche Ausdehnung derselben tadeln, aber, wollen sie der Wahrheit die Ehre geben, gleichwohl bekennen, daß die, laut des Nachwortes, unermüdete Aufmerksamkeit und Andacht, mit welcher diese lange, und für den Druck, nach den gegebenen Andeutungen, wohl noch etwas verlängerte Predigt bei ihrem Vortrage angehört wurde, wie aus ihrem ungemeinen Sachreichthume, so aus ihrer trefflichen originellen Veranlagung und Ausführung, aus ihrer schönen, gewählten Diction, aus ihren veranschaulichenden und eindrücklichen Bildern und Gleichnissen, aus der gewaltigen, hinreißenden Kraft ihrer begeisterten Sprache und aus der Innigkeit ihres Tons und ihrer Anmahnungen sich allerdings wohl erklären läßt. Wir halten jedoch dafür, daß auch diejenigen Gebildeten, welche ohne bereits mit einiger Entschiedenheit dem Bibelworte zugeneigt zu seyn, dennoch Hrn. Mänß gern hören, mehr noch als durch seine Sprachgewandheit und formale oratorische Kraft — sey es ihnen auch unbewußt — von dem mächtigen Geiste der Bibel, der in seinen Vorträgen wehet, und von den über Welt und Zeit kräftig emporhebenden Zeugnissen seines Evangelischen Glaubens angezogen werden. Wir können es daher auch nicht bergen, daß wir in unserer Stellung den Predigten des ehrwürdigen Mannes wohl etwas weniger des rednerischen Schmuckes und des ästhetischen Reizes wünschten, um der Gefahr willen, daß bei manchem Zuhörer die geringe und demüthige Gestalt des Kreuzes Christi, in welcher es nach göttlicher Weisheit die meisten und herrlichsten Siege hat gewinnen müssen, durch irgend welche in menschlicher Weisheit gesuchte Verzierung leicht in den Schatten treten könnte. Wir wissen jedoch auf der anderen Seite wohl, daß Herr Consistorialrath Mänß, ungeachtet des nach seiner besonderen Individualität von seinen geistlichen Reden auf keine Weise ganz zu trennenden oratorischen Schmuckes, in der Schule des armen und verachteten, des geringen und demüthigen Jesus am meisten gelernt hat, Herzen für die Wahrheit zu stimmen, und es scheint uns der Herr, nach einem besondern Gnadenrathe über Magdeburg, grade einen Mann von diesem ausgezeichneten Rednertalent als Zeugen seines Evangeliums dort hingestellt zu haben, da für viele Gemüther daselbst die Uebergangsbrücke vom Unglauben zum Glauben, vom Irrthume zur Wahrheit, sich nur eben in der Weise, welche Herrn Mänß bei seinem Aufbauen eigenthümlich ist, scheint aufführen zu lassen. (Fortsetzung folgt.)

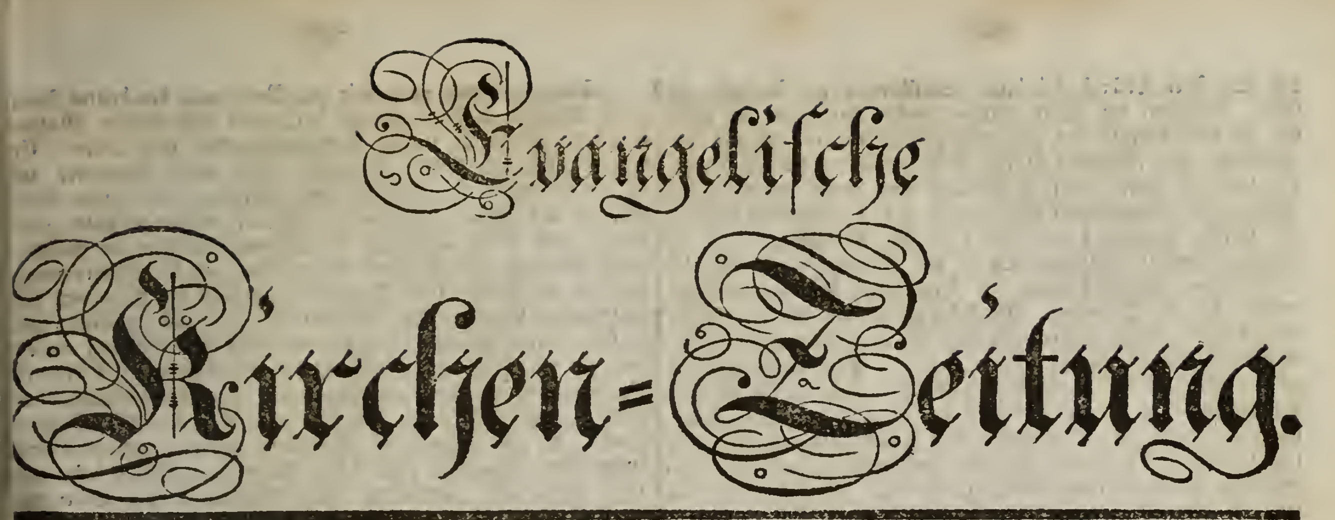
Nachrichten.

(Genf.) Wir haben schon in unserem Octoberhefte die Ankündigung der „Evangelischen Gesellschaft" in Genf wegen Errichtung einer theologischen Schule daselbst mitgetheilt. Als letzte und nächste Veranlassung dazu geben die Archives du Christianisme (Octobre) die dreisten Angriffe an, welche der dortige Professor der Theologie, Cheneviere, durch mehrere Druckschriften gegen die Grundlehren des Christenthums, von der Gottheit Jesu Christi, von dem Fall und der verderbten Natur des Menschen und von der höchsten Auctorität des Wortes Gottes in Glaubenssachen, vor Kurzem gerichtet hat, Angriffe, auf welche die mitgetheilte Ankündigung anspielt, und deren auch wir schon in unserem Septemberhefte gedacht haben. Die oberste geistliche Behörde von Genf, die Compagnie des pasteurs, hatte dem ruhig zugesehen,*) während sie dem christlichen Prediger Gaussen in Satigny bei Genf einen unbiblischen Catechismus, den ersten Grundsätzen ihrer eigenen Kirche zuwider, aufzunöthigen versuchte; gleichzeitig fing eine rationalistische Zeitschrift, von einem Gliede der Compagnie redigirt, an zu erscheinen, welche die Hauptlehren des Christenthums mit Heftigkeit angreift, und zugleich darauf Anspruch macht, „den Protestantismus so darzustellen, wie er gegenwärtig in der Kirche von Genf aufgefaßt wird." Die neulich von uns mitgetheilte Ankündigung hat die „Evangelische Gesellschaft" in Genf dem Vernehmen nach auch allen Evangelischen Universitäten in Deutschland besonders zugeschickt. Außerdem hat sie noch der Landesobrigkeit und den Protestantischen Einwohnern des Cantons Genf ihr Vorhaben in einem Schreiben bekannt gemacht, welches wir, bei der Wichtigkeit dieses Unternehmens und wegen seines erbaulichen Inhalts unseren Lesern späterhin, wenn der Raum es uns erlauben wird, ebenfalls noch vorlegen wollen.

Der tiefe christliche Ernst, verbunden mit der Milde, die auch den Gegnern nur das sagt, was Gottes Ehre und die Liebe des Nächsten fordert, dies aber auch ohne Schwanken und Menschenfurcht ausspricht, — gibt diesen herrlichen Bekenntnissen unserer Genfer Brüder ein Gepräge inneren Lebens, welches die schönsten Hoffnungen für ihr wichtiges und schweres Unternehmen erwecken muß. Außerdem ist uns die wahrhaft Evangelische Weisheit und Nüchternheit merkwürdig gewesen, mit welcher sie die Umwälzungen und den Geist unserer Zeit in's Auge fassen, ohne sich irgend von ihm imponiren, oder den klaren Blick auf das Eine, was den Kirchen und den Staaten, wie den Einzelnen Noth thut, trüben zu lassen, — eine Weisheit und Nüchternheit, die wir bei Französischen, Englischen und Americanischen Christen oft so schmerzlich vermissen. Nicht minder hat uns der demüthige, ehrfurchtsvolle Aufblick auf die alten Glaubenshelden und Gnadenschätze ihrer Kirche erfreut, durch welchen sie die gefährliche Klippe eines eigenwilligen Separatismus vermieden haben, die ihnen in dem Kampfe so nahe lag, zu dem der Unglaube in ihrer Kirche sie genöthigt hat. Endlich glauben wir auch unsere Leser noch auf die Uebereinstimmung hinweisen zu müssen, welche hinsichtlich der von den rationalistischen Theologen unserer Tage so dreist in Anspruch genommenen schranken- und maaßlosen Lehrfreiheit und des schmählichen Zwanges, der sie damit den Kirchen anthun, zwischen diesen so gemäßigten und gewiß wahrhaft Protestantischen Republikanern und der Ev. K. Z. statt findet. Möge der Herr ihr Unternehmen mit einer reichen Ausgießung seines Geistes segnen und Licht und Leben aus ihrer Schule ausströmen lassen über die Länder und Gemeinden, die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen! ***

*) Ja sie sah selbst dann noch ruhig zu, als derselbe Professor und Prediger die Liturgie angriff, welche die Compagnie redigirt und vor wenigen Jahren revidirt hatte, indem er öffentlich behauptete, sie enthalte Gotteslästerungen. Hierbei berief sich nämlich die Compagnie immer auf „das Protestantische Princip." „Wir seufzen darüber," hieß es, „aber Niemand hat das Recht, sich darein zu mischen." Dies war nach einer Nachricht im Novemberheft der Archives, die wir gleich nach dieser mittheilen werden, die Sprache der Klügeren, so lange es sich um Ahndung der ungläubigen Lehren handelte. Dieselbe Nachricht wird aber zeigen, wie schnell dies Princip von der Compagnie verlassen und ein anderes entgegengesetztes vorgeschoben wurde, als sie sich von Seiten der treuen Mitglieder der Reformirten Kirche angegriffen sah. Da fühlte sie sich beleidigt und glaubte, einschreiten zu müssen; wie dies geschah, nächstens! Vorläufig kann man es schon daraus errathen, daß, wie man sieht, „die Leidenschaft zweierlei Maaß und Gewicht hat."

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Mittwoch den 28. December. № 104.

Die Predigt des Evangeliums in Magdeburg.

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun aber die in der gedachten Sammlung uns vorliegende Predigt des Herrn Consistorialrath Mänß in ihrer Art für ein Meisterwerk erklären und dieselbe zugleich als den sprechendsten Beleg zu der Behauptung bezeichnen, daß auch in Magdeburg das lautere, schriftmäßige Evangelium sich wieder Bahn mache: so dürfen wir uns ja freilich dem nicht entziehen, über sie und aus ihr unseren Lesern noch einige specielle Mittheilungen zu machen. Herr Mänß hat ungemein passend die Worte Psalm 102, 17—19. zu seinem Texte erwählt, und genau an dieselben sich anschmiegend, benutzt er sie, nach ihren drei Versabtheilungen, in einer einfachen und ungekünstelten Weise zu drei Predigttheilen, nämlich: 1. zu Erinnerungen, 2. zu Dankbegründungen und Dankbezeugungen, 3. zu Entschließungen und Gelübden. Ausgehend von der historischen Bedeutung des Tages hält der Verf. bei den Worten, „daß der Herr Zion bauet," zunächst die „Erinnerung an die Trümmer und Schutthaufen fest, in welche vor zweihundert Jahren die Stadt versank, und welche ein Wiederaufbauen derselben nothwendig machte." Hier ein ungemein anschauliches, lebenvolles, gewaltig ergreifendes und tief bewegendes Bild der Erstürmung, Verderbung und Zerstörung, das mit der Scene schließt, wo „sich röthet von Gluthschein und Blut der vorüberfließende Strom, in dessen Wellen so manches Herz gebrochen war, über dessen Wassern noch so manches in ihm verklungene Gebet der Opfer des Tages schwebte, wo er nun auf einmal in seinen Fluthen so viele tausend und tausend erstickte und verstümmelte Leichen, zwischen denen die blutigen Eroberer gescherzt, geschwelgt, geschändet, gefrevelt hatten ..." An diese Erinnerung knüpft sich sodann die zweite — an den allmähligen Wiederaufbau der Stadt, wie sie zu einer Erdenstadt wieder, und wie sie insonderheit zu einem geistlichen Zion wieder gebauet ward. Gar beherzigungswerthe biblische Weisungen werden hier gegeben, wie jede christliche Stadt ein Zion seyn solle. Insonderheit aber wird sodann das Texteswort: „der Herr erscheinet in seiner Ehre," mit großer Gewandtheit auf Magdeburg angewendet. Nachdem der Verf. von dem Lichte des Evangeliums, das in die Finsternisse der Erde hineinschien, von da an, wo es „über den Hirtenhäuptern auf Bethlehems nächtlichen Feldern, über den Jordanufern ꝛc. aufging und glänzte" mit bedeutsamen Zügen einige besonders leuchtende Strahlenpunkte auf seinem Wege durch die Zeiten — in den ersten christlichen Jahrhunderten — bei den Waldensern — bei Huß in den Flammen — bei Luther in seiner Zelle, in Worms, auf der Wartburg — bezeichnet hat, stellt er es der Versammlung vor Augen, wie dies auch über Magdeburgs Bewohnerschaft aufgegangene Licht auch hier leuchtete und wärmte bis zu jenem, und noch an jenem, und nach jenem Tage der Gräuel. „Nein!" — ruft er mit hinnehmender Rede — „nein! es ging nicht unter an jenem Tage der Gräuel, es erlosch nicht in der Jammernacht, welche über Magdeburg herabsenkte der zehnte Mai! Nein, im Gegentheile wurden auch jene Trümmer des zehnten Mai wieder ein neues Baugerüst zu dem Zion, welches der Herr bauen wollte, wobei der Herr wieder erscheinen wollte in seiner Ehre. Leuchteten nicht Magdeburgs Flammen in Gustav Adolph's Auge hinüber, daß es ...? Schien nicht das Licht dieser Flamme in mehr als eine fürstliche Kammer, daß vor dem hellen Schein die Unentschlossenheit wich und die Unthätigkeit floh? ... Brachte Magdeburgs Fall nicht ein Aufstehen Vieler? Ward Magdeburgs Unglück nicht ein mächtiger Hebel für Mitwelt und Nachwelt? Richtete der Herr nicht damit ein Zeugniß auf in den christlichen Ländern? Gab er damit nicht ein Gesetz, daß er unseren Vätern gebot zu lehren ihre Kinder?... Ward nicht Magdeburgs zehnter Mai eine Losung für Tausende, nun auch das Licht des Evangeliums, das Licht Evangelischen Glaubens, das Licht Evangelischer Liebe und Treue leuchten zu lassen vor den Leuten? ... Ward nicht in den Deutschen Gauen nun freudiger, treuer, kräftiger gesungen, was wir vorhin sangen: „Nähmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib ꝛc.?"

Den zweiten Textvers gebraucht sodann der Verf., seine Zuhörer zum freudigsten Danken zu stimmen, „weil der Herr sich zum Gebete der Verlassenen gewandt, und ihr Gebet nicht verschmähet habe." Wiederum ein ungemein veranschaulichendes und mächtig zum Herzen redendes Gemälde, sowohl hinsichtlich seiner Gesammtdarstellung, als auch hinsichtlich seiner einzelnen Parthien. Der Bedeutung des Tages gemäß nachzuweisen, wie sich der Herr seit jener grausenvollen Zerstörung und ungeachtet derselben bis auf die jüngste Zeit zum Gebete der Verlassenen in Magdeburg gewendet und ihr Gebet nicht verschmähet habe, das

hat sich Herr Mänß bei dieser Schilderung zur Aufgabe gestellt. Nachdem der Verf. davon geredet hat, wie der Herr sich zu dem Gebete der zweitausend Verlassenen, die sich vor Schwerdt und Flammen in den Dom geflüchtet hatten, gewendet und ihr Gebet nicht verschmähet und durch des trefflichen Hirten (des Dompredigers Reinhard Bake) treffendes Wort*) die Heerde gerettet habe, richtet er die Betrachtung auf die zwanzig tausend gefallenen Opfer des Tages, sodann auf die „Beraubten, die Entflohenen, die Verarmten, die Verwaiseten," endlich auf die Bewohner Magdeburgs in den seit der Zerstörung bis zur „jüngsten Vergangenheit, die zur Gegenwart wurde," entflohenen Zeiten, weiset nach, „wie der Herr immerfort sich zu den Gebeten der Verlassenen gewendet, und ihr Gebet nicht verschmähet habe," und gebraucht des Wortes gewaltige Kraft, durch alle diese „Dankbegründungen" seinen Zuhörern jenen ernsten Gedächtnißtag der furchtbaren Zerstörung zugleich als einen herrlichen Danktag unvergeßlich zu machen. Entheben wir hier nur aus demjenigen, was Herr Mänß über die Huld und Erbarmung Gottes gegen die zwanzig tausend an jenem schrecklichen Würgetrage Gefallenen sagt, Einzelnes.

„Meinet ihr, er habe sich nicht gewandt zum Gebete derer, die keine solche (wie die zweitausend im Dom Erhaltenen) Zuflucht hatten, und keine solche Rettung fanden? Die die feindliche Waffe traf, die der Rauch erstickte, die die Flamme fraß? Meint ihr, er habe kein Ohr gehabt für so manchen Angstruf, über den sich das Getöse des Sturms und der Stürmer erhob, der unter dem Zusammenkrachen stürzender Kirchen und Häuser verhallte, der unter den durchbohrenden Schwerdtern verstummte, oder im verschlingenden Strome erstarb? — O, meine Geliebten, worüber die Erde weint, jauchzet darüber nicht oft der Himmel? Was für die Gegenwart ein Verlust ist, wird das nicht oft ein Gewinn für die Zukunft? Sind nicht oft die, die wir Unglückliche nennen, ein auserwählter Haufe, der in der letzten Zuflucht, im Dom des Himmels, seine wahre und rechte, seine beste, seine ewige Rettung findet? Gießt nicht so oft der Tod das beste Heilöl in die Wunden des Lebens? . . . Gibt's nicht ein Leben, das Christus heißt? Gibt's nicht ein Sterben, welches Gewinn ist? Gibt's nicht etwas Vollkommenes nach dem vorhergehenden Stückwerke? Gibt's nicht nach dem Schauen durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, ein Erkennen und Schauen von Angesicht zu Angesicht? Gibt's nicht Lösungen des Himmels nach den Räthseln der Erde? Nicht Garben, die man mit Freuden erndtet, wenn man mit Thränen gesäet hat? nicht einst sich offenbarende Herrlichkeiten, deren die Leiden der Zeit nicht werth sind? . . . Gibt's nicht noch Paradiese für die Schächer, die an den Herrn eines Reiches glaubten, wenn auch eine Dornenkrone auf dessen Haupte war, wenn auch sein Königsauge an einem Kreuze erlosch? . . . Und der im Himmel und auf Erden der Herr Zebaoth, der heilige Herr der Heerschaaren ist, der dort am Tage der Zerstörung in die Herzen der Stürmer und in die Herzen der Bestürmten, in die Herzen der Mörder und in die Herzen der Ermordeten schauete: hatte der nur allsehende Augen für die Gräuel des Tages und der Jahrtausende? hat der nicht auch ein Erbarmerherz, das den Tod des Sünders nicht will? hat der nicht auch weite, weite Vaterarme, um zwanzigtausend auf einmal damit zu umfassen und darin aufzunehmen? . . . ."

*) Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magdburgo. Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
Gloria Parthenopes!

Sehen wir nun noch, wie der Verf. auch den dritten Theil seiner Aufgabe zu lösen gewußt hat, jenen bedeutsamen Magdeburgstag endlich in seinem Bußtagscharakter darzustellen. Er benutzt dazu den dritten Textvers: Das werde geschrieben auf die Nachkommen ꝛc., erinnert seine Zuhörer, der ernste Ruf: Gedenke des zehnten Mai! müsse sich tief eindrücken allen, allen Herzen und durch lebendige Mittheilung fortleben in Magdeburgs Mauern und fortgepflanzt werden auf die Nachkommen, nicht in der Weise eines Mährleins, sondern als Wahrheit aus bewegenden Erinnerungen aufgerichtet, . . . und treibend zum bußfertigen Sinne, zur Grundlegung und Bildung eines neu zu schaffenden Volkes, zur Gewinnung eines höheren Bürgerrechts, zur Segensempfangnahme eines Gottesreiches, das nicht von dieser Welt sey und das seine Genossen in eine ewige Stadt, in ein himmlisches Jerusalem bringe, und in diesem himmlischen Jerusalem noch dann Kronen und Güter habe und gebe, wenn alle Jerusaleme und Magdeburge der Erdenwelt längst in die Untergangsasche gesunken seyen . . .," und läßt dann „als Mitarbeiter Gottes auf seinem Ackerwerke, als Botschafter an Christus Statt" seine Bußanmahnungen nach den drei Bibelsprüchen, Sprüche 14, 34. 1 Petr. 1, 24. 25. und Hebr. 13, 8. 9. sich gestalten. Auf Anlaß des ersten: „Die Sünde ist der Leute Verderben ꝛc.," wird mit gewaltigen Worten der Jammer geschildert, den die Sünde von jeher in der Menschenwelt, den sie auch in Magdeburg verschuldet und angerichtet, und an diese Schilderung sodann die ernste Aufmunterung zur Buße für das gegenwärtige Geschlecht geknüpft. Mit erschütternder Bedeutsamkeit ruft Herr Mänß: „Als Jesus Christus einst über Jerusalem weinte — da war es der zweite Untergang der beweinten Stadt, der vor seiner liebenden, Gnade bringenden Seele schwebte. Darum — o hört, was der Mund des Herrn durch den Propheten Amos im 5ten und 6sten Capitel seiner Weissagung spricht: Suchet doch das Gute und nicht das Böse, auf daß ihr leben möget ꝛc.!" Die Stelle wird mitgetheilt bis zu den Worten: „Bekümmert ihr euch nichts um den Schaden Joseph's?" Sodann fährt Herr Mänß fort: „O, m. gel. Mitbürger, gibt es in Magdeburg nicht auch noch einen Schaden Joseph's? Und bekümmert ihr euch auch nichts um den Schaden Joseph's?" . . . . Eine rührende Hinweisung folgt nun auf die reichen Proben der Güte, Geduld und Langmüthigkeit Gottes, mit welcher er jetzt noch die Magdeburger suche zur Buße zu leiten. An diese Hinweisung reiht sich, neben der Ermunterung, ein neugeschaffenes, durch Gerechtigkeit erhöhetes Volk werden zu wollen, und neben der Erinnerung: Gottes Wort läuft schnell! sofort der zweite Bibelspruch: Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume ꝛc. Nachdem nun der Unbestand alles dessen, was die Erde trägt, mit einigen andeutungsvollen Erinnerungen gezeigt, und die große Inschrift aller Ruinen vormaliger Völker und Städteherrlichkeit: „Auch Völker und Staaten und Städte haben hier keine bleibende Statt" lesbar gemacht worden ist, heißt es zu Magdeburgs jetzigem Geschlechte: „Und wir sollten uns blenden und bethören lassen von den Schimmergestalten äußerer Städteherrlichkeit und weltlichen Städtelebens? . . . . Wir sollten nicht wissen, wie bald mit niederstürzenden Stürmen und mit überfluthenden Strömen, wie bald mit pestartigen Seuchen und wie bald mit feindlichen Geschossen, wie bald mit Sünden und Sündenkräften, mit Sündenschulden, mit Sündenfolgen, mit dem Verderben der Leute, unser zweihundertjähriges neues auf einem Boden der Zerstörung gebautes Magdeburg in neue Elendstiefen, in neue Untergangsgräber hinabsinken kann? . .

), noch einmal rufe ich (Psalm 75.): Rühmet nicht so, Po-
)et nicht auf Gewalt! :c. . . . Drum, ein Bußtag der heu-
ige zehnte Mai! . . . Drum Hinweisung endlich auf den, der
ber Jerusalem weinte, Zufluchtsnahme zu dem, der die Sünde
ekämpfen und besiegen hilft, der neue Creaturen aus den alten
Nenschen schafft . . .!" So kommt Herr Mänß auf den
ritten Spruch: Jesus Christus, gestern und heute, und
erselbe auch in Ewigkeit! . . . Zuvörderst nun in die-
m Theile Christi Ruhmverkündigung. „Christus bauet Zion,
Christus ist der in seiner Ehre erscheinende Herr, Christus wen-
et sein Herz und seines Vaters Gnade zum Gebete der Ver-
ssenen :c." Dies Alles ist eindringlich und anregend gesagt;
ur müssen wir bekennen, daß wir gern, wenigstens an dieser
Stelle, Christum für uns deutlicher bezeichnet sehen möchten
ur Befriedigung derjenigen, die noch nicht auf's Reine darüber
kommen sind, wie es nach dem früher Gesagten, mit dem
Sünder auf „die göttliche Traurigkeit zum Vergebungsempfange
nd zur Speisung des Gerechtigkeitshungers" gerathen könne. —
Mit jenem Rühmen Christi hat sich denn der Redner eine mäch-
g an zugängliche Herzen dringende Schlußansprache vorberei-
t, deren Töne zuletzt sich ergießen in die Worte, mit denen
r Vortrag begann: Der Herr bauet Zion und erscheinet :c.,
nd in die Strophe, mit der die Feier in dieser Kirche eröffnet
ar: Mit unsrer Macht ist nichts gethan; wir sind gar bald
rloren :c.

Welches Evangelische Gemüth wäre nicht schon durch diese
oß andeutende Relation überführt worden, daß, wo also Zeug-
ß gegeben wird, mit fröhlichem Hoffen ein fortschreitender Wie-
raufbau Zions, wie lange und wie arg dasselbe auch verstört
wesen sey, erwartet werden dürfe! Fänden wir also auch nur
ese eine Predigt voll Evangelischer Kraft und Evangelischen
eistes in der vorliegenden Sammlung, so müßten wir diese,
on um der einen willen, für ein günstiges Zeichen der Zeit
sehen in Absicht auf das dem alten Evangelium während vie-
 Jahre entfremdet gewesene Magdeburg. Nun können wir
 freilich nicht läugnen, es klingt in manchen anderen Predig-
n dieser Sammlung noch gar stark derjenige Ton durch, der
 der Aufklärungsperiode solchen Geistlichen, welche ihrer Seits
n Zeitgeist weniger von sich aus- als in sich eingehen ließen,
genthümlich geworden ist. Jedoch, entschiedene Feinde und
Widersacher der Evangelischen Wahrheit finden wir unter denen
llen nicht, die uns nach diesem Buche ein Urtheil über sich ge-
atten, so weit nämlich auf den Grund einer einzelnen Predigt
 diesem Betrachte ein motivirtes Urtheil sich bilden läßt. Wir
wahren in denjenigen Vorträgen, welche sich des Textes und
s Christenthums ohne irgend welche Erfassung der wahren
vangelischen Kraft, in der Weise der sogenannten älteren und
ueren Aufklärung, bedienen, meistens eine gute formale Ord-
ung und eine wohlmeinende herzliche Sprache, die freilich über
s, wodurch zunächst dies arme Erdenleben als ein nach
m gewöhnlichen Sinne wünschenswerthes, glückliches und hei-
res erscheinen kann, kaum irgendwo hinausweist. Um jedoch
cht zu weitläufig zu werden, wollen wir nur noch auf etliche
Predigten dieser Sammlung uns etwas näher einlassen.

Der Predigt vom Consistorialrath Mänß kommt ganz un-
eitig in Hinsicht auf Evangelischen Gehalt, auf Evangelische
Wahrheit und Salbung die vom Prediger Störig am näch-
n. Sie behandelt, nach einem zwar die biblische Glaubens-
sicht des Verf. bekundenden, aber gewiß bei dieser Feier viel
 lange die Gemüther aufhaltenden Eingange, in welchem die
naue Verbindung der Güte Gottes mit seiner Heiligkeit und
Gerechtigkeit dargestellt wird, unter Anleitung von Zachar. 13,
8. 9. das Thema: „Wie sich in allgemeinen Nöthen
neben dem Richterernste Gottes auch seine Vater-
treue offenbaret," und zeigt in drei Theilen, welche an Aus-
dehnung (besonders durch die in den ersten verflochtene histori-
sche Episode aus Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krie-
ges) einander sehr ungleich sind, daß Gott durch Trübsale die
Sünder theils strafen (einige andere Predigten protestiren sehr
ernstlich gegen die Ansicht, als gegen eine richtende, daß jene
Heimsuchung Magdeburgs irgendwie ein Strafgericht gewesen
sey) theils zur Buße rufen, seine Kinder aber zur Prüfung und
Besserung ihres Lebens erwecken; „daß er die Bedroheten, aber
bei'm Leben Erhaltenen und deren Nachkommen vor Versündi-
gungen warnen und zur Tugend ermuntern;" endlich „daß er
die Bekehrten und Gebesserten mit neuem reichen Segen über-
schütten wolle." In logischer Hinsicht läßt sich ja augenschein-
lich diese Eintheilung nicht gutheißen. Indessen müssen wir be-
kennen, daß in der Ausführung der Verf. die nach seiner
Ankündigung scheinbar hie und da sich congruirenden Gedanken
der einzelnen Theile geschickt auseinander zu halten gewußt hat.
Die Predigt athmet übrigens den Geist des Evangeliums, und
läßt sich in einer edlen, einfachen Sprache vernehmen, wiewohl
uns däuchten will, sie stehe an Frische und Lebendigkeit den vor
etwa einem Jahrzehend von dem Verf. herausgegebenen „Evan-
gelischen Bildern" nicht wenig nach. Wie sorgfältig er übri-
gens dem vorbeugt, daß die von ihm in einem gewissen Be-
trachte als ein göttliches Strafgericht dargestellte Zerstörung
Magdeburgs nicht mit einem selbstgefälligen Richten ein Straf-
gericht genannt werde, erhellet genugsam schon aus diesen Stellen:
„Hüten wir uns wohl, daß nicht ein eben so heuchlerisches als
schonungsloses Urtheil über unsere Vorfahren, wie über die
heimgesuchten Völker jetziger Zeit unsere Lippen beflecke und
unsere Herzen! — — Lasset uns vielmehr an Luc. 13. denken
und an den Bescheid, den der Herr dort den Jüngern gibt! —
Und statt ein Urtheil über die zu fällen, die da gefallen sind
durch das Schwerdt des Herrn, sollten wir vielmehr vor Scham
vergehen denen gegenüber, die unter den Vorfechtern in den er-
sten Gliedern der Glaubenshelden ritterlich kämpften den guten
Kampf, und für den nämlichen Glauben fielen, den wir so
oft durch Wort und Leben verläugnen, dessen Bekenner wir
Allzukluggewordenen als Schwachköpfe verspotten, als Gei-
stesträge, hinter ihrer mächtig vorgeschrittenen, mündig gewor-
denen Zeit Zurückgebliebene geringschätzen, oder — wie auch ihr
Charakter und ihr Leben widerspreche — als schlaue, staatskluge
Heuchler — Gott vergebe uns diese Sünde! — verdammen,
und ihnen selten, selten nur Gerechtigkeit widerfahren lassen."
Wir lieben sonst sehr, zumal wo es gilt, einen strafenden Ton
anzustimmen, das communicativische Reden von der Canzel. In-
dessen in der eben angeführten Stelle scheint uns doch dasselbe
seine Grenze überschritten zu haben, und in dieser Ausdehnung,
wenigstens aus dem Munde des gläubigen Predigers, eine ge-
wisse Unwahrheit zu enthalten. Wir achten Herrn Störig,
auf den Grund seiner öffentlich abgegebenen Zeugnisse als einen
Evangelisch gläubigen Prediger hoch; eben darum aber dürfen
wir bei ihm um so weniger eine solche Erinnerung scheuen.
Wir verschweigen es deshalb auch nicht, daß uns noch in einer
anderen Stelle S. 111. für die in ihr zum Grunde liegenden
Gedanken der Ausdruck als ein gar leicht auf Mißverstand zu
ziehender und darum als ein nicht wohl gewählter erscheint. Die
Stelle lautet: „Euer verletztes Gefühl fragt nach dem Schlusse
dieses großen Trauerspiels. Ihr wollt den Verderber

Magdeburgs gedemüthigt, ihr wollt die Zuchtruthe in's Feuer geworfen sehen. Und siehe! euer gerechtes Verlangen geht in Erfüllung!" Gleichwohl aber sagen wir mit gutem Rechte: Möge doch in Magdeburg die Zahl derjenigen Prediger, die sich in solchem Geiste vernehmen lassen, immer mehr zunehmen!

Auch die Predigt des Herrn Pastor Reinhardt an der St. Jacobikirche über Jerem. 30, 18—19. hat uns nicht bloß wegen des in ihr sich herausstellenden Rednertalents ihres Verf. und wegen seiner in ihr bemerkbaren Geschicklichkeit, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer kräftig zu spannen, zugesagt; sie hat uns auch davon ein Zeugniß zu seyn geschienen, daß Herrn Reinhardt die Anziehungskraft der lauteren Evangelischen Wahrheit gewiß schon irgendwie im eigenen Herzen fühlbar geworden ist, und hat besonders als ein solches Zeugniß einen angenehmen Eindruck auf uns gemacht und uns in den guten Hoffnungen bestärkt, welche durch seine bei Gelegenheit der Jubelfeier der Augsburgischen Confession herausgegebene Schulpredigt auf sein immer mehr entschieden werdendes Bekenntniß zu der reinen, unverfälschten Bibellehre in uns erweckt worden sind. So fällen wir auch über die Predigt des Herrn Pastor Keßler an der St. Petrikirche, nach Anleitung von Jesaias 64, 10. 11. verbunden mit Haggai 2, 10., unter dem Hinblicke auf den ganz anderen Geist, der vor etlichen Jahrzehenden in Magdeburgs Kirchen sein Wesen hatte, am liebsten ein günstig lautendes Urtheil, und geben uns auch bei diesem Prediger gern der freudigen Erwartung hin, es werde immer vernehmlicher der Geist der Wahrheit durch ihn zeugen.

Wir wenden uns hierauf zu der Betrachtung der Predigt eines Mannes, der zu Magdeburg als Geistlicher und insonderheit als Canzelredner bei einem großen Publicum in hoher Achtung steht. — Niemals haben wir selbst Herrn Dennhardt, der seit Ostern d. J. Pastor an der St. Johanniskirche, auch seit dem Anfange dieses Jahres zugleich Superintendent der Stadt Magdeburg ist, und früher zwölf Jahre lang an der Kirche zum heiligen Geiste als zweiter und erster Prediger stand, predigen gehört. Wir urtheilen aber nach dem Beifalle, der ihm zu Theil wird, daß ja allerdings Herr Dennhardt etwas die Gemüther Anziehendes und Gewinnendes in seine Predigten zu legen wissen muß, wie wir denn auch nicht zweifeln, daß es anzuerkennende persönliche Vorzüge sind, die ihn neben seinen Canzelvorträgen so Vielen achtbar und werth machen, und die eben seinen amtlichen Reden eine desto größere Eindringlichkeit zu geben mithelfen mögen. In unserer Meinung von ihm — bekennen wir — hat Herr Dennhardt erst ganz vor Kurzem durch seine der Magdeburger Zeitung eingerückte warme Empfehlung einer zeitgemäßen, gewiß trefflichen Evangelischen Schrift,*) die der wackere, bereits vollendete Regierungs- und Schulrath E. Bernhardt hinterlassen hat, bedeutend gewonnen. Gleichwohl dürfen wir nicht anders, wir müssen uns über die uns hier vorliegende, in dem durch Königl. Huld erneuerten Dome zu Magdeburg am 10. Mai d. J. gehaltene Einweihungspredigt, die Herr Dennhardt selbst schwerlich für gelungen halten wird, mehr ungünstig als günstig äußern. Dieselbe ist schon früher unter dem — wohl nicht bedachtsam abgefaßten — Titel: Predigt zur zweihundertjährigen Gedächtnißfeier (?) des zehnten Mai und zur Wiedereröffnung des Gottesdienstes im Schiff der Kirche im Dome zu Magdeburg, gehalten von Gottfried Wilhelm Dennhardt (Magdeburg bei Heinrichshofen), einzeln gedruckt erschienen. In dieser Predigt finden wir nun freilich auch nicht einmal eine Begründung des Lobes, das Herrn Dennhardt in Hinsicht einer schönen Sprache und Ausdrucksweise von vielen Magdeburgern gespendet zu werden pflegt. Wir räumen gern ein, daß der Plan zu derselben in formaler Beziehung nicht grade übel angelegt ist. Als Thema ist in ihr aufgestellt: Der dreifache gnadenvolle Schutz, an den uns heute dies Heiligthum erinnert. Nachdem nun dieser dreifache Schutz im ersten Theile näher beschrieben worden, wird an diese Beschreibung im zweiten der Ausdruck der hiebei wie von selbst entstehenden Empfindungen, Entschließungen und Wünsche angeknüpft. In der Ausführung aber stoßen wir, neben einer vielmals incorrecten Sprache und bizarren Tropen,*) neben einer Menge hyperbolischer und pretiöser Ausdrücke**) auf viel leere und bloß prunkende Declamation, besonders in der mit nichten wohlgerathenen langen Weiheapostrophe an den erneuerten ehrwürdigen Tempel. Wir halten dabei gleichwohl dafür, daß es Herrn Dennhardt's redlicher Sinn gewesen sey, völlig im Geiste des Evangeliums sich vernehmen zu lassen. Wir fürchten aber, nach den einzelnen seit dem Jubelfeste der Augsburgischen Confession herausgegebenen Predigten des Herrn Dennhardt, nach einigen seiner kleinen Gelegenheitsreden, die wir gelesen haben, und nach manchen Andeutungen in dieser Predigt,***) daß es Herrn Dennhardt bisher viel zu sehr, ungeachtet der Worte Christi Matth. 10, 34—39., um den Frieden noch zu thun war, der doch kein Friede ist.†) Tadeln müssen wir es auch, daß Herr Dennhardt bei einer solchen Feier, in dieser Stadt und in dieser Kirche des Zusammenhanges der Zerstörung mit der großen Sache der Evangelischen Kirche nur ganz neben bei, bloß mit den Worten S. 15. „wie denn überhaupt die Anhänglichkeit, die Magdeburg an die Evangelische Lehre von Anfang hatte bewiesen, den Grund abgab zu dem blutigen Streite" gedacht hat, wie denn freilich noch zwei andere Predigten der Sammlung diesen Zusammenhang ganz unerwähnt lassen. — Wir gestehen es übrigens, daß wir grade um des bedeutenderen Einflusses willen, dessen Herr Dennhardt in Magdeburg sich erfreut, auf diese Mängel und Flecken seiner Predigt desto geflissentlicher hingewiesen haben, jedoch fürwahr nicht in der Absicht, seinen Einfluß zu mindern, sondern nur in dem guten Vertrauen zu ihm, daß er auf diese Ausstellungen die ihm reichlich verliehene Gabe, Herzen zu gewinnen, fortan desto eifriger als ein auserwählte[s] Rüstzeug des Herrn zum Fortbau seines Reiches gebrauchen werde. —

(Schluß folgt.)

*) Wie Luther in unruhigen Zeiten und bei ansteckenden Krankheiten beruhigt und tröstet. Eine Schrift für das christliche Volk und ein Spiegel für unsere Zeit. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1831.

*) Z. B. S. 9.: „Die Angemessenheit des Textes (Psalm 12?.) begründet si[ch] den." S. 10.: „Menschen, die ihres Dankes Gluth in die gemeinsame Flamm[e] tauchen wollen." S. 11.: „Der Boden, der Tausende in dem Flammenmeere, d[as] über ihm [ihn] hinbrauste, verschlang." S. 12.: „Dies Riesengebäude verhöhn[t] die Maulwurfsversuche heranstürmender Feinde."

**) Z. B. S. 11.: „Die jüngst abgeschiedenen Lehrer dieser Gemeinde entb[ie]ten uns heute aus der unsichtbaren Welt als Verklärte ihren Segensgruß." S. 1[?] „Die Kinder auf den Gassen und Straßen der Stadt würden euch beschämen u[nd] der Sünde zeihen, wenn —" S. 24.: „Das Heldenheer, dem wir getrost die B[e]wahrung unseres Lebens und Friedens vertrauen ıc."

***) Z. B. S. 21.: „Mögen deine Lehrer ... das Wort ohne Zorn u[nd] Eifer verkündigen" [vgl. hiebei Röm. 10, 2. 2 Cor. 11, 2.] u. S. 22.: „Friede wer[de] in deinen Mauern gepredigt ... und bald gehe die Morgensonne der besseren Z[eit] auch über dir auf, wo aller Streit in der Kirche Jesu ruhet auf Erden ı[c.]"

†) Vgl. Luther's bedeutsame Worte in seinem Briefe an Michael Dresi[?]: „Gott hat seinen Frieden in die Mitte keines Friedens gestel[lt], wie er spricht: Herrsche mitten unter deinen Feinden! Er hat also nicht einen Fr[ie]den, den Niemand stört, denn das ist der Welt Friede, sondern einen [Frie]den, der, wenn ihn Alles beunruhigt, und wenn er von Allen beunruhigt wird, Al[les] ruhig duldet. Ihr sprecht mit Israel Friede! Friede! und ist doch nicht Frie[de]. Sprecht vielmehr mit Christo: Kreuz! Kreuz! und ist doch kein Kreuz!"

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)



Berlin 1831. Sonnabend den 31. December. № 105.

Die Predigt des Evangeliums in Magdeburg.

(Schluß.)

So gern wir nun bei der Länge, zu welcher wir diesen uffatz bereits angewachsen sehen, nachgrade zum Schlusse eilen öchten, so dürfen wir uns doch nicht entbrechen, uns noch be-nders über die Zeugnißgebungen des Herausgebers dieser Pre-gtsammlung zu äußern. Wir erkennen in seiner hier uns vor-genden Predigt, die in einfacher Weise, unter Benutzung der telle Hebr. 10, 32—33. eine Anleitung zu geben versucht zu ner würdigen Feier des zweihundertjährigen Gedächtnisses der erstörung Magdeburgs, sehr gern ebenfalls ein Zeugniß für is unter den dasigen Geistlichen wieder erwachte und erwa-ende Streben nach einem Predigen im biblischen Geiste und one. Hiemit wollen wir nun freilich nicht sagen, daß uns us Herrn *Pintrins* Predigten (er hat deren schon mehrere nzeln drucken lassen) wirklich die Sprache der lauteren Evan-elischen Wahrheit entgegen käme. Nein, wir stoßen vielmehr denselben auf die klarsten Beweise, daß er zur Zeit noch zu njenigen Männern gehört, von denen es gilt: Sie lehren, as die Bibel lehrt, aber die Bibel lehrt nicht, was sie lehren d die Bibel lehrt, was sie nicht lehren. Wir halten uns je-och nach dem Gesetze der Liebe für verpflichtet, bei Herrn *Pin-ins* das unevangelische Evangelium, das er bis zu seiner euesten gedruckten Predigt: „Hütet euch vor dem Wesen der römmler unserer Zeit!" (Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei) inen Zuhörern dargereicht hat, nicht auf Rechnung des äuschenwollens, als vielmehr des Getäuschtseyns zu bringen. ir nehmen gern an, daß es mit Herrn *Pintrins* seyn mag, ie mit gar Vielen seiner Amtsgenossen zu dieser Zeit. Seine orbildungsverhältnisse waren wohl einem tieferen Studium der vangelischen Theologie nicht eben günstig. Es ward wohl auch m, anstatt der ächten Wahrheit des tiefen Gotteswortes, die cheinwahrheit jener in seinen Lern- und Studienjahren noch lgemein herrschenden seichten Popularphilosophie eingeimpft und stimmte ihm fort und fort seine Geistesrichtung. Jedoch will nun, als ein ehrlicher Mann, seinem Berufe zufolge, wohl ern Evangelisch predigen, seine eingesogenen Vorurtheile aber, weil sie ihm als solche noch nicht verdächtig geworden sind, behindern ihn zur Zeit, bei seinem Suchen in der Schrift, noch an dem Erfassen ihres ächten, göttlichen Inhalts, und veranlassen ihn die Schrift zu gebrauchen, eben nur nach Maaßgabe seiner individuellen Ansichten. So müssen wir in Absicht auf Herrn *Pintrins* nach der Liebe voraussetzen. In dieser Gedächtnißpredigt hat es ja wirklich einen recht Evangelischen Klang, wenn Herr *Pintrins* das „erleuchtet" des Textes auf die alten gläubigen Magdeburger anwendet, wenn er ihnen „eine treue, unerschütterliche Liebe zu dem *reinen* Lichte des Evangeliums unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi" nachrühmt, und „ihren Eifer für das Licht und die Wahrheit" preist, wenn er *Luther'n* das Zeugniß gibt, derselbe sey „mit der Fackel der Evangelischen Wahrheit aufgetreten" und habe auch in Magdeburg, bei seinem Predigen in der St. Johanniskirche „die noch Zaghaften ermuthigt, und die noch Schwachen gestärkt durch sein *gewaltiges* Wort: von dem Unterschiede der pharisäischen und der wahren vor Gott geltenden Gerechtigkeit;" wenn er ferner zum Lobe der damaligen „tapfern Freunde des Lichts und der Wahrheit," der „christgläubigen Magdeburger" ihre feierlich abgegebenen Erklärungen anführt, daß sie ihre „Zuflucht allein zu dem allerhöchsten Pfarrherrn, Seelsorger, Bischof und Papste, Jesu Christo, haben; daß sie sammt ihren Nachkommen bei Gottes Wort bleiben wollten, nicht zwei, drei, zehn oder mehrere Jahre, sondern in alle Ewigkeit;" wenn er endlich seinen Zuhörern zuruft, „als ein Opfer des Evangelischen Glaubens sey Magdeburg gefallen" und die Fragen an sie richtet: „Wie steht es um euch, hinsichts der Liebe zum Evangelium des Herrn? Ist das, was euren Vätern das theuerste Kleinod war, auch euch *dasselbe* kostbarste Besitzthum? Könntet auch ihr sterben und verderben für euren von jenen ererbten Glauben?" Man merkt freilich, wie wenig klar dem Verf. der tiefere Sinn dieser Fragen ist, schon daran, daß er ohne Weiteres eine freudige Beantwortung derselben von der *gesammten Evangelischen Bewohnerschaft* Magdeburgs erwartet. „Das gebe Gott," ruft er, „daß wir Alle sie freudig beantworten *mögen*; daß *Keiner*, *Keiner* unter den heutigen Evangelischen Bewohnern Magdeburgs sich finde, der in

elendem Wahne die Glaubenstreue der Väter verkenne, wohl gar die ganze Sache der Reformation gering schätze, der — seinen Glauben verläugnen und aus der Freiheit der Kinder Gottes wieder in die Knechtschaft der Menschensatzungen zurücktreten möchte!" Was soll man doch aber sagen, wenn man die vorhingedachte nur drei Monate später von demselben Prediger gehaltene Predigt gegen das Frömmlerwesen liest? Die Aufgabe selbst, die sich in ihr Herr Pintrins gestellt hat, mißbilligen wir natürlich nicht. Es ist ja in vielem Betrachte wohl an der Zeit, daß gegen Frömmelei kräftiges Evangelisches Zeugniß gegeben werde, besonders gegen eine so entschieden arge und verderbliche, wie die in dieser Predigt geschilderte ist, bei der die von ihr Angesteckten nur „in gereizten Gefühlen schwelgen" wollen, an „einem frommen Nichtsthun" Wohlbehagen finden, und „als Propheten nur die Zukunft weissagend" sich geltend zu machen suchen. Aber wir wünschten wohl, Herr Pintrins hätte unter seinen Freunden einen eben so Evangelisch freimüthigen, als wohlmeinenden, dem er ein aufmerksames Gehör nicht zu versagen wüßte, wenn dieser ihn über jene — Predigt etwa in folgender Weise zur Rede stellte:

„Hast du, lieber Bruder, auch wohl bedacht, was du thatest, als du in solchem Tone gegen das Frömmlerwesen von der Canzel sprachest, und das so Gesprochene nachher sogar drucken ließest? — Frömmelei ist ja freilich eine bedenkliche Gemüthsrichtung, und — den Entschluß, öffentlich vor ihr zu warnen, soll kein billiger Richter dir verargen. Gewiß hat es dir auch angelegen, deinen Entschluß im Sinne und Geiste des Evangeliums auszuführen. Siehe doch aber, wohin bist du, unvermerkt deinem eigenen Geiste dich hingebend, gerathen? Dein Text (Luc. 18, 9—14.) gab dir die Weisung, dem argen Wesen der hochmüthigen Selbstüberhebung und des verächtlichen Herabsetzens Anderer entgegen zu arbeiten. Ich bitte dich, urtheile unbefangen — hast du nicht diesem argen Wesen vielmehr recht eigentlich Nahrung zugeführt? Du lasest doch in deinem Texte: Er sagte zu Etlichen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären — warum hast du denn vielmehr von solchen geredet, als wenn es unter deiner Zuhörerschaft deren nicht geben, als wenn sich in deiner eigenen Brust auf keinen Fall auch ein Samenkorn oder ein Pflänzchen des Frömmlerwesens finden könnte, da du doch wirst zugeben müssen, daß wir Alle zu jeder in die Erscheinung hervortretenden Sünde den fruchtbaren Keim, und ich sage, wohl noch mehr als den, in unserem eigenen Herzen tragen? — Oder möchtest du wirklich läugnen, daß es, dem Geiste des Gleichnisses nach, nicht minder ein einbildnerisches Fromm- oder Gerechtseyn (δικαιος steht im Grundtexte) und ein Geringachten der Anderen — nach deinem Ausdrucke also ein Frömmlerwesen — ist, wenn Jemand sich auf seinen vermeintlichen Tugend- und Rechtschaffenheitseifer verläßt, und dabei die Anderen, welche nicht diese Richtung haben, tief unter sich stellt, als wenn Jemand sich auf seinen vermeintlichen Glauben stützt, und dabei die Anderen, welche es nicht eben so halten wollen, gegen sich als geringe und elende Leute ansieht? Kann demnach nicht selbst ein Mensch, der von der alten Bibel gar nichts wissen mag, der nur an solchen religiösen Vorträgen, die sich im Geiste des aufklärerischen Deismus vernehmen lassen, ein gewisses Behagen findet, dennoch im Sinne Jesu zu denen gehören, denen du textgemäß ihr Frömmlerwesen — nach deinem Ausdrucke — zu verleiden hattest? — Gesteh es, mein Bruder, das hast du nicht bedacht, du hast unläugbar geredet, als wenn es bei denen, die zunächst dich hörten, durchaus keines Kampfes gegen ein eingebildetes Gerechtseyn, als gegen eine bedenkliche Feindesmacht in ihrem eigenen Herzen, bedürfte, du hast es sogar deutlich zu verstehen gegeben (S. 8.), daß diejenigen, gegen deren böses Wesen du streitest, deine Predigten nicht zu besuchen pflegen. Richte doch selbst, welche Wirkung mußte sonach, schon nach psychologischen Gesetzen, dein Reden haben? Die es nach ihrer Herzensstellung gern hörten und ihm Beifall gaben, wurden sie nicht, so viel an dir lag, bestärkt in ihrer Einbildung auf ihre bessere Religionsweise, und in ihrem verächtlichen Halten von denen, die du ihnen als scheinheilige Frömmler schildertest? So wurde also bei diesen der Zweck des herrlichen Gleichnisses durch deine Predigt gradezu verkehrt."

„Blicke nun aber auf diejenigen, deren Frömmlerwesen du abzumalen suchtest, — solltest du denn auch nur einen Augenblick dich bereden können, sie werden, wenn ihnen etwa deine gedruckte Predigt in die Hände kommt, durch dieselbe zur Umkehr von ihrem Irrwege sich stimmen lassen? Hättest du dann nicht in einem ganz anderen Tone von ihnen reden, wohl als der Sache Feind, aber desto merklicher als der Personen Freund dich zeigen müssen? Wäre dann nicht deine besonnenste Sorgfalt darauf zu richten gewesen, daß dich ja Keiner von ihnen weder einer wirklichen noch scheinbaren Uebertreibung und Unwahrheit zeihen könne? Sage doch, lieber Bruder, werden nicht jene Selbstgefälligen, an deren Zurechtweisung es dir unstreitig, als einem Diener des Herrn, der gekommen ist in die Welt, die Verirrten und Verlorenen zu suchen und selig zu machen, ernstlich gelegen seyn mußte, in ihrem selbstgefälligen Wesen durch deine Predigt nur noch mehr verstrickt werden, wenn sie in derselben Zeugnissen begegnen, die sich ihnen als ganz unläugbar falsch darstellen? Bedenke, — du hast ausdrücklich dich dahin erklärt, das von dir geschilderte Frömmlerwesen habe auch in Magdeburg schon Eingang gefunden (S. 12.). Was wolltest du doch aber zunächst deinen dasigen Amtsgenossen wohl antworten, wenn sie sich bewogen fänden, Behufs der Abwehr solcher Beschuldigungen von sich, die ihnen leicht auch hinsichtlich ihres Verhältnisses zum bürgerlichen Gesetze höchst bedenklich vorkommen könnten, mit dem ernstlichen Verlangen dir zuzusetzen, daß du ihnen rund heraus die Kirchen zu Magdeburg nennest, wo nach deinem Behaupten — (wenn's wahr ist, unläugbar mit Gefährdung des Gehorsams gegen die Gesetze, der Treue gegen den Staat und der guten Sitten) das Thun [Gutesthun] für etwas Unnöthiges, ja sogar für etwas Verdammliches erklärt, wo die Vernunft, gleich einer Teufelsgabe, verachtet, wo in dem Wahne, Jesum zu verherrlichen, gepredigt wird: Je mehr ihr gesündigt habt, desto lieber seyd ihr ihm!? Lieber, räume es ein, hast du nicht, hingerissen von einem keinesweges besonnenen Eifer, in diesen Worten Behauptungen aufgestellt, die du — verantworten gewiß nicht kannst? — Doch höre weiter! Du gibst als Merkmal der Frömmlerparthei unter Anderm ein fleißiges Lesen der Bibel an, das ihnen aber gleichwohl zu einem rechten Verständnisse der Schrift nicht förderlich werde, weil „„mehr dazu gehöre, überall den wahren Verstand der Worte zu ergründen, als nur in der Lutherischen Uebersetzung sie zu vernehmen."" So willst du doch gewiß nicht gern als ein solcher erfunden werden, gegen den von ihrer Seite, auch nur mit einem Scheine der Wahrheit, eine ähnliche Beschuldigung erhoben werden dürfte. Gleichwohl gibst du den Frömmlern, deren Viele erfahrungsmäßig heutzutage mancherlei Hülfsmittel zur Erläuterung des Wortsinnes der Bibel fleißig

ebrauchen, gar unvorsichtig Anlaß, von deinem eigenen Schrift-erständnisse gering zu halten. Siehe, lieber Bruder, du bietest a selbst dazu die Hand, daß Schriftzeugnisse von denen, welche u lehren sollst, falsch verstanden werden, du führest ja deren, öllig absehend von ihrem genuinen Sinne im Grundtexte, ich arf nicht sagen, in dem Sinne, sondern nur nach dem äuße-en Klange der Lutherischen Uebersetzung an. Dessen zu ge-chweigen, daß du eben in dieser Predigt das Wörtlein „fromm" es Textes einseitig bloß in der engeren Bedeutung nimmst, velche ihm der neuere Sprachgebrauch aufgeprägt hat, keines-veges aber im Sinne der Uebersetzung Luther's *) und des Grundtextes: — denke z. B. nur an den Gebrauch, den du on Jesaias 26, 1. in deiner Gedächtnißpredigt am zehnten Mai, nläugbar bloß nach dem Klange der Uebersetzung machst, wenn u den Magdeburgern zurufst: Blicket hin auf die Stärke nd Sicherheit unserer Feste, da wir wohl sagen lögen mit dem Propheten, wir haben eine feste Stadt, Mauern nd Wehre sind heil!" (sic!)

„Und wäre es dir denn, lieber Bruder, bisher entgangen, aß unter den Lesern und Vertheilern von „„Tractätlein"" irklich manche gefunden werden, die sich mit Luther's Grund-egriffen und Kernsprüchen wohl vertraut gemacht haben? Was illst du doch diesen auf eine gar starke Invective, die sie leicht egen dich richten könnten, entgegenhalten? Siehe, du lobst Lu-her'n in deiner Gedächtnißpredigt am zehnten Mai als einen vackern Kämpfer gegen die Nacht des Aberglaubens, der Un-vissenheit und der Bethörung gewaltig heraus, du gedenkst in-onderheit rühmend seiner Predigt in der St. Johanniskirche zu Magdeburg: Von dem Unterschiede der pharisäischen nd der wahren vor Gott geltenden Gerechtigkeit. Und doch scheuest du dich nicht, in deiner Predigt über das Frömmlerwesen gegen jene Gerechtigkeit, die zu seiner Zeit Lu-her als die wahre, allein vor Gott geltende pries, harf anzugehen? Doch bestreitest du hier diejenige Lehre Lu-her's, die er in seinen Schriften immer wieder als die Grund-nd Hauptlehre des Evangeliums bezeichnet, die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein durch den Glau-en an Christum, wie wenn du es mit einer ganz offenkundig nevangelischen Lehre zu thun hättest? Du sagst z. B.: „„die Frömmler haben, wenn ihrem Gewissen bange wird, einen Bür-en, der für Alles, Alles, was ihnen mangelt, schon sattsam enug gethan hat."" Hast du denn diesen Bürgen, wenn dei-em Gewissen bange wird, nicht? Luther, den du so sehr rüh-nest, hatte ihn, wie dir alle seine Schriften deß Zeugniß geben, nd eben darin, daß er ihn hatte, besaß er die wahre, vor Gott eltende Gerechtigkeit, über welche er, zur Ermuthigung der aghaften und zur Stärkung der Schwachen in Magdeburg, ie du selbst sagst, gewaltig gepredigt hat. Ist denn nun itdem die damalige Wahrheit zur Lüge geworden, und die Ge-chtigkeit, welche damals die vor Gott geltende war, ist sie es icht mehr? Lieber, veranlassest du nicht selbst durch dein Re-n deren Viele, die du als Frömmler bezeichnest, zu solchen eberlegungen? Und du wolltest im Ernste meinen, daß solche Frömmler, wenn sie sich gegen dich auf Christum und seinen sündetilgenden Tod berufen, dein Fragen: „„Seyd ihr denn gereinigt worden durch sein Evangelium, durch seine Tugend-anweisung, durch sein heiliges Leben?"" als ein ab- und zu-rechtweisendes ansehen werden? Du wolltest hoffen, durch solche unpassende Entgegnung solche Frömmler von dem Irrthum ih-res Weges zu überführen? Nein, sie werden vielmehr gewiß, wenn du dich fort und fort so wenig stimmend mit Luther und, was mehr sagen will, mit dem klaren Bibelworte, welche beide du doch lobst und rühmst, vernehmen lässest, daraus den Schluß ziehen, entweder daß du, obgleich ein verordneter Evan-gelischer Prediger, Luther's und überhaupt der Reformatoren Glaubens- und Rechtfertigungsbegriff nicht kennst, oder daß du geflissentlich darauf ausgehest, eine der Wahrheit ermangelnde Vorstellung von dem, was Luther und der alten Evangeli-schen Kirche Licht und Wahrheit, Gerechtigkeit und Stärke war, in die Gemüther deiner Zuhörer zu pflanzen. Werden sie nicht aber sonach, sind sie wirklich Frömmler, eben durch sol-ches dein Predigen in ihrem Frömmlerwesen vielmehr befestiget, als wankend gemacht werden?"

Wir zweifeln nicht, spricht sich ein eben so freimüthiger als redlicher Freund gegen Herrn Pintrins etwa in dieser Weise aus, so wird es ihn, ist er wirklich, wie wir ihn zur Zeit noch gern dafür halten, ein Mann mit einem offenen Herzen für die Wahrheit, nicht bloß gereuen, eine solche Predigt wider das Frömmlerwesen gehalten und in den Druck gegeben zu ha-ben, sondern Magdeburg wird auch für die Zukunft einen Geist-lichen an ihm haben, der dort je länger je mehr dem Reiche des Lichts und der Wahrheit seine Siege über das Reich der Finsterniß und der Lüge mitgewinnen hilft.

Unter den Streitern für die heilige Sache des Evange-liums in Magdeburg sind nun auch noch manche Prediger, von denen wir in dieser Sammlung, weil an dem zehnten Mai nur einmal in jeder Kirche gepredigt worden ist, keine Zeugnisse vor-finden. Wir nennen aus diesen nur Herrn Vorberg an der St. Katharinenkirche, der, nach den uns gewordenen Nachrich-ten, in einem einfachen biblischen Tone zu predigen wirklich be-flissen seyn soll, insonderheit aber den oben bereits erwähnten Herrn Arndt, Hülfsprediger am Dome. Von den Evangeli-schen Zeugnissen desselben ist schon Manches durch den Druck auch in weiteren Kreisen Heilsbegierigen zum Segen geworden. Wir nennen aus ihnen hier nur als eine eben so sehr durch Klarheit, wie durch Gediegenheit, eben so sehr durch Kundge-bung geistlicher Erfahrung, wie durch eine eindringliche Sprache ausgezeichnete Predigt: „Der Segen des Jubelfestes. Predigt am Sonntage nach dem Jubelfeste der Ueber-gabe der Augsburgischen Confession im Dome zu Magdeburg gehalten. Berlin 1830, Martius." Neuer-dings hat er kurz hinter einander drei mit Beziehung auf die auch über Magdeburg gekommene Heimsuchung durch die Cholera-seuche im Dome gehaltene Predigten herausgegeben. Wider die erste derselben hat sich jüngst in einer Broschüre unter dem Ti-tel: „Rüge der ungebührlichen Uebertreibungen in der Cholerapredigt, welche Herr Hülfsprediger Friedr. Arndt am 19. Juni 1831 im Dome zu Mag-deburg gehalten und nachmals durch den Druck ver-allgemeinert hat, Burg, Otto'sche Buchhandlung," ein Gegner erhoben. Die angegriffene Predigt haben wir gele-sen, und — sie hat uns wohl gefallen. Daß sie aber allen de-nen mißfallen hat, welche sich für strafbare, der göttlichen Ver-gebung in Christo bedürfende Sünder nicht erkennen wollen,

---

*) Ihm galt das Wort „fromm" für ganz gleichbedeutend it dem Griechischen δικαιος, wie er denn unbedenklich „Fromm-it" d. i. bei ihm Rechtschaffenheit im Leben und Erweisen auch ngläubigen und Heiden zuschrieb. Vgl. seine Schriften in vielen tellen.

wundert uns nicht. Mit welchen Waffen jene genannte Schrift gegen die vorgeblichen Uebertreibungen in dieser Predigt angeht, ist uns zur Zeit noch unbekannt. Wir haben aber guten Grund zu der Zuversicht, daß der Herr der Kirche diese öffentliche Befehdung Arndt's, wegen seines Predigens, zu einem wirksamen Mittel gebrauchen werde, die Arbeit des rüstigen Wahrheitszeugen nur desto segensreicher werden zu lassen, und nur desto schneller und herrlicher, zunächst in Magdeburg, das hier lange genug verfallen gewesene Heiligthum des Evangeliums wieder zu bauen. Herrn Arndt aber rufen wir zu seinem Troste das Lutherwort zu: „Es ist ein seliger Unfriede und Rumor, den Gottes Wort erwecket."

So scheiden wir denn von dem uns gar theuren Magdeburg mit dem herzlichen Wunsche, es möge Gott gefallen, in einer Kürze dem dort jetzt sein Werk treibenden Würgengel Einhalt zu thun, aber zugleich von dieser empfindlichen Heimsuchung es bei einer großen Meng' von Seelen zu der verheißenen friedsamen Frucht der Gerechtigkeit gedeihen zu lassen, daß es sich fortan, unter dem Hinblicke auf diese bedeutsame alte Evangelische Stadt in immer größerer Klarheit dem entschiedenen Freunde der großen Sache des lauteren Evangeliums aus den unzweideutigsten Zeichen ergebe: In Magdeburg bauet jetzt wieder der Herr mit Macht sein Zion! In Magdeburg erscheint er jetzt wieder als Jehovah, unsere einige Gerechtigkeit und Stärke, in seiner Ehre!

Werdet nicht der Menschen Knechte!

Es ist bekannt, daß der heutige politische Liberalismus die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe in Zweifel zieht. Er kann auch nicht anders, denn ihm sind Obrigkeit und Recht Kunstwerke, welche Menschen zu zeitlichen Zwecken erfunden haben, und die Strafe nur ein Mittel, deren Maschinerie im Gange zu erhalten und diese Zwecke: Wohlstand, Genuß, Bildung u. s. w. sicher zu stellen. Welches menschliche Gefühl muß sich nun nicht empören, wenn die Werkmeister solcher Maschinen, nachdem sie der Majestät sich entäußert, die Gott seinen Abgesandten verliehen, und das Schwerdt von sich geworfen, das er zur Rache über die Uebelthäter in ihre Hände gegeben, das Recht in Anspruch nehmen, im Namen der souveränen Menge, Menschen um's Leben zu bringen, damit ihr Räderwerk nicht still stehe? Man hat es daher auch seit funfzig Jahren an allerlei Plänen und Vorschlägen, die Todesstrafe, ja den Krieg abzuschaffen, nicht fehlen lassen, allein in der Praxis hat es damit nie recht fort gewollt. Während die Christenheit von Philanthropie, Humanität und Liberalität wiederhallte, und überall von Freiheit und Völkerglück die Rede war, gerieth das Beil des Henkers in eine bis dahin unerhörte Bewegung, und nach ihm mäheten die furchtbarsten Kriege ganze Geschlechter nieder. Die Pariser Julitage — der gedämpfte Nachhall jener Gräuel — brachten auch alsbald jene Frage wieder auf's Tapet. Die Leser werden sich erinnern, welch' schnödes Spiel die Machthaber in Paris im Herbste 1830 mit dieser ernsten Sache trieben, als einerseits die Souveräne auf den Gassen ein scharfes Urtheil gegen die Minister Karl's des Zehnten forderten, andererseits der Humanität des aufgeklärten Zeitalters die Todesstrafe zum Opfer gebracht werden sollte. Die Halbheit indessen, welche den bisherigen Gang dieser Revolution charakterisirt, hat es zu einem solchen Resultate nicht kommen lassen.

Unlängst nun ist diese Frage in der Französischen Deputirtenkammer wieder berührt worden, und die Art, wie man den Knoten zu lösen oder vielmehr zu zerhauen versucht hat, ist charakteristisch für den innern Zustand, in welchen der Abfall von der göttlichen Auctorität nothwendig führen muß. Es war der Kammer ein Gesetzentwurf zur Milderung der Criminalstrafen vorgelegt worden; eine zu dessen Prüfung ernannte Commission sagt am 11. November 1831 in ihrem Berichte:

> „Die Commission hat die Frage nicht untersuchen wollen, ob die Todesstrafe rechtmäßig sey oder nicht. Es ist dies eine furchtbare Frage, welche das Gewissen beunruhigt, und die Vernunft verwirrt, die aber der bei so vielen Völkern und durch so viele Jahrhunderte üblich gewesene Gebrauch gegen die Zweifel der Philosophie und die Gewissensscrupel der Menschlichkeit löst."

Sie nennt dann die philanthropischen Bemühungen, die Todesstrafe abzuschaffen, Bemühungen für eine heilige Sache, meint aber, daß dieselbe für jetzt noch beibehalten werden müsse, und nur allmählig abgeschafft werden könne.

Was soll man hier mehr bedauern, das „beunruhigte Gewissen," und die „verwirrte Vernunft" dieser aufgeklärten Männer, oder die Beseitigung dieser Unruhe und dieser Zweifel durch die Auctorität der „Völker" und „Jahrhunderte?" Wußten sie nichts davon, daß unser Gewissen nur in Gott Ruhe, unsere Vernunft nur in ihm Klarheit findet? Oder, wenn sie es nicht wußten, hätte die Unruhe, hätten die Zweifel sie nicht zum Suchen und Forschen leiten sollen? Daß es ein Gotteswort gibt, welches das obrigkeitliche Wort bestätigt und das Vergießen des Bluts der Mörder durch Menschen befiehlt, davon scheint selbst die Erinnerung bei ihnen verklungen zu seyn. Aber auch an ihrer eigenen Aufklärung und Philosophie verzagen sie, — die Männer, denen die Auctorität des Wortes Gottes nichts ist! sie beugen sich, ohne Prüfung noch Sichtung, vor dem „Gebrauch" der Völker und der Jahrhunderte, und räumen ihnen ohne Bedenken die Herrschaft über ihr Gewissen und ihre Vernunft ein.

Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei, — ohne ihn sind wir der Menschen Knechte.

Wir haben ein festes prophetisches Wort; wo uns, wenn wir darauf achten als auf ein Licht, das da scheinet an einem dunkeln Ort.

Redacteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Inhalt.

Aufsätze.

II. Litterarische Anzeigen.

III. Nachrichten.

I. Europa.

II. America 200.

III. Polynesien.

Miscellen 223, 240, 392.







UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062052789